

Botenlauben.

Vorläufer und Skizze;

VON

Ludwig Bechstein.

Meiningen.

1841.

Eigenthum des Verfassers.



Ein Schloß mit zerfallenen Thürmen
Schmückt freundlich den Berg und das Thal.
Umtoft bald von brausenden Stürmen,
Verklärt bald vom Abendrothstrahl.

Wir lauschen dem Mund der Geschichte,
Der Sage bezauberndem Laut.
Zuß klangen des Burgherrn Gedichte,
Und schön war vom Osten die Brant.

Und fromm sind die liebenden Gatten;
Dem Himmlischen weihet sich ihr Sinn.
Zum Kloster im friedlichen Schatten
Des Thales, zieht Andacht sie hin.

Dorthin flog der Schleier, der fallend
Auf blühende Rosen, sich barg.
Dorthin zog ein Leichenzug wallend —
Es deckt' eine Harfe den Sarg.

Im Ringen, im Singen, im Glauben
Gleich stark, und getreu bis zum Tod,
Ruht Otto von Botenlauben
Im Kirchlein zu Frauenrod.

V o r r e d e .

Die tägliche, drängende Nachfrage nach sichern und gründlichen Nachrichten über die vielbesuchte Burgruine Botenlauben nahe dem europäisch berühmten Badeort Kissingen und nach ihrem, als deutschen Minnesänger gefeierten einstigen Besitzer, zugleich auch Wunsch und Aufforderung vieler, den zahlreichen Besuchern eines der frequentesten Kurorte einen kleinen historischen Leitfaden beim Besteigen der Burg Botenlauben und ihres gastlichen Asyls in die Hand zu geben, haben den Verfasser zur vorliegenden Ausarbeitung bewogen. Dieselbe ist jedoch nur ein gedrängter Auszug aus einer längst vorbereiteten umfassenden Monographie über den Grafen Otto von Botenlauben, dessen Gedichte und Geschichte, in Verbindung mit der seiner Burg, und des von ihm und seiner Gemahlin Beatrix ebenfalls in Kissingens Nähe gestifteten Nonnenklosters Frauenrode. Dieses Werk, mit verschiedenen Bildbeigaben geziert, mit zahlreichen Urkunden und literarischen Nachweisungen reichlich ausgestattet, und mit allem gewissenhaften

Fleiß und gründlicher historischer Forschung ausgearbeitet, wird den Gegenstand, den es mit Liebe und Treue umfaßt, ganz erschöpfen, und ein wesentlicher Beitrag für die fränkische Specialgeschichte werden. Der gegenwärtige Auszug enthält nur in kurzen, andeutenden Umrissen, was dort als Frucht jahrelanger Studien ausführlich, und mit allem Gepräge ernster wissenschaftlicher Wahrheit niedergelegt ist. Folgendes bildet den Inhalt des Hauptwerkes:

E i n l e i t u n g.

I. Buch der Vieder.

1. Otto's Gedichte nach der Manessischen Handschrift.
2. Uebersetzung.
3. Glossar und Kommentar.

II. Buch der Forschung.

1. Ueber den Antheil der Grafen von Henneberg am deutschen Minnesang.
2. Geschichte Otto's von Botenlauben und seiner Gemahlin Beatrice.
3. Geschichte der Burg Botenlauben.
4. Geschichte des Klosters Franconrode.
5. Geschichte der Dynasten von Hiltensberg.

III. Urkundenbuch.

1. Urkunden zur Geschichte Otto's von Botenlauben.
2. Urkunden zur Geschichte der Burg Botenlauben.
3. Urkunden zur Geschichte des Meisters Frauenrode.
4. Urkunden zur Geschichte der Dynasten von Hiltensberg.

Ein ideales Titelbild, ein Bild des Minnesängers nach dem Maness'schen Eder zu Paris, die Bilder der Grabsteine Otto's und Beatricens in der Kirche zu Frauenrode, und mehrere Stammtafeln, wie auch Tafeln mit Wappen und Siegeln werden dieses Werk schmückend begleiten.

Einstweilen möge dieser Vorläufer die angedeutete Bestimmung: als Führer auf die Burg Botenlauben zu dienen, erfüllen, und für das größere Werk auch im weitem Kreise, als dem beschränkten des Kurortes, Theilnahme erwecken.

Der Verleger.



Die Burg, ihr Ursprung und Name.

In der Nähe der Stadt Kissingen, hochberühmt durch ihre heilkräftigen Bäder, erhebt sich einst im romantischen Saale-Thal die Burg Botenlauben, jetzt nur eine vielbesuchte Trümmer, anziehend durch ihre Lage, durch ihre Aussicht, durch ihre Erinnerungen, am meisten durch einen ruhmwerthen Besitzer.

Der Burgberg erhebt sich isolirt; er ist theilweise von Getraideäckern umgeben, und an seiner südwestlichen Seite mit Wein bebaut. Vorn ist von ihm der Hinabblck auf die nahe, in ihrer Häuserzahl stets wachsende Stadt, auf die Brunnen- und Promenadenplätze, den neu erbauten Kursaal, die Saline, die Wiesen des idyllischen Lustbales, die schönen Bergwälder. Nordwärts schließt das Abengebirge mit dem hohen Kreuzberge die Fernsicht ab; im Süden wird die stattliche Trimburg erblickt, neben den Schlössern und Burgen Saaleck, Eckenberg, Neusenberg, Schildeck, Kloster Aura &c. nebst Dörfern und Meierhöfen, und

alles einigt sich zu einem umfassenden und reizvollen Landschaftsbilde.

Wer die Burg gründete, erbaute, zuerst bewohnte, ist unbekannt. Dem Wanderer tritt, wenn er der Ruine genabt ist, eine Schrifttafel entgegen, welche sich also darstellt:

Ruine des Schlosses Bodenslaube.

Nach manchen Forschungen am Ende des XI. Jahrhunderts von Bodo, einem Verwandten Kaiser Heinrich des vierten erbauet und Bodenslaube genannt. Im Anfang des dreizehnten Jahrhunderts Wohnsitz des Grafen Otto IV. des Jüngern von Henneberg. Ao. D. 1234 um 120 Mark Silber an Bischof Hermann von Würzburg abgetreten.

Zerstört im Bauernkriege 1525.

1835.

Diese Inschrift leitet den Blick zu erneuter Forschung hin, und es muß zuvörderst bemerkt werden, daß die Rechtschreibung des Namens der Burg in den zahlreichen Urkunden, darin sie Erwähnung findet, durch alle Jahrhunderte mannichfaltig schwankt. „Die Bodenlaube“ ist vulgäre Benennung des Trümmer Schlosses in seiner Umgebung; urkundlich findet sich im 13. Jahrhundert: Botenlouben, Bodenlohen, Botenlobe, Bothinloibin, Botenloben etc. und schon 1242 Botenlauben.

Darin, daß Botenlouben und Botenlauben urkundlich am häufigsten begegnet, finden wir hinlänglichen Grund, letztere Rechtschreibung zu bevorzugen und beizubehalten.

Die Angabe der Inschrift fußt im Bezug auf die Erbauung der Burg nicht auf historisch erweislichem Fundamente, sondern auf einer Vermuthung, welche zuerst J. W. Krause in seiner „Nachricht von dem Bergschlosse Bodenlauben oder Botteleben“ aussprach, welche Abhandlung in J. P. Reinhard's Beiträgen zu der Historie Frankenlandes und den angrenzenden Gegenden (Bayreuth 1762, Theil 3. V. S. 209 u. ff.) enthalten ist. Krause zieht eine Urkunde vom Jahre 1094 an, darin zwar eines in dieser Gegend begüterten Bodo erwähnt, aber keineswegs gesagt wird, daß derselbe diese Burg erbaut und beses-

sen habe. Diese Vermuthung möge indeß auf sich beruhen, die Geschichte kann den Erbauer mit Bestimmtheit nicht nachweisen. Dagegen ist mit Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß die Burg schon stand, als ihr erster, urkundlicher Besitzer, Graf Otto von Henneberg, sie erwarb, bewohnte, und sich meist, jedoch nicht immer, nach derselben nannte. Dieser Otto ist aber nicht „Otto IV., der Jüngere,“ wie die Inschrift irrig aus sagt, gestützt auf eine unzuverlässige Angabe in Spangenberg's Hennebergischer und Hönns coburgischer Chronik, sondern er ist nur IV. nach alten zweifelhaften Genealogien, und nach von Schultes gründlicher hergestellter Stammtafel heißt er Otto II. Der erste Otto, des Botenlaubers Großoheim, Enkel Poppo's I., war Bischof von Speier, und starb 1202. Otto der Jüngere, nicht IV., sondern III. (V.), war Sohn Otto's II. und zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts noch nicht geboren.

Dies veranlaßt, bevor die Geschichte und die Schicksale der Burg näher in Betracht gezogen werden, den Blick der Leser auf das Geschlecht der Grafen von Henneberg hinzulenken, welchem der urkundlich erste und zugleich berühmteste Besitzer des Schlosses Botenlauben entstammte.

Die Grafen von Henneberg.

Am Ende des zwölften und im Beginn des dreizehnten Jahrhunderts finden sich bereits die Grafen von Henneberg wohlhabend und besitzungenreich im nördlichen Franken sesshaft, deren Ursprung mit hoher Wahrscheinlichkeit von den Gengrafen des Grabfeldes abgeleitet wird. Im Jahr 1037 erscheint Poppo I. mit dem Geschlechtsnamen vom Schlosse Henneberg ohnweit Meiningen als urkundlicher Abuherr der später in mehrere Linien verzweigten Grafen. Er begleitete Kaiser Heinrich IV. in den Feldzug wider dessen Gegenkönig, Herzog Rudolph von Schwaben, und fiel in der blutigen Schlacht bei Mellrichstadt, den 12. August 1078. Von drei Söhnen dieses Poppo starb der Jüngste frühzeitig, des Ältesten Stamm erlosch mit einem Urenkel, und nur dem Stamm des Mittelften, Gottwald I., war es beschieden, fortzugrünen. Dieser Gottwald hatte der Söhne fünf: Poppo V., Gebhard I., Günther I., Berthold I., Otto I., von denen Poppo erbenlos starb, Gebhard Bischof zu Würzburg, Günther und Otto Bischöfe zu Speier wurden, und nur Berthold das Geschlecht fort-

pflanzte. Doch auch ihm ward nur ein einziger Sohn geschenkt, Poppo VI. Dieser Poppo, welcher, gleich seinen Vorfahren, von Würzburg die Burggrafschaft zu Lehen trug, ward Wohlthäter mancher Klöster, vollbrachte eine Wallfahrt nach Palästina, wohnte, zurückgekehrt, dem Reichstag zu Mainz bei, den Friedrich Barbarossa ausgeschrieben, und nahm dort mit so vielen andern deutschen Fürsten und Edeln das Kreuz. Auf dem 1189 begonnenen Kreuzzuge selbst zeichnete sich Graf Poppo durch rühmliche Tapferkeit und weise Rathschläge aus, ward aber von einer tödtlichen Krankheit am 14. Sept. 1190 zu Marlab in Syrien hinweggerafft.

Poppo hinterließ vier Söhne: Heinrich II., Berthold II., Poppo VII. und Otto II. — Heinrich's gedenken rühmend die Befsraischen Annalen, (eine in vielen Handschriften vorhandne, auch bereits einmal gedruckte kurze Geschichte des Hennebergischen Grafenhauses, von einem Mönche des ehemaligen Klosters Befsra zwischen Schleusingen und Themar — etwa zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts aufgezeichnet). Es heißt dort von ihm, daß kein stärkerer (fortior, oder muthigerer, tapfrerer) Mann unter den deutschen Rittern gefunden worden. Die Bilderhandschriften der Befsraischen Annalen bilden ihn als Deutschherrn ab; er ging erbenlos aus der Welt.

Berthold theilte mit seinen noch übrigen Brüdern die Hennebergischen Besitzungen, residirte wahrscheinlich auf Burg Henneberg und dem nahen Thalschloß Maßfeld, und sein Geschlecht erlosch in einem einzigen Nachkommen. Poppo wohnte auf Burg Strauß zwischen Hildburghausen und Heldburg, und nannte sich von dieser Besitzung in Urkunden *comes de struve*. Er spielte eine nicht unbedeutende Rolle, that auch einen Zug nach dem heiligen Lande und vermählte sich nach dem Tode seiner ersten Gemahlin mit Iutta, der Tochter des Landgrafen Hermann von Thüringen, des ruhmreichen Sängersfreundes. Poppo begleitete den Kaiser Friedrich II. 1227 auf dem Kreuzzuge nach Palästina, und wurde, wegen seiner bewiesenen Tapferkeit, vom Papst Innocenz eigenhändig zum Ritter geschlagen.

Im Jahr 1236 wurde der erfahrene und tapfere Mann vom Kaiser zum Statthalter zu Wien ernannt, und seine Zeitgenossen legten ihm den ehrenvollen Beinamen des Streitbaren, des Weisen bei. Er starb 1245. Durch ihn blühte der Stamm der Henneberger in vier Linien fort.

Otto nun, der vierte Sohn Poppo IV. von Henneberg und seiner Gemahlin Sophia, Gräfin zu Andechs, Markgräfin zu Thüringen, ist es, der in Beziehung auf Burg Botenlauben das lebhafteste In-

teresse in Anspruch nimmt; er erscheint in der Geschichte zunächst als Besitzer der Hennebergischen Burgen Lichtenberg bei Eisleben und Habesburg bei Meiningen, und es ist wahrscheinlich, daß ihm auch die Hennebergischen Besitzungen jenseits des Rhöngebirges zufielen. Wie dem auch sei, er wandte sich diesem südlicheren Gebiete zu, überließ die Schlösser Lichtenberg und Habesburg Burgmännern und ward Erbauer oder doch Erneuer der Burg Botenlauben über Kissingen, nach welcher er sich fast immer schrieb und nannte. So erscheint er bereits 1206 in einer Urkunde als erster Zeuge unter den Laien, in welchem Jahre oder dem darauf folgenden er einen Pilgerzug nach dem heiligen Lande antrat.

Die Heimath zeigte überall trübe Spaltung, der Osten, das sagen- und wunderreiche Morgenland winkte und lockte mit geheimnißvollen Reizen, als irrender, abenteuernder Ritter zog Otto nach dem Morgenlande; Otto war ein Dichter.

Einem begüterten Geschlecht entstammt, das durch Verwandtschaftsbände mit vielen Fürstenthümern des Vaterlandes verbunden war, von einem mit ritterlichen Ehren genannten Vater, einer frommsinnigen Mutter erzogen, an deren Beispiel sich das Gemüth des jungen Grafen freudig sonnen konnte, jedenfalls auch zu seiner Ausbildung eine Zeitlang am Kaiser-

hose weisend, empfing Otto's Jugend Eindrücke, die nachhaltig und bestimmend auf sein späteres Leben und Handeln wirkten, und als ein Kind seiner Zeit sehen wir ihn den Strahlen nachziehen, die als Religion, Ritterthum, Poesie und Minne das oft so kriegerisch bewegte, oft blutig überglühte Leben verklärten.

Der Minnesang und seine Pfleger.

Liebe und Poesie waren in der liederreichen Periode des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts zu einem sonnigen Frühling erwacht.

Die Minnesingerzeit erblühte unter dem Scepter der Hohenstaufen, deren geistige Hobeit ihre Strahlen auf die ganze deutsche Nation warf, die ein edles Selbstgefühl voll Kraft und hoher Regsamkeit erfüllte. Es machte sich in dieser Zeit ein vorwaltender Hang zu Glanz und Pracht und Festlust geltend, und alle schönen ritterlichen Tugenden: Tapferkeit, Gastlichkeit, Chevalerie u. strebten einem Höhenpunkt sittlicher Ent-

wicklung zu, als dessen Krone die Pflege der Nationalpoesie und vorzugsweise der lyrischen, des Gesanges, glänzte.

Diese Pflege konnte und mußte zunächst ausgehen von den Hohen und Edeln der Nation, als Trägern allen Glanzes und aller Herrlichkeit, und so geschah es auch. Um die Hofhaltungen voll Turniere und andere Freudenfeste sammelten sich gern die Sänger, und nicht nur, daß die Hohen, Reichen, Mächtigen ihnen, den sorg- und harmlosen Wanderern, gern ihre Burgen öffneten, gern ihren Liedern und Gesängen lauschten, sondern sie griffen auch selbst in die Saiten der deutschen Viederharfe ein und rangen um den Sängerkorbeer.

Glänzende Zeugnisse solch' mächtigen Antheiles gaben neben den Babenbergern und Hohenstaufen die Hofhaltungen der Thüriger Landgrafen, der Weiskner und Brandenburger Markgrafen, der Könige Böhmens und Ungarns, der Herzoge von Breslau, Anhalt, Brabant u. A.

In Mittelddeutschland erblicken wir den Thüringerlandgrafenhof auf der herrlichen Wartburg als vorleuchtenden deutschen Wusensitz in der mittelalterlichen Aera, wo ein glänzendes Siebengestirn ruhmgefeierter Minnesänger: Wolfram von Eschenbach, ein Krause, Heinrich von Osterdingen, ein Oesterreicher, Walther

von der Vogelweide, aus dem Thurgau, Heinrich von Nispach, Reinmar von Zweter, Riterolf aus Francken, und Kliner aus Ungarland um den Kampfyrcis rang.

Aber auch Thüringens befreundetes Nachbarland, das angrenzende fränkische Henneberg begte in seinen Gebietern Pfleger der Poesie, ja diese Gebieter, befreundet mit Andreas von Ungarn und Leopold von Oesterreich, verwandt mit dem Thüringer Hermann, werden vielfach vom Munde dankbarer Sänger gepriesen, und aus den Liedern ihrer Zeitgenossen rauscht volltöniges Lob ihrer Tapferkeit, Tugend, Gastlichkeit und Milde, die sie den Sängern bewiesen, uns entgegen.

Schon in dem lyrischdramatischen Gedicht, welches der Sängerkrieg auf Wartburg heißt, erheben die gegen Osterdingen streitenden Säger den Thüringer, (Hermann), den Brandenburger, (Otto mit dem Pfeile), und den Henneberger (Porro VII.).

Da singt unter Andern Heinrich von Nispach, genannt der tugendhafte Schreiber:

Du Wolkeram von Eichenbach

Des Edeln Ritterschaft von Henneberg ich sach (sah)

An dich gelegt mit Ross und mit Gewande

Auf einer grünen Wiese breit —

Ich tugendhafter Schreiber trug dasselbe Leid,
 Nun frag' ich, ob ich Fürstentugend je erkannte? 10.

Viterolf singt:

Stilla das ist meine Hauptstadt,
 In seiner Hochzeit mich der viel edele bat,
 Von Henneberg, dass ich sie wolke schauen.
 Viterolf, so bin ich genannt;
 So werthe Witterschaft ward mir noch nie bekannt,
 Als ich da sah, und edele schöne Frauen.
 In Maassfeld, allda Ritter ward von Eichenbach der Weise.
 Der Herr und all seiner Edeln Schaar
 Oehrendes Volk (die Sänger) mit reicher Gabe beriet sogar,
 Ein Schalk, wer Henneberg nicht immer preiose!

Also ein Graf von Henneberg ehrte die Sänger
 so hoch, lud sie zu seiner Hochzeit, erteilte eini-
 nigen die Ritterwrde auf einem für die Festfeier ge-
 schmückten grünen Wiesenplan in der Nähe seines
 Schlosses Maassfeld, über dem ein Bergwald, der Still,
 noch heute rauscht!

Weiter so singt Viterolf im Wartburgkriege ge-
 gen den Schreiber:

Herr Schreiber, seid ihr tugendhaft
 So bittet Gott noch heute bei seiner hohen Akrast
 In Prosser vor der Henneberger Särgen.

Gab Gott euch Sinne und Sanges Sitten,
So sollt ihr vor der Edeln Seelen heute bitten,
Dass es die Engel Gott als Mähe verkünden.

In der Prämonstratenser-Abtei Weßra war das
Erdbegräbniß der Grafen von Henneberg.

Darauf bricht der Schreiber in ein brünstiges
hechtyrisches Gebet aus:

Herr, Vater, Sohn, doch Geist!
Wohl mir, ich glaube, dass Du Brod uns weisst,
Durch Priester, deren Wort die Lehre Dein beweiset,
Damit der Seele und der Engel Welt sich speiset.
Durch alle Heiligen, die Dich loben,
Durch alle Seelen, die nach Deiner Hülle toben, (verlangen)
Durch Dein Erbarmen, durch die Pein, Deine Mutter ver-
zehrend,
Da sie Dich an dem Kreuze sahen (sprach)
Thu diese Henneberger von der Pein der Hölle los,
Herr Gott durch Deine Treue immerwährend!

Wahrlich, groß mußten die Verdienste der Hen-
neberger um die Sängere sein, um zu solch exaltirter
Dankbarkeit zu entflammen.

Aber auch andere Gedichte erwähnen sie mit Ruhm
und Ehrerbietung. Ein solches, auf Landgraf Lud-

wig V. von Thüringen, nennt wiederholt den Henneberger Poppo VI. als männlich zu Rath und That vor Alfen, z. B.

Zeile 1712. Der wohlgeborne von Henneberg
Orave Poppo, er reitet auch da.

Zeile 3132. Auch die Grafen von Magdeburg
Da füllten manchen streichen Turh,
Also thät Graf Poppo mit sein'n Franken.

Zeile 6139. schaaren sich
— — — — der Meissener
Der Westphale, der Henneberger
Graf Poppo, bei ihn
Wollt der Landgraf selber ein.

Zeile 6360. im Rriegsrath
Sprach Graf Poppo von Henneberh
Es ist was grosses um die Werk
(Die Befestigung des feindlichen Heerlagers)
Könnte man kommen an die
Also dass man hieße sie
So wäre vergebens ihr Lager hier.

Ein Zeitgenosse des Wartburgkrieges, Bruder Bernher, giebt dem Henneberger Poppo und seinem ganzen Hause ein glänzendes Ehrenzeugniß in dem Liebe:

Ein edler Grafe wohlgeborn der wohnt in Osterfrankenland
 Je länger um so mehr und mehr wird er in Tugenden wohl-
 bekannt.

So will mit Treuen und mit Ehren zu seinem Grabe
 einst er kommen.

Er hat ein's rechten Herren Leib, hat eines rechten Her-
 ren Muth,

Er ist geborn von hoher Art, das Beste stets er gerne thut;
 Dess hat er sich von Kindes Jugend mit allen Freuden
 angenommen.

Doch weil das nicht allkundig ist

So wähnt ihr wohl, es wäre der Aasteller?

Nein, wahrlich, dieser ist es nicht, er wird genannt in
 kurzer Frist

Er heisset Poppe, und sein Lob glänzt heller.

Von Henneberg ist er geborn, das Haus ist all von sol-
 cher Art,

Dass es nicht böse Herren gebiert, dess hat es sich bis-
 her bewahrt.

Spätere Säger preisen spätere Zeitgenossen. Der
 weitgereiste, sagenhaft fortlebende Ritter und Minne-
 sänger Tanbuser rühmt ebenfalls einen Grafen von
 Henneberg neben dem Weisner, Heinrich dem Erlauch-
 ten, und singt in Beziehung auf die strittige Kai-
 serwahl:

An Henneberg viel Ehre leit (liegt)
 Mit Tugenden wohl beschönet.
 Grafe Hermann! O weh der Zeit,
 Dass der nicht ward gekrönet!

Der Marner singt in einer schönen, kunstvoll
 gefügten Strophe:

Es rauscht gleich einer Windesbraut
 Ein Lob durch alles deutsche Land.
 Es hallet hell mit schönem Laut,
 Frau Ehre kommt mit ihm gerannt,
 Durch so manches Herren Hof führen es Nicosen und
 Seywergh.

Es düstet, wie ein edles Braut
 Aus eines Mägdleins Hand.
 Es ist ein schönes Fräulein traut,
 Ein Herr hat es hat ausgesandt,
 Dem kommt es hinwieder heim, und bringet nun
 sein Tagewerk.

Wahres Lob ist sicherlichen hoher Ehren Pote,
 Würde giebt es vor der Welt und wünschet hin zu
 Gotte,

Das hat verdienet Er
 Des ritterlicher Muth je stund nach hoher Würde
 Der (Neger)

— — — — —

Jam Heile erscheine ihm Tages Sonne, Mond der
Nacht und jeglicher Stern
Gerendes Volk, ihr sprechet mit mir:
Amen! dem von Hennebergh!

Doch alles angeführte Sängerepreisen der hochbe-
lobten Henneberger beweist vorerst nur äußern An-
theil an den Sängern, stellt sie neben vielen reiche-
ren und mächtigeren Fürsten Deutschlands als Gön-
ner und Pfleger der holden Kunst des Minnesanges dar.

Die Minnesänger aus dem Geschlechte der Grafen von Henneberg.

Wie schön auch die Poesie des Mittelalters das thü-
ringische Landgrafenschloß, die Wartburg, mit Lieder-
strahlen verklärend umweb, so ist doch nirgend zu le-
sen, daß der Landgraf ein selbst die Saiten der
Liederharfe geschlagen, während der Henneberger Gra-
fenstamm einen Minnesänger aufweist, der an Tiefe
und Innigkeit der Empfindung neben die besten und
gefeiertsten seiner Zeitgenossen gestellt werden mag,

und dieser ist Otto von Botenlauben. Außer ihm, von dem ausschließlich die folgenden Blätter reden, begegnet in einer alten Niederhandschrift, welche zu Jena aufbewahrt wird, ein Minnesinger, der Hinnenberger, mit 11 anziehenden Liederstrophen. Ueber ihn sagt der gewiegte Forscher von der Hagen in seinem hochschätzbaren Werke:

Minnesinger. Deutsche Liederdichter des zwölften, dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts aus allen bekannten Handschriften und frühern Drucken gesammelt und berichtigt v. Leipzig, Barth, (drei Großquartbände) im vierten Theil S. 712. 12:

„Der Henneberger.“

Ein sonst nicht vorkommender Name ist deutlich von Henneberg abgeleitet, wo wir schon den Henneberger Grafen Otto von Botenlauben als Dichter fanden. In diesem Stamme gehört zwar der Henneberger nicht, man möchte aber wohl bei ihm an den dort heimischen Witerolf im Wartburgkriege denken, an welches Gedicht selbst die Weise anklängt v.

Wenn dieser Sänger, wie der ehrenwerthe von der Hagen vermuthet, nicht dem Geschlechte der Grafen angehörte, so konnte er doch von ihm abstammen. Noch blüht ohnweit der alten Stammburg im Wohl-

stande und in vielen Gliedern ein nicht adeliges Geschlecht, das den Namen Henneberger führt, und dessen Abstammung von einem Grafen von Henneberg (wiewohl aus späterer Zeit) urkundlich nachgewiesen ist.

Vern aber möchte man sich dem Gedanken hingeben, daß jener Sänger dem edeln Geschlecht angehört habe, man möchte, wenn man die erste seiner Viederstrophen liest, ihn als den Sänger denken, der seinen Sangesgenossen Wolfram von Eschenbach und Heinrich von Nespach den Ritterschlag erteilte; diese Strophe lautet:

Wer da gerne Ritter wird mit hoher Würdigkeit,
 Der lege sich die Tugend an für das allerhöchste Aleid,
 Und lasse das die Könige, die Fürsten schauen,
 Und dazu den besten und wer es sehen will,
 So wird sein Lob ihm und dabei stät' Ehren viel,
 Auch loben ihn die tugendhaften Frauen.
 Das Schwert nehm' er durch Ritters Chel,
 Dass er sich wehr' vor Sünden und vor Schanden.
 Er minne Gott, hab' rechten Rath,
 So wird sein Lob gehö'rt in allen Landen.
 Den Schild nehm' er durch rechten Frieden, so dass er
 decke vor Missethat,
 Und habe ritterliches Leben, so wisset dass sein Lob die
 Folge hat. *)

*) Folge heißt hier Anerkennung, zustimmender Beifall.

Von Otto von Botenlauben bewahren mehrere alte poetische Handschriften Gedichte auf, welche wie schon gesagt, durch ihren reichen innerlichen Kern, durch ihre Tiefe der Empfindung und den Wohlklang der Sprache hinreißend schön sind. Dieß erkannten schon seine spätern Zeitgenossen. Im Renner, einem altdeutschen Spruchgedichte, lautet eine Stelle:

Von hoher Dichter Lobe.

**Oeiz, Trägheit und Unkenoch
Muthwille und unziemlich Läusech
Haben manche Herren also besessen,
Dass sie der Weise gar vergessen,
In der hievor edle Herren sungen,
Von Botenlauben, von Morangen,
Von Limburg und von Windesbeker,
Von Weisen Wildonie und von Braunecke
Herr Walther von der Vogelweide
Wer das vergässe, der thät mir leide ic.**

Dieß sang Hugo von Trimberg, der Verfasser des Renner, dem die nahe, von Trimburg aus sichtbare Burg Botenlauben wohl täglich an ihren einflussigen sangbegabten Herrn mahnen konnte.

Es ist auch eine Kunde vorhanden von einer alten Niederhandschrift, die von Otto und seinen Thä-

ten im Morgenlande handelte, aber leider verloren ging. Nur die eine Stelle hat der Hennebergische Chronist Cyriak Spangenberg, der diese Handschrift bei M. Agricola 1545 zu Berlin sah, uns aufbehalten:

Herr Ott von Potenlaub sich wehrt,
Wo sein der Ungehent begehrt,
Von Henneberg der Gute
Für Schlagen sich behute.

„So war“ sagt Spangenberg, „auch eine Stelle darinnen, wie er so ritterlich gekämpft, und damit eines Königs Tochter erworben.“ Die glückliche Wieder auffindung dieses verlorenen Heldengedichtes würde zu größtem Danke verpflichtet; sein Zeugniß ist wichtig genug, der gefeierten Frau besondern Antheil zu widmen.

Otto und Beatrix.

Eines Königs Tochter, sagte das alte Gedicht aus, welches Spangenberg bei Agricola fand, habe sich Otto von Potenlauben im Morgenlande erworben, und diese Meinung muß sich in Beatricens neuer

abendländischer Heimath frühzeitig Bahn gebrochen haben. Zumal mußte als unumstößliches Document die Leichenseinschrift im Kloster Frauenrode betrachtet werden, die von ihr kündete, daß sie königlichen Stammes, über das östliche Meer gekommen:

„*Germine regalis, oris translata marinis.*“

Aus dem Ausdruck „königlichen Stammes,“ bildete in späterer Zeit sich eine Königin, und so ging diese Bezeichnung selbst in Urkunden über. Im Jahr 1430 bestätigte Graf Georg I. von Henneberg dem Kloster Frauenrode den Besitz aller Güter, die sein Vetter Graf Otto von Henneberg zu den Weizen genannt von Botenlaube und sein eheliche Hausfrauwe Beatrix ein geborn Königin — demselben zugeeignet habe.

Es konnte nicht fehlen, daß auch die Sage sich des willkommenen Stoffes bemächtigte, nur ist überall zu beklagen, wenn die Sage durch haltlose, aus der Lust gegriffene Fabeleien verunehrt wird, wie die Geschichte der Burg Botenlauben in Gottschalks Ritterburgen (Bd. 7. S. 103—106) deren so reichlich aufzählt. Dort wird Otto zu einem Raubritter gestempelt, und es wird angeführt, Beatrix sei die Tochter eines Heidenfürsten gewesen, den ihr Gemahl besiegt, gefangen genommen, doch um der Tochter Willen, die er für sich behalten und mit zur Heimath ge-

führt, freigelassen habe — und so das ganze schöne, makellose Leben Otto's und Beatricen's mit dem Schmutz eines trivial ersonnenen Märchens besetzt. Der verdienstvolle hennebergische Historiker von Schultes hielt es nicht der Mühe werth, über dieses Paar gründliche Forschungen anzustellen, und auch der gut geschriebene Aufsatz Bodenkaube vom Regierungs-Archivar Stumpf, im Archiv des historischen Vereins für den Untermainkreis (Würzburg, 1837) läßt es bei der Königin bewenden.

Zum Glück sind Urkunden vorhanden, welche zwar die Tradition, daß Beatric eine Königin gewesen, zerstören, aber dafür die Herkunft des Kleinod's, das der Sänger im Morgenlande errang, und seiner Heldin zuführte, außer allem Zweifel stellen.

Otto war nach dem heiligen Lande gekommen, war in den Johanniter-Orden aufgenommen worden, und in freundliche Beziehung zu dem König von Cypern und den dortigen Großen getreten.

In der Reihe dieser Großen behaupteten hohen Rang die Edlen von Courtenay, Fürsten von Tiberias, Grafen von Odesa, deren unter den Quellenwerken die *Gesta Dei per Francos* (Hannoviae MDCL fol.) vielfach gedenken, wie nicht minder die, diesem Werke einverleibte, aber auch mehrfach für sich edirte, neuerdings ins Deutsche übertragene *Historia Willermi*,

Tyrensis Archiepiscopi gründliche Nachricht von denselben ertheilt.

Joscelin III., (Enkel des ruhmgekrönten Joscelin I. des Großen,) Seneschall des Königreiches Jerusalem, Bruder der fünfmal vermählten Agnes von Courtenay, deren dritter Gemahl Almerich, König von Jerusalem war, und dem sie Balduin VI., der nach ihm die gleiche Würde erlangte, gebor — war Beatrice's Vater. Mit Beatrice erlosch die Linie der Grafen von Edessa in Palästina. Der König Almerich war ihr Ehemann, König Balduin war ihr Cousin, dieß ist die klare Sachlage ihrer nahen Verwandtschaft zum königlichen Hause. *)

Wie es geschehen, daß der Graf von Henneberg Herz und Hand seiner Angebeteten und Angetrauten gewann, ist unbekannt geblieben; an eine romantische Entführung ist dabei nicht zu denken, sondern die Verbindung mit der Tochter eines so hohen Hauses erfolgte ohne Zweifel öffentlich und mit allen Ehren, daß aber Liebe die Verbundenen einander in die

*) Die beigefügte kleine Stammtafel giebt ein andeutendes übersichtliches Bild der Linien Henneberg, Courtenay und Hiltensberg und der dieselben verknüpfenden Glieder; in dem Hauptwerke werden die einzelnen Ahnentafeln ausführlich enthalten sein.

Arme führte, geht aus einer schönen Gleichheit der Gesinnung hervor, die sich durch das ganze Leben dieses edeln Paares bewährte.

Schon bevor beide die Reise nach Otto's Heimath antraten, stiftete der Gatten Frömmigkeit und ihr Wohltätigkeitsginn ihrem Namen ein räthliches Andenken. Sie machten vereint dem Hospital eine Schenkung, bestehend in der Hälfte eines Schlosses, oder Landhauses, das die unterm 8. October 1208 in Accon ausgefertigte Urkunde Casal blauz nennt, zu ihrem und ihrer Vorfahren Seelenheil. Sieben Zeugen mußten diese Urkunde beglaubigen, in welcher sich Otto einen Grafen von Henneberg, und seine Gemahlin: die verehrungswerthe Beatrix, Tochter des weiland Grafen Joscelin, nennt.

Ein langer Zeitraum liegt nun zwischen dieser urkundlichen Nachricht über die Vermählten, und einer späteren, während dessen wir uns beide auf ihrer Burg Potentlauben in friedlicher und glücklicher Häuslichkeit waltend zu denken haben. Manches liebeliche Lied mag in dieser Zeit entstanden sein.

Doch konnte es nicht fehlen, daß auch manche Reise, mancher ritterliche Kampfszug bisweilen den Gatten lange fern hielten von der heimatlichen Beste, da legt er einst selbst nach froher Wiederkehr

der geliebten Hausfrau einen Jubelgesang in den Mund:

Sei mir willkommen, Du meines Leibes Trost!
Meines Herzens Freude! Viel lieber Mann und Herr
mein!

Ich preise innig Gott, der mich erlöst
Aus Sorgen und ich dank es auch den Tugenden und
den Treuen Dein! 1c.

Aus allen Gedichten Otto's geht hervor, daß
seine Erkorene vortrefflicher Eigenschaften voll, wie
des höchsten Lobes werth war. Wenn Gesänge auf
Beatrice zu deuten sind, wie:

Mir hat ein Weib
Herze und Leib
Beywungen und gar verheert,
Die ist so gut
Was sie mir thut,
Will sie, so würde ich sanft ernährt.

oder:

Ich hab' erwählt mir selber süßenummer,
Den will ich hegen statt der Blumen Schein,
Bethörend mich, so raubt er mir den Schlummer,
Was nie ich war, muss nun ich immer sein.
Durch die Liebe trag' ich diese Pein,

Die ich mir wählte — darum sei nun mein,
 Du wie Du willst mir Frau, denn alle Macht ist Dein!
 war sie gewiß geschaffen, um zu beglücken.

Die Ehe des frommen und zärtlichen Paares
 blieb nicht ohne Kindersegen, und jene Nachrichten,
 die das Gegentheil behaupten, sind irrige.

Zwei Söhne, Otto und Heinrich, treten urkund-
 lich vor das Auge der Forschung.

Die Verbindung beider Gatten mit dem heiligen
 Lande ward nicht aufgehoben. Beatrix besaß noch
 Güter dort, oder es fielen ihr solche vielleicht erblich
 zu. Im Januar des Jahres 1217 stellt Johann von
 Brienne, König von Jerusalem, ein Diploma dar-
 über aus, daß die edle Frau Beatrix, des Grafen
 Joscelins seligen Andenkens Tochter, das heilige Haus
 des Hospitals zu Jerusalem und den Ordensmeister,
 Bruder Guerrin von Montaigne, wie die Brüder des
 Ordens für ewige Zeiten befreit habe von ihren (der
 Gräfin) Ansprüchen an ein Haus des Namens Ma-
 nueth u. und bestätigt feierlich ihr Recht, dieß zu
 thun, auch mangle nicht ihres Gemahls Einwilligung,
 zu dessen, wie zu ihrem eignen Seelenheil Beatrix
 diese Schenkung machte. Als Zeugen dieser Urkunde
 unterschrieben sich Boemund, Fürst von Antiochien,
 Radulph von Liberias, Seneschall des Königs, und
 andre Edle hohen Ranges.

Nach diesem Akt der Milde gegen den Orden des Hospitals deutet keine weitere Nachricht nach dem fernem Osten, dagegen walteten Otto und Beatrix auf ihrer Burg in Liebe und herzlicher Eintracht, zumal wo es galt, Werke der Wohlthätigkeit zu üben, und sahen sich in hohen Ehren gehalten vom Bischof zu Würzburg; ihrem Lebensfürsten, wie von Vasallen und Nachbarn. Otto begabte 1219 das Kloster Bildhausen, ließ 1221 dem Domcapitular zu Würzburg 40 Mark Silber, und bezog die Zinsen, nicht wie ein Philister in Geld, sondern wie ein Poet in Schaffsberger oder Neuberger Weinen. In einer ganzen Reihe von Urkunden, welche Bischof Hermann von Würzburg von 1225 bis 1227 ausfertigen ließ, steht Graf Otto unter den weltlichen Zeugen immer als der erste oben an, aus welchen Urkunden zugleich die ungewöhne Verschiedenheit der Rechtschreibung seines Namens hervorgeht.

In diesen Zeitraum ohngefähr fällt die Vermählung des Ältesten Sohnes beider Ehegatten mit Adelheid von Hiltensberg, der Abkömmlingin eines fränkischen Dynastengeschlechtes, dessen Stammburg auf der hohen Rhön über dem Dorfe Hausen lag, wo noch ein Hof und einige Reste des alten Baues den Namen in die Neuzeit übertragen. Mit Adelheids Vater war jedoch der männliche Stamm erloschen, sie

war das einzige Kind, und so kamen mit ihr die sämtlichen nicht unbedeutenden Besitzungen an Otto den Jüngern, der nach ihnen den Namen eines Grafen von Hiltensberg annahm, und 1227 seine neue Herrschaft dem Stifte Würzburg lehnbar machte.^{*)}

Beide Familien der Grafen von Betenlaube und von Hiltensberg besaßte ein wunderbarer, im deutschen Gemüth wurzelnder und in jener Zeit recht lebendig hervortretender Zug frommer Schwärmerci und Himmelssehnsucht; dieser Zug bestimmte sie, ihr ganzes noch übriges Leben dem Dienst des Himmels und seiner Vertreterin und Vermittlerin auf Erden, der Kirche, zu weihen. Erziehung und Beispiel der frommen Aeltern blieb nicht ohne wichtigen Einfluß sowohl auf die Söhne, wie auf die Töchter. Alle hielten für wohlgethan, sich des Irdischen zu entäußern, um Himmlisches zu erwerben, obwohl dieser fromme Grundzug im Charakter der Verbundenen sich für das Geschlecht der Grafen von Henneberg in politischer Beziehung äußerst nachtheilig erwies.

*) S. die Stammtafel am Ende.

Die Schleiersage.

Ein Ereigniß, welches nur die Sage des Volkes bis auf unsre Zeiten herüber trug, die jedoch hier vollständig die Stelle einer Urkunde vertritt, giebt gleichsam den Schlüssel zum spätern Thum der Grafen und Gräfinnen von Botenlauben. Es ist eine auffällige Wiederholung jener bekannten Sage von der Gründung des Klosters Neuburg bei Wien, welche um ein Jahrhundert früher, 1124, Statt fand.

In einem heitern Sommertage, erzählt die Tradition, wandelten Otto und Beatrix in freundlichen Gesprächen in der Nähe ihrer schönen Feste, im Hofe oder im Burggarten. Wohl mochten sie vergangener Zeiten, entflohener Jugend eingedenk sein. In glänzender Sommerpracht ruhte das freundliche Waldthal, von der fränkischen Saale durchflossen, zu den Füßen der Wandelnden; dort lag, ganz nahe, Kastell Kiesel (das heutige Kissingen), und darüber hob sich in der Ferne majestätisch der hohe Berg, auf dem St. Kilian, des Frankenlandes Apostel, ein heiliges Kreuz gepflanzt. Nach andrer Richtung hin leuchtete Schloß Trimberg, in noch weiterer Ferne prangte Schloß Saaleck. Im

Thalgrund barg sich Kloster Nura, und die Nähe bot erfreuliche Ruhepunkte; ringsum breitete sich das gesicherte Besizthum an Wäldern und Feldern, Wiesen und Weiden. Der Burgberg war von Neben ganz umgrünt. Auf der freien Höhe erhob sich jetzt plötzlich starke Zugluft, und mit einem Male riß ein bestiger Windstoß den Schleier vom Haupte der Gräfin, und führte ihn hoch empor, wie ein weißes Wölkchen. Sei es, daß dieser Schleier seiner Eigenthümerin besonders werth war, oder sei es, daß der Zufall der frommen Herrin, die in alles Bedeutsamkeit legte, als ein Wink von oben erschien, oder daß selbst die weit verbreitete Kunde von der Gründung Kloster Neuburgs durch ein ähnliches Ereigniß den gleichen Gedanken einer Kloster-Gründung anregte, wenn er nicht schon früher heimlicher Lieblingswunsch gewesen — genug, Beatrice blickte dem luftgetragenen Schleier, der seinen Flug nach der Gegend des heutigen Waldasbach zu nahm, lange nach, und that ein Gelübde, da, wo er gefunden werden würde, ein Kloster zu erbauen, zu welchem der Gemahl gern seine Einwilligung gab. Es wurden Boten ausgesandt, und nach drei Tagen fanden Frauen in einer schmalen waldigen Thalmrinne, die von Burkardrode nach Waldasbach herab zieht, den Schleier, hängend auf einem blühenden wilden Rosenstrauch.

Beatrice begab sich mit ihrem Gemahl selbst an den Ort, nahm das theure Eigenthum wieder an sich, und traf die nöthigen Vorbereitungen zur Erfüllung ihres Gelübdes.

In der Einsamkeit eines nun verschwundenen Waldes, der Salzforst, erhob sich unter dem Hügel einer ehemaligen Burgstätte der Klosterbau, welcher den Namen: Unser Frauen Rod — *Novalis sanctae Mariae* — erhielt und für Jungfrauen des Cisterzienser-Ordens nach der Benedictinischen Regel bestimmt wurde. Reichlich ward von den Gründern die junge Kloster-gemeinde ausgestattet.

Während dieses Kloster begründet und erbaut wurde, trug sich im Familienleben der frommen Gründer manches Wichtige zu. Der ältere Sohn erlangte die nachgesuchte kaiserliche Erlaubniß, das ihm von seinem Vater überlassene reichstehnbare Schloß Richtenberg mit Zubehör verkaufen zu dürfen, und verkaufte es um 1230 sammt der Herrschaft Hiltensberg für die Summe von 4300 Mark Silbers.

Auch die Ehe des jüngern Otto mit Adelheid war mit einem Sohne, Albrecht, gesegnet, allein dieser wählte noch sehr jung den geistlichen Stand und wurde Domizellar, später Domkapitular zu Würzburg; ebenso war dessen Oheim, Heinrich, geistlich geworden, und hatte ein Kanonikat im Stifte St. Jo-

bann zu Lang, dicht bei Würzburg, erlangt. Und folgend dem Grundzuge frommer Himmelssehnsucht, schieden sich in Eintracht Otto d. j. und Adelheid. Er trat in den Deutschherrenorden und sie nahm im Kloster St. Marius zu Würzburg den Nonnenschleier, doch setzte ihr Otto ein ansehnliches Wittum aus. Sie machte 1234 von ihren Besitzungen zu Stockheim und Queienfeld eine Stiftung zu Gunsten des Würzburger Domkapitels und ihres Sohnes, des Kapitulars Albrecht. — Auch begabten beide reichlich das Kloster Bechterswinkel.

Otto und Beatrix sahen sich nun gleichsam kinderlos, und so braucht die Urkunde, die den Erwerb der Klosterstätte ihnen verbriefte, den wehmüthigen Ausdruck, daß sie, auf Erden keine Erben habend, sich Christum im Himmel zum Gewinn machen wollten, *) welcher Ausdruck ungründliche Historiker zur Annahme bestimmt hat, beide Gatten seien wirklich kinderlos geblieben.

Jetzt nun, um ihrem frommen Sinn ein volles Genügen zu thun, verkauften und vertauschten Otto und Beatrix ihr Schloß Botenlauben nebst allen ihren

*) *quod nobilis vir, Otto senior, comis de Botenlauben et conjux sua, Domina Beatrix, heredem in terris non habentes, ut christum sibi lucrí facerent in celis, petierunt etc.*

Besitzungen und Einkünften im hennebergischen und coburgischen Gebiete, in Seidingstadt (unter der Burg Strauf) Eisfeld, Hildburghausen u. gegen andere Güter um zweifshundert Mark Silber am 4. und 7. März 1234.

In der Urkunde über diesen Tausch und Verkauf befindet sich neben andern Siegeln auch das des Grafen, sowie das der Gräfin in Form eines Gegenzeichels. Das Seine zeigt den halben Doppeladler über den Schachfeldern, mithin das Wappen der Burggrafschaft Würzburg, die immer bei Henneberg war, und die Umschrift: **OTTO DEI GRACIA COMES DE HANNENBERG** †, das kleine der Rückseite zeigt dasselbe Wappen mit der Umschrift **BEATRIX DI GRA COMITISSA IN HANNENB.** Seiner Wichtigkeit halber fügen wir eine lithographirte Abbildung dieses Siegels bei.

Jenen Schleier legte die Gräfin Beatrix auf dem Altar des neuen Klosters zum heilig aufzubewahrenden Andenken nieder, und tauschte, nach der Sage, gegen ihn den Nonnenschleier ein. Ja, nach dieser wurde sie sogar Abtissin von Frauenrode. Kein einziges Geschichtsdokument giebt darüber Aufschluß, daß

Beatrice wirklich Kenne geworden, und ebenso mangelt der urkundliche Gegenbeweis dieser Angabe; aber aus so manchem klagenden Gesang des Grafen scheint deutlich hervorzugehen, daß die im Gemüthe innig verständigten Gatten sich, wie ihre Kinder, in Liebe geschieden.

Des Sängers Klagen.

Eines der schönsten Lieder Otto's von Botenlauben ist bisher immer so gedeutet worden, als sei dessen Inhalt der Abschied eines Kreuzfahrers an seine Hausfrau, wie aber sind aus voller Ueberzeugung, nicht um mit dem Ernst historischer Forschung ein Phantasiebild zu verweben, der Ansicht, daß gerade dieses Gedicht im Bezug auf die Gründung von Frauenrode entstanden sei. Es wird ja deutlich genug ausgesprochen, daß er sie entläßt, nicht, daß er scheidet.

Das Wort der Trennung war gesprochen, Beatrice sprach es, und der fromme mildergebene Gatte erwiederte:

Wäre Christus Lohn nicht allzuüß
So entliesse

Ich nicht die liebe Frau mein,
 Die ich in meinem Herzen immer grüsse;
 Sie mag ja wohl ein Himmelreich mit sein,
 Wo nur die Gute wohne all um den Rhein*)
 Herr Gott, so sende Deiner Hülfe Schein,
 Auf dass ich mir und ihr erwerbe noch die Halde Pein!

Die Jahre eilten rasch vorüber, der alternde Min-
 nesänger stand allein. Klingt es doch aus einem seiner
 Lieder wie der Klageseufzer eines bejahrten Mannes,
 der es bereut, seine Stütze von sich gelassen zu haben:

Mein Gemüthe
 Ist worden krank.
 Nach ihrer Güte
 Schmach! ich ohne allen Dank.
 Doch darunter
 Ist ein Wunder
 Nicht alleine
 Noch zu kleine,
 Dass ich leiden
 Muss, und meiden
 Sie die Reine

*) In der Handschrift: Swa die guote wone al umbe den Rin,
 so viel als: Wo sie immer wohnen und weilen mag; das al
 umbe den Rin begegnet bei den Minnesängern zum öftern, es
 ist eine Metapher für überall, allenthalben.

Die ich meine.
 Ach am Herzen,
 Hab' ich Schmerzen
 Und Kummer
 (O ich Dummer!)
 Manchenummer.

Daß diese Klage mehr auf eine alte Liebe, denn auf eine junge zu deuten sei, auf einen andauernden Trennungsschmerz, scheint hervor zu gehen aus dem Beispiel eines fremden, dreißigjährigen Leidens, das Otto anführt:

Mei von Lene *)
 Licos die Krone
 Und die Sinne
 Durch die Minne
 Dreissig Jahr!
 Er war sorgentrich,
 Das war kummervoll
 Jedoch ungleich
 Der Troner mein

*) Die von Lene waren ein edles Geschlecht zu Mainz, nach den Versen auf einem alten Mainzer Lebensbuche:

Omine felici praesunt tibi parvis amiet

Arnold de lene cum virtutum ratione —

und in der Nähe von Botenlauben begütert.

Die mich nimmt ein,
Von der ich solche Pein
Erdulden soll.

Aber, obschon getrennt, waren doch die Gemüther der Gatten voll Eintracht. Sie vermachten von ihrer rückständigen Forderung für die Burg dem Bischof 100 Mark, und eben soviel dem Domkapitel zu Würzburg für Seelenmessen, und den Rest, 1000 Mark, detiren sie ihrem Kloster Frauenrode. Von den Siegeln, die an dieser Urkunde hängen, trägt das eine das Wappen des Grafen, eine einfache Sturmhaube über einem Helmvisir ältester Form zwischen zwei aufrecht stehenden Pfauenwedeln und die Schrift:

† OTT· DEI GRACIA· COMES. IN
BOTENLOVBE.

Beatricens Siegel ist ein kleines Oval, stellt eine verschleierte Frau dar, die in der Hand eine Lilienblüthe hält und hat die Umschrift:

·S BEATRICIS COMITISE D
BOTEN †.

Fromme Schenkungen und Stiftungen dauerten fort, und auch mit seinen Stammverwandten, den Hennebergern, blieb Graf Otto in freundschaftlichem

Verkehr. So bezeugte er 1243 ein Diplom des Grafen Hermann, als dieser dem Bisthum Würzburg seine neue Burg Henneberg (Neubenneberg) über Rüdlingen (Rüdlingen zwischen Männerstadt und Rissingen) nebst einigen Dörfern zu Lehen übertrug.

Alle Gedanken des Sängers, wie er sie niedersetzte in seine Lieder, sind nach seiner theuern Beatrix gerichtet. Er ahnt sein baldiges Abscheiden aus dieser Welt, er weiß, daß auch sie um ihn trauert, und so tönt sein Sang, wie der eines hoffnungslosen Kranken:

Es sei stille
Ihr guter Wille.
In kurzen Zeiten
Ohne Weilen (Hoffen)
Bin ich tod.
Soll mein' Treue
Sonder Neue
Solch' ein Sterben
An ihr erwerben,
Wär es Noth,
Die gern tranervoll
Ich leiden soll.
So recht wohl
Steht sie mir an,

Ich seliger Mann

So süsse Noth ich nie gewann!

Und so ging unser Sängcr durch ein in der Jugend nicht abenteuerloses, im Alter besitzesfrohes, gottgefälliges und gottergebenes, durch Liebe und Schmerz verklärtes Leben, an dessen Ende er zu der Frau, die sein irdischer Lebensstern gewesen, wie zu einer Heiligen sich wendet, im Jahre 1244 zum ewigen Leben ein.

Alle Angaben, die ihn länger, ja bis 1254 leben lassen, beruhen eben so auf Irrthum, als die, welche 1244 als Todesjahr Beatricens angeben. Die stilltrauernde Wittwe überlebte ihn um mehrere Jahre.

F r a u e n r o d e .

Um das junge Kloster erwuchs im Laufe der Zeit ein Dorf, das ein Zillial des nahen Pfarrortes Purkardoroth ist. Vom ehemaligen Nonnenkloster hat die zerstörende Hand der Zeit nichts übrig gelassen, als die Kirche und einige Trümmerreste byzantinischer Architektur.

Eine Urkunde aus Otto's Todesjahr überliefert diesem Kloster noch eine Menge Begabungen zur Ehre des allmächtigen Gottes und seiner heiligen Mutter.

Feierlich und eigenthümlich beginnt diese Urkunde, gar nicht wie andre, gleichsam mit einem Gebet, als habe sie das trauernde Gemüth der bekümmerten Herrin erheben sollen: „Siehe es kommt der ewige Herr und Gott, der die Grenzen des Erdfreises gründete; er ruft uns mit des Erzengels Stimme, mit dem Pfaffenhall des jüngsten Tages zu jener allgemeinen Versammlung, auf daß er allen den Lohn ertheile, den sie verdienen. Glücklich daher und vielfach gesegnet die, welche sorgen, Gutes zu säen in die Gegenwart, um in der Zukunft zu ärnten.“

Im folgenden Jahre, 1245, heißt Graf Otto schon in einem Diplome Bischof Hermanns: „seligen Andenkens“ und der Bischof behält sich vor, die noch rückständigen Forderungen der Wittwe zu befriedigen.

Der Papst, Gregor X., Würzburg und Henneberg ertheilten dem Kloster Schutzbriefe, Abgaben- und Zollfreiheiten, Banholz u. s. w., und von 1247 an wahrte Beatricens Sohn, Otto d. j. als Klostervogt (Provisor) dessen Rechte und Einkünfte. Er unterschrieb in diesem Jahre eine Stiftungsurkunde von 24 Mark Silbers, die Graf Hermann von Henneberg

zu seinem Seelenheil an Frauenrode schenkte, als Zeuge, und sah mehr und mehr dessen Vermögen wachsen. In welchem Jahre Beatrix von hinuen schied, weiß man nicht. Sie wurde neben ihrem verewigten Gemahl in der Klosterkirche vor den Altar begraben, und Dankbarkeit errichtete ihnen die Leichensteine, die noch heute in einfacher alterthümlicher Schönheit, wenn auch mannichfach geschädigt, in der schmucklosen Kirche des Dorfes Frauenrode neben einander stehen. Ein schrägliegendes kleines Hennenschild als Brustzier kündigt den Stamm des Grafen an, neben ihm steht das Wappenschild, der uralte Helm zwischen den Pfauenschweifen, den Otto wohl früher als Wappen geführt haben mag, als jenes des Burggrafenthums, doch ist es stark übertüncht. *) Am Gürtel trägt der Graf einen Dolch, um die Stirn eine Binde, sein Haupt ruht auf einem Kissen, neben ihm sitzt ein verstümmelter

*) Siehe die Wappentafel. Nr. 1 ist das Schild auf der Brust Otto's, Nr. 2 das neben ihm stehende, dem oben angeführten Siegel entsprechende Wappen, auf welchen die Pfauenschweife schon als Kolben erscheinen. Nr. 3 das spätere Hennebergi-Wappen, noch mit dem alterthümlichen Hut und Helm, wie es die Bilderhandschriften der oben erwähnten Bekraischen Annalen darstellen. In noch späterer Zeit wandelte man die Pfauenschweife aus Kalkunde in Rohrkolben um, und modernisirte mehr und mehr Hut und Helm.

Vewe. Beatrix trägt auf dem Leichenstein einen liegenden Schleier und einen mit dem Johannerkreuz bezeichneten Mantel, (sie gehörte urkundlich der Bräderschaft des Hospitals als Mitglied an). Neben ihr scheint ein Hündlein, dessen Kumpf noch sichtbar, am Kleid in die Höhe gereicht zu haben. Beide Gestalten sind ideal, jugendlich dargestellt.

Zwei mit Glasscheiben versehene Kästchen von Eichenholz, die auf dem Altar stehen, zeigen noch Reste der Gebeine der Klostergründer, ein dritter Glasasten läßt, als ein schöner, hochwerther Sagenzeuge, einen uralten Schleier sehen, als den, welcher zur Gründung des Klosters die nächste Veranlassung gab.

Spätere Päpste bestätigten nicht minder, wie die spätern Bischöfe Würzburgs des Klosters Rechte und Freiheiten, und mehrere Grafen von Henneberg wählten, wie auch andere Ritter der Nachbarschaft, dort ihre letzte Ruhestätte, und begabten Frauenrode mannichfach. Das Dorf Frauenrode scheint erst am Anfang des vierzehnten Jahrhunderts allmählig entstanden zu sein, denn um 1328 entstanden Differenzen zwischen dem Kloster und den Ansiedlern (Coloniaten). Das Kloster konnte jetzt schon sein Besizthum durch Ankäufe mehren, und that dieß, wie die alten noch vorhandenen Dokumente ausweisen, häufig, wie es überhaupt lange im Ansehen und im lebhaften Verlehr

mit seiner nähern und fernern Umgebung blieb. Im zweiten Heft fünften Bandes vom Archiv des historischen Vereins für Unterfranken und Aschaffenburg ist eine sehr gründliche, ausführliche, urkundliche Geschichte des Klosters Frauenrode von Dr. Jäger, gewesenem Pfarrer in Pförring an der Donau, niedergelegt, die nur wenige Irrthümer im Bezug auf die Nachkommenschaft von Otto und Beatrix enthält, indem sie noch zwei Söhne des Namens Otto annimmt u. c. Dort ist auch die Reihe der Abtissinnen von 1250 bis 1557 mitgetheilt. Es sind ihrer sechs und zwanzig. Beatrix steht nicht in dieser Reihe.

Störend, doch nicht zerstörend drang auch in diesen Thalsfrieden, der das stille einsame Frauenkloster umschattete, der Schrecken des Bauernaufstandes. Später entzog Bischof Melchior Zobel von Wibelstadt dem Kloster seine bedeutendsten Renten; die Zahl der Nonnen nahm ab, und das Kloster löste sich auf. Seine Dörfer wurden zum Amte Aschach geschlagen.

Schicksale der Burg Botenlauben.

Als der hohe ritterliche Burgherr die Ruhestätte in der kühlen Gruft des Klosters Kranenrede gefunden, wurde Schloß Botenlauben von seinem neuen Eigener, dem Bischof von Würzburg, Burgmännern zur Obhut übergeben, die darauf wohnten, und sich, nach dem Gebrauche der Zeit, nach ihm nannten. Im Jahre 1259 wurde dort eine Irrung zwischen Würzburg und Henneberg wegen Schweinsfurts geschlichtet, und zwar in dem Palast unter der Burg, darunter einige irrig das Kastell Kiesel, die alte Kieselinger Burg verstanden haben wollten. Es war dieses ein Lusthaus inner- oder außerhalb des Zwingers, anmuthig über den Weingärten gelegen. Als man im Jahre 1286 zwölf Morgen Weinberge, welche früher Otto von Botenlauben seiner Gemahlin Beatrix zum Leihgedinge verschrieben hatte, vererbpachtete,ieß es ausdrücklich in der Urkunde: „ — — unserer Weingärten, gelegen am Berge unter dem Schloß Botenlauben, genannt der Palast &c.

Schon im Nibelungenliede wird Palast in solcher Bedeutung gebraucht, wo, (Abenteurer 21) von der Burg Pechlarn die Rede ist:

„Sie lügten ihre Hände in eins und gingen dann
In einen weiten Palaast, der war gar wohl gethan;
Vor dem die Donau unten die Fluth vorübergoss,
Da sassen sie im Freien, und hatten Kurzweil gross.“

Im Jahre 1303 erscheinen eine Menge Feudalbesitzer auf Botenlauben und der Umgegend. Ein Heinrich Hurnink hat ein Burglehen und 40 Weingärten auf Botenlauben. 1317 erwähnen die alten Dokumente eines Burglehens zwischen der Stadt Kissingen und dem Castrum Botenlauben.

Im Jahr 1336 verkaufte wiederkäuflich Bischof Albrecht von Würzburg das Amt Botenlauben und die Rechte zu Neustadt für 2540 Pfund Heller Schuld und 240 Pfund Heller jährlicher Wilt an den Ritter Luz von Thüngen und dessen Söhne. Zum erstenmal ist in der darüber aufgestellten Urkunde von einem Amte Botenlauben die Rede, der Amtmann hatte auf der Burg seine Wohnung. Im Jahr 1366 hatte Konrad von Koburg ein eignes Haus auf der Feste, das er 1373 dem Hochstifte Würzburg übergab.

Bischof Johann von Egloffstein verpfändete in Geldverlegenheiten 1402 Schloß und Amt Boten-

lauben an den Grafen Friedrich von Henneberg um 2800 Gulden, mit dem Beding, daß Friedrich seinen Ansprüchen auf Schloß Aschach entsagen sollte.

Dieses nachbarliche, stättliche, hennebergische Schloß, Stammsitz der Linie, welcher Friedrich angehörte, war, man weiß nicht auf welche Weise, bereits in Würzburgischen Besitz gelangt, doch wahrscheinlich käuflich, und es lag dem Bischof daran, fernere Ansprüche der Grafen zu entkräften. Daher wurde Botenlauben gern als Pfand hingegeben, dabei blieben aber nichts destoweniger würzburgische Burghäuser auf Botenlauben sitzen, mußten jedoch geloben, dem Grafen unschädlich zu sein. Um diese Zeit unternahm ein solcher Burghaus, Hermann von Eberstein, Bauten und Reparaturen auf der Burg, im Werthe von 400 Gulden.

Bischof Rudolph von Scherenberg löste sorglich von dem Henneberger die Güter des Stiftes wieder ein, die seine Vorgänger verpfändet hatten, so auch Botenlauben, doch verpfändete er dasselbe anderweit.

Bischof Konrad von Thüngen befreite Burg und Amt von allen Mächtigerausprüchen, löste beides ein, sowie alle Burggüter, und 1522 besaß das Hochstift alles als lebensfreies Eigenthum.

Die Kennate oder der Burghadel unter der Burg wird in Urkunden nicht erwähnt, wenn sie nicht

eines der Burggüter bildete; sie scheint lange Eigenthum der Henneberger geblieben zu sein. Noch 1542, nachdem die Burg zerstört war, besaßen sie diese und den Hof (Unterbottenlauben). Dasselbst ladet eine schöne, alte, umfangreiche Linde unter ihren Schatten, und die Sage flüstert leise durch Gezweig und Laub von Botenlaubens Fall und Untergang.

Der Bauernkrieg, der so viele hennebergische Schlösser und Burgen brach, zerstörte auch diese alte berühmte Bergfest. Kunz von Steirnitz saß als würzburgischer Burgherrn droben, und wehrte mit tapftrer Hand die Angriffe des Bauernhaufens von Numa ab, dem es nicht gelang, die hohen Mauern zu ersteigen, und zu brechen. Nur durch Verrath sie Botenlauben in die Hände der Feinde. Ein bürgerlicher Koch versprach gegen guten Lohn zur Nachtzeit das Thor heimlich zu öffnen, und durch Hacken auf dem Küchenbret das Zeichen zum Ueberfall zu geben. Es geschah es, und der Ueberfall gelang. Dem Koch gaben die triumphirenden Bauern seinen Verrätherlohn — sie stachen ihm beide Augen aus und warfen ihn in die Flammen des brennenden Schlosses. Noch heute wandelt sein ruheloser Geist bühend in den Trümmern, und in stürmischen Nächten vernimmt man sein eintöniges Hacken auf dem Küchenbrete. —

Die Trümmer, welche vom Schloß Rotentlauben übrig blieben, bestehen in zwei stark beschädigten, durch die Mauer verbundenen Rundthürmen aus schönen Quadersteinen; der eine nördliche dieser Thürme, der nach Rißingen gerichtet ist, soll die Burglapelle enthalten haben, darin der Pfarrer zu Rißingen den Gottesdienst zu versehen hatte, wofür er den Weinzehnten von den Weingärten des Burgberges empfing, der andere, bei dem man den ehemaligen Haupteingang vermuthet, soll zu Verliesen gedient haben. Durch den einen der Thürme führt innerhalb der Mauer eine $1\frac{1}{2}$ Fuß hohe, 1 Fuß breite Höhlung. Außer den Thürmen stehen noch verschiedene Mauerreste. Ein Brunnen scheint gemangelt zu haben; auf der Westseite findet sich der Eingang in einen verfallenen Keller. Der ganze Raum, den Hof und Gebäude deckten, mißt 160 Schritte in die Länge, 38 in die Breite; hübsche Promenadenwege und Kuckbänke machen den Besuch dieser interessanten Ruine zu einem sehr angenehmen nahen Ausfluge der Badegäste. Schirm gegen die Unfreundlichkeit der Witterung und gastliche Bewirthung bietet das in neuerer Zeit erstandene geschmackvolle Etablissement des Herrn Schammel dar, darin immer die erwünschten Erfrischungen an gutem Kaffee, Braten, Bier, Butter, Honig und von der freundlichen Haus-

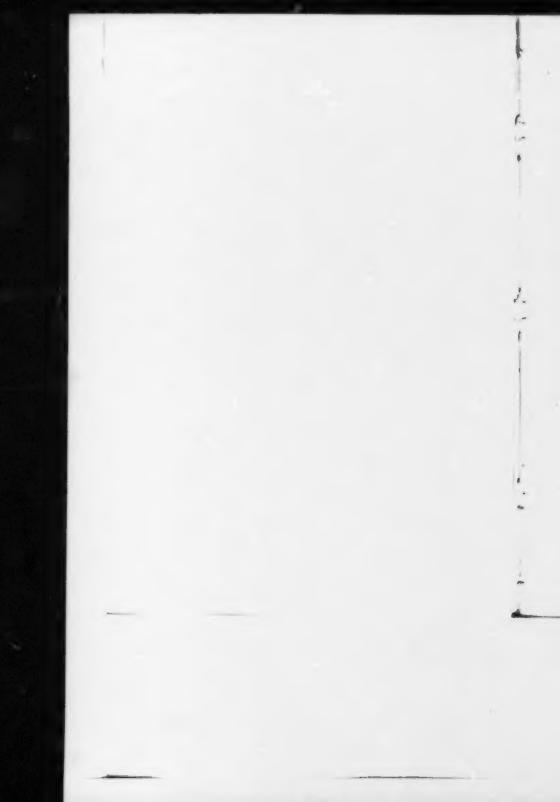
frau selbstgebackener Kuchen die Gäste laben, das am Burgberge dicht unterhalb der Ruine liegt. Dort erblickt der theilnehmende Fremde unter Glas und Rahmen treue Abbildungen der beiden Grabsteine Otto's und Beatricens, und eine Copie jenes Bildes, das den Liebern Otto's von Votenlauben im Manessischen Codex auf der königlichen Bibliothek zu Paris voransteht. Der Sänger ist in dieser hochwichtigen Handschrift auf einem Thronessel dargestellt, eine große offene Schriftrolle einem jungen Voten übergebend. Ueber ihm ist das burggräflich würzburgische Wappenschild ersichtlich, und daneben ein goldener Helm mit einer nach oben geöffneten goldenen Vogelkrone, wie Otto's Wappen auch auf einigen Urkunden-Siegeln vorkommt.

E n d e.

Stammtafel.

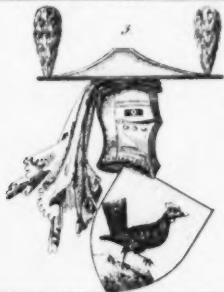


Die Zahlen in der Linie Hiltenberg bezeichnen das urkundliche Vorkommen.











Der
westphälische Friede
und
seine Bedeutung.

Ein Schriftchen für Volk und Schule.

Von Ludwig Beckmann.

Y1A9.13. 405

Reiningen, 1848.

Gedruckt bei Fr. Koppner.

2-10-18

Zweihundert Jahre sind verfloßen, seit der westphälische Friede dem gräuelvollen und blutigen dreißigjährigen Kriege ein Ende machte. Mit zunehmendem Ernst überblickt wohl jeder Verständige diesen langen dahin geschwundenen Zeitraum, und sucht sich ein Bild jener Vergangenheit zu entwerfen, um dieses dem Lichte unserer Zeit entgegenzubalten.

Vor einhundert Jahren durchflangen feierliche Glockentöne einen großen Theil des deutschen Vaterlandes und in zahlreichen Städten und Dörfern wurde das erste Jubelfest dieses Friedens erhebend mit getragener Freude wie mit weltlichen Vergnügungen begangen. Man schmückte Kirchen und Straßen, ordnete Gottesdienst und Festaufzüge an, vertheilte Geld und andre Gaben und ward sich fromm und froh bewußt, wie anders und wie besser die Zeit sei und wieder geworden sei, als wie sie vor einmal hundert Jahren gewesen. Lebendiger als heute standen vor hundert Jahren die Erinnerungen von Vertheilten der Zeitgenossen vor den Augen der Lebenden; die Urgroßväter, die Großväter hatten noch zu erzählen gewußt von dem schrecklichen dreißigjährigen Krieg,

und auch die verderblichen Spuren desselben noch nicht so verwischt, als es in der Gegenwart der Fall ist.

Auch war vor ein hundert Jahren in Deutschland eine ruhigere Zeit, als unsre Gegenwart ist. Zwar wogten Kämpfe durch Europa, Frankreich gegen England, Oesterreich, Italien und die Niederlande; zum erstenmale kamen russische Krieger von Maria Theresia zu Hülfe gerufen, nach Preußen und bis an den Rhein, aber es wurde im Jahr 1748 zu Aachen ein wichtiger Präliminarvertrag geschlossen, und derselbe im October 1749 zum förmlichen Frieden verwandelt, in welchem der westphälische Friede aufs Neue feierlichst bestätigt wurde, wodurch Deutschland auf eine kleine Reihe von Jahren völlige Ruhe gewann *).

Den westphälischen Frieden hatten wir schon oben gesehen, ersehnt und vom Himmel mit heißen Wünschen ersehnt, aber Viele dieser Sehenden waren nicht glücklich, ihn zu erleben. Um seine hohe Wichtigkeit und Wichtigkeit zu ermessen, muß man sich an die Erinnerung des dreißigjährigen Krieges vorangestellt denken, der so beschränkt vergönnten Raumes halbwegs nur in Umrissen gegeben werden kann.

Die Reformation hatte die Völker mehr belebt und aufgeregert; der kräftige Geist, der die Völker lebte, der Geist der Wahrheit und der Freiheit, der Fürsten und Völker zugleich entzündet, der Fürsten und Völker in Eintracht Großes zu thun Siegreich brach das geläuterte Evangelium in den meisten Ländern des nördlichen Europaes Siegreich würde es noch weiter gedrungen sein.

*) Auch der Russe-Krieg, ein Kriegehandel zwischen Preußen und Rußland, 1757 glücklich beendet.

nicht der Geist der Zwietsracht in die bewegte Welt seine Drachenzähne geworfen hätte.

Als Luther seine Kräfte schwinden und sein Ende herannahen fühlte, da sagte er: „So lange ich lebe, wird's in Deutschland noch Friede bleiben, wann ich aber sterbe, dann belet, weil es Gebetes brauchen wird. Unsre Kinder werden nach den Spießen greifen, und wird Blutes fließen in Strömen.“

Luther war ein großer Prophet. Diese seine Prophezeiung erfüllte sich durch ein volles Jahrhundert.

Die kirchlichen Umgestaltungen, welche aus der religiösen Ueberzeugung der protestantischen Fürsten hervorgingen, konnten von der Gegenpartei unmöglich mit gleichgültigen Augen angesehen werden, der Glaubenskampf mußte bald genug in einen politischen umschlagen. Während von katholischer Seite alles aufgeboten wurde, den Protestantismus und die Protestanten zu unterdrücken, zerfielen diese auf das Traurigste unter sich selbst, und ein großer Theil der Vektern fiel ab von der Lehre Luthers, fiel den Lehren Calvins und Zwingli's zu. Da sie spalteten sich in noch mehrere Sekten, stritten und baderten Jahrelang um Glaubenssagungen, die doch nicht wesentlich dazu waren, um als ein guter evangelischer Christ zu leben und zu sterben. Die Schweiz huldigte der Lehre Zwingli's; der Calvinismus gewann festen Boden in der Pfalz, in Hessen, später auch in Kur-Brandenburg. Die Katholiken mußten sich freuen über die heftige Spaltung im Innern der Lutherischen Kirche, während die übrige in Deutschland fest stand wie der ewige Felsen Petri, bewacht von einem geistvollen, gelehrten, schlaunen, zahllosen Kämpferheer in Oesterreich und Bayern — den Jesuiten.

Die Jesuiten waren die alleinige Quelle des dreißigjährigen Krieges; wie es in Spanien, in

Frankreich und in andern Ländern gelungen war, die Protestanten zu unterdrücken, so sollte es auch in Deutschland werden, das wollten und dann halfen sie.

Dazu halfen ferner geübte Fanatiker in vielen Ländern. Erzherzog Ferdinand von Steiermark, ein kräftiger und sonst einsichtsvoller Fürst, wurde aus Fanatismus eine Geißel der Menschheit. Drei Bischöfe Würzburgs nacheinander wütheten gegen die Protestanten; der dritte selbst, der gefeierte Julius, der Gründer des sogenannten Hospitals, zwang noch die Knechte der protestantischen Bevölkerung des Hochstifts zum Uebertritt oder jagte sie in das Elend. Herzog Maximilian von Bayern, der Schöpfer des katholischen Bündnisses der Liga oder Ligu (1609) gegenüber der protestantischen Union (1608) war ganz der Mann der Jesuiten, bigott, fest, beharrlich, von Proselytenmacherei ganz erfüllt; er rothete alle Protestanten in Bayern aus.

In Böhmen gab es noch Nachkömmlinge der ehemaligen böhmischen Brüder, sie hatten sich mit den Katholiken geeinigt, und man nannte diese böhmischen Nichtkatholiken Utraquiten, (von dem lateinischen Wort *utraque*, beiderseitig) Kaiser Rudolph verbot und unterdrückte ihre Zusammenkünfte, es erfolgte Widerstand und Schilderhebung 1618, und damit begann der furchtbare Krieg, erzeugt von Religionshaß, Verfolgung und Unterdrückung; es begann das große wehevolle Trauerspiel, eine Zornraube und Gottesgeißel über das arme deutsche Vaterland, in welchem alle Leidenschaften durcheinander wegten und wütheten: Fanatismus und religiöser Despotismus, Pfaffenstolz, Hochmuth und Arglist, Rachsucht und Heißhunger, Ländergier und Gewinnsucht.

Ferdinand der Steiermärker war bereits als Nachfolger des kinderlosen Kaiser Matthias gewählt und anerkannt, sowohl in den kaiserlichen Erblanden, als

in Böhmen. In Böhmen und Schlesien war helle Aufrüstung, dem die Häupter der evangelischen Union anfänglich Hülfe durch Zuzug sandten. Bald verbreitete dieser Aufrüstung sich über Mähren und Oesterreich, während jener Ferdinand als Ferdinand II den Kaiserthron bestieg, und die Böhmen den Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz zum König wählten, sich Bethlen Gaber zum König über Ungarn krönen ließ. Friedrich von der Pfalz, der Calvinist brachte seinen übereifrigen Hofprediger mit, Scultetus der den Böhmen den Calvinismus mit unsinniger Fanatismus aufzuzwingen bemüht war, was zu Folge hatte, daß die Katholiken Böhmens, die wegen ihrer Rechte bisher noch mit den Lutheranern zusammengehalten, auf das Heftigste gereizt wurden. Die evangelische Union leistete Friedrich in Böhmen keine Hülfe gegen die ihm feindliche Partei, während Ferdinand ihn ächtete, und die Ligue zum Vorkammler. Diesem Rufe folgte Herzog Maximilian von Bayern mit einem mächtigen Heere; mit diesem Heere zog Tilly.

Der unselige Glaubenszwiespalt zwischen Lutheranern und Calvinisten verdarb alles; den so gläubend eifrigen Kurfürsten Johann Georg von Sachsen heizt mit aller Macht starren Lutherthums sein Hofprediger Hoe von Hoeneegg so sehr gegen den Kurfürsten und Böhmenkönig Friedrich von der Pfalz auf, daß er sich gegen ihn mit der katholischen Ligue verband. Unterdeffen rückten zwei spanische wohlgerüstete Heere unter Spinola und Cordova in Friedrichs Erblande die Pfalz, während der Kurfürst von Sachsen die südböhmische Partei nehmende Lausitz besetzte.

Am 8. Nov. 1620 wurde bei Prag die berühmte Schlacht am weißen Berge geschlagen. Während derselben saß Friedrich unthätig; er schwauzte und zechte, als die Nachricht kam, daß die Schlacht ver-

loren. Noch wäre das Reich nicht verloren gewesen, denn nahe war ein Heer Ungarn, das ihm Pethlen Gabor zu Hülfe führte, hätte Muth und Mänslichkeit Friedrich befehlt, aber er floh und ließ auf dem Markte zu Prag die Krone Böhmens zurück. Das Land wurde nun förmlich katholisiert, ebenso Mähren und Schlesien vom Kaiser genommen; das Reich des Winterkönigs, so nannte das Volk Friedrich spottweise von seiner kurzen Regentschaft, war zu Ende. Der Kaiser Ferdinand zerschneit mit eigener Hand den Majestätsbrief der Freiheit Böhmens, und dreißigtausend protestantische Familien wichen aus diesem Lande. Alle Grausamkeiten, alle Treulosigkeiten, alle Tyrannei, die Ferdinand übte und üben ließ, weckten, nährten und hießen gut die Jesuiten.

In Oberösterreich erhob sich ein furchtbarer und höchst bedrohlicher Bauernaufstand, bei achtzigtausend Mann stark, den erst nach blutigen Schlachten der Graf von Pappenheim dämpfte.

Die ganze Unterpfalz war, bis auf wenige Städte vom Feinde besetzt, der geflüchtete Friedrich fast ohne alle Hülfe, nur der tapfere Graf Georg von Mansfeld zog ihm zu, mit einem furchtbaren Heere, furchtbar durch seine Verwilderung, durch seine Ventegier. Es zehrte wie Heuschrecken an den Landstrecken, die es überfiel, und zog weiter, wenn nichts mehr zu zehren und zu rauben da war. Dem Mansfeld zog auch Markgraf Georg Friedrich von Baden-Durlach mit einem Heere von 15000 Mann zu, aber das Kriegsglück war gegen ihn, Tilly schlug ihn in einer Schlacht, in welcher auch Herzog Magnus von Württemberg, Wilhelm von Weimar und Pfalzgraf Christian von Vircensfeld fielen. Nur die todesmüthig sich selbst opfernde Treue von 400 Bürgern von Pforzheim rettete dem Markgrafen das eigne Leben,

während das ihre verblutete. Das war eine Bürgschaft, unsterblichen Nachruhms werth.

Der geächtete, landlose Kurfürst flüchtete nach Holland, das damals mit Spanien im Kriege war bei welchem Kriege nicht weniger, wie bei dem in Deutschland, Oesterreichs Herrschsucht vorwaltet. Dort fand Friedrich einen neuen ritterlichen Freund und Bundesgenossen, Herzog Christian von Braunschweig, dem ein Heer, zahlreich wie jenes des Mansfelders, und ebenso geartet, zu Gebote stand. Ab auch ihn schlug Tilly — und die Ober- und Unterpfalz wurden von Ferdinand und seinen Jesuiten katholicisirt. Mächtig rüstete der Kaiser, voll Mißtrauen gegen das Haupt der Liga, den Herzog Maximilian von Bayern, voll Eifersucht über dessen Macht in wachsende Gewalt. Der Krieg war kein Religionkrieg mehr, die Politik hob hoch ihre Fahnen über die des Glaubens; die Werbetrümmeln durchwirbelt alle Länder und die Werber fragten ihre Angeworbenen nicht nach dem Glaubensbekenntniß. Es mochte auch mit Bekenntniß und Glauben dieser rohen, ungelde- und beutegierigen Söldlinge armselig genug aussehen. „Ein Tummelplatz von Waffen war das Reich nach Schillers Ausspruch. Auf diesen Tummelplatz trat jetzt Wallenstein.

Der Kaiser sah trotz seiner Eifersucht ein, daß Maximilian von Bayern, das Haupt der Liga, der kräftigen Heerführer, nicht entbehren könne, denn nur ihn und dessen talentreichen und tapfern Feldherrn Tilly waren auch seine Siege gewonnen worden, um denselben sich und seinen Vortheilen enger zu verbinden, berief er auf einen Reichstag zu Regensburg 1623 die Kurfürsten des Reichs, aber nicht alle übrigen Fürsten und Reichsstände, und setzte mit Uebergabe der Oberpfalz Maximilian den Ruchut Friedrich auf, unbekümmert um den Einspruch, den Sachs

und Brandenburg dagegen erhoben. Um aber trotz dieser Verbindung, gegenüber dem neuen Kurfürsten und dessen Feldherrn eine eigne Stütze, ein eignes tüchtiges Heer zu haben, griff der Kaiser freudig nach dem Hakt, den ihm das Anerbieten Albrechts von Waldstein oder Wallenstein gab, ihm ohne Kosten ein Heer von 30 bis 50,000 Mann zuzuführen und unter des Kaisers Adlerbanner zu stellen.

Ein Heer ohne Kosten! Ein Heer, das sich selbst verköstigte, ein Heer, das verheerte. Raub, Plünderung, Erpressung, Brandschatzung, das waren die Unterhaltungsmittel der Heere des dreißigjährigen Kriegs, und weil fast allenthalben alles diesen Heeren Preis gegeben war, Hab' und Gut, weltliches wie geistliches, da war es kein Wunder, daß zu den Fahnen der Häuptlinge Schaaren ventelustiger Jünglinge und Männer strömten, die sonst nichts gelernt, nichts zu thun und nichts zu versäumen hatten. Es war der Communismus des Feldlagers. Dem Heeren folgte nicht minder ein zahlloser Troß von Weibern, Kindern, Dienern, und aus deren Zusammenleben mit der Soldatesca erwuchs eine neue Generation, die Lagerjungen, die ein friedliches Familienleben gar nicht kannten, ohne Scham, ohne Ehen, ohne Zucht und Ordnung. Wenn der Soldat nur tapfer drein schlug und blind gehorchte, so war es gut, wenn er freilich nicht gehorchte, so wurde er todt geschossen, oder an den nächsten Baum oder Schnappgallen aufgehängt. Auch mit gefangenen Feinden oder Ausreißern und Spionen wurde kein langer Proceß gemacht. Eine Verathung der Hauptleute im Ring, Anklage, Urtheil, Stoßgebet und die Kugel, der Strick, oder die Spieß, das war der simple Rechtsgang.

Wallenstein hatte früh Gefallen an geheimen Wissenschaften, besonders der Astrologie (Sterndeute-

kunst) gefunden und in Parma studirt; er besaß einen eisenfesten und willensstarken Charakter, wie der Zauber zog er die Soldner an und um sich; er war weniger ein großer Feldherr durch strategische Kenntnisse, als durch Tapferkeit, Glück und den Muth seiner blind auf seinen Stern vertrauenden Heeremassen. Geldreich und siegreich, muthvoll und listvoll, von unermesslichem Ehrgeiz besetzt, von den kühnsten Hoffnungen gehoben und getragen, war er der mächtige Mann, vor dem die Länder zitterten vor dem endlich selbst der Kaiser zitterte.

Aber jetzt ließ der Kaiser, der Schutzherr Deutschlands, der „zu allen Zeiten Mehrer des Reichs“ Wallenstein noch gewähren und die Länder Deutschlands schröpfen und ausfaugen, brachte es ihm zu Vortheil, und war doch Deutschland nicht — Deutsches Reich.

Und wie auf der einen Seite Wallensteins Heer den grausamsten Soldatendruck ausübte, so auf der andern Tilly's Heer nicht minder; beiden Feldherren war es einerlei, ob sie in Arcunden- oder in Feindesland ihre Horden weiden und beuten ließen. Tilly Kroaten knüpften Grauen und Entsetzen an ihre Namen. Dazwischen nun noch Partizügänger in mehrerer oder minderer Macht, die ebenfalls auf eigene Hand Kriegsschaaren anwarben und auf ihren Zügen alles nahmen was sie fanden — und nichts zurückließen, als Mangel, Elend und Trümmer.

Frankreich, wo der allmächtige Minister-Kardinale Richelieu waltete, einer der einsichtsvollsten Staatsmänner, die je gelebt haben, warf eifersüchtige Augen auf die Doppelmacht des Hauses Habsburg in Deutschland, wie in Spanien, die sich in den österreichischen Niederlanden verschmelzen zu wollen schienen, und sich dem entgegen zu wirken. Es leistete Holland gegen Spanien Hülfe, es unterstützte den Grafen de

Mansfeld gegen den Kaiser, es verbündete sich mit England.

Graf von Mansfeld und Herzog Christian von Braunschweig hatten nach den Niederlagen, die sie erlitten, in den Niederlanden ein Heer gesammelt, und die Stände des niedersächsischen Kreises hatten den letztern zu ihrem Feldherrn ernannt, welche Würde dieser jedoch bald wieder abgab. Von den Heeren der Liga bedroht und bedrängt, wählten jene Stände nun den deutschen Reichsfürsten König Christian IV. von Dänemark, Herzog von Holstein, zum Kreisobersten, der bereits mit Holland und England verbündet war, und über ein schlagfertiges Heer gebot. Gegen ihn zogen nun Tilly wie Wallenstein und der erstere brachte ihm in der Schlacht bei Lutter am Barenberg eine blutige Niederlage bei. Wallenstein besetzte Mecklenburg und ließ das reiche Land ausrauben, so lange bis der Kaiser ihm dasselbe als Pfand für seine Kriegskosten selbst, willkürlich und ohne Rathziehung der Reichsfürsten, verlich. Da Wallenstein Ursache hatte, gegen Schweden mißtrauisch zu sein, denn dessen König, Gustav Adolph, stand in Unterhandlungen mit Richelieu, und Frankreich wollte friedlenvermittelnd auftreten zwischen Schweden und Polen, die miteinander im Kriege waren, — so besetzte Wallenstein die pommersche Küste mit Truppen — nicht ohne den tapfern und unüberwindbaren Widerstand der schwedischen Stadt Stralsund.

Um Dänemark und Schweden gegenüber nicht — wie Deutschland in der Gegenwart — ohne Kriegsflotte völlig machtlos und bedeutungslos zu sein, erhielt Wallenstein den Auftrag, eine Flotte zu schaffen, mit dieser sollte auch der Handel Hollands und Englands gehemmt werden, und gleichzeitig sollte eine spanische Flotte in der Ostsee erscheinen. Man

ernannte Wallenstein zum Admiral des „oceanisch-beltischen Meeres.“

Der Kaiser, stolz auf das bisherige Glück seine Waffen, eitel und bigott, und zugleich unablässig angeflacht von seinen ihn umgebenden jesuitischen Pfaffen erließ das Restitutionsedict, ein grausames Jesuitenwerk, das alle früheren Zusicherungen Versprechungen und Verträge, gegenüber den Protestanten, widerrechtlich, weil der Kaiser aus eignen Machtvollkommenheit, ohne Zustimmung eines Reichstags handelte, über den Haufen warf, das kanonische Recht mit Füßen trat, den Jesuiten die Reichthümer zahlreicher Stifte und Klöster in die Hände liefert in allen katholischen Städten und Ländern die größte Erpressungen, Quälereien und Austreibung der Protestanten befahl, und die Blüthe vieler Städte nachhaltig knidte.

Auf einem Reichstag, den endlich im Jahr 163 der Kaiser in Regensburg versammelte, stürmten von allen Seiten die lauteſten Klagen auf ihn ein über die furchtbaren und unerträglichen Bedrückungen durch das Kriegsvolk Wallensteins und dessen unerhörten Räubereien und Greuelthaten, über Mordbrand und Plünderung und Uebung jeglicher tyrannischer Gewalt; umsonst widerstrebte er dem Verlangen der Reichsstände, denn selbst Maximilian trat gegen ihn auf, selbst seine Jesuiten — da entließ er Wallenstein und Tilly wurde Generalissimus.

Der König von Schweden, Gustav Adolph ein tapferer und frommer Fürst, brach zum Schutze der bedrohten Ostseelästen und seines Landes, wie zum Schutze der hart bedrückten protestantischen Lehre, welcher er sich sammt seinem Volke bekannte, mit einem Heer auf und landete in Pommern. Sein Heer war nicht so groß, daß es den Kaiser hätte erschrecken können, man spottete zu Wien über den „Schne-

entig," aber gar bald zeigten mehrere Siege gegen die Kaiserlichen, das dieser Feind nicht zu klein sei.

Schweden war mit Frankreich verbunden, das jährlich bedeutende Geldmittel als Kriegsbülfe leistete. Nur allmählich verbanden sich die protestantischen Fürsten mit dem Schwedenkönig, selbst der Kurfürst von Sachsen, Johann Georg, mißtraute ihm, nur die Sachsen-Herzoge, unter ihnen der tapfre Bernhard von Weimar, und der Herzog von Braunschweig Lüneburg, wie der Landgraf Wilhelm von Hessen Kassel, und die Stadt Magdeburg hielten fest zu ihm. Aber vor Magdeburg zogen Pappenheim und Tilly, belagerten und eroberten es, und verwüsteten diese unglückliche Stadt mit Feuer und Schwert auf eine unerbörte Weise. Gustav Adolph trug dem grausamen Feind das Schwert der Rache entgegen, zögernd ging endlich der Sachsen-Kurfürst Bündniß mit ihm ein; eine Siegeschlacht bei Breitenfeld, in der Nähe von Leipzig, ward geschlagen, und nun hielten Ruhm und Glück die Hand über den Fahnen der verbündeten protestantischen Heere.

Die Sachsen rüdten in Böhmen ein, und eroberten Prag; die Schweden durchzogen Thüringen und eroberten Franken mit der stolzen Hauptstadt Würzburg: sie zogen dem Rhein zu und gewannen Mainz. Zum Neckar und zum Oberrhein trugen sie ihre Siegesfahnen, dort endete Tilly. Augsburg und Ingolstadt gewann Gustav Adolph und zog als Sieger in Maximilians Residenz, in das deutsche Rom, in München ein.

Dem Kaiser wurde mächtig bange — an allen Orten und Enden waren die Gegner siegreich — nur eine Hoffnung blieb ihm: Wallenstein. Dieser lebte nach seiner Entlassung in scheinbar ruhiger Zurückgezogenheit zu Prag. Lange ließ er sich bitten, schwere Bedingungen stellte er, nur als Genez-

ratissimus mit unbeschränkter Gewalt, mit der Verheißung eines österreichischen Erblandes neben einem eroberten Feindeslande — wollte er helfen. Der Kaiser gestand ihm alles zu, und Wallenstein begann neue Kriegswerbung. Sein Name erscholl, und ein neues Heer wuchs wie aus dem Boden, ein Heer von 60,000 Mann, dem nicht weniger als 15,000 Weiber und eine gleiche Anzahl Trosskuben folgten.

Mit sieggewohnter Eile schlug Wallenstein die Sachsen aus Böhmen, rückte gegen Gustav Adolph, der noch in Franken lagerte, dann durch Thüringen nach Sachsen, welches Herzog Bernhard schirmte. Aber Gustav Adolph folgte ihm rasch und es erfolgte die traurigberühmte Schlacht bei Lützen. Dem edlen Schwedenkönig fiel das Todesloos; auch der wilde tapfere Pappenheim sank, der Sieg schwankte, Herzog Bernhard übernahm den Oberbefehl; Gott war mit ihm, Bernhard gewann die Schlacht. Der schwedische Reichsrath beschloß die Fortsetzung des Krieges nach des heldenmüthigen Königs Tode. Der Reichsfanzler Axel Oxenstierna wurde zum Reichsverweser ernannt, da die Königin Christine, Gustav Adolfs Tochter noch unmündig war, aber leider wurde die Eifersucht protestantischer Fürsten gegen Schweden rege, sie gönnten Schweden nicht den Oberbefehl. Wallenstein, der Mann wilder Kriegslust, wurde jetzt Diplomat, er unterhandelte heimlich mit Frankreich, mit Sachsen, mit Brandenburg, mit Schweden, alles auf eigene Rechnung, für seine Pläne. Aber sein Stern stand nur über dem Feldlager, als er diesem untreu wurde, erlosch sein Stern. Daß Wallenstein Hochverräther gewesen sei, ist heute noch nicht ermittelt und erwiesen; aber er wurde dem Kaiser als ein solcher geschildert — dies führte seine Ermordung zu Eger herbei.

Wallenstein's Stelle als Generalissimus übernahm Kaiser Ferdinand II. Sohn, Ferdinand III., König von Ungarn; leider spaltete Eifersucht um den Oberbefehl des Schwedischen und der verbundenen Heere die tapfern Feldherren Bernhard zu Sachsen und Gustav Horn, und es wich das Siegesglück von beiden. Kurpfalz schloß 1635 mit dem Kaiser den Frieden zu Prag, welchem Kurbrandenburg, Mecklenburg und Braunschweig beitraten. Diese Fürsten hatten wohl die gute Absicht, Deutschland Ruhe zu geben, diesem armen Deutschland, das der Krieg so furchtbar verheerte und verwüstete wie nie ein Krieg vorher oder nachher — aber sie schlossen diesen Frieden einseitig, nur sich, nur ihre Länder berücksichtigend, und Preis gegeben dem falschen Feind waren die übrigen protestantischen Reichsstände. So wüthete der Krieg fort und fort, beiderseits mit unerhörter Grausamkeit, mit unmenschlichen Greueln geführt. Die Schweden hausten wie Teufel in Freundes- wie in Feindesland. Unter ihrem König war noch strenge Mannszucht gehalten worden. Das war nun vorbei. Einer ihrer wildesten, ungestümsten Führer war Johann Graf Bauer, Feldmarschall und später Generalissimus. Den schwedischen Soldaten war es völlig einerlei, wess Glaubens die waren, welche sie quälten, wenn sie nur quälen konnten — die entsetzlichen Kroaten des Nordens. Um die Leute zum Geständniß zu bringen, wo ihr Gut verborgen sei, wendeten sie den „Schwedentrunk“ an. Sie gossen den Verbundenen Mistbrühe ein, so viel als möglich, dann sprangen sie ihnen auf den Leib mit heißen Füßen, daß die Brühe wieder aus dem Munde quoll. Sie hingen sie auch an den Armen und Beinen auf und zündeten Feuer unter ihnen an. Jahrzehnte lang nach dem Ende des Krieges war der Name Schwede noch ein Schreckwort. Sie waren

hinnreich in Erfindung immer neuer Qualen, ihr Wüthen war wahrhaft kanibalisck.

Im Jahre 1637 starb Kaiser Ferdinand II. Ihn trifft der schwerste Gluck des dreißigjährigen Kriegs, ihn und seine Jesuiten. Sein Sohn folgte ihm in der Kaiserwürde, nicht im Fanatismus. Große Thaten vollbrachte in dieser Zeit der ruhmreiche Heer, Herzog Bernhard zu Sachsen. Frankreichs Arglist durchschauend, obgleich er ihm als Feldmarschall diente, stand er fest gegen Richelieu. Er zog gegen die Kaiserlichen, fing den bairischen Parteygänger, General Johann von Werth, belagerte und eroberte das unüberwindliche Breisach, besetzte den Elsaß. Aber auch sein Stern ging unter, er starb, man sagt an wälschem Gift.

Herzog Bernhards Todesjahr, 1639, war eins der fürchterlichsten Jahre für Deutschland; jeder Heeresmarsch war ein Raubzug; über 1200 Orte in Thüringen, Franken, Sachsen und Böhmen brannten nieder.

Damals erschien ein merkwürdiges Buch von Bogislauß Philipp von Chemnitz, des Inhaltes, daß Deutschland keine Monarchie sein müsse, ein Buch, das vielen Einfluß übte und vielen Lärm machte. Alles schon dagewesen!

Die Feldzüge währten fort; Baur verwüstete Böhmen, Mähren, Schlesiens und Oesterreich; die Franzosen Oberdeutschland; die Hessen den Rheinhain; die Schweden Sachsen und die Lausitz. Die berühmten Schwedenfeldherren Torstensohn und Horn bekämpften Dänemark auf deutschem Boden; auch bei Leipzig erfolgte 1642 wieder eine der blutigsten Schlachten, in welcher Torstensohn siegte. In einem Winterfeldzug eroberte dieser Holstein, und rief des Kaiserlichen Feldherrn Wallas Heer fast auf, da dieser Holstein wieder zu gewinnen suchte.

Ein Seuchen, ein Tausen, ein Achen nach Frieden ging durch alle Lande. Deutschland war in einen jammervollen Zustand versetzt, rings Gräuel der Verwüstung, Schutthaufen, Trümmer, hungernde, Jammergestalten, und hinter den Heeren her der bleiche Würgengel der Seuchen, welcher die Länder nicht zehnte — welcher an vielen Orten alles Leben mit seinem Schwerte niederschlug. Württemberg war am meisten verwüstet, aber auch viele Gegenden Thüringens, Sachsens, Frankens, Westphalens. Ganze Strecken waren zu Gärten geworden, viele Dörfer ganz, oder bis auf wenige Personen ausgestorben; viele wurden nicht wieder aufgebaut, weil weder Mittel noch Hände noch neue Bewohner sich fanden, und noch begegnet uns in allen vaterländischen Gauen das schauerliche Wort Wüstung, das Gespenst einst blühender Orte, der leere Namensschall in öder Feldflur.

Auch die Blüthe der Städte war geknickt, gebrochen für immer, kaum daß die Hansestädte sich durch neue günstige Verhältnisse wieder hoben. In den kleinen zog die Verarmung ein — denn vernichtet war der Wohlstand, Handel und Wandel stockte, blühende Gewerbe gingen ein.^{*)}

Jetzt murren wir, wenn eine Handvoll Cinquanten kommt, gleich über Druck — und jetzt kommen doch nur meist gebildete, geschulte, in Ordnung gehaltene Truppen — aber dreißig Jahre lang fast Monat um Monat, Woche um Woche, Durchzüge, Bedrohung, Contribution, Raub und Plünderung, Mord und Brand, rohe Soldateska ohne Sitte und Zucht, ein Strom dem andern nachrollend, wie Regen der Sturzflut, alles nehmend und immer aufs Neue alles fordernd mit stürmischer Gewalt,

*) 3. B. in Weiningen der Barchenthandel.

immer in der einen Hand das Schwert des Mordes und in der andern die drohende Brandsackel — das war der dreißigjährige Krieg.

Nach Frieden sehnten sich die Länder, und wohl empfanden auch die Kriegsfürsten schwer genug die Folgen des fürchterlichen Krieges. Die Hälfte der Einwohner Deutschlands war aufgerieben. Es wurden allgemach Friedensunterhandlungen angeknüpft; der Kurfürst von Sachsen schloß mit Dänemark und Schweden ein Friedensband; der Kurfürst von Bayern, hart bedrängt durch die Feldherren Gustav Wrangel und Turenne, unterhandelte mit Frankreich um einen Separatfrieden, aber noch einmal mußte das Bayernland die Eifensau der Schweden unter Wrangel fühlen. Schon im Jahr 1641 waren zu Hamburg Friedenspräliminarien aufgesetzt worden, dann wurden die Städte Münster und Denabrück in Westphalen ausersehen, daß in ihnen die Gesandtschaften der kriegsführenden Mächte zusammenkommen, und dort über einen endlichen Friedensabschluß unterhandeln sollten. Langsam versammelten sich diese Gesandten, langsam und bedächtig, mit allen Künsten der Diplomatie wurde unterhandelt, während ungehemmt der Krieg fortwüthete. Die Nachrichten gelangten nicht so rasch, wie heutzutage an die Höfe und Kabinette, nicht so schnell die Antworten zurück, und der ächt deutsche Spruch: Gut Ding will Weile haben, schien den Verhandlungen maafgebend vorzuleuchten.

Es gab die Laune des Kriegsglückes einem oder dem andern Hofe eine neue Hoffnung, schrieb den Gesandten neue veränderte Handlungsweise vor; was heute zugestanden war, wurde morgen zurückgenommen — Verträge und Waffenstillstände sogar wurden gebrochen, und auf allen Thronen soß lauernd die

Eifersucht; ja die Gesandten waren zum Theil so arm an Geist, daß sie sich um Vorrang und Vortritt und um Siege und Stühle stritten. Man trug damals große Perücken. Besonders waren es die Gesandten Frankreichs, welche mit möglichster Langsamkeit und diplomatischer Schlaueit das Friedenswerk hinaögerten. Erst dem Geiße und der hohen Einsicht des kaiserlichen Gesandten Grafen Trautmannsdorf gelang es, den Friedensabschluß zu fördern, ihm raschern Fortgang zu verleihen.

Das Jahr 1648 war das große Friedensjahr. Schon am 30. Januar schloß Spanien einen Frieden mit den fortan unabhängigen Generalstaaten Hollands, die nun abfielen vom deutschen Reiche — aber noch wehten Wrangels Siegesfahnen in Bayern, wo er den kaiserlichen General Peter Holzapfel, genannt Melander, einen gebornen Hessen und Protestanten in einer Schlacht am Lech auf's Haupt schlug; noch lagerten die Schweden unter General Königsmark vor Prag, als endlich, vom 11. bis 24. October 1648 der Friede völlig abgeschlossen wurde, welcher von den beiden Städten Westphalens, in denen er berathen und vollzogen ward, der westphälische heißt.

Diese beiden Städte, Münster und Osnabrück, waren von den kriegsführenden Parteien neutral erklärt, in Münster hatten sich die Gesandten der katholischen, in Osnabrück jene der lutherischen und reformirten Mächte versammelt, und die gegenseitigen Friedensbedingungen zu Stande gebracht. Das Instrument des Friedens war mit allen Haupt- und Nebenbedingungen bereits im Juli fertig, gelangte aber erst nach manchen diplomatischen Umständlichkeiten unterm 14. October zur Vollziehung. Diese erfolgte feierlich durch die Gesandten der Mächte Abends um 5 Uhr.

Am 15. October Vormittags durchritten 6 Trompeter und 2 Heerpauker die Städte, und Herolde verkündeten unter den freudigen Musikklangen von Straße zu Straße den Friedensschluss. Feierlich luden die erusteren Klänge der Glocken in die Tempel ein, und die Befenner der drei verschiedenen christlichen Religionsparteien einten sich froh bewegt zu dem feierlichen „Gott dich loben wir!“ Eilboten flogen auf Kurirpferden nach allen Waffenplätzen, zu allen Heeren, die Friedensbotschaft durch die Länder tragend, nebst den Befehlen, jede Feindseligkeit einzustellen. Vor Prag kamen diese Boten eben an, als zu dessen Entfah ein neues kaiserliches Heer anrückte, und statt des Donners der Schlachten rollte der Freudenruf „Friede! Friede!“ durch die Heerlager, durch Städte und Länder fort.

Mit diesem Frieden brach für Deutschland, ja für Europa eine neue Zeitepoche an, mit ihm schloß sich, so schien es mindestens, der letzte Spätherbst des schon zur Reformationzeit abgeblühten Mittelalters. Einer schönen, gottgesegneten, friedlichen und beglückenden Zeit hoffte Deutschland entgegen. Fassen wir nun näher in das Auge, was dieser wichtige Friede Deutschland gab und nahm.

Frankreich bedachte sich gut für die Hülfe, die es der protestantischen Partei geleistet. Es wurden seiner vollen Botmäßigkeit unterworfen und ihm einverleibt die Bisthümer und Städte Metz, Toul und Verdün, Pignerol und Breisach; es erhielt das Besatzungsrecht in der wichtigen Festung Philippsburg, den ganzen österreichischen Ober- und Unter-Elfaß, nur die Bisthümer und Städte Straßburg, Basel, Colmar und Landau ausgenommen; es erhielt den Sundgau und die Landvogtei über die zehn vereinigten Landstädte im Elfaß. Das alles nahm dieser Friede Deutschland, und gab es an Frankreich.

Schweden gab zurück, was nicht sein war, was es durch Gewalt der Waffen erobert hatte, aber es bekam das Land Vor-Pommern und einen Theil von Hinter-Pommern, mit den Städten Stettin, Garz, Damm und Wolnau, die deutsche Insel Rügen, die Insel Wollin und das frische Haff, es bekam die mecklenburgische Stadt Wismar, die Bisthümer und Städte Bremen und Verden, deren Gewinn für Schweden von höchster Bedeutung war, als weltliche, reichslehnbare Herzogthümer; dadurch erhielt es das Recht deutscher Reichsstandschaft und endlich die Summe von fünf Millionen Thalern. Da war wieder ein gut Theil von Deutschland verloren.

Die Schweiz, bisher ein Theil des deutschen Reiches, wie Holland, fiel jetzt ab, wie Holland, und wurde von Deutschland unabhängig, wie dieses.

Kur-Brandenburg bekam für Pommern, das es an Schweden abgetreten hatte, die Stifter Halberstadt, Camin und die Anwartschaft auf Magdeburg, in dessen Besitz es erst 1680 gelangte.

Kur-Sachsen erhielt, was ihm der Prager Separat-Friede, welchen der Kurfürst Johann Georg 1635 mit Kaiser Ferdinand II. abgeschlossen, bewilligt hatte, nach welchem der Kurfürst die Lausitzen als böhmisches Mannlehen besaß und die Quersurtischen Aemter des Erzstifts Magdeburg, Magdeburg selbst Prinz August erhalten hatte.

Mecklenburg bekam das Bisthum Schwerin für das abgetretene Wismar, und außerdem das Stift Raseburg und die Johanniter-Commenden Mirow und Remerow. Braunschweig-Lüneburg erhielt wechselnde bischöfliche Besetzung von Lönabrück, und die Klöster Walkenried und Schauen. Hessen-Kassel, das sehr große Lofer gebracht hatte, wurden die Aemter Schauenburg,

Bückeburg, Sachsenhagen und Stadthagen, die Abtei Hersfeld und eine Entschädigungssumme von 600,000 Thalern zu Theil.

Die Kurwürde der Pfalz, welche durch Pfalzgraf Friedrichs Unglück verloren worden und an Bayern gekommen war, wurde diesem Hause ohne Schaden Bayerns, wieder gegeben, und so entgegen den Satzungen der goldenen Bulle, den sieben deutschen Kurfürsten, ein achter hinzugefügt. Karl Ludwig, Friedrichs Sohn, empfing die Kur und die Unterpfalz (Rheinpfalz), Bayern behielt seine Kur und die Oberpfalz.

Der Herzog von Württemberg und die übrigen Stände des Reichs wurden in ihren Würden und Besitztungen, die ihnen durch den Krieg verloren gegangen waren, wieder eingesetzt, und ewiges Vergessen aller Feindseligkeiten gegenseitig zugesichert.

Sämmtliche deutsche Fürsten bekamen Landeshoheit; eine Anerkennung unmittelbarer Reichsstädte, Reichsdörfer, Reichsritter, ward ausgesprochen.

Im Bezug auf Religion und Kirche wurden der Passauer Vertrag und der Augsburger Religionsfriede bestätigt, und auch auf die Reformirten ausgedehnt; bei Reichsgerichten über Religionsachen gleiche Theilnahme der Confessionen zugesichert.

Das waren die Hauptpunkte des westphälischen Friedensschlusses. Manches Strittige blieb noch unerledigt, auf sich beruhend, oder wurde zu weiterer Erörterung dem nächsten Reichstag zugewiesen.

Also war nun mit diesem Frieden die goldene Zeit, die Zeit des Glücks für Deutschland gekommen? — Mit Nichten. Die von den Kriegsschauplätzen heimziehenden Heere übten noch immer und noch lange Zeit hinlänglich fühlbaren Druck, und das Vaterland konnte des Friedensglücks noch nicht

sobald froh werden. In vielen deutschen Städten blieb kaum ein Tag ohne Durchmärsche.

Erst am 16. Juni 1650 ließen zu Nürnberg durch ihre Gesandten der deutsche Kaiser, und die Könige von Frankreich und Schweden den Frieden völlig unterzeichnen. Frankreich und Schweden **sicher-**
ten Deutschland seinen Frieden. Auf sechzehn freien Plätzen der Stadt Nürnberg verkündeten abermals Trompeter und Heerpauker den Vollzug des Friedens-Instruments, die Glocken läuteten, die Kanonen donnerten von der Burg und den Wällen, und in den Kirchen wurde das **Te Deum** gesungen.

Am 8. und 9. September desselben Jahres feierte Deutschland ein allgemeines Dank- und Friedensfest, welcher Feier ein Fast- Buß- und Betttag am 6. September voranging.

Blicken wir nun auf die folgenwichtige Bedeutung des westphälischen Friedensschlusses hin, so stellt sich Stoff zu ernster Betrachtung in reicher Fülle dar.

Durch die Abtretung so vieler deutschen Länderstrecken und durch die Losagung Hollands und der Schweiz wurde Deutschland eine tiefe, unheilbare Wunde geschlagen; durch Abtretung des Elsasses namentlich erhielt Frankreich Gelegenheit, seine gieri-ge Hand später auch nach den noch erhaltenen Städten und Gebieten auszustrecken, und Straßburg zu gewinnen.

Frankreich und Schweden war als Aufrechterhalter dieses Friedens der mächtigste Einfluß auf die deutsche Reichsverfassung, welche jetzt eine gänzlich umgestaltete und neue wurde, verstattet; die politische Einheit Deutschlands ging unter, die Macht des deutschen Kaisers wurde ein Schattenbild, da jeder Reichsfürst in den Besitz der Landes- und Territorialhoheit gelangte, und das Recht erhielt, mit auswärtigen Mächten Bündnisse zu schließen, nur

aber nicht gegen das Reich. Deutschland wurde jetzt ein Staatenbund der reichsunmittelbaren Stände, und dem Kaiser blieben nur neben mehreren vorbehaltenen Rechten die Gerichtbarkeit über die Reichsunmittelbaren, und die Oberlehnsherrlichkeit. Die Städte, mit Ausnahme der Reichsstädte, verloren ihren Glanz, ihr Gewicht, ihre Unabhängigkeit und Freiheit, und der einst so blühende Städtebund der deutschen Hanse blieb auf Hamburg, Bremen und Lübeck beschränkt. Holland sperrte den Rhein. Die Fürsten, im Gefühle ihrer unumschränkten Macht, errichteten, auch die kleinsten, stehende Heere, wodurch den Ländern nützliche Arbeitskräfte entzogen, neue drückende Lasten auferlegt wurden, und die meist eine unselige Mauer zwischen Fürsten und Völker zogen. Man war seit dreissig Jahren den Glanz und den Lärm der Waffen so gewohnt worden, daß man ihn nun auch im Frieden nicht entbehren mochte, auch baute man nicht mehr auf deutsche Treue.

Dazu kam nun noch bei vielen Fürsten Neigung zu übertriebener Pracht der Hofhaltungen, zu wahrer Verschwendung für Liebhabereien wie Jagd, Theater, Ballet, Musik u. dgl. wozu der Hof Frankreichs ein verführerisches Beispiel gab. Leichtfertigkeit der Ansichten über Sitte, Tugend und Glauben kamen von Frankreich herüber, und schlugen Wurzel im Gemüth der Gebildeteren. Die tadelnswerthe Nachahmungssucht brachte Deutschland das Wohlgefallen an der näselnden Sprache Frankreichs, die der deutschen Sprache an Reichtum, Wohlklang und Fülle unendlich nachsteht, — an französischer Tracht und Pracht. Man begann, auf das allerabcheulichste französische Sprachbrocken in die deutsche Sprache einzumengen, und leider ist dieß nach zweihundert Jahren noch eben so, denn wir können unser deutsches Maul kaum aufthun, ohne daß bei jeder Rede ein Duzend fremdländische

Schnörkelworte herausfahren. Manche denken, das zeuge von Bildung!

Die französische Sprache ist so armselig, daß sie z. B. ein griechisches oder deutsches Gedicht nur mit äußerster Mühe im gleichen Verhältniß des Urbildes wieder zu geben vermag, dennoch errang sie sich — ihrer auch dem Beschränktsten zugänglichen Leichtigkeit und Einfachheit wegen, ein Uebergewicht über alle Sprachen Europa's.

Recht und Gesetzgebung erlitten nach dem westphälischen Frieden mancherlei Umwandlungen; öffentliche Rechtspflege verschwand; der dauernde deutsche Reichstag, den man einsetzte, vertrat nicht mehr das Volk; das Reichskammergericht der Reichshofrath (letzterer der höchste Gerichtshof für die Fürsten) häuften nur Akten zu Akten, die dort anhängigen Prozesse wurden meist ins Endlose hinauszog. Die Vertretung der Einzelstaaten durch Landstände schwand zur bloßen Form zusammen; neue Lasten wurden erdummen und angelegt, ohne daß von Seiten des Volkes Einspruch erhoben werden konnte.

Handel und Gewerbfleiß erreichten nie wieder jene Blüthe, deren sie sich im spätern Mittelalter, zur Zeit Luthers, noch erfreuten, denn mit der Vorliebe für die Sprache des Auslandes hielt jene für dessen Moden gleichen Schritt, und man bezog Arbeiten, Stoffe und Geräthe, aus Frankreich, England, Holland — setzte die Deutschen zurück.

Deutschlands Kunstblüthe verdarb, überwuchert vom wässrigen Ungeheim in allen Künsten. Da gab es keine Albrecht Dürer, Lucas Kranach, Peter Vischer und andere Künstler hohen Ranges mehr. Kunst wurde Handwerk in Deutschland, und mußte, wollte sie leben, Schnörkel hervorbringen, statt edler Geistesgeschöpfungen. Mit der Aufklärung, von der

man viele Worte machte, indem man sich nach Frankreichs Beispiel über Religion und Glauben hinwegsetzte, und erhaben glaubte, stand es über alle Maassen schlecht. Wie auf der einen Seite Glaube in Unglaube umschlug, so schlug er auf der andern Seite in Aberglauben um, und dieser, der in seinem Schooße den Herenglauben nährt, erzeugte den Schandsteden jener neuen Zeit, die Herenverfolgung, die Herenverbrennung. In den Köpfen selbst grundgelehrter Männer setzte sich, ein trauriges Zeichen, daß nichts unmöglich ist, und daß es keine Bürgschaft dagegen giebt, daß ganze Bevölkerungen von einem gewissen Wahnsinn ergriffen werden können: die aberwitzige Idee fest, man könne mit dem Teufel Bündnisse schließen, und von ihm zum Schaden derer, denen man feindselig gesinnt sei, rauben erkennen. Dieser Unsinn, den die deutsche Rechtspflege treulichst hegte und pflegte, hat viele tausend schuldlose Opfer dem Scheiterhaufen überliefert. Starres Festhängen an starren Sätzen schlug und hielt Fortschritt, Ueberlegung und gesunden Menschenverstand in Banden. Auch suchte jedes richterliche Erkenntniß im römischen Recht, und das römische Recht — ein Unglück für Deutschland, stand und steht noch wie die chinesische Mauer.

So gestaltete sich die Zeit bald nach dem westphälischen Frieden. Dennoch ist der deutsche Geist lebendig geblieben, dennoch hat er aus Schlafheit und Ohnmacht sich empor gerungen. Im Stillen erzeugten sich frische Keime, neue Muthen junger und sittlicher Umgestaltung. Die Philosophie (Weltweisheit) gewann verjüngende Kraft; sie war es, die auch den Künsten und Wissenschaften wieder liebliche Wege bahnte und zeigte. Darum konnte man auch vor hundert Jahren die erste Jubelfeier

des westphälischen Friedens freudig begehen. Man blickte mehr mit Hoffnungen in die Zukunft als mit Besürchtungen.

Und hier ist nicht zu verkennen, welchen mächtigen heilsamen und fördernden Einfluß im 18. Jahrhundert bis in die Gegenwart die zahlreichen Fürstenthümer Deutschlands hierin geübt, auch die kleinen, die man jetzt so gern beseitigen möchte. Die meisten Fürsten schützten und schützten alle edlen Künste, sie unterstützten Schulen und Universitäten, sie belohnten Erfindungen, ermunterten den Gewerfleiß^{*)}, sie pfl egten die Wissenschaften, sie legten wissenschaftliche Sammlungen aller Art an, und machten, was ihr Privateigenthum war, dem Volke zugänglich. Man kehrte in Pankunst, Malerei und andern Künsten zu einfacheren edleren Formen zurück, man wandte seinen Eifer auf Landesverbesserung, auf Landesverschönerung an. Deutschland erhob sich wieder, es lernte den dreißigjährigen Krieg vergessen.

Zweihundert Jahre sind verflossen, seit dieser Krieg endete, und dieses zweite Jahrtausend schließt wiederum die Pforte eines neuen Zeitraums, einer neuen Zeit auf. Alles drängt nach einer politischen Umgestaltung Deutschlands mit solcher Heftigkeit hin, als solle wieder ein dreißigjähriger Krieg beginnen. Gott wolle Deutschland vor einem solchen schützen! Schon sehen wir statt des religiösen jetzt den politischen Fanatismus die Hände in Blut tauchen, sehen Thaten, die der Barbarei des dreißigjährigen Kriegs ebenbürtig und würdig sind. Haß und Parteilung spalten bis in das Herz der Familien hinein deutsche Bürger, deutsche Brüder. Frei-

^{*)} Weimingen denke nur an seinen Herzog Georg Ernst!

heit! heißt das lebende Geldgeschrei, und der Liebe, der Treue, der dankbaren Frömmigkeit wird vergessen. Viele möchten in Deutschland einen Glückshafen sehen und für sich mit jeder Hand ein großes Loos herausziehen; Andere sähen es lieber als Sparhafen, in welchem alles Geld beisammen bleiben und schwimmeln soll. (Vingebildete Pyenrge*) schießen wie Pilze aus dem Boden und schwinden wieder dahin, wie Schemen. Ihre Weisheit ist so grün und vorlaut, daß man ihnen gern mit Sirach 23. 7 zuruft: „Lieben Kinder, lernet das Maul halten!“

Noch schlimmer sind die verlaufenen Schelme, schriftstellersche Landstörzer, Krachtbühne und Rumormacher, die Lärm machen und Staub aufwühlen, die den Hochverrath und Mordmord ins gute deutsche Land säen, die Saat des Teufels. —

Vieles ist errungen und zugestanden, als Pfandbrief einer bessern Zukunft, was wir uns nicht wie der entzogen sehen wollen; auf anderes hoffen wir noch, und werden hoffentlich nicht allzulange hoffen müssen. Aber Sie meinen es nicht gut mit dem Vaterlande, die unaufhörlich den glimmenden Kohlenbrand des Mißtrauens und der Ungeduld schüren, oder die da meinen, ein tüchtiger Krieg könne helfen. Ein Krieg ist das allergrößte Unglück für die Länder. Der dreißigjährige Krieg war ein tüchtiger Krieg — er machte halb Deutschland zur Wüste.

Wie thöricht handeln Sie, welche alles Veste: hende umreißen wollen. Umreißen, niederreißen ist bald gethan, aufbauen ist schwerer, kostspieliger; zum Aufbauen braucht's Verstand — Einreißen kann auch der Unverstand. Die Zeit wird lehren, ob selbst überall die bereits gewährten Freibeiten auf die Dauer

*) Pyenrge war König von Scarta und ein wirklich weiser Geseggeber.

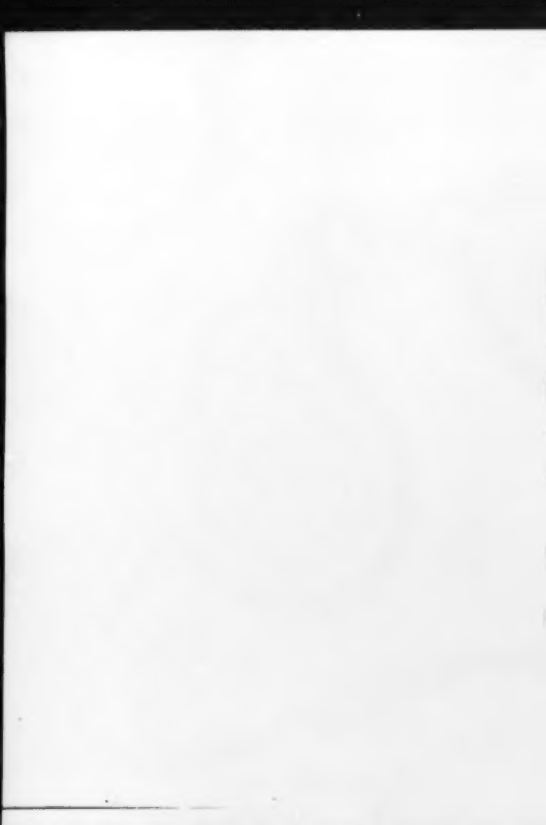
nügen, sonderlich den Landgemeinden. Ist ist Beschränkung nützlicher als unbeschränkte Freiheit. Warum ziehen wir einen Zaun um unsern Garten? da können wir ja nicht hinaus, das ist Beschränkung unserer persönlichen Freiheit! Aber auch der Nachbar hat sein Recht, so gut wie wir, und der Zaun schützt uns gegenseitig vor unrechtmäßigem Einschreiten. Wir Mauern beschränkten sich sonst die Städte, aber die Mauern waren ihr Schutz. Jetzt gleichen sie den alten Trojanern, die rissen ihre Mauer nieder um ein übergroßes hölzernes Pferd herein zu ziehen. Aber im Bauch des Pferdes saßen geharnischte Feinde: die stiegen, als es Nacht war, heraus, erschlugen die Wachen, sprengten die Thore, ließen ihre Brüder herein, mordeten die Einwohner, und steckten die Stadt in Brand. Da war auch der trojanische Krieg zu Ende.

Wenn wir Deutsche nur durch unsre Zwietsch nicht auch ein trojanisches Pferd in den Schoos unserer Städte ziehen!

Den Krieg, den Umsturz, die Verwüstung können wir bald haben — das ist gewiß — aber wann — wann werden wir oder unsre Nachkommen wieder ein **Friedensfest** feiern?! —

Gott schütze Deutschland! —





Oberon König der Elfen.

für

die Jugend neu erzählt

von

Ludwig Bechstein.

Stuttgart.

Verlag und Vertrieb von Ernst Gleditsch.





**Oberwies,
König
der
Elfen.**

Für die Jugend erzählt
von
Ludwig Bechstein



STUTTGART
bei Eduard Hallberger.

1891
1892

Mus Frankreichs schönen Sagenkrieten
Die alle Heldentlieder preisen,
Entrollt der Dichter euch ein Bild
Voll Abenteuer, lähn und mild.
Der Kaiser zürnt, der Ritter streitet,
Des Hirschkönigs Huld bereitet
Dem tapfern Helden sichern Sieg,
Glücksrosen blühen an seinem Weg:
Doch fehlen diesem Auserkor'nen
Auf seinem Pfad auch nicht die Dornen.
Der Prüfung lastendes Gewicht,
Des Glücks Vernichtung schliß ihm nicht.
Es nahen Trennung und Entzagen,
Es nah'n Verzweiflung und Verzagen,
Ja, innigstrenner Liebe droht
Der schrecklichste, der Flammentod.
Wie sich, verfehlet, das Schicksal wendet,
Wie unser Märchen heiter endet.

Nicht Jeden leitet Geisterhand
 Zu einem Zauberwunderland:
 Nicht jeden tapfern Edelnaben
 Zehn wir so auserwählt begaben,
 Und solchen Glückes werden froh,
 Wie hier Herrn Hüen von Bordeaux.
 Nicht Allen, die auf Hülfe warten,
 Wölbt sich der helle Jecugarten
 Der Gunst so weunereich und schön,
 Wie wir in unserm Märchen sehn.
 Denn nur in Märchenzauberlanden
 Sind Elfenkönige vorhanden:
 Die Könige der Wirklichkeit
 Sind nicht so gnädig und bereit
 Die Herzen woenig zu erfreuen,
 Den Pfad mit Blumen uns zu streuen;
 Ram mancher noch so klein davon —
 Kein Einziger ist ein Obereu.

Der Zeiten herrschte im Frankenreiche ein mächtiger Kaiser, der war Karl der Große geheißen. Seinen Hofstaat bildete eine Schaar Ritter aus den edelsten Weichlechtern, welche bei Krieg und Frieden den Herrscher umgaben, diese Ritter nannte man Paladine. Sie zeichneten sich aus durch die tapfersten Thaten, bestanden siegreich zahllose Abenteuer und es wurden viele Bücher von ihnen geschrieben und in großen Gedichten ihre Kämpfe und Siege, und die Abenteuer, welche sie auf ihren Jügen in fremde Lande bestanden hatten, geëciet und verherrlicht.

Winer dieser Paladine Kaiser Karl des Großen war Herr
Gün von Berdeant, Herzog von Guvenne, welcher

ichen seine Jugend an dem glänzenden Hofe Kaiser Karls verbrachte, ebenso sein jüngerer Bruder Girard: leider blieben aber auch diese Jünglinge am Hofe nicht ohne Ansehung. Ein hinterlistiger Rathgeber begte den zweiten Sohn Kaiser Karls, mit Namen Charlot, gegen die beiden Brüder auf, und rief in ihm das böse Gelüst hervor, sie ihres väterlichen Erbes zu berauben. Dieses drohende Uebel abwendend, und suchend es abzuwenden, begaben sich die Brüder auf ihre Heimath und auf ihre Schlösser zurück.

Aber die Feinde am Hofe gönnten ihnen keine Ruhe: sie erliefen den Zeitpunkt, an welchem die Brüder, um über gewisse Güter aufs neue die Lehen aus der Hand des Kaisers selbst zu empfangen, wieder an den Hof kommen mußten, und lauerten ihnen im Walde von Konflern heimlich und hinterlistig auf, indem sie sich mit einer großen Schaar ihrer Reifigen vermunnt in der Nähe des Weges versteckt hielten. Indeß fiel diese heimliche Tücke für den Kaisersohn sehr unglücklich aus, denn kaum hatte er unter zornigem Ausruf

den Anlauf gegen Hünen annehmen, als dieser sich mit der Gewandtheit eines geübten Kämpfers deckte, und seinen Gegner mit einem Schlage zu Boden schmetterte, daß er nimmer wieder aufstand. Die Heiligen Chariots und selbst der beste Rathgeber sahen mit der größten Bestürzung den Zehn ihres Kaisers fallen, und wagten nicht, mit Hünen und den Zeitgenossen einen Kampf zu beginnen. Erst als jener von Dainen abgezogen war, hoben sie den Todten auf ein Roß, und führten ihn an den Kaiserhof.

Hünen, der gar nicht wußte, wer ihn angefallen hatte, setzte ebenderthm seinen Weg fort, und begab sich zur bestimmten Zeit in den Kaiserpalast, um dort die Lehen zu empfangen, welcher Empfang stets unter festbestimmten großen Feierlichkeiten vor sich ging.

Aber o Schrecken, gerade als Hünen vor dem Kaiser in ritterlicher Würde stand, um mit den kaiserlichen Lehen bequadt zu werden, und den üblichen Lehenseid zu leisten, da öffneten sich die Thoresflügel der Palauballe. Tausende

länge wurden gehört und auf schwarzüberhangener Baare trugen zwölf verhüllte Knappen die Leiche des gefällten Kaisersohnes herein, und jener schlimme Rathgeber rief, indem er vom Angesicht des Grichlagenen die Decke hob: „Siehe Kaiser Karl! Hier liegt Charlot, dein Sohn, und der meuchlerisch ihn erschlug, steht hier vor Dir, Herr Hüon von Bordeaux, Herzog von Guenne!“

Alle Anwesenden erbebten, der Kaiser stand lange sprachlos. Schreck und Schmerz um den Sohn raubten ihm die Worte. Flammen des Zornes schossen aus seinen Augen auf Hüon hin, welcher selbst im Innersten bewegt stand, und jetzt anrief: „Höre mich, o Herr! ehe Du mich richtest! Nicht Deinen Sohn Charlot erkannte ich in dem Gegner, der mich vermunnt im Walde anfiel, und nicht meuchlerisch erschlug ich ihn! Wer dich zu behaupten wagt, den erkläre ich für einen ehrlosen Lügner und fordre ihn hiermit zum Zweikampf auf Tod und Leben!“ — Mit diesen Worten schleudert Hüon jenem Ritter, der ihn anlagte, den Fellebandichub hin, welcher den

selben annehmend aufheb. Der Kaiser wollte von Hünos Vertheidigung nichts hören, er befahl, denselben zu verhaften, allein fast die ganze anwesende zahlreiche Ritterschaft setzte sich dawider, und es entstand ein heftiger Streit und großes Getümmel deßhalb, denn Hünos fand viele, die seinen Worten Glauben beimaßen, auch war der gefallene Charlet keineswegs ihr Vekling. Da genehmigte der Kaiser den Zweikampf, welcher nun dadurch, daß einer der Kämpfer sein Leben verlor, entscheiden sollte, auf welcher Seite das Recht und die Wahrheit sei.

Als der anberaumte Tag erschienen war, stellten sich die Kämpfer in bester Rüstung ein, der Kaiser und die Paladine wohnten als Zuschauer bei; die Kampfrichter und Herolde wachten darüber, daß alle Turniergefege befolgt wurden, und der Kampf begann.

Dieser Kampf war heiß und furchtbar. Hünos Gegner war ein nicht minder tapftrer Held, als jener selbst, allein durch Erfahrung ihm noch überlegen. Dagegen aber gab das

Bewußtsein seiner Unschuld Hünen ein Uebergewicht, und nachdem lange Schlag auf Schlag gefallen war, und bereits beide Kämpfer aus mehreren Wunden bluteten, gelang es Hünen, seinem Gegner eine entscheidende Wunde beizubringen, die so tief war, daß der Gegner sein Leben ansahnte, ehe er Zeit fand, Hünens Unschuld anerkennend auszusprechen. So sehr nun auch die Ritter über den Sieg Hünens jubelten, so wenig besänftigten sich durch denselben Kaiser Karls Schmerz und Jern, und in diesem schmerzvollen Jerne rief er vor allen Pairs des Reiches, vor allen Paladinen und Edlen, allen Damen des Hofes die strafenden Worte aus: „Hünen von Bordeaux, Herzog von Gurenne, sei von dieser Stunde hinweggebannt von Unserm Angesicht, hinweggebannt aus Unserm Reiche! Nimmer soll wieder Dein Fuß den heimathlichen Boden betreten, es wäre denn, daß Du das vollbrächtest, was wir Dir als Sühne auferlegen! Ziehe stracks von dannen in das heilige Land, von da nach Bagdad oder Babylon, schlage dem Emir, der dem Kalifen zur Rechten an



James M. Smith
Boston

der Tafel sitzt, das Haupt vom Kumpfe, lässe dreimal die Pflegetochter des Kalifen, die ihm zur Rechten sitzt, als Deine Braut, und erbitte Dir von dem Kalifen eine Kede aus seinem Silberbart und vier seiner besten Backenzähne als einen Tribut für Uns, bringe auch tausend Hären, tausend Meier und tausend Sperber, dann endlich tausend gefangene christliche Jungfrauen und eben so viele Jünglinge mit, dann, und keinen Augenblick eher, als bis Du dieses alles vollbracht, sollst Du wieder von Uns zu Gnaden angenommen, in Deine verwirkten Lehen und Dein uns verfallenes Gibe wieder eingesetzt werden, und dann erst soll Dir auch Unseres geliebten Sohnes Lödtung verziehen sein!"

Die ganze Ritterschaft erschraf vor der Schwere der Ausführung, ja der Unmöglichkeit solchen Abenteuers, und sah in ihr nur den unversöhnlichen Grimm Karls, der den tapfern jungen Helden in den gewissen Tod zu senden suchte. Herr Hüon aber rief muthvoll aus: „Ich vollziehe Deine Gebete, o Herr, so Gott und St. Georg, der Schutzbeilige

edler Ritterschaft, mich schirmen!" und nachdem er sich von dem Kaiser, seinem Bruder und seiner Freundschaft verabschiedet, trat er ohne Verzug voll Muth und Hoffnung seine Reise an.

Zuerst kam Herr Hüen gen Rom, wo er den Papst besuchte, damit ihm nicht nachgesagt werde, er sei zu Rom gewesen und habe den Papst nicht gesehen, zumal da der Papst sein Theim war. Dieser empfing ihn sehr huldvoll, ertheilte ihm die Entsündigung von der Tödtung Charlots und seines Feindes, und legte ihm auf, als nächste Sühne das heilige Grab zu besuchen. Geherjam fügte sich der Paladin diesem Gebete, er schiffte sich in Italien ein, erreichte ohne Häbrlichkeit Palästina, gelangte nach Jerusalem und betete am heiligen Grabe um Kraft, Ausdauer und Sieg bei seinem ebenie sühnen als schweren Unternehmen, und ritt dann in die Wüste hinein, in der Midthung gen Zemenanfgang fert, nach welcher ihm die Poge von Bagdad bezeichnet werden war.

Auf diesem einsamen Hille gelangte Hüen bald in einen weiten edlen Gebirgswald, der sich endlos ausdehnte, und in welchem er drei Tage lang umherirrte, ohne nur irgend eine Spur des Ausganges aus demselben zu finden. Seine Nahrung waren einzig Beeren, Früchte und wilder Honig. Oft mußte er für sich und sein Roß erst den Weg mit seinem Schwerte bahnen, und dabei dieses Roß am Zügel führen, denn beim Reiten lief er jeden Augenblick Gefahr, daß das Roß stürzte oder fallend den größten Schaden nahm.

Nach langem Umirren in diesem Walde, welches drei Tage dauerte, erblickte endlich der irrende Mitter am Abend des dritten Tages den Schein eines Feuers, ging diesem nach und fand vor einer gähnenden Felsenhöhle wirklich ein mächtiges Feuer lodern, während aus der Höhle die Gestalt eines äußerst gliederstarken Mannes mit langem Barte trat, einen bärenen Mantel um den sonst fast nackten Körper geschlagen, welcher Mann einen Baumstamm als Reute auf seiner Schulter trug und den Mitter lobte und freudig anschaute.

Hüen grüßte diesen riesenbaften Mann in seiner gewohnten Landessprache, und obgleich er gar nicht erwarten und hoffen konnte, in einem tiefen Bergwald am Libanon Jemand zu begegnen, der diese Sprache verstehe, so war er um so mehr erstaunt, als der Alte ihm in den Lauten seiner Heimath antwortete und als Landsmann ihn begrüßte, was ihm fast wie ein Zauber verkam. Der Einsiedler lud den Mitter zu sich in seine Höhle ein, welche auch für das Roth hingelassenen Raum bot, und bewirthete ihn mit dem, was er hatte, gebratenem Fleisch und frischem Quellwasser. Auf weichem Lager von Moos behaglich hingestreckt, begannen nun die Beiden vertraulicher Mittheilung zu pflegen: Hüen erzählte dem Alten sein Schicksal und nannte seinen Namen, worauf dieser alsbald ein Freudengeschrei ausstieß und jenen als seinen jungen Herrn begrüßte. „Ihr waret noch ein spielend Kind,“ sprach der Alte: „als ich mit Eurem Vater als dessen Knappe und Diener, nach dem heiligen Lande zog: leider fiel der Tapfre in einer Schlacht mit den Sarazenen,

ich drückte ihm die Augen zu und begrub ihn. Mein Name ist Zherasmin, nach der Sprache unserer Heimath eigentlich Gerasmus, mein älterer Bruder war, als wir Frankreich verließen, Stadtschultheiß von Perdeaux. Nachdem Guertapftrer Vater, gesegnet sei sein Gedächtniß, gefallen und begraben war, gerieth ich in Gefangenschaft der Sarazenen, entfloh aber, und wählte mir diesen ungeheuern Wald zum Wohnort, denn ich hatte nicht Lust, unter die Menschen zurückzukehren. Nun aber, da ich Euch gefunden, mein werthester junger Rittersmann, will ich Euch meine treuen Dienste weihen, wie ich Euerem Vater sie geweiht habe, der nun schon so lange im Frieden ruht."

Der junge Kämpfe war beherzert, hier in der Person dieses alten aber starken Mannes einen Landmann und einen Freund gefunden zu haben, dessen Beistand und Dienste ihm ganz wesentlichen Nutzen versprochen, und trat in Zherasmins Begleitung gleich am folgenden Morgen die Weiterreise an. Als Hünen Zherasmin fragte, welches die nächste Straße

aus dem ungeheuern Walde nach Babelon sei, so berichtete ihm dieser, daß sie, wenn sie den Wald hinter sich hätten, an eine Stelle kommen würden, wo zwei Wege nach Bagdad sich von einander absenderten. Der eine sei ein weiter Umweg, der vierzig Tage lang dauere, der andre sei der nächste, führe aber wieder durch einen dichten Wald.

„Gut, so ziehen wir ohne Weiteres den nächsten Weg!“ sprach Hüen. Aber Scherasmin schüttelte den Kopf mit dem Ausdruck ängstlicher Besorgniß im Gesicht, und sagte: „Kein Herr, nur nicht durch jenen Wald, denn es ist nicht geheuer in ihm; denn in jenem Walde waltet und spukt ein mächtiger Zaubergeist, genannt Alberich oder Oberon, König der Elfen.“

„Und was sollte uns dieser Elfenkönig thun, wenn wir ihn nicht beleidigen?“ fragte der Ritter.

„O auch unbeleidigt ist Oberon fürchtbar!“ entgegnete Scherasmin. „Er verwandelt alle Ritter, die seinen Wald

betreten, in Waldlebolde, Affen und wilde Thiere. So wird es auch uns ergehen!"

"Ich denke nicht" — versetzte Hüen von Bordeaux: „vielmehr will ich nun erst recht den geraden Weg reiten, man sagt ja schon im Sprüchwort, daß der gerade Weg der beste sei."

Es dauerte nicht allzulange, so nahen die Reisenden dem von Scherasmin so sehr gefürchteten Walde, drangen der Güne muthig, der Andre jagend, in sein Dickicht, und fanden einen Pfad, den sie eine weite Strecke verfolgten, ohne daß ihnen ein Abenteuer aufgestoßen wäre, es möchte denn gewesen sein, daß die Furcht Scherasmin verleidet hätte, zahlreiches Wild und Waldgeflügel, welches ihnen ganz nahe kam und gar nicht schüchtern erschien, vor lauter verzauberte Ritter zu halten.

Endlich machten beide ziemlich ermüdet, hungrig und durstig Halt, und setzten sich erschöpft am Stamm einer alten Eiche oder Beder nieder. Da hatten sie noch gar nicht lange

verweilt, als ein wunderbarer Glanz den Wald erfüllte. Alles Laub schimmerte goldgrün, alle Blumen schienen in helle farbenleuchtende Edelsteine verwandelt, und vor ihren staunenden Blicken zeigte sich die Gestalt des Elfenkönigs. Es hatte derselbe freilich nur die Größe eines Zwerges oder eines Kindes von vier Jahren, aber er erschien in himmlischer Schönheit, von Glanz umleuchtet, in der Hand einen Stengel von silberhellen Lilien haltend, deren Wohlgeruch den ganzen Wald erfüllte. Das Gewand Oberons war goldschimmernd, mit Diamanten überstreut und die Krone, die der Elfenkönig auf seinem mit den zartesten abwallenden Locken geschmückten Haupte trug, strahlte vom Schimmer großer Perlen, Rubinen und Smaragden.

Mit Staunen erblickte der Ritter diese reizende mädchenhafte Erscheinung des mächtigen Elfenkönigs, die so schön und herrlich sich seinen Blicken darstellte, aber Zherasmin sah dieselbe nur mit Angst und Zittern, erblickte in ihr einen höchst gefährlichen Spuk, und bot alles auf, seinen neuen und doch schon geliebten Herrn zur schnelligsten Flucht ver-

dem Waldbesessen zu bewegen, so daß dieser selbst in Verwirrung gerieth und nicht zu antworten vermochte, als der Gekönig einige Worte an ihn richtete, vielmehr halb willentlich von Eberasmin fortziehen ließ. Beide stoben in Hast durch das Walddickicht und das Roß des Ritters folgte von selbst nach, allein schnell erlosch aller Glanz, der vorher den Wald so lieblich durchleuchtet hatte, es wurde düster und immer düsterr, dumpfer Donner rollte näher und näher, Blitze durchflammten den Wald, Sturm brauste, Regen prasselte nieder — ein furchtbares Ungewitter brach los, welches Eberasmin aus Zorn erregte, daß der Ritter, dem er doch wohl wollte, ihn floh. Dieses Ungewitter so plötzlich, so heftig und schrecklich, machte auch alsbald der fernern Flucht ein Ende, die Liebenden saßen auf einen von einem Blitzstrahl vor ihren Augen niedergeschmetterten Baumstamm, zum Tode erschöpft. Da erklang in der Ferne ein Horn, und plötzlich hörte, wie von dem Klang beschwichtigt, so schnell wie es gekommen war, das Unwetter auf, der Wald erglänzte wie-

der im hellen Zaubерlicht, und jetzt drang abermals der Schall dieses Hornes magisch und schön durch die Walddeswipfel, so daß Scherasmin entzückt aufsprang und begann, freudige tanzende Bewegungen zu machen. Er würde sich wahrscheinlich selbst als einen ausgezeichneten Tänzer gezeigt haben, wenn nur Raum gewesen wäre, die edle Kunst des Tanzes hinlänglich zu entfalten. Jetzt erschien wiederum der Elfenkönig: ein Schwanenpaar schwamm in der Luft und zog einen goldenen Wagen, darin Oberon mit lächelnder und lieblicher Gewerbe stand, und also sprach: „Warum fliehst Du vor mir, o Hüen von Verdeaur? Du kennst mich nicht, darum fliehst Du, und kannst mir doch nicht entfliehen — ich aber kenne Dich und folge Dir und finde Dich, wo Du auch weilst. Wisse Hüen von Verdeaur, Herzog von Guyenne, daß ich Oberon bin, der Elfenkönig. Mir ist Deine Herkunft, Dein Haus, Dein Schicksal wohlbekannt: ich weiß, welcher Auftrag Dir zu vollführen obliegt, und ich will Dir Beistand leisten, denselben zu vollenden.“

Während der Offenkönig also sprach, wurden die Wald-
bäume zu schlanken Säulen, ihre Wipfel wölften sich zu
hohen Kuppeln, die niedern Büsche schwanen oder verwan-
delten sich in geregelte Laubengänge. Durch die Säulen hin-
durch wurde nach allen Seiten der Blick in einen Aengarten
frei, den an drei Seiten laubüberspannene Schutzmanern be-
grenzten, an der vierten Seite aber schloß ein reizender, schim-
mernder, greßartig sich in die Luft gipfelnder Jambervallast
ihn ab. Aus den Laubengängen tanzten niedliche Heine Götter
und Götinnen hervor, welche künstliche Reibentänze auführ-
ten. Oberens Wagen senkte sich sanft zur Erde, der Offen-
könig entstieg ihm, eine Tafel mit herrlichen Speisen und Ge-
tränken entstieg dem Beten, und die Vögel in den Lauben
stimmten mit hellen Achten ein paradiesisches Concert an:
Quellen plätscherten und Springbrunnen rauschten melodisch,
so daß es war, als ob die Lüfte musicierten. Der Geist winkte
Hören und Scheramin sich des Wades zu bedienen, ja er schien
sich eigens deshalb aus der Luft herabgelassen zu haben, um

mit heftigster Annuth den freundlichen Wirth dieser abentheuern den Gäste zu machen. Einen Becher bot er dar, von Wolde ist wer, und ob schon der Becher leer war, gebot Oberon doch, ihn zuversichtlich zum Munde zu führen, und o Wunder, da duftete der edelste Wein entgegen und es füllte sich stets dieser Zauberbecher, sobald nur des Trinkenwollenden Lippen ihn berührten. Die Speisen waren die auserlesnen Früchte, Beeren und was die Erde Liebliches und Wohlgeschmeckendes bietet.

Als der Ritter und sein Knappe sich hinlänglich gesättigt, bestieg Oberon wieder seinen Wellenwagen, und sprach im Scheiden: „Den Becher behaltet auf Eurer Fahrt, er wird euch gute Dienste leisten, und ebenso dieses Zauberhorn von Elfenbein, welches alle, die irgend eines Fehlers sich schuldig gemacht haben, sobald es geblasen wird, zum Tanze zwingt, und welches zugleich, stark geblasen, mich selbst mit hunderttausend Kriegern zu eurem Schutz, zu eurer Hülfe herbeiruft! So ziehet denn hin, übet tapfre Thaten, und du Hien, bleibe stets ritterlicher Obre eingedenk, denn sie ist das höchst im

Leben der Götter und nur durch sie brichst Du Dir die Bahn zu Ruhm und zu Deinem künftigen Glück!"

Als der Götterkönig so gesprochen hatte mit seiner zarten lieblichen Kinderstimme, hoben die Schwäne sich mit leisem Flügelschlag empor, und der goldschimmernde Wagen entschwebte. Leise Lüfte säckelten, die Säulen des Lustbaues wurden wieder Bäume, die Lauben des Göttergartens Büsche, der Palast schien sich in eine roseurothe Abendwolke zu verwandeln, und bald fanden sich Hünen, Echerasmin und des Ritters Hof wieder in dem Walde, der allen Zaubers entkleidet schien. Beide würden geglaubt haben, daß sie geträumt, aber das Wunderhorn und der Zauberbecher in ihren Händen gab ihnen die Ueberzeugung vom wirklichen Erleben alles des Ueberraschenden und Seltsamen, das ihnen begegnet war.

Obne nochmals ein äbentliches Abenteuer zu erleben, durchzogen Hünen und Echerasmin nun ferner den Auenwald, den zurückzulegen, sie immer noch drei Tagereisen brauchten, so groß und ausgedehnt war er, endlich sahen sie von weitem,

als sie den Wald hinter sich hatten, die Meschcen und Häuser-
zeigen einer Stadt, auf welche sie zuellten. Diese Stadt
hieß Tourmont, und es gab auf den Straßen sehr viele Arme
und Bettler und war ein heißer Tag und äußerst durstiges
Wetter, das Wasser war aber so herzlich schlecht, wie es in
vielen Städten Arabiens, Africas und Süd-Amerika's ist,
kaum zu genießen und außerordentlich belebt von kleinen
Würmchen, auch so durchsichtig wie dünne Chocolade und so
frisch, wie gewärmtes Spülwasser.

Als nun Hüen sah, wie manche Arme dem Verschwachten
nahe waren, ließ er ihnen durch Scherasmin seinen Becher
darbieten, und ließ sie herrlichen Wein trinken, das war ein
Labfal! Und dann blies er auf seinem Horn, um dessen Zauber
zu probiren, da entstand auf offener Straße ein Freiball, der
lustig anzusehen war.

Ueber diese Stadt war ein Statthalter gesetzt; als zu
diesem die Kunde gebracht wurde, es seien Fremdlinge ange-
kommen, welche alles Volk mit Wein bewirtheten und senzen

ließen, so hörte dieser das ganz ungern, denn einmal sollten die Sarazenen und Muhamedaner nach dem Befehle ihres Propheten keinen Wein trinken, und zum andernmal birgt sich immer etwas Gefährliches dabinter, wenn Jemand kennt, der es versteht, das Volk zu bewirthben und es nach seinem Horn oder seiner Pfeife tanzen zu lassen, wie in letzterer Beziehung unter andern bei dem Mattenfänger von Hameln der Fall war. Der Statthalter erhob sich sogleich, um die Fremden zu sehen, und sie nöthigenfalles unschädlich zu machen. Wie groß war aber sein Erstaunen, als Hüen ihn ganz bekannt und freundlich begrüßte und andrief: „Ihr hier, mein Theim! Den wir Alle todt glaubten!“ „Ja mein lieber Neffe Hüen von Bordeaux!“ versetzte der Statthalter: „Das ist eine eigne und lange Geschichte, die ich Dir später mittheilen will, aber sage mir doch, wie Du hieher kommst und was Du hier in Terrment suchst? Und was ist das mit Deinem Trinkgeschirr und Deiner Tanzmusik? bist Du vielleicht ein Värenführer geworden?“

Scherasmin, denn nur er konnte hier der Vär sein, fand den Biß zwar nicht ganz übel, da er einen bärenfell-ähnlichen Mantel trug, warf aber dem Statthalter dennoch einen grimmigen Blick zu, jedoch schwieg er und brummte nur ein Wenig, obſchon bärenartig genug. Hüven ſprach er wiederud: „Wie ich hieher gekommen, lieber Ohm, das iſt ebenfalls zu weitläufig, um es jetzt zu erzählen. Geſucht habe ich in Tourment Nichts, und doch Euch gefunden; ich verlange auch nichts, als je eher je lieber wieder aufzubrechen und Bagdad zu erreichen! Was den Wein betrifft, ſo koſtet einmal, lieber Ohm. Wer ein redlicher Mann iſt, dem füllt ſich dieſer Becher mit edlem Wein bis zum Rande, und hier gibt es viele redliche Männer; alle dieſe Armen hier haben zur Genüge darans getrunken.“

„Ja, ja.“ riefen wie aus einem Munde die Armen: „Wir haben darans getrunken. Allah ſegne den biedern Fremd-ling! Noch Niemand hat uns hier ein Laſſal gebeten, als: „Gi! Gi lebe! Gi ſollte unſer Paſcha ſein!“ „Gi ei!“ nur.

melte der Statthalter: „Ich will doch auch von dem wunderbaren Trank kosten, und lade Dich ein, Hüen von Perdeaux, mit Deinem Begleiter, meine Wohnung als die eure anzusehen, und mir die Freude zu gönnen, euch bei mir stattdich zu bewirthen. Der Statthalter hob den Becher Hüens an seine Lippen, er leckte, er versuchte zu schlucken, kein Tropfen salztrocken — er war kein redlicher Mann.

„Satanblendwerk!“ rief er aus. „Wärst Du nicht mein geliebter Nefse, Hüen, so würde ich Dich als Zauberer verbrennen lassen. Laßt nun eure Wankelreissen, und setzt mir in den Palast!“

Unterwegs erzählte der Statthalter dem jungen Ritter seine Geschichte. „Ich unternahm, wie Du weißt, eine Pilgerfahrt nach dem heiligen Grabe; meine Tochter, die mich begleitete, fiel mit mir in die Hände des Kalifen von Bagdad, dann in die eines gräßlichen Miesen; ich blieb in der Gewalt des Kalifen, Wandisse geheißen, und blieb eine Zeitlang dessen Sklave. Ich erwarb mir indessen sein Wohlgefallen, fand

nich durch ihn veranlaßt, den Turban zu nehmen, das heißt ein Unselmann zu werden, und wurde zur Belohnung treuer Dienste Emir von Tourment, wo ich mich vollkommen wohl befinde.“ Hüen zürnte im Stillen seinem Oheim, daß er mit so wenig Treue an seinem Glauben gehangen, und trat mit Scherasmin in den stattlichen Palast des Statthalters ein. Dieser Letztere ließ es an seiner freundlichen Aufmerksamkeit fehlen, insgeheim aber sann er darauf, seinen Neffen zu verderben sammt dessen Begleiter, damit Niemand in Frankreich erfahre, daß er zu einem Venezaten geworden. Sobald er Hüen und Scherasmin ihre Gemächer zum Bad und zur Ruhe hatte anweisen lassen, berief er seinen Vertrauten, einen Aga, d. i. ein Officier und Anführer der Wachen, der auch aus Frankreich stammte, und dem Hüens Vater in seiner Jugend Wohlthaten erzeigt hatte, theilte diesem seine Wünsche und den Namen seines Wastes mit, und befahl ihm, in Hüens Zimmer Wachen aufzustellen, die in der Stille der Nacht den jungen Abenteurer sammt seinem Knappen tödten sollten.

Dieser grausame Befehl war dem Aga sehr unwillkommen, und zumal er sich der von Hüens Vater empfangenen Wohlthaten erinnerte, konnte er sich nicht entschließen, zu gehorchen. Er befreite vielmehr heimlich eine Anzahl christlicher Gefangenen, bewaffnete sie, und setzte Hüen und Scheramin sogleich von der drohenden Gefahr in Kenntniß, die alsbald an die Spitze der Freigelassenen traten, und mit großer Tapferkeit alles niederhieben oder zu Gefangenen machten, was sich ihnen widersetzte, so daß nur mit Mühe der Statthalter sich aus dem Palaste retten konnte. Zudem waren Hüen und seine Verbündeten nun zwar Herren des Palastes, aber nicht der Stadt Lourment; in dieser zog der Statthalter so schnell als möglich alle Truppen an sich, umstellte mit ihnen den Palast, und schwur, es solle keiner darinnen lebendig über die Schwelle schreiten, ehe wollte er den ganzen Palast in Flammen stecken und niederbrennen lassen. Hüen sah wohl ein, daß er abermals in einer großen Gefahr schwebte, denn wenn erst der Emir Verstärkung vom Lande an sich ziehen

konnte, so war an kein Entkommen aus dem Palast zu denken, zumal jede Zufuhr von Lebensmitteln abgeschnitten war. In dieser Noth gedachte Hüon der Tugend seines Hornes, und beschloß zu erproben, ob und wie sie sich auch in eruster Weise bewähren werde? Er sammelte die ihm ergebene befreiten Christen unter dem Aga um sich her, während der Emir den Palast immer mehr einschließen ließ, und alle Anstalten traf, denselben wieder zu erobern, stieg dann auf die Zinne, und begann das Zauberhorn zu blasen, erst leise, dann immer lauter und lauter. Erst begann das ganze Heer der Belagerer zu tanzen und lustige Sprünge zu machen, dann erschienen Oberen als Heerführer von hunderttausend Kriegern, und im Nu wurden die Belagerer auseinandergeprengt, der Statthalter fiel im Kampfe gegen die Befreiten, der Tanz wurde vielen zum Todesreigen, und nach dieser mit Hülfse des Königs der Elfen glücklich vollbrachten Heldenthat rüstete sich Hüon zur weitem Reise.

Vorher Oberen sich den Blicken Hüons wieder entzog.

warnte er ihn vor einer neuen Gefahr, indem er sprach:
 „Du wirst auf Deinem Wege einen starken Burghurm finden,
 fest wie aus Eisen gegossen; in ihm wohnt ein furchtbarer
 Riese Namens Angulaffer, und hält eine schöne liebenswürdige
 Jungfrau gefangen. Jeden Ritter, welcher es wagt, diese
 Jungfrau aus der Hand des Riesen befreien zu wollen, tödtet
 Angulaffer auf der Stelle, sobald er mit ihm zusammentrifft,
 weil er den Panzer der Unbesiegbarkeit und den Ring der
 Ueberwindung besitzt, den ihm der Kalif von Bagdad welcher
 ihn besaß, zum Zeichen des Tributes und der Unterwürfig-
 keit übergeben mußte. Diesem Riesen zu begegnen, könnte
 Dir Unheil bringen, mein Liebling, und Dich für immer hin-
 dern, an Dein Ziel zu gelangen, und Deine Sendung zu
 vollenden!“

Nachdem der Geist diese Worte gesprochen hatte, ent-
 schwebte er wie ein leichtes Bällchen.

Hüen und Scheraadin machten sich nun wieder auf den
 Weg gen Bagdad zu und es dauerte nicht allzulange, so

stand der Riefenthurm hoch und schwarz vor ihren Blicken da, und Scheraämin, der des Eisenkönigs Warnung ebenfalls vernommen, leuchte weißlich seitab, Hüen aber gebot ihm, zu stehen, und sprach also: „Der gütige Else hat mich zwar freundlich vor diesem Thurm und seinem Bewehner gewarnt, allein was sprach er früher? Er sprach: Bleibe stets ritterlicher Ehre eingedenk, denn sie ist das Höchste im Leben der Edlen, und nur durch sie brichst Du Dir die Bahn zu Ruhm und zu Deinem künftigen Glück. Ritterliche Ehre aber erheißet unerschrockne Tapferkeit, erheißet Muthedrücken hilfreich zu sein, unschuldige Gefangene zu befreien und grausame Missethäter zu bestrafen. Soll ich, wo mir die willkommenste Gelegenheit zu diesem allen sich bietet, derselben feig aus dem Wege gehen? Gewiß hat der König der Elsen mich nur prüfen wollen, und es komme wie es komme, ich wage den Kampf. Du mein Scheraämin, magst meiner indessen hier ruhig harren!“ Scheraämins besorgliche Einwendungen nicht achtend, eilte Hüen muthvoll dem Thurme näher und erblickte

bald im Grise die schöne Gefangene, welche wie um Schutz und Hilfe stehend, die Arme erhebt und ausbreitete.

In den Thurm zu gelangen, schien nun aber schwer, denn es standen vor der Pforte zwei Erzlelöwe, welche durch einen Zauber bewegt, mit metallenen Keulen fort und fort wie Drescher auf und niederschlugen, so daß unzermahnt kein Strohalm zwischen ihnen hindurch konnte.

Als Hün diesem gefährlichen Wächterpaare eine Weile zugesehen hatte, und wahrnahm, daß dessen Arbeit nicht endete, so sprengte er mit emporgehaltenem Schilde sich deckend, in der Hand sein Schwert, gerade darauf zu, und siehe, im Augenblick, als er glaubte, das Roß werde anprallen, standen jene Zaubermaschinen still und gaben ihm freien Raum, unter ihren hochgehobenen Keulen hinweg zu jagen. Hün stieg in der Thurmhalle sogleich vom Roß, band dieses an, und betrat die obern Räume. Kein Diener zeigte sich, Niemand wehrte ihm den Eintritt, wohl aber kam ihm die gefangene Jungfrau entgegen und bedeutete ihm, daß der Niese Angu-

laßer jetzt schlafe, daß es ein leichtes sein würde, sich jetzt seines Panzers der Unbesiegbarkeit und des Ringes der Ueberwindung zu bemächtigen, und ihn dann im Schlafe zu tödten. Hüen hörte das erste nicht ungern, gegen das zweite aber sträubte sich sein ritterlicher Sinn. Er ließ sich das Gemach zeigen, wo der Riese in einem festen Zauberschlafe lag, der ihn alltäglich einige Stunden überfiel, wie das auch oft Lenten begegnet, welche seine Riesen sind. Hüen sah den Panzer der Unbesiegbarkeit neben dem Lager Angulassers stehen, und zog ihn an, er paßte ihm eben so vortrefflich, wie dem kleinen Däumling die großen Siebenmeilenstiefeln des Menschenfressers, und saß wie angezogen. Ein Gleiches war mit dem Ring der Fall, welchen Hüen von des Riesen Finger zog und an den seinen steckte. Das waren nun freilich zwei verzeßliche Stücke, der Panzer und der Ring, und eigentlich wäre nicht nöthig gewesen, den Riesen erst aufzuwecken, damit er gewahre wie es um ihn und seine Macht stehe, allein Hüen weckte ihn dennoch auf, damit Angulasser erst mit ihm kämpfe.

Der Niese schaute ihn mit wilden Blicken an, und schrie mit furchtbarer Stimme: „Hebe Dich weg Du kleiner Wicht, leust zermalme ich Dich!“ Dabei sprang er so heftig auf seine Füße, daß der Thurm erbebte.

„Versuche das!“ erwiderte Hüen, indem er auf Angu lasser eindrang. Dieser erhob sein Schwert, um Hüen den Kopf zu spalten, allein bevor es zum Hiebe niedersank, hatte schon der Niese einen Hieb und eine Todeswunde, daß er machtlos zu Boden sank. Die befreite Jungfrau, Hüens Verwandte, sank jetzt dankerfüllt zu den Füßen ihres Befreiers und erzählte ihm alle Grausamkeiten mit denen der Niese sie bedrückt habe, und welche Kraft Hüen durch den Besitz des Ringes verliehen sei.

„Dieser Ring,“ sprach sie: „gibt Euch, o Hüen von Berdeang, Macht und Sieg über alle eure Feinde ja selbst über die Elemente: siegreich und glücklich werdet Ihr alle Eure Thaten vollbringen, so lange Ihr den Ring tragt, und keinen Augenblick vom Platte der Ehre und ritterlichen

Tugend abweicht, welche die Grundpfeiler allen Lebensglückes sind.“

Hüen fragte nun die schöne Befreite, indem er sie aufheb, wie sie sich nenne, und wohin sie sich zu begeben wünsche, da sein Ziel Babylon sei, worauf sie ihn bat, er möge sie unter seinem Schutze mit dorthin nehmen, sie wolle ihm dienen und ihm ewig dankbar für ihre Befreiung bleiben. „Ich hieß früher Jemene,“ sprach sie: „in diesem Lande aber hat man mich Atime genannt. Die Pflөгетochter des Kalifen, Namens Gecarmende, welche als Kind ihren Aeltern geraubt wurde, und jetzt Mezia genannt wird, ist meine Freundin! Zu ihr will ich mich flüchten, sie wird mich liebevoll aufnehmen!“

Hüen stand bewegt, als er diese Worte aus dem Munde der durch ihn Befreiten vernahm. Jene Pflөгетochter des Kalifen, welche sie ihm nannte, war es ja, an die er einen so wichtigen Auftrag vom Kaiser Karl erhalten hatte, die er als seine Prant lassen sollte mitten unter den augenscheinlichsten Gefahren. Er war erfreut über den glücklichen Zufall,

Daß Hatime mit Nezia befreundet war, und sah darin eine gute Verbedeutung, übergab Hatime dem Schutze Scherazeminus und setzte seine Reise nach Bagdad fort, das in einer paradiesischen Aue, welche die Ströme Guphrat und Tigris durchrollten, groß und herrlich, die Königin der Städte des Morgenlandes, gelegen war, und zwar auf derselben Stelle, wo das alte wundervolle Babylon stand, dessen Namen die Stadt neben dem neuen noch immer führte, — und jener riesige in den Himmel ragende Thurm, den die Feuner Jehovah's zerstörten, und von dem die Sprachen der Völker der Welt wie Strahlen nach allen Winden ausgingen, war jetzt, niedriger zwar, aber doch ein übermächtig gigantisches Bau, die Burg des Kalifen.

Der Kalif hatte die schöne Wöclarmente, die er als sein Eigenthum betrachtete, einem seiner reichsten und mächtigsten Emire zur Braut bestimmt, und feierte deren Hochzeit durch das glänzendste aller Feste, dessen Pracht gar nicht zu beschreiben ist. Die Burg wimmelte von Gästen und deren

Dienern, von Tänzern, Spielleuten, edlen Kriegern, Schaa-
ren von Wächtern, und in der großen Halle voll erhabener
altheidnischer Pracht ruhten auf goldschimmernden Ottomanen
an festlichen Tischen der Kalif, ihm zur Rechten der Emir,
zur Linken die holde Göclarmende, jetzt Rezia, und dann
Gast an Gast, alle im Glanz und Schmuck der herrlichsten
Gewänder, Perlen und Edelsteine, und feierten das hochzeit-
liche Mahl. Alles war freudenvoll, nur Rezia nicht — sie
allein trauerte, denn ihr Bräutigam mißfiel ihr, vor ihrer
Seele hatte ein anderes Bild dessen gestanden, an dessen Hand
sie einst durch das Leben gehen sollte.

In einer Karavanseerai zu Bagdad hatten die Reisenden
geruht, Scheraamin ritterliche Gewände angelegt, Hüen er-
schien schön wie der jugendliche Gott des Krieges in den
Kriegen Griechenlands und Roms, angethan mit dem Panzer
der Unüberwindlichkeit, an seinem Finger den Ring der Ueber-
windung: die dankbare Fatime diente ihm nun als Beglei-
terin in die Burg des Kalifen, und als Helmschmuck. Stolz

schritten sie durch die tausend und aber tausend Wächter, durch all das Volk, das die Fremden anstaunte, im blendenden Schmuck der Gewänder, gleich geladenen Gästen durch eine Palastpforte nach der andern, von Terrasse zu Terrasse immer höher, bis zur Herrscherhalle hinan. Verwundert sahen der Kalif und der Emir die Fremdlinge an, die ohne Meldung eintraten, aber Mezja, als sie Fatime, die Freundin, erkannte, stieß einen Schrei der Ueberraschung und Freude aus und erhob sich vom weichen Polsterlager, Jene willkommen zu heißen und zu umarmen, und als dabei ihr Blick auf den jungen herrlichgestalteten Ritter fiel, ward ihr Herz gar wunderbar bewegt.

Herr Hüon von Verdeaux bedeutete Scherasmin mit einem Wink, den Beschützer der beiden Freundinnen abzugeben, schritt ohne Ceremonie und ohne eine Rede zu halten, auf den Kalifen und dessen Gäste los, vor deren Augen jetzt ein Blickstrahl zuckte, hervergebracht durch Hüons gute Minge, die in aller Schnelligkeit den Kopf des Emirs, des Bräuti-

gams der helden Nezia, vom Kumpfe getrennt hatte: in diesem Augenblick nahte Hüen lähn und unerschrocken den Aremduinen, umfaßte sittig die hocherglühende Nezia, küßte sie dreimal auf den blühenden Mund, zog den Ring der Ueberwindung vom Finger, steckte ihr denselben an den Westfinger der rechten Hand und sprach: „So verleve ich mich Dir, o Jungfrau, meine holde Brant!“

Dieses alles geschah so schnell, daß das Erschrecken darüber fast versteinend auf den Kalifen und die nächsten Gäste wirkte, denn die entfernter um die Tafel Gelagerten nahmen noch gar nichts wahr von der Störung, bis endlich der Kalif von seinem Sitz emporfuhr wie ein aus dem Lager aufgeschreckter Löwe, und ein Wuthgeheul ausstieß, worauf alle die hundert und aber hundert gekrümmten Säbelslingen bloß wurden, die so still in ihren Scheiden ruhten. Kalime, erschrecken bis zum Tode, drängte Scherasmin seitwärts, Nezia aber, durch Hüens Thun wunderbar bewegt, wie von einem Zauber umstrickt, schmiegte sich an diesen und Hüen, als er



$$\sum_{k=1}^n \frac{1}{k^2} = \frac{\pi^2}{6}$$

die Gefahr sich in furchtbarer Gestalt nahen sah, begann auf Oberons Horn zu blasen.

Da plötzlich wandeln sich die zornvollen Mienen der Kufelmannen in lächelnde um, da hebt sich nicht mehr der Arm zum Schwerthieb, nein die Füße beugen sich zum Taktschritt des Tanzes, die Waffe entfällt mancher Hand, manchem fallen Haupt entfällt der Turban, mancher Pascha und Aga dreht sich wie ein Perwisch und kreiselt durch die Halle, bis er taumelnd zu Boden sinkt, und im Sinken manch goldnes Tafelgeräth mit in seinen Fall verwickelt und hinabzieht. — Mit dem höchsten Verstaunen erblickte Rezia dieses seltsame Wunder, bleibt aber für sich selbst ebenso wie Scheramin und Fatime vom Zauber des Hornes unberührt.

Erst als die Tanzenden zum Tode ermattet von den heftigen Wirbeln hinzusinken beginnen, kraftlos und machtlos, setzt Hien das sanft geblasene Horn vom Munde, während indeß die Kunde von dem Unerhörten, was sich begeben, alle

Männer des Herrscherpalastes durchdringt, und die Gewappneten in Schaaren nach der Festhalle empor drängen.

Zu diesen Augenblicken nähete sich Hüen von Verdeaux mit ehrerbietigem Gruße dem Kalifen von Bagdad, und sprach zu ihm: „Verzeihe o mächtiger Kalif, daß ich so störend und in so ungewöhnlicher Weise Dir nahe, allein nicht eigener Antrieb gebietet mir, also zu handeln. Wisse daß im Abendlande ein gleich Dir mächtiger Sultan lebt, Karl der Große geheissen, dem ich als Lebensmann in Irene diene. Dieser ist es, der mich sendet, und der mir geboten hat, das zu thun, was ich gethan.“

Darauf erwiderte der Kalif von Bagdad: „Wisse junger und überführter Held, daß der Ruhm Deines Sultans längst auch zu uns in das ferne Morgenland gedrungen ist, daß aber diese seine Art, Gesandte zu schicken, wohl weder im Morgen- noch im Abendlande erhört ist. Kannst Du glauben, daß solches Thun, wie das Deine, strafflos bleiben werde?“

„„Siehe mich an o mächtiger Kalif!““ entgegnete Hüen

mit Festigkeit: „Ich trage den Panzer der Unüberwindlichkeit, welchen ich dem Riesen Angulasser, dem Du selbst tributpflichtig warst, abgenommen, und diesen gefürchteten Riesen habe ich getödtet!“

„Hast Du diesen Riesen getödtet, o Held!“ nahm darauf der Kalif das Wort: „so hast Du mir den größten Dienst erzeigt, und ich schwöre Dir bei meinem Part, Du sollst ohne Strafe Deines Friedensbruches, mit dem Du in meine Burg feindselig eingedrungen, von hinnen ziehen, doch wirst Du mir den Ring zurückgeben, den Du dem Riesen vom Finger gezogen.“

„Ich würde dich vielleicht thun, erhabener Kalif!“ versetzte Hün: „wäre der Ring nicht schon an einer schöneren Hand: so ist er nicht mehr mein.“

„Habe ich Dir einen wichtigen Dienst geleistet, so wirst Du mir wohl gestatten, mir einen andern Lohn von Dir dafür zu erbitten. Auch diese Bitte wage ich nur, weil ich muß, weil mein Herr und Gebieter, Kaiser Karl der Große, sie

mir auszusprechen befohlen hat, nur für ihn, nicht für mich, beische ich, was Dir unerhört erscheinen wird!“

„So sprich, was ist es! Steht es in meiner Macht, so sollst Du's haben, ich schwöre es bei Allah, dem Propheten!“

„Tausend Sperber sind es, die ich für meinen Herrn und Kaiser begehre!“ sprach Hüon. „Alles, was ich verlange, steht in Deiner Macht.“

„Du sollst sie haben!“ gewährte der Kalif.

„Und tausend Geier!“ forderte Hüon.

„Auch tausend Geier!“ war die Gegengabe.

„Und tausend Bären!“ —

„Tausend Bären? Was will Dein Sultan Karl mit so vielen Bären thun? — Doch — wir sind freh, unsre Bären los zu werden, seliglich zugestanden!“

„Und tausend gefangene christliche Jünglinge!“ forderte Hüon weiter.

„Noch kein Ende?“ rief der Kalif. „Ja, Wir wollen

doch sehen, wann das Ende kommt! Aber weil Du Angeltäffer getödtet, wehlan, es sei!"

"Und tausend gefangene christliche Jungfrauen!" — fuhr Hüon fort.

"Wird sie bald ein Ende haben die Frecheit?" rief zornlaut der Kalif. "Doch" — fügte er, seinen Zorn bewältigend, hinzu: "wenn Du mir den Panzer und den Ring zurückgibst, so möge auch dieß erfüllt werden, aber, bei meinem Parte, nun ist's genug, und kein Wort mehr!"

"Doch, erhabener Kalif, noch einige wenige Worte. Du hast zugesagt ohne Beding, wenn es in Deiner Macht stehe, wollest Du gewähren. Aus dem ehrwürdigen Parte, bei dem Du so eben geschworen, begehrt mein Kaiser eine, nicht abgeschnittene, nein eine — andgerissene Leide."

Sprachlos starrte der Kalif den Sprecher an, seine Augen bligten wie die des Tigers, der sich auf seine Beute zu stürzen im Begriff ist und mit dem dumpfen Grollen eines Löwen

fragte er voll grimmigem Gehnues, lauernd, furchend, knirschend:
 „Nichts weiter?“

„Und endlich,“ sprach Hüon ruhig und ohne Bangen:
 „Niere von Deinen besten Backenzähnen. o Kalif, Liebling
 Allabs!“

„Gnnd! Teufel!“ schrie der Kalif außer sich vor
 Wuth: er griff an seinen Kopf ob er nicht träume, er ballte
 beide Fäuste gegen Hüon, und bei diesem nicht friedlichen
 Zeichen erheben seine Kriegerschaaren, welche alle ruhig ge-
 standen hatten, so lange ihr Gebieter mit dem Fremdling sprach,
 ein Kriegesgeschrei, daß der ganze Palast erbebt. Die hoch-
 gehobenen Säbel und Schwerter blitzen wie ein bewegter
 Strom, und der Augenblick war so bedenklich, daß Hüon un-
 bedenklich sofort sein Horn an den Mund setzte, und es mit
 aller Stärke blies. Da stammte ein Pfliz und zuckte in den
 Schwerterwald, daß jeder Arm in Lähmung sank, und ein
 Donner krachte, als berste der Thurm von Babels mitten
 von einander, dann aber wurde es tief still, jeder Athem war

von Furcht gehemmt, ein Glanz schwebte an der Palastdecke, sie schwand und auf seinem Schwanenwagen erschien Oberon, der Rosenkönig, den Silberlilienstengel in der Hand haltend, sanft niederschwebend, rings um ihn schufen unsichtbare Hände Raum, zugleich erschien die Halle angefüllt mit Gewappneten deren Ueberzahl jeden Angriff zurückgehalten haben würde, hätte ja ein solcher versucht werden sollen. Allein von einem solchen war gar nicht die Rede — wie versteinert standen und lagen Alle umher, noch betäubt von dem furchtbaren Blitz und Donner Schlag und erschrocken von all dem geistlichen Schrecklichen und Grhakenen, was sich so eben begab, und zwar viel schneller, als möglich ist es zu erzählen. Geisterhände erfaßten Scherazemin und Fatime und hüllten sie in die Schleier der Unsichtbarkeit; von einer sanften Gewalt fühlten Hüon und Mezia sich getragen und in den Wagen des Rosenkönigs gehoben, welcher mit ihnen von Dainen schwebte, selbst den Flug der Schwäne dahin lenkend, wohin sein mächtiger Wille die vereinten Paare zu bringen beschloß.

Während dieses geschah, mußte der Kalif nicht nur einen Theil seines Barthaares lassen, sondern auch vier gute Nadeln: ein dienender Geist Oberens, Namens Malabran, vollbrachte diese Operation und es ist zu hoffen, daß dieß auf eine schmerzlose Weise geschah, und glimpflicher, als irgendwo erzählt ist, daß nämlich der Geist um diesen Auftrag zu vollziehen, bevor er sein Kunststück begann, dem Kalifen erst den Kopf abgeschlagen habe.

In einem anmuthreichen Palmenwäldchen am Meeresstrande in der Nähe der Stadt Askalon fanden sich Hüon und Rezia, Scherasmin und Fatime von Geisterchiffen durch die Lüfte getragen, wieder auf festem Boden, und dort erschien ihnen abermals Oberen in aller seiner lieblichen und wunderbaren Herrlichkeit, in Glanz und Helle, und hielt in seinen Händen ein Schmuckkästchen von auserlesenster Arbeit, welches die Widgeister für die Aeenkönigin Titania, Oberens Gemahlin, eigens gefertigt hatten, und das er jetzt Hüon darreichte. Hüon und seine Begleiter glaubten nicht anders, als daß

dieses Kästchen einen kostbaren Brantschatz enthalte, Perlen wie die Haselnüsse, nicht kleinere Diamanten und Sonstiges, dem war aber nicht so, der Inhalt war weit weniger appetitlich.

„Empfange, tapferer junger Held“ — sprach Eberon: „ein Geschenk, welches der Schlüssel ist, der das Thor Deiner Heimath Dir wieder aufschließt, die Kaiser Karl Dir barterzig und grausam verschlossen hat. Damit ist das letzte erfüllt, was vom Kalifen Du geheißt; alles Uebrige, die tausend Sperber, Meier, Varen, junge Sklaven und Sklavinnen wirst Du an Frankreichs Westade Deiner Ankunft harrend finden, sobald Du es betriffst. Ein Schiff, das die Kisten für Dich und die Deinen auf mein Geheiß reich mit Schätzen des Kalifen beladen haben, liegt segelfertig und bereit, euch aufzunehmen, im Hafen von Aelaten, welches Schiff euch in einen Hafen Italiens bringen wird. Von da aus eilet ihr dann nach Rom, wo Dein Oheim, Hüen, euerem Bund selbst die priesterliche Weihe geben wird. Bis dahin bewahret treu und sorgsam den Ring der Ueberwindung,

der euch Macht verleiht über die Geister: geht dieser Ring euch verloren, so drohen euch die größten Gefahren, und auch ich kann euch dann nicht mehr schützen, muß euch fern bleiben: vergebens würde Dein Horn, o Hünen, mich rufen, vergebens würdet ihr in öder lechzender Wüste vom Rande des Bechers euch laben wollen, Lippen und Hände würde er euch versengen mit flammender Gluth! Darum achtet auf meine ernste Warnung und seid gesegnet!"

Nachdem Eberon diese ermahnenden Worte beweglich und mit himmlischem Wohlklang gesprochen hatte, neigte er sich zärtlich dem Paare zu, berührte es mit seinem Lilienstengel, und zerfloß vor dessen Augen, wie der schöne Regenbogen mit allem seinem Farbenschimmer, dessen höchste Pracht uns bisweilen ganz nahe zu stehen scheint, so plötzlich in ein ungreifbares Nichts zerrinnt. Hünen und Nezia sahen ihm staunend und trauernd nach, und begaben sich zersplitzt von Eberasmin und Ratime nach dem für sie bestimmten Schiffe, dessen Bemannung sich ausschließlich zu ihrem Dienst stellte.

Platz schwamm auf offenem Meere das Schiff, und das heilige Land mit seinen geweihten Räten entschwand den Blicken der Zurückschauenden, und Rezia wie Fatime schauten nicht ohne Wehmuth zurück. Beide, besonders aber Geclarmende, waren in früher Jugend ihren Aeltern entrißen, von den Sarazenen aufgezogen und zu Slavininnen bestimmt, aber mit Achtung behandelt worden. Das stille Dahinleben, das die Sitte den Frauen und Mädchen Arabiens aufnöthigt, hatte ihnen dennoch manche Freude vergönnt, an denen ihre Erinnerung hing, und sie waren gewohnt, einander wie zwei Schwestern anzugehören und sich zu lieben, bis das Geschick sie trennte, und Gaudisse, der Kalif, Fatime an seinen Münstling, den Emir von Tourmont, zurückgab, dem sie aber der Niese Angulaffier alsbald wieder entriß.

Als die Reisenden nach einer überaus günstigen Meerfahrt im Hafen von Lepanto angekommen waren, hielt Herr Hüen für gut, Scherasmin mit den Pfändern seines Sieges im Kistchen einstweilen voraus nach Arafreich zu senden, zu

mal sich zwei segelfertige Schiffe fanden, von denen das eine nach Massilia, wie damals Marseille hieß, das andere nach Neapelis zu steuern beabsichtigte, auf welchem letztern Hün mit Goclarmonde segeln und von Neapel gen Rom reisen wollte. Er wollte je eher um so lieber dem Kaiser Karl wissen lassen, daß er zurückkehre und alles genau so erfüllt habe, wie der Kaiser befohlen, der sich damals als er diese Prüfung auferlegte, deren Lösung seinem Sterblichen möglich schien, freilich nicht träumen ließ, daß es im Morgenlande einen hilfreichen Elfenkönig, eine gütige Feenkönigin, Wunderbörner, Zauberbecher, Panzer der Unbezwinglichkeit und Ringe der Ueberwindung gebe, lauter herrliche Dinge, die am Hofe Kaiser Karl des Großen ganz unbekannt waren.

Scherasmin segelte nach dem Willen seines Herrn auf dem einen der Schiffe ab, Herr Hün aber mit Goclarmonde und Zomene auf dem zweiten, nicht lange aber fuhren die letztern, als durch eine unglückliche Achtlosigkeit Goclarmonde den Ring der Ueberwindung vom Finger fallen ließ, der von

Verd abschnellte, und sogleich im Meere versank. Da währte
 es gar nicht lange, daß der Himmel sich verdüsterte, immer
 dunkler und endlich nachtschwarz wurde: die Wogen des Meeres
 rauschten und brandten mit Ungestüm, türmten sich zu Bergen,
 der Sturm rasete und warf das Schiff hin und her, auf und
 nieder, alles frachte und schüttelte, Donner brüllten, Flüge
 flammten; gähnend that der Wellenabgrund seinen Schlund
 auf, da schoß das Schiff hinein, um alsbald wieder, wie
 von ihm ausgespien, himmelan geschleudert zu werden. Ja-
 gend und bebend hielten die Liebenden sich umschlungen, ver-
 gebend setzte Hüen das Horn an seine Lippen, es kam kein
 Ton, und seine Hoffnung auf den Beistand des Hosenkönigs
 litt Schiffbruch. Hatte Obereu zur See seine Macht, oder
 war die Grenze seines Reiches längst überschritten, oder er-
 füllte sich seine mahende Warnung? denn jetzt erst fand sich's,
 daß kurz vor dem Sturm der Ring der Ueberwindung ver-
 loren gegangen, und jede Hoffnung auf Hülfe durch irgend
 einen Zauber zu nichte war.

Obereu.

1

Mitten im Donner des Himmels, im Pranken der See, im Heulen der Windesbraut wurde das Schiff von einem entsetzlichen Stoß erschüttert, daß alle seine Jagen versten und das Wasser von allen Seiten in dasselbe eindrang. Ein zeterndes Angstgeschrei erscholl: Hüen hielt die halbbehemmächtige zitternde Gschlarmende mit starkem Arm umfaßt, und eben als das Schiff die Kluth verschlang, spülte eine Woge die Weiden vom Berd herab und warf sie an den Strand einer wüsten Insel, an deren Klippennusern das Schiff gescheidert war.

Was aus der Mannschaft des unglücklichen Schiffes, was aus Jomene geworden, wußten die Geretteten nicht.

Leer und öde war der Strand, kein Strauch, kein Baum zeigte sich dem Blick, nur ein überhängender Fels bildete eine Art Grotte, welche Schutz gegen den noch immer andauernden Sturm bot, und in welcher sich aus Moos und Winsen ein Lager bereiten ließ. Und keine labende Frucht — nichts, was zur Stillung des Hungers sich dargeboten hätte, kaum daß es Hüen gelang, die Schaale einer Muschel, die am

Strande gelegen und Wasser des gefallenen Regens in ihrer Höhlung aufgesammelt hatte, der kraftlos gewordenen, ver-
schwachtenden Goclarmonde darzubieten. O wie hätte jetzt
der Becher Oberons gelabt — er war dahin, im Sturm ver-
loren, wie das Horn — und verloren auch schien jede Hoff-
nung einer Rettung, denn von was sollten die unglücklichen
Schiffbrüchigen ihr Leben fristen? —

Doch noch härtere Proben hatte das Schicksal über Hüen
und Goclarmonde verhängt, während die treue Zomene, die
durch jenen Schiffbruch von beiden getrennt worden war,
ebenfalls, wie durch ein Wunder, dem Tode entging, doch
führte ihr Loos sie an den Strand des Landes Anfalerne,
wo sie aufgefunden und als Sclavin an den Hof des Königs
gebracht wurde. Gleichzeitig hatte derselbe entfesselte Sturm,
welcher das Schiff zertrümmerte, auf welchem Hüen und Goclarmonde mit Zomene sich befunden hatten, jenes Schiff,
auf welchem der treue Scheramin mit dem unschätzbaren
Kästchen nach Frankreich segeln wollte, weit von seiner Bahn

ver schlagen, und mehrere Tage und Nächte auf dem weiten Meere umhergetrieben, bis es, halb zerstört, ebenfalls an der Mündung von Anfalerna strandete. Scherasmin mußte dem Himmel danken, daß er sein Leben und das kostbare Kästchen retten konnte, welches er auf eine geschickte Weise so verbarg, daß Niemand diesen Schatz entdeckte. Auch er wurde nicht lange nachdem er das Land betreten und das Kästchen verborgen hatte, zum Sklaven des Königs gemacht, und hatte die Freude, Jämenen am Hofe wieder zu finden, und mit ihr von ihrem erst so glücklichen und nun so unglücklichen Gefährten sich gegenseitig in rührender Weise unterhalten zu können. Scherasmin mußte als Gartenarbeiter dienen, und versah dieses sein neues Amt mit ebenso viel Geschick, als Geduld. Während das Schicksal auf diese Weise zwei Getrennte wieder vereinigte, war über zwei Vereinte von ihm die härteste Trennung beschlossen.

Hüen und Hoelarmonde hatten eine kurze Zeitlang auf der wüsten Insel gelebt, sich karglich von den Früchten einiger

Dattelpalmen genähert und von einigen wilden Beeren, die zwischen den Aelsenspaltten wuchsen, als mit einemmale ein Schiff sichtbar wurde, welches sich so weit als möglich dem Ufer näherte, und dann Peete auslegte. Arendig hefften die Unglücklichen Rettung, weilten am Ufer und winkten, sie aufzunehmen. Bald trat eine Schaar Männer an das Land, alle trugen Waffen, und saum hatte ihr Anführer, ein sübner Zeeränder, Goelarmonde erblickt, als er ausrief: *Ha Meja! Des Malisen Wandisse, Heil sei ihm Liebting! Das ist ein geldner Hund! Hübt sie sogleich in das Schiff, daß wir sie unverweilt zu dem mächtigen Emir von Rentbrand Jrearin bringen, Wandissens Bruder, der uns ein reichliches Lösegeld für sie anzahlen wird!*"

Mit Entsetzen vernahmen Hüen und Goelarmonde diese Rede, vergebens baten sie um Schonung, vergebens suchten sie Widerstand zu leisten. Der tapf're Ritter, aller Mittel zur Gegenwehr beraubt! hüßlos und durch den Mangel an geeigneter Nahrung entkräftet, mußte es geschehen lassen.

während die Meeräuber über ihn herfielen, ihn überwältigten und festhielten, daß Geclarmende vor seinen Augen in das Boot getragen und nach dem Schiffe gefahren wurde. Ihn selbst banden die Räuber grausam an einem Ranne fest, und überließen ihn seinem Schicksal, indem sie in dem zweiten Boote dem ersten nach — und nach dem Schiffe fuhren. Von dort blickte Geclarmende verzweiflungsvoll nach dem Strande wo ihr geliebter Hüen schmachtete, bis die Schleier der Ohnmacht ihr das Auge schlossen und Nacht sie umdunkelte. Als sie wieder zu sich kam, befand sie sich in einem Gemach allein, von fürstlicher Pracht umgeben: Gewänder und Schmuck, wie sie einer Prinzessin ziemten, lagen neben ihr und zu ihrem Gebrauche da. Gleichzeitig erfüllte das Gemach, in dem sie sich befand, ein wunderbarer Glanz und aus dem Glanze trat eine lichtschimmernde zarte Gestalt von überirdlicher Schönheit, und sprach zu ihr: „Fürchte dich nicht! Ich bin Titania, die Königin der Aeen und Elfen. Oberon, mein Gemahl, hat Hüen und Du seinen Schutz für einige Zeit entzogen

müssen, um Hünos Heldennuth auch im Leiden zu prüfen, denn die Heldentugend besteht nicht nur in der Tapferkeit und im starken Arme, sie besteht oft noch ungleich mehr im Dulden und Entsagen, und auch Du, o Hoclarmonde, sollst darin Deinen Heldennuth bewähren. bleibe standhaft und heße auf Wiedersehen!"

Nach diesen tröstenden Worten entschwand die Jeculönigin Titania und Hoclarmonde war es, als ob sie geträumt habe: sie athmete Mesenduit und süßte in ihrem Herzen eine seltsame Ruhe, allein dieser friedliche Zustand sollte nicht von langer Dauer sein, denn bald erhob sich wieder ein entseßlicher Sturm und trieb das Schiff an die Küste von Aufalorne, über welches Land ein König herrschte, dessen Name Malaffer war. Dieser König stand auf der Terrasse seines am Meeresstrande gelegenen Schlosses, sah das Schiff landen und erblickte am Bord die reizende Hoclarmonde, welche er als Skavin anzunehmen beabsieht. Der König Malaffer bestieg alsbald eine Barke und ließ sich nach dem verichtageneu Schiffe

indern, um dem Kapitein desselben Gselarmende abzukaufen. Dieser aber sprach: „Verzeibet Herr, daß ich Euch diese Gefangene um keinen Preis verkaufen kann: sie ist Eigenthum des mächtigen Kalifen Ghandiffe, seine Pflögetochter und sein Viebling, und diesem durch wunderbare Umstände geraubt worden. Ein ungeheurer Preis wurde vom Kalifen dem verheißen, der ihm seine geliebte Nezia zurückbringt, und mir und den Meinen glückte es, ihrer habhaft zu werden.“

Auf diese Rede wurde der König Galaffer außerordentlich zornig, und schrie, indem er seinen Damascenerfäbel zog: „Ich werde mit Dir, Du Hund! gleich auch wunderbare Umstände machen!“ — und im nächsten Augenblicke hatte der arme Kapitein seinen Kopf nicht mehr an der gehörigen Stelle: des Königs Begleiter fielen alsbald über die Schiffsolente her und bissen sie alle nieder bis auf einen Einzigen, der eilend über Bord sprang und sich in einem Kahn rettete.

Hierauf ließ Galaffer die von neuem Schreck ganz erstarrte Gefangene in seine Parke bringen, doch wurde sie be-

bandelt, wie einer Prinzessin ziemte, und erhielt im Schlosse des Königs prächtige Gemächer angewiesen, auch wurden ihr eine Anzahl Sklavinnen zur Bedienung übergeben.

Wie freudig erstaunte Gselarmende, als sie mit nur einer dieser Sklavinnen sich zuletzt allein lebend — die Sklavin zu ihren Füßen sitzen sah, und aus deren Munde anrufen hörte: „Meine theure Gselarmende!“

„Ha! Batime! Zomene!“ rief Gselarmende aus, hob schnell die Freundin auf, fiel ihr um den Hals und weinte belle Freudenthränen.

Nun ging es an ein Zureden und Erzählen des Gelernten, und es lag ein großer Trost für die Freundinnen darin, einander wieder anzugehören, doch verabredeten sie heimlich miteinander, daß Zomene scheinbar die Rolle ihrer Sklavin fortführen solle, um ihr immer nahe zu sein, und vielleicht Nachricht bringen zu können, wenn sie vom Schicksale Hüens oder von diesem selbst etwas erfahre.

Dieser machte es an einen Baum gefesselte unglückliche

junge Held war fast dem Schmerz und den quälendsten Gedanken erlegen. Die Nacht senkte sich nieder — längst war das Schiff, das sein liebstes, sein einziges Kleinod trug, aus seinen Augen geschwunden — Finsterniß hüllte ihn ein, grauenvoll rauschten die Meereswogen und wälzten sich daher, wie Weipenster, und schäumten und warfen grellend ihren Schaum und die salzige Bluth an den Klippenstrand.

„Grausamer Geist!“ senzte Hün. „Will Dein Jörn mich ganz verderben? Habe ich mich so sehr gegen Dich vergangen, daß Du auf immer mir die Hülfe entziehst, die Du mich doch hoffen ließeß? Soll ich hier ruhmlos untergeben? Wieh mir Raffen, mache mich frei von diesen schmachvollen Banden, und ich will den Tod suchen, wenn er über mich verhängt ist, er soll mir willkommen sein, aber laß mich ihn finden im Kampfe gegen die Heiden, laß mich ruhmvoll sterben als Ritter und als Held!“

Der Eisenkönig wußte Hünens traurige und verzweifelte Lage: er schwebte auf einer Wolke, welche der Schwimmer des

Kreides mit Silber säumte, hoch über der Erde, und neigte winkend sein Scepter, da zuckte es blühend über den Himmel wie ein flammender, fallender Stern und ein riesiger Nachtgeist, welcher mächtige Flügel hatte, erschien vor dem Eifenkönig. Dieser sprach: „Malabren Du Geiſt voll Kraft und Gite: fliege zu Hüen hin, entfehle ihn, trage ihn auf Deinem Rücken in die Nähe der Stadt Montbrant, wo Gmir Hecarin Hof hält, verwandle Dich dann in Reuebengestalt und bringe ihn selbst nach Montbrant an den Hof des Gmirs: dert mag Hüen dann erwarten, was ferner über ihn beſchloffen iſt.“

Der Geiſt ranſchte wie ein Sturmſtoß durch die Nacht: Hüen war in ſeinen Banden von Schwäche und Zchlummer überwältigt worden — als er erwachte, dämmerte ſchon der Morgen, und er fand ſich auf weiches Moos gebettet in einer ihm gänzlich unbekannten Gegend, doch feſſelfrei, und dieſer Gedanke ſchon machte ihn überglücklich, und ließ ihn für eine kurze Zeit jenes andre Bedürfniß vergeſſen.

Indessen kam der Tag herauf; Hüen, hungrig und durstig, blickte umher, ob sich ihm nirgend eine anderweite Hülfe zeigen wollte, und erstieg einen kleinen Hügel, an dessen Fuße er unter Palmen geruht hatte. Da bet sich Hüens Rücken eine in ziemlicher Ferne liegende große Stadt dar, und dicht unter ihm, ihm den Rücken lehrend, saß ein alter Mann, der einen Quersack und eine Harse neben sich liegen hatte, und frühstückte, wie es schien mit dem besten Appetit, den jemals ein Zwielfmann gehabt hat und haben kann. Hüens Hunger wurde durch diesen Anblick nicht wenig erregt: er begrüßte den Alten, und bat ihn, sein Frühstück mit ihm theilen zu wollen. Der Alte blickte Hüen verwundert an, hieß ihn neben sich setzen, reichte ihm Maisbrot aus seinem Quersack und Eshervet aus seiner Kürbislafche, ließ sich von ihm seine Erlebnisse erzählen und bot ihm endlich an, ihn nach der Hauptstadt zu geleiten, ihm auch Nahrung und Gewande zu verschaffen, wenn er ihm seine Harse und seinen Quersack tragen wolle.

Diesen Vorschlag ging Hüen wohl oder übel ein, er

batte seine Wabt, und hoffte alles von seinem Glück, so wie er auch hoffte, daß das Schicksal ihn nicht immerdar so hartnädig verfolgen werde.

Au demselben Abende, kurz vorher, ebe Hüen und der alte Spielmann, welcher kein andrer war, als Oberens dienstbarer Geist Kalabren, kam jener Matrose von dem Seeräuberbriſſe, der einzige, welcher bei Galassers Ueberfall sein Leben gerettet, in Montbrant an, und berichtete dem Gmir Hveatin, was sich alles, so viel er davon wissen konnte, mit Mezia, der Pflgetochter des Bruders Hvearin, zugetragen, und daß sich der König von Aufalene ihrer Person bemächtigt habe. Diese Nachricht erbitterte den Gmir außerordentlich, er beschloß sogleich einen feindlichen Einfall in das Nachbarland, und ließ in den Straßen andeuten, was Galasser begangen habe. Und wer die Waffen ergreife und mit in das Feld ziehe, um den König Galasser zu bekriegen, der solle großen Lohn empfangen und reiche Rente von Bannern tragen dürfen.

Da nun Hüen, geleitet von dem in einen fahrenden Zrielmann verwandelten Geist, gerade ankam, als in den Straßen von Montbrant die öffentlichen Ausrufer dieses Aufgebots verkündigten, so erfuhr er ganz von ungefähr das bisherige Schicksal und den Aufenthaltsort seiner geliebten Hoclarmende und hat sogleich seinen Gefährten, ihm behülflich zu sein, diesen Rettungszug mitzumachen.

Auf einem alten Klepper und mit einem rostigen Panzer angethan, mit einem rostigen Schild und dergleichen Schwerte, auch mit einem Helm von nicht besserer Beschaffenheit wurde Held Hüen als ein wahrer Ritter von der traurigen Gestalt erblickt: so zog er im Heere Hroarins gegen Malasser. Dieser letztere erhielt nicht so bald Nachricht von dem feindlichen Einfall, als er seine Mannschaft ebenfalls aufbot, dem nahenden Feind entgegenrückte und ihm ein Treffen lieferte. So tapfer auch Held Hüen focht und so sehr er sich zur Wehr setzte, geschah es doch, daß er gefangen genommen, und die Streitmacht Hroarins in die Flucht geschlagen wurde. Hüen

sollte anfänglich gespielt werden, doch das Glück wollte es, daß der treue Zherasmin, der beständig nach jedem Fremdling spähte und immer hoffte, sein geliebter Herr werde ihm einmal unverfehens wieder begegnen, den Gebieter auch in der traurigen Gestalt erkannte, und es dahin brachte, daß Hüen als Zclave Reichthigung in den Gärten des Königs erhielt. Dieß war noch nicht lange geschehen, als Zherasmin sich beeilte, die eifrentlichste aller Königsleuten Zomene mitzutheilen, welche darüber in das freudigste Verstaunen gerieth, und Goclarmende aussuchte, um dieser, welche beständig um Hüen, dessen Verlust sie nicht vergessen konnte, trauerte und weinte, diese beglückende Botschaft zu bringen. Wer beschreibet Goclarmendens Gutzünden, als sie von Zomenen die Nachricht erhielt, Hüen lebe nicht nur, sondern befände sich mit ihr unter den Dächern eines und desselben Palastes. Nicht minder groß war Hüens Glück, als Zherasmin ihm mittheilte daß Goclarmende und Jatine am Hofe des Königs Gwalaffer weilten, obgleich ihm immer noch Vieles zu wünschen

übrig blieb, denn sie Alle waren ja doch nur dienstbare Sklaven und arme Gefangene.

Lebhaft war der Wunsch Hüens und Goclarmendens, sich wiederzusehen, und endlich gelang es Ratimens List, ein solches Wiedersehen zu veranstalten, wozu die königlichen Gärten mit ihren heimlichen Laubgängen und Kuschelarotten sich völlig eigneten, doch war große Verhütung nöthig, denn diese Gärten waren streng bewacht, wurden stets verschlossen gehalten, und zum Ueberfluß hatte Malaffet die Wachen verdoppelt, weil der König Jvearin ihn immer noch mit Arica bedrohte, neue Hecte gegen ihn sendete, und zu fürchten war, Jvearin werde den Versuch machen lassen, Goclarmende heimlich zu rauben.

Jomene's Aufschläge und List brachten es endlich dahin, daß Hüen und Goclarmende einander in heimlicher Stille des Abends wiedersehen. Sie waren ganz glücklich, und weinten mehr als sie sprachen: sie dachten an nichts Anderes, als wie sie vereint wieder frei werden, und mit Jomene und

Scherasmin dieses Land der Sklaverei und der Gewaltthaten gänzlich verlassen und meiden wollten.

Aber indem Hüen und Geclarmende so mit einander sprachen, wußten sie nicht, daß ein Wächterange ihre heimliche Zusammenkunft erpäht hatte, ihnen leise gefolgt war, und ihre Gespräche belauschte. Plötzlich trat der Wächter hervor und nahm beide gefangen.

Als Scherasmin und Nömene aus dem Kärm, welcher entstand, aus dem Hüen und Schrien und dem Ein- und Herrennen der Wächter das Unglück wahrnahmen, welches sich ereignet hatte, fürchteten sie für sich das Aergste, und vermutheten die allgemeine Verwirrung zu ihrer längst verabredeten Flucht, indem sie in der Gefangennahme jenes edlen und liebenden Paares ein Leiden erblickten, daß das Weibbild ihm fortdauernd zürne, und ihre liebe und treue Anhänglichkeit an dasselbe ihm nichts mehr nützen und helfen könne, zum mindesten nicht, so lange Beide in den Banden der Sklaverei an Malaffers Hofe verweilen.

Fortsetzung.

Zcheradmin und Jomene kannten indeß die Ketzer, in welche Hüen und Goclarmende geworfen wurden, und der Erstere beschloß dennoch, sie wo möglich zu befreien. Er brachte Jomene an einen sichern Ort, vertraute ihr an, wo er das Mägdchen mit der Partiede und den Padenzähnen des Kalifen verwahrt habe, und eilte zu dem Horte des Königs Hecorin, wo er sich erbot, einer Abtheilung als Führer zu dienen und sie auf geheimen Wegen unversehrt bis mitten in den Palast zu geleiten.

König Malaffer, der ein sehr zorniger Herr war, verurtheilte Hüen und Goclarmende zur Strafe ihres Vergehens einestheils, anderentheils um allen Versuchen seines Nachbars Hecorin, sich Goclarmendens zu bemächtigen ein Ende zu machen, zum Tode und ließ sogleich alle Anstalten zu dessen öffentlicher Vollziehung treffen.

Das Volk von der Hauptstadt des Landes Aufalerne strömte zu dem gräßlichen Schaniviele herbei; der Zehnerhaufen wurde aufgethürmt und bald standen auf ihm die treuen



2017-2018
2019-2020

Liebenden, in dem Gedanken glücklich, daß sie mindestens vereinigt sterben sollten, da vereinigt zu leben, ihnen vom Schicksal nicht vergönnt schien.

Zehn haben Aadeln in den Händen, schwarze Sklaven des Königs und entzündn den Holzstoß. Dampf ringelt rings umher sich in dunkeln Wallen schwerfällig empor — noch erreicht er die Höhe des Holzstoßes nicht, da begiebt sich plötzlich ein Wunder. Ein Blitz zuckt, ein Donner rollt, und die Flammen erlösen. Königin sieht in seiner Hand das Wunderhorn des Offenbarungs. Er stößt augenblicklich hinein, die Krieger, die Wächter, das Volk, alles beginnt zu tanzen. Plötzlich ertönen andre Hornstöße von fern her, und hoch zu Ross, gerüstet vom Scheitel bis zur Sohle, sprengt vor einer großen Schaar Bewaffneter Scherazamin heran, wirft alles vor sich nieder, läßt den Palast besetzen, und schaut vergnüglich zu, wie es keines Schwertschlages mehr bedarf, die Liebenden zu befreien. Diese aber umfliehet statt des Dampfes des Scheiterhaufens, roßig schimmerndes Gewöl, und sie er-

bliden segnend und schimmernd über sich Oberen und Titania in aller Pracht ihres überirdischen Glanzes und fühlten sich von dem Elfenkönigspaaire weit hinweggerückt von dem Schauplay, der ihnen so eben noch den Tod bringen sollte.

Wieder war es ein schimmernder Aënegarten, ähnlich jenem, den Hüen damals im Elfenwalde schaute, als Oberen zum erstenmale ihm nabete, voll Reiz, voll Pracht, voll wunderbaren Zaubers.

Aënen und Elfen führten darin die schönsten Tänze auf, und sangen die lieblichsten Lieder, zu denen klingende Blätter der Bäume Harmonien rauschten. Die Blumen glänzten wie Edelsteine, und der Thau der auf ihnen schimmerte, bligte wie Willkürarten von Diamanten. Hier war es gut sein für Hüen und Hocharmende als Gäste Oberens und Titania's, und himmlisches Entzücken erfüllte die ersten Beiden, als Oberen zu ihnen sprach: „Die Zeit eurer Prüfung ist beendet: ihr habt sie treu bestanden, euer Leben soll reich und schön sein, und in einem edeln und beglückten Leben bestehen.“ Und

Titania sprach: „Ihebet nun von Dainen in das Land Eurer Väter, in eure Heimath, von Ihne abgesaget!“

Hünen und Goclarmunde wurden in dem Schwanenraate Oberens weithin zur Ferne getragen, und vergaßen über dem süßen Glück, wieder mit einander vereinigt zu sein und sich gegenseitig zu beßigen, nicht nur alles in der Gegenwart, sondern auch alles Leiden der Vergangenheit.

Scheraömin entbrennte indeß den Mönia Malaffers, befreite alle Christensclaven, bildete aus ihnen ein Heer, mit welchem er die Streitmacht des Gmire Hyvarin zurückschlug; er bemächtigte sich der unrechtmäßig erworbenen und aufgehäuften Schätze Malaffers, ließ sie auf mehrere Schiffe bringen, bestieg mit Jomene, die ihm Hünens Mädchen wehlerbatten übergab, das Schönste dieser Schiffe, und ahet seiner Aettille, nach Maltiens Küsten zu steuern.

Da Scheraömin wahrnahm, daß sein geliebter Herr mit Goclarmunde verschwunden war, so nahm er mit Ge-

wisheit an, daß ein höherer Schutzgeist seinen verbüllenden Pantermantel über Beide gebreitet haben werde, und hoffte mit Inverficht Beide glücklich wieder zu finden.

Und so geschah es auch in der That. In dem Augenblicke, als Zherasmin mit seinen Schiffen an der Küste Italiens an das Land stieß, trug der Wellenwagen des Weistönigs Hüen und Goclarmende an dieselbe Küste, und verschwand vor ihren Augen, während sie Zherasmin und Jomene erblickten, die mit Jandzen auf sie zuellten.

Jetzt schien der Gipfel des Glückes für alle Vereinigten erreicht: mit Schätzen reichlich versehen, zu denen freilich die früher besessenen nicht mehr gehörten, denn das Hern hatte nach dem letzten davon gemachten Gebrauch Oberon wieder an sich genommen, der Becher war ebenfalls nicht mehr vorhanden, der Panzer der Unüberwindlichkeit und der Ring der Ueberwindung hatten sich auch nicht wieder auffinden lassen, in rachtvollen Gewändern und mit zahlreichem Gefolge zogen nun die Glücklichen gen Rom, wo Hüen sogleich dem Papst,

seinem Oheim, die geduldende Auswartung machte, und ihm erzählte, wie viele Christen und Christinnen er aus der Sklaverei befreit, nicht nur die, welche ihm jetzt folgten, sondern auch jene zweitausend, die nach Cberens Verführung an der Küste Frankreichs seiner harrten. Darüber wurde der Papst so gerührt, daß er Hyen und Geclarmonde, Scherazmin und Zomene vor sich beiseiden ließ, ihnen den Segen gab und beide Paare für das Leben miteinander vereinigte.

Als diese heilige Handlung vollzogen war, eilten die Beglückten nach Neapelis, wo sie sich ohne Verzug nach Kassilla einschifften. Dort fanden sie zu ihrer großen Freude alles Versprochenne, die tausend Zerber, tausend Geier, tausend Bären, tausend befreite Christenjünglinge und tausend Christenjungfrauen, ordneten nun ihr Gefolge und ihren Zug und rückten gegen Paris vor.

Kaiser Karl der Große und seine Paladine hatten Hyen von Berdeauz fast vergessen, es war nicht die mindeste Nachricht von ihm an den Kaiserhof gelangt, und da die Zeit

verrichten war, binnen welcher ein Lebensmann, wenn er vertheid, sich gefallen lassen mußte, daß seine Leben auf Andre übertragen wurden, und da in der Person des Bruders Hüens, Girard von Verdeaur, ein solch Anderer vorhanden war, der meinte, es werde die Herzogstene von Gurenne sein Haupt nicht allzuschwer drücken, so war es nahe daran, daß Hüens, wegen treulofer Nichterfüllung seiner Versprechungen und der Befehle des Kaisers aller Leben verlustig erklärt werden sollte. Da erscholl plötzlich wunderfame Mår an dem Kaiserhof: es nahe sich, doch mit allen Zeichen des Friedens, ein großes Heer aus dem Morgenlande. Zum Theil bestehe dieß aus wirklichen männlichen Streichern, zum Theil aus mannhafte Amazonen, zum Theil aus einer ungeheuern Menagerie in Vögel und Thiere verzauberter Prinzen und Prinzessinen, Grafen und Gräfinen, welche nur des Augenblickes ihrer Erlösung warteten — welche Mårchen auf das Unglaublickste vergrößert wurden — Denn Mårchen waren es, da bekanntlich Prinzen und Grafen zwar nicht selten mit Gevern und Bären

zu kämpfen haben, aber sich niemals in solche wilde Gethiere und grimmige Ungeheuer verwandeln können.

War nun Kaiser Karl dem Großen schon dieses ganze märchenhafte Gerücht, das zu ihm drang, unerfreulich, so war es ihm noch ungleich unerfreulicher, als nun Zherasmin, Hüens Abgesandter, bei Hofe die Wiederkunft und den Besuch seines Mitters, Herzog Hüen von Bordeaux förmlich und feierlich anmeldete, und für ihn geziemend um eine Audienz bat. Karls alter Groll und Grimm gegen Hüen und der Schmerz um den lieben Zehn Charlot, obgleich dieser gar nicht viel gethan hatte, erwachten aufs neue in seiner Brust, und er hätte Herrn Hüen viel lieber am höchsten Galgen hängen sehen, als bei sich eintreten. Er gedachte auch, Hüen die Wiedererlangung seiner Gnade so schwer als möglich zu machen.

Jedoch es war nicht zu vermeiden, den Kreis derPairs von Frankreich, die Palatine und den Hoftaat zu feierlicher Versammlung zu berufen, und der Dinge zu warten, die da kommen sollten.

Und siehe da, sie kamen. In die große Halle der Kaiserpfalz zogen Schaaren von Mohren, welche tüftliche Musik machten, daß den Zuschauern Hören und Sehen von all dem Lärm, Getös und Schellengerassel verging, dann zogen die tausend befreiten Christenjünglinge auf, deren jeder auf seiner Hand einen Weier trug, dann schritten stützlich, aber in der herrlichen fleidsamen Tracht morgenländischer Kriegerinnen, die tausend Jungfrauen herein, jede auf ihrer Hand einen Zwerker tragend. Nun hätten eigentlich die tausend Bären kommen müssen, allein weil diese sehr wild waren, so hatte Hüen befohlen, sie noch in ihren Käfigen zu lassen, bis er sie etwa, was er nicht fürchten wollte, brauche.

Hierauf kamen die Wappner Hüens im glanzvollsten Kriegergeschmuck des Orients, endlich Hüen selbst, anzusehen, wie ein junger Kriegsgett, an seiner Hand Goclarmende, verschleiert, angethan wie eine Sultauin. Hinter Hüen schritt Scherasmin mit dem Banner des Herzogthums von Gurgene, und zwei Knappen trugen Hüens Schild und Helm. Ein

Werkreuthabe aber ging dem Paare voran, welcher das Schmuckkästchen trug, in dem des Kalifen von Bagdad Bartbaar und Badenzähne aufbewahrt waren, zahlreiches Gefolge von Dienern und Dienerinnen schloß sich an.

Alles ordnete sich regelmäßig und nach Anleitung der Herolde. Verwundert sah Kaiser Karl auf seinem Thronfessel mit Krone und Scepter sitzend, umgeben von allen Paladini und seinem glanzreichen Hofstaat, das seltsame, glänzende und niegesehene Schauspiel eines solchen Aufzuges. Das Morgenland schien mit dem Abendlande sich vermählen zu wollen.

Hien führte Gosclarmonde bis vor den Thron des Kaisers, entnahm dann den Händen des kleinen Wehren das Kästchen, welches die Göttergeistler einst für die Aenculönigin gefertigt hatten, behielt es in seinen Händen, und kniete darauf mit Gosclarmonde vor dem Throne seines Kaisers nieder, indem er sprach:

„Mächtiger Beherrscher der Christenheit! Glorreicher und unüberwindlicher Kaiser! Allergnädigster Kaiser und Herr!

Deine Majestät hat mir, Deinem Untertban, Diener und
 Weibmann zur Zühne einer That, die mir von Herzen leid
 ist, Folgendes geboten: Ziehe, also sprachst Du in Deinem
 Kerne: in das heilige Land gen Babylon, schlage dem Emir,
 der dem Kalifen zur Rechten sitzt, das Haupt vom Kumpfe,
 küsse dreimal die Pflögetochter des Kalifen, die ihm zur Linken
 sitzt, als Deine Brant, erbitte Dir von dem Kalifen eine Locke
 aus seinem Silberbart, und vier seiner besten Backenzähne als
 einen Tribut für Uns, bringe auch tausend Bären, tausend Weier
 und tausend Sperber mit, endlich auch tausend gefangene christ-
 liche Jünglinge und tausend Jungfrauen, dann und nicht eher sollst
 Du wieder von Uns zu Gnaden angenommen, in Deine verwirk-
 ten Leben und Dein uns verfallenes Erbe eingesetzt werden!“

„Zelches o mächtiger Kaiser hast Du alles geschworen,
 und ich habe alles vollbracht nach Deinem Geheiß. Du siehest
 hier die befohlene Zahl der befreiten Jünglinge und Jung-
 frauen, welche die verlangten Sperber und Weier auf ihren
 Händen tragen: die tausend Bären stehen zu Deiner Her-

fügnung bereit. In diesem Käftchen befanden sich des Kalifen vier Pafenzübue und seine Partiede, mit einem von ihm eigenhändig geschriebenen und unteriegelten Zeugniß von deren Richtigkeit, endlich erblickst Du hier in dieser Dame die Pflagekinder des Kalifen von Bagdad oder Babilon" —

Bei diesen Worten schlug Hüen den Schleier von Gecarmendens überirdisch schönem Antlig zurück, und fuhr fort: „mit Namen Gecarmende, früher Rezia genannt, welche ich als meine Braut dreimal lügte, nachdem ich dem Emir, der an des Kalifen rechter Seite saß, das Haupt vom Kumpfe geschlagen. Ich habe Gecarmende zu meiner Gemablin erklert und mein Sohn, der heilige Vater zu Hem, welcher Dir, o mächtiger Kaiser, durch mich, seinen Anedht, Gruß und Segen entbietet, hat unsern Bund geweiht. So ist alles erfüllt, was Du gebeten, und ich bitte nun um die Wiederkehr Deiner Gnade und heische meine Leben und mein Herzogthum aus Deiner Hand zurück.“

Dem alten Kaiser Karl war es, als ob er träume, wie

er se auf einmal so viele Wunderdinge vernahm. Er vernahm sie nicht einmal gern, er hätte viel lieber gesehen, daß Hüen nicht zurückgekommen wäre, aber es ging ihm, wie es manchmal den mächtigsten Herrschern auf Erden geht, es geht nämlich nicht stets nach ihrem Sinn, Kopf und Willen, und so machte er das Beste, was er machen konnte, nämlich gute Miene zum Bösen Spiel. Er wünschte Hüen und Gosclarmonde Glück, dankte ihm für die befreiten jungen Christen, und belebte Hüen von Poiteau auf's Neue mit dem Herzogthum Garenne. Die Zerkber und Weier schenkte er seinen Jägern und die Wären ließ er in den Thiergarten thun, um sie nach und nach bequem zu schießen oder abzufangen. Das Märdchen, welches Hüen und Gosclarmonde gern als ein Andenken behalten hätten, weil es so schön war, und ein Geschenk so hübschlicher Herrscher aus dem Lande der Jeen und Elfen, behielt der gütige Kaiser ebenfalls, und schenkte es der Abtei St. Deuds, allwo dasselbe vielleicht im Reliquien Schrein noch immer aufbewahrt wird.

Es folgte nun ein überaus herrliches Fest und Banket, zu Ehren des so ruhm- und reich heimgekehrten Hitters, den sein Bruder Wizard und alle Paladine auf das Freudvolle willkommen hießen. Nicht minder feillich war der Ginzus des Herzogpaars und seines Gefolges in Gurrene, und der Hauptstadt dieses Landes Verdeant. Alle Schiffe im Hafen staarten, alle Glocken läuteten, alle ehrlichen Wasceaner freuten sich und jubelten. Nächst dem Bruder des Herzogs hien hatte der Stadtschultheiß oder Bürgermeister von Verdeant, der ältere Bruder Zherasmins die größte Freude. Diese Freude des Wiedersehens war so groß, daß sie gar nicht zu beschreiben ist, und der ehrliche Bürgermeister, der seinen Bruder längst tot glaubte, entnahm aus dessen Erzählungen lebenslänglichen Stoff zu tausend Wasceanaden. Sein Bruder setzte sich in Ruhe, doch gab man ihm, um ihn auszuzeichnen, einen Ehrensiß im Gemeinderathe. Zherasmes der jüngere, wie er nun wieder hieß, benutzte die Ruhe, deren er sich an der Seite seiner geliebten Zomene erfreute, dazu, die Thaten und

Abentener Güens von Berdeau, an denen er theilweise selbst
 Antheil genommen, niederschreiben zu lassen, aus welchem
 alten Buche hernachmals mehrere spätere Dichter geschöpft
 haben, wodurch wieder noch spätere Bücher entstanden sind,
 immer eines schöner als das Andre. Weil aber Kinder jene
 uralten Bücher nicht lesen können, und manche neuere noch
 nicht lesen dürfen, so haben wir dieses allernueste schöne Buch
 geschrieben und mit trefflichen Bildern verzieren lassen, der
 lieben Deutschen Jugend zu Nutz und Frommen, und wünschen,
 daß es derselben recht wohl gefalle, und ist damit das Mär-
 chen vom Oberen, dem Könige der Elfen, und Herrn Ritter
 Güens von Berdeau, Herzog von Guvenne — zu

G u d e.

In demselben Verlage sind ferner erschienen:

Uala und Damajanti. Indisches Märchen der Jugend erzählt von Ludwig Beschlein. Mit 4 fein colorirten Bildern eleg. geb. 15 Egr. oder 48 fr.

Der gestiefelte Hater. Deutsches Märchen neu erzählt von Ludwig Beschlein. Mit 4 fein colorirten Stahlstichen eleg. geb. 15 Egr. oder 48 fr.

Das Märchen vom kleinen Däumling. Für die Jugend erzählt von Ludwig Beschlein. Mit 4 fein colorirten Stahlstichen eleg. geb. 15 Egr. oder 48 fr.

Die vorerwähnten Märchen, auf das herrlichste illustirt, von dem Märchenmeister Beschlein der lieben Jugend erzählt — finden gewiß überall den willkommensten Beifall.

Jugend-Album. Blätter zur angenehmen und lehrreichen Unterhaltung im häuslichen Kreise, von Th. Dietl, A. W. Grube, Thelma Gumpert, Fr. Güll, Franz Hefmann, Friedrich Hefmann, Erdm. Müller, G. Niendorf, Guß. Nicrig, Guß. Plüninger, Christoph v. Schmidt, Schmidt, W. H. v. Schubert, Guß. Schwab, Carl Steiger, Carl Steber, Fr. Tschudi, dem Verf. des „armen Martin“, J. J. Wartmann, D. Wildermuth, Amalie Winter u. Anderen. 1—3. Jahrgang 1850 — 52. à Thlr. 3. oder fl. 4. 48 fr. für 36 Bgg. Lexiconformat mit 30 fein colorirten Bildern und Clavier-Compositionen, sehr elegant und dauerhaft in Leinwand mit Goldtitel gebunden.

Der Jugend für ihre Freistunden eine anziehende, lehrreiche und vorzuziehende Lectüre zu bieten und so dem öffentlichen Unterrichte und der häuslichen Erziehung ergänzend in die Hände zu arbeiten, ist die Tendenz dieser Zeitschrift. Ihren Stoff bildet das Interessante und Aregende aus allen Gebieten des menschlichen Wissens und Lebens, soweit sie dem jugendlichen Alter zugänglich sind (namentlich der Länder- und Völkerkunde, der Weltgeschichte, der Naturlehre und Naturgeschichte, der Ethnologie u. s. w.); ihre Darstellung bewegt sich in den mannigfaltigen Formen von Erzählungen, Aufsätzen, Reisen,

See- und Jagdbildern, Anekdoten, Märchen, Fabeln, Parabeln, Erzählungen, Gedichten, Briefen, Räthseln u. s. w.; die Kräfte, mit denen sie arbeitet, sind, wie schon der Titel zeigt, die ausgezeichnetesten und belebtesten Jugendchriftsteller Deutschlands. Was endlich die Schönheit der Ausstattung betrifft, so behaupten wir nicht zu viel, wenn wir sagen, daß dieselbe Alles, was bisher in der deutschen Jugendliteratur hiezu geleistet worden ist, hinter sich zurückläßt. So dürfen wir denn das Jugend-Album mit seinem reichen Inhalte, der darin durchgeführten Verschmelzung des Belehrenden und Unterhaltenden, seinen schönen Bildern und Musikbeilagen als eine ebenso bildende als angenehme Lectüre für die Jugend, ja überhaupt als ein Familienbuch empfehlen, nach welchem ältere und jüngere Leser immer wieder mit Vergnügen greifen werden.

Bibliothèque française ou choix de livres intéressants destinés à la jeunesse allemande des deux sexes recueillis par Charles Zoller, Recteur de l'Institution-Cathérine, Chev. d. Ford. d. l. cour. Wurtemb. 1. Serie Tome I—XII. 2. Serie Tome I. je 10—15 Bogen elegant brochirt feinstes Velinap. à 10 Sgr. oder 36 kr. (Jeder Band hievon ist auch einzeln zu haben.)

Tome I. *Graniella* par A. de Lamartine. — **Tome II.** *Une veillée d'automne par une vieille femme. Lydie ou la resurrection* par Charles Nodier. *Boutades et Bluettes* par J. Petit-Senn. — **Tome III.** *Robertine* par Mad. de Baer. — **Tome IV.** *Picciola* par X. B. Saintine. — **Tome V.** *Xavier de Maistre, Oeuvres choisies.* — **Tome VI.** *Choix d'Oeuvres dramatiques* de C. Delavigne. — **Tome VII.** *Nouvelles genevoises* par R. Töpffer. — **Tome VIII.** *Madeleine* par Jules Sandeau. — **Tome IX.** *L'Allemagne* par Mad. de Staël. — **Tome X.** *Voyage en Orient* par Alexandre Dumas. — **Tome XI.** *Mosaïque, contenant: Le dernier des Abencerrages* par Châteaubriand; *Les Prisonniers du Caucase* par Xavier de Maistre; *La Grenadière* par de Balzac; *Mémoires d'un écu de cinq francs par une vieille femme.* — **Tome XII.** *Choix de Poésies françaises. Poètes modernes.*
2. Serie Tome I. *Les Martyrs*, par Châteaubriand. —

Die 12 Bände der 1. Serie in 4 Bänden fein gebunden
 à Thlr. 1. 4 Sgr. oder fl. 2. —

Es hat hieher unübertreulich in Deutschland an einer Sammlung solcher französischer Werke gefehlt, die man ohne Verlegenheit in die Hände junger Leute und besonders junger Damen geben kann; und so reich auch die französische Literatur in jeder anderen Beziehung ist, so sind doch diejenigen Büchern derselben, welche eine ächte strenge Moral mit Schönbheit der Form, Giegang des Stils und Interesse des Romans verbinden, — nur selten. — Da aber die

wenigsten Eltern Muße genug haben, oder mit der französischen Literatur hinreichend bekannt sind, um selbst die so sehr nöthige Auswahl zu treffen (wobei immer noch die Originale viel theurer seyn würden), so durften wir wohl mit Recht hoffen, daß diese classische, mit größter Sorgfalt und Sachkenntniß ausgewählte Sammlung eine recht allgemeine und freundliche Aufnahme finden werde. Dies um so mehr, als tausendfache Erfahrung beweist, daß nur durch eine fortgesetzte Lectüre gut geschriebener Werke das rasche Vergessen der mit jahrelangem Aufwande an Geld und Zeit erlernten Sprache verhindert wird. — Diese Hoffnung hat sich aber auch von Tag zu Tag mehr erfüllt, wozu die gütigsten, empfehlendsten Besprechungen in allen pädagogischen Blättern, sowie die Einführung aller bis jetzt erschienenen Bände als Lesebücher in höheren Töchtern- und Privat-Instituten, in den verschiedensten Gegenden Deutschlands, wohl auch beigetragen haben. — Wie aber die ungemeine Billigkeit des Preises diese französische Jugend-Bibliothek einer noch viel größeren, wohl verdienten Verbreitung fähig macht — so macht anderseits die sehr elegante Ausstattung — besonders der fein gebundenen Ausgabe — und die Art der Auswahl diese Bibliothèque française auch sehr geeignet zu einem wirklich hübschen und gewiß jeder — namentlich jüngeren Dame, äußerst willkommenen und nützlichen Geschenke, das in jeder Hinsicht für jede Damen-Bibliothek eine wahre Zierde seyn und bleiben wird.

Die Nacht im Walde. Eine lehrreiche Geschichte, den Kindern zu Weihnachten erzählt von Franz Graf Boeckl. Mit 6 Holzschnitten. Preis eleg. geb. 6 Egr. oder 18 kr.

Eine reizende Erzählung, geschmückt mit 6 Bildern von der Hand des rühmlichst bekannten Verfassers. Die Ausstattung ist sehr hübsch und der Preis außerordentlich billig.

Vorlagen zu Schiefertafel-Zeichnungen in drei Heften à 7½ Egr. oder 24 kr.

Den lieben Kindern in ihren Ferienstunden eine angenehme und praktische, Talent und Kunstsinn erweckende Unterhaltung zu bieten, bezwecken diese Schiefertafel-Zeichnungen. — Was bisher in diesem Genre erschienen, füllte die Lücke noch nicht aus; nur diese Vorlagen, in ihrer Ausführung von Stufe zu Stufe steigend und ganz dem Triebe des Kindes, welches so gerne auf seine Schiefertafel bildliche Figuren zeichnet — angemessen, werden den eigentlichen Zweck nicht verfehlen. — Wir sind überzeugt, daß die Kinder an dieser hübschen Gabe ihre wahre Freude haben werden.

Abendstunden. Erzählungen für meine jungen Freunde von Franz Hoffmann. Zweite Auflage. 20 Bogen gr. 8. Eleg. gebunden mit 6 fein illuminirten Bildern. Thlr. 1 $\frac{1}{4}$ oder fl. 2. 6 kr.

Diese Abendstunden enthalten mehrere der gelungensten Erzählungen des so sehr beliebten Jugendschriftstellers und zeichnen sich noch insbesondere, bei elegantester Ausstattung, durch ungemein billigen Preis aus. — Daß in einem Jahre die nicht kleine erste Auflage vollständig verkauft wurde, ist ein weiterer Beweis von der Güte, Schönheit und Billigkeit des Buches.

Jagdbilder. Skizzen und Abenteuer aus allen Welttheilen von Franz Hoffmann. 20 Bogen gr. 8. Eleg. gebunden mit 8 fein colorirten Bildern. Thlr. 1 $\frac{1}{2}$ oder fl. 2. 42 kr.

Inhalt: 1. Kapitel: Die Elberhantenjagd. — 2. Kap.: Die Krähenbütte und Falkenbeize. — 3. Kap.: Der Wallfischfang. — 4. Kap.: Die Elbärenjagd. — 5. Kap.: Jagdausflug in Nord-Amerika. (Bär, Büffel, Elchbirsch.) — 6. Kap.: Jagden in Sibirien. (Rebel, Fuchs, Eichhörnchen, Seemelin, Bär, Wolf, Rennthier, Glenn, Dambirsch, Neb, Bisamthier, wilde Schweine, Tiger, wilde Pferde.) — 7. Kap.: Die Wölfejagd. — 8. Kap.: Der Fischfang. (Haring, Salmen, Stör, Stedfisch, Linsen.) — 9. Kap.: Die Aroledil- und Schilfkrotenjagd. — 10. Kap.: Jagden in Süd-Amerika. (Jaguar, Puma, Schlangen.) — 11. Kap.: Jagden in Asien. (Tiger, Jagden mit Leoparden.) — 12. Kap.: Jagden in Afrika. (Löwe, Leopard, Büffel, Giraffe.)

Ein Buch eben so unterhaltend als lehrreich — eben so schön als billig.

300 geographische Charaden, Worträthsel und Räthselfragen zur Belehrung und Unterhaltung für die reisere Jugend von Franz Hoffmann. 3. Aufl. 6 Bogen 8. Eleg. cart. 6 Sgr. od. 18 kr.

300 naturgeschichtliche Charaden und Räthsel. Ebenso.

Beide Büchlein enthalten einen wahren Schatz an geographischen und naturgeschichtlichen Kenntnissen, die, in vorliegender Art dargeboten, auf die angenehmste Weise — beinahe spielend — dem jugendlichen Gedächtnisse eingeprägt werden. — Die Ausstattung ist sehr hübsch, der Preis äußerst billig.

Nord und Süd. Wilde Scenen und Geschichten von Franz Hoffmann. 16 Bogen 8. mit 8 fein colorirten Bildern sehr schön geb. Thlr. 1. oder fl. 1. 45 fr. 

Acht Erzählungen — gleich spannend, interessant und lehrreich, sowohl durch die Wahl des Stoffes und dessen Behandlung, als durch die verschiedenen Orte, wo die handelnden Personen auftreten — bilden den Inhalt dieses schönen Buches, das mit Begierde von der Jugend immer wieder und wieder gelesen werden wird, und gewiß nicht ohne wahren Nutzen für Geist und Gemüth.

Peter Parley's ausgewählte Erzählungen für die Jugend. Nach dem Englischen von Gustav Plieninger. Zweite Auflage. 18 Bogen 8 mit 6 fein colorirten Bildern, sehr eleg. gebunden 27 Sgr. oder fl. 1. 30 fr.

Inhalt: Der sibirische Jodeljäger. Aus dem Leben eines Negersclaven. Der Schleichhändler. Geschichte eines Schiffsjungen. Der Schauer von Bagdad. Der Roßehändler, eine chinesische Erzählung. Geraldine.

Peter Parley's seltene Gabe, für die Jugend zu schreiben, seine schlichte, ungekünstelte Sprache, das frische Colorit seiner Schilderungen, die innige Verbindung des Belehrenden und Unterhaltenden in allen seinen Schriften und, was denselben einen noch höheren und bleibenden Werth verleiht, die gesunde sittlich-religiöse Grundlage, auf der sie ruhen, haben ihm schon längst eine ausgezeichnete Stelle unter den Jugendschriftstellern seines Vaterlandes gesichert. Die Vortrefflichkeit der Uebersetzung, wie der Auswahl, verbürgt wohl genügend der bei der christlichen Jugend mit Recht so beliebte Name des Herausgebers. Ausstattung und Preis lassen bei Sachverständigen gewiß nichts zu wünschen übrig.

Drei Erzählungen für die Jugend. Vom Verfasser der „Geschwister von Marienthal“. Zweite Auflage. Elegant cartonirt mit drei schönen Bildern. 6 Sgr. oder 18 fr.

Inhalt: Die Neujahrsnacht. — Die Schlacht von Torgau. — Der unbekannte Beihälter.

Das Büchlein empfiehlt sich durch acht christlichen gediegenen Inhalt, elegante Ausstattung und ungemein billigen Preis.

Jane Strickland's ausgewählte Erzählungen für die reifere Jugend.

Nach dem Englischen von Gustav Blieninger. Zweite Auflage.

23 Bogen gr. 8. mit sechs fein colorirten Bildern, sehr elegant gebunden. Thlr. 1. oder fl. 1. 45 fr.

Eltern, welche ihren Kindern nicht blos eine flüchtige Unterhaltung gewähren, sondern eine bildende und veredelnde, auf das Gute, was noth thut, hinweisende Lectüre in die Hand geben wollen, können diese geistvollen, ebenso lehrreichen als anziehenden und unterhaltenden Erzählungen mit vollem Rechte empfehlen werden. Trotz des sehr billigen Preises ist die Ausstattung ausgezeichnet schön.

Nirgende Blätter für die Jugend. Neue Ausgabe. Mit 4 ganz feinen

ecler. Bildern und etwa 500 Holzschnitten. Text von Franz

Hoffmann, Gustav Nierik u. A. 24 Bogen gr. 4. Sehr schön gebunden. Thlr. 1. oder fl. 1. 45 fr.

Eine Fülle des mannigfaltigen, unterhaltenden wie lehrreichen Textes, prächtig colorirte Bilder, Hunderte von Holzschnitten — humoristisch und ernst — allerley für Kinderlicher für Geisung und Märier, elegante Ausstattung und äußerst billiger Preis empfehlen dieses Buch insbesondere

Die Schweizerthaben in Oberschwaben. Eine Erzählung für die Ju-

gend und ihre Freunde von Karl Steiger, Verfasser der Wochen-

predigten. 15 Bg. Elegant cartonirt mit drei schönen Bildern.

9 Sgr. oder 36 fr.

Das verschüttete Dorf. Eine Erzählung für die Jugend und ihre

Freunde. Elegant cartonirt mit vier schönen Bildern. 7¹/₂ Sgr.

oder 24 fr.

Die Uhr. Ebenso. 7¹/₂ Sgr. oder 24 fr.

Der in Lausenden von Familien mit Recht so hoch verehrte Verfasser hat in vorstehenden Erzählungen wieder seine Meisterschaft als Jugend- und Volkschriftsteller bewährt: — und über legt kein Leser diese durch und durch religiösen, in wunderbarste Begleitung lehrreichen Fabeln aus der Hand, ohne einen wirklichen Nutzen für Geist und Gemüth daraus geföhrt zu haben. — Bei sehr hübscher Ausstattung wurde der Preis doch ungemein billig gestellt, um selbst unbemittelten Familien die Anschaffung möglich zu machen.

Neue lustige und lehrreiche Fabeln für artige Kinder von J. G. Hartmann. Elegant cartouirt mit dreizehn schönen Bildern. 7 $\frac{1}{2}$ Sgr. oder 24 fr.

Der Inhalt dieses Büchleins ist eben so gut als lehrreich, als die Bilder anziehend und schön. — Der Preis so billig, wie kein zweites Fabelbuch.

Theater-Almanach für die Jugend von Aurelie (Bräun von W.). Fein gebunden, mit colorirten Bildern von J. Sonderland. Gifter und zweiter Jahrgang. 22 $\frac{1}{2}$ Sgr. oder 1. fl. 12 fr.

Längst schon sind dramatische Aufführungen als ein ausgezeichnetes Bildungsmittel anerkannt, und werden sowohl in Familienkreisen als Instituten immer üblicher. — An vortreflichen Stücken hierfür hat es aber bis jetzt unlangbar gemangelt, und so hoffen wir mit diesem Theater-Almanach für die Jugend bei Vielen willkommen zu erscheinen, um so mehr, da die darin enthaltenen Stücke sich eben so durch Reinheit der Moral und Schönheit der Sprache wie Interesse der Dichtung auszeichnen. — Sammtliche Schauspiele werden bereits von Kindern aufgeführt und von den zuschauenden Eltern und Lehrern mit Beifall aufgenommen.

Lasset die Kindlein zu mir kommen. Kinderlieder für Jung und Alt von Fr. v. Lebr. Elegant gebunden, mit vielen hübschen Bildern. 18 Sgr. od. fl. 1.

Der Kinder Sommerlust auf dem Lande. Ein ländliches Gemälde in neun Gesängen für die reifere Jugend und ihre Freunde von Friedrich Pessmann. Reich gebunden, mit 9 fein illuminierten Stahlstichen. Thlr. 1. od. fl. 1. 45 fr.

Dies Buch führt in äußerst anziehender, verständlicher Form alle die schönen und reinen Arien, die das Ländliche einem für Naturschönheiten empfänglichen Gemüthe gewährt, an der Seele der Kinder vorbei. — Neben einem reichen Schatze von ländlichen Kenntnissen, die dem Stadtkinde oft mangeln, enthält das Buch einen nicht minder reichen Schatz für das Gemüth; und auf sehr sinnige Weise ist auch Moral und Religion in die ganze Erzählung, die sich in einem Pfarrhause tut, verflochten. Dem auszeichnenden Inhalte angemessen, ist das Buch prächtig ausgestattet, mit neun auf's feinste colorirten Stahlstichen geziert — und im Verhältniß hierzu außerst billig.

Hendrik Conscience. Blätter aus dem Buche der Natur. Deutsch von Edm. Zeller. 15 Bogen mit einem Titelbild, elegant cartenist 18 Zgr. od. fl. 1.

Das Interessante aus der Naturgeschichte wird in diesem Buche auf eine das jugendliche Gemüth überaus ansehnliche Weise erzählt. Dabei ist der ganze Inhalt so voll ächter Religion, daß nur wenige Jugendschriften eine für Geist und Herz so nützbringende Lektüre seyn dürfen.

Die am Schluß des Buches beigefügte Uebersicht der drei Naturreiche verleiht dem Werke noch einen weiteren Werth.

Mutter Anna und ihr Orteschen. Von Thekla v. Gumpert. Mit 6 feinen Bildern geschmückt, eleg. geb.

Eine allerliebste Erzählung von der bereits durch mehrere der nichtlichen Aendergeichten bekannten Schriftstellerin, für das zarte Alter von 4–8 Jahren berechnet. — Die Erzählung ist so eingerichtet, daß sie auch zum Vorlesen in Kleinkinderkassen und Vorabranstalten benutzt werden kann, und das zarte Gemüth der lieben Kinder lebhaft erheben wird.

Bildererzude der Kindheit. Aus dem Kinderleben. Von Theobald Kerner. Mit 8 fein colorirten Stahlstichen. Folio.

Folgende, mit den schönsten Stahlstichen geschmückte Erzählungen bilden den ganz für das kindliche Gemüth berechneten Inhalt dieses Buches: 1) Der Zungenack. 2) Der Wellengelbes. 3) Die Kube. 4) Die Zeifenblasen. 5) Gave, Scher, Poldax und B. He. 6) Aus der Ritterzeit. 7) Die kleinen Dörten. — Dasselbe kann den Eltern mit vollem Recht als vortreffliches Geschenk für ihre Lieb-linge empfohlen werden.

Bilder aus Geschichte und Menschenleben in Erzählungen für die Jugend von Friedrich Hoffmann. Mit 8 fein color. Ausrfern eleg. geb. 1 Thlr. oder fl. 1. 45 fr.

Abenteuer, Reiseskizzen und Erzählungen wechseln in sinniger Weise in Gedichten und Prosa in diesem duncit hübschen Buche ab. — In allen weht ein sarter Hauch der Religion und des Gellvertrauens. — Die Ausstattung ist dem überaus schönen Inhalte durchaus angemessen.





Volks-Erzählungen
von
Ludwig Bechstein.



Altenburg,
Verlag von H. A. Pierer.



Volks-Erzählungen

von

Edwig Gschlein.

Allenburg,

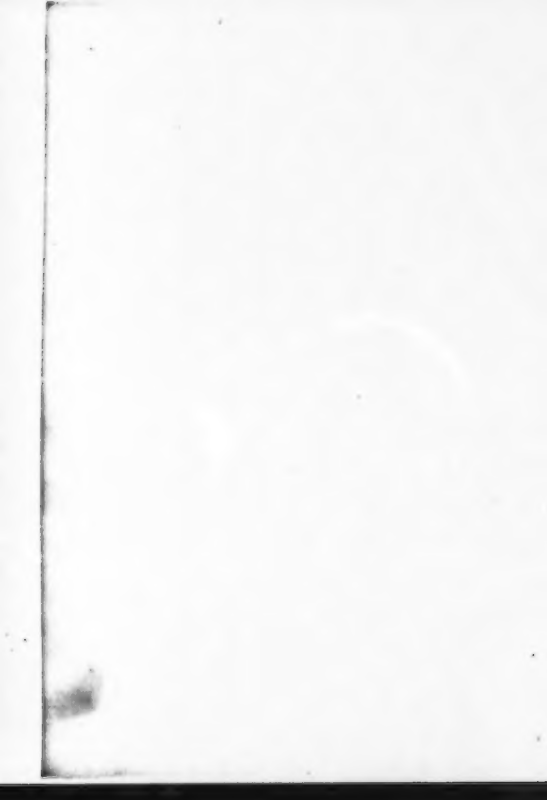
Verlag von G. H. Pieren.

2 18525



Inhalt.

	Seite
Das Fest des Prinzen	1
Ein deutscher Halbwisser	123



Das

Fest des Prinzen.



1.

Der Prinz und der Dichter.

Geldne Tage hing ein reichlichsegnender Herbst über die Ufer und Stromgelände jener fruchtbaren, herrlichen Landschaft, welche die March durchfließt, um sich, wie in die Arme einer Ältern Schwester, in die Änthen der Donau zu stürzen, und mit ihr vereint, in verdoppelter Kraftfülle durch Ungarns Ähren als ein majestätischer und segensreicher Strom dahin zu wegen.

Mitten im Schooße dieser jetzt friedlichen Parnass, über welche große Erinnerungen männlicher Thaten, herrlicher Siege, schmerzlicher Kämpfe wie Weister schreiben, liegt sanft eine gute Stunde von der Stromeinigung und dem alten Irbau ein stattliches Herrenhaus, nahe dem Ufer der March, auf einer Anhöhe, von weitgedehnten Wiesenflächen und umfangreichen

Ziergärten umgeben, nahe dabei ein Parkhain, der sich zwischen ihm und einem Nachbartschloß und um dasselbe ausbreitet.

Es sind die Herrnsitze Schloß-Hof und Schloß Nieder-Weiden, die hier einander so nachbarlich nahe liegen; durch die Wiesenfläche und die Waldung schleichen unter Erleubüschen zwei Bäche der March zu, der Ruß- und der Stempfelbach, ihren Ausmündungen aber gegenüber erhebt sich am jenseitigen Flußufer über Rendorf und dem Dörschen Hof an der March ein dicht bewaldeter Berggipfel, der Kobl, einer der letzten Vorberge des sich hier in die Thal- und Stromebene niedersenkenden, weitgestreckten und mächtigen Gebirgszuges der Karpathen, von dessen Höhebene ein unermesslicher Fernblick über das ungeheure Marchfeld sich darbent.

Jene beiden, so eben genannten Schlösser mit ihren Umgebungen, der hier nicht unbedeutend breite Fluß, die March, und der von ihren Ufern allmählig aufstrebende, nach der Niederung zu noch labile, dann aber herrlich bestandene Kobl waren an den heiteren Septembertagen des Jahres 1753 die Schauplätze einer ganz ungewöhnlichen, ja vielen Betheiligten sogar uner-

hört erscheinenden Thätigkeit, welche sich in den Schlössern durch mannichfachen Schmuck und Auszug, in den Parks durch bilden neuer Spalierre, Anlagen künstlicher Rasenplätze, Muschelgrotten, Ausbesserungen der Wasserwerke, Wäuge und Irrgänge kund gab; am Fluß durch aufzimmern und aufbauen mehrerer riesenmäßiger Pavillons, durch Ueberbrückung des Flusses in seiner ganzen Breite, und auf dem Kohl durch allmähliges zusammentreiben einer Menge Wildes, Errichtung von Schirmen und allen Vorbereitungen zu einem heben Jagen. Tausende von Menschen waren in Bewegung gesetzt; dort arbeiteten Jäger und Joristleute mit zahlreichen Treibern, dort am und auf dem Strome Zimmerleute, Maschinenbauer, Schiffer; dort waren Pyrotechniker in feuerfesten Laboratorien beschäftigt, und dort Hydrotechniker mit unterirdischen Wasserleitungen, dort Gärtner mit zahlreichen Gehülsen, welche wiederum die Hülfe aller möglichen Baubandwerker in Anspruch nahmen.

In den Schlössern regten Tapezierer, Decorationsmaler und Vorhangsstickerinnen die fleißigen Hände, und in den untern Räumen haffeten Haus-, Hof-, Küchen- und Kellermeister,

Köche und Kellner, Conditoren, Tafeldecker, Lakaien und Haiducken umher. Jeder hatte voll-
 auf Beschäftigung, jeder seinen genau und streng
 begrenzten Wirkungskreis, keiner störte und irrte
 den Andern, so daß sich aus alle dem schein-
 baren Durcheinander, dem Gewirre und Getüm-
 mel einer kaum überschaubaren Arbeiter- und Dien-
 erschaft doch zuletzt ein Aufbau voll Harmonie
 und Schönheit gestaltete, in welchem ein Jeg-
 liches an seinem Plage befunden wurde.

Während dieser mehrere Tage, ja zum Theil
 auch durch die Nächte fast ununterbrochenen
 Thätigkeit hätte ein Fremder, der sich zufällig
 in den Parkhain in der Nähe jener Schlösser
 verirrt, noch manches andere, überraschende
 gemahren und vernehmen können.

Zahlreiche Bewohner der zu der Herrschaft
 Schloß-Hof gehörigen Dörfer, junge Männer
 und Frauen, Mädchen und Jünglinge, selbst
 Kinder nicht ausgenommen, nein, vielmehr recht
 viele Kinder, Mädlein und Knaben, die alle
 hier versammelt, scheinbar unbeschäftigt, und doch
 vollauf beschäftigt waren.

Aus dem dichtesten Dickicht des schattigen
 Hains, von dessen entlegenster Stelle, erscholl

reizende Musik; man vernahm wunderbare Stimmen einzelner Sänger oder Sängerinnen, oder volle Chöre, hätte aber, um etwas von denselben sehen zu können, einen kundigen Führer haben müssen, denn wo man eindringen wollte in das verborgene Musenheiligtum, sein solches war hier in der That zu finden; da bemannten hohe, mit Laubgrün überkleidete Spaliere, und nöthigenfalls hätten bewaffnete, raube Wächter jeden unbetusenen Eindringling zurückgewiesen.

Ein Geheimniß schwebte über dem Walde, über den Schlössern und Gärten, ein großes wichtiges Geheimniß. Alle diese Anstalten verkündeten etwas Bedeutendes, das in die Gegenwart treten, diese sonst stille Gegend auf ungewöhnliche Weise festlich beleben sollte.

Zwei Männer wandelten im Gespräch unter den Waldbäumen, der eine, ein Jüngling, war ein stattlicher Herr von frischer Kräftigkeit, wohlgebaut, voll Ebenmaß und von einer Haltung, die den Krieger verkündet hätte, hätte dies nicht schon seine Kleidung gethan. Der andere war nur wenige Jahre älter, wie sein vornehmer Begleiter, aber man sah ihm noch weniger dieses Alter an, seine Gestalt und Haltung drückten

Edelmuth aus, sein Gesicht blühte voll der
 Frische geistigen Lebens, das seine Züge ver-
 stärkte; seine Kleidung war die geistliche, die
 eines Abbé. Der helle Blick verkündete den
 Denker, die Bewegung, die seine Weise, mit
 welcher der Abbé sprach, ließen den vollendeten
 Welt- und Hofmann erkennen.

„Wie? sie wollte nicht singen bei meinem
 Reite? Viktoria wollte nicht singen?“ fragte
 der jüngere Mann.

„Wie ich die Ehre hatte, Eurer Durchlaucht
 zu bemerken,“ erwiderte der Abbé. „Man
 kennt die Grillen der Sängerinnen.“

„Oh, hier ist mehr als Grille!“ rief Jener
 aus. „Sie fürchtet, sie haßt mich noch immer.
 Sie kann nicht vergessen“ —

„Daß ein Prinz seine Anbetung gegen sie
 bis zur Raserei trieb, daß er sich und sie durch
 eine Mißbeirath in Verlegenheit stürzen wollte,
 daß sie — aus Liebe zu ihm, dem Prinzen,
 sich mit — dem Theaterfriseur vermählte — mit
 der seltsamsten und unerträglichsten aller Bedin-
 gungen für einen Ehemann, und in ihrem Herzen
 unglücklich, vielleicht immer noch dessen lodernde

Veftaf flamme für Jenen während, es fehen mußte, daß“ —

„Daß der Prinz ein Weib nahm,“ unterbrach jetzt der, welcher unterbrochen worden war, den Gegentredner; „ein Weib, welches er nicht, und welches ihn nicht liebte, diefe ſtolze, faſt-herzige Niſchte eines berühmten und großen Mannes, ein Weib, welches nun vieles älter, als er ſelbſt, kein Herz mehr hatte für die Liebe, das nicht einen einzigen Lebenstag ihn beglückte, bis auf den, wo ſie ſich auf immer freiwillig von ihm trennte.“

„Ihr habt kein Glück mit den Viſſerien!“ warf, als ſolle das ein Troſt ſein, der Abbe unbefangen hin, aber des Prinzen Auge flammte ſo zürnend auf den Sprecher, und forſchend. Er wollte aus deſſen Zügen leſen, ob er mit Abſicht den zermalmenden Doppelpfeil, der in dieſer einfachen Anſpielung auf den Vornamen zweier Frauen lag, ausgeſprochen. Raſch wie Rauch und Mige von Schlachtenwettern ſtoben Gedanken durch des Prinzen Gehirn, von Schlachten, in denen keineswegs Viſſeria die Siegesgöttin, ihm buldvoll zugeſchleift. Doch als er in das gutmüthig heitere Geſicht ſeines

Begleiters sah, bezwang er den aufsteigenden Groll, bannte die unlieben Erinnerungen und dachte: Wie sollte dieser gute und milde Mann, den wir alle lieben und werth halten, mit Absicht wehe thun wollen und können? — Er sprach daher mit Ruhe:

„Wohin gerathen wir, Metastasio? Nennet mir nie wieder Anna Vittoria von Savoyen neben der göttlichen Vittoria Tesi, ja der göttlichen, denn blüht sie nicht in olympischer Jugend, haben die Jahre eine Nacht über sie? Niemand weis, wie alt sie ist, aber Jedermann weis, daß sie stets anbetungswürdig ist!“

„Was sind auch die Jahre, gnädigster Herr?“ rief der gefeiertste Dichter seiner Zeit und des Kreises, den er belebte, ja in mancher Beziehung ästhetisch beherrschte. „Unser Herz altert nicht, der Baum unserer Gefühle steht stets in frischer Blüthe, wir müssen ihm nur edle Pflege weihen, dann haben auch über uns die Jahre keine Nacht.“

„Bei Euch trifft dieß ein!“ rief der Prinz mit schmeichelndem Wort den Dichter: „Was habt Ihr nicht schon alles ruhmwürdiges geleistet! — Mit vierzehn Jahren, so alt waret Ihr

ja wohl, als Ihr Guern Il Giustino schreibt, gründetet Ihr Guern Ruf! Die Mufen küßten Euch als ihren Liebling und weibten Euch, Ihr entzücktet Italien. Schöner und bessere Opern-
dichtungen, wie die Guern, wird keine spätere
Zeit hervorbringen. Wie dankbar bin ich Euch,
Metastasio, daß Ihr auch meinem Wunsche so
freundlich nachgegeben, daß Ihr es seid, der
meinem Reist Bedeutung verleihen hilft!“

„Ich und Andere, mein Prinz!“ gegenredete
der Dichter. „Was wäre meine Kunst ohne
fremde Hülfe? Das Glück, oder besser des
Himmels Gnade hat mich hoch erheben, hat
mich günstiger gestellt, als wohl kaum ein an-
derer Poet Europa's gestellt ist, weit, weit über
mein Verdienst! Sollt' ich nicht dankbar sein?
Sollt' ich nicht die mir von Gott verliehene
Gabe zur edlen Freude Anderer gern verwenden?
Sollte ich mich nicht willig finden lassen, wo es
gilt, unserm kaiserlichen Herrscherpaare ein Ver-
gnügen bereiten zu helfen? Die Tesi wird
singen, Teresa Hennigs wird singen, Catharine
Sterzer, der junge Aribeth, alle werden mit
Freude singen und mit Begeisterung, viele aus
Liebe zu mir, noch mehr aus Liebe für unsere

Majestäten. Was wäre ich, mein Prinz, was wäre der musikalische Theil Ihres Heiles, ohne den Mann, der so recht den Namen mit der That trägt, ohne unsren wackern Meister Vono und ohne Reutter, deren Melodien es sind, die meinen Dichtungen erst das wahre Leben geben? Was wäre es ohne die gütvolle Hilfe meines liebsten Freundes Carlo Broschi, dessen wunderbare Stimme mit der gleich wunderbaren unsrer Vittoria verschmolzen, uns den Himmel aufzuschließen scheint, und den auf mein inständiges Bitten unsre erhabene Kaiserin selbst geschrieben und zum kommen eingeladen?“

„Wie glücklich macht es mich, alle diese herrlichen Kräfte hier vereinigt zu sehen, nicht ohne einige Mühe vereinigt zu haben, besonders die Vittoria und Broschi, welchen England, Frankreich und Spanien mit Bewunderung und reichen Gaben überschütten.“

„Ja, das Glücksgestirn schöner Künste steht hell leuchtend über unserm Zenith, Metastasio!“ rief der Prinz freudig aus. „Mit Recht darf ich mich glücklich preisen, daß meinem Wunsche, meinem Feste ein Sänger seine Dienste weihet, von dem begeistert in London eine Lady anrief:

Ein Gott, ein Zarinelli! — dem der Prinz von Wallis ein mehr als kaiserliches Geschenk weihete, den der Hof von Frankreich mit Gold überschüttete, der die Melancholie König Philipps des Aünften von Spanien mit seinem Gesang hinwegzauberte, wie David den bösen Geist vom König Saul — und dieser Mann, der am Hofe Madrids einen Gehalt von zweitausend Carelin jährlich bezieht, kommt nach Wien, kommt nach meinem Schlegel-Hof, und singt mir, dem ananagirten Prinzen eines kleinen deutschen Fürstenthums, zu Liebe in Gnern lieblichen Leyeretten.“ —

„Die nicht einmal neu sind, Durchlaucht!“ warf scherzhaft lächelnd Metastasio ein, um allzuviel Lob nach seiner Gewohnheit beideiden abzulehnen.“

„Nicht neu, und doch neu!“ bestritt der Prinz. „Mit Vorbedacht wählte ich aus dem Hüllborn Gnerer Dichtungen Blumen, die schon einmal blühten, um neben dem Eindruck, den ihre Gegenwart auf die Gefühle der hohen und höchsten Herrschaften machen soll, auch tiefe und theure Erinnerungen hervorzurufen. Gner kleines Dramenspiel: Die wahre Huldigung, so ganz geeignet für meinen Zweck, schenket Ihr vor

zehn Jahren; es wurde zur zweiten Geburtstagsfeier des Erzherzogs Joseph, den Gott erhalte, im Garten zu Schönbrunn zum erstenmal und dann nicht wieder aufgeführt. Die Chinesen schreibt Ihr auf den Wunsch der Kaiserin Elisabeth zur Eröffnung eines chinesischen Hofballen, nur zur Darstellung für drei Personen, welche von der damaligen Erzherzogin Maria Theresia, jetzt unsrer allergnädigsten Kaiserin, der Erzherzogin Maria Anna, ihrer Schwester, höchstselbst, und einer Dame des Hofes, allerliebst dargestellt wurden, und das geschah vor achtzehn Jahren. Diese heitre Jugenderinnerung wird die Kaiserin auf das angenehmste überraschen, und da Ihr so gütig waret, den drei Damen bei Eurer neuen Bearbeitung für mich, auch einen jungen Chinesen zuzugesellen, so ist dem kleinen Stück der Stempel der Neuheit noch obendrein aufgedrückt.“

„Ich bewundre Euer Durchlaucht glückliches Gedächtniß!“ sprach Metastasio. „Vor zehn Jahren, wie vor achtzehn Jahren hatten Hochdieselben wohl wichtigeres und höheres zu thun, als an die unbedeutenden Einflüsterungen der Muse Ihres unterthänigen Dieners zu denken. Als wir im Jahre

siebenzehnhundert und fünfunddreißig die Chinesen aufführten — unser braver Georg von Meutter hatte sie in Kunst gesetzt — lagen Gure Durchlaucht in Italien gegen Spanier und Franzosen zu Felde, hatten eine Niederlage des Herzogs von Proglis herbeigeführt, hatten den Marquis von Maillebois mit hölzernen Manneken überlistet, daß er einen festen Platz schleunig räumte, und trieben die Spanier aus ihren Stellungen an der Gtjch und an der Secchia.“

„Si es scheint, wir kennen uns gegenseitig genau, Herr Abbe!“ nahm der Prinz geschmeichelt und verbindlich das Wort. Er that im Stillen dem Dichter Abbitte für den vorhin gezeigten Argwohn, als habe dieser ihn minder glückhafte Kriegs- und Feldberathen spöttisch vor Augen stellen wollen, und fuhr fort: „Und Gure öde Insel, Metastasio, dürfen wir doch als neu betrachten, denn Sie schreibt sie ja erst im vorigen Jahre, *Venezia composta* sie und ihr beide sandet Vibretto und Partitura an den königlichen Hof nach Madrid, wo Ritter Preschi sie zur Aufführung brachte; unser kaiserlicher Hof, den wir mit diesem Tonstück zu überraschen gedenken, kennt *l'Isola disabitata* noch nicht.“

„Hoffen wir allseits Beifall zu ärnten, Monsignore!“ sprach Metastasio, indem er einen Blick auf seine Uhr warf, und einen zweiten auf den Rückweg.

„Ihr seht nach der Uhr Herr Abbé?“ fragte der Prinz mit eigenem Ausdruck, doch lächelnd, der Abbé aber kam nicht im Geringsten in Verlegenheit, er lächelte gleichfalls und antwortete: „Durchlaucht! kein wahreres Wort ward je gesprochen, als jenes König Salomo's: Alles auf Erden hat seine Zeit. Wir haben jetzt zehn Minuten auf sechs Uhr, acht Minuten braucht ein rascher Schritt von dieser Stelle bis zur Baldbühne; mit dem Glockenschlage sechs Uhr beginnt die Haupt- und Generalprobe unserer drei Stücke, bei der man so gütig ist, mich als Direktor, Regisseur, Inspicienten und sonstiges Factotum zu erwarten. Ohne mich keine Hauptprobe, ohne Hauptprobe keine Vorstellung!“

„Um des Himmels Willen, wie Ihr mich erschreckt, Metastasio!“ rief der Prinz mit Humor aus. „Welch ein Mann seid Ihr! Dichter und dabei pünktlich wie ein Soldat! Ich bitte Euch, eilt auf Euren würdigen Posten, grüßt mir die Herren und Damen, ich schleiche mich wohl auch

hernach ein wenig ein und lausche verborgem
Guten Proben!“

Der Dichter verbogte sich und verschwand
eiligen Schrittes unter den Waldbäumen; der
Prinz ging nach den Gärten.

2.

Der Kaiserhof.

Festlich geschmückt zum Empfang der höchsten Gäste, die sie je empfangen konnte, stand die heitre und geniale Schöpfung Prinz Eugens, Schloß-Hof, mit ihrem stattlichen Lustschloßpallast, mit Gewächs- und Treibhäusern, Terrassen und Gärten, ein deutsches St. Cloud, und ebenso, wie dieses berühmte Schloß, auf mäßiger Höhe des Stromgeländes thronend, und der Gegend weites Gebiet überblickend und beherrschend, von der Donau im Süden, von der March im Osten umfluthet. Fahnen und Flaggen wehten von Giebeln und Balkonen, Triumphpforten mit Trophäen und Heroenbildern geziert, harrten der festlich Einziehenden; Süssprüche leuchteten, in einer Uebersülle angebracht, aller Orten und Enden entgegen, und fast in allen

lebenden Sprachen, nur zufällig nicht in der deutschen. Alle Springbrunnen rauschten, Cascaden und Cascadellen schäumten mit Ungestüm über graues, moosgrünes Gestein zur Tiefe. Alle Tritonen und Nereiden, alle Delphine und See-ungeheuer, alle steinernen Melodien, Schuldfröten, Wasservögel und Arische hatten neues Leben bekommen, und thaten ihre Schuldigkeit nach allen Kräften der kunstreichen Maschinen, welche in Verborgtheit ihre Wasserstrahlen durch die regnungslosen Leiber zu Tage trieben.

Der Himmel lachte blau und hell auf die prächtige Gegend, nach den Gebirgen zu lagerte herrliches, prachtvoll geballtes Gewölk fest und ruhig, und frischer Hauch eines kühnenden Ostwindes, der seine Wuth auskommen ließ, flog über Ungarn anrührendes Weilde, und von den Karpathen über die Äiden des Marchfeldes und schwellte die Fahnen und Wimpel gleich blühenden Segeln, zu lustigem Alattern empor.

Au hoher Stelle, die den Aerblick nach Ieben hinab, und nach Haimburg zu, wie in das breite Thal der March weit aufwärts gewährte, stand der Anordner all' dieser seitlichen Vorbereitungen in gespannter Erwartung, und

richtete bisweilen seinen Blick auf die Landstraße, die im Marchthale aufwärts führte. Jetzt sah er selbst nach der Uhr und zwar mehr als einmal; er sah auch oft durch ein Taschenuferntrohr, das auf manchem Feldzug ihn schon begleitete. Der Mann welcher hier mit schier allmächtigem Willen gebietend herrschte, dessen Winken alles rings umher gehorchte, war einer der auserwählten Lieblinge des Glücks, die es aus bescheidenen Kreisen des Lebens führt und hoch und immer höher stellt, ohne daß das Glück dafür der Unsterblichkeit werthe Thaten fordert.

Es war Prinz Joseph Friedrich Wilhelm Hollandinus, Herzog zu Sachsen-Gildburghausen, der Enkel Ernst des Frommen, Kaiserlich Königlich-Geheimer Rath, Generalfeldmarschall und Obrister über ein Regiment zu Fuß. Er war Eugens, des edlen Ritters, Kampfgenos, war diesem lieb geworden, hatte ihm mit zum Grabe geleitet, und stand jetzt reich und angesehen, als Prinz Eugens unmittelbarer Erbe auf dem Boden von dessen Grundherrschaft, denn er hatte sich mit des großen Feldherrn Nichte vermählt, und diese ihn zum Universalerben eingesetzt. Verschiedenheit der Ge-

sinnungen hatte indeß die Watten getrennt, kalt und stolz wandte Anna Vittoria dem Gemahl und ihren Erbglütern den Rücken und lebte von ihm auf immer sich selbst geschieden habend, jetzt in Turin.

Joseph Friedrich stand in hoher Gnade bei der Kaiserin Maria Theresia, und strebte, sich in dieser zu erhalten. Da er es in der Gegenwart nicht durch Kriegsdienste vermochte, so bot er die Macht vereinigter schöner Künste auf, Huldigung und Dankbarkeit an den Tag zu legen. Die Kaiserin hatte mit dem Gemahl eine Reise nach Böhmen gemacht, um auch diesem Erblande in Person mütterlichen Theil zu zeigen, und allüberall fanden ihr Liebe, Verehrung und Huldigung entgegen, auch hatte das Kaiserpaar den großen Artillerie-Manövern beigewohnt, welche Fürst Nichtenstein bei Moldau-Elbe veranstaltete.

Es war eine glückliche Zeit. Der Friede neigte seine schönsten Palmen über die Länder, die Waffen feierten von einem Ende Europa's bis zum andern. Die Schwerter ruhten in den Scheiden, wenn auch locker, die Rufen und Grazien umspannen den Gott des Krieges mit Zaubernegen. Es war wieder Zeit da zu glänzenden

Hoffesten, zu Theater und Ballet, zu Concerten, Feuerwerken, Jagden, Maskeraden und andern Lustbarkeiten.

Maria Theresia und Franz I. hatten die Einladung ihres ritterlichen und stets galanten Geheimraths und Generalfeldmarschalls, ihm und seinem Schloß bei der Rückkehr von der Reise nach Böhmen die Ehre des höchsten Besuches und verweilenden Aufenthaltes mehrerer Tage theilhaft werden zu lassen, huldreichst angenommen, für den Prinzen ein beneidenswertes, wenn noch so kostspieliges Glück. Die Erwartung des Herrn, wie des Heeres der unzählbaren Dienerschaft und des neugierdevollen Volkes, das von allen Seiten herbeigeströmt war, sein geliebtes Kaiserpaar zu sehen, und kaum durch die zahlreich überall hin vertheilten Wachtmannschaften vom Regimente Hildburghausen, das ebenfalls zur Theilnahme an diesem Feste als nothwendig erachtet worden und einberufen war, erreichte die höchste Spannung. Kanoniere mit brennenden Linten standen neben ihren Geschüßen, des Winkes zu donnernden Salveschüssen jeden Augenblick gewärtig; das Officierscorps war in großer Uniform versammelt, mehrere

Compagnien harrten paradesfertig nur des Zeichens und Commande's zum Zusammentritt, um die üblichen soldatischen Ehrenbezeugungen den Einziehenden zu machen. Eine Schaar bereits aus Wien zur Verherrlichung des Festes geladener vornehmer Gäste befand sich theils in den angewiesenen Zimmern der umfangreichen Schloßgebäude, theils in Park und Wärten zerstreut; daß der Wirth vorerst noch sich ihnen entzog, konnte Niemand ihm verargen, all' seine Aufmerksamkeit gehörte jetzt zunächst dem kaiserlichen Paare. Dieses hatte mit seinem Gefolge auf der Poststation Holitsch an der March in der Reittraet Gespannschaft im eignen kaiserlichen Lustschlosse gerastet, und brauste nun in Extrapostzügen durch die flache Niederung des Flußthals rasch und unaufhaltsam heran, wechselte die Pferde an den Stationenorten St. Johann, Malaczka, Stampfen, und ward gegen die Mittagsstunde erblickt, worauf alsobald, während der kaiserliche Wagenzug von Neudorf herüber sich nach Hof an der March wandte, die Kanonen ihre Grüße donnerten und alles in die freudigste Bewegung gerieth, in unbegrenzten Jubel ausbrach.

Zeitgepränge und Festgedränge umwogte, umfluthete, umrauschte die hohen Aufömmlinge. In Begleitung ihrer erlauchten Aeltern befanden sich die kaiserlichen Prinzen und Prinzessinnen Erzherzogin Maria Anna, damals fünfzehn Jahre alt, eine der Reife entgegen eilende Jungfrau von mehr güt- und verstandvollen, als schönen Zügen; Erzherzogin Maria Christina, elf Jahre alt, und der kleine erst achtjährige Erzherzog Carl.

Voll Ehrfurcht empfing Prinz Joseph Friedrich in allem Festschmuck seiner hohen Würden und geziert mit dem Orden des guldnen Älchies seine hohen Gäste, und Maria Theresia lächelte ihm huldvoll zu, indem sie sprach: „Wir bringen Euer Liebden eine schöne Bescheerung in das Haus, mon cher Generalfeldmarschall! Habens so haben wollen! Die Koseste ist eignes Werk, Uns können Euer Liebden nun keine Reproches machen.“

Der Prinz erschöpfte sich in unterthänigsten Artigkeiten und pries sein Glück. Der Kaiser bot ihm leutselig die Hand und sprach: „Das hieß eine tüchtige Fahrt, Prinz, Gud zu Liebe! Bei schlechtem Wetter wären wir vor Abend nicht arrivirt. Ein endloser Weg, aber agreeabel,

immer Wiesen und Aufswert, und rechts der schöne reiche Bur-Wald, das Promontor der Marpatthen.“

Wald befanden sich alle Angekommenen in ihren Gemäthern, der Prinz benutzte die Zeit zwischen der Ankunft der höchsten Herrschaften und dem Beginn der Tafel, schnell noch der Mehrzahl andrer Geladenen von Rang, die er noch nicht hatte begrüßen können, Worte der Bewillkommung zu sagen, und wies einem seiner barrenden jungen Militair, der statt des Prinzen der unsichtbare Deus ex machina dieses Festes war.

„Wie viel Bedecke, mein lieber Baron von Mengen?“

„Sechs an die kaiserliche Tafel, wie Euer Durchlaucht befohlen, sechs und zwanzig an die Tafel nächst der kaiserlichen im Saal der Welt-Stage, für Euer Durchlaucht, für die Herren Grafen, die Herren Minister, Hofbarchen und Gemablinnen, in der Sala terrena vierzig Bedecke für die geistlichen Herren, die Hofdamen, die sonstigen Gäste, dann eine dritte Tafel mit fünf und fünfzig Bedecken für die anwesenden Künstler, endlich noch zwölf Tafeln im Gewächs-

hausaal, jede zu achtzehn bis vier und zwanzig Bedeckten für den Kammerdienst und die Bedienung sämtlicher Herrschaften und Gäste," berichtete in einem Athem der Baron, des Prinzen Factotum.

„Es ist gut, lieber Hauptmann! Lasse Er es an nichts fehlen, spare Er an nichts, lasse Er auch die geringen Leute dieses Festes froh werden, das so wohl niemals uns wiederkehrt! Schonet auch den Weinkeller nicht!" befahl der Prinz, und der Baron wollte sich so eben entfernen, als der Obersthofmeister Graf Khevenhüller eintrat, dessen Wink den Enteilenden feß hielt, während der Graf sich dem Prinzen nahte und sprach: „Ihre Majestät die Kaiserin lassen Euer Durchlaucht bitten und zu wissen thun, daß allerhöchst Sie nicht aparte speisen wollen, sondern mit Euer Durchlaucht obenan an einer gemeinsamen Tafel mit den Herren Ministern, Gesandten und Dignitäten, wie Allerhöchstdieselben auch zu Wien zweimal in der Woche zu thun belieben, indem sie die vormalige allzusteuende Etikette allergnädigst aufzuheben geruht haben."

Ein zustimmender Wink beflügelte den Baron und Hauptmann, der davon schoß, als brenne

ihn der Kopf, um mit Hülfe des Handschuhmeisters und den, diesem unterstellten Officianten die nicht geringe Aufgabe plötzlich veränderter Anordnung ohne Wirrniß und Schaden in kürzester Zeit vollziehen zu lassen. Die kaiserliche Tafel war so köstlich eingerichtet und so überreich besetzt, daß eben nichts übrig blieb, als mit aller Vorsicht sie mit sämmtlichen Bedecken und Aufsätzen leise von ihrer Stelle zu bewegen und an die große Tafel anzurücken.

Wenige Minuten später führte Prinz Joseph Friedrich seine angebetete Kaiserin zur Tafel.

An dem Tische unmittelbar neben dem kleinen Erzherzog und seinen Schwestern war noch ein Platz leer, für einen lieben Gast, welcher versäumt hatte, rechtzeitig einzutreffen, wenn auch ohne seine eigne Schuld.

Außerdem fehlte nichts, was die große kaiserliche Tafel in der Hauptstadt von der im Schloß-Hof unterschieden hätte, vielleicht war hier noch die Pracht des Hauses überboten. Kaiser und Kaiserin, wie die Geschwister bewunderten einmüthig die Tafelaufsätze, Meisterstücke des Conditors, welche aus purem farbigem Zucker gebildete allegorische Figuren der zwölf Monate

darstellten, und so sinnig geordnet und aufgestellt waren, daß der September, als der Monat des Festes, vor der Kaiserin stand, der October vor Maria Anna, als der Monat von deren Geburt, der Mai vor Maria Christina, der Februar vor dem Erzherzog Karl, und in ähnlicher Weise auch mehrere Uebrige mindestens den Datum der Geburtstage des Kaisers, der Erzherzöge Joseph und Leopold, und der jungen Erzherzoginnen Maria Elisabeth, Maria Amalia und Maria Carolina trugen, welche letzteren als noch allzu jung, in Wien zurückgeblieben waren.

Die Kaiserin hatte die Tafel beendigt, das Zeichen der Aufhebung gegeben, und jetzt ordnete sich ein zeremoniöser Zug der höchsten Herrschaften und des ganzen Gefolges aus dem Palast in den Garten hinab und durch dessen Lauswände auf breitem schnurgeraden Wege in der Richtung nach dem Schlosse Nieder-Weiden, und nach dem schattigen Parkhain, welcher den schlichten Namen „das Wäldl“ führte. In diesem Gefolge befanden sich Personen, deren Namen die Weltgeschichte in ihre Annalen eintrug, Männer der Politik, wie der Wissenschaft, hohen Rufes, theils geliebt, theils gefürchtet, und diese

würdigen, meist crassen und strengen Gestalten in der Pracht der Wallalleidung, wie die Damen im höchsten Schmuck des Wasserbesprinkes gewährten einen höchst anziehenden Anblick; die geistlichen Herren, die Kammerherren, die Miesger beider Manges in beider Uniformen, die Pagen, die reichgallirte Dienerschaft, das alles bot ein buntes, lebenvoll bewegtes Gemälde.

Dort schritt der Mann mit der geistvollen scharfgeschnittenen Phrysiognomie, den Altknechten am Bande über der Brust tragend, Wenzel Anton, Graf von Mannig Rittberg, der im Mai desselben Jahres vom Hofe zu Versailles zurückgekehrt, und sofort von Maria Theresia zum Reichsstaatskanzler erhoben worden war, in freier genialer Haltung, neben dem französischen Gesandten Marquis von Aubeterre, der erst nach Mannig Rückkehr eingetroffen war, und besprach mit ihm in leise geführter Unterhaltung Angelegenheiten, deren Wichtigkeit von europäischer Bedeutung war. Die Unterhaltung betraf Oesterreichs politisches Freundschaftsbündniß mit Frankreich, und wurde von beiden Theilen mit der höchsten diplomatischen Reinheit und größter gegenseitiger Zurückhaltung geführt. Der Stand

der Oesterreichischen Politik gegen England, gegen Rußland, gegen Preußen blieb nicht unberührt, es lag ein Stück Geschichte in diesem Gespräche.

Mit wenig günstigen Blicken folgten zwei andere Männer den genannten, Colloredo, früher, vor Kauniz Eintritt, mit die Seele aller Staatsgeschäfte, die er als Reichsvicekanzler viele Jahre gelenkt, mit eifriger Haltung, höchst glänzend gekleidet, vom Kaiser geliebt, von der Kaiserin nicht im mindesten, daher zurückgedrängt, und neben ihm Graf Ulfeld, Staatskanzler, Mitglied des Konferenz-Ministeriums, schwer hörend, daher mit ihm auf diesem Wege Staatsangelegenheiten nicht zu verhandeln waren.

Unter den anwesenden Kriegern zeichneten sich vornehmlich die Heldengestalten des Feldmarschalls Grafen Königsfeld, des Hofkriegsraths Reichs-Grafen v. Daun und des Obristleutnants Landon aus, welcher letztere seine jetzige Stellung dem einflußreichen Grafen Kauniz verdankte. Selbst Maria Theresia's berühmter Leibarzt von Swieten fehlte nicht unter den Eingeladenen, er ging in angelegentlichster Unterhaltung neben dem Reichsvater der Kaiserin, und schilderte diesem mit lebhafter dankbarer

Erinnerung die bedeutenden Verdienste, die sich sein Lehrer, der große Boerhaave, um ihn erworben, und wie ihm um seines katholischen Glaubensbekenntnisses Willen die Universität Verden die Fortsetzung seiner Vorlesungen untersagt habe.

Aerz und Körper und Schweiß dieses bunten Menschenzuges nahmen die Bindungen einer Schlange an, als das nahe Wäldl erreicht war, und mit seinen herrlichen Niesenbäumen, den weitschattenden Eichen und Buchen, den prächtigen Platanen die Gäfte Joseph Friedrichs umfing. Wohlthnend umfloß die Schattenkühle alle Nahenden; die Wege wanden sich in Wellenlinien im Walddunkel, und leiteten zu hundert Münsteleien und an diesen vorüber, welche der damalige gartenkünstlerische Geschmack eben so schön und würdig fand, als der heutige ihn abscheulich, mindestens abgeschmackt findet. Da ein künstlicher Nasenbügel mit einer lebendigen Pyramide aus Buchenstrauchwerk, dort eine Telle mit einem Miniaturteich, an dem eine Fischerhütte mit ausgespannten Netzen und Muschelschaalenverzierung ersichtlich war. Dort überbreitete einen Aussichtspunkt ein chinesischer Schirm,

der ihm Schatten gab, dort zog eine riesige
 Volière mit bunten Vögeln des Auslandes,
 scheinbar auf Waldbäumen ruhend, die Flügel
 auf sich. Hier begegnete eine Moosbütte als
 Ginfedelei, und ein hölzerner Bruder Gremi
 kniete vor einem Kruzifix, und neigt betend pazo-
 denmäßig fort und fort den beweglichen Kopf;
 dort lud eine Muschelgrotte mit Wasserkünsten
 zum Betrachten ein. Hier schaute ein steinerner
 Pär lebensgroß und aufrecht stehend, halb von
 Buschwerk versteckt, hervor, dort hielten steinerne
 Gnomen und Zwerge Wache an einer künstlichen
 Waldeshöhle, in welcher es unheimlich stimmerte
 und glübte. Hier spannte sich eine Brücke über
 künstlich gelegte, mühsam herbeigeschaffte Felsen,
 dort ragten Klostertrümmer oder die verfallenen
 Wölbungen einer Ritterburg. Es wäre alles
 recht schön gewesen, wenn es nicht, nach heu-
 tigen Geschmacksbegriffen, zu viel gewesen wäre.

Prinz Joseph diente dem Herrscherpaare als
 Führer, er leitete dasselbe mit genau berechnetem
 Zeitmaaß, daß der Spaziergang nicht ermüde,
 an allen Sehenswürdigkeiten, Grotten, Tempeln,
 Wasser- und andern angebrachten Kunststücken
 vorüber, und es war sehr zu verwundern, daß

Das Wäldl so tief einsam und still blieb. Auch kein einziger Mensch ließ sich blicken, der etwa neugierde- oder theilvoll sich hätte hierher begeben mögen, um recht ungestört die höchsten Herrschaften und ihr glänzendes Gefolge in der Nähe zu sehen, während doch bei der Ankunft das Volk in Unzahl sich um die Wagen gedrängt hatte.

3.

Il vero Omaggio.

„Es ist schön hier, Prinz, sehr schön!“ lobte der Kaiser, indem er tiefathmend die herrliche Luftküble in sich zog, Maria Theresia aber sagte: „Ihr habt da einen *Àeenpark* hergestellt, Generalfeldmarschall, der ganz suberb ist, ein s aber mangelt.“

„Und darf ich allerunterthänigst fragen, was Ihre Kaiserliche Majestät vermissen?“ fragte der Prinz.

„Die *Àee* ist auf und davon!“ versetzte die Herrin lachend, ja spottend. „Ob sie eine gute oder eine schlimme war, wird Euer Liebden wohl am besten bewußt sein. Großen Schagrin wird's dem Herrn wohl nicht machen, *Monsieur Strohwithter pour toujours*.“

Prinz Joseph süßte den Stolz und die Anspielung auf sein eheliches Verhältniß, und nahm die Rede schweigend hin, was hätte er auch erwidern sollen? Er war indeß innerlich froh, daß eine Wendung des Weges ihm Anlaß bot, um eine diesen Weg scheinbar geradezu abschneidende Landwehr zu biegen, zurücktretend die Herrschaften voranziehen zu lassen, und erstreckte sich nun an einem freundigen „Ad!“ der heiter gestimmten Königin.

Wauz unvermuthet öffnete sich ein weiter Raum in amphitheatralischer Form, dessen Stufen von Balcon im Halbkreis aufgebaut, mit Teppichen belegte Sitzplätze darboten, denen gegenüber eine Naturbühne sich zeigte, deren Gängen und Prospekt grüne Laubwände bildeten.

Ein vollbesetztes Orchester, in dessen Mitte der kaiserliche Capellmeister und Cammercomponist Bene mit dem Taktirstab stand, hatte nur des Augenblickes, wo die Herrschaften sichtbar wurden, um alsbald das Zeichen zum Beginn einer neuen Festouvertüre seiner eignen Composition zu geben, welche harmonievoll und ergreifend durch das Grün des herrlichen Waldes rauschte.

Diese überraschende Tönefülle, die so plötzlich in dem vorher so tief schweigenden Walde vernommen wurde, beschleunigte die Schritte aller Nachkommenden, und in kurzem war der Zuschauerraum, sobald die höchsten Herrschaften die für sie bestimmten Plätze eingenommen hatten, gefüllt. Als die Ouvertüre schwieg, traten zwei Nymphen, in allem Schmuck der Jugend und Anmuth, auf, die berühmte Sängerin Frau Viktoria Teßl und Jungfrau Theresia Hennigs, Pono's talentvolle Schülerin und Liebblingin. Es war wunderbar, in welcher Artise die schon bejahrte Viktoria Teßl erschien, und wie sie mit ihrer kräftigen Contra-Altsstimme, von außerordentlichem Umfang, überraschend, hinreißend wirkte. Die „wahre Huldigung“ Metastasio's war mehr in Cantatenform gehalten, dramatische Handlung fehlte ihr, und so vermochte Viktoria auch nicht ihre Meisterschaft im Spiel vollendet zur Anschauung zu bringen.

Sie war Dafne, Theresia war Gurilla. Gesang und Spiel brachten den angenehmsten Eindruck hervor, der Inhalt des einfachen Stückchens schwelgte in damals beliebter sinnig'allegorischer Weise, und weckte in den Hörern, die der Auf-

führung im Garten von Schönbrunn zehn Jahre früher beigemohnt hatten, angenehme Erinnerung, die am Schlusse in eine Ueberraschung sich verwandelte, denn saum hatten beide Knyphen ihren Schlußwechselgesang geendet, als sie gleichsam die Bewohner des Haines durch die von dem Dichter neu hinzugefügten Worte:

*Selvaggi abitatori
Venite al nostro Nomi,
Offrite tutt' in omaggio
In omaggio il cuor* —

aufriefen, in ihre Guldigung von Herzen einzustimmen.

Und doch — aus tiefer Aetne klang ein Echo von Waldbörnern, Hoboen und Flöten, die letzten Tacte wiederholend — ein zweites von anderer Seite her, etwas schwächer, ein drittes Echo, ein viertes ganz fern, erschreckend, und hinter den die Coulissen bildenden Laubwänden trat im Nu ein Herd von gepugten Landleuten beiderlei Geschlechts und jeden Alters, welche die Worte: *offrite tutt' in omaggio il cuor* wiederholten.

In diesem Augenblick entstand eine Bewegung am Eingang, alle Eigenden erhoben sich,

ein zarter Jüngling, blühend schön, in der reichen Tracht eines ungarischen Magnaten, gefolgt von einem stattlichen Herrn in gleich wohlkleidendem Kriegergewand, trat ein; hinter ihm kamen noch zwei Geistliche und andre Herren in Hofkleidung, denen man wohl hohe, bevorzugte Stellung ansehen konnte, während ein Zug der Landleute von der Bühne unter Abkündigung dieses Schlusshores und rauschender Orchesterbegleitung niederstieg, und volle Blumenkränze zu den Füßen des Herrscherpaares niederlegen wollte. Da, als der Jüngling sich ebenfalls gleichzeitig dem Kaiser und der Kaiserin nahte, und jener Chor seinen Schritt einige Augenblicke hemmte, der Jüngling aber dem erlauchten Aelternpaare ehrfurchtvoll die Hände küßte, da ging eine Nübrung und ein heiliges Entzücken durch die ganze Versammlung. Jeder fühlte tiefinnerlich die hohe Bedeutung der poetischen Gesangesstrophe, in allen Seelen, von allen Lippen jubelte es:

„Bringet alle dar die Huldigung!

In der Huldigung das Herz!“

Wie ein prophetisches Ahnen ging es durch die Herzen der Menge, der Vornehmen, wie der Geringen, Aller, die ihn erblickten, so lieb, so

schön, so mild, und doch eine feste Entschiedenheit in den Zügen kund gebend, daß dieser junge Prinz eine große Zukunft haben werde.

Maria Theresia war gerührt, sie hauchte einen mütterlichen Kuß auf ihres Joseph Stirne, der Kaiser nahm die Ehrenbezeugungen der Begleiter des Kronprinzen an, des statthalterlichen Ungarischen Fürsten Karl Batthiany, kaiserlichen Feldmarschalls und obersten Hofmeisters, des geschichtkundigen, klugen Staatssecretsairs Johann Breitsoph von Partenstein, dessen früherer Einfluß im Cabinet jetzt durch Kaunitz abgeschwächt war, was Partenstein nicht wohl verwinden konnte, wie hoch er auch durch seine jetzige Stellung, die ihm bei der Erziehung des künftigen Thronfolgers einen höchstbedeutenden Rang zuwies, sich geehrt fühlen mußte und fühlte.

Die mitgekommenen geistlichen Herren machte ihre Ordenstracht sogleich als Väter von der Gesellschaft Jesu kenntlich; es waren Pater Franz und Pater Perchhammer, Lehrer des Kronprinzen in Religion und Kirchengeschichte. Der Kronprinz zählte jetzt dreizehn und ein halbes Lebensjahr; die vortreffliche Erziehung, welche ihm zu Theil wurde, und die ihn so an seine Studien

feffelte, daß ihm nicht erlaubt worden war, die Reise nach Böhmen mitzumachen, um jene nicht zu unterbrechen, hatte seinen Geist schon herrlich gebildet. Er sagte französisch zu seiner Mutter: „Allerquädigste Mama, diese Musik ist schön, und diese Worte sind sehr rührend! Ich bedaure nicht, daß ich zum Schluß erst gekommen, aber ich steue mich, daß ich zum Schlusse noch kam; mag alles Gefungene sehr schön gewesen sein, gewiß war dieser Schluß die Blüthe, als deren Duft ich diese herzliche Huldigung betrachte.“

„Du sprichst gut mein Sohn,“ erwiderte ihm liebevoll die Mutter. „Lerne nur auch, wahre Huldigung der Herzen verdienen, damit der Duft der Blüthe natürlich sei, und kein von der Schmeichelei gestreuter Weihrauch.“

Es wurden nun reichliche und kostbare Gefrischungen in Fülle geboten, die Naturbühne wurde betrachtet und ihre Einrichtung gepriesen, und als die Herrschaften mit dem Hofstaat sich zum Gehen wandten, erfüllte noch einmal der vereinte Wohlklang der Töne und des Gesanges den Wald und nachfeiernd, nachhallend begleiteten die Stimmen der Ghöre das Herrscherpaar:

„Ostite tutt' in omaggio,

In omaggio il cuor.“

Jetzt schien der ganze Wald belebt, hinter jedem Baume traten Landleute hervor, diese Worte singend, und es wahr rührend wahrzunehmen, wie selbst Minder richtig Fact haltend und gut einstudirt, die italienischen Worte mit ihren unschuldigen klaren Stimmen erklingen ließen.

Als das Kaiserpaar auf dem Rückwege dem Prinzen Joseph Friedrich Freundliches und Gütiges über seine Anordnungen sagte, erwiderte er bescheiden: „Nehmen Ihre Majestäten diese Guldigung als das dedicirende Vorwort eines kleinen Buches, dessen Autor sich in den Strahlen allerhöchster Ihrer Guld sonnt. Es war dieser kleine dramatische Act nur ein Vorspiel. Ich beehre mich, zu einer zweiten Vorstellung im Schloß-Hof selbst einzuladen.“

Wie nun der Parkhain und der Garten, in ähnlicher Weise wie vorher, wenn auch in andrer Gruppierung durchschritten war, empfingen saluttirende Wachen und rauschende Musik die höchsten Herrschaften und ihr Gefolge, und der Prinz geleitete seine hohen Gäste geradezu in den Alügel des Schlosses, in welchem sich ein wirkliches

nicht allzu großes Theater befand, führte die Majestäten und die kaiserlichen Kinder in die Mittelloge und ließ durch seine höhere Dienerschaft allen übrigen Gästen nach Rang und Stand ihre Plätze anweisen.

Die Theatermusik, welche dem langsam durch mancherlei Biegungen der Gartengänge sich bewegendem Zuge auf geradem Wege vorausgeeilt war, begann sogleich eine neue Ouvertüre, und die kaiserlichen Kinder brachen in unverbaltnen Jubel aus, als sie, in dem hellerleuchteten Theater sich umsehend, über den Logen eine Gallerie gewahrten, welche dicht voll Zuschauer, aber alle in lächerlichen und grotesken Maskenkostümen erschienen, die insgesammt die Blicke nach der Mittelloge richteten. Da aber alle diese bunten Masken regungslos blieben, so nahm man bald genug wahr, daß sie, da der bauliche Raum des Theatersaales das Anbringen einer wirklichen Gallerie über den Logen nicht erlaubt hatte, nur gemalt waren, obgleich auf das Täuschendste, um heitern Eindruck zu machen.

Die Bühne zeigte, als nun der Vorhang aufging, eine allerliebste Landschaft der unbewohnten Insel, mit einem Blick auf das Meer,

tropische Bäume und eine phantastische Grotte, von blühendem Gesträuch, Cacteen, Moen und Azaleen umstanden.

Nun war es ungleich weniger die einfache Handlung des von vier Darstellern aufgeführten Stücks Metastasio's: Die unbewohnte Insel, als das wunderbare Zusammenwirken herrlicher Gesangeskräfte, in den Personen der *Historia Teii* als *Constanza*, der *Isereisa* *Hennigs* als *Silvia*, *Nitter Arinelli's* als *Gernando* und des talentvollen Tenoristen *Carl Arberth* als *Enrico*, welcher sich unter *Vono's* unmittelbarer Leitung zu hoher Stufe in der Gesangeskunst aufgeschwungen hatte. Auch jetzt machte ein reizender Chorgesang den Schluß, welcher eine huldigende Deutung zuließ, und höchst befriedigt, lebhaft Beifall spendend, erhoben sich nach beendigter Vorstellung *Prinz Joseph Friedrichs Gäste*, und begaben sich zur Abendtafel, welche nicht minder reich und fürstlich, wie jene des Mittags, ausgestattet war. Diesemal stellten die Tafelaufsätze am Kaiserstisch zwölf glorreiche Abenuebilder des Erzhauses Oesterreich mit sinnigen Denksprüchen dar, und es erhob freudig das Herz *Maria Theresia's* und ihres Gemahles, als Kronprinz

Joseph seinen Geschwistern die Namen der Dargestellten nannte, und eines jeden bedeutendste That mit kurzen Worten hervorhob, aber auch nicht unterließ, Schattenseiten zu erwähnen — so daß die Kaiserin ihrem Gemahl zuflüsterte: „der Partenstein ist doch ein tüchtiger Instructeur und setzt so recht an rechter Stelle, ich hab' meine Freude an ihm.“

„Er befolgt getreu,“ erwiderte eben so leise der Kaiser: „Unsre Instructiones, die Wir ihm eigenhändig aufgesetzt. Unser Joseph soll so in der Geschichte informiert werden, daß man ihm die Tugenden der Vorfahren einprägt, vor ihren Fehlern und schlimmen Thaten ihn ernstlich warnt, und er sich selbst die Ruganwendung in Fassung guter Principien zu machen lerne.“ —

Als der milde Friede einer schönen Herbstnacht seine Schattensflügel über Schloß-Hof und dessen überaus zahlreiche Gäste breitete, deren größte Zahl bereits ruhte, waren noch Augen und — Herzen wach, die der Tag mannigfach erregt hatte.

Das Künstlervölkchen hatte sich in die Gärten zerstreut, von der Arbeit zu rasten; man sah den Dichter Metastasio am Arme Farinelli's durch

hohe beleuchtete Tarnsgänge spät noch wandeln. Vieles hatten diese bedeutenden Menschen einander zu sagen, zu erzählen. Der kalte Galatrava-Mitterorden, den Carlo Brodhi trug, ruhte über einem edlen, warmen Herzen, das sein Weib die Liebe, welches irdisch-begehrlicher Art nicht sein konnte, auf die ganze Menschheit übertug, und darum verband den großen Sänger und den gefeierten Dichter diese hohe innige Seelenfreundschaft, weil auch Metastasio durch seine Gelübde gebunden, jede irdische Liebesregung zu einer himmlischen zu erheben verstand. Sie wandelten durch den Himmel der Kunst wie ein Sternenvaar, strahlend, aber einsam.

Wunder dem Gruß sich hingebend, vielmehr ganz in gemüthvoller Acht österreichischer Heiterkeit sich unbefangen gehen lassend, saß sich in einer mit Sesseln und Tischen, und dem was auf letztere sich gehört, versehenen Poesietlaube ein kleiner erleuchteter Kreis beisammen, dessen Vorsitz zwei Männer führten, die auch sonst wie heute beim frohen Becher, im harmonischen Einklang wirkten, es waren Pono und Keutter, die kaiserlichen Hof-Capellmeister, denn auch der letztere war erbeten worden, um sein morgen auf-

zuführendes Tonstück selbst zu leiten, und jeder hatte Jöglinge mit gebracht, welche das Glück genossen, zugleich Lieblinge zu sein.

Da war die heitere Katharine Sterzer, des ausgezeichneten Violinspielers und Ballettkomponisten Sterzer Tochter, eine talentreiche Schülerin Pono's, die mit der beliebten Theresia Heunigs und dem Tenoristen Tribertb scherzte, da war auch der Theaterfriseur Keller mit seiner Tochter Amande, einer lieblichen Gestalt, und ein junger Mensch von schüchterner Zurückhaltung in seinem Wesen, von dessen hoher Stirne aber musikalische Gedanken zu leuchten schienen, welcher Amanden mit dem innigsten Wohlgefallen ansah, und in ihrem Anblick still versunken blieb.

Aus diesem stillseligen Anschau'n riß den Jüngling ein lustiger Zuruf Reutters, der ihm den Becher füllte: „Trink Seyperl und schau nicht so verückt auf die Amandl, Du armer Narr.“

„Ach, Meister!“ seufzte der Jüngling kleinlaut, während die Umgebung fortscherzte: „Ihr habt gut lachen! Freilich bin ich ein armer Narr, seit meine Stimm' umgeschlagen ist, wie ein Faß guter Wein, der zu einem Essig geworden, und kaum noch zu einem Salat taugt. Ihr könnt

mich schon lange nicht mehr zum Singen brauchen, und es geht mir so schlecht wie möglich, doch vertrau' ich Gott und denke die Kunst soll mich nicht ganz verlassen!"

„Laß's gut sein Seppert!“ ermahnte Reutter jetzt nicht mehr im lachenden, sondern im väterlichen Tone. „Mit dem Singen ist's nun einmal vorbei, das ist ausgemacht, aber haßt Du nicht eine Violine und ein Klavier, ein Kestral und Notenpapier und eine Feder? Heilige Maria! O mein Seppert, das ist ein Capitalfond! Und haßt Du nicht einen Korf, so gut wie meiner? — Singen's wegen hab' ich Dich freilich nicht mit Herber genommen, mein Seppert, weißt', Du sollst beim Pachbanal die Bauern-Lustbarkeit dirigiren, hab' aber auch noch etwas Apartes und Gutes für Dich auf dem Kobre, hab' mit Herrn Abt' Metastasio Deinet halb gesprochen, und der hat mit dem Herrn Ritter Farinelli gesprochen, und Farinelli hat mit Monsignore Perpera gesprochen, der in diesen Tagen bei uns zu Wien angekommen ist, und dieser weltberühmte Meister will Dich zu sich nehmen, da kannst Du etwas Rechtes lernen,

mein Seppert, darum frischen Muth und Gott vertraut. Recht so! heilige Maria!"

Eine hohe Röthe der Freude trat auf die Stirne des Jünglings, während der Capellmeister, erschöpft vom langen Sprechen, einen gewaltigen Zug that.

„Das ist brav von Euch, das lohn' Euch Gott, College!" rief Vono über den Tisch herüber: daß Ihr dem armen Burischen da zu was verhelst!" — „Mußt nur fleißig sein, Seppert!" wandte sich jetzt Vono zu diesem: „mußt firm studieren. Wart', ich hab' dieser Tage was Ragelneues kriegt', das will ich Dir leihen, sechs Senaten von dem Verliß Bach, dem Emanuel! Dem fahre nach Seppert; ich sag' Dir, das ist ein Kerl, gegen den sind wir alle Lumpen, wir mit all' unsern Compositionen."

„Und mir dedicirt der Seppert sein erstes gedrucktes Werk!" rief mit gutmüthigem Spott die Heunias, und Zriberth stimmte ebenso ein: „Und ich singe es dann vor Ihren Kaiserlichen Majestäten, o da kann's gar nicht fehlen, da kriegt der Seppert einen Orden!"

Diesem neckenden Witzwort folgte lautes Gelächter der umstehenden frohmüthigen Künstler.

genossenschaft, nur die stille Christin Amande Kellner lachte nicht, sie warf einen unendlich süßen, fast wehmüthigen Blick auf Joseph, der ihn entschädigen, ihm sagen sollte, daß sie den Spott, der ihr seines Gefühl verlegte, nicht theile. Aus diesem Blick senkte sich eine selige himmlische Veruhigung in des Jünglings Seele. Er schwieg, doch sprach sein Schweigen, sprachen seine Blicke mehr als Worte.

„Da verliere ich also meinen guten Gimmietblin?“ fragte der Theaterknecht Kellner, Amandens Vater, zum Meuter Meuter hinüber mit Bezug auf den so eben Gewählten, der in seinem Hause wohnte, mit seinen beiden Töchtern Clavierunterricht ertheilte.

„Wird schon so sein! Den könnt Ihr nun schon den Kopf nicht mehr zurecht setzen, und Eure Töchter müssen sich nach einem andern Clavierlehrer umsehen!“ antwortete Meuter. „Der Seyperl zieht zum Kästro Perpera, und ich vermeine, zu seinem Glück.“

Noch eine gute Weile blieben die Fröhlichen fröhlich im Garten beisammen. Obgleich es spät im Septembermonde war, gleich die Nacht doch einer Juninacht, so mildwarm, so sternklar.

Als endlich das zur Ruhe gegangen war, alles schwieg, alles zu schlummern schien, da erklangen vor einem kleinen niedern Fenster in einem der Nebengebäude des Schlosses die Saiten einer Violine, leise, leise, geisterhaft — und es rang von diesen Saiten eine Melodie sich los, eine noch nie gehörte, unbekannte, neue Melodie, schön und wunderbar, und es begleiteten diese Melodie die Worte einer nicht eben schönen, aber musikalisch gebildeten Stimme. Das Fenster öffnete sich, ein Mädchen tauchte hinaus in die Nacht, nach dem lieben Sänger. Eine weiße Hand reichte hinaus in das Nachtdunkel, sie ward erfaßt, ward geküßt. Der Spalier hob sich's empor zum Fenster, in stürmischer Hast, ein Kuß ward gegeben, ward empfangen, ward erwidert — dann rutschte es vom Spalier nieder. Und wieder die weichen, schmeichelnden Töne und der leise Gesang einer Liederstrophe:

„Gott erhalte Dich, mein Leben!
Liebchen, tausend gute Nacht!
Heil'ge sollen Dich umschweben!
Treue Engel halten Wacht!“

Heister Träume jauchzen
 Dir ein Volk voll Wuth und Pracht!
 Gott erhalte Dich, mein Leben!
 Liebchen, tausend gute Nacht!"

Wer war der Violinspieler, der Tonsetzer,
 der Sänger? — Ein armer Jüngling, der Welt
 noch völlig unbekannt, der aber in unentweibter
 Seele die Meime der Haßverblüfftheit, ewigen Nach-
 ruhms trug, und hier seines reinen, liebenden
 Herzens wahre Kundigung darbrachte.

4.

Stromfahrt.

Die Morgenstunden des nächsten Tages, der wieder so reizend und schön, hell und wolkenlos, wie der vorhergegangene, über den Carpathen emporstieg, fanden die Gäste des Schlosses Hof der Mehrzahl nach in den Gärten verstreut, mannichfaltiger Unterhaltung und Beschäftigung hingegeben. Doch nahmen auch einen Theil derselben verschiedene Proben in Anspruch. Der hohe Wirth war früh auf um noch manche Anordnung zu treffen, namentlich gab es am Anflusse noch dieses und jenes an einem Bau zu vollenden, zu schmücken, und die Jagerei war auf dem Aobl in voller vorbereitender Thätigkeit. Die vielen geruhten Menschen, welche in den heitern Räumen, die das Schloß umgaben, erblickt wurden, die Schaaren der Krieger, der

Dienerchaft und schaulustiges Volk, welches von früh an aus allen Nachbarorten sich über die Umgebung des Schlosses ergoß, alles bot dem Auge einen festlichen Anblick.

Weiter sah man den Herrscher im Kreise seiner Kinder durch den Garten schreiten; auch den hoffnungsvollen Kronprinzen von seinen Erziehern und Lehrern geleitet, der Morgenfrische genießen, und Niemand konnte denken, daß mitten im schönen Frieden dieses Schlosses und dieser festlichen Tage die Staatskunst mit ernstem Aufsitze thätig sei. Dennoch war es so, die Kaiserin hielt den Vorsitz in einer Ministerconferenz; sie hatte den Grafen von Mannig-Wittberg, den Staatskanzler Hübner, den Vicekanzler Gellert, die Feldmarschälle Mönigsdorf und Patzmann und den Hofkriegsrath Reichsgraf von Daun in ihren Salen entboten, ihr Geheimsekretair Moth saß Protokoll führend, an seinem Plaze.

Die Unterhaltung im Conferenzministerium wurde in französischer Sprache geführt, nur die Kaiserin äußerte sich bisweilen in deutscher Sprache, wie die Vornehmen zu ihrer Zeit diese zu sprechen gewohnt waren, daß sie fremdsprachig genug, und mindestens halb französisch klang.

Es war durch Mannig Vortrag geschehen über den Stand der neuen im vorigen Jahre durch die Kaiserin begründeten Akademie der morgenländischen Sprachen, deren handelspolitische Wichtigkeit vielleicht noch ihre wissenschaftliche Bedeutung überwoz. Der kenntnißreiche Lehrer des Kronprinzen, Vater Aranz, ein ausgezeichnete Orientalist, stand derselben würdig vor, geschützt von Mannig mächtigem Einfluß, dem Oesterreich die Organisation dieser Akademie verdankte, und die Kaiserin sprach sich beifällig aus über das gedeihliche Aufblühen dieses für die Folgezeit wichtig zu werden versprechenden Instituts. Ublefeld berichtete über die nunmehrige Vollendung des ebenfalls neu eingerichteten geheimen Haus- Hof- und Staatsarchives.

„Nachdem auf kaiserlichen Befehl der Hofrath Heintal alle Provinzialstädte der Monarchie bereist, alle in denselben vorgefundenen zerstreut liegenden wichtigen Urkunden gesammelt und nach Wien gebracht hat, ist dieses Archiv in gute und mitterbafter Ordnung gebracht, und dem Ressort des Ministeriums auswärtiger Angelegenheiten unterstellt worden.“

„Ich will“ sprach die Kaiserin: „daß auch fernerhin nach wichtigen Umständen Hoberthes angestellt werden, damit Unser geheimes Archiv bereichert werde. Es ist von großer Importance, daß man die alten Documente colligire, und wo man das nicht thut, gleiche dieu aus Ignoranz oder Involuntäre, thut man es sich zum eignen Schimpf und Schaden.“

„Nun aber — meine Herren Ministero vom Hofkriegsrath, verlangt mich, informirt zu werden, wie es mit alle dem steht, was in letzter Zeit von Uns angeordnet worden für den Stand unsers Kriegswesens, denn wer dem künftigen Frieden trauen wollte, müßte mit Haftwurfsaugen sehen. Wir kennen unsre getreuen Nachbarn gar zu wohl, wissen, was wir von Freunden und Feinden aus zu versprechen haben, und wenn wir uns nicht jetzt rüsten, nicht jetzt vorbereiten zu den Dingen, die unanfechtlich kommen werden und müssen, so wird es das Land zu entsetzen haben und wir haben die schwere Verantwortung vor Welt.“

Der Hofkriegsrath Tann erwiderte: „Ihre kaiserliche und königliche Majestät kennen höchstselbst den Stand und die Kraft des Heeres.

Höchst dieselben geruhten die meiner Oberleitung unterstellte Infanterie zu inspiciren, und lehren so eben von einer ähnlichen Reise zur Inspektion der Artillerie unter dem Herrn Fürsten Benzel von Lichtenstein zurück."

"Auch die Cavallerie erfreut sich gleicher Vorzüge!" nahm Königsoek das Wort: „ja, ich darf sagen, daß sie mit Recht berühmt genannt wird. Welches Land hätte Husaren wie Oesterreich sie hat? Die Westrüte kommen mehr und mehr in Aler, und kommen zunächst der Armee, dann aber auch dem ganzen Lande und seinem Feldbau zu Gute."

„Das Reich wird mehr und mehr militärisch gesichert, Majestät!" sprach jetzt der stolze Ungar Batthyany. „Wir haben nunmehr die Einrichtung der Landmiliz von vierundzwanzigtausend Mann vollendet. Wir haben die Militärgrenze neu organisiert. Ihrer Majestät Generalfeldmarschall, Prinz Joseph Friedrich zu Sachsen-Coburghausen, als dessen Gäste wir uns hier vereinigt sehen, hat in Kroatien nicht ohne Mühe reguläre Kriegsverfassung eingeführt und durchgeführt, denn die Kroaten sind ein schlimmes widerhaariges Volk; gleiches geschah in Slavenien.

Die Ischailiten und das Pontonniercorps sind verstärkt werden. Im nächsten Jahre soll Orléans besser befestigt werden, dann zunächst Luxemburg, und die Festungen in den wälschen Herzogthümern.“

„Auch ist Sorge getragen“ — nahm Gellert das Wort: „für Anlegung von Hauptmagazinen zur Truppenverpflegung in Kriegs- und Friedenszeiten, damit das Heer dem Landmann nicht allzulastig falle. Ein solches Magazin wird nach Ihrer Majestät gnädigstem Befehl im Herzogthum, eins in Böhmen und eins in Mähren angelegt.“

„Schließen so nahe als möglich, wäre meine Meinung, aber fest und sicher, daß es der Preusse nicht kapert!“ warf die Kaiserin hin und der Gedanke an ihren großen Gegner trieb ihr höheres Noth auf die Wangen.

„Ihre Majestät“ nahm dann wieder das Wort: „können nicht mehr thun, als was Allerhöchstdieselben gethan haben, um nicht nur für den Augenblick und den möglichen Ausbruch eines Krieges das Land zu schützen, sondern für alle Zeit der kaiserlich königlichen Armee einen festen und gesicherten Halt zu geben. Die Ingenieur-

akademie zu Wien ist auf das fleißigste von jungen für die Kriegswissenschaft begeisterten Männern beiebt. Die im vorigen Jahre erst zu Wieacisch-Kenstadt errichtete Gadenenshule in der Kaiserburg, mit deren Oberleitung Ihre Majestät mich betrauten, erzieht auf Ihrer Majestät Kosten bereits dreihundert Gadenen für den Kriegsdienst. Und wer sollte sich diesem nicht gern widmen, der weiß, wie landesmütterlich Ihre Kaiserliche Majestät für Höchsteren Krieger sorgen? Die Invalidenhäuser der Monarchie verpflegen vierzehntausend Invaliden. Das neubegründete Erziehungsbaus für verwaisete Officiers-töchter zu Oberodorf giebt gar manchem Braven eine Pernbzigung mit auf das Feld der Ehre. Die neuen Kasernen am Salzries und in der Leopoldstadt zu Wien sind im Ban, wie in ihrer Einrichtung Muster.“

„Das alles hör' ich gern!“ — sprach die Kaiserin. — „Mein lieber Graf Dann soll den Aliey-Orden haben, und mit erster Decasson zum Feldmarschall ernannt werden.“

„Wie steht's mit den fremden Werbern?“ fragte Maria Theresia weiter. „Wird das vor-jährige Gesetz streng aufrecht erhalten?“

„Es wird, Majestät! Jeder fremde Werber, der sich im Kaiserstaate betreffen läßt, ohne Gnade aufgeschnüpft!“ erwiderte Matthäus.

„Nicht so!“ sprach die Kaiserin. „Ich will nicht, daß unser Volk in das Ausland gelockt werde, daß es zuletzt gegen uns Waffen trage. Wir müssen uns gegen alles, selbst gegen das Geringste rüsten, was von Außen droht, vorläufig aber in tiefer Stille. Ganz allmählich müssen alle Regimenter verstärkt werden, aber ohne allen Schein einer Offensiv gegen irgend Wen. Gott wird uns schon den Weg zeigen, wieder zu erlangen, was Unser ist. O, Wir stehen auch nicht allein, wir haben Verbündete, vorerst braucht Niemand darum zu wissen, und Wir greifen auch Niemand an.“

Noch manches hohe, ernste, gewichtige und schwere Wort wurde zu dieser Stunde gesprochen, das ein Samen Korn ward für den Aker der Zukunft und der Weisheit. Die hohe Königin kannte das Ziel, das ihr zu erreichen vorschwebte, sie kannte auch dessen Siegespreis, wenn sie es errang, darum setzte sie alles an die Erreichung desselben, aber wie sie es gebot, in aller Stille.

Der Kaiser Franz erging sich mit den Kindern im Garten, er freute sich der Natur und des gottherrlichen Morgens, er abute nicht, daß im Kabinet der Herrscherin, seiner Gemahlin, und an diesem Tage sich die Nebel ballten, die drei Jahre später zu den Donnerwolken der Schlachtengewitter des siebenjährigen Krieges wurden. —

Wieder ward eine festbarfestliche Mittagstafel gehalten, und nach deren Aufhebung begaben sich die Majestäten mit dem ganzen Gefolge abermals in den Garten, schritten aber diesmal, geleitet von dem Gastgeber, nach dem Ufer der March hinab, wo ein überraschender Anblick sich ihnen darbot.

Schiffe bedeckten den hier nicht unbedeutend breiten Strom, und lagen am Ufer da, wo die grünen Terrassen des Schloßgartens zur March sich als ein reizendes Gelände niedersenkten.

„Ach! der Buzentaurus!“ rief der Kaiser Franz mit Wohlgefallen aus, als er mit der Kaiserin ein großes stattliches Schiff erblickte, dessen reiche Schnitzwerkverzierungen ganz im Geschmack jener Zeit mit Gold und Silber überdeckt waren, und das in seiner äußern Gestalt

getreu dem berühmten Schiffe nachgebildet war, auf welchem der Doge Venedigs sich mit den Änthen Adria's vermählte. Ein Purpurteppich deckte seinen ganzen Verd, und über des Schiffes Klanken hingen schwere Silberfrauen so weit nieder, daß die Wellen sie küssen konnten. Zwei andere Schiffe, von gleicher Art und Größe, mit Laubwerk ausgeschmückt und bedeckt, zeigten sich dem Blick, das eine war noch leer, das zweite aber schien zu leben, denn aus ihm erschallte im Augenblick, als die Majestäten mit dem zahlreichen Gefolge sich dem Ufer naheten, Musik und festlich begrüßender Gesang, und nicht etwa von gewöhnlichen Orchesterpielern und Theaterchörpersonen, sondern von lauter ausgezeichneten Musik- und Gesangsvirtuosen, unter denen die würdigen Kräfte alle thätig erblickt wurden, welche zur Verherrlichung dieses außerordentlichen Festes an diesen Ort berufen waren, und nicht allein des Gewinnes Willen, sondern aus Lust und Liebe und Ehre mitzuwirken. Als Leiter des ganzen Fönelchens in diesem Schiff wurde wieder die freundliche, wohlwollendste aller Gestalten, jene Metastasio's erblickt. Ritter Carlo

Prosch und die gefeierte Leß hatten es nicht verschmäht, auch hier Antheil zu nehmen, und das ganze aus mehr als siebenzig Sängern, Sängerinnen und Musikern bestehende Personal auf diesem Schiffe, bis selbst zu jenem bescheidenen Jünglinge, der sich mit seiner Violine den Musikern zugesellt hatte, und von da nach dem Sterne seiner Zehnsucht, der unter den Sängerinnen weilenden Amande Keller, seiner ersten Schülerin, unverwandt mit zärtlichem Ausblick schaute, bildeten eine schöne Vereinigung.

Nächst diesen drei großen Schiffen erblickte man noch sechs kleinere, ebenmäßig kostbar ausgeschmückt, in deren jedem ein Steuermann und sechs Ruderer sich befanden.

Die gesammte Mannschaft, welche zur Leitung und Weiterführung der Schiffe bestimmt war, trug die Tracht venetianischer Barkaroleführer in den Farben von roth, gelb und Silber, und prächtige Federbüsche auf ihren Hüten. Die Musiker hatten ideale Maskentracht, die Sängerinnen waren als Nymphen gekleidet, wie die Phantasie sich eben die Kleidung der Nymphen in der Mitte des vorigen Jahrhunderts ausmalte, sehr schön frisiert und gepudert, sehr schmale und

lange Tacten und übrigens von außerordentlicher Anmuth besetzt.

Die sechs kleinen Ruderboote hatten die Bestimmung, die drei großen, auf denen seine Ruderer sich befanden, in Schleppstau zu nehmen, was stromabwärts ein Leichtes war.

Die Majestäten und das Gefolge hobern Ranges bestiegen nun das erste der Schiffe, unter immerwährenden Knüßren der Kapelle und feiernder Sängerschöre; das weitere Gefolge trat in das zweite Schiffe ein, und das Schiff mit den musikalischen Ministern fuhr dem Kaiser Schiff voran, so daß diese ganze kleine Flotille, wie sie sie saust unter den herrlichsten Klängen dahin zog, für Auge und Ohr gleich schönvoll erschien.

Die nothwendigen Pausen in Musik und Gesang füllte Trompeten- und Paukengeschmetter aus, das fernher entgegen schallte, und das Echo des Noth weckte, welchem die Schiffe schon näher und näher kamen.

„Magnifique!“ rief Maria Theresia aus, als sie jetzt dem eigentlichen Schauplay der neu-erfundenen Färsenluft allmählig nahte, und deutete, ihre Kinder um sich versammelt haltend, nach den Gegenständen, welche sich dem Auge zeigten.

„Schaut hin, der ganze Strom ist überbrückt! Dort wird Halt gemacht werden müssen! Ei, wie merveillenz! Das hohe Jagdzeug, das sich dort zum Berg hinanzieht, reicht ja gar über die March herüber. Mein werthter Prinz“ — wandte sie sich jetzt zum stattlichen, erfreut drein schauenden Wirth: „Guer Liebden haben ein Non plus ultre von Weichmaß und Attention für Uns, aber — aber — es ist zu viel, das kostet Ihnen ja ein Land!“

„Majestät!“ erwiderte der Prinz: „müßten mir allergrüdigst erst Befehl geben, mir ein Land zu erobern, denn zur Zeit habe ich noch keins, auch keins zu erwarten.“ —

Zu Augenblick, als es schien, als müsse an der mit Tannenteisig überkleideten Brücke angelegt werden, begann dieselbe sich zu bewegen und ein riesiges Floß, das als Mittelglied der von beiden Ufern in den Strom hineingebauten Brückeneenden diente, begann sich zu drehen, und Raum zu geben, so daß sämtliche Schiffe durch die Brücke fahren konnten, indem zugleich dem Auge ein neuer reizvoller Anblick geboten war.

Witten im Strom grade aus wurde eine zweite Ueberbrückung erblickt, auf welcher sich der

für die Majestäten bestimmte Schießschirm erhob, ganz von Laubwerk überkleidet, in geschmackvoller Architectonik aufgebaut und hinlänglich Raum bietend, um im obern Stock die höheren Würte, im untern das zur Theilnahme berechnigte Gefolge aufzunehmen.

Hier harrten schon die nöthige Zahl von hohen Jagdmarchen und Büchsenspannern auf die Ankunft, und auch sie erfreuten sich des über alle Reichthreibung schönen Anblicks der heranziehenden Schiffe, die mit ihrer bunten Menge, ihrer prachtvollen Verzierung in hellem Sonnen- glanze daher rauschten, und es war als trage mit rechtem Stolz das herrliche Kaiserschiff die Herrscher dieses gottgeliebten Landes und dessen blühende jugendammthvolle Hoffnung.

Zu beiden Zeiten der prunkvoll mit Fahnen, Kränzen, Festschmuck und Bändern geschmückten Glos- riette erhoben sich am Stromufer rasch aufge- zimmerte Bauwerke in Form holzer Triumphpor- ten, jede in bedeutender Breite, Länge und Höhe errichtet, glänzend durch Malerei gezieret. Jedes hatte im untern Stock neun Bögen, im zweiten deren drei. Im mittlern dieser letzten Bögen erblickt man auf einem Piedestal die

riesige Bildsäule der Diana, wie Marmor auf der laubgrünen Wölbung sich erhebend, und in den Nebenarcaden standen die Musikhöre, deren brausende Grusse entgegen dröhnten. Der Bildsäule Diana's gegenüber prangte jene des Musengottes, der ja seine Huldigungen bereits in würdiger Weise den hohen Gästen gesendet.

3.

Edules Weidwerk.

Der Hof erschien auf der Höhe des Schießwirmes, das Gefolge fand theils Mann in dessen unterm Bau, theils blieben die nicht zur Jagd berechtigten desselben auf dem Schiff. Das Völkchen der Künstler aber fuhr auf seinem Schiff sammt der darauf befindlichen Hofkapellmusik zurück, nicht ohne Heiterkeit. Wein und Pieder, da es Besseres zu thun und vorzubereiten hatte, als müßig der Jagd beizuwohnen. Die Schiffe wurden so gelenkt, daß sie aus den Schußlinien kamen, und nun konnte von ihnen aus bequem und sicher das reizvolle lebendige Bild betrachtet werden, das der reine Himmel über einer gebirgigen, grünen Landschaft, aus mit Schlössern und Hergärten reichgeschmückten Stromesoufer darbot, das auf beiden Seiten mit einer

Uebersülle zahlreich herbeigeströmter, festlichgekleideter Zuschauer bedeckt war.

So wie oben auf der Estrade des Schießschirms der Kaiser und die Kaiserin vertretend sich zeigten, begrüßte sie ein starker Tusch der Musikchöre und lauter Jubelruf, und Prinz Joseph Friedrich gab, mit einem Tuche winkend, das Zeichen zum Beginn des Jagdvergnügens.

Im Augenblick erklangen die Kanfaren zahlreicher Waldbörner, die Jägerei zog zu Holze und die sich emporziehende untere Fläche des Aobl bedeckte sich bis zum höher gelegenen Vorholz mit den Treibern, welche sämmtlich in die Farben roth und gelb gekleidet, weißrothe Hahnlein in den Händen trugen. Die Blendtücher wurden gehoben, und augenblicklich wimmelte aus dem Niederholz eine ungeheure Anzahl Wild hervor, welches vorher auf der waldigen Höhe eingestellt, sich jetzt genöthigt sah, aus dem Gebüsch hervorzubrechen und den Berg hinab zu eilen, während droben Jäger und Treiber unter immerwährendem Jagdgeschrei in bester Ordnung folgten. Das Ende des Treibens sollte das Wild nöthigen, bis herab an die March sich zu stürzen, und über die breite grüne Brücke nach der

90) Auf breit in den Strom vorspringenden Triumph-Pforte zu laufen, von ihr aus aber, da kein weiteres Gekommen, aus den untern Arkaden herab in die Mard zu springen.

Allein dieses Kunststück gelang nicht alsobald, denn der betäubende Lärm, den die Musikhöre, die Waldbörner, die Hifthörner, das Galloß der Jäger und Treiber verursachten, die wehenden Fahnen und die Federlappen und Jagdzenge machten die große Anzahl der Hirsche und sonstigen edeln Hochwildes so verdunst, daß plötzlich Rudel auf Rudel sich gegen die Treibwehr zurückwandte, und mit Macht einen Durchbruch durch dieselbe versuchte.

Allein darauf mußte die Jägerei obnekin gefaßt sein, und indem der rasche Anprall des Wildes gegen die Treibwehr den Zuschauer gleichsam den Anblick eines heftigen Cavallerieangriffs gegen Infanterie gewährte, so hielt letztere doch Stand, und schwenkte mit Wechsell und flatternden Fahnen die Scharen des Wildes zurück — wenn auch hier und da ein braver Hirsch so glücklich war, dennoch in rastloser Flucht das Weite zu suchen und zu gewinnen.

So wiederholte sich denn das für die Mehrzahl der Zuschauer belustigende Schauspiel das vom Berge niedergetrieben werdenden Wildes noch einmal in all' seiner Mannichfaltigkeit, und jeder Wiederversuch eines Rückzugs wurde jetzt von der Jägerei durch ein Quertuch abgeschnitten, welches bisher versenkt gelegen hatte und nun erhoben und gestellt wurde. Unaufhaltsam stürmte und stürzte die Schaar stattlicher Edel- und Dammbirsche, Hirschlähe, Nebböcke und Hebe über die grüne Brücke, durch die Triumpfsperre und aus deren neun Schwißbogen zwölf Fuß hoch herab in die Wirth, wo sie schwimmend zum Schuß kamen.

Aber es fiel kein Schuß.

Mit Ungeduld wartete mancher hohe Jagdsecund im Gefolge des Hofes auf das Zeichen zum Angriff von der Gärade des Schickschirms, um hier auf so angedehnte Weise die Lust am edeln Weidwerk zu büßen, als trefflicher Schütze sich zu bewähren.

Maria Theresia legte ihre mit Elfenbein und Perlmutter auf das reichste verzierte Jagdbüchse aus der Hand, hob ihr blüthenweißes Prunkler-Mantel-Tuch hoch und winkend empor, als ein

an diesem Ort und bei dieser Gelegenheit alle Aufbauer überraschendes Gnadenzeichen, und sprach laut zu ihrer Umgebung: „Varden! Varden für die arme Creatur! Wir wollen nicht Dardiren! Es ist auch Gottes Weisheit und freit sich seines Lebens.“

Wie wahrgenommen ward, daß sogleich auf diese Worte der Kaiser selbst seine schon gehobene Büchse absetzte, daß Prinz Joseph Friedrich, Fürst Rautenau und alle übrigen anwesenden hohen Würdenträger der Krone, das Gleiche thaten, da wagte freilich auch sonst Niemand einen Schuß, zum nicht geringen Gistannen der Jägerei, die sich gar nicht erklären konnte, weshalb alle die namenlose Mühe, welche zum Ginstreifen und Ginstellen des Wildes, zu dessen Ginstreiben, zum Bau der Triumphpforten und des Jagdschirmes, der Schiffe und zu allen sonstigen großartigen Anstalten — nun das richtige Ginstziel nicht fände.

Allcin es half hier weder eine saure, noch eine sauerfüße Kiene, an denen kein Mangel war — die Kaiserin schöß nicht, und so durfte Niemand schießen. Der allmächtige Wille der

Heerscherin war ein Gesetz, welches kein anderer Wille zu übertreten wagte.

Das schwimmende Wild gewann da und dort das Ufer, die Menge gab ihm jubelnd Raum, manch theils beängstigender, theils beunruhigender Auftritt ereignete sich an beiden Ufern, der Stoff zum Lachen bot, die Jägerei stand gelähmt, die Treiber gafften müßig, und ließen das Wild, nachdem das Zeichen gegeben worden, das Plaudern wieder fallen zu lassen, ruhig in Folge ziehen.

So war es unnöthig, einen auf dem Verge noch verbergen eingestellten zweiten Trieb, aus über sechshundert Stück Edelmild bestehend, in Thale zu jagen.

Und dennoch war die Jagdfreude noch nicht vorüber. Auf's Neue erklangen Hirt- und Waldhornsignale, und von der Westseite des Stromufers her ward lauter Jagdlärm vernommen. Dort stieß ein umzäunter Wildpark an das Ufer und in ihm war eine ungeheuere Menge anderes Hoch- und Niederwild zusammen getrieben, das jetzt genöthigt ward, sich in den westlichen Pan zu stürzen. Es waren über sechzig

Stück Schwarzwild, gegen anderthalbhundert
Hühne und über eintausend Gaaßen.

Diese Schaaren geängstigter Thiere erschie-
nen, durch eine nicht sichtbare Veranlassung ge-
zwungen, in blinder Verwirrung jetzt eben auf
der höchsten Straße des Pano, drängten sich,
sahen jedoch keine Stiegen, auf denen sie
hinab eilten, kamen nun durch die Pagen her-
aus, und liefen auf der vor diesen befindlichen
Passengallerie herum, ebenso herab in den un-
tersten Stod und sahen endlich auch keinen
andern Ausweg, als den durch einen Sprung
in's Wasser, wobei sich freilich manches Stück
gleich zu todtte fiel.

Von diesem Bild einige Stücke zu erlösen,
wurde den kaiserlichen Kindern vergönnt, so weit
diese herangewachsen waren, ein Gewehr zu füh-
ren, und so thatte denn auch mancher Cavalier
seine Pistole auf einen armen Vampe oder einen
um sein Arbeitsglück betrogenen Meister Rei-
nede ab. Andere hielten sich an die köstlichen
Weine und sonstigen Erfrischungen, welche der
hohe Festgeber darbotet ließ, und gaben sich
besserer Unterhaltung hin.

Die Sonne sank schon hinter den Bergen Wiens nieder, als der Hof sich zum Aufbruch anschickte. Derselbe fuhr nicht wieder auf dem Strom zurück, sondern, die Schaar gezwungener Laufer voran, in den elegantesten Karossen die kurze Strecke zum Schlosse Hof zurück, welche ein großer Theil des Gefolges zu Fuß zurücklegte. — Auf flüchtigem Renner jagte Prinz Joseph Friedrich dem Wagenzuge voraus nach dem Schlosse. —

6.

Le Cinesi.

Im Schloßtheater war reges Leben. Die Sängergesinnen, namentlich die bedeutenderen derselben hatten die ideale Kymphentracht abgelegt und sich nicht minder phantastisch in reizende Spinnweben verwandelt. Capellmeister Reutter hatte seinen Platz am Dirigentenpult eingenommen, um seine eigene Kunst zu leiten; mit liebenswürdiger Bescheidenheit saß der ihm ebenbürtige Henc in seiner Nähe, um die erste Violine zu spielen. Auch der Liebling beider begabten Männer — Zeyperl, wie sie den Jüngling, ihren Schüler nannten, saß mit seinem Instrument im Orchester. Hinter dem Vorhang waltete noch anordnend der Dichter des Stücks, Metastasio, musterte die Anzüge, betrachtete mit Antheil die Decoration und umarmte freudig einen Mann,

der neben ihm auf der Bühne stand, indem er ausrief: „Angelo! Ihr seid ein Engel, denn himmlisch ist, was Eure Kunst hier geschaffen, ja gezaubert hat!“ Der so angeredete und umarmte verneigte sich mit bescheidenem Danke; es war der berühmte Decorationskünstler Pompeati, und er sprach: „Was Ihr schafft, Monsignor Abbate, verdient, daß Engel sich dessen annehmen, sollten auch diese Engel, wie wir heute leben, in das chinesische Paradies gehören.“

Der Sprechende empfing einen Häberichlag auf die Schulter, und eine starke weibliche Stimme sprach: „Nehmt Euch in Acht, Maestro Pompeati! Ihr wißt, daß es in China viele Drachen giebt.“

Stark und füllreich, aber schön wie eine Juno, stand Vittoria Testi vor den Männern; die blendend weiße Haut erschien noch völlig jugendfrisch, und im Gesicht hatte die Kunst jede allenfallsige Spur vorgerückter Jahre hinweggezaubert. Sie überbot weit an Schönheit der Formen ihre ungleich jüngern Rivalinnen, welche man kaum so nennen konnte, Therese Feunigo und Katharine Sterzer, deren Gesangs-

talente ihrem großen allbewundernden nur zur Unterlage dienten.

„Ab Tsiſſa! Ab Sirene! Ab Tanga!“ rief mit komischer Verneigung auf die Bühne tretend, ein junger Chinese aus, und hob die Finger mit erstaunlich langen, chinesischschönen Nägeln gegen Theresie empor, welche als Sirene heute seine Geliebte vorstellen mußte.

„Ab Silango!“ lachten die Damen, und Theresie trat einen Schritt zurück, als bange ihr vor der etwas gefährlich-scheinenden Lieblosung.

„Hat Herr Silango sich so langi Nägel wachsen lassen?“ wortspielte Theresie Hennis mit einer Scherzfrage: „oder sind sie nur von einem Wachs? Sonst muß ich auch reiß'n.“

„Ob Sirene! Auf deutsch Sirene!“ rief Auberth mit einem komischen Seufzer, und intonirte:

„O Theresie
 Dein Schineſe
 Bleib zu Dir:
 O Sirene,
 Meine Schöne
 Bleib' bei mir!“

„Bravi! bravi!“ rief Allen unerwartet, eine heitere freundliche Stimme, aber schnell prallten die muntern Künstler auseinander. Prinz Joseph Friedrich stand mitten unter ihnen, und überflog mit großem wohlgefälligen Blick Decoration und Gestüme. Auch zu Angelo sagte er italienisch: „Bravo mein werther Pompeati! Ihr habt es gut getroffen! Wir werden erkenntlich sein, und die Majestäten werden angenehm überrascht werden.“ — „Guten Abend, Herr Abbe!“ wandte er sich zu Metastasio: „Ihr verpflichtet mich so sehr, daß ich fürwahr nicht weiß, wie ich danken soll!“ — „Macht Eure Sache gut, Kinder,“ wandte sich der Prinz weiter zu den Künstlern. „Ich denke man wird gegen Euch dankbar sein.“

Vescheiden traten die jüngern Damen mit Aiberth zurück, Metastasio und Pompeati gingen nach dem Hintergrunde, als sie sahen, daß der Prinz auf die Tessi zuschritt, die ebenfalls sich zurückziehen wollte. Der Prinz verhinderte sie daran.

„Viktoria!“ sprach er weich und leise. „Immer noch schön, und immer noch“ —

„Die Alte,“ unterbrach ihn Viktoria Tessi mit einem wehmüthigen Lächeln.

„Wahrlich!“ fuhr der Prinz fort: „Ich würde an Ihrer Stelle sagen: die Räumliche — nicht die Alte. Frankreich hatte seine Ninen de Venues, wie Griechenland seine Aspasia, Oesterreich aber besitzt sie noch heute, nur mit einem großen Unterschied in Madame Vittoria Testi-Tramontini.“

„O mein Prinz! Warum diesen langen Namen? Ist für Guet Durchlaucht Vittoria nicht genug?“

„Wenn ich Victor wäre, gewesen wäre, ja dann!“ — Aber vergessen sagte mir auch Metastasio, daß ich kein Glück habe mit den Victorien — Das war bitter, ich süß! es obuehin tief und schmerzlich genug. Konnte es denn sein, daß ich sieglos gelassen ward?“

„Guot Durchlaucht sind noch immer“

„Der Alte, soll ich jetzt sagen?“

„Rein — sind noch immer, wie damals, zwölf oder mehr Jahre jünger als ich!“

„Zwei giebt's, die nicht altern — das Herz und Vittoria Testi. Wie ich damals süßte, fühle ich heute noch.“

„Schmeichle ich heute noch! Schwärme ich heute noch! Soll ich ein Sprüchwort

nennen? — Freilich, der Vergleich vorhin war nicht schmeichelhaft.“

„Nicht? ein Vergleich mit aller Schönheit und Liebenswürdigkeit bis in das späte Alter? Es war die Wahrheit!“

„Ich bin keine Rinon, ich will auch keine Aspasia sein!“ sprach jetzt die Sängerin mit einem gewissen Stolz, mit einer unbeschreiblichen Würde, und ihr Aamenauge blickte in die chinesisch bunten Coulissen, wie nach dem Hintergrunde; die Bühne war leer, die vorhin Anwesenden hatten sich zurückgezogen, doch sprach Viktoria nicht laut; sie wußte, daß nur der Vorhang sie von den Ohren des jetzt sich sammelnden Orchesters trennte — aber sie sprach mit Lebhaftigkeit, ja mit Leidenschaft: „Ich habe nur einmal geliebt, mein Prinz — die Rinon unzähligemal. Ich habe entsagt, jene vielleicht nie, ich flüchtete mein volles Herz mit seiner ganzen Kraft hinter eine Scheidewand, die Viele nur zu leicht brechen; ich hatte Freiheit, sie zu brechen, und that es dennoch nie. Das hebt mich über jene. Fürstin konnte ich nicht werden, Geliebte wollte ich nicht sein. Wie ich damals gefühlt, fühle ich noch heute, immer

wahr und warm und tren. Der Name, den ich führe, ward mir Schirm und Schild, und so mein Prinz, bin ich noch die Alte, ich nehme den unentweibten Kranz meiner Gefühle mit in das Grab, mit in die Ewigkeit!"

Die herrliche Sängerin stand in toderender Wuth eines hochgehobenen Affects vor dem Prinzen, der aus dieser wachsenden Wuth nur neue Klammern zog. „Bistoria!" rief er im Uebermaasse seiner Empfindung, öffnete die Arme und wollte die Sängerin an sein Herz pressen, allein mit einer raschen Wendung entzog sie sich ihm, und er stand, dem Papstprinzen Trion gleich, der die Wolfe umarmte — allein auf der Bühne. —

Der Hof und das Gefolge saß im Theater, die kaiserlichen Kinder hatten wieder etwas zu lachen, denn die gemalte Gallerie zeigte heute nicht die vorigen Masken und Grottesken, sondern ein Auditorium, das einzig und allein aus Chinesen bestand. Mandarinen, Krieger, Männer des Volkes, Frauen und Kinder, alle mit den eigenthümlichen bleichen Gesichtern und in der seltsamen barocken Tracht, welche gemalt sich

noch ungleich ediger und wunderlicher ausnimmt, als in der Wirklichkeit.

Die Ouvertüre begann auf Reutters Zeichen, der Vorhang ging auf. Ein Ab! des Staunens entschlüpfte den Lippen der Zuschauer. Die Wirkung der Decoration war magisch prachtvoll. Angelo Pompeati hatte sich selbst übertroffen. Das Stück Metastasio's schrieb blos vor: Die Handlung begiebt sich in einer Stadt in China, das Theater stellt ein Zimmer im Hause der Lisinga dar, im chinesischen Geschnack verziert, mit einem Tisch und vier Sesseln. Aber was ward erblickt? Ein chinesisches Zimmer von solcher Pracht, daß es der Kaiser von China vielleicht selbst nicht so schön hatte, und wie auf den Hofburgtheater noch niemals eins gesehen worden war. Es war ein phantastisches Chaos von lauter größern und kleinern Säulen, zwischen denen Ornamente auf golddurchwirkten ächtchinesischen Seidenstoffen schwebten, die Säulen aber bestanden fast alle aus Glas, und zeigten in ihrem Innern farbige Spiralen, was bei dem Schein zahlreicher verborgener Kerzen von ganz wunderbarer Wirkung war, und so scenhaft erschien, daß die Zuschauer sich gar nicht denken

konnten, wie das alles angeordnet und aufgebaut sei.

Als nun die Kaiserin Yisunga, Zivene und Tangia in ächtchinesischer Gruppierung am Theatertisch eine Zeitlang schweigend, gleichsam ein lebendes Bild mitten in dieser herrlichen Umgebung der Bühne erblickte, ward ihr Herz von Erinnerung an jenen Tag geschwellt, an welchem sie selbst als Yisunga sich gezeigt, sie thatigte in die Hände und tief freudig bewegt den Titel des kleinen Singspiels: „Lo Cinesi! lo Cinesi!“

Und nun spielte sich in heit'rer Bethe und mit herrlichem Gesange, dem selbst Carlo Broschi, der heute im Zuschauerraum als ein gefeierter Ehrengast sich mit befand, lebhaftesten Beifall spendete, das kleine Stück zu Ende.

Als der Vorhang gefallen war, begab sich der Hof nicht hinweg, sondern unmittelbar auf die Bühne, und Kaiser und Kaiserin wurden nicht müde, in den bildvollsten Ausdrücken ihren Beifall und ihre Bewunderung über die so höchst gelungene Decoration, über Musik, Gesang und Darstellung auszusprechen. Die drei Säng'innen und der Sänger, wie Pompeati wurden mit Beifallbezeugungen überhäuft, und als die

Majestäten sammt den Kindern und dem Geolge sich endlich aus dem Theater zurückzogen, weilte noch der Obersthofmeister Graf Ahevenbüller bis zuletzt, ohne zu folgen, und bedeutete mit Handwinken dem mitgewirkt habenden Personal, ebenfalls noch nicht hinwegzugeben. Er versammelte vielmehr Pompeati, Pono und Reutter, Viktoria Tesi, die Heunigs, die Sterzer und Atriberth um sich, und sprach zu den Künstlern: „Ihre Majestäten haben mich mit dem allerhöchsten Befehl beehrt, Wohlklang mit Wohlklang zu vergelten zu suchen, und nochmals höchstders vollen Zufriedenheit anzusprechen.“

Dabei stellte Graf Ahevenbüller Pono sowohl wie Pompeati und Reutter jedem eine werthvolle goldne Dose zu, Atriberth eine goldene Uhr, den Damen Heunigs und Sterzer jeder fünfzig Gulden in Gold und einen Schmuck, Viktoria Tesi aber überreichte er ein Kästchen, worin sich ein Schmuck befand, der dreihundert Ducaten werth war. Ueberrascht und erfreut dankend zogen die Begabten sich zurück, und der Graf Ahevenbüller sprach freundlich neckend zu Metastasio, welcher bisher innig erfreut bei der Gruppe verweilt hatte: „Gut Euch, Signor Abbate, habe ich

leider nichts! Auch müssen die himmlischen Musen lobnen, nicht die Erdengötter!“

Metastasio erwiderte mit mildem Lächeln: „Dieß thun die Musen auch reichlich, Herr Graf! Was bedarf ich denn? Ich habe übrig genug für mich, und Gott sei Dank, auch noch für Andere übrig!“

„Gewiß, Signor Abbate!“ bestätigte Abrenthüller: „Wie könnte ein Kaiser einen Mann beschenken, der wie Ihr gethan, auf eine rechtmäßige Erbschaft von hunderttausend Thalern freiwillig verzichtete, damit ärmere Verwandte eines Verstorbenen nicht betrübt würden? Wincn Mann, der alle äußern Ehren, Titel und Orden beharrlich ablehnt, wie Ihr?“

„Der Friede des Gemüthes ist mein Orden, der Dichtername mein Titel, die Poesie ist meine Ehre,“ erwiderte Metastasio faust, und ging mit dem Grafen nach dem prachtvoll erhellten und verzierten Ballsaal, wo sich der Hof einige Stunden mit Tanz vergnügte, auf den noch ein abermals äußerst kostbares Souper folgte.

Auch das theathralische Ueber war nicht minder wie die Kapelle kaiserlich beschenkt worden, und brachte den Abend doppelt vergnügt in dem

herrlichen Schloßgarten hin. Die Künstler höhern Ranges waren zum Souper eingeladen, um so freier bewegten sich die bescheidenen Kräfte in froher, doch sittebeherrschter Ungezwungenheit.

„Sepperl! Wie schön war Dein Lied!“ flüsterte Amande dem jungen Freund und Hausgenossen zärtlich zu.

„Hat Dir's gefallen Amanderl? Oh es hat der Perse noch mehr, sollst heut Abend wieder einen hören. Die Melodie g'fällt mir selbst gar wohl.“

„Hast's selbst komponirt? Ist eine gar liebe Melodie!“

„Freilich hab' ich's selbst komponirt, aber zu 'nem andern Text, der beim Banerfest gesungen werden soll, und den ich den Lämmeln einstudier'n muß. Es geht aber gut, sie haben's schon inne, haben's gleich kapirt, als ich's einmal vorgezeigt hatte.“

„Das ist ein guter Probststein, Sepperl, da wird Dein Lied auch Allen gefallen, die es nur hören!“

„Ach, mir ist's schon unendlich lieb, daß es Dir gefällt, mein Amanderl. Wär ich nur nicht so arm, daß ich Dich freien könnt!“

„Du mich freien, Seypert? Wo denk'st
hin? Ich muß ja in's Kloster! Die Aeltern
haben's ja gelobt!“ —

„Du in's Kloster! O mein Gott! — Das
bräch' mir das Herz! Da paßt mein zweiter
Vers minder, hör' einmal zu.“

Und der Liebende sang leise nach seiner
schönen Melodie:

„Gott erhalte Dich, mein Leben!
Liebchen, tausend gute Nacht!
Dein zu sein, ist all' mein Streben,
Darauf nur bin ich bedacht.
Deß was mir die Welt kann geben,
Hab' ich, ohne Dich, nicht Acht.
Gott erhalte Dich, mein Leben!
Liebchen, tausend gute Nacht!“

Sanft flossen Amandens Thränen; es schnitt
ihr durch das junge, still und süßliebende Herz,
daß ihre Zukunft dunkel verschleiert sein sollte,
und sie fühlte tief, wie sehr Joseph eine be-
glückende Liebe verdiene.

Wann und wo aber wäre junge Liebe ohne
Weh? —

7.

Kaumachie und Zauberinsel.

In den Morgenstunden des folgenden Tages sah man den Kaiser mit den beiden Prinzen und nur einigen wenigen Personen des Gefolges durch die Beingärten und Pookets, wie durch den Wildgarten streifen, der Hasanen- und Hühnerjagd obliegend, während obermals Maria Theresia das Conferenz-Ministerium zu wichtigen Verathungen um sich versammelt hatte. So eifrig und thätig war der Geist dieser großen Regentin, daß er selbst an Tagen, die dem Vergnügen und den Freuden des Hofes ausschließlich geweiht schienen, sich auf das Sorgsamste mit den Angelegenheiten und dem Wohle des ausgedehnten Kaiserstaates beschäftigte.

Wieder folgte ein mit verschwenderischem Reichthum ausgestattetes Mittagsmahl, bei wel-

dem als Tafelaufsätze und Dessert die gestern vor Augen gestellten Triumphbögen, der Schießstand, die Schiffe und verzierten Brücken nebst vielen tausend Figuren von Menschen und Wild in Zucker, Trachée und Marzipan aufgestellt waren, so daß wer wollte, sich eine Anzahl dieser niedlichen Figuren zum Andenken an die gehabte Schaulust aufbewahren konnte.

Nach aufgehobener Tafel fuhr der Hof im Geleite des Festgebers nebst dem Gefolge nach dem eben so nahe wie Schloß Nieder-Weiden, nur in entgegengesetzter Richtung gelegenen Schlosse und Ferse Grossen-Brunn oder Weissenbrunn, hinter welchem nach Breitensee zu mitten in reizender Gegend ein nicht unbeträchtlicher umfangreicher Teich sich ausbreitete. Rings um diesen Teich waren grüne schattenwerfende Lauben mit offenen Arkaden nach dem Wasser zu erbaut, in welchen sich Bänke befanden, um die Menge der Zuschauer des Schauspiels aufzunehmen, welches hier vorbereitet war. Nordwärts gegen das Ende des Teichs mit dem Blick auf den Wasserspiegel erhob sich ein mit Laubwerk ganz überkleideter Pavillon auf einer kleinen Insel, welche durch feste, ebenfalls mit Laub- und Lannen-

reißig überkleidete Brücken, mit dem Lande verbunden war.

An diesen Brücken ward vorgefahren; die höchsten Herrschaften wurden mit dem hohen Gefolge in den grünen Pavillon geleitet, und das übrige Gefolge fand Raum auf den aufbewahrten Sigen nächst dem Pavillon. Gegenüber den Herrschaften erhob sich ein reizendes Amphitheater, welches die cypressen- und orangengefrönten Terrassen der Isola Bella im Lago maggiore auf das Täuschendste darstellte, welches Amphitheater weit in den See hereingebaut war, und dessen Terrassen mehr als fünfhundert Personen trugen.

In der Mitte des Sees aber zog sich eine aus neun Schwibbogen bestehende Gallerie über dessen ganze Breite, auf welcher die Musikchöre in reicher Tracht und in den Farben roth und gelb, aufgestellt waren, von denen stets das eine das andere im Spielen ablöste. Vor dieser hohen Gallerie wurden sechs Felsstücke erblickt, und zwar in drei Reihen, auf welchen groteske lebende Thier-Gestalten saßen oder standen, an denen der Geschmack jener Zeit sich zur höchsten Potenz des Ungeschmacks gesteigert und ver-

körpert zeigte. Auf dem ersten Felsen thronten zwei große Schubus gekleidet in das Gewand eines Arlequino, auf dem zweiten saßen zwei Bären als Pierrots, die sich komisch genug ausnahmen, auf dem dritten zwei Gaisböcke als Pantalons, auf dem vierten zwei Rüdse als Scaramuzzi, auf dem fünften zwei Wölfe als Dottori, auf dem sechsten endlich zwei Gänse als Colombinen, da Tauben, die dem Namen besser entsprochen hätten, zu klein gewesen wären. Alle diese armen Thiere waren an die Felsen gefesselt, und ihre mannichfaltigen Anstrengungen und Bewegungen, sich zu befreien, die nicht ohne theilweise obligate Begleitung ihrer Stimmen, besonders von Seiten der Bären und Gänse geschah, waren es eben, was die Zuschauer belustigen sollte und auch im Bunde mit der grotesken Kleidung der Thiere, in der That belustigte.

Jetzt ruderten acht kleine Schiffe heran, welche bestimmt waren, auf dem Wasser eine Doppelquadrille auszuführen, deren Besetzung abermals die stehenden Maskencharaktere der italienischen Pantomime darstellten, daher wurden Arlequine, Colombine, Pantalone, Pierrots, Scaramuzzi, Dottore, Scapine und Brigone in vielfacher Zahl erblickt.

Auf ein Trompetensignal fuhren diese also bemanneten Schiffe unter den Schwibbögen hervor, machten künstliche Wendungen und Züge, mit großer Uebung und Sicherheit, führten ein Carouffelspiel auf, wo statt nach Kothrenköpfen zu rennen, auf die Ketten geschlagen wurde. Jeder Schlag war ein Zauber Schlag, denn sobald ein solcher erfolgte, öffnete sich der Fels, und es tauchte bald ein Flug Felsbüchser, oder Kasanen, oder Tauben daraus hervor und in die Lüfte, oder es kamen Hasen, Rüche und Wänsche heraus, die sich in das Wasser stürzten, und Wasser und Lüfte schäumend und fliegend belebten. Als nun jegliches Schiff seine Tour vollbracht hatte, zogen sie sich in guter Ordnung durch die Schwibbögen hindurch und zurück, kamen aber nach kurzem Verweilen wieder hinter denselben hervor, die ganze Mannschaft außer den Rudern mit stumpfen Lanzen bewehrt, und begannen ein mit der größten Geschwindigkeit ausgeführtes Fischenstechen, wobei sich die überraschende Ergögllichkeit offenbarte, daß diese Lanzen insgesammt Syringen waren, und statt sich zu stoßen, die Besatzung sich mit einer Munition beschoß, die nicht ausging.

Das ganze Zuschauerpöblichum geriet in einen Vachpörobismus, der nicht eher endete, bis die Signale zum Rückzug aufforderten, und diese eigenthümliche Wasserbelustigung wieder in eine neue Phase trat, und zwar in eine überaus wunderbare und kunstvolle.

Es sanken nämlich, ohne der Festigkeit der erwähnten Gallerie, deren Mitte nur zum Schein verkleidet und leer war, Eintrag zu thun, die drei mittelften Schwibbögen, wodurch der Blick auf das gegenüberliegende Amphitheater vom Pavillon aus freier wurde.

Siehe da löste sich plötzlich von dem Rand des Amphitheaters ein übergrüntes Geland ab, auf welchem sich kein sichtbares lebendes Wesen befand, und schwamm unter dem offenen Himmel der Gallerie hindurch, worauf die Gondeln ebenfalls wieder hervorliefen, um dieser schwimmenden Insel gleichsam ein Geleise zu geben.

Aususe des Ginnens grünten dieses Binnwerf aus der Kaiserloge des Pavillons, wie rings von den mit Zuschauern üllerfüllten Ruben bänken.

Von der Kaiserloge aus gewahrte man auf dieser Insel einen kleinen Garten, der zunächst

in grünem Bugus die verschlungenen Namenschiffen F und M unter der Kaiserkrone, die von lebenden Blumen gebildet war, zeigte, alles gleichsam auf Goldgrund hingemalt, der aus seinem hellgelbem Sande bestand. Krone und Namenszüge waren von einem Blumenschildrand umrahmt. Zu beiden Seiten des Inselbords standen fruchtbeladene Orangenbäumchen in einer Doppelreihe, die durch Guirlanden verbunden waren. Hinter der Krone, den Schlußpunkt bildend, erhob sich eine Felsascade mit fünf riesigen Muschelbecken, deren unterstes zehn Schuh breit war, aus einem Bassin. Den Gipfelpunkt dieses Felsenstücks bildeten zwei allegorische Colossalstatuen: die Gerechtigkeit und die Gnade als Symbole des Regierungsgrundsatzes Maria Theresiens und Franz I.

„Ihre Majestäten sehen“ — sprach Prinz Joseph Friedrich, als das Kaiserpaar ihn mit Lobsprüchen über seine Anordnungen, seinen Geschmack und die nicht endenden neuen Ueberraschungen überhäufte: „wie dort die Justitia von der Clementia völlig entwaffnet worden, ein stummes Zeichen meiner allerunterthänigsten Bitte, auch hier Gnade für Recht zu üben, und

mit Rücksicht zu beurtheilen, was getreuer und guter Wille darzubieten vermag.“

Unterhalb der erwähnten Statuen saßen in gleicher Größe die allegorisch-kunstvoll gebildeten Nymphen der Donau und March, welche beiderseits die Ufer der Herrschaft Schloß-See berühren, und ließen aus ihren Urnen ununterbrochen Wasserströme in die Muscheln der Cascade rauschen.

Am Fuße der Cascade, seitwärts des Bassins, stand die Statue des Kriegsgottes, welcher den Reid unter die Füße trat und von der Juna gekrönt ward. Mars gegenüber zeigte sich Herkules, welcher das Yaster bändigte, und von Minerva gekrönt wurde. Aus der Lanze des Mars, wie aus der Keule des Herkules sprangen mächtige Wasserstrahlen, die sich in die ganz oberste Muschelschaale ergossen, aus der das Wasser gesammelt in die untern Muscheln stieß, was im glänzenden Schein der Sonne einen reizenden Anblick gewährte. Immer näher bewegte sich diese schwimmende Insel ohne sichtbare sie bewegende Kraft heran, zum Pavillon fort und fort rauschten und wälzten die Wasser auf und ab, die Musik ertönte, endloser Jubelruf füllte die Luft.

Als die Insel endlich dicht vor dem Pavillon ankam, standen schon Personen bereit, die sie sicher befestigten, eine grüne Zeltwand an der Vorderseite ihres Vordes saß, und es zeigten sich fünf in die Farben des Prinzen, grün und silber, gekleidete Gärtner, welche pantomimische Einladung an die Herrschaften ergehen ließen, die Insel selbst zu betreten.

Diesem Winke folgend, stiegen Kaiser und Kaiserin mit den Kindern die Stufen der Estrade vor dem Lustgebäude hinab, unter Vortritt des Gastgebers und betraten wirklich diesen kleinen schwimmenden Garten, worauf die Gärtner Früchte von den Orangenbäumen brachen und auf goldenen Schaalcn knieend darboten. Diese Früchte waren sämmtlich wirklichen Orangen täuschend aus Zucker und sonstigem Confectstoff nachgebildet. Auch dem auf der Estrade zurückgebliebenen Hofstaat wurden deren durch die fünf Gärtner dargeboten. So wie auf den verschlungenen gelben Nicospaden wandelnd, die jungen Prinzen und Prinzessinnen dem Bassin sich näherten, traten zwei junge ganz in Atlas und Silberzindel gekleidete Fischer und Fischerinnen Paare aus der Grotte hervor, welche die Rückseite der Cascade

bildete, und boten den Erzherzogen und Erzherzoginnen silbergestickte Netze, damit diesen mit Herausfischen aus dem von Bewohnern der Gewässer wimmelnden Passin eine stündliche Freude gewährt würde.

„Ich bin ganz enchantirt, mein lieber Prinz!“ rief die Kaiserin, mit hellem Auge ringsum alle die Pracht um sich her betrachtend: „wie Guter Liebden nur das Alles so süperbe aussinnulirt und arrangirt haben. Wie in aller Welt gebet es zu, daß diese Insel von selbst daher geschwommen kam — welche Kraft treibt aus dem Teich diese Wasserstrahlen drei bis vier Mاستern hoch empor? Das nenne ich doch eine ganz *particulair* Invention!“

„Invention und Intention sind hier gleich sehr zu rühmen, mein werther Generalfeldmarschall und Hospes!“ lobte der Kaiser.

„Allergnädigste Majestäten,“ erwiderte der Prinz mit tiefer Verbeugung: „beschämen mich. Von der Invention ist nur zum Theil der Gedanke mein, die Ausführung hat jener bescheidne Mann, welcher dort auf der untersten Stufe der Estrade steht, übernommen und geleitet, einer meiner Hauptleute, Baron von Mengen, den ich

als äußerst geschickten Ingenieur, Hydrauliker und Techniker bestens empfehlen kann.“

„So?“ fragte die Kaiserin. „Der Mann empfiehlt sich selbst, und Wir wollen seiner gedenken. Lasset ihn doch einmal herüber kommen!“

Ein Wink des Prinzen rief den Baron in die Nähe des Herrscherpaares.

„Er ist der Tausendkünstler, der uns so viel Amusements verschaffen hilft, das freut mich, und wir danken ihm, Major von Mengen!“ sprach die Monarchin mit nach ihm ausgestreckter Hand, welche der so überraschend Erhabene mit tiefer Kniebeugung flüchtig zu küssen nicht säumte.

„Zeige Er auch einmal im Kriege so viel Genie und Bravour, wie hier im Frieden, so wird ihm Seine Fortüne nicht fehlen.“ —

Als das kleine Inselparadies von seinen hohen Besuchern verlassen war, wurde auch dem übrigen Gefolge gestattet, dasselbe zu betreten, und wurden ihm dessen Blumen und Früchte Preis gegeben.

Bald darauf fuhr der Hof nach dem gastlichen Schlosse zurück, vollbefriedigt von einem Vergnügen, das die Liebe bot, das der Himmel begünstigte, das die Kunst verschönte.

Aber der Tag, obschon er sich neigte, war noch lange nicht zu Ende, sein Abend sollte eine neue Ueberraschung bieten. Als es dunkelte erhellte ein magischer Lichtglanz einen Theil des Wartens, und es zeigte sich eine erleuchtete Schicksstätte, so hell fast, wie im Tagesglanz, und doch gewährte man nicht eine einzige Lichtflamme. Die Scheiben waren lichtgelb augen, innen schwarz gemalt. In der geräumigen, reich geschmückten Schicksstätte standen die reich gekleideten Büchsenspanner in Parade, des Dienstes harrend, und so wie die Herrschaften von dem Prinzen geleitet, in die Halle traten, begann in den Büschen sanfte Musik, und das Schießen nahm seinen Anfang.

Kaiser Franz schoß zuerst, und traf in gelb; die Kaiserin folgte und traf ebenfalls nur in gelb. Jetzt trat der Kronprinz in den Stand.

„Gute gut! Nach' es besser wie Wir!“ rief seine Mutter ihm zu.

„Will's Gott, ma chère mami!“ antwortete der junge Erzherzog, zielte, schoß, und traf mitten in das Schwarze. Im Augenblick entzündete sich hinter der Scheibe ein Kunstfeuer,

und über ihr flammten in bunten Brillantbuchstaben die Worte Vivat Franciscus.

„Bravo mein Sohn!“ rief erfreut der Kaiser.

„Nun komme Ich!“ rief der kleine achtjährige Erzherzog Karl ungeduldig aus, allein die hohe Mutter mahnte ihn besorgt und sanft ab, und sagte: „Du nicht, Du nicht mein lieber Sohn! Das Gewehr ist Dir zu schwer, das schlägt Dich; Bruder Joseph schießt für Dich! Hab Acht, wie schön er treffen wird! Wenn Du einmal groß bist, da sollst Du tüchtig schießen!“

Also schoß der Kronprinz jetzt für seinen Bruder, und hatte die unaussprechliche Freude, ein neues Brillantfeuer in den Worten Vivat Maria Theresia! durch seine Kugel zu entzünden, wofür ihn die Mutter freudig umarmte.

Jetzt sagte die Erzherzogin Maria Anna nicht ohne jungfräuliches Zagen das Gewehr, doch wollte sie sich nicht, wie der kleine Bruder, abgewiesen sehen, sie schoß und traf. Hell bligte es hinter der Scheibe auf, und der Feuerglorie entstrahlten die Worte: Vivat Josephus!

„Für meine kleine Maria Christiana schieße ich selbst!“ sprach jetzt der Kaiser, schoß und entzündete den Namen Vivat Carolus!

Prinz Joseph Friedrich trat in den Stand. Auch er traf. Vivat Maria Anna! leuchtete es glänzend auf.

„Ist kein Schuß mehr zu thun?“ rief die Kaiserin. „Ich möchte doch auch einen Treffer haben!“

„Noch eine Scheibe ist frei, Majestät!“ erwiderte Prinz Joseph, indem er aus des Büchsenspanners Hand das geladene Gewehr nahm, und es selbst der Kaiserin überreichte.

„Ich will an Etwas denken, da werd' ich schon treffen!“ sprach die Kaiserin und legte an. Sie zielte lange und sicher, jetzt knallte der Schuß, es flamnte über der Scheibe Vivat Maria Christianna auf.

„Sehen Guer Liebden,“ rief die Herrin triumphirend: „Man muß sich nur encourageiren. Wagen gewinnt!“ —

Jetzt krachte ein Kanonenschlag, die Kusthöre bließe Tusch, und eine Kasketenrandole rauichte zum dunkeln Nachthimmel empor, dreben in Tausende von fallenden Sternen, Vienenschwärme und Brillantregenfunken sich auflösend. Sonnenräder wurden entzündet und streuten hellen Glanz umher, Schwärmertöpfe schleuderten ihre

zischenden Feuerschlangen in die Luft, und was immer die Kunst des Pyrotechnikers bei solcher Veranlassung Ueberraschendes und Schönes zu gestalten vermag, hier ward es dargeboten, und nichts war gespart, auch diesen Theil des Festes in jeder Beziehung glänzend erscheinen zu lassen.

Nach dem Feuerwerk abermals großes Souper, dann Spiel. Damit war der vorletzte Tag dieses Prinzenfestes zu Ende.

8.

Das Barchanal.

Immer noch blieb das günstige Herbstwetter gleich schön und herrlich, und der Morgen des sechsundzwanzigsten Septembers 1753 trat weunerevoll, frisch und erfreuend aus den Schleiern der Nacht.

Wieder war der Schloßgarten voll belebt, doch da er heute selbst Festbanplatz sein sollte, so wurde die blos schaulustige fremde Menge in angemessene Schranken gewiesen und gebannt, während zu persönlicher Theilnahme die Untertanen der Herrschaft Schloß-Hof besonders erfordert und eingeladen waren.

Alle Betheiligten waren zeitig auf. Die Theatergarderobe war nie so voll gewesen, die Musiker begaben sich nach ihren Orchestern im Freien, die Wachen standen auf ihren Posten,

die Hofherren und die Damen des Hofes kleideten sich festlich an.

Auf der Terrasse über der Freitreppe, die zu beiden Seiten mit Statuen geschmückt war, standen Prinz Joseph Friedrich, Graf Rhevenhüller, Carlo Broschi, Metastasio und Major von Mengen in ziemlich früher Morgenstunde. Hinter ihnen breitete sich die Längenfassade des Schlosses mit den kaiserlichen Zimmern, vor ihnen zog sich eine breite Colonnade, an deren beiden Seiten Doppelreihen schattiger Alleen hinliefen, weit hinab zur Ferne; ein schönes Bassin lag unten mitten in einem großen Rundplatz, das nicht ärmer mit Statuen, Figuren und Wasserkünsten ausgestattet war, als das schönste Bassin in den königlichen Gärten zu Versailles.

„Ich bedaure, daß Ihr uns sobald verlassen wollt, mein lieber Ritter! Zu unendlichem Danke bleibe ich Euch verpflichtet! Es war ein großes Opfer, diese weite Reise!“ sprach der Prinz zu Ritter Carlo Broschi.

„Ich kam gern, Seigneur,“ erwiderte der ritterliche Sänger: „und scheide betrübt wieder aus meiner zweiten Heimath, in die mich die höchste Huld unsrer unvergleichlichen Monarchin

auf so schmeichelhafte Weise durch Euch, mein Prinz, betief. Diese Lage hier auf Schloß-Hof und Eure Gastlichkeit, Seigneur, werden mir unvergesslich bleiben. Laßt mich jetzt Euch mich empfehlen; Metastasio will die Güte haben, den Freund bis Wien das Geleite zu geben, das ich morgen schon verlasse. Möge Euer Durchlaucht stets Fortuna hold sein, Ihr habt noch eine große Zukunft vor Euch, wenn das Glück Euch treu bleibt; denn nicht viele Jahre mehr wird Oesterreich Frieden haben.“ —

„Auch ich empfehle mich zu hohen Gnaden!“ nahm Metastasio die Rede auf, bleibe Euer Durchlaucht ergeben, und stets dienstbereit!“

„Habt tausend Dank! Herr Abbé! Ich bleibe Dankschuldner, ich bleibe Diener! Kann ich dienen, befehlt! Wold darf ich Euch ja nicht bieten! Wollt Ihr Bild, Früchte, Wein — so bitte ich, laßt's mich wissen! Ihr dürft nur wünschen!“

„Ach Konfigurate wissen, was Dichter lieben! Wenn Euer Durchlaucht einmal eine Ohm Wein übrig haben — ich trinke dessen wenig, aber ich helfe damit gern Schwachen und Kranken, und habe auch eine schöne Anzahl immer.“

durchigter Freunde. Ihr wißt es ja, Prinz: Cantores amant humores!“

„Warum eilt auch Ihr so sehr, Metastasio?“ fragte Graf Abovenhüller den Dichter.

„Ich kann den Ritter nicht unbegleitet lassen, mein gnädiger Herr Graf!“ war des Dichters Antwort. „Wir sind Jugendfreunde, wir haben noch von alter Zeit zu reden.“

„Mein erster Gesang,“ nahm der Ritter das Wort: „als ich öffentlich auftrat, war dieses theuern Freundes erstes musikalisches Gedicht Angelica und Medoro, das hat uns auf ewig verbunden. Auch mein letzter Gesang soll eine Dichtung Metastasio's sein.“ —

Freundlich lächelnd schied der Dichter, förmlich sich verbeugend der Ritter aus dem Kreise.

„Nun, lieber Major,“ wandte sich der Prinz zu Baron von Mengen: „ruht Alles auf Euren Schultern! Sehe Er zur Ruß, zu den Chören zu den Bauern, zu Allem. Maj's zuletzt auch ein Wenig bunt durcheinander gehen, das schadet nichts, das Volk, meine Unterthanen, sollen sich freuen. Wie ich sie in's Interesse gezogen habe gleich beim Vorspiel meines Festes, damit ihnen schickliche Gelegenheit werde, ihre Herrscher-

familie einmal so recht von Angesicht zu Angesicht zu sehen, so sollen sich nun auch Alle ohne Ausnahme mit freuen, weil sie mitwirken müssen, und auch etwas davon haben, nach dem bekannten Ausspruch vom Tischen und Wank verbinden. Und auch eine schöne Erinnerung an diese Tage sollen sie haben!"

„Ich hoffe, Euer Durchlaucht, daß unser Bacchanal als lustiges Finale sich verfallwerth abspiele," entgegnete Baron von Kungen, und eilte die Steintreppe hinab, um als Ciduct überall nachzusehen und anzuregen.

„Darf ich bitten, mein Herr Graf" — wandte sich nun der Prinz verbindlich zum Obersthofmeister von Abergensbiller: „zu veranstalten, daß der Hof sich gegen zehn Uhr in den Zimmern Seiner Majestät versammle, um dem Spectakel aus den hier herangehenden Fenstern zuzusehen, wenn Höchstdieselben es nicht anders beschien! Sobald dies geschehen, wird ein Zeichen gegeben werden, daß das Bacchanal beginnt; die Bäume und alles was dazu gehört, barren bereits unter dem dichten Laubdach der Alleen, das sie zu meiner großen Freude, völlig deckt und unsichtbar macht."

„Ich werde ohne Verzug Euer Durchlaucht Befehlen nachkommen!“ entgegnete der Obersthofmeister und stieg gravitatisch die Stufen der Parterretreppe zum Schloßgartenthore des Hauses hinan, das zwei dienstthuende Lakaien angelweit auftriffen.

Der Prinz ging nach dem Theateraal, an dem vorbei eine Gallerie zu den Garderobezimmern führte, und zu einer Treppe in ein höheres Stod des Nebengebäudes leitete, von dessen Zimmerreihe Madame Viktoria Lessi Tramontini eines bewohnte. Joseph Friedrich hoffte der Sängerin noch einmal zu begegnen, er hoffte mit einer Beharrlichkeit, die nur der begreift, der eine Liebe kennt, die den Namen der Geliebten wie in Erz mit tiefen Zügen in das Herz grub, und nie zum ersuchten Ziele gelangte — ihr, von der er wußte, daß sie ihn achte, ja, daß sie ihn mit aller Tiefe der Empfindung liebe, aber ihn aus einer stolzen und tropigen Tugend nicht erhören wolle, — doch noch ein Gunstzeichen abzugewinnen.

Die Gallerie war leer, es war ganz still im Hause; Alle, die noch beim Feste zu thun hatten, waren bereits an ihrem Posten. Der Prinz ging

die Treppe hinan — die Leu hatte nichts zu thun bei diesem Acite — an der Thüre ihres Zimmers stak der Schlüssel.

Ein pochendes Arcadengefühl im Herzen klopfte der Prinz an das Zimmer, es erklang kein Verein! Der Prinz öffnete — das Zimmer war leer, ein starker Duft von allen möglichen Odeurs drang entgegen, am Boden lagen Haarnadeln, Haarnadeln, vielleicht auch Haare, einige Lappen, Papiere, zerlegte Wiener Purgatheaterzetteln, eine leere Schminkbüchse und eine leere Pomadenbüchse — lauter unspectaculöse Heberresse von der Anwesenheit einer Kuseupriesterin, denen man nicht ansah, ob sie einer Sängerin von europäischem Ruf oder der ärmsten Choristin und Stümperin angehört hatten.

„Nicht da? Nicht da?“ murzte der Prinz, und stieg verstimmt wieder herab, da rannte ein blutjunger Mensch im bacchantischen Costume, doch mit einer Tunika bekleidet und einem antiken Mantel, in welcher Tracht er den Orestes vorstellen sollte, zur Thüre herein, und blickte an den Prinzen an.

„Geda! Sieht Er nicht? Ist Er toll?“ rief der Prinz in keineswegs resentvoller Laune.

„Mille excuse!“ antwortete rasch und bestürzt der junge Mensch. „Ich hab' etwas vergessen, es ist mir auf meiner Violin' eine Saite geklappt — bitte schön, halten's mich nit auf! Es wird der Spektakel gleich losgehn! Es ist Schlag Neun!“

Jetzt lachte der Prinz; offenbar kannte dieser junge Mensch ihn nicht. „Ach Er ist wohl ein Ruslant! Gil' Er nur nicht so sehr, Er hat noch Zeit, es geht erst gegen Zehn los. Auch Ruslantem muß man's immer eine Stund' vorher ansagen, damit ihr sein zu rechter Zeit da seid. Sag' Er 'mal, kennt Er die Madame Tesi?“

„Gi freilich kenn i die!“ war die Antwort.

„Weiß Er nicht, wo sie steht?“

„O mein Gott, freilich weiß ich's, Sie ist alleweil in einer großen Kutsch mit dem Herrn Ritter Jarinelli und dem Herrn Abbe Metastasio und mit ihrer Kammerzof' nach Wien h'inauf gefahr'n.“

Der Prinz drehte sich rasch um, schritt rasch hinweg, der bestürzte Oryphens hielt sich mit Nachdenken nicht einen Augenblick auf; er klog die Stiegen hinauf nach seiner Dachkammer, seine Saiten zu holen. Der Prinz murmelte

durch die Lüfte: „Maladetto! Bagage! Mord-
danten, Mord wie Mutter! Tramontini! Zum
Fenster auch, warum nicht lieber Tramontana?
Nordpol! Giebert! Und über alle Berge!“

Die Majestäten und sämtliche hohen Ju-
schauer waren versammelt, es war zehn Uhr, ein
Pölserschuß knallte. Sogleich ward rauschende
Musik vernommen, und aus zwei weiter unten
gelegenen Seiteneingängen bogen gleichzeitig zwei
Jüge in die große Goplanade ein, welche dem
Schlosse sich näherten.

Auf jeder Seiteritten ein Herold, ein
Pauker und vier Trompeter, dann folgten je
vier Ritter und acht Waffenträger in Aug,
sämmlich in fleischfarbenen Tricot gekleidet, auf
dem Haupt Lanbkränze tragend, und mit Land-
umgürtet, also Bacchanten vorstellend.

Jedem Juge folgte ein Wagen, bespannt
mit vier neben einander schreitenden, lanbkränzten
weißen Ochsen mit vergoldeten Hörnern; neben
jedem Wagen gingen acht Bacchanten und Bac-
chantinnen, welche lustige Tanz-Reigen aufführ-
ten. Auf dem einen Wagen saß Bacchus, auf
dem andern Silen, jeder auf einem Faß, und
auf jedem befanden sich fünf musizirende Satyrn.

Hinter beiden Jügen ganz in der Mitte erschien ein ungeheurer Triumphwagen in Form eines riesigen Schiffes, von acht in zwei Reihen gespannten Ochsen von gleicher Farbe und gleichem Schmuck wie die an den vordern Wagen, gezogen. Im Innern dieses Wagenschiffes befand sich ein Musikkorps, ebenfalls in antiker Tracht. Am Lauwerk dieses seltsamen Schiffes, an den Masten, auf dem Verdeck, und wo nur ein Raum war, hing und flatterte Geflügel, Trutbühner, Gänse, Enten, Tauben, Hasanen, Rebhühner, im Raume fanden sich gefesselte Hirsche, Wildsauern, Hasen und Rehe zusammen gestallt, von einem Mast zum andern hingen an den Lauen zahlreiche Würste, Speckseiten, Schinken, auf dem Verdeck standen ungeheure Körbe voll Brot, Semmeln, Käse, Obst und Trauben.

Ein Zug von vierhundert Bauern jeden Alters und Geschlechts folgte, es waren dieselben, welche bei der „wahren Huldigung“ singend mitgewirkt hatten, alle in heitern Masken, mehr oder minder kostümgetreu bacchantisch ausgestattet, als Satyrn, Silene und Faunen die Männer und Jünglinge, als Mänaden und Panisolen die Frauen und Mädchen, als kleine Baldteufel die Kinder.

Wie nun diese Züge unter beständigem Schall der Musik an das Ende der Avenue und in die Nähe des großen Bassins gekommen waren, in dessen Mitte eine Neptunstatue von wasserspeienden Delfinen umgeben stand, aus dessen Trident drei mächtige Wasserstrahlen hoch in die Lüfte sprangen — theilten sie sich, der eine nach rechts, der andere nach links sich wendend und das Schiff blieb in der Mitte halten. Die Wagen-Züge aber umfuhren und umwandelten den großen Hofkreis, begegneten sich, trennten sich, und stellten sich dann einander gegenüber auf.

Der ganze Raum, welcher als Arena dieses bacchantischen Festspiels dienen sollte, war mit laubüberkleideten Schranken umfriedet, rechts und links am Eingang standen Satyrn auf bemoosten Baumstrünken, die noch einen alten Ast ausstreckten, auf dem junge Satyrn saßen, und im Hofe am Ende der Treitrepppe erblickte man Bacchusstatuen auf Säulen, welche auf Säulenfüßen ruheten.

Trompeten gaben das Zeichen zum Beginn einer Art von komischem Carroussel, indem alsbald von jedem Zug je zwei Mitter mit ihren Waffenträgern in die Schranken traten, und

ihren Ringellauf begannen, indem sie mit ihren Lanzen nach Ringen stachen, welche innerhalb eines Kranzes abrollten, den die Satyrn auf den Baumstrünken darboten. Geling dieß, so war es gut, mißlang es, so flog alsbald ein Stug voll Wasser, den der auf dem Baumast sitzende junge Satyr schleunig herabgoß, dem ungeschickten Ringelstecher auf Kopf und Rücken.

Als diese groteske Belustigung eine Weile gedauert hatte, tauschten die Ritter ihre Lanzen in vollem Lauf mit Ibyrusstäben von ihren Waffenträgern ein, und begannen ein Ringelrennen um die Bacchusstatuen, wo sie auf Muscheln stießen, welche an den Bacchusfässern angebracht waren. Jeder gelungene Stoß öffnete das Faß, und alsbald kamen aus demselben verkleidete und komisch maskirte Thiere, und bald wimmelte der Hof von jungen gezähmten Wölfen, Füchsen, Affen, Meerlagen und sonstigem Gewethier in der Tracht von Ungarn, Zigeunern, Slavoniern und andern Völkerschaften, was das butelste Schauspiel darbot.

Als auch dieser Scherz vorüber, und der Schauplatz von den vierfüßigen Acteurs gesäubert

war, begannen die musikalischen Satyrnchöre auf den beiden Wagen mit Sackpfeifen, Schalmeien, Zinken und andern Hörnern, lauter Instrumenten, die jetzt gänzlich außer Gebrauch gesetzt nur noch in antiquarischen Sammlungen als Raritäten prangen, einen Marsch, in welchem aber bald die Musik auf dem Schiff mit Instrumenten höhern Ranges einfiel, und es zogen jetzt die sechszehn Pachtanten und Pachtantinnen auf, und tanzten ein figurirtes Ballet, in welchem sie durch anmuthige Verschlingungen und Gruppirungen bald einen Kranz, bald eine Krene, bald das Wort VIVAT, bald die Namenszüge der höchsten Zuschauer bildeten, zu welchem Tanze wieder die Musik der Saturn allein aufspielte. Während der verschiedenen Tounten dieses Ballets war der Zug der vierhundert Bauern näher getreten und hatte sich im großen Halbkreis so im umschränkten Hofe aufgestellt, daß er das Pachtin im Rücken hatte. Zudem dies geschah, war von dem Schiffe, darauf er gestanden, der als Orpheus gekleidete junge Mensch herabgestiegen, seine Violine in der Hand haltend, und hatte sich unvermerkt eine Stelle gewählt, die eigens für ihn bestimmt war, einen erhöhten Stand vor einer

der Bacchusstatuen, wo die Mäße aller Mitwirkenden ihn finden konnten. — Zugleich auch hatte die übrige Musſ das Schiff verlaſſen und ſich näher ihren Platz gewählt.

Als nun mit den letzten Tempel's des Bacchanten-Tanzes Tänzer und Tänzerinnen in einer leichten und gefälligen Gruppe ihre Thyrien neigten, und vor den mit großem Antheil und vieler gemüthlichen Heiterkeit zusehenden Majestäten die Kniee beugten, erhob der jugendliche Orpheus nicht ohne einiges bedeutende Herzklopfen den Violinbogen wie einen Tactirſtab, und alobald verſtummt die ländliche Muſik, ein Wink und die höhere Instrumentalmuſik begann eine faſt feierliche Tonweiſe zu ſpielen, deren einfach ruhiger Rhythmus ſtark, aber wohlthuend, abſtich gegen die ſo eben verhallten rauschenden Tacte bacchantiſcher Tanzmuſik.

Klingsum wurde es ſtill, jede Lippe, die eben noch geſcherzt und geplaudert hatte, ſchloß ſich, alles lauſchte, die wunderbare Weiſe ſchmeichelte ſich allen wohlthuend in das tieffte Ohr des Herzens ein.

Die Strophe war abgeſpielt. Wieder erhob Orpheus den Bogen, und winkte krafftvoll.

Da erscholl es von allen Lippen der an-
 feste Theilnehmern, und nicht nur von den Lip-
 pen, aus dem innersten Herzen, zum erstenmal
 in seiner unvergänglichen, unsterblichen Schönheit:

„Gott erhalte Franz den Kaiser;
 Unsern guten Kaiser Franz!
 Hoch als Herrscher, hoch als Weiser,
 Steht er in des Ruhmes Glanz;
 Liebe wendet Vorherreiser
 Ihm zum ewiggrünen Kranz.
 Gott erhalte Franz den Kaiser,
 Unsern guten Kaiser Franz!“

Die Tänzer und Tänzerinnen hielten Kränze
 empor, die Bauern stelen betend auf die Kniee,
 ohne Vorschrift, vom Gefühl überwältigt, und
 plötzlich brach ein nicht enden wollender Jubel
 aus, der sich in tumultuarischem Vivatrufen
 Luft machte.

Die kaiserliche Familie war auf das Innigste
 bewegt. Wenn es auch Worte nicht aussprachen,
 dieses einfache Lied, die Forderung eines noch
 gänzlich unbekannten jungen Musikers war, das
 fühlten viele, die Krone dieses so prunkvollen,
 kostbaren Festes.

Aber die vorgeschriebene Weiterfolge des Bacchanales drängte zu schnell den Eindruck hinweg. Die sinnliche Lust überwältigte die des Geistes und Gemüthes, die Quadrillen zogen ab, das Victualienschiß wurde in den Hofraum gezogen, die großen Kässer des Bacchus und Silen wurden angezapft; aus einem floss rother, aus dem andern weißer Wein, es durfte trinken, wer wollte, und es wollten alle trinken; der Menge der Bauern war vergönnt, Sturm auf das Schiß zu laufen und dessen reichen Inhalt sich anzueignen.

Die höchsten Herrschaften und der Hof begaben sich zur Mittagstafel. Heute bestand das Desert aus einer beweglichen Armee, im Feldlager vor einer Festung. Automatisch marschirten die Truppen, die Festung wurde erobert, und verwandelte sich in einen Friedenstempel.

Nach aufgehobener Tafel ergoß sich ein Goldregen kaiserlicher Geschenke in die Taschen der gesammten zahlreichen Dienerschaft des hohen Gastgebers, ihm selbst sagten Kaiser und Kaiserin, wie die kaiserlichen Kinder noch viel Schönes.

„Adieu, mein Prinz!“ rief Maria Theresia, als sie Joseph Friedrich die Hand zum Auf

reichte. „Adieu, Guter Liebden! Adieu Herr Reichs-General-Feldmarschall!“

Der Hof fuhr mit allem Gefolge nach Schönbrunn. —

Wo war Drybend geblieben? Er saß in einer Laube des Gartens, drückte die Violine an sein Herz und weinte selige Thränen eines nie gekannten Gutsüßens.

So fand ihn Amande, die nicht unter den Tänzertinnen gewesen war, nur im Gesangchor mitgewirkt hatte.

„Gudlich sind' ich Dich Seyvert! — Aber was haist' denn Seyvert? Du weinst ja!“

„Ach Amander!“

„Was bin ich so froh, daß der heidnische Spektakel vorbei ist!“

„So? bist froh? Hast gar nichts Dir Gefallendes Heidnisches drin finden?“

„O Seyvert! Dein Lied! Wie herrlich ging das! Wie drang das in's Herz! Die Kaiserin hat geweint, ich hab's gesehen, wie sie das Raginettl an die Augen drückt hat.“

„Ich sage Dir, mein Amander!“ rief der Jüngling, die Violine weg, und die eine Hand auf des Mädchens Schulter legend, mit der

andern Hand ihre Rechte fassend und sie an sein Herz drückend: „Was mir auch beschieden sein mag in meiner Zukunft, zwei Andenken werden mich durch das Leben schön und tröstend begleiten, Dein Andenken und mein Lied. Dich und das Lied will ich ewig im Herzen tragen, mag es früher oder später die Welt kennen lernen, oder nicht, anerkennen, oder — nicht ich will es lieben, weil es Dir gefallen hat. In meiner Sterbestunde noch will ich das Lied singen, und dabei an Dich gedenken! Gott erhalte Dich, mein Leben!“ —

Die zarte Jungfrau wurde tiefschmerzlich bewegt. Sie schludzte und legte ihr schönes Haupt an des Jünglings Herz. „O Joseph, Du lieber Orpheus Joseph Haydn, müßt' ich nur nicht in's Kloster!“ —

Als der Abend dunkelte, war Schloß-Hof leer von allen Gästen — alles Festgepränge dieser vier unvergeßlichen Tage war vorüber gerauscht, aller Glanz war erloschen und erstorben, der Volksjubiläum war aus dem Garten ab, und in die Dörfer gezogen.

Prinz Joseph Friedrich weilte in seinem Schlafcabinet, sein Kammerdiener brachte den gewohnten Nachtruuf, und ging.

Der Prinz trank, und sah stinnend, nachdem er getrunken, den Becher an. Es war ein einfaches geschliffenes Fedelglas, dessen Einbild einen Vogel darstellte. Ueber dem Vogel stand die Devise: Ich lebe einsam.

Der Prinz stellte den Becher hin und senfte: „Reichs-General-Fieldmarschall — aber einsam.“



Ein
deutscher Halbwisser.



1.

Friede und Freude

Unter den Sängern, die aus Schleuſingen zum großen Sängerfeſt nach Zuhl gezogen waren, hatte keiner einen ſo reinen und vollen Tenor, als Chriſtel Schirmer, der Fiſchlergeſell, keiner ſeiner Handwerksgeſellen war ſo nett und vornehm gekleidet, als er, keiner gab ſo höfliche Manieren kund, als er, und keiner gab Abends in der Trinkhalle größere Proben gewaltigen Durſtes und kräftigerer Lunge, als Chriſtel Schirmer, der Fiſchlergeſell. Er deſſamirte, er ſang, er ſchrie — er verließ den Trinktisch und drängte in den Ballſaal, tanzte und war glücklich, kam wieder in die Trinkhalle und trank, deſſamirte wieder und trank, ſchrie und trank, und dann drängte er wieder zum Tanze und war wieder ſehr glücklich, und kam auch wieder zum Trinktisch.

„Schön ist das Leben! Schön ist die Jugendzeit!“ rief Christel Schirmer in seiner glücklichen Stimmung voll Lebensfrohmuth. „Freut euch des Lebens, weil noch das Lämpchen glüht!“ sang Christel Schirmer. „Es lebe die Freude! Es lebe das Bier!“ schrie Christel Schirmer und hob das hohe, frischgefüllte Baskglas hoch empor.

„Deutschland! **Deutschland!** über Alles, über alles in der Welt!“ sang Christel Schirmer, und deklamirte: „Meine deutschen Brüder! Meine deutschgesaunten Brüder! Laßt uns anklagen auf das göttlichschöne, heißgeliebte deutsche Vaterland! Es giebt nur ein Deutschland! Es lebe, lebe, lebe hoch!“

Wer hätte nicht einstimmen sollen in diesen Ruf eines wackern Handwerksgefellens, den die Freude geistig höher hob an diesem schönen Tage der Freude, der reinen, ungetrübten Freude?

Da war das allgemeine Vaterlandsgefühl noch lebendig in allen theilnehmenden Herzen, da spaltete noch nicht blinde Parteiwuth alle Genossenschaften, alle Vereine; Eintracht, nur Eintracht wollten sie anbahnen jene friedenvollen Liebesfeste, deren rauschende Banner über alle deutschen Lande wehten. Poesie, Gesang und

Musik waren das strahlende Dreieck, das im Frübroth glänzte und hellen Tag verbieth; den Tag der Eintracht aller germanischen Volkstämme auf dem Grund und Boden einer edlen, sittlichen Freiheit.

Da drängten sich Pirion und Hovel noch nicht zum Staatsregiment, und das Dorfschulmeisterlein süßte sich nicht von Souverainitätsgefühlen beunruhigt und umhergetrieben, der Schule entfremdet und der Politik zugewendet, von der es nichts verstand.

Ghrütel Schirmer war ein offener Kopf, Sohn armer braver Aeltern, war auf dem Zehlfinger Gymnasium ein ganz leidlicher Schüler gewesen, und den Lehrern lieb, weil er einen eigenthümlichen Sinn für manche Lehrgegenstände, besonders für Naturkunde, und vielen Wissenstrieb an den Tag legte. Man glaubte, Ghrütel werde nach abgelaufener Schulzeit hinüber nach Hildburghausen auf das Schullehrerseminar gehen, und einem innern Berufe folgend, sich der Bildung der jungen Menschheit widmen.

Alein die Verhältnisse gestatteten dem kleinen Ghrütel diese Laufbahn nicht, sonst wäre er ein treffliches Licht der Schulen und besonders im

Jahre 1848 glorreichen Andenkens ein gesinnungstüchtiger Erleuchter der Menschheit geworden, auf alle Fälle hätte man ihn auch in das Frankfurter Parlament gewählt, oder zum mindesten in den Landtag. Schade, sehr schade, daß der Christel Schirmer nicht in das Frankfurter Parlament und in die preussische Volkshammer gewählt wurde, die Verhältnisse der Jetztzeit hätten sich sicherlich ganz anders gestaltet und auf alle Fälle so, daß Christel Schirmer ein besseres Schicksalloses gezogen hätte, als er wirklich zog.

Schon damals, als Christel das Gymnasium besuchte, fand er Freude am Gesang, war der beste Currenthänger, war ein junger Mensch von offenem Sinn, der das Streben an Tag legte, sich zu bilden; er las für sein Leben gern Bücher, freilich ohne Wahl, was ihm verkam, die Bibel und Romane von Spieß und Gramer, Noebue und Claren, Baillant's Reisen und Goeze's nützlichcs Allerlei. Er kaufte sich Hübner's Zeitungslexikon und den alten Robinson, Raff's Naturgeschichte und den Orbis pictus. Aus diesen Büchern lernte Christel wenigstens die Hälfte dessen, was darin stand, und trug sein Gelerntes andern gern vor, am liebsten solchen, die gar

nichts gelernt hatten, die staunten dann mit offenem Munde seine Weisheit an, und hielten ihn für ein stupendes Genie.“

War nicht lange dauerte es, so hielt der Christian Schirmer sich selbst für ein solches, doch blieb er bescheiden, was ihm zur Ehre gereichte, denn nicht alle bleiben's, denen der Gedanke: „ich weiß viel,“ den Busen schwellt, und das Herz höher schlagen macht.

Mit dem Gefühle: ich weiß viel, eint sich gar bald die Sehnsucht, recht viel — alles — zu wissen, dieser dunkle, gefährliche Trieb und Drang, der so manchen von Natur guten Menschen auf Abwege führt, deren erster ein unbefriedigtes und nie zu befriedigendes Sehnen ist.

Dieses Sehnen wendet sich allem zu, was sie preisen hören, ohne es zu kennen; was sie zu erstreben wünschen, ohne es doch zu begreifen.

Aus den Büchern, die er bunt durcheinander las, eignete sich Christel die schönen, hohen, öfter noch hochtrabenden Redensarten an, die Vergleiche des Sinnlichen mit dem Uebersinnlichen, das Herbeiziehen von Bildern aus Ober- und Unterwelt in die schlichte Alltagsrede —

ja Christel Schirmer lernte sprechen wie ein Buch, wenn auch nicht immer wie ein gutes Buch.

Wäre der Christel ein gelehrter Halbwisser geworden, so hätte's ihm leidlich sein gestanden dieß Anbringen von Aloskeln und Redensarten im hohen Ton und bilderreich, wie der Jahrmarktsstand eines italienischen Kupferstichfrämers; am Tischlergesellen gefiel es schon weniger, doch erwarb es dem Christel den Beinamen „der Schutirtre“, war er doch auch in der That auf dem Schleusinger Gymnasium Student gewesen, wie man zu sagen pflegt in Süddeutschland, wo die Schuljungen schon Studenten heißen.

Die Kameraden hatten ihn gern, den Schirmer, er war meist froh gelaunt, heitern Muthes, im Singen und Trinken unverwundlich, auch kein Mädchenfeind, doch noch viel weniger ein Weiberknecht. Er tanzte gern, doch nicht übermäßig,ehrte gern vom Reigen zur Flasche zurück, und gab sich am liebsten solcher Unterhaltung hin, bei der er allein das Wort führen konnte, denn er besaß die Eigenheit sehr vieler Menschen und sehr braver Menschen: er hörte über die Maassen gern sich selbst sprechen.

Wern sprechend, laut sprechend, rüden wir Christel, den fröhlichen Tischler, wieder im Kreise muntren Sangs und Zechgenossen, immer denselben, als nun Sang und Klang des Tages verwechselt war, und Sänger und Gäste in der tanneneichengestalteten, mit Kränzen und Raben geschmückten Halle zum fröhlichen Mahle sich scharten, während vom Saale herüber die Tanzmusik und der Tanzjubel fort und fort erscholl, und ein zweites Musikchor den Spielplatz bestieg, um die Tafellust mit Festliedermelodien, Lebehochrufen und heitern Tonstücken zu würzen und zu heben.

Ein Tafellied ward verheißt im schmausenden und trinkenden Kreise, das den Dank der Sängergäste ausdrücken sollte, nach schöner Melodie, nach der: „Singet dem Gesang zu Ehren.“

Der Christel Schürmer hatte an seiner Tafel den Vorsängersth; es war Einrichtung getroffen, daß eine Zahl der besten Stimmen der von Nachbarstädten und Orten zum Gesangsfeste gekommenen Sänger die Liederstrophen einstimmig vortragen, und der volle Chor dann sie wiederholen sollte, und Christel konnte kaum erwarten, bis diese oder jene Rede von Diesem und Jenem

gesprochen war, und strahlte von Freude und Glück, als endlich die Muß die Melodie vorzuspielen begann, als das laute Gespräch verstummte, und leutig, und doch in harmonischer Schranke, das Lied begann.

„Sänger, sind wir froh beisammen,
Nun so singet frischen Sang!
Laßt ein Lied, wie Feuerflammen
Fodern hoch im heißen Drang.
Bei dem schön bekränzten Mahle
Weihen Lieder die Pokale,
Weihen uns des Tages Pracht,
Weihen uns den Traum der Nacht.“

Es war eine Herzensfreude, den von Lebenslust und Liederwonne entflammten jungen Mann den Taß schlagen und halten zu sehen, die erste Stimme trefflich führen zu hören. Die höchst ansprechende Melodie ließ dem Liede selbst die Flügel einer höhern Weibe.

„Sänger, wo wir Gäste heißen,
Laßt mit freudigem Gemüth
Deutsche Gastlichkeit uns preisen,
Die so treu für uns sich müht.
Ihr, der edlen Vätertugend
Dankt manch heitres Glück die Jugend.
Darum schall' es hoch erfreut:
Großen Dank der Gastlichkeit!“

Hell klangen die Kläser aneinander; die Gäste brachten es Eubla's gastlich biederu Bewohnern, die alles aufgeboten hatten, ihnen unvergeßlich schöne Tage zu bereiten. Christel Schirmer umarmte seinen Wirth, einen schlachten Büchsenhändler, dem aber die Natur ein süßes Herz und einen poetischen Geist verliehen, und laufende Rade durchflogen rings den grünen lampendurchglänzten Raum, und in manches schöne Auge trat der Nührung freudige Thräne, denn nicht Männer allein feierten dieses liebevolle Fest, auch die weibliche Theilnahme zierte es, und verlieh ihm erhöhten Schmuck. —

„Kast die Piederblume blüben
In dem deutschen Widenbaum!
Kast Gesang das Herz durchglühen
Wie von edlem Auenwein.
Pieder einen uns in Brüdern,
Stark und frei sind wir in Piedern,
Und so bleib' uns Hochgewinn
Deutsches Pied und deutscher Sinn!“

Da war sie, da war sie, die ächte, geistige und sittliche Brüderlichkeit, im Herzen Deutschlands war sie, im Schooße deutscher Gesinnung gepflegt und ausblühend, ein schuldloses Kind, und brauchte nicht erst vom liederlichen Araf-

reich eingeschleppt zu werden, die rothe jacobinische Blutmüge auf dem wüsten, taumelnden Haupt. Sie war da, in den heitern Thälern des romantischen Thüringerwaldgebirges; da schied, und vollends bei solchen herrlichen Festen — kein Rang und kein Stand, der Graf und der Freiherr, der hohe Beamte, der mit Ordenssternen geschmückte Krieger, der Geistliche, der Kaufmann, der Handwerker, der Bauer, alle freuten sich trautes gesellt und sonder Absonderung des Lebens und des heitern Tages und Abends, Keiner irrte, keiner beeinträchtigte den Andern. Unter dem Hauschen der Sängersfahnen hielten Freude und Friede ihre segnenden Palmen über die deutschen Städte und Stände.

Und weiter rauschte der Gesang auf des Hohlhants Flügelu:

„Laut die Liederbanner wehen
 Ueber alle deutschen Gau'n,
 Wo sie weh'n und wo sie stehen,
 Wurde freudiges Vertrau'n.
 Offen sind uns alle Pforten,
 Gruß den Sängern aller Orten!
 Bahnen bricht sich allermeist
 Deutsches Lied und deutscher Geist.“

Und freudig erbrauste die Schlußkloppe,
 lauter erscholl der Instrumente Klang, während
 draußen die Völler frachend die Gedenker des
 Gebirges weckten:

Heil den Fürsten, die voll Milde
 Gütig schirmen Sang und Klang!
 Ihnen bringt die Sängergilde
 Lebhoch und Habedank!
 Areudig preisen deutsche Lieder
 Edle Fürsten treu und bieder.
 Lebe hoch, du schönes Land:
 Vaterwater! Vaterland!

Alles erhob sich, alles Klang an, es galt
 dem König. —

Als nach dem Mahle einer der Gäste
 mit einigen Aestordnern durch die Tafelreihen
 wandelte, an denen die Versammlung noch lange
 plaudernd, scherzend und trinkend sitzen blieb,
 mit diesem und jenem Aremud und Bekannten
 sich zu begrüßen, und an den Plaz Christel
 Schirmer's kam, da erhob sich dieser begeistert,
 doch achtungsvoll, und redete jenen an: „Erlauben Sie, hochverehrter Herr, daß ich Ihre
 Bekanntschaft mache. Sie haben mir, uns Allen,
 recht aus dem Herzen gesungen. Lange schon
 verehere und liebe ich Sie aus Ihren Schriften!“

Sie verherrlichen unser schönes, gottgeliebtes Vaterland, das auch ich so tren und innig liebe. Bin ich auch nur ein armer Tischlergesell, so meine ich's doch ehrlich und aufrichtig, darum — diesen deutschen Händedruck, und in ihm meinen innigen Dank, und diesen Becher auf Ihr Wohlergehen. Unsere Dichter sollen leben!“

„Hoch! Dreimal hoch!“ erklang es im Kreise. Ein begleitender Freund nannte dem Gaste Schirmer's Namen und dieser erwiderte: „Hoch erfreut und ehrt jedes redlichen Mannes Beifall, sei er Wer er sei. Ich danke Ihnen im Namen unsrer Dichter für Ihre Anerkennung und Ihr Lebehoch! Seien Sie recht vergnügt an diesem schönen Feste — in Sonnenberg sehen wir uns wieder, auch dort soll es schön werden, Ihre Liedertafel kommt doch hin?“

„O gewiß! Wir Alle kommen! Wir üben schon einen Gesang ein, der unsrer Liedertafel zugetheilt wurde für jenes Fest!“ antwortete Schirmer.

„Richt wahr, es wird dort auch eine Tabue geweiht?“ fragte der eine Festordner den Gast.

„Wie ich nicht anders weiß, ja!“ erwiderte dieser, grüßte noch einmal freundlich Schirmer und seine Genossen und wandelte weiter.

Das alles trug sich zu im Jahre 1846. —

Und wieder erblühte, noch in demselben Jahre, die Aehrenrose eines Sängersfestes in der gewerbsleißigen Stadt Sonnenberg.

Aber der Volksglaube sagt, wenn die Rosen in einem Jahre zweimal blühen, bedeute es Mindersterben. Und der Volksglaube hat sein Recht behalten. Nicht allzulange nachher starb fast alle kindliche und kindlichgemüthliche Aröblichkeit und Herzlichkeit, Vertrauen und Treue auch auf dem Thüringerwalde an der politischen Zunde, die das deutsche Vaterland verderblich heimginhte, und languabaltige Trauer, Spaltung und Mieruiß erzeugte. Da wurden Männer Puden, die sonst als Ehrenmänner gegolten, und Ehrenmänner wurden entwürdigt und mißhandelt von der Wuth des durch erütere aufgestachelten Pöbels, und Puden drängten sich frech in den Rath der Vertreter der deutschen Länder und des deutschen Volkes.

Schade, daß der Christel Schirmer kein Schulmeister geworden, er hätte seine werthe Person sonst sicherlich auch auf grüner Wiese, unter den Linden oder im Wirthshaus angeboten und sich den Wählern empfohlen, denn er hatte ja das Talent, Redensarten zu dreheln und

zu schnippen, und wer das hatte, konnte 1848 sehr leicht Landtagsabgeordneter werden, denn Wühlerei und Wählerei hatten Brüderschaft getrunken.

Aber unter dem Rosenkranze der Freude und dem Palmenzweige des Friedens entwickelte sich auch das Sonneberger Sängersfest rein und harmonisch. Die Spaltung, die manche Geselligkeitskreise dort auseinander hielt, ein mißgeborenes Kind der Kleinstädtereier — war überkleidet, gleich den Brettern und Balken der Sängerballe von friedlichem Laubwerk, so daß man sie nicht gewahrte, wie an jener nicht das nackte Holz, die Stöcke.

Frauen und Jungfrauen hatten den Sängern eine kostbare Fahne gestiftet — deren Weib bildete einen Haupttheil des Sängersfestes.

Ein Festredner hatte in der Vertilichkeit Anlaß und Gründe gefunden, nachdem er ersucht worden, eine der Festreden zu übernehmen, ganz besonders auf Eintracht hinzuweisen, und als Arndt's gefeiertes Lied: „Was ist des Deutschen Vaterland?“ von allen zahlreich versammelten Liedertafeln, Liederkränzen und Gesangsvereinen gesungen war, sprach er, selbst mächtig ergriffen von der Allgewalt des Liedes und der Töne von der Rednerbühne zu dem zahlreichen Hörerkreise:

„Vom Vaterland habt ihr gesungen
 Vom großen, deutschen Vaterland!
 Das hat wohl jedes Herz durchdrungen
 Und angefaßt der Liebe Brand.
 O Vaterland, laß Deine Söhne
 Doch immer treu beisammen stehn,
 Begeistert für das Gute, Schöne,
 Auf Eintrachtwegen laß sie geh'n.
 Laß wandeln auf der Eintracht Bahnen
 Dein Volk in Ehren, stolz und groß,
 Dann über hundert bunten Fahnen
 Mauscht behr der Eintracht Banner bloß.“

„Wohl scheiden der Gebirge Kämme,
 Wohl scheiden Ströme Land vom Land.
 Eintracht verknüpft die Nachbarstämme,
 Und lenkt die Hand zur Bruderhand.
 Was nützt ein schimmerndes Gepränge,
 Der Worte Prunk, der Reden Schmuck,
 Was nützen Vaterlandsgefänge
 Wo Zwietracht herrscht mit Haß und Druß?!”

„Wie Viele giebt's, die immer klagen
 Ob manchem Druß der Gegenwart!
 O lernten sie sich nur vertragen,
 Sie trügen Andre's minder hart.
 Eintracht hat Reiche fest gegründet,
 Hat Städte groß und reich gemacht,
 Zwietracht allein hat sie entzündet,
 Und ihnen Untergang gebracht.“

„Denkt an das Schiff im offenen Meere —
 Wer rettet es vom Untergang,
 Daß es nicht Fluth und Sturm verheere? —
 Der Ordnung segensreicher Zwang.
 Eintracht ist Ordnung, Gottesfriede,
 Der Welt zum Heil ist sie bestellt,
 Sie ist die schirmende Megide,
 Und helbes Glück ist ihr gefellt.“

„Blickt nach des Hauses stillen Räumen,
 Blickt in Familien hinein;
 Nur unter Eintracht-Schattenbäumen
 Wohnt Friede, Glück und Wohlgeheiß'n.
 In Staaten blickt! — Wo Zwietracht waltet,
 Wo Mißtraun Fürst und Volk entzweit,
 Da wird nichts Herrliches gestaltet,
 Und Glück liegt unerreichbar weit.
 Was hat der Hansa Macht gebrochen? —
 Zwietracht übt immer Tyrannei,
 Zwietracht will immer unterjochen,
 Eintracht macht mächtig, stark und frei.“

„So laßt uns denn nach Eintracht streben,
 Nach ihrem wahren Gottesreich.
 Sie heiligt, sie verklärt das Leben,
 Sie macht die Erde Himmeln gleich. —
 Soll ich ein schönes Wort euch sagen,
 Das tausend Herzen froh durchdrang —
 Ein Wort, das einst in frühen Tagen
 Durch Davids Harfensaiten klang? —

Wie lieblich ist's wo Brüder wohnen
 Gintträchtlich in einem Bau;
 Da träufelt von Friedenspalmenfröhen
 Segen des Herrn, wie Balsambau!"

„In solchem Segen laßt uns wallen,
 In Gintracht laßt uns glücklich sein,
 An's Bruderberg dem Bruder fallen,
 Und seine Mängel ihm vergehn.
 Vergeßen sei, vergessen werde
 Jedweder Zwiespalt, jeder Zwist.
 Dann wird zum Paradies die Erde:
 Bedenkt, wie kurz das Leben ist!
 Heut' ringen, sorgen wir und streiten
 Im heftigen Meinungsolampf entzweit,
 Die Welt zu eng uns, den Gintzweiten —
 Und morgen — schallt das Grabgeräusch." —

„So saßt in's Herz der Liebe Lehre,
 Die Friedenspredigt, saßt sie tief,
 Für alles Luchlige, Große, Hehre.
 Schreib' Gintracht euch den Bundesbrief!
 Dann wird auf des Gesanges Schwingen
 Das Lied des Gintstes, wie der Fuß,
 Noch schöner, feuriger erklingen,
 Noch reiner aus der Männerbrust.
 Und mit so frommer Mahnung mein' ich
 Euch, meine Freunde, nicht allein,
 Ich meine einig, einig, einig,
 Das ganze Deutschland soll es sein." —

Der Redner schwieg. — Tiefe Stille. — In manches Herz war eine gute Saat der Liebe, der Versöhnung gestreut — zwei Jahre später gab es andere Reden zu hören — auch Volksreden, aber was für welche! Daß's Gott erbarm, — „des Pöbels Geschrei und den Mißbrauch rasender Thoren“ — von welchem Geschrei und Mißbrauch wir uns nicht sollen irren lassen, wie unser Schiller singt.

Den lebhaftesten Beifall spendete dem Redner Christel Schirmer, der Tischlergesell. „Sie haben uns die Gedanken aus der Seele gezogen und sie sichtbar werden lassen, wie goldnen Sonntagslindern Schätze und Geister sichtbar werden. Den Schatz der Eintracht und den Geist der Liebe haben Sie mit mächtiger Redekraft herausgezaubert an das Tageslicht, und wir danken Ihnen, wir danken Ihnen! O daß dieses Licht dem ganzen deutschen Vaterlande zum Heil und Segen strahle!“

So sprach bewegt und feierlich, hingerissen von seinem lebhaften Gefühl Christel Schirmer. Viele dachten und fühlten wie er, und freuten sich ihres Lebens voll Zufriedenheit bei friedlichem Schaffen und heiterm Feiertagsgenuss. Alles 1846.

Es war ein schönes Fest, es waren schöne Tage, sonnenhelle, freundige — der Himmel lächelte freundlich blau auf die grüne Erde nieder.

Aber ein Sprüchwort sagt: es kann über Nacht leicht anders werden, und das trifft am ersten beim Wetter zu. Das wird leicht anders, braucht gar nicht erst, daß es Nacht werde; es wird schwül, man erhofft Regen; es wird trüb, es umzieht sich düster — missfarbige Wollen steigen auf, es rauscht hoch und fern, dumpf murmel's — da reißt ein jäher Witz im Westen den Himmel von einander, da schmettert ein Schlag, da kommt's geslogen herab wie Silber, ehe der letzte Sonnenblick erlischt, erst große Tropfen, dann Hagel — jetzt prasselt's, braust nieder, der Sturm heult, die Bäume beugen sich, der Donner kracht, die Herzen zittern; allgewaltig stürzt die Schloffenmasse herab, die Axt wird weiß — der Waldbach schwillt an, er überschwilt; Wadensteine, centnerschwere, wälzt er fort im rollenden donnernden Laufe — Dämme bricht er, Brücken reißt er nieder — Trümmer und Leichen flüthet er fort. —

Auch in des Menschen Seele ist's nicht immer schöner Tag, nicht immer Fest, nicht immer Jährenweibe, besonders wenn des Men-

schen Herz eine Wind- und Wetterfahne ist; einer solchen freilich wird nie ein Weibespund zu Theil. — —

Die Jungfrauen trugen die schöne Fahne daher, sie überreichten sie mit geeigneten Worten den Vorständen des Sängerbundes, und die Chöre begannen das Weibeslied, darin eine Strophe lautete:

„Sängersfahne!
Keinem Wahne
Zollst du deine Würde leihen.
Laßt die Svende
Keiner Hände
Uns mit reinem Herzen weihen.“

Hell und lieblich wie Töne einer Harmonikaglocke schwebte Christel Schirmers herrlicher Tenor über den Stimmen des Quartetts; man hörte dieser Stimme an, daß seelenvolles Gefühl sie trug und hob.

Und in der nun beginnenden kurzen Weisereder pries der Medner den Gesang, und nannte ihn eine Blüthe der Menschheit.

Und so schloß der Medner, nachdem er segnend seine Hände auf die Fahne gelegt:

„Und mahne, dich sei Segen dir und Weibe,
 Ein Segen, den vom Himmel wir erbitten,
 Gleich eines Friedensengels Flügelwehen:
 An's Vaterland, an Eintracht, Fried' und
 Treue.“

Mein Nichten trübte und störte das reine,
 liebliche Zeit, denn es gab noch seine Ehre von
 Magenmusikanten und tollwüthigen Straßenbräu-
 lern und seine meineidigen Unterthanen in den
 heitern, blühenden, gewerbsleißigen Waldstädten,
 jeder that seine Pflicht und seine Arbeit, und
 freute sich des Lebens und des A. i. t. a. g. s.

2.

Die Auswanderer.

Es war anderes Wetter geworden.

In der Seele des Christel Schürmer war eine Veränderung vorgegangen, es war schwül in ihm, es war düster in ihm.

Woher die Veränderung kam, wer kann das ergründen? Das Menschenherz ist ein trogig Ding und ein verzagtes Ding. Der Christel mochte wohl läuten gehört haben, aber nicht zusammenschlagen.

Läuten hatte er gehört manche belle Waldglocke, und war sinnend dem Klange nachgezogen, und hatte sich auf's Moos gelegt und in die Blumen und hatte geträumt; den Zagen war er nachgezogen und die Waldblumen hatte er zu pflücken ersehnt, erst am goldnen Sonntag, dann auch am blauen Montag, am jungen Fast-

nachtag und an der hohen Mittwoch, am grünen Donnerstag und am Aran Vennstag und am Sabbathtag, und endlich jeden Tag.

Es war ein Sehnen in dem jungen Gefellen, ein unbestimmtes, unruhiges, qualvolles — war es die Liebe? Nein, die Liebe war es nicht.

Audere Glocken klangen ihm — im Wirthshaus die Biergläser — er hörte aus ihrem Hall des Vaterlands Stimme, Vaterlandsliebe füllte seine Brust. Er fühlte, daß er ein Patriot sei. Ein fremder Tischlergesell war daher gekommen in des Meisters Werkstatt, darin der Christel arbeitete, aus dem Glas bürstig, ein Halbfranzos, ein Halbdeutscher, ein Wagnichts, der sich aber für schrecklich klug und weise hielt, viel mehr als der Bürgermeister von Saardam in der Dyer Gzar und Zimmermann.

Der schwatzte fort und fort von der Freiheit, und die Aranzosen würden wohl ihren König fortjagen, der ja die Pariser einmante, wie man in Klöstern die unkeuschen Nonnen eingemauert habe, und die Deutschen müßten auch ihre vielen Könige und Fürsten fortjagen, denn überall sei ein Hundeleben, das Volk werde gehetzt wie arme Hirsche, könne sich keine Freude

mehr vergönnen, werde gekautet, werde geknec-
tet, auszuhalten sei es wahrlich nicht mehr lange,
die Bombe werde und müsse plagen — und
das bald.

Es war schrecklich anzusehen, wenn der
Monsieur Gschet, so hieß der Bruder Glsasser,
beim Bierkug in Grlau saß, gedankenvoll und
mürrisch über die rothe Nase hinweg in seinen
dicken struppigen Bart starrte, darin mancher
braune Tropfen funkelte, mit dem Glas die
nassen Kreise auf dem Tisch durcheinander rührte,
und grollend durch die Zähne so vor sich hin
murmelte: „'S muß annerscht wer'n, 's muß
annerscht wer'n.“

Wenn nun erschreckt vor der Stimme eines
gefesselten Löwen der Schirmer oder sonst ein
Gefell und Zechlumpen den Gschet fragte: „Was
denn?“ da riß der Gschet die Augen auf, schaute
trozig den Frager an, als wenn er ihn und
nebenbei einen König, drei Fürsten und sechs
Landrätthe fressen wollte, und knurrte durch die
Zähne: „Allerhand!“

Das war ein Prophet, der Glsasser, der
hatte recht. 'S ist vieles annerscht geworden

im lieben deutschen Vaterlande, einiges besser, vieles aber schlimmer und dümmmer.

Christel Schirmer nahm sich des Wiffers Traatsprüche mächtig zu Herzen. Er meinte auch, es müsse anders werden, der Wifcher habe Recht, sei ein verflucht geschiedter Kerl und handfest, der werde einmal drein schlagen, zum Donner, wenn es looße!

Aber es ging nichts los, außer daß der Wifcher sich einmal in Gela barbarisch betrank, und im Zuff unnütze und lästerliche Reden gegen den König und die Behörden anstieß, wofür er von den Gend'armen gepackt und eingesperrt wurde. Und da er schon öfters unnütz gewesen, auch bereits mehrmals verwahrt worden war, so verschaffte ihm, als er bei der Vernehmung sich abermals frehig und paffig benahm, der selige Landrath die Bekanntschaft einer wohlgebornen Dame von Holz, und diese gab ihm fünfundzwanzig — nicht Rüsse — was anders, und dann wurde Wifcher mit einem Zwangspaff über die Grenze geschubt.

Der treue Christel sah mit Thränen und Zähneknirschen seinen liebsten Arenad so mißhandelt, er fluchte den Tyrannen, die das deutsche

Land knechteten — und das Deutsche Land ward ihm verhaßt.

„So was“ sagte Christel „sollte Gott nicht geschehen lassen, ich weiß nicht mehr recht, was ich denken und glauben soll — zuletzt hatte der Gschet nicht so ganz unrecht, als er sagte: die Pfaffen mit ihren Bibelmärchen sind die ärgsten Feinde der Volksofreiheit, sie werden bezahlt, daß sie dem Volke etwas versabeln und es am Gängelband blinden Glaubens halten. Armer Freund! Armer Barm — aber warte nur — du wirst dereinst furchtbar gerochen werden!“

Diesmal war der Christel ein Prophet ohne daß er's wußte, dieser deutsche Niedermann, der zwar einen schönen Tenor sang, aber nicht einmal richtig sprechen konnte, so viel er sprach: der Gschet wurde seiner Zeit zwar nicht gerächt, aber doch fürchterlich gerochen.

Auch Berse machte der Christel, und wußte sich etwas darauf, obgleich sie hantshänderig waren, und knackten, wie es knackt, wenn der Hobel auf ein Astloch oder auf einen Nagel im Bret stößt. Auch dahin trieb Schirmern der dunkle Drang, der ihn trieb, Hobel und Säge ruhen und rasten zu lassen, die Kirchenglocken

zu meiden und den Wald- und Wirthshaus-
glossen nachzuziehen, und als der Christel den
Göcker in seinem unlieben Geleit dahin ziehen sah
auf dem Schub, da ballte er grimmig die Häufte
und sprach in sich hinein die der Unerlöschtheit
werthen Reimzeilen:

„Wartet nur, wir woll'n es euch schon lehren,
Wenn wir kommen, wenn wir aufstehen wer'en.
Wartet nur, ihr blutigen Tyrannen.
Wenn wir alle haben euch zusammen.“

„Reim' dich oder ich freiß' dich,“ hieß es
da, und so heißt es immer, wenn die Galt-
wiffer Verse machen, vor denen die Kusen sich
schaudernd abwenden und sich segnen.

Christel Schirmer schrieb jetzt viel; er
lebte in der Vergangenheit, weil die Gegenwart
nicht werth sei, wie er sagte, daß man sich um sie
bekümmere, zeichnete allerlei Spinnstubenmärchen
auf und schrieb alte Chroniken aus, in der Mei-
nung, dieß sei nun eine Geschichte seiner Vater-
stadt, und gab dieser Geschichte das stolze Motto:

O Schlenkungen, geliebte Vaterstadt,
Du gleichen Rom an hohem Alterthume,
Und führst geheimnißvoll, auf dunklem Pfade
Die Forscher — so um den Ursprung — Deinen
sich bemü'h'n.

Dies Motto reimte sich nun zwar nicht, aber der Christel hätte sicherlich sehr übel genommen, wenn ihm Jemand gesagt hätte, daß es ungerimt sei. Er dichtete weiter und überschrieb ein zweites Heft zweck- und nutzlosen Geschreibsels:

Und in der Vorzeit goldne Tage
Verlegt sich träum'nd mein Geist zurück,
Und er verkündet ihre Sagen,
Und was er sonst noch hat erblickt.

Nun hielt sich der Schirmer für einen Gelehrten, wie er sich für einen Poeten hielt, und immer weniger schmeckte die Arbeit des Handwerks, und immer aufgeblasener wurde er und den Leuten immer unaussprechlicher. Der Meister jagte endlich den faulen, rechtthaberischen, fragebligen Gesellen, der immerfort über die Regierung und das landrätbliche Kreisamt raiffonirte, aus der Werkstätte, und andere Meister nahmen ihn nicht auf. Wandern mochte der Christel nicht, er war schon einmal ein wenig draussen gewesen, nicht viel länger, wie der Peter in der Fremde, und doch lange genug, um die Wahrheit des Hennebergischen Sprüchworts: „Derhäm, derhäm is doch derhäm,“ im vollen Maasse zu empfinden. Soldat werden mochte der Christel gar

nicht; von der persönlichen Militärpflicht hatte ihn seiner Zeit schwächlicher Körperzustand befreit, dieser war jetzt nicht mehr vorhanden, Christel war ein leidlich kräftiger Jüngling, aber Soldat werden wollte er nicht, sagte er. Das seien elende Soldknechte, Überlegen der Gewalt, Bedienten des Despotismus. Gehe er eine Musketen trage, wolle er sich lieber die Hand abhacken. So einem windbeuteligen Lieutenant gebernen, nein das thue er nicht, den stöße er nieder, bei der ersten Grobheit, die jener ihm antbue; er lasse sich nichts gefallen, gar nichts, er sei ein freier Mann.

Es war die allerverkehrteste, allerdümmste Vorstellung, die der Christel vom Wehrstand hatte, aber er hatte sie einmal, (und Viele haben keine andre und bessere) da war weiter nichts zu machen.

Obgleich Christel Aende an alten Geschichten und Sagen hatte, so hielt er sich doch für schrecklich aufgeklärt. Stundenlang konnte er gegen den Aberglauben eifern, gegen die Pfriskerei in der Medicin, die Quacksalberei. Es sei schändlich, daß die Regierung (und daran erkenne man ja eben, daß sie nichts tanze) noch

Kartenschlägerinnen dulde, wie das Buze-Anne-Dörlle in Suhl, die müßte zeitlebens in's Zuchthaus, und daß sich auf dem und jenem Dorfe der und jener Pächter mit Kuriren abgebe, Sympathie treibe und das Wasser beschaue, auch Mittel verordne, der gehöre auch in's Zuchthaus — aber das dulde man, die Volksverdummung begünstige man, um nur damit sich das Volk nicht auflehne, damit es blind bleibe, und den Druck weniger fühle, das sei himelschreiend — ja. Das alles müsse anders werden, allerhand müsse anders werden, wie der Escher gesagt, und damit den Nagel auf den Kopf getroffen.

„Plüger, meine Verhältnisse —“ so sagte Christel Schirmer zu einem neuen Freund, Namens Plüger, einem Barbiergefellen: „werden immer drückender — die Leute sind mir so feindlich gegestimmt, weil sie so superstit. Ich gedenke, aus dieser Gegend zu verschwinden — die meiner nicht werth ist — ich habe meine Heimath lieb, o wahrlich, sehr lieb, ich habe Nächte lang gegessen und ihre Geschichte aufgezeichnet, was es sonst vor alten Zeiten für Thiere hier herum gegeben hat, woher dieser und jener Name ent-

standen, die Orte alter freier deutscher Sitte und Kraft namhaft gemacht, über die ersten Gerichte und die allmälige Ausbildung unsers Reiches. Das alles wird mit mir verloren gehen, wie die Freiheit verloren gegangen.“ —

„Ja wohl, ja wohl!“ seufzte der Barbier.

„Ja, das wahre Symbol unserer Freiheit, unsere Götzen, sie sind in den Staub gesunken, und ein starker Orkan wird dazu gehören, sie wieder empor zu schwingen.“

„Ja wohl, ja wohl!“ bestätigte mit einem stärkern Seufzer der Barbier dieß Gleichniß voll Unfönn, und sagte: „Mach's wie ich, ich gehe nach Amerikum.“

„Hab' wohl schon im Stillen daran gedacht — dort wohnt die Freiheit, dort in den jungfräulichen Urwäldern, wo die Kolibris ihre süßen Lieder stöten und die Magnolien duften. Ja — du hast Recht traunter Freund — ich gehe mit, wir reisen! Lebe wohl, du undankbares Vaterland, das seine treuen Söhne knechtet, oder, wenn sie dieß nicht dulden wollen — ausstößt!“

„Einst, ja einst wird“ so fuhr Christel schwärmerisch fort: „einer frohen Hoffnung Sonne durch das Dunkel der jetzt grausam verhüllten

Zukunft des deutschen Vaterlandes jenseits des Meeres erquickende Strahlen senden, welche auch mein so sehr erschüttertes Herz und fast erloschenen Muth auf's Neue wieder empor heben zu neuen Tünden, denn: Freiheit liebt das Thier der Wüste, frei im Aether herrscht der Gott!"

Christel athmete tief auf, es that ihm unendlich wohl, diese nach seiner Meinung wunderschön gedrechselte Redensart nebst Citat aus Schiller vom Herzen zu haben.

Er packte jetzt seine sieben Sachen zusammen, und sandte sie dem Manne, den er bei jenen Sängerversammlungen ganz flüchtig gesehen und gesprochen, und dem er sich vertrauensvoll näherte, der sollte Bewahrer der unsterblichen Niederschriften Christels werden, doch ja bei etwaiger Benützung dessen Namen verschweigen, weil dieß leicht, wie Christel schrieb, zu gewissen Lann und Affekten bei gewissen Personen Anlaß geben könne, welche er gerne verhüten möchte. Jenem Manne war außer der flüchtigen Begegnung, der junge Geselle ganz unbekannt geblieben; er erkannte gleich aus dessen Schreibweise die Verschiedenheit eines Halbwissers, antwortete wohlwollend, rieth ab von der Auswanderung, sen-

dete als Gegengabe erbetene Schriften, und erhielt die Zusicherung, daß seine Sendung alle Erwartung überstiegen, daß der Christel nicht Worte finden könne, den Moment zu schildern, den ihm diese Sendung geschaffen, und daß er nichts schuldiger wünsche, als sich Dankbar zu erzeigen. Den Entschluß zur Reise aufzugeben, widerstrebten die Verhältnisse. Endlich noch bat der Auswanderungslustige um ein Stammbuchblatt.

Auch dieser Wunsch wurde ihm gewährt, er erhielt folgende Zeilen:

Im fremden Land verath' der Heimath nicht!
 Die Dornen, die in Deinen Lebenskranz sie sticht,
 Sie werden einst als Rosen Dir erscheinen,
 Um beide wirst Du weinen,
 Wenn dort statt Rosen Dich die Schlange sticht.
 Doch bleib getrosten Muthes, bleib auch dann
 Wenn Stürme brausend Dich umweh'n, ein Mann!
 Vielleicht daß Dir, dem sinnigen Gemüth
 Ein reines stilles Glück am eignen Heerd erblüht,
 Das Beste wär's, was ich Dir wünschen kann.

Der Schreiber dieser Zeilen hatte gutmüthig hinweggesehen über die Halbwisserei Christel Schirmers, über seine verschrobene Schreibweise, und dessen Persönlichkeit und Gesinnung kannte er ja gar nicht. Er fühlte aber aus allem her-

aus, daß er es mit einem Menschen zu thun habe, der an einem ordentlichen Beruf und dessen redlicher Erfüllung seine Freude hatte, den der unklare Abenteuertrieb von hinnen zog, die utopischen Träume, die Hoffnung auf von selbst in's Maul fliegende gebratene Tauben. Ein Schwärmer, eine Schwärmerin sind nie zu be-
lehren, sie folgen ihrem Kopf, rennen gegen Mauern, betten sich in Büsten, werfen sich dem Elend, der Verzweiflung in die Arme, opfern alles, alles — um zuletzt, schrecklich enttäuscht, einsehen zu lernen, daß sie belachend oder weinenswerthe Thoren waren, und daß selbst im allergünstigsten Fall ein Glück da drüben noch lange kein Glück in der Heimath ist.

Der Schwärmer Schirmer war ganz Freude, ganz Dank für so vieles ihm erzeugtes Wohl-
wollen, er schwur seinen Dank zu bethätigen. Er hat auch Wort gehalten, aber wie? — Das steht auf einem andern Blatt dieser Geschichte.

Der Christel hatte eine Liebschaft, er unter-
hielt deren sonst meist immer einige zugleich, jetzt brach er die letzte ab, täuschte bitter. Ernst war es ihm nie gewesen, auf was hin hätte er auch sollen dauernde Verbindung eingehen, da er keine

Luft hatte zu arbeiten? Still drückte er sich von dannen, ingrimmig, verachtet — kein Auge weinte ihm nach, kein Auge blickte ihm sehneud nach. Er aber rief: „Leb wohl, mein undankbares Vaterland — auf Nimmerwiedersehn, oder aber — dann, wenn es anders in die geworden ist! Mein landrätthliches Kreisgericht mehr! Meine Regierung mehr! Meine Steuern mehr! Meine Prügelmaschine mehr! Nieder mit der Prügelmaschine! Gott verdamme ihren Erfinder!“

Die Erinnerung an dieses feindselige Werkzeug war dem Christel gar zu schmerzlich — das war die hölzerne Dame, von deren Arm der Wüther sich so hart getroffen fühlte.

Christel Schirmer hatte ein kleines Erbtheil, den ganzen Rest seines geringen Vermögens, veräußert, und mit diesem und einer Kiste voll Kleider und Bücher zog er nun in Gesellschaft des Barbiers von dannen, um sich als ein einzelner Tropfen, wie so mancher andere Tropf, in das große Amerika zu stürzen. Arbeitsgedanken schwellten seinen Pufen, ließen ihn alles Ungemach der Reise vergessen. Frei und fröhlich, wie die Forelle im heimatlichen Baldbach, schwammen die Auswanderer dahin. Kein mür-

rischer Meister mehr, seine Arbeit mehr — o Götterleben!

Aber bald wurde aus dem Götterleben wieder ein Menschenleben und zwar mit allen seinen Mängeln, Mühen und Leiden. Das begann zunächst auf dem Schiff, das die Auswanderer aus Bremerhafen dem Ocean entgegenbrug.

Im Zwischendeck war es gar nicht schön, noch es nicht schön, schmeckte es nicht schön und nicht gut. Das zahllose Auswanderervolk, mit denen das Deck schier überfüllt war, bestand meist aus nordfränkischen, zum Theil auch aus altbayerischen Bauern, alle mehr oder weniger ziemlich derben Schlags und sehr wenig empfänglich für die Ermahnungen, welche ihnen Christel Schirmer aus der Fülle seiner Erfahrung, (die er nämlich durch Vieles lesen gesammelt hatte) spendete.

Hochgebildet standen der Christel und sein Freund, der Barbier, unter diesen Leuten, und dieses Berufssein war das einzige Schöne für Christel während der langen Fahrt.

Als die Seekrankheit den Christel gepackt hatte, daß er kaum noch piepsen konnte, als seine Seele nur noch, wie man im Volke zu

sagen pflegt, an einem Zwirnsfaden hing, alles im Leib und die ganze Welt sich ihm umdrehte, ach, wie war ihm da alles so gleichgültig, Deutschland oder Amerika, Schlesingen oder Kenposik, Freiheit oder Knechtschaft. Das war das erste Wehe.

Die seckranken Freunde genasien, hatten mächtigen Hunger und Durst — wollten ihnen die Hülsenfrüchte, die der Schiffskoch in angenehmer Abwechslung versetzte, einen Tag Erbsen und Pöfelsfleisch, dann Linsen und Speck, dann Bohnen und Pöfelsfleisch, dann Puffbohnen und Speck, oder Erbsen, Puffbohnen, Linsen, Bohnen, oder auch Puffbohnen, Linsen, Bohnen, Erbsen — nicht munden, hatten noch einige selbstmitgebrachte Vorräthe: Wallerobäuser Wurst und Schinken, eingesalzene Wald-Butter, Zuhlaer Räschen, wollten sich damit eine Güte thun — war alles während ihres Krankseins fort, alles gestohlen, alles gestressen von solchen, die nicht krank geworden — schlugen schrecklichen Lärm auf. Schlugen die Passagiere wieder Lärm auf, wollten keine Diebe sein, hoben Häuse, vor denen man Respekt haben mußte, und die Bauernweiber schrien und zeigten Finger-Nägel, wenigstens

halb so lang, als die Vornehmen sie der Schönheit halber wachsen lassen. Kam der Lärm vor den Schiffskapitain, das war kein Wuter, brüllte die Mannschaft und die Reisenden an, daß das Schiff erhebe, drohte jeden gleich krumm geschlossen in den untersten Schiffsraum werfen zu lassen, der unnützen Streit anhöhe oder Meuterei mache, und ihm mit der neunschwänzigen Rake Mores lehren zu lassen.

„O Freiheit, die ich meine!“ seufzte Christel, noch matt wie ein Fisch auf dem Sande: „wo bist du Heilige im Glorienscheine? Dieser Mensch ist ja gar kein Mensch, ist ein Tyrann, ein Teufel. Wer weiß, ob er unsere Waltershäuser Würste und Zuhlaer Käschen nicht selbst gefressen hat?“ —

Es kam noch viel schlimmer. Es kamen entseßliche Stürme, Orkane, es kam alle Angst des Todes, aller Schrecken über die Auswanderer; Donner droben und Donner der Tiefe, Donner der Wogen und Heulen der Windsbraut, durcheinanderstürzen alles Beweglichen, ohrenzerstreichendes Geheul und Gekreisch im Deck bei völlig zugesetzten Luken, in tiefer Fin-

sterniß, ein Bild der Verdammniß voll Henten und Zäbucklappen.

Aber auch die Orkane verbrauschten, und die See beruhigte sich, und die Yuden wurden wieder aufgethan — es war viel Schade geschehen, am Steuer war etwas verderben, Trinkwasser war ausgelaufen, Seewasser ein; viele Vorräthe waren durch das Seewasser, das durch ein kleines, und darum erst spät bemercktes Leck eingedrungen, unbrauchbar geworden — harte Arbeit gab's und die Zwischendeckpassagiere mußten die Matrosen beim Pumpen ablösen.

Christel, der freie Mann, weigerte sich dessen, da schwur der Kapitain ihn auf der Stelle hielholen zu lassen, wenn er nicht thue, was Andere auch thäten; der Parbier pumpte schon, und auch Christel, der freie Mann mußte tapfer pumpen. Später trat Windstille ein, verzögerte des Schiffes Lauf, die See war so ruhig, daß das Schiff gar keine schwanckende Bewegung mehr machte; und der Parbier konnte jetzt seine Kunst üben; er rasürte die langgewachsenen Härten, welche nicht verzogen, einen Urwald im Gesicht in die Urwälder Amerika's zu tragen. Auch hatte der Kapitain den Parbier zum

Schiffsarzt ernannt, und in die Kajüte befördert; der Barbier schröpfte, ließ zur Ader, schnitt Haare und Nägel, mischte, zugleich als Schiffsapotheker, Brechmittel und Laxanzen, und stand auch, nicht ohne Zittern und Zagen, einer Wöchnerin bei, die auf dem Schiffe niederkam.

Christel lebte sich auch in die Kajüte, wo mehr Bildung herrschte, vornehmlich gebildete Kost, denn er hatte stinkendes Pöckelfleisch und ranzigen Speck und harte Erbsen und Puffbohnen satt und übersatt, aber zu was sollte man ihn befördern? Der Barbier, der treue Plüger, verschaffte Rath, der Barbier vertraute dem Kapitain, daß Christel geistlich studirt habe, obschon das nicht wahr war, und der Kapitain ernannte sofort den Schirmer zum Schiffsprediger. Man hielt feierlichen Gottesdienst an einem Sonntage, wo kein Wind wehte, und das Trinkwasser 20 — 30 Grad Wärme erlangte.

Christel stand im Hut und Frackrock vor der Gemeinde — die aus Protestanten, noch mehr Katholiken und einigen Juden bestand — und kam sich als ein Wesen aus höhern Regionen vor. Einige Quäker, Rennoniten und Pussiten waren auch unter dem Schiffsvolk, und viele,

die gar nichts, auch keinen Gott glaubten. Christel hatte sich eifrig vorbereitet. Er sprach ein allgemeines Gebet zum höchsten Wesen, er berührte kein besonderes Glaubensbekenntniß, und hielt dann einen blumentreichen Sermon über die Gefahren der Seereise, dankte dem höchsten Wesen für die überstandene Noth des Sturmes, betete um günstige Weiterfahrt und glückliche Ankunft im Lande der Freiheit, und da er von daheim gewohnt war, zu hören, daß der König und sein Haus in das Kirchengebet eingeschlossen wurde, so schloß er in das seine den Schiffskapitain mit ein — Folge seines dankbaren Gemüthes, dieweil dieser ihn zum Prediger befördert.

Dies erregte aber große Unzufriedenheit unter der Gemeinde; sie brummte, stampfte, pfiß sehr, und der Kapitain that einen so gräulichen Seemannsfluch, daß die schlaffen Segel vor Schrecken sich ausblähten, als wollten sie von dannen fliegen, und drohte jeden mit der Schiffslage, der den Gottesdienst stören wollte.

Als es wieder ruhig war, wurde das nen-geborne Kindlein daher getragen, damit es getauft werde durch den neuen Schiffsprediger. Nun waren aber die Aelteren katholisch, und der

Prediger war ein Protestant, und die Gevattern und Freunde der Aeltern wollten das Kind katholisch getauft haben, und nicht teuflisch, denn daheim ihr Pfaff im finstern Altbayern hatte ihnen gesagt, die Ketzer da draussen beteten alle den Teufel an und taufeten ihre Kinder in dessen Namen.

Als indessen nun der neue Geistliche im Rath den Glauben zu sprechen begann, da ward es den ungebildeten Bauern schon leichter um das Herz. „Ich glaube an Gott den Vater“ — das war ihnen schon recht. Und als der Geistliche weiter sprach: „Und an Jesum Christum unsern Herrn, empfangen vom heiligen Geist, geboren von der Jungfrau Maria“ — da fielen sie plötzlich nieder auf die Kniee, und alle ihre Zweifel verwandelten sich in ein seliges Glaubensgefühl, und das bestärkte sich noch, als das Bekenntniß weiter vernommen wurde: „Und an den heiligen Geist, eine heilige christliche Kirche, die Gemeinschaft der Heiligen und ein ewiges Leben. Amen.“ Da sahen die schlichten Landleute gern darüber hinweg, daß manche andre Formel und Ceremonie hinweg blieb, der Glaube, das Credo, das war ihnen die Hauptsache und mit Recht.

Das hätten sie nimmermehr gedacht, daß die Protestanten, die Aeger, an die Jungfrau Maria glaubten, und an die Gemeinschaft der Heiligen, und ob der Schiffsprediger auch wirklich ein rechter Protestant wäre — und was denn da für ein großer Unterschied wäre und wozu man sich denn eigentlich hasse und feindselig gegen einander gestimmt sei, wenn man doch in der Hauptsache, dem Glauben, übereinstimme? Da seien doch wohl nur die Pfaffen schuld, die so arge Lügen den Leuten aufbänden. —

Das hätte sich freilich der Christel Schirmer all' sein Lebtag nicht träumen lassen, daß seine Bildung ihn so weit führen würde, Schiffsprediger zu werden; in Schlesingen wäre er das nie geworden, da wollte ihn schon Niemand hören, wenn er nur anhub zu declamiren. Das waren besangene Menschen daheim, Anrechte des alten Aberglaubens, Sklaven des Despotismus. Ein freier Mann kann alles werden, selbst Präsident oder Steinklopfer.

Eine gute Nacht war noch zu überleben; der Sturm hatte das Schiff weit von seiner Bahn verschlagen, die Windstille hemmte seinen Lauf, die Vorräthe drohten nicht auszureichen, das

Trinkwasser nahm ab, und mußte in spärlichen Portionen vertheilt werden, die immer kleiner wurden — und der Durst wurde immer größer und schrecklicher. Krankheiten rissen ein, der Barbier, jetzt Schiffsarzt, hatte alle Hände voll zu thun, pfuschte auf Teufelomanier in die Medizin; Christel, der das sah und nicht leiden konnte, schwieg, — er hatte mehr zu thun, er sollte Sterbende trösten, Beichte hören, die Sakramente reichen, er that alles, auch letzteres mit seiner ungeweihten Hand, er fand sich hinein, es ging, und mancher Beichtpfennig floss in seine Taschen. Er hielt auch salbungsvolle Leichensermone. —

Endlich, nach unsaglichen Beschwerden, rief der Matrose im Mastkorb „Land!“ Ein Bäuerlein hatte es schon eine Nacht und einen ganzen Tag lang gerochen. Schirmer und sein Landsmann, der Barbier, wurden endlich ausgeschifft mit ihren Sachen. Wankend und unsicher war Christel's Schritt am Strande von Newyork, sein Auftritt war noch nicht fest auf der freien Erde, aber fröhlich war sein Herz, stolz war sein Muth, und der Gedanke bligte ihm durch die Seele und er rief ihn laut seinen Gefährten zu: „Nun sind wir Republikaner!“ Alle Wetter, jetzt war

der Christel auf einmal ein gewaltiges Thier, er richtete sich kerzengerade; meinte, wenn ihm jetzt der Landrath von Schlenkingen begegne, mit einem Schlag wolle er ihn niederstrecken, den feilen Jürstensknecht.

Getümmel füllte die Straßen, wie der Christel nie gesehen; Augen, Mund und Nase blieben ihm vor Erstaunen offen stehen, er wußte nicht was das für ein Lärm war, für ein Rennen, Drängen, Stoßen, Treten, Schreien, Hufen, Tandzen, Kröhlen, und von welchen Stimmen, und in welchen Sprachen!

Zabuen webten und wallten, mit grotesken Sinnbildern und himmelhohen Buchstaben bemalt, Klagen flatterten von Dächern und aus Fenstern, Knuf erscholl, Schüsse knallten, Kröche und Feueräder krachten und sprübeten am hellen Tage. Dort trug man Leute auf den Schultern herum, dort prügelte man sich und schlug sich blutig und riß sich die Kleider vom Leibe; es war ein Volksfest, der 4. Juli, das große Fest der amerikanischen Freiheit. Fest geleist in dicke, in drängende, schreiende, brüllende Massen standen Schirmer und sein Gefährte, sahen den Kerl, der auf einem Kollkasten ihr Gepäc fuhr, aus ihren

Augen entschwinden, und hielten mit einer Hand ihre Reisefäcke, mit der andern suchten sie sich das Gedränge nur etwas vom Leibe zu halten. Pauß! da ward es plötzlich dunkle Nacht vor beider Augen; ein Kerl hatte ihnen die breitkrämpigen Auswandererhüte, die sie sich in Bremerhasen neu gekauft, tief über die Stirnen herabgeschlagen, und mit einem Ruck fühlte jeder, wie ihm der Reisefack aus der Hand gerissen wurde. Laut schriean beide auf, nur enger wurden sie eingekleilt, und als sie mit Mühe ihre Hüte wieder emporgeschoben, war es ganz vergeblich, daß sie nach dem Räuber spähten, er war nirgends zu erblicken und die Menge um sie her zeigte keine Theilnahme, lachte über sie, ja ein Mensch mit frechem und brüskem Gesicht spuckte aus und sprach im Yankee-Englisch: „Deutsche Lumpen.“ Da zeigte sich ein bekanntes, befreundetes Gesicht in der Entfernung von zwanzig Schritten mitten im Getümmel — leider nur einen Augenblick. „Gschet! Freund Gschet!“ schrie Schirmer aus Leibeskräften, allein jener Angerufene schien den Ruf nicht zu hören, er wandte sich ab, und verschwand im Gedränge. Es mußte Gschet nicht gewesen sein, der hätte doch wohl gehört und

geholfen. Und wie sollte der nach Amerika gekommen sein? — War aber doch der Gescher, hatte es gehört, und sich von dannen gedrückt — eilig.

Wüthend über ihren Verlust, in halber Verzweiflung, wühlten jetzt mit geballten Fäusten die bestohlenen Freunde durch die Volksmenge, und gelangten auf den Broadway, die schönste Straße Newyorks. Aber da war erst recht kein Horkommen. Ein Ring von sechs bis achttausend Menschen stand mauerdicht und mauerfest um eine Gruppe Musikanten und Tänzender, man spielte, sang und tanzte den Yankee-Doodle, das unsterbliche hochpoetische Nationallied der nord-amerikanischen Freistaaten. Das ging einmal lustig, das steigerte das patriotische Gefühl des freien Volkes zur Ekstase. Wie sang es so wunderschön: *)

*) Dief ist die treue Uebersetzung des ursprünglichen amerikanischen Nationalliedes. Das nach gleicher Melodie vielfach verändert stets mit Enthusiasmus gesungen wird. Seine politischen Beziehungen erklären sich von selbst. Der Sieg, den es erwähnt, hatte die Unabhängigkeitserklärung Amerika's von England zur Folge. Gewisse Anspielungen deuten darauf hin, daß wie der Amerikaner, so auch der Esel vom Engländer „Bruder Jonathan“ spottweise genannt wird.

„Einst in alten Zeiten fuhr
 John Bull toll und zahllos
 Ueber's Meer daher und schwur
 Jonathan sei wahllos! *)
 Deinen Thee, o Jonathan,
 Will ich Dir besteuern
 Allen Söhn'n und Töchtern Dein
 Den Steuervogel erneuern. —
 Setzte sich, ein Frosch und Grand,
 Aufgeblasen nieder,
 Sang in seinem Unverstand
 Höhnend solche Lieder:
 „Hantee, Ländler, das ist wahr,
 Hantee Ländler Dandy!
 Mein Sohn von Wachs: Thee zahlt die Tar'!
 Hantee Doodle Dandy!“ —

Während Frankreichs Freiheitshymnus ein
 todesmuthiger Schlachtgesang ist, während Eng-
 lands Rule Britannia stolz einher braust, wie
 ein wogenddurchfurchendes Kriegsschiff, ist das
 Nationallied des großen freien Amerika eben
 nicht vielmehr als ein Dudelsackshopsy und
 dennoch von so mächtiger Wirkung.

*) Anspielung auf den Ufel zwischen zwei Heu-
 bündeln.

„John schickt den Thee wohl über See
 Stark mit Zoll belastet,
 Gaifanthee oder Poheathee,
 Da wäblet nicht und fastet
 Und hängt sein Maul Herr Jonathan,
 Legt auf das Schiff Embargo;
 „Weim Zeus, o weh! Ich trink' kein'n Thee“
 Wirst über Bord den Cargo.
 John drauf send't ein Regiment,
 Neuer in Wert und Blicken;
 Hei! spielt die Hand' nah schon dem Land,
 Das Kriegeslied zum Entzücken:
 „Gantee Doodle, merke fein,
 Gantee Doodle Dandy!
 Bollgast in die Tasse Dein!
 Gantee Doodle Dandy.“

Schürmer und Plüger, die beraubten Fremd-
 linge, schenkten diesen volllobegütenden Wassen-
 hauer nicht die mindeste Aufmerksamkeit, ihre
 Augen spähten rings umher, wenn nicht ihre
 Reisefäcke, doch einen Wensd'arm, einen Polizei-
 mann zu erblicken, vergebens, es gab dergleichen
 nicht. Sie redeten hundert Männer fragend an,
 allein theils wurden sie nicht verstanden, theils
 erhielten sie keine Antwort, sie waren in einer
 schrecklichen Lage; woher hätte auch Zeit zu einer

Antwort kommen sollen? Es mußte ja Chorus
gesungen oder gebrüllt werden:

„Hantee Doodle, merke fein
Hantee Doodle Dandy!
Zollgibt in die Tasse Dein!
Hantee Doodle Dandy.“

und dann mußte man wieder mit Begeisterung den
Worten des von einigen hundert Stimmen ge-
sungenen Solo's lauschen, damit keines dieser gold-
nen Worte verloren ging, während alles jappelte,
hüpfte, tanzte oder mindestens schumpfte.^{*)}

„Lang' ward, doch zum Schaden Johns,
Dieser Krieg geführt.
„Hantee Doodle“ hieß der Marsch
Vor dem er retiriret.
Als der schlaue Jonathan
Sah die Feinde fliehen,
Lacht' er laut und rief: „Der T
Muß nach Noten ziehen!“
Allen Johns Gesicht durchglühn
Schande, Bier und Brandy,
Da schwur er sehr: Ich sing nicht mehr
Den Hantee Doodle Dandy.

^{*)} Deutschamerikanischer Ausdruck für: tanzende Be-
wegungen machte.

„Hankee Doodle, ho ha he!
 Hankee Doodle Dandy
 Uns blieb der Sang und auch der Thee!
 Hankee Doodle Dandy.“

„So hab' den Ursprung ich mit Dir
 Von unserm Lied'l betrachtet,
 Das als toll und dumm der Stier,
 Herr John, o Schade, verachtet.
 Heil Columbia! schallt's im Chor
 Vom Herzen froh gesungen,
 Ueber Land und Meer ist hoch und hehr
 John's Melodie gedungen.
 Es kümmern uns nicht Reim und Wort,
 Die Melodie begeistert,
 Die wo sie klingt und wer sie singt,
 Der Herzen sich bemeistert.
 Hankee Doodle, fest und treu —
 Hankee Doodle Dandy!
 Hankee Doodle — Ländelei —
 Hankee Doodle Dandy!“

Als die Verraubten endlich das Haus er-
 fragt, nach welchem sie und auch ihr Gepäck
 adressirt waren, fanden sie letzteres wohlbehalten
 vor, der Räuber war ehrlich gewesen; die Reise-
 säcke aber, mit vielem Nützlichen und Nothwen-
 digen, darin ein guter Theil von Christells
 Baarschaft — blieben verloren.

Christel Schirmer hatte in Newyork bleiben wollen, Plüger wollte weiter, denn in Newyork gab es Barbieri wie Sand am Meer, und mehr Tischler als Hobelspäne und mehr hungrige Schreiber fast als Stahlfedern, das erfahren beide in den ersten acht Tagen.

Der treue Plüger trennte sich ungern von seinem Begleiter, er redete Christel zu, mit ihm in das innere Land zu gehen, er wollte die Reisekosten tragen. Christel hatte auch einige Empfehlungen an deutsche Landsleute in Newyork; die meisten traf er nicht zu Hause, oder sie empfingen ihn theils verlegen, theils kalt-höflich. Der letzte den er aufsuchte, war ein deutscher Kaufmann, dieser stand gerade vor seinem brillanten Store, rauchte eine seine Havannacigarre, und sah den Schirmer ganz verdrüsslich an, wie dieser seine Karte darreichte darauf die Empfehlung stand. Als der Kaufmann diese letztere gelesen, riß er sie von einander und warf sie auf den Breitweg, indem er sagte: „Mein Herr, ich hätte den Teufel von meinem Vetter in Deutschland, ein verrückter Kerl das, denkt hier hätte man nichts zu thun, als den Lohnlaleien der miserabeln Auswanderer

zu machen. Geben sie mit Gott mein Herr! —
Wandte sich, ging in seinen Laden, und zog die
Thüre hinter sich zu.

Christel stand sprachlos vor Schaam, Wuth
und Aerger, mußte aber alles in sich hinein
stessen.

3.

Die Eroberer von Mexiko.

Zwintausend sechshundert und sechs und fünfzig englische Meilen von Newyork und nicht minder sechs und fünfzig englische Meilen von Milwaukee im Staate Wisconsin, sechs Meilen vom nächsten bewohnten Ort Watertown, tief in einem finstern Walde, in sumpfiger Gegend; steht eine aus Brettern zusammen genagelte, mit Reihig austapezierte erbärmliche Hütte, — kein Ziegenhirt, kein ärmster Bettler auf dem Thüringer-Walde wohnt so schlecht. —

Das ist die Farm des Christel Schirmer, die er sich gekauft hat in Milwaukee — er ist ein reicher Grundherr, er hat vielen Wald, und vieles Feld, auf welchem freilich auch noch Wald steht, so viel, daß man ihn vor lauter Bäumen kaum sehen kann.

Nach jenem schönen Wort des Kaufmanns in Newyork litt es den Christel nicht mehr dort. „Fort!“ rief er zu seinem Freunde Plüger: „Fort mit uns aus dieser Menschenwelt! Hinaus in die Arme der götterheiligen Natur, in die Einsamkeit der Wälder, dorthin, wo nach des Dichters Wort: die unendliche Natur ein Wort mitpricht zu dem, was ihre endlichen Kinder nur stoßen, nur fallen können! — Hier ist nicht meines Bleibens! Da dieses giftige Nest voll Krämerseelen, dieses dem Verderben entgegenreisende Niniveh, dieses Newyork! Fort, fort aus dem Qualm der Städte in die hehre Einsamkeit!“ —

„Auf den Bergen ist Freiheit, der Hand der Winde steigt nicht hinauf in die reinen Lüfte!“ —

Plüger freute sich der Gerechtigkeit des Gesährten, ihn weiter zu begleiten, denn Schirmer hatte gelernt, sich mindestens nothdürftig durch einige französische und englische Proben verständlich zu machen, was dem Plüger gar schwer ankam, daher beschloß er die Abreise, nahm Karten auf dem Dampfer Rochester, für sich und Schirmer, und fuhr auf demselben den Hudson aufwärts nach Albany. Von da ging die Reise weiter und weiter, auf Eisenbahnen an den

Ontario-See, aus diesem in den Erie-See, aus diesem in den Huron-See, und aus diesem in den Michigan-See. Ja der Christel Schirmer und der Plüger, das waren tüchtige Seefahrer.

Endlich aber dankten sie doch Gott, daß sie wieder an ein Land kamen und in eine gebildete Stadt, wo sie viele deutsche Landolente, ja deutsche Zeitungen fanden, ein wahres Labfal. Auch fand Plüger bald eine Stelle, wenn auch nicht als Parbier oder Chirurg, eine solche war in Milwaukee gerade nicht offen, nein, er wurde Unterkellner in Herrn Philippi's Restauration und Kaffeehaus zur Eintracht, Westwasserstraße Nr. 336, und so mußten die Freunde sich nun doch trennen.

Christel Schirmer hätte Gelegenheit gehabt, eine gleiche Stellung in Herrn Bischoff's deutschem Gasthaus zum Emigranten-Hotel in Scherboogan, Wisconsin-Territorium anzunehmen, allein er wollte als ein freier Mann leben und sterben, und verfügte sich zu einem Franzosen, Louis Franchère, der sich als Notar und Verkäufer von Häusern und Ländereien in Stadt und Umgegend öffentlich empfahl. Mit diesem wurde Christel Schirmer handelsmäßig um eine

Thorn, nahe bei Watertown, angeblich in schöner Gegend, mit Feld und Wald, Wasser, Wild und Weide, nebst fertigem Wohnhaus, mit Stallung und Vieh — der Preis war sehr annehmlich, und Christel Schirmer war ein glücklicher Thormer.

Nichts von der langen mühseligen Reise Christels nach Watertown von Milwaukee, nichts von der noch beschwerlicheren durch immer menschenleere, pfadlose Gegenden von Watertown nach der Thorn, die ganz nahe dabei lag — sechs derbe Reisen.

Dort auf einem, vom Sturm der vorigen Nacht niedergeschmetterten Baume, dessen Fall den Stall zertrümmert und des Thormers ganzen Viehstand, zwei magre Kühe erschlagen hatte, saß dieser, in armseliger Kleidung, in tiefes Sinnen versenkt, und redete vor sich hin im kummervollen — ja fast verzweiflungsvollen Selbstgespräch nicht von lauter eignen Gedanken, es mischten den eignen sich fremde ein, wie ihm oft geschah, fremde Gedanken, die er auflesen, nämlich aus Büchern. So unter andern aus einem Rokebue zugeschriebenen Gedicht:

„Na, was bin, was soll ich hier!
 Unter Tigern, unter Affen!
 Welchen Plan hat Gott mit mir,
 Und warum word ich erschaffen?“ —

dann aber auch eigne Gedanken:

„Kein Gruß eines trauten Freundes —
 keine helfende Hand; kein tröstender Zuspruch
 schallt an mein Ohr. Nichts, als der eintönige
 Schrei des Waldgesflügels!“ —

Freilich, es flöteten keine Colibris, wie der
 Christel Schirmer sich überredet hatte, daß sie
 thun würden, auch dufteten keine Magnolien in
 dieser Wildniß — ohne Verge.

„Da starrten die starken Stämme mich an,
 und höhnen mich, den Fremdling; ich suche Zu-
 friedenheit und finde sie nicht, nicht unter Men-
 schen, nicht in der Einsamkeit. Das Klima ist
 mehr rauh und frostig, als warm, einen Winter
 kann ich hier schon nicht zubringen, ich würde
 einknecien, trotz den Thüringer Wälduern in
 Trauenwald und Schmiedefeld, und mitten im
 Holzreichtum erfrieren. Ich habe hier vielleicht
 mehr Holz, als die königlichen Forsten um Schlen-
 singen umfassen, aber was hilft's, wenn ich's
 nicht schlagen und verwertben kann?“

„Alles — wohin und worauf mein Auge hier sich richtet, erscheint mir fremd, abstoßend; ach ihr heimlichtranten Tannenbaine, ihr Fuchswaldungen meiner Heimath, wie viel schöner und lieblicher waret ihr doch! Nur die Gide steht auch hier, und wie sollte diese fehlen in Liberty's Lande?“ —

In Liberty's Lande! Ja so sprach der Christel, er sprach wirklich schon amerikanisches Aenderwälsch.

„Ach und selbst die Gide“ so fuhr er fort: „erscheint mir hier nicht in dem hochstannigen (!) majestätischen und malerischen Gewande, wie ihre Schwestern da drausen (!) im Vaterlande, die daselbst glerlich (!) Anhöhen und Thäler schmücken — an ihrem Stamme empor windet sich wild wachsender Weinstock, und die Klapperschlange ruht an ihrer Wurzel, und andres giftiges Geschläng (!) Von ihren Wipfeln dringt plappernd-eintöniges Geschrei mit unbekannter Vögel, und die Luft, die ich athme, ist Tags und Nachts von der Mosquito's giftigen Schwärmen erfüllt!“ —

„Ach, du schöne, sagendurchflungene, so geliebte, mir so theuere, mir unvergessliche Heimath! Ihr Berge und Thäler, mit Felsen-

gipfeln und Burgruinen geschmückt, die ich so gern durchwandelte, nach euch hinüber fliegt sehnsuchtsvoll mein Gedanke!“ —

„Was sehe ich hier? — dichte Wälder, sumpfige Bruchstrecken, hohen Alee, hohes Rohr, hie und da eine verfallene, verlassene Reisighütte, einst der Aufenthalt wilder Indianerhorden, gegen deren etwaige Wiederkehr im Winter mir kein Schutz verheißen werden konnte. — Ach wie grauſig iſt mein Geſchick!“

„Was ſchrieb mir doch jener liebe Mann in's Stammbuch, das auch mit meinem ſonſtigen Geſchick die räuberiſche Hand mir entriß? — Ja ja:

Im fremden Land vergiß der Heimath nicht,
Die Dornen, die in Deinen Lebenskranz ſie ſicht,
Sie werden einſt als Roſen Dir erſcheinen,
Um beide wirſt Du weinen,
Wenn dort ſtatt Roſen — Dich die Schlange
ſicht.“

„O wie grauſig iſt dieß ſinnig prophetiſche Wort, dieß mahnende Wort, jezt zur Wahrheit geworden. Ich fühle den Stich der Schlange — ſie heißt Rene.“ —

„Rückenſtiche hielt ich für Dornen, mein kleines Leid, wie leicht war das zu tragen! Ja

du guter Mann, ich weine, ich weine, ich weine um die Dornen, — um die Dornen, wie um die Rosen weine ich.“ —

Ein Knistern in den Zweigen unterbrach den schluchzenden, weich gewordenen Schwärmer, in welchem das Heimathgefühl jetzt so laut und mächtig sprach, der einzusehen begann, daß die Freiheit des Thieres in der Wüste, wie die Freiheit des im Aether herrschenden Gottes, nicht die Freiheit sei, die den Menschen beglücken könne — und Christel Schirmer blickte auf, blickte durch seine Thränen nach dem Geräusch in seiner Nähe.

Es trat ein bewaffneter Mann an ihn heran im Gewand der Pelzjäger, wie sie von den großen Seen nordwärts nach Canada gehen und immer nordwärts, ein Mann vor dem man erschrecken würde, wenn er einem in einem deutschen Walde begegnete.

Schirmer erhob sich, einer Antrede gewärtig, er kannte den Mann nicht, dessen Gesicht ganz im Parte steckte, wie der Rosengallapsel in der Moeshülle des Schlafiackes.

Aber der Mann kannte den Christel und rief ihn heiter an: „Grüß Gott! So finde ich Dich endlich in Deinem verdammten Settlement!

Tappe schon ein Paar Tage nach Dir herum? Nu? Kennst mich nimmer, Freund? Bruder? Kennst den Gschet nimmer?“ —

„Gschet!“ —

„Ja, und Wer denn sonst? — Aber bei Dir sieht es lustig aus, das muß ich sagen! Das ist mir eine schöne Farm — o du armes Barm! Das muß annerscht wer'n.“

Und es wurde ganz anders mit dem Christel Schirmer. Gschet blieb bei ihm, Gschet zog nicht als Pelzjäger nach dem Norden, Gschet redete dem Schirmer alle Heimathgedanken, alle Wehmuth aus Kopf und Herzen; die schlechte Farm müsse verkauft, nach Milwaukee müsse gezogen werden, und dann weiter, dem Glück nach, nach Süden; im Norden sei es nicht heimisch. —

Wer das edle Freundespaar im Wilde sehen will, blicke in den Münchner fliegenden Blättern die Herren Wühlhuber und Heulmeier an, gerade so sahen sie aus. Jeder Zoll vom Gschet ein Wühlhuber. —

In Milwaukee wurde der Plutzer aufgesucht, was aber etwas schwer hielt, denn der war längst nicht mehr Kellner, er war Commis in dem Groceries-Store des Herrn Hall, Ostwasserstraße

Nr. 155, und verkaufte darin mit derselben Behendigkeit, mit der er als Barbier seine Kunden bedient und als Kellner sie barbiert hatte, alle Sorten Thee, Kaffee, Zucker, Syrup, Früchte, Gewürze, Senf und Saucen, Fische, (vorzüglich Häringe,) Del und Seife, Chocolate und Stärke, Holzwaaren und Steinwaaren, Farben und Anstriche, Glas und Fensterrahmen, Cigarren, Hand-, Man- und Schnupftabak, auch alte Weine für Kranke — von denen er, da er sich öfters für krank hielt, manchen guten Schluß sich selbst eingab.

Plüger wußte gleich Rath, als das Anliegen, Schirmers Arm zu verwerthen, ihm offenbart wurde. In derselben Straße, eine Reihe Häuser von Hall's Groceries-Store entfernt, Nr. 106, wohnte Herr Honey, angestellter Auctionator und Commissions-Händler, welcher den Verkauf von liegendem Eigenthum, Häusern, Möbeln, Pferden, Wagen, Olen- und Specereywaaren laut seiner Ankündigungen, besorgte, und zwar unter den günstigsten Bedingungen, (für Wen? stand nicht dabei) — und dieser Mann half dem Christel um ein Spottgeld von seiner Arm, die freilich fast gar nicht urbar war, aber dafür er-

staunlich holzreich; er hätte, und wenn er der fleißigste Tischler geblieben, und nebenbei ein Zimmermann geworden wäre, in hundert Jahren und mit hundert Gehülfsen die Waldung nicht verbauen und verarbeiten können. Um einen Pappenstiel gab der Thor sie hin. —

Das Kleeblatt rückte nun von Milwaukee und aus dem Staate Wisconsin in den Staat Michigan, und aus diesem in den Staat Indiana; von da rückte es in den Staat Ohio und aus diesem in den Staat Pennsylvania; von da aus gingen die Drei in das Gebiet New-Jersey, und von da nach Delaware. Auf dieser großen Tour verzehrten sie Schirmers Arm und was sie sonst hatten, und wurden Streuner, Bettler.

Nirgend gefiel es den drei Staatsmännern, und noch viel weniger gefielen sie irgendwo, denn ein Stromer- und Streunerleben, wie diese drei Gefellen es führten, und wie viele andere Gefellen in Deutschland es führten, ist in Amerika nicht Styl. Von Delaware gingen sie nach Maryland, und von Maryland nach Virginien. In Washington wurden sie beim Betteln getroffen und von einem Constabler aufgegriffen.

Da gab es Constabler, aber als man ihnen die Reisefäde stahl, da gab es keine.

Dazumal war gerade der Krieg zwischen den nordamerikanischen Freistaaten und der Republik Mexiko ausgebrochen, und beide Theile brauchten Soldaten. Die Freistaaten brauchten Futter für Pulver; man sah die drei hab' und gutlosen Fremdlinge für solches an, und veranlaßte sie, Dienste zu nehmen, Soldatendienste. Nicht etwa, daß man die freien Männer gezwungen hätte, Gott bewahre, Zwang fand keiner Statt, man legte es ihnen nur nahe, so nahe, daß sie gar nicht anders konnten, als zu bitten, sich unter das Sternenbanner stellen zu dürfen. Sie wurden Voluntéers, das ist: Freiwillige, „daß's Gott erbarm!“ —

Dem Christel Schirmer war es wie ein Traum, da er sich als Soldat, obschon noch ohne Soldatenrock sah, und dem Halbfell folgen mußte, er, der daheim alles Soldatenthum verwünscht und vermaledeit, und dem sein Schwimmswort zu schlecht war, es nicht auf den achtungswerthen Soldatenstand anzuwenden; nun hatte er die Vergeltung und sie war ihm gesandt, dem republikanischen — Voluntéer. —

Auf einem Steamboot wie die Häringe zusammengeschichtet, fast schlimmer und enger, wenn dieß möglich gewesen wäre, wie die Sklaven eines Regerschißs, mit stinkendem Speck voll wimmelnder Maden erquickt, und mit zähneausbrechenden harten Craques — statt weichen Brodes und warmer Kost, mußten die Söldlinge im Dienst der vereinigten Staaten unter tausend andern Plackereien aushauern, bis zu ihrem endlichen Ziele.

Klagte einer über die ganz nichtswürdige Behandlung, die ihnen, den Kriegern für die Freiheit, zu Theil wurde, so ward er alsobald in Arrest geschickt und es wurde ihm die Kost geschnälert; die saubere Kost — auch noch geschnälert! —

Trog des Stromes Schnelle dünkte schier endlos diese Fahrt, und unter immer gleicher Entbehrung; von Zeit zu Zeit ward angelegt; die Kasernen, in welchen dann diese Krieger einquartiert wurden, gleichen Ställen, oder waren Ställe. In Detroit empfingen die Gefährten, die tapfern, Konturen, und dann fuhren sie weiter nach Toledo, um auf Kanalböten den Miami-Kanal zu beschißen. Da ging es durch

Urwälder, die hie und da durch eine Arm unterbrochen waren oder auch durch weite Sumpfstrecken, dann wurden wieder Wege erreicht, auf denen die Mannschaft sich im Marschieren zu üben veranlaßt ward; auch Städte wurden durchwandert, diese und jene, und nach einer Reise von vielen, vielen Tagen landeten die Poete an der Washington Camp bei Cincinnati, wo die Mannschaft nüchtern ausgeschifft wurde, und bis Nachmittag 3 Uhr nüchtern blieb. Dann begann aber das Festessen: eingefalzenes stinkendes Schweinefleisch und neue steinharte Graques, halbsaure Hülsenfrüchte, nebst schwarzer Kaffeebrühe ohne Milch, ohne Zucker, ein schönes Labfal — Spüßwasser, das die deutschen Schweine fressen, war Wein dagegen.

In Cincinnati verweilte das Heer, empfing dort Musketen, Säbel, Tornister und sonstige Zubehör, und brach dann auf dem großen Dampfer Vernon stracklich zur Eroberung von Mexiko auf. Es waren gerade so tapfere Soldaten, wie jene, welche einst Cortez gegen die Götterstadt Anahuac's führte, eben so abenteuernde Galgenphysiomen darunter, wie unter jenem Heere, und

wenn sie nicht ganz wie Spanier ausfahen, so kam ihnen doch vieles sehr spanisch vor.

Der Dampfer fuhr auf New-Port zu, wartete dort die Nacht ab, und tauschte nun auf dem breiten Spiegel des Ohio mit seinen hungernden und lungernden Gestalten dahin, die fleißig hurrah! schrien, wenn ihnen ein Steamer begegnete. Hurrah! und den Magen voll Hunger, das Herz voll Ingrimm.

Prachtvoll war die Natur entfaltet, die Stromufer gewährten reizende Panoramen, die sich in noch großartigerer Weise fortsetzten, als das Dampfsschiff in den Mississippi einlief. Berge und Wälder voll mannichfaltiger Bäume, dort aus Sumpfstellen schlanke Palmetto's mit himmelanstrebenden Wipfeln, Fächerpalmen, riesige Cottonbäume, dunkle Mangroven, blühende Tulpenbäume und blühende hängende Myrthen. Dort tauchten uralte Sycomoren ihr grünfilbern schimmerndes Gezweig in die tiefe Strömung, dort umschlangen wuchernde blühende Jasminranken und Lianen mächtige Stämme, die ein Orkan mild übereinander gestürzt hatte. Cedern- und Cypressen-Wälder standen in stolzer Ruhe, und herrlich war meilenlang der Boden mit der

Lissandsea, dem weichen, seidenhaarigen spanischen Moose überpolstert. Mannichfaltigstes Wassergeflügel flatterte, flog und kreischte um die Ufer, und Abends erhob sich aus nahen Sümpfen ein so entsetzliches Gebrüll, daß Schirmer, Pfluger und Fischer vermeinten, es seien Löwen, und sich grauelten; es waren aber nur die Rullfrösche, die es — in Massen vereinigt, mit Gebrüll den Löwen schier gleich thun. Im Schilfe lauerten kräftige Alligatoren auf ihre Beute.

Im Anfang des Monat Mai hatte die Reise der Helden begonnen, und es war schon der neun- undzwanzigste Tag dieses Monats herbeigekommen, als endlich das Schiff mit den neuen Argonauten in den Hafen von New-Orleans einfuhr. Der Hafen wimmelte von Schiffen aller Art, und an ihren Masten wehten die Flaggen aller Nationen. Die Helden schauten sich sehr nach dem Lande, allein sie wurden nur von ihrem Dampfer Vernon auf einen Newyorfer Dreimaster, Southport, übergesetzt, und durften auf dem Verdeck stehend, mitten im Strom, von ganzen Schwärmen giftigstechender Mosquitos furchtbar geplagt, hinüber nach dem Lande blicken, wohin die Officiere sich auf Rähnen rudern ließen, die

Gemeinen aber durften nicht an's Land. Schirmer, Pfluger und Escher waren Gemeine. — Officiere konnten nur eingeborne Amerikaner werden, Deutsche niemals.

Auf dem Schiffe gab es manches Nichtangenehme, als da waren stinkende Räume, eher für Galeerensclaven gemacht, als für Krieger der Freiheit; Rücken und Rotten, Wanzen und Schwaben, Ratten und Mäuse in Hülle und Fülle. Es ging der Mannschaft wahrhaft schauerhaft, und der Christel dachte manchmal daran, daß ein deutscher Soldat, auf den er in seinem überdummen Dünkel sonst hochmüthig herabgeblickt, ein Freiherr, ein Graf, ein König sei, gegen ihn und seine Gefährten, diese erbärmlichen, hungernden, dürstenden, vor Hitze vergehenden elenden Söldlinge eines Freistaates.

„Wahrlich!“ seufzte der Christel: „das ragt über den Horizont der Civilisation, wo die Menschlichkeit aufhört, hinaus!“ —

Doch alles nimmt ein Ende, auch dieser große Feldzug sollte ihn nehmen. Am ersten Juni gegen Abend lichtete der Southport die Anker, schoss aus dem Mississippi hinaus, und lief am Abend des zweiten in den Golf von

Regiso ein. Das Wetter begünstigte die Fahrt, und endlich ward drei Meilen von Veracruz Anker geworfen und an das Land gestiegen, aber wie? Die Mannschaft mußte wie Mühlgrabenfeger eine weite, weite Strecke durch die Fluth waten; manchen ging sie bis unter die Arme, da mußte Gewehr und Gepäck hoch gehalten werden. Dann ward am Estrande ein Lager aufgeschlagen, und sich mit einem schon dort befindlichen Trupp vereinigt, der stündlich den wiederholten Angriff einer Guerillabande erwartete. Deshalb wurden Wachtposten aufgestellt, und da schob man auch Schirmer, Wächer und Pflüger vor, eine gute Strecke vom sichern Lager, in das Dickicht, das voll stacheliger Cactus, langdorniger Alazienbüsche war, und belebt von Scorpionen, Tauschspinnen, häßlichen großen Käfern, Heuschrecken und andern Geschmeiß — dazu der Himmel voll flammender Wetterwolken, krachender Donner, strömender Wüste. Ein widerwärtiger, höchst ekelhafter Leichengeruch verpestete rings die Atmosphäre, denn in den Dickichten lagen und faulten unbegrabene Todte, indem diese Strecke vor einigen Monaten Kriegschauplatz zwischen Amerikanern und Mexikanern gewesen war.

Ach wie war es da unserm Freiheitsmann
so weh ums Herz, und so leer im Magen! Ach
wie oft seufzte er:

„O Schleusingen, geliebte Vaterstadt,
Wär' ich in dir nur einmal noch daheim!
Wie hab' ich das Amerika so satt!
Wie fühl' ich mich gepeinigt, so das ich weine!

Das half nun aber alles nichts. Hatt' es
ja nicht anders haben wollen, der freie Mensch,
der Tyrannenhasser — jetzt quälten ihn die
Officiere wie die Teufel, ihn und seine Gefähr-
ten, und mußten's alles über sich ergehen lassen.
Alle Tage, die Gott werden ließ, mußten die
Soldaten trillen, was das Zeug hielt, unter der
fürchterlichsten Hitze, so daß keiner einen trocknen
Faden am Leib behielt; außer Sand und Staub
gab es dabei kaum etwas zu schlucken als faules
warmes Wasser, bis am 17. Juni der Befehl
zum Abmarsch nach La Puebla anlangte, worauf
die kleine Heeresabtheilung, ungleich mehr tod-
müde, als todtesmuthig, aufbrach, und den
Marsch antrat.

Es war ein gottesjämmerlicher Marsch.
Burchtbare Hitze, brennender Staub, heißer Sand,
so glühend, so austrocknend, so alle Kräfte auf-

gehrend, daß Manche fast sich nicht mehr fort-
schleppen konnten, daß sie ihre Tornister und
Anappsäcke, ihre Waffen, alles von sich warfen,
oder unwillkürlich fallen ließen, weil die Kraft,
ferner etwas zu tragen, völlig erlahmte, ja
Mancher sank erschöpft am Wege liegen bleibend,
fast leblos, zum Sterben bereit. Unter diesen
war auch der Christel, und er wäre verschmachtet,
wenn nicht ein redlicher Sergeant ihn auf
einen Maulsack geladen, und mit vorwärts
getrieben hätte — aber welcher Durst — ach
wie trocken die Kehle, die an den thüringischen
Sängersessen so schön gesungen, und sich an dem
herrlichen Waldbier so in Fülle gelabt. Ach —
es war die Pein des reichen Mannes im Evan-
gelio! Ach nur ein Paar Tropfen von den vielen,
die damals neben die Gurgel gefallen waren! —
Und weit und breit nicht einmal Wasser, nicht
einen Tropfen.

Und so wurden sechs englische Meilen zurück-
gelegt, und so schleppte sich die erbärmliche Sos-
dateola bis Rio del Medio, wo sie liegen
blieb an einer Pfütze, die etwas lebendiges Was-
ser darbot, ja, recht lebendig war dieß Wasser,
es wimmelte darin. Ein Naturforscher hätte seine

Freude gehabt an dieser wimmelnden Wasserwelt, in jedem Tropfen hunderte von sichtbaren Thieren und Millionen solcher, die man mittelst der Vergrößerungsgläser sieht. Da hieß es nicht „seid umschlungen, Millionen,“ sondern, „seid verschlungen, Millionen!“

Am andern Tage Abmarsch in aller Frühe, noch mehr Strapaze, Elend, Wassermangel, Durst und Hitze. Ueber Santa Fé nach Copelode — elf Meilen von Rio del Medio. An diesem Tage blieben zehn Mann tod liegen, und einige zwanzig mußten als Kranke nach Veracruz zurück: schöne Aussicht für diese armen Kranken; in Veracruz wüthete das gelbe Fieber entsetzlich, und raffte täglich Hunderte hin.

Wenn nun todmüde arme Soldaten, mit wundgelaufenen blutenden Füßen fast nicht weiter konnten, so suchtesten Lieutenants und Feldwebel ihnen mit Stöcken und flachen Klingen auf dem Rücken herum, daß es eine Art oder eigentlich gar keine Art, vielmehr die höchste Unart hatte, besonders den Deutschen, die als der Auswurf dieses Jutters für Pulver galten, und munterten sie damit zum ferneren Fortmarschieren auf; oder ließen sie, wenn die Hiebe nicht halfen, trumm

binden, bis dann La Puebla erreicht wurde unter
ach und krach, wo das Hauptquartier des Ge-
neral Scott war.

Je näher der Heerhaufe diesem Orte kam,
je mehr Spuren des Krieges zeigten sich in ab-
schreckender Weise. Mitten in einer herrlichen
tropischen Natur, an den reichsten und mannich-
faltigsten Scenerien üppigen Pflanzenwuchses, die
einen Glücklichen im Frieden entzückt, erhoben,
begeistert hätten, die unseligen Spuren der blu-
tigen Thätigkeit des Uuthiers Mensch, des
Teufels in Gottes herrlicher Schöpfung. Da
lagen die Aurenspuren des Krieges, ermordete
und verstümmelte Leichname am Weg, zerschossene,
halbverbrannte Wägen, todte Kaulthiere, und
in jedem Walde lanerte der Tod durch die
Guerillas, die überall waren und nirgends, Ku-
geln in die Reihen sandten und niemals auf
den Gegengruß warteten. So fand namentlich
bei Toloma ein Angriff Statt, und in der Nähe
von Cerro Gordo wieder einer, und so ging es
unter tausend Mühen und Gefahren über Jalapa,
und über die Festung Perote, und es war schon
der achte Tag des Juli angebrochen, als das
kleine Heer in Puebla einzog.

Puebla ist eine große Stadt, hat achtzigtausend Einwohner, über einhundert Kirchen mit einer überaus herrlichen Cathedrale am Plaza grande, und ein stattliches Castell. Auch hier war kein Bleibens, die elende Heerde wurde weiter getrieben, wie Schaafvieh zur Schlachtbank.

O Christel, du armer Christel, der gegen den ehrenvollen Stand eines deutschen Soldaten und Kriegsmannes so stockeinfältig geschimpft, das seien „elende Soldknechte der Gewalt, und ehe er eine Musquete trage, wolle er sich lieber die Hand abhacken, und einem windbentlichen Lieutenant gehorchen, nein das thue er nicht, den Räche er nieder bei der ersten Grobheit, die jener ihm anthue, und lasse sich nichts, gar nichts gefallen.“

Und jetzt war unser Halbwisser ein ganz elender Soldknecht der Gewalt, jetzt trug er seine nichtwerthe Haut zu Markte für ein Volk, das ihn verachtete, und gegen ein Volk, das er nicht kannte, jetzt trug er eine Musquete, eine recht alte, schwere, noch mit einem Feuerschloß, und hatte sich seine Hand abgehakt, und gehorchte nicht nur einem Lieutenant, sondern auch den Feldwebeln, und wurde derb gefuchtelt, wenn

er mußte und mürmelte, und doch doch Niemand nieder, war auf der Welt Gottes nichts, als ein ganz erbärmlicher Lump und Langerer.

Und weiter ging es, immer weiter, durch unschöne Gegenden, durch felsreiche Gebirgspässe, durch und über Moräste, an Hüttentrümmern und elenden Baracken vorüber, in denen sich nichts fand, als wimmelndes Ungeziefer.

Nun war es schon August, und dem Heere dünkte sein Zug endlos wie der Zug der Israeliten in der Wüste, nur gab es keinen Moses, der frisch quellendes Wasser aus Felsen schlug, keinen Mannaregen, keine Mantseln — Esel und Kälber genug, aber keinen Tanz — nicht einmal um ein goldenes Kalb.

Das zog und zog über St. Martin, durch das enge Felsenthal Rio Ario, über Cordova, Buenavista, Chalco und Juan de Dios, über Asafco und Xochimilco, und traf endlich am 18. August in St. Augustin ein.

„O du lieber Augustin!“ O du armer Schirmer, armer Plünder, armer Escher! Immer noch keine Ruhe, noch keine Rast, dagegen immer näher dem gähnenden Rachen des Todes, dem

Kriegsschauplatz, dem man das „Antter für Pulver“ jetzt zutrieb, wie das liebe Vieh. —

Von St. Augustin wieder weiter nach dem Schlachtfelde von Contreras, wo man nur auf die Ankunft von Schirmer, Plüger, Wäcker und Genossen wartete, um einen der glorreichsten aller Siege gegen die Republik Mexiko zu erringen. Das Regiment, dem diese Helden zugesellt waren, bildete die Arriergarde, zu deutsch: das Hintertreffen. Der Weg war wieder außerordentlich, wenn auch nicht gerade schön. Ueber schroffe, felsreiche Höhen, meist erloschene Vulkanane, durch schauervolle, selbst am Tage nachtdunkle Klüfte, über Schründe und Schluchten, die übersprungen werden mußten, was mehr als einen Hals, und noch mehr ganze Arme und Beine kostete, durch angeschwollene Waldbäche, fast bis an den Hals im Wasser, und außer dem Wasser immer das Commando: Double quick! Double quick! (Doppelschritt, doppelgeschwind) dem Feind entgegen. Immer Doublequick, aber nicht die einfachste Erquickung, fast nichts zu essen vom Morgen zum Abend, denn alle Zufuhr hatte der Feind abgeschnitten.

Der Feind! Wessen? — Doch wohl nicht Schirmer's, Gischer's und Fluger's? Was ging den deutschen Hakenfüßen die Mexikanische Republik an, daß sie, die vor sanfter Arbeitsodrang in Deutschland wenn nicht aus der Haut gefahren waren, doch aus dem Vaterlande, jetzt gegen diese, gegen einen Freistaat Waffen trugen?

Der sogenannte Feind schloß glühende Gräße berüber aus sichern Verschanzungen in das Lager seines Feindes, Bomben und Granaten flogen leuchtend, wie schnelle Laternenläufer durch die Nacht, und Kanonendonner führte mit den Donnern des Himmels, die durch die unheimliche Nacht zwischen flammenden Flügen hinrollten, furchtbare Wechselgesänge aus, daß der Erdboden davon erzitterte.

Als der Morgen kam, den die Nachhut in einigen verlassenen mexikanischen Hütten begrüßte, brach letztere nach dem eigentlichen Schlachtfelde auf, dessen Donner ihr entgegen rollten. Sie kam gerade a tempo, d. h. zu rechter Zeit, als das amerikanische Heer den Sieg bereits erkämpft hatte und der Feind floh, sie brauchte daher nur: hurrah zu schreien, und sich auf die zurückge-

lassene Beute zu stürzen. Todte und Verwundete bedeckten das Gefilde; Feldgeräthe, Kanonen, Waffen lagen überall verstreut. Viele Menschen und Esel wurden zu Gefangenen gemacht, ein Fort ward genommen, und die glorreiche Compagnie bei der sich unser Alceblatt befand, zählte nur einen Verwundeten, und das war Blugher; er schnitt sich mit einer erbeuteten Glasflasche voll Brandy, die er zu heftig nach dem Rande führte, ohne zu sehen, daß oben der Knopf des Fassens abgebrochen war, eine Schmarre in das Maul. Schreckliche Scenen gab es da zu sehen, alle Gräßlichkeiten, die Kriege und Schlachten im Gefolge haben.

Nach diesem Siege ging es weiter auf das Städtchen St. Antonio zu, dort herum stand wieder der Feind hinter guten Verschanzungen, und sandte ganze Hagelschauer von Kugeln der Vorhut entgegen. Es pfliff und sauste nur so in den Lüften, und gab große Lichtungen in den Reihen der amerikanischen Armee, welche äußerst tapfer focht, und noch dazu gegen eine große Ueberzahl ihrer Feinde. Endlich wurde auch Churubusco genommen, der Feind in die Flucht geschlagen, dabei befand sich in Begleitung eines

Lieutenant's unser Heldenfliegeblatt an der Spitze, nämlich an der hintersten Spitze, in einem Wälschlornsfelde, und die Helden trugen wesentlich zum Siege bei, da sie die Freude hatten am Leben zu bleiben, und tüchtig victory und hurrah schreien. Auch wurde, da in der That viele ihres Regiments sich tapfer geschlagen hatten, das Regiment öffentlich gelobt, wegen bewiesenen Muthes und der Standhaftigkeit, welche denn auch Schirmer, Flügel und Gabel mit ihrem Lieutenant in den hohen Kobrängeln des dichten Wälschlornsfeldes meisterlich bewiesen hatten, denn sie hatten in demselben wisslich stand gehalten, bis alle Gefahr vorüber war. Das Regiment verließ das Schlachtfeld gegen Abend und zog noch sechs Meilen weiter, um am andern Tage auf einer Pflanzung der Ruhe und Rast zu pflegen, die es so wohl verdient hatte. Indes damit war der Krieg noch nicht beendigt, Mexiko noch nicht erobert, und der Schlüssel war noch kein General, nicht einmal Corporal.

Unter abwechselndem hin- und herziehen, bivouaciren und schwärmzugiren gingen die Tage hin, kam schon der September heran, und war bereits dessen neunter Tag, als neuer Marsch-

befehl erging. Mit dem anbrechenden Morgen bewegte sich der Zug durch einen sumpfigen Wald gegen den hohen Granitberg hin, der das Castell Chapultepce, die Schirmhut der Stadt Mexiko trug. Diese wichtige Festung mußte verannt und erobert werden, und wurde von mehreren Regimentern zugleich angegriffen. Kanonen, Bomben und Musketen machten einen gräßlichen Lärm, von drei Seiten schlugen Angeln in die Reihen der Stürmenden, die nicht allzusehnell vordringen konnten.

Als da gab es kein Wäldchornfeld, keine Numero sicher, jetzt hieß es „frisch Begele oder stich,“ und da stürzten denn auch die Helden, von der Masse mit fortgerissen, auf Leben und Sterben in den furchtbaren Höllekrachen der Schlacht, und ehe sich's Schirmer, Plutzer und Wscher recht versahen, hatten sie das gut vertheidigte Castell erobert, sie und andere Leute, den General Bravo, viele Officiere und 1000 Gemeine zu Gefangenen gemacht, vielen Tausenden das Leben gelassen und 1800 Lebende getödtet, sie hatten — so hat nach der Hand der Schirmer erzählt, (man weiß nicht ob er aufgeschnitten) — 2000 Mann gegen 15000 Mann

gestanden, 1500 vom Feinde waren gefallen, die Helden aber hatten nur 37 Tödt. Vierzehn Mannen, dreißig Pferde, und viele Knabenverwundeten erbeutet, und von der Spitze dieses ehemaligen Fußschloßes des Kaisers Montezuma, hoch über der reichen Stadt, wehte glorreich das Sternenhanner der Azteken, eine wahre Pracht.

Prachtvoll war die Aussicht von dieser Höhe — ostwärts das alte umfangreiche Mexiko mit seinen Steinbäntern, zahlreichen Thürmen und Kirchenkuppeln, weit angedehnt, vom Norden nach Süden die mächtige Gebirgskette in malerischen Formen, welcher die schneebedeckten Bergriesen Itacubuatl und Popocatepetl hoch überragten. Die Thalcotiefe des weiten Beckens stellte sich ganz übersät mit Dörfern, Landbäntern, Kirchenkuppeln und Klöstern dar, theils erhalten, theils auch nur Ruinen und malerische Trümmer.

Da wollte Schirmer auch an Montezuma's alter berühmter Ceder, am Fuße des Aetnaberges, maß ihren Umfang und fand, daß sie dessen nur 2! Fuß mehr habe, als die Grimmerthalolinde in seiner bennebergischen Heimath, an die er jetzt mit nassen Augen zurück denken mußte. Ach! bei der schönen schattenglückseligen Grimmerthalso-

linde gab es gutes Bier, bei Montezuma's Oeder gab es gar nichts — traurig! —

Etwas recht gutes gab es im Castell Chapultepec, kaltes, frisches Trinkwasser, aber Bier, was Schirmer und Genossen gar zu gern gehabt hätten, gab es nicht. Man trank Pulque, ein aus dem Saft der *Agave americana* gezohrenes Getränk, das zwischen schlechtem Wein und schlechtem Bier die Mitte hielt.

Dieses alles, was Christel Schirmer erlebt und erlitten, erlebte und erlitt er noch im Jahre 1847, und als das große Jahr des Weltweils 1848 ausbrach, lag er immer noch als amerikanischer Soldat in der Festung und langweilte sich grau-
samlich. Erst als der Februar herbeigeschlichen kam, wurde das Regiment aus seiner unthätigen Ruhe nach dem Städtchen Cuernavaca beordert, das in einem freundlichen Thale mit üppigreicher Vegetation liegt. Allein was halfen all: Gewächse der tropischen Zone, und was alle Südfrüchte, Pfirsichen und Orangen, Citronen und Limonen, Trauben und Ananas, wenn Krankheit jeden Lebensgenuß verbittert oder unmöglich macht? Zwar erstreckt sich die Hochebene von Mexiko unter einigem Frühlingshimmel gesunden

Alima's, aber die Nachwehen des Krieges blieben nicht aus.

Fieber und Rheuma, Folgen der übermäßigen Anstrengungen und Entbehrungen, der Hitze und der Gefährdung durch nächtelanges den strömenden Gewittergüssen ausgesetztsein, warfen das Deutsche Abenteurerfleckblatt auf das Krankenslager; die Aerzte, welche diese Kranken behandelten, waren solcher Art, daß der weiland Schiffarzt Pfluger ein Hippocrates gegen sie war, und der Doktor Gienbart des Volksliedes ein Malen. Da die amerikanische Freiheit jede, auch die unerhörteste Pfluserei gestattet, so werfen sich dort Leute zu Aerzten auf, deren Behandlung man in Deutschland seinen Hund und seine Mähe anvertrauen würde. Sind auch zugleich Apotheker, diese Leiden, Chirurgen, Barbierer, Zahnärzte, Hebammen, alles in allem. Ein mäßig großer Medicinalkasten, ein Glas voll Antegol, ein Duzend Schröpfköpfe, ein chirurgisches Pflaster und eine Abführspritze, wenn einer das hat, so ist er völlig ausgerüstet zum großen Feldzug gegen Tod und Leben seiner Patienten.

Wenn nicht Pfluger noch so viel Einsicht gehabt hätte, sich und seinen Freunden, statt heil-

loset Pulver und Pissen, deren Zusammensetzung jedermann ein Geheimniß war, selbst denen, die sie reichten, strenge Enthalttsamkeit und einfachste Nahrung, nebst etlichen spanischen Aliegeenplastern zu verordnen, so wären sie elendiglich unter den Händen dortiger Pfrücker gestorben.

Indes, es giebt ein Sprüchwort — unser Aliechblatt starb nicht und verdarb nicht mehr, als es bereits verdorben war, vielmehr, empfing es nun bald den Lohn für sein Heldenthum, nachdem es noch manchen Zug mitgemacht, da und dort sein Leben auf's Spiel gesetzt, da und dort gelegen hatte, krank oder gesund, wie es kam.

So gingen denn die Monate Februar, März und April des ungeheuer glorreichen Jahres 1848 dahin, und nach Amerika gelangten jetzt nach und nach die Nachrichten aus Frankreich, Deutschland, Europa, von alle den herrlichen Thaten des Aufstubs und wilder Empörung. Da blieb der von der französischen Nation sich selbst eingesetzte König ein Bürger-Despot, und seine Regierung ein Joch der Tyrannei, da wurden in den Zeitungen gar hohe Worte gemacht von der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit.

Der Eroberungs-Kampf der nördlichen Reichsstaaten gegen den Reichsstaat Mexiko blieb eine Vertretung der Ehre und der Rechte der Nation; alles Nord-Amerikanische ward als heilig und unübertrefflich dargestellt, und auf die geordneten Zustände Deutschlands wurde geschmäht und geschimpft nach Noten; die Zustände der Anarchie, der Pöbel-excesse und der wüsten Unordnung hingegen wurden so hochbetobt, wie weiland die heilige Dreieinigkeit. Nachrichten aus deutschen Zeitungen, welche die Unthaten der Revolution trugen, und mit dem Bomben- und Kartätschenstrol so mancher Maul- und Federhelden geschrieben waren, wurden gern und freudig in die Blätter aufgenommen, weil das auch diejenigen Eingewanderten liebte, welche von Freiheit keine klaren Begriffe hatten, und die Freiheit eines willkürlichen Reichstaates, die in den heiligen Schranken der Ordnung und des Gesetzes sich hält — mit der schranken- und zügellosen Freiheit des Räubers und Vandalenführers für einerlei und gleichbedeutend hielten.

Ach was gab es da für Wortgepränge, für Schimpfreden, für grobe Lügen, für inhaltleeres, haltloses Geschwätz in Wirthshäusern, wie in den Zeitungen. Die Druckereien deutscher Zei-

tungen in dem großen, unbequemen und ungewöhnlichen Tischbuchformat hatten bisweilen nicht deutsche Lettern genug, alle die Wundermärchen zu berichten, sie mußten lateinische dazu nehmen, und es war, als wimmelte jeder Bericht von amerikanischen Schlangen. Ach und die Redensarten, das war eine Pracht, da waren die tausend und aber tausend unnütz verbrauchten Redensarten des Frankfurter Parlaments ein Ainderenspiel gegen die überschwänglichen Aloskeln dieser amerikanischen Zeitungszeugendrescherei, welche zum Theil aus europäischen Zeitungen in die nordamerikanischen übergingen, z. B. „Freie Männer können gegen Sklaven nur siegreich sechten — oder: Seit dem letzten Februar ist in Europa so viel Blut geflossen, um eine Flotte zu tragen — oder: Rossuth ist der Messias der neuen Zeit“ — und dergleichen überspannte Ungereimtheiten mehr, namentlich auch Gedichte voll Unsinn und Blutdurst gegen Preußen und überhaupt gegen alle Fürsten.

Im Juni schloß die amerikanische Union ihren Frieden mit Mexiko, und die tapfern Krieger, die ihn erkämpfen halfen, erhielten nun ihre

Belehnung, nämlich Land, viel Land, jeder
Feld einhundert und sechzig Ader.

Welche Freude! Der Christel Schürmer, der
Pfluger, der bisher waren Ländereibesitzer; wenn
sie ihr Land zusammen thaten, war es schier eine
Grafschaft — meinten sie — so viel war des Landes,
so gute Producte brachte es hervor; Bienen, Roth-
bunte, auch wilde Tauben, deutsche Papageien,
Aelchris, und andere bunte Vögel, schwarze und
gelbe Klapperschlangen, Niesenschlangen, Tare-
quets, das sind schwarze Gießbären, Zwen-
vögel, Puffschwäne, Alligatoren, Schildkröten,
Kriecher, Wasservögel, Kaffee, Tabak, Gochennille,
Kassao — aber es verlangte auch etwas, dieses
Land — es verlangte Arbeit.

Aber arbeiten mochten sie nicht, diese —
Land-Grafen. So ging ihnen, wie jenem faulen
Pettler in Christi Heimath, der von guter
Gesundheit, aber durch Faulheit ein Lump gewor-
den war, und nun immer mit einem Löffel
in der Hand von Haus zu Haus ging. Fragte
ihn Jemand: „Wozu Gismann, warum arbeiten
Sie nicht?“ so sah er den Frager aus grauen
Augen lässlich an, und antwortete stotternd:

„3—4—zur A—a—a—arbeit i—i—ich net ge-
boren bin!“

Wenn die drei Gefellen hätten arbeiten
wollen, wären sie ja nicht nach Amerika ge-
gangen, oder sie wären in Milwaukee geblieben,
hätten nicht die Wehrzahl der vereinigten Staa-
ten als Stromer durchgezogen. Und als sie nun
das Land besahen, das sie niemals mit Augen
sahen, — es lag einige hundert Meilen nord-
wärts, nach dem Staate Texas zu, mit un-
absehbaren Prairien, und noch unabsehbareren
Sumpfstreden — da wußten sie gar nicht, was
sie damit anfangen sollten.

Aus aller Verlegenheit halfen dem Alceblatt
die Zeitungen mit den Nachrichten aus Deutschland.

„Was hab' ich gesagt? Hat der Gilder nicht
Recht gehabt? E' muß annericht wer'n, hab' ich
gesagt, und jetzt wird's annersicht!“ rief Gilder
mit feindseligen Augen, und senkte seine rothe
Nase in ein halbandgeleertes Glas Whisky.

„Ja wohl Brüder! Es geht los! Gehen
wir auch los!“ rief Plupet und sah sich nach
seiner Musfete um, ob er wohl damit eine
Compagnie Zölllinge der Gewalt niederstrecken
kann?

„Ja! Es lebe die Freiheit! Hurrah Völk-
der! Das deutsche Vaterland ruft, und wir,
seine treuen Söhne hier tief in Atlantis Lande,
wir wollen wieder hinaus in das Deutsche Land,
und wollen seine Ketten brechen helfen!“

Das war deutscher Patriotismus, weit, weit
von Deutschland und es litt die Fremdlinge nicht
mehr da wo sie waren. Sie eilten zu Venten,
die aus dem An- und Verkauf von Landstücken
Geschäfte machten, sie verkauften ihr Land, das,
wenn sie mit vereinigter Arbeit es theilweise er-
bar gemacht hätten, ihnen, wie tausend und
aber tausend fleißigen deutschen Landvolken, ein
friedliches Dasein ohne Nahrungsforgen, ein
stilles häusliches Glück und so viele Arbeit als
der vernünftige Mensch nur immer in Anspruch
nehmen kann, gewährt hätte.

Aber nein — dem Abenteuertriabe sollte und
mußte genügt werden, das Reichthum mußte
Deutschland befreien helfen.

Das Land war spottwohlfeil, der Acre saum
einen Dollar, die ganze Summe, welche der
Schirmer empfing, belief sich gegen zweihundert
Gulden. Für zweihundert Gulden hatte er die
ärtesten Strapazen ertragen, hatte gelitten von

Durst und Hitze, von Krankheit und Ziechthum, hatte Menschen geädert als feiler Züchtling einer kriegsführenden Macht, von deren Rechtsmäßigkeit oder Unrechtmäßigkeit, diesen Krieg zu führen, er keinen Begriff hatte, und das eigne Leben in Noth geschlagen.

Schneller als die Reise nach dem Süden ging nun die Reise der Drei nach dem Norden vor sich. An jedem Raftort verhielten sie die deutschen Zeitungen mit wahren Heißhunger nach Neuigkeiten — brrraah, das ging ja Schlag auf Schlag mit Aufrucht da, und Aufrucht dort, das war Wasser auf des Alcebiades Mühle. Jetzt — meinte der Schirmer — könne es wohl kommen, daß er Landrath in Schienfingen würde, Republik-Landrath, und da wollte er den Genod'armen, der den Silber auf den Schind gebracht, lösen lassen, wenn selbiger noch vorhanden wäre. An tüchtigen Männern fehle es nur noch, und deshalb müsse man eilen, möglichst bald hinüber zu kommen, nach dem neuen Liberty's-Lande!

Es war nur Schade, daß die Helden die Nachrichten von dem, was sich in Deutschland im Mai 1848 bezah, erst im Juli lasen, zu Anfang der Hundstage — die Hundstagspesteln.

Aber die Reise per Dampfer und Eisenbahnen gekostet hieß an dem Gelde der Nananen, und der Turst half auch gehen, gewaltig, und es stand noch nicht fest, daß Amerika eine Flotte anrücke, um die Veseier unentgeltlich nach Deutschland zu befördern. Siehe da zeigte sich ein betrübter Andrew. Die Nummer 20 des in Milwaukee erscheinenden Volksfreundes, vom 6. Juli 1848 brachte die Nachricht, daß sich in jener, unserm Alerblatt so wohl bekannten Stadt ein republikanischer Unterstützungsverein für die revoltirenden Deutschen gebildet habe.

Hutab hoch! — Da gab es Geld, also zunächst hin nach Milwaukee — wo der Götter, wie er merken ließ, ehedem noch einiges Eigenthum verwahrt niedergelegt hatte.

Und so wurde das gelegnete Milwaukee erreicht, und das Vereins-Geldbüchlein alsbald aufgeschloß — aber wie kleinlaut wurden die beidenmächtigen Mannen, als der Geschäftsführer, selbst ein Deutscher, ihnen sagte, indem er sie mit verächtlichsten Blicken von den Köpfen bis zu den Füßen maß: „Es ist nicht so viel Geld eingegangen, um auch nur für einen Mann die Ueberfahrtskosten zu bestreiten, und ist auch

nicht verstanden. Die Amerikaner sind viel zu praktisch, als ihr Geld für solche Narrenspossen zum Fenster hinaus zu werfen. Und Deutschland wird nie eine Republik, wenn auch solche Kräfte, wie Sie meine Herren, sich ihm zur Verfügung stellen. Leben Sie wohl!“ —

„Das war deutsch gesprochen! Diesem Kerl muß die schwarzrothgoldne Beschling leuchten!“ fluchte Plüger.

„Habt ihr den Hieb verstanden?“ fragte Escher. „Solche Kräfte, wie wir? He! Heißt das nicht gerade so viel, als: wenn solche Tausenbunde kommen, wird Deutschland sicherlich keine Republik! O laßt mich noch einmal hinein, ich germalme diesen aristokratischen Kerl!“

Willig ließ sich indessen der unthige Escher zurückhalten, und folgte den Gefährten nach einem Winkeln, während Christel Schinner wehmüthig vor sich hin seufzte:

„Freiheit wohnt nur in dem Reich der Träume
Und verwerflicht wird sie nie.“ —

4.

Quindag.

Die drei deutsch-republikanischen Kräfte in Amerika, Nothher Schirmer, Plüger und Gschert hatten ihre Grasschaft bis auf den letzten Heller verthan und vertraun, und waren wieder gerade so weit, als wie sie waren, da sie Milwaukee zum erstenmal verließen, oder eigentlich: sie waren weniger weit und desto mehr herunter. Das gedulose, gehaltlose, armselige Leben welches sie führten, hatte sie allem höheren und edleren, das der Mensch als ein Gedult seiner bessern Heimath festhalten soll im Gedenken, mehr und mehr entfremdet. Gschert hatte ohnehin dessen nur ein sehr geringes Maß besessen, er war ein roher und gewainer Mensch, und verfiel immer mehr dem Laster des Trunkes. Plüger war eine gewöhnliche flache Alltagsfliege, süßsam in allem,

und mit einer großen Anlage zu frecher Aufschneiderci begabt, die mit dem Talent zur Benutzschneiderci sich vereinigte, welches zu üben, in Amerika die vollste Freiheit herrscht; so schlennderte er, gleich einer langbeinigen Wafferschnaake, auf der Oberfläche umher, that heute dieß, morgen das und that doch im Grunde sehr wenig, eigentlich gar nichts.

Christel Schirmer stand etwas höher, wie seine Gefährten, nur hielt er sich im Dunkel seiner Halbwisserei ihnen gegenüber für eine erhabene Natur, einen Gelehrten, einen Schriftsteller. Er machte immer noch Verse von schauderbaster Art, und ließ sie in demokratischen Plätttern drucken, gegen das Honorar einiger Cents, denn höher schätzten diese Plättter weder seine, noch irgend eine andere Poesie. Er ging auch daran, seine wichtigen Erlebnisse zu schildern — das sollte ein herrliches Buch geben, ei das hätte verdient, in deutschen Schulen eingeführt zu werden, ward's aber nicht, war recht schade!

Zu Christel hatte früher ein religiöser Geist gelebt, Folge der Erziehung durch brave Aeltern, und auf einer Schule, wo es keine Gottcolängner

unter den Lehrern gab, und als er die Rolle eines unwürdigen Schiffspredigers spielte, fühlte er noch einiges von dem was er sagte und betete, aber in Amerika, wo der religiöse Apathismus, die Sectirerei und der Atheismus im schroffsten Gegensatz neben einander stehen, hatte Christus ganz andre Ansichten gewonnen. Jeder Geistliche hieß ihm jetzt ein Pfaff, ein Verdummer, des Volkes; die Bibel galt ihm als ein Historienbuch, darin Romane, Geschichte, Poesie und Aermelerei abwechselten, so ungeschweicht war der Christus und wußte sich nicht wenig auf seine Weißeit und Allgheit.

Eines Sonntags ging das Aleeblatt vor langer Weile — wohin? in die Kirche. Es war merkwürdig, daß dieß geschah, aber es geschah doch — die Sonntage sind dort von entschuldiger Langweiligkeit — alle Geschäfte ruhen gänzlich, alle Läden sind geschlossen, man macht keine Spaziergänge, keine Ausflüge, man geht in die Kirche, am Tage und am Abend, und die Liebesleutchen finden sich dort zusammen. Nun traf sich's, daß der wahre und würdige Prediger jener deutschen evangelischen Gemeinde, in deren Kirche unser Aleeblatt getreten war, nach einer

Predigt, die von der Menschen- und Christen-
 liebe handelte, in dem allgemeinen Ge-
 zucht auf eine Stelle im ersten Brief Pauli an
 Timotheus, Kapitel 2, Vers 1. 2. nahm, welche
 gebietet zu beten und: vor allen Dingen zuerst
 zu thun Bitte, Gebet, Fürbitte und
 Dankfagung für alle Menschen, für Kö-
 nige und alle Obrigkeiten, welches gut
 sei und dazu auch angenehm vor Gott unserm
 Heiland.

Kaum hatte des Predigers frommer Mund
 dieß Bibelwort gesprochen, so erhob sich ein
 lautes Grollen, als wenn die ganze Gergesener
 Schweineherde, nachdem die Teufel in sie hinein
 gefahren, in dieser christlichen Kirche befind-
 lich wäre, und es war, als wenn eine der
 dreißigen Volksversammlungen gehalten würde, in
 welcher der Plebs einen Redner, der ihm nicht
 nach dem ungewaschenen Maule sprach, alsbald
 vom Rednerstuhl herab schrie. Unter den pöbel-
 haftersten Schimpfreden wurde der Prediger über-
 schrien, bedroht, geschmäht und genöthigt die
 Kanzel zu verlassen, wo rohe Fäuste dann ihn
 packten, mißhandelten und zur Kirche hinaus-
 warfen. Was da für Reden fielen, ist nicht zu

sagen, und warum die Gemeinde einen solchen Hund füttere, eine sflavische Bedientenseele, der sich unterstehe, in einer Republik, die zur größern Zahl aus Demokraten bestehe, für Könige zu beten?

Mit einem Wort, diese Scene bot ein so widerwärtiges Bild von Sittenverwilderung, Rohheit im Punde mit der jauchzenden Verwundtheit dar, daß sie gar nicht zu schildern ist. Und das war noch nicht genug, auch die Zeitungen fielen über den Prediger her und der Herausgeber einer solcher Zeitung, welcher kaum auf höherer Bildungsstufe stand, wie der deutsche Halbwisser, der ein Zeuge dieser Scene war, und nicht werth, jenem Prediger die Schubriemen aufzulösen, fiel mit wahrhaft hündischer Gemeinheit ihn an. Ob man in Deutschland etwa für den Präsidenten bete, oder für den Kaiser von China und Marokko? Und wie man in einem freien, demokratischen Lande sich erdrechen könne, für die sogenannten Könige zu beten, welche Mordbrenner, systematische Verbrecher und Trunkenbolde seien? Es gebe keinen Hof, der nicht die eigentliche Pflanzschule jedes Verbrechens, des Müßigganges, der Unzucht und der Plutschande sei.

Mit solchen grenzenlos unwürdigen und schmachvollen Redensarten warf jener hündische Nicht von Herausgeber eines Volksblattes in seinem ohnmächtigen Wrinne um sich, und meinte damit „einem aufgeklärten moralischen Volke einer Republik“ außerordentlich wohl zu gefallen.

Das lenkte diesem Herausgeber Herz und Gemüth des Halbwissers völlig zu, so sei es recht, so kräftig müsse man schreiben, wenn das nur alle deutschen Pfaffen läsen, und so müsse es jedem gehen, der anders predige, als nach dem Schnabel des souverainen, sich selbst regierenden Volkes, und so wie diesem Pfaffen geschehen, müsse man gleich jeden zum Tempel hinausjagen, und das Menschenmachwerk die Bibel, das sei eine alte Huzel und ein abgestandener alter Kuhl, die branche man nicht aufzuwärmen, das Volk der Freiheit branche andere lebendigere Zweife.

So faselten Unsinn und Unvernunft aus dem Gehirn und dem Munde des Halbwissers und seiner Gewissenhaft. So verstand sich, daß einem so grauenhaft öden, trostlosen Leben im Schlamm der Alltäglichkeit und tieffter Gemeinheit aller höhere Aufschwung abging, daß der

Gedanke an ein Jenseits von solchen Gemüthern abgewehrt wurde, denn was haben Bibelverächter, Tempelschänder, Aufruhr- und Mordprediger mit dem Jenseits zu thun, was haben sie von ihm zu hoffen? — Besserung? Wen die Erde und das Leben nicht bessern, der Geiſt geht ungeläutert in das Jenseits hinüber; Gnade? die wollen sie nicht, die erinnert ja an Mörder — und als einen Mörder, als einen Herrn aller Herrn wollen sie sich Gott nicht denken, einen absoluten Herrscher können sie nicht brauchen, zu solchem dürfen Demokraten nicht beten, den wollen sie nicht, sondern wo möglich dereinst im Himmel, wenn sie nämlich hinein kommen, eine demokratische Verfassung, mit einem Präsidenten an der Spitze, auf vier Jahre, dann einen andern, und sollt's zuletzt der belle Zensel sein. Oder aber einen Gott, den ihre Vernunft sich machte; einen Gott nach ihrem Ebenbilde — einen Anubis. —

Da nun das Geld zu Ende gegangen, und Niemand der Hatz sein wollte, die den Befreier Deutschlands mit Reisegeld in ihre Heimath zu versehen, so mußte jetzt ernstlich daran gedacht werden, etwas zu erwerben.

Man rathschlugte lange, man las die Zeitungen, ob sich nichts biete, ob nicht ehrliche Deutsche zu Stellen mit vielem Gehalt und wenig oder keiner Arbeit gesucht würden? — Es wurden keine ehrlichen Deutschen gesucht.

Zwar hätte Christel Schirmer bei Mr. Jacob Zink, — einem bravem deutschen Tischler, wohnhaft Masonstreet, der Nordseite des City-Hotels gegenüber, welcher auch Instrumente ausbesserte und ein Sargmagazin hatte, Arbeit als Geselle finden können, aber nein — Särge wollte er nicht machen — nein, dazu war er nicht geboren. Und Plüger wäre beinahe in Mr. William W. Gunningham, Chemikers und Apothekers Druggen-Store Ostwasserstraße Nr. 151, als Gehülfe eingetreten, darin Handel betrieben wurde mit chemischen Präparaten, Parfümerien, Modeartikeln, Oel, Fensterscheiben, Bürsten oder Bürsten, (die großen Buchstaben waren der Druckerei ausgegangen, und man las an jeder Stelle eines großen Buchstabens ein = also: =ürsten), chemischen Reagentien, Plutegeln, Schuldbriefen und Depositen-Scheinen auf Bänke der östlichen Staaten, auch wurden Familien-Aufträge besorgt und ärztliche Recepte verschrieben, alle Patentmedicinen

waren daselbst zu haben — aber unser Fluger verstand noch gar zu wenig englisch und schreiben konnte er es gar nicht, und da fand sich ein junger deutscher Pharmazeut, Herr Georg Miller, der verstand englisch, und Mr. Cunningham nahm diesen Herrn Georg Miller für alle in deutscher Sprache zu besorgenden Geschäfte in seinen Store, und unser Fluger mußte mit dem Bewußtsein eines Abschüßigen abziehen, und konnte sich des guten deutschen Sprüchleins erinnern:

Wer etwas kann, den hält man werth,
Den ungehinkten niemand begehrt.

Letzteres fand auch auf den Bruder Stromer Gischer volle Anwendung, und leider fand sich noch vielmehr. Es fand sich, daß eines Tages der Gischer abhanden war, und von den Kameraden vergebens gesucht wurde. Sein Nachtlager in einem elenden Bodenkammerchen war leer, und seine Effekten — er hatte keine — nur ein altes Holzkistchen, darauf sein Name stand, und welches vernagelt war, fand sich — es war das von ihm öfters erwähnte, in Milwaukee zurückgelassene Eigenthum.

Die drei Kameraden hatten bisher in einer Winkelherberge, in der es oben und unten

elend und armselig genug ausah, ihre Schlafstellen gehabt. Sie konnten sich das plötzliche Verschwinden ihres Kriegsgefährten und Lagergenossen gar nicht erklären, glaubten, er sei verunglückt, irgendwo in der Trunkenheit liegen geblieben, forschten ihm nach, fanden aber nirgend eine Spur von ihm.

Indessen stellte sich bald eine Spur ein, eine schreckliche — es roch im Hause — es roch sehr — roch furchtbar. Sollte das? — sollte Christel Schirmers einstige Prophezeiung sich erfüllen? Sollte das der Gescher sein, der so furchtbar gerochen wurde? —

Leider, leider war es so. Der Wirth durchsuchte sein ganzes Haus mit Hülfe der Freunde — und öffnete dabei auch seine Räucherlammer — darin er seine Schinken und Würste hängen hatte, in welche während des Sommers kein Rauch eingelassen wurde, so daß die Kammer zugleich als Vorrathsort diente — o Himmel — da hing neben andern Schweinschinken auch der Gescher. Er hatte sich einen Nachschlüssel zu dieser Kammer verschafft, und heimlich jeden Abend eine Wurst verzehrt, bis auf die letzte. Er hatte auch Schinken fortgeschleppt und verkauft, und das

dafür gelöste Geld vertrunken. Endlich hatte er es satt, und sich in einer Anwendung von Späßen erhehlt.

- Der Wirth war außer sich vor Wuth, und die Freunde des Selbsterbeukten mußten Zeuge dieser Wuth sein, sie auch entgelten. Der Wirth verlangte Ersatz seines Verlustes von ihnen — den zu leisten ihnen, den Hab- und Gutlosen unmöglich war — sie verwiesen den Wirth an Fischers Habe, die vernagelte Kiste.

Von Rechtswegen, und wenn dieser Gentrall und Fund in Deutschland vorgekommen wäre, hätte diese vernagelte Kiste unter Gerichtshand und Siegel gelegt, und ein Protokoll darüber aufgenommen werden müssen. Dann wäre sie im Gericht geöffnet worden, der Inhalt herausgethan, Stück vor Stück verzeichnet, der Werth von vereideten sachkundigen Taxatoren geschätzt, wieder hinein gethan, und die Kiste als ein Deposikum verwahrt niedergelegt, auch abermals ein Protokoll darüber aufgenommen worden. Hierauf würde in mehreren Zeitungen ausgeschrieben worden sein, daß im Hause so und so, Stadt da und da, ein männlicher Leichnam, (Schilderung vom Kopf bis zur Bebe nebst Bekleidung) welcher wahr-

scheinlich durch Selbstmord sich vom Leben zum Tode gebracht, gefunden worden sei — und dessen Intestat- und Erbnehmer ediktaliter zitiert, an dem und dem Tage persönlich oder durch beglaubigte Bevollmächtigte, eben so etwaige Gläubiger, an bezeichneter Gerichtsstelle zu erscheinen, sich, resp. ihre Forderungen zu legitimiren, auch zu Protokoll zu geben, ob sie den Nachlaß nicht oder nur sub beneficio Inventarii antreten wollten, mit den etwaigen Gläubigern der Güte zu pflegen u. s. w. u. s. w. Zum Glück für alle Betheiligten kam dieser längliche deutsche Zopf nicht zur Ausführung, sondern es wurde das sogenannte Preymann-Verfahren beliebt, das heißt, das Verfahren der Kürze. Der Wirth holte ein Beil und brach die Kiste auf, Punktum.

„Mein Reisesack!“ schrieb der Christel Schirmer.

„Mein Reisesack!“ schrieb Blücher.

Es waren die Reisesäcke der beiden Reisenden, die ihnen der werthe selige (?) Landmann und Kamerad, auch nachheriger Wander-, Lager- und Kampfgefährte Escher aus den Händen gerissen hatte, nachdem er ihnen die breitkrämpigen Hüte auf dem Broadway in Newyork über die

Stirnen geschlagen, als sie dem unsterblichen Nankee Toedle lauschten.

Wohl vernahm er im davoneilen ihren Ruf — wohl sah er sie, hörte sie aber mit Willen nicht — denn er hatte keine Zeit, er mußte ja ihre Reisefäcke in Sicherheit bringen, in dieselbe armselige Spelunke, darin er schon damals seine Unterkunft gefunden, und der er auch bei der Rückkehr nach Milwaukee seine Gefährten zugeführt hatte.

Gescher's Eigenthum war Diebstahl.

Mit Hast rissen die Freunde ihre Reisefäcke an sich, o Himmel, da hüpfen ein Duzend Mäuse heraus, und es umstob sie ein Schwarm von Rotten, auch wimmelte der Kasten schwarz voll von Schaaben und häßlichen Käfern, und ein Modergeruch duftete ihnen entgegen.

Im Uebrigen waren die beiden mottenzerfressenen Reisefäcke, darin die Mäuse ihre Wochenbetten aufgeschlagen, die durch ein nahe am Boden in die Kiste genagtes Loch hineingekommen, leer — alle Reisenöthigkeiten, einige Hemden, baared und Papiergeld, und was irgend brauchbar, hatte Gescher verbraucht.

Halt — da klapperte noch etwas Steifes in einer Seitentasche — Christel Schirmer's Stammbuch.

„Mein Stammbuch!“ rief der glückliche Finder und Eigenthümer. Rasch zog er es auf, das Leder des Futterals hatte es geschützt — es war unversehrt, oben auf über allen übrigen Mäthern lag jenes Blatt mit dem Beginn:

„Im fremden Land vergiß der Heimath nicht!“

Was sonst in der Kiste sich barg, war gar nicht der Rede werth, ein Paar alte Stiefeln, eine Tabackspfeife, ein Tabackbeutel, ein zerbrochener Handspiegel mit schadhafter Haarbürste, ein Zollstab, ein nichtswerthes Rasirmesser, und ein — leider unbrauchbar gewordenes Volksbuch, der Gulenspiegel. Das war Eschers Eigenthum, das war seine Verlassenschaft, wie man in Deutschland bei der Ladung edictaliter gesagt haben würde.

Der Wirth suchte und wettete — die Freunde ärgerten sich nicht, sie wunderten sich nur. Also dieser Mensch — dem sie in der Heimath Liebe und Vertrauen geschenkt, und dem sie hernachmals jenseits des Ozeans wiederum Vertrauen und Liebe geschenkt — er war der freche Dieb gewesen, der ihnen die Reisefäcke entriß, der sie beraubt und alle ihre darin befindliche Habe verthan hatte, bis auf das Stammbuch!

Selbst der Wirth empörte sich über solche Schändlichkeit und sagte: „Seht ihr, was für Aerls ihr seid? Was für erbärmliche Aerls! So etwas thut kein Engländer, kein Franzose, so etwas thut nur ein Deutscher! Jetzt ohne verweilen marsch mit euch aus meinem Hause! Ihr Gesellen eines Diebes, der dem Heuser entlaufen, im Gefühl, den Walgenstrich nicht werth zu sein, den sein öffentliches heulen geloset hätte!“

Und nicht eine Viertelstunde länger duldete der zornige Wirth in der freien Stadt Milwaukee die beiden Rumpane des schlechten Aerls, der sich in seiner Schinkenlammer aufgeküpfte, er stieß sie auf die Straße hinaus, ihre Pfennige draußen zu suchen und zu verzehren.

Kein Stern leuchtet einem Stromer und Raullenger im Lande der Freihet. — Eins rettete Christel Schirmer, eins durfte er behalten, sein Stammbuch.

„Guern Stamm möcht' ich kennen lernen, Ihr Ritter vom Siegreis! Ihr Aristokrat aus der Rumpellammer, der ein Stammbuch führt. Habt Ihr nicht auch ein Wappen, Milord Lump? Ich rathe Euch, einen Strich hinein malen zu

lassen, wenn Ihr nichts schlechteres im Schilde führt!“ so wetterte, zürnte und schimpfte der grobe Wirth.

Christeln war es zu Muthe, als würde er mit Eiswasser übergossen, es wurde ihm ganz trocken in der Kehle — so hatte ihn in seinem Leben noch niemand angelassen, so ihn noch niemand behandelt. Er versuchte Gischen, den Wirth, Milwaukee, Amerika, sich selbst, ja fast hätte er die Freiheit versucht. —

Der nächstfolgende Tag fand die Freunde nicht mehr in Milwaukee, sie hatten noch einmal die Zeitungen durchgesehen — in dieser Stadt war für ihre Thätigkeit oder Unthätigkeit kein Boden.

Aber in Newyork — in Newyork, da gab es Geschäfte für thätige Leute, da steht in voller Blüthe, in voller unbeschränkter Freiheit der Humbug.

Was ist der Humbug?

Das ist der öffentliche Betrug, die Pseudepistolographie im großen, die Charlatanerie, die aus nichts Geld macht, die von der Lüge lebt und von der Dummheit anderer, von der grenzenlosen Albernheit und Dummheit in höherem,

selbst im kirchlichen Sinne, und im geringen, niedrigen, plumpen und gemeinen Sinne.

Nicht als wenn es dergleichen im lieben deutschen Vaterlande nicht auch gäbe, als wenn wir keine Lotterien und Lotto's, keine Zabuperlen und Rheumatismusketten, Nervenmagnete und Cholera-Amulette hätten — überhaupt Amulette über alle Rassen viel — und keine Wunderdoctoren und Universalmittel und Büchlein gegen alle möglichen Uebel — aber so frech und grenzenlos unverschämt auf das heutzutage leichtgläubiger Thoren hinzuwirken, wie es im Lande der gepriesenen Freiheit und besonders in dessen großen Hauptstädten der Fall ist, geht in Deutschland doch nicht an, die Polizei leidet es nicht, die verhasste Polizei, die so vielen Schnurranten, Gaunern und Volksbetrügnern ein Dorn im Auge und ein Pfahl im Fleisch ist, ein heilsames Zugpflaster.

Zum HUMBURG wandten sich jetzt die beiden unzertrennlichen, Schirmer und Plüger, dieß vor treffliche Paar. Da sie weit mehr Fähigkeit als Thätigkeit besaßen, währte es gar nicht lange, und sie waren untergethan, zumal Plüger, der sich leicht in die leichte Sache fand, seinem Jonathas gute Lehren erteilte.

Nach der Ankunft in Newyork wurde von den unzertrennlichen sogleich die Staatszeitung vorgenommen, um Orte und Gelegenheiten aufzusuchen, sich durch listige Ausbeutung des Unverstandes ihrer Nebenmenschen die Taschen zu füllen, und ein möglichst bequemes, hauptsächlich arbeitloses Leben zu führen. Daß sie dieß nicht früher gethan, ärgerte sie jetzt, sie hätten sich unendlich viele Mühe, Entbehrung, Mangel, Pedrängniß und den ganzen mexikanischen Geldzug ersparen, und im Abrahams-schoos des Betruges sitzen können, wie viele tausend Abrahamiten und Nicht-Abrahamiten.

Es gab in Newyork mannichfache Parteiung, die gegenseitig erbitterte Kämpfe in der Staats- und in andern Zeitungen führten, und die Staatszeitung hielt sich nicht für zu gut, vom Humbug den Tribut zu ihrer Erhaltung für Einrückungsgebühren anzunehmen.

Da zankten sich die Damen Schröder und Röder, welche die beste und zuverlässigste Wahrsagerin und Kartenschlägerin sei, auf das Festigste.

Madame Schröder, 243 Centre-Strasse, kündigte an, daß über Vergangenheit, Gegen-

wart und Zukunft, sowie über alle Verhältnisse eines jeden Menschen bei ihr sichere Auskunft ertheilt werde.

Madame H. Röder, Nr. 277, Weeser Straße, die besondere Stuben für Herren und auch dergleichen für Damen hatte, zeigte an, daß sie die einzige Wahrsagerin sei, gar nicht im Entferntesten mit den gewöhnlichen Wahrsagerinnen zu vergleichen, und ganz besondern Glauben verdiene. Sie gebe Auskunft über alle ehelichen Verhältnisse, über Reisen zu Wasser und zu Land, oder über Liebschaften, Ehelichen, Kauf und Verkauf, Gesundheit, Krankheit, Leben und Tod, abwesende Freunde, Prozesse, Siege oder Verluste.

Aber während diese honorablen Damen mit einander stritten, welche von ihnen die einzige vortrefflichste Wahrsagerin sei, empfahl sich die berühmte Wahrsagerin Madame Peuckmann, Nr. 82 Paradiß Str., als die einzige, welche die wahre reine Auskunft gebe von allen Verhältnissen des Menschen von der Geburt bis zum Tode. Sie sei durchaus nicht mit einer andern zu vergleichen, sei durch und durch gründlich, und müsse warnen, sich vor falschen Nach-

ahmungen zu hüten, und ihre Wohnung gefälligst zu merken.

Ja, wenn nur Dame Brückmann etwas billiger gewesen wäre, aber da empfahl sich mit ihr, mit Dame Röder und Schröder in einem und demselben Blatt, der Newyorker Staatszeitung, auch Madame Heiser, Nr. 29 Ecke von Broome und Ridge Str. eine Treppe hoch, als Priesterin der ächtesten Wahrsagekunst, des Morgens nur 1 und 2 Schilling, des Nachmittags 2 und 4 Schilling. — So unaussprechlich frech durften und dürfen plumpe Hexenweiber in Amerika Deutelschneiderei treiben.

Zu einer solchen Dame begab sich Schirmer, machte Bekanntschaft mit ihr, und ließ sich als unsichtbarer Gehülfe bei dem Pöffenwerk aufstellen. Er dirigierte, unter dem Tisch versteckt, die angeblich magnetischen Zahlenzeiger, er ließ verborgene Blöcken schlagen nach verabredeten Stichworten, er bligte und donnerte so oft es nöthig war, und trieb alle Pöffen, die ihm zu treiben von der Prinzipalin anbefohlen wurden.

Plutzer erwählte ein anderes Feld seiner Thätigkeit. Ihn zog es mächtiglich zum ausüben

der Arzneikunst hin. Er konnte rasiren, Zähne holen, Schröpfen, aderlassen, kannte viele Heilmittel, und suchte sich bei irgend einem Charlatan von Doctor oder Apotheker oder bei einem, der beides in einer Person war, unterzubringen; solcher Charlatane gab es in einer Uebersahl, nur die Wahl war schwer, und die wenigsten bedurften eines Gehülfen, sie waren Mannes genug, ihren Humbug allein zu treiben.

Da gab es eine Menge Doctoren, welche in den Zeitungen rühmend von sich ausposaunten, daß sie gewisse Leiden ohne Messer heilten, während in Deutschland wohl kaum noch ein Arzt von solcher Unvernunft gefunden wird, dabei überhaupt noch Messer in Anwendung zu bringen — die Pfüfcher dort aber dachten Wunder, was für Aesculape sie wären, waren aber dabei noch so über alle Begriffe frech, ihre Anzeigen und Lobpreisungen zu überschreiben: Warnung vor Quacksalbern! — Einer dieser Aerzte kündigte ein sichres Haarwachsmittel an, und erbot sich auch zum Zahnzuziehen und Blutegelsetzen; ein anderer ließ an ihn gerichtete Dankadressen angeblich von ihm Geheilten wiederholt abdrucken, die er selbst versagt hatte, und

empfehl sich zum Nägel schneiden und Hühneraugen operiren. Wieder ein anderer beschrieb weitläufig, wie das heiße Sommerwetter die Verdauung beeinträchtige, auch Hautausschläge erzeuge, und empfahl gegen alle daraus entstehenden Uebel ein Geheimmittel: — Wrights indianische Pillen. — Ein dritter fertigte Morisons Pillen, und ein Doktor J. K. bekannt als der Feuerkönig, (weil er auf Messen und Märkten herumgezogen war, Feuer und brennende Pechsäcken gestossen hatte und auf geschmolzenem Eis spazieren gegangen war) veröffentlichte, daß er mit Bedauern das Erscheinen der Cholera gesehen habe, wogegen er das einzige Mittel in der Welt auf seinen Reisen in Asien (wer es glaubte!) erlangt, bestehend in antibilösen *) Pillen.

Und alle diese öffentlichen Betrüger des freien amerikanischen Volkes mit ihren nichtswerthen Geheimmitteln fanden Zuschlag und Nahrung, da hieß es recht: die Welt will betrogen sein und also wird sie betrogen!

*) Sollte heißen antibilios: gallenwidrig.

Die wirklich vernünftigen und geschickten Aerzte nannten in den Zeitungen nur ihre Adressen, und enthielten sich jeden Selbstlobes.

Plüger war der Ansicht, daß beim Pillenfertigen am meisten herauskomme, und daß die Pillenfabriken die besten Geschäfte machen müßten, denn sie verwendeten das meiste Geld auf lehrpreisende Ankündigungen und sie bedurften Gehülfen. Von den Gräfenbergischen Pillen wurden, laut der Anzeigen, wöchentlich 20,000 Schachteln verkauft. Sie wurden als das irgend denkbar beste und unübertrefflichste Heilmittel auf das ruhmredigste ausgesaunt, und die Firma war aufrichtig genug, hinzuzufügen, es sei zu wünschen, daß jedermann sich dieselben anschaffe. Diese Pillen seien ein mächtiger Fortschritt gegen alle andre Arzneimittel, was in aller Bescheidenheit die Fabrik von Dr. Brandteths Pillen von ihrem Fabrikat ebenfalls behauptete, und durch Zeugnisse darthat.

Christel Schirmer — der in seiner heuenbergischen Heimath so oft gegen Aberglauben und Pseudokur geistert, der das arme Puze-Annadörfler in Zuhl, weil es ein Pöschchen die Motten schlug, zeit lebens in die Probuferste gebracht sehen wollte,

der im plagenden Drang seiner Aufgeklärtheit auf die Regierung schimpfte, daß sie nicht jeden Gurschmied oder Harnbeschauer gleich in die Eisen schmieden ließ — war jetzt im Dienste des Humbug, ein Knecht des Aberglaubens, der Volksverdummung, des Volksbetruges, er, der Volksfreund, der großartige Mitarbeiter des Volksfreundes zu Milwaukee!

Und Plüger, der treue Genosß Christels, war Gehülfe in einer Pillenfabrik, und drehte Pillen mittelst der Pillenmaschine, 14 bis 16 Arbeitsstunden täglich, im Schweige seines Angeichts, was das Zeug hielt.

An einem Sonnabend fanden sich die Freunde in der bayrischen Bierhalle, Newyork 73 und 74 Chatham-Strasse, zusammen und erzählten sich, nachdem sie eine Woche lang einander nicht gesehen, ihre Erlebnisse.

„Ich halt's nimmer aus!“ seufzte Plüger, nachdem er durstiglich die Hälfte des Inhaltes eines bayrischen Seidels auf einen Zug vertilgt hatte: „Wir fallen fast die Arme vom Leib herunter. Tag für Tag Pillen drehen, ich sage Dir Bruder, das ist härter als Sklavenarbeit! — Nota bene, vierzehn Stunden hintereinander fort

und fort, immer die nämliche Einerlei-Arbeit — es ist um den Verstand zu verlieren. Wenn ich Nachts die Augen schlicke, so huschern meine Gedanken wie lauter Pillen aus der Maschine meines Gehirns und ich drehe sie in einer Schüssel mit Pörlappsaamen immer im Kreise herum.“

„Ich gehe weiter“ — erwiderte Schirmer kleinlaut. „Denke Dir Pender, ich habe mich mit meiner Frau Prinzipalin verzwirnt, erstlich einmal habe ich ihren Zorn erregt, weil ich ihr in einer vertraulichen Stunde sagte, daß der Humbug doch das allereinträglichste Geschäft sei, da ward sie bitterböse und fragte: was ich mit diesem nichtungen Wort Humbug sagen wolle? Das stehe nicht in ihrem Wörterbuche — ich solle gleich selber nachsehen — und ob ich etwa glaube, daß sie nicht die beste Wahrsagerin sei, und daß sie die Karten nicht besser zu legen verstehe, wie jede andere, und ob nicht alles zutrefte? Sie habe auch die Karten auf mich geschlagen, das wolle sie mir nur zu wissen thun — sie wisse recht gut, daß ich, ich — mit einer hübschen Irrländerin etwas abgefartet, und mit derselben ein Verhältniß angeponnen, mit Herz und Schellen; das Herz sei wohlfeil, und die Schellen würde ich wahrschein-

lich noch bekommen, wenn der Eichelober, der jetzt verzeißt sei, mit einem Eichenknüttel wieder komme.“

„Hi du lieber Himmel!“ rief Blüher verwundert aus. „Das muß ja ein Satansweib sein, diese Kartenbege!“

„Und zweitens, ist meine Madame geizig wie ein Drache. Sie hat nichts im Kopf wie Geldmachen, ächt amerikanisch, und mein Lohn ist äußerst gering. Sie hat schon so viel erkartet, erlogen, erbaumbagt, daß sie hofft, sich binnen Jahr und Tag in Ruhe setzen zu können, von ihren Zinsen zu leben, und die dummen Narren auszulachen, die ihr das Geld zuschleppen und förmlich aufdringen.“

„Wenn wir doch nur wieder in Deutschland wären!“ seufzte Blüher. „Solche Slaverei, wie hier, ist dort doch nicht! Wie hab' ich mir gütlich gethan, wenn ich mein Tagewerk vollendet hatte, wie mancher schöne Thaler floß in der Form von zwei, ja fünf Silbergroßchenstückchen durch die Fremden, die ich im grünen Baum, im Ros und im Auler zu Schleußen rasierte, in meine Tasche!“

„Sei getrost, wir werden wieder hinkommen! Nur in der Heimath wohnt das Glück! in der seligen theuern Heimath, wo der Sturm jetzt die Eichen emporhebt, daß sie freudig und jubelnd ihre Kiefernäste zusammenschlagen. Ganz Thüringen steht auf wie ein Mann, es wird ein Königreich — nein — eine untheilbare Republik wird es werden! Ja dann werden auch wir thüringische Republikaner sein, drüben im neuen Libertys-Lande, denn hier sind wir arme Bürger, Sklaven, Hunde.“ — So schwärmte Schirmer, angefeuert durch die vielen Seidel, die er in sein Inneres aufgenommen, und verfluchte und vermaledeite das Amerika so schauderhaft, daß sogar die Biergläser zusammenschauerten. Da aber sein Fluchen und Wuttern von einigen Haulers vernommen wurde, denen es mißfiel, so machten diese sich über ihn her, prügeln ihn weidlich durch, und warfen ihn sammt seinem trauten Plüsch aus der bayrischen Bierhalle heraus auf das Pflaster einer newyorkischen Straße.

Jetzt rüstete sich Schirmer zum Ausbruch nach Deutschland, denn es rückte die große Zeit von dessen Pestreue immer näher, selbst der gefeierte Held derselben, Herr Feder, der es schon früher

in Deutschland wie Deutschland ihn — satt bekommen, brach wieder auf — wollte hinüber, eilte aber nicht sehr, zögerte und zauderte klüglich, mußte auch, wie der kleine Tambour Veit im Volkslied: gar wohl warum? — Da erinnerte sich der Halbwisser seines lieben Freundes, wie er ihn nannte, vom Stammblatt her, schrieb einen acht Seiten langen Brief, den er mit dem verworrenen Galimatias der Redensarten seines demokratischen Sinnes oder vielmehr Unsinnes füllte, packte einen Haufen nichtswerthen Zeugs, als einen stinkenden Kittel aus Buffaloleder, von einer armen Rothhaut, amerikanische Zeitungen voll verdrehter Nachrichten aus Deutschland, einige Obsidian-Feuersteine, auf den Sandfeldern um Mexiko zusammengelesen, die er für Indianerpfeilspitzen ausgab, und solchen Krames mehr zusammen, und vier Dugend Briefe an seine angeblichen Freunde, wollte seine mexikanischen Kriegsfahrten in Deutschland im Wochenblättchen lesen, wie Frau Marthe Schwerdtlein in Goethes Faust den Tod ihres lieblichen Mannes, und erstrehte sich, in diesem Briefe an den Mann, den er, ohne ihn irgend näher zu kennen, den Titel Freund an den Hals warf, auf die deutschen Fürsten zu schimpfen, so

auch auf die Kirche, wie auf die Bibel, den Communismus zu preisen, und in heller Klarheit von Republik, Deutschthum, thüringischer Volkserhebung und dergleichen aberwichtigen Narrendossien das blaue vom Himmel hernunter zu schwadroniren, zu fassen und zu phantasiren.

Nach der Hand packte Christel seine Liebesgaben zusammen, um cheffens abzufahren und Deutschland zu befreien. Plüger wollte nicht mit — Plüger hatte das Gräfenberg'sche Pillen-Geschäft verlassen und befand sich jetzt in Diensten des Kaiser-Gemannes von, Nr. 420 Broadway, dem er das weltberühmte magnetische Pulver gegen Wanzen, Kotten, Ameisen, Fliegen, Mosquitos, und Mücke bereiten half, so wie auch desselben Pillen für Ratten und Mäuse. Dieser Dienst war minder schwer, wie der so eben verlassene, auch minder gefährlich, denn diese magnetischen Pulver und Pillen waren, laut der Ankündigung mindestens, ohne Gift — und von den Medicinal-Behörden (laut der Ankündigung) in Frankreich, Rußland, Schweden und Dänemark geprüft und sehr empfohlen — sie waren eben so frei von Gift, als von allem, was magnetisch heißt. Beinahe wäre der Christel zur Befreiung

Deutschlands abgesehelt; er hatte einen Theil der Uebersatzkosten sich wirklich erarbeitet, wenn es Arbeit zu nennen ist, durch fast müdeleses mischen einiger Pulver und drehen einiger Rattengiftpillen oder durch Beibülfe zu Gaunerkunststücken das Publikum betrügen zu helfen, und rechnete auf die am 20. Juni 1849 zu New-Orleans Statt gekabte Versammlung zu Gunsten der deutschen Freiheitobewegungen. Da hatte man so recht in deutschamerikanischer Weise sich versammelt, Fabnen und Damen, Flaggen und gewaltige Redensarten, Enthusiasmus und Bier, Mitglieder • Einschreibung ohne Wahl und Prüfung, Redner und Schwäger mit obligaten Phrasen, wie: Tyrannen, Despotismus, Rußland, Barbarenhorden, Betheiligung Amerikas am großen Weltkampfe, edelmüthige Hülfe, Volkswünsche, Donner der Batterien, dichter Pbalanz, Trompetenstimme des Volks, Fürstenwölfe und Jagd auf sie, Landwehr deutscher Freiheit, Hermannsgeist, Fahne der deutschen Republik — und hinterdrein der unvermeidliche Nankes • Doodle, Tanz und Essen, — alles war vereinigt.

Als Schirmer von dieser Versammlung Nachricht erhielt jubelte sein Herz, und er leimte

auf die Schaaren, die nun nach Deutschland ziehen würden, und auf sich selbst, indem er sich aber wohlweislich einen andern Namen gab, einige seiner die Zähne stumpfmachenden Verse zusammen, wenn er sie nicht — was nicht verbürgt werden kann, einem ihm ebenbürtigen Poeten nachschrieb, darin kamen folgende Reimlich- oder ich Arschdich-Zeilen vor:

„Nur haltet zusammen wie fluge Männer thut,
Zug wird euch belohnen und demoftratifcher Ruhm.

Der Hecker, er lebe! Er ging diruhn voran,
Und du folgst ihm muthig als ächter Arbeitmann.

So geh denn hin kämpf' wacker darauf los,
Grüßche tüchtig Preußen die Flund' ein Groß!“

Ein Groß! So war das Wort wirklich geschrieben! Welch ein großartiger Aberwitz eines Halbwissers und eines Zeitungsschreibers! Beide wußten nicht, daß Groß ebenso eine Menge, als in Frankreich den Gewichtstheil von 1½ Centimen bedeutet. — Schirmer schrieb nach New-Orleans und hoffte mindestens auf eine Hundert-Pfundnote zur Reise und Ausrüstung von dem Arbeiterbewegungsverein daselbst; mittlerweile kündigte er in öffentlichen Blättern seine Abreise

an, indem er sein ganz unbedeutendes Ich für eine wichtige Person hielt.

Aber es schien nicht in des Schicksals Willen beschlossen, daß Deutschland durch diesen und andere Halbwisser seines gleichen frei und eine höchst glückselige Republik werden sollte — von New-Orleans kam der Brief uneröffnet zurück, niemand hatte ihn annehmen mögen, und ein Verein zur Unterstützung solcher Helden bestand nicht. Es hatte nur eine Versammlung, wie die geschilderte, mit essen, trinken, Redensarten und Hauler-Doebie Statt gefunden.

Christel blieb in Newyork und führte nun die Geschäfte in dem kleinen Comptoir der Madame O'Ratteli aus Irland, seiner Freundin, Greenwich Straße Nr. 86, welches Geschäfts-Comptoir besörderte, nachwies, vermittelte, besorgte, zahlte, übernahm, & S. die Anfertigungen aller schriftlichen Arbeiten — (diese waren hauptsächlich der Thätigkeit unserö Halbwissers zugetheilt, der mit gottwohl blumenreichem Styl und höchster Sprachrichtigkeit seine Umarbeitungen schmückte, auch Gelegenheitsgedichte von kampfhafter Wirkung auf die Lachmuskeln verservigte) und sich unterzog. Christel

war nicht böhsch, Madame D'Aüttell fand Wohlgefallen an ihm, sie liebte ihn, er liebte sie wieder, das gemeinschaftliche Geschäft ging vortreflich, allein eben so vortreflich erwich sich die Wahrsagerei seiner früheren Frau Principalin, denn unvermuthet sehte der in Geschäften lange, sehr lange abwesend gewesene Mann der Dame zuhuf, fand das Geschäft seiner Frau nicht in Ordnung, fand daß es auch ohne sein Wissen den Handel mit Peru übernehmen, fand den Pech in seinem Garten, den er doch nicht hinein gesetzt, wurde nun wirklich zum Gabelbeber, den Madame E. in der Kasse ge'ehen, und prügelte den Schwärmer zum Hause hinaus.

Pluper sah in der Trinfstube von W. Riese, 103 Liberty-Strasse beim bayrischen Bier, das auch in Amerika und überall gut schmeckt, wo es ächt ist — und hing tiefstimmend seinen Gedanken nach. Er hatte seine Stelle aufgegeben, weil er eine Idee hatte Er hatte die Dienstbarkeit satt, er wollte selbstständig werden, und nun dachte er darüber nach, wie das wohl am besten anzufangen?

Seine schnellen Gedanken tanmelten im Zergarten des Humbug umher, was wohl für ein

Trug zu erkennen sei, der ohne sonderliche Arbeit, Mühe und Geldauslagen Geld einbringen könne, und der anlockend genug sei, leichtgläubige Narren in Menge zu betören, irgend ein Amulet, ein Stüchchen Aup'entrich zum anhängen, oder auch Aup'er und Jinf, ein Stüchchen Trait, mit Seide umwickelt, magnetisch genannt, oder electrisch, oder galvanisch, oder electro-magnetisch, oder noch besser galvano-magneto-electrisch — das konnte nügen und in der That heilsam sein, nämlich seiner Tasche. —

Da trat Schirmer ein — wilden Ausdruck im Gesicht — wüthend — schäumend, gar kein Mensch mehr. Er hatte einen Brief empfangen, einen Brief, der ihn der Sprache, ja fast der Vernunft beraubt, so viel er deren noch hatte, und das war in der That nur ein geringes Maas. Es war die Antwort auf sein acht Seiten langes Geschreibsel nach Deutschland, daß er kommen wolle, daß er nur auf den ersten Ananenschuß laute, welcher trotz aller Niederlage des schmachlichen Badener Aufstuh's dennoch erschallen werde, und dann solle nichts ihn halten, zu kommen, als Rüttemer, als Rütbes.eier.

Da wurde ihm denn freilich vieles, gar vieles gesagt, was ihm und seines gleichen zu sagen dienlich schien.

Nicht unbefähig, aber mit einer ernsten Strenge wurde die Penennung Arund abgerieben, seine ferneren Forderungen und Aufträge wurden verboten, seine Schwindelgedanken aufgeheilt und die Thorheit gerügt, wie der Dünkel solcher bedauerlichen Persönlichkeiten, daß es ihrer zum Heile Deutschlands bedürfe. Es wurde ihm gesagt, daß um das geliebte deutsche Vaterland groß und einig zu machen, Weisheitsgröße, sittlicher Adel, Wissenstreichthum, Gerechtigkeit und Glaube, lauter reine Elemente, zusammenwirken würden und müßten, deren Ausstrahl den Gemonismus, die Atheisterei und sittliche Entwürdigung, wie den albernen Hochmuth der Halbweiserei in den Stand zurück drücke, aus dem sie sich aufgebäumt. Schließlich wurde noch ein guter Rath ertheilt, der Bezug nahm auf Christi Schirmers an den Tag geklagte Verachtung der Kirche wie der heiligen Schrift.

Es wurde ihm gesagt: „Halten Sie, wenn auch ohne äußerliche Kirche, den Glauben an eine göttliche Gerechtigkeit in Ihrem Innern fest, die

sich jetzt in Deutschland (Durch den Sieg der preussischen Waffen über den nichtswürdigen bairischen Aufruhr) gar herrlich offenbaret. Wenn Sie die Bibel nicht für Gottes unmittelbares Wort halten, so halten Sie dieselbe für das Werk weiser und großer Menschen, welche der Geist Gottes erfüllte, und in welcher sich der Menscheng Geist göttlich offenbarte. Und warten Sie nicht auf den ersten Kanonenschuß neuen Auffandes in Deutschland, ohne die Versicherung auf das Alter Jerusalems. —

In seiner Wuth, die grenzenlos war, konnte der Halbweiser nicht herausfühlen, daß ihm mit so ansehnlicher Antwort auf sein verworrenes Geschreibsel viel zu viele Ehre angethan worden, er dachte nur einen Gedanken: Rache! glühende Rache! Der sollte was erfahren, der den Brief geschrieben, der sollte aufpassen, was es heiße, einen freien Mann in Libertys Lande zu beleidigen, und so undankbar zu behandeln, der sollte dran glauben! Dieser — — —

Plüger verlor über den wuth- und rache-schnaubenden Reden Schirmer's ganz den Gang seiner Ideen, an denen ihm doch eigentlich vielmehr gelegen war, als an der unerheblichen An-

Gelegenheit seines Freundes. Er war eine weit minder überspannte, war eine einfach praktische Natur, und gab im stillen dem Schreiber des Briefes Recht, wenn er auch dieß nicht gleich sagte, sonst hätte ihn der Christel gewürgt.

Dennoch nahm Christel wahr, daß der Freund, gegen den er seinen Ingrimme zunächst Luft machte, nicht rechten Antheil zeigte, und dieß ersättete ihn einestheils mercklich gegen Plüger, der im wohlmeinenden Sinne schon die Absicht gehabt hatte, seine Idee und deren Ausbeutung mit dem Freunde zu theilen, als ein Compagniegeschäft, den, wie ihm mehr und mehr klar wurde, auskömmlichen und einträglichen Gedanken zu verwirklichen, — andernteils erdigte es ihn.

Da nun der Halbwisser in seinem Zorn zu trinken begann, immer roher, wilder und unaussprechlicher wurde, Plüger mit heftigen Worten reizte, die dieser nicht unerwidert ließ — so wäre es beinahe zu Thätlichkeiten gekommen — doch behielt Plüger Ruhe und Kaltblütigkeit genug, diese zu vermeiden. Er ließ endlich den Christel schelten und schmähen, hielt ihn nicht für zurechnungsfähig in dieser seiner unerhörten Aufregung, und sagte bloß, indem er den Thürgriff in der Hand hielt: „Weißt

Du was, Schürmer? Wir sind geschiedene Leute! Der Raun hat Dir den Staat gestochen — leider — wie ich sehe, ohne Erfolg und Glück. Geh Du den Weg Deiner Narrheit — ich gebe den meinen. Ich hatt' es gut mit Dir im Sinne — jetzt will ich, was ich weiß, Dir mittheilen und mit Dir theilen wollte — für mich behalten, nicht einmal halb sollst Du's wissen, Du überspannter erzverrückter Halbwisser Du!"

Es war gut, daß Plüger eiligt zur Thüre hinaus schlüpfte, denn es flog ihm ein von Christels Hand geschleudertes Seidelglas nach dem Kopf, das an der Thüre zerplitterte. In sehr kurzer Weile flog, von den handfesten Kellnern in Herrn W. Nieseles bayrischer Bierstube in der Liberty-Straße — geschleudert, — Master Schürmer dem Glase nach, und zwar nicht bloß bis an die Thüre, sondern bis auf die Freiheit-Straße hinaus.

Der so schnell und unwillkürlich freigelassene Slave seiner schwärmerischen Einbildungen suchte sein Winkelhotel, und schloß sich in seine Kammer ein — und schrieb.

Er schrieb, als ein treuer Mitarbeiter, an seinen ebenbürtigen Freund, den Herausgeber des

Vollkstreundes und sandte ihm den erhaltenen Brief, daß der ihn räche, daß er den Schreiber in seinem berühmten und allverbreiteten Blatt zu Schanden mache vor Amerika, Afrika, Asien, Europa, Deutschland, Schleusingen, Römheld und Hildburghausen.

Und der Freund benutzte redlich die Mittheilung. Er schlug den Namen jenes Briefschreibers, den einst Christel Schirmer verehrt, ja vergöttert, des Mannes, dessen bewiesenes Wohlwollen den Christel glücklich gemacht, ihn geistig so hoch gehoben, als es bei beschränkter Halbbildung nur immer möglich war, — an den Schandpfahl seines vollkstreundlichen Blattes, und suchte ihn über und über mit Schmach zu bedecken.

Er schlug aber auch zugleich den Schirmer ins Gesicht, denn er ließ den ganzen Brief an letztern abdrucken, und so sah jeder Einsichtvolle auch unter den Demokraten, was für erbärmliche, innerlich hohle und unsaubere Gesellen unter das Banner der Demokratie ihre communistischen Gelüste und ihre Niederträchtigkeit flüchteten.

Mit einer alle Begriffe übersteigenden, beispiellosen Nichtswürdigkeit glossirte Saz für Saz jener Herausgeber den Brief, und warf mit alle

den verbrauchten Redensarten von Speichelleckern der Fürsten, Bedientenseelen und dergleichen, um sich. Endlich aber trat er auf die Zehen und that einen Hauptwurf: er empfahl den Schreiber des Briefes dem künftigen Guillotine-Ministerium Deutschlands.

Das war doch ein Gedanke! Der mußte jenen Brieffschreiber vernichten — er war Geldes werth — Christel weinte eine Freudenjahre, als er ihn las. Hätten er und sein würdiger Freund das unauslöschliche Gelächter gehört und gesehen, das diese Narren-Phrase im Kreise des Brieffschreibers erregte, als der Wisch durch Christels eifrige Bemühung in mehreren Exemplaren nach der Heimath des Geschmähten kam, er wäre außer sich gerathen vor Entrüstung und toller Wuth. Diese, nach des Halbwissers Meinung ausgesuchte furchtbare Rache, die nur belustigen, und ebenso wenig beleidigen konnte, wie die Schmähungen eines Christel Schirmer und Genossen überhaupt, war der Silberblick in Schirmers jetzigen so haltlosen Leben. Er stand gleich neben jenen jetzt freilich minder lieben Erinnerungen an die freudbewegten Stunden beim Sängersfest in Subla, wo der freudige Christel auf das Wohl des von

ihm gefeierten Mannes trank; ja so nahe, und doch so fern standen sich Erinnerung und befriedigtes Rachegefühl, wie Nord- und Südpol an einer Magnetnadel, und wie die Gessinnung jenes Mannes und die seine.

Aber Silberblicke sind nur von kurzer Dauer — ein Leben ohne sittlichen Haltpunkt, ohne ernstesten Beruf — es konnte sich nicht nur, es mußte sich in Nacht und Dunkel verlieren.

Nach einiger Zeit las man in einem Blatt der Staatszeitung, der Sun, oder in einem andern Blatt Newyorks, oder auch in mehreren Blättern folgende Anzeige:

Dr. Plüger's magischer Schmerzensanziehcr, für ein Weltwunder erklärt von Allen, welche das Mittel gebraucht haben.

Dr. Plügers magischer Schmerzensanziehcr heilt alles. Ihm weichen Entzündungskrankheiten, Rheumatismen, Gliederschwamm, Brandwunden, kurz alles. Dieses merkwürdige Heilmittel besigt wahrhaft übernatürliche Kräfte, und stillt fast augenblicklich jeden Schmerz. Zahllose Zeugnisse liegen darüber vor. Es ist, so wenig wir dem Absolutismus huldigen, ein

absolutes Heilmittel und dabei das radikalste von allen. Wir fragen, ob das Publikum mehr, und etwas billigeres verlangen kann??? Gefühlvolle Aeltern, treue Vormünder, zärtlichliebende Väter! O haltet es beständig vorrätzig, nicht daß es den Brand eurer Liebe tilge — nein — aber alle Brandwunden heilt diese Wundersalbe, welche einzig und allein ächt verkauft wird Office Nr. 62 Lispenard Straße, einige Thüren vom Broadway.

Warnung. Es giebt keine weitem ächten Schmerzensauszieher. Man hüte sich vor Trug und Täuschung! 

Keine Büchse kann ächt sein, deren Umschlag die Unterschrift ihres berühmten Erfinders Dr. Plüger fehlt. Man brauche dieses Mittel und heile sich, oder man brauche es nicht, und leide so viel man kann.

Auch halten Dr. Plüger und Frau Dr. Plüger, (vormals Madame S., die berühmteste und unübertrefflichste Wahrsagerin und Kartenschlägerin) eine kleine Somnambule von 11 Jahren, welche über alle Verhältnisse des Lebens im Zustande des magnetischen Sellschens (Vormittags von 11 bis 12 Uhr) auf alle an sie gerichteten Fragen

pünktliche, klare und verständliche Antworten ertheilt. Man bittet sich vom Lager der kleinen Somnambule in angemessener Entfernung zu halten, und die Fragen nur ganz leise zu thun. Sie verordnet Recepte, zeigt den Ort an, wo sich verlorene oder gestohlene Sachen befinden, und giebt Auskunft über den Zustand der Seelen nach dem Tode, auch über die Geisterwelt und Sonne, Mond und Sterne, durch welche sie mehrere höchst merkwürdige Reisen gemacht hat. Aus Ueberzeugung und redlichem Gefühl für das Wohl seiner Nebenmenschen empfohlen durch Dr. Plüger, Mitglied der medizinischen Gesellschaft von Stadt und Country Newyork, Licentiat der medizinischen Staatsgesellschaft, Mitglied des Collegiums der Aerzte und Chirurgen in der Stadt. Zu sprechen von 8 bis 11 Uhr Morgens und von 2 bis 6 Uhr Nachmittags. —

Nachschrift: Im Hause des Dr. Plüger wohnt auch ein Klopfsgeist, welcher auf alle Fragen, die an ihn gerichtet werden, durch Klopfen bestimmte Antwort ertheilt.

Auch ist daselbst selbsterfundenes und probates Universal-Liegenpapier zu haben.

An einer einsamen Stelle des Strandes in der Nähe von Newyork wandelt in verwildertem Anzug ein noch junger Mann, stieren Blickes, gesenkten Hauptes auf und ab — gedankenschwer. Die Wellen rollen ihren Schaum bis an seine Füße hin, der Himmel ist von schwarzen Wolken überzogen, es stürmt aus Ostnordost, kühle Schauer durchwehen des Mannes dürftiges Gewand, und machen sein Gebein erzittern.

Er hat mehrere Zeitungsblätter in der Hand — liest sie, zerknittert sie.

Da fällt, nachdem sein Blick sie fast alle durchsirt und überflogen, und wie es scheint nichts — nichts gefunden — dieser starre Blick auf Dr. Pluger's Anzeige, und er bricht in die Worte aus: „O falscher Freund! Alles falsch — alles — die ganze Welt! — Lüge, Trug und Lüge und Täuschung alles — alles! — Du ein Doktor — Pluger? Du ein Erfinder! Du jammerst mich! Meine Feindin hat er geheirathet — wenn es wahr ist — eine Wachs puppe ist ihre Somnambule — hinter dem Vorhang neben ihrem Lager sitzt er von 11 Uhr an — deshalb ist er auch nicht länger zu sprechen, der Betrüger und macht mit der

Kunst des Bauchredners die Stimme eines Kindes nach!“ —

„Er ist kein eigner Klopsgeist! O über dich Narrenvolk, das an solchen schmachvollen Humbug voll Unsinn glaubt! O du dreifacher Lump — du Universalstiege!“ —

„Welch ein Land! Freiheit und Sklaventhum! Noheit! Vernunftglaube und Aberglaube! die Menschheit nur ein Rechenexempel!“

„Flüher wird reich! — Aber warte nur — sie wird Dich schon somnambulistren!“ —

„Ich will nicht reich werden! Ich will arm bleiben, freiwillig, ein Denker — ein Philosoph. Ja — ich bin ein Philosoph! Ich kann entbehren, und ich will entbehren — ich kann die ganze Welt entbehren!“ —

Dumfj rollte es über Land und Ocean.
„Was war das? — War das der Schuß? Der Kanonenschuß! — Signal der Freiheit Deutschlands, trug es deinen Schall herüber über das brausende Atlas-Weer?“ —

Ja — wirklich Atlas-Weer sagte der hochgelehrte Christel Schirmer. —

„Wartet nur ihr blutigen Tyrannen! Ich komme — nächstens komme ich!“ —

„Da! blutiger Freiheit-Morgen! Da Quitt-
tine!“ —

„Hahaha!“ — —

Ein Gelächter, wie das Gelächter eines
Bühnenspiels geht über die Strandfläche. —
Der Mann steht immer noch dort — wieder still
in lauschender gespannter Haltung.

Er hat die Zeitungsbblätter zerrissen, und
wirft sie dem Sturme zum Spiele hin. Sein
halbirrer Blick folgt den wehenden wirbelnden
auf und nieder getriebenen Blättern — einige
schaukeln schon auf den Wellen — andere heben
der Flügel des Windes hoch empor.

Der Mann steht und starrt und lauscht und
lauert. — Worauf? — Er, der sich fest einbil-
dete, sein Vaterland zu lieben — worauf lauert
er? —

Auf den ersten Kanonenschuß neuen Auf-
rührs in Deutschland.

00

es

—
I,

b

n

n

e

of

b

.

t

.



© 1908. 1743
Scenischer Prolog

von

Schiller-Jubelfeier

am

10. November 1859.

Gesprochen

im Herzoglichen Hoftheater zu Meiningen.

Gedichtet

von

Ludwig Hochstein.

Meiningen, 1859.

Verdruck in der Buchdruckerei von Schultheiss.

Wohl G. Meiningen.

Das literarische Eigenthumsrecht wird ausdrücklich vorbehalten, und jeder unbefugte Wiederabdruck als Nachdruck bestraft werden.



Garten. Aereide vor Aufgang des Vorhangs.

Scene: Halb, Morgen - Dämmerung.

(Die deutsche Dichtkunst tritt aus dem Walde, sie trägt am Arme eine in der Hand einen Lorbeerkranz.)

Wo such' ich Dich? Wohin verbarst Du Dich,
Mein Liebling, **Friedrich Schiller**, meinem Blick?
Wohin trieb Dich Dein ungestümer Drang?
Aus **Deinen** Banden bist Du kühn entflohen,
Aus **meinen** Banden laß' ich Dich nicht gehn!
Du willst nicht mehr von mir begleitet sein?
Rückkehren Du vom hehren **Griffesdewer**?
Zur Heilkunst, welche Du Dein **Handwerk** nennst?
Es ist unmöglich! — Tausend Reime schlummern
Des Reinen, Hohen, tief in Deiner Seele,
Gleichwie die Lebenskeime der Natur
Im Winterschlummer ruhen. Tir, o Tir
Wird neuer Vengestrahle die Seele wecken!
Tir, der umdüstert und umbunkelt geht
Tiefströmend Sinnen hingegeben brüet —
Erglüht ein schönes junges Morgenroth,

Und goldene Schwingen tragen Dich empor
In meines Reiches Glanz und Herrlichkeit. —

Die Stätte will ich schauen, wo Du weilest,
Dein trauer Liebling, will sie weihen für Dich,
Die manche dunkle Stätte schon geweiht ward
Für großer Menschen großen Geistesflug.

Glossen-Notiz: es wird hell, der hintere Vorhang geht auf,
und es stellt sich in angemessener Distanz Bauerbach bei Weis-
ningen mit dem Schillerhause dar.

(Die Dichtkunst spricht nach der Veranlassung sogleich weiter:)

Sei mir begrüßt, Schirmstätte meines Lieblings,
Ihm that ein edles Frauenherz Dich auf,
Und deutsche Gastlichkeit hieß ihn willkommen.

Mein **Schiff**! Sei getrost und bleibe treu!
Der Heimath bist Du fern — der Freundschaft nicht;
Im rauhen Winter glühte heiß Dein Herz.
Trüb ist die Gegenwart — die Zukunft hell!
Wie selten ist der Himmel wolkenlos!
Wie selten ruh'n die Wogen unbewegt!
Und der das Herz aufwühlt, der innere Sturm,
Ist heilsam ihm, wie des Gewitters Tosen
Die Flur durchbraust und ihr doch Wohlthat strömt.

Gewaltig ringt die Zeit, gewaltig ringt
Und schöpferisch in Dir der Genius.

Eas walten stürmteegte Kräfte, die
 Nach Klarheit ringen und sich bald verklären,
 Wann ihrer Reife Zeit und Stunde kam.

Hell liegt vor meinem Blick Dein Zukunft-Veod, —
 Aus dieser Einsamkeit wirst erst Du schreiten
 Zum höchsten Ziel der Kunst die Sonnenbahn.
 Wenn auch Verlehnung, Mangel, Sorge, drückt —
Ich will es sein, die Dich dem Stand entrückt!
 Dich soll **mein** Ruf, der **deutschen Dichtung** Ruf,
 Begeistern zu dem seligen Genuß
 Dir selbst genug zu thun — mein Priesterthum
 In Dir zu pflegen, bis der höchste Ruhm
 Dein Lohn einst wird, der nie verhallend klingt,
 Und über Länder, über Meere dringt. —

Der schönen Stätten wirst Du viele finden
 Im deutschen Vaterland, wo Dich Begeisterung
 Mit ihren hehren Hittichen umweht,
 Und Millionen Herzen werden freudig
 Dir Beifall jubeln, **ihren** Dichter Dich
 Mit vaterländischem Stolge feiernd nennen.
 In Erz und Marmor wird Dein Irdisches
 Verherrlicht werden — dankbar wird Dein Volk,
 Voran die Jugend Deutschlands, Dich vergöttern;
 Du wirst der edlen Frauen Vichling sein.

Es wird es dauern immer, immerdar,
 Ob ein Jahrhundert schwand im Strom der Zeiten,
 Seit eine bleibere Mutter Dich gebär,
 Ob noch Jahrhunderte vorübergleiten. —

Auffschweben wirst du früh, denn lange blühen
 Die schönsten, herrlichsten der Blumen nicht;
 Ich sehe Deiner Zukunft-Sonne Glühen,
 Ich sehe Dich verklärt im höheren Licht.

(Schreiet nach der Tiefe.)

*Harfen-Kecche. Verwandlung. Man erblickt auf einer Er-
 höhung, von Lorbeer umstellt, Schillers Büste von einem Licht-
 Kranz umgeben.*

(Die Lichtkunst senkt An Lorbeer-Kranz auf Schillers Haupt.)

Ein Bild nur ist der helle Merdenschrein,
 Symbol der Kranz, den ich aufs Haupt Dir senke,
 Wie heut' Dein Vaterland an Dich gedente,
 Denn Du bist unser, und wir bleiben Dein.
 Dein Name prangt im höchsten Siegeskranz,
 Dein Nachruhm strahlt im ewig hellen Glanz;
 Und was als Klage tönt durch unsere Herzen,
 Ein Sang von Dir, was als ein Vorwurf mahnt,
 Biel als von Dir, entrückt ward'st Du den Schmerzen,
 Die Du so wahr empfunden und geahnt.

Die Dichtung tritt wieder in den Vordergrund, laute Musik-
klänge begleiten die folgenden Worte, die sie mit gehobenem
Besühle spricht, bis zum Schluß.

„Glückliche Sänger der glücklichen Welt! Von
Munde zu Munde
Aleg von Geschlecht zu Geschlecht euer empfundenes
Wert.

Wie man die Götter empfing, so begrüßte jeder mit
Andacht

Was der Genius ihm, redend und bildend, erschaut.

An der Muth des Gesangs entflammten des Hörers
Gefühle,

An des Hörers Gefühl nährte der Sänger die Muth.
Nährt' und reinigte sie, der Glückliche, dem in des
Vollkes

Stimme noch hell zurück lichte die Seele des Viers.*)

(Der Vorhang fällt.)

*) Das Ende des Stücks. „Die Sänger im Himmel.“



Verzeichniss der Sammlung

von

Kunst- und Alterthums-
Gegenständen

aus dem Nachlasse

des

weil. Hofraths Ludwig Bechstein,

verstorben

am 10. September l. J. und an den folgenden Tagen
im Hause Nr. 568 der Marienstraße

in Meiningen

öffentlich an den Meistbietenden und gegen

baare Bezahlung

verstrichen wird.

1846

Meiningen.

Verkauft in der Buchner'schen Hof-Verkaufsstelle.

1846.

Vorbemerkung.

Damit der Gang der Auction ein rascher sei und Anwesen-
tiae nicht zwecklos aufgehalten werden, soll Uebereinkunft sein,
daß bis zum vollen Gulden mit Kreuzern, dann von 5 zu 5 Kreuz-
ern geboten wird. Sind 10 Gulden erreicht, dann erfolgen die
Aufgebote mit 10 zu 10 Kreuzern.

Die Auctiendstunden sind Vormittags von 9 bis 12, Nach-
mittags von 2 bis 5 Uhr.

Erhandelte Gegenstände sind von den resp. Ersthern noch er-
folgter Zahlung möglichst bald in Empfang zu nehmen.

Aufträge übernehmen gegen übliche Provision und billige
Verrechnung der Verpackung:

In Weiningen:

Die Herzogl. Hofbuchhandlung von Prüdner & Renner.

Die Buchhandlung von L. von Grc.

Die Gadow'sche Buchdruckerei.

Die Revüner'sche Hofbuchdruckerei.

In Frankfurt a. M.:

Die Herren Gebrüder J. u. S. Goldschmidt, Zeit-
Hotel de Russie.

In Das Liebenstein:

Herr Kaufm. Lannemann aus Walldorf bei Weiningen.

In München:

Die Kunsthandlung von L. von Wentwerffen, Karl-
straße.

In Nürnberg:

Herr Antiquar und rarater Gendel.

Der Königl. Bayerische Hof-Antiquar Herr Vidert.

In Würzburg:

Das Auftrag- und Anfrage-Bureau von J. J. Wang.

Die Kunsthandlung von H. Kälter.

Inhalt.

Erste Abtheilung. Sammlung der Schrift und Gedichte.

A. Schrift.	von
Lirialliter. Vocale, Consonen, Stöße, Töne, Zeichen, Zeichen, Zeichen.	
Manner n.	1
B. Handschriften. Heine'sche Handschriften.	
Männer, Heine'sche Handschriften, Töne, Zeichen, Zeichen, Zeichen.	
Männer, Heine'sche Handschriften, Töne, Zeichen, Zeichen, Zeichen.	5
C. Briefe und Briefstücke	9
D. Tausendblätter	10
E. Pictographische, Zeichnungen, Zeichen, alte Zeichnungen, Zeichen.	12

Zweite Abtheilung. Sammlung ethnographischer, naturhist. und physikalischer Gegenstände.

A. Ethnographische Sammlung.	
Gegenstände aus China, Nord- und Süd-China, Korea	
(Manchu und Koreaner), Japan (Japaner, China, Japan.	
Fremde und aus der Insel	16
B. Joch, Lohmase und Kutsche (Zubehör zur ethnogr. Sammlung)	19
C. Naturalien	21
D. Pictische und physikalische Gegenstände	
Hornschale, Porzellan, Kutsche, Kutsche, Kutsche, Kutsche.	23
Möbel	25

Dritte Abtheilung. Weise der zeichnenden und bildenden Kunst.

A. Gemälde und Pictische.	
Gemälde, Pictische, Pictische, Pictische, Pictische, Pictische.	
Pictische, Pictische, Pictische, Pictische, Pictische, Pictische.	26

B. Verschiede Färb- und Stäufereien	27
C. Plastische Arbeiten.	
Figuren, Gefäße, Statuetten, Pösten, Lebkuchenschen Figuren.	
Reliefs u.	28
D. Kleinere plastische Arbeiten, Schmelzen, Abschleifen und andere Gegenstände, Schmuckstücke, Kunst-Expositionen u.	29
E. Metallen, Münzen, Jetons, Stempel, Siegel, Verhältnisse	30
Als Anfang: Expositionen, Curatellen u.	

Erste Abtheilung.

Sammlung der Gefäße und Geräthe.*)

A. Gefäße.

Trinkgläser, Porale,umpen, Krüge, Vasen, Schüsseln,
Tassen, Mannen &c.

1. Einfach geschliffenes Trinkglas mit Gekörnerverzierung.
2. Einfach geschliffenes Kelchglas.
3. 3 Stück geschliffene Clancrügler.
4. 2 vergl. (unaleich).
5. Edeln geschliffenes Kelchglas mit Wappen.
6. 6 Stück hohe, einfach geschliffene Champagnergläser.
7. 1 vergl., reich verziert.
8. Grünes Hemeralas, geteilt.
9. Starkes grünliches Glas, acmalt und eingebrannt (Juvist, Fayst und Jungier, letztere in laecirer Stellung, mit eijernem Helm-
spruch). Anno 1700.
10. Rein geschliffenes Weinglas mit Zyruch und Zinnbild (geteilt).
11. Einfaches Glas, im Zinnbild gehennene Jäden.
12. 2 Stück fein geschliffene Kelchgläser.
13. 1 vergl. mit Blumen.
14. Niedriges, matt geschliffenes Glas mit Zyruch und allegorischem
Zinnbild (Leichenstuhl, Zöfanz, Viebsinchen).
15. Geschliffenes Glas, modern, grün und weiß.
16. 2 Stück einfach geschliffene Gläser mit Namenszug.
17. Hohes, fein geschliffenes Kelchglas (Reccoco) mit Bild und
eines canvazum Helmspruch. Nebst Glasdeckel.
18. 6 Stück fein geschliffene Gläser mit Wappen der Familie Krebs.

* Die Bemerkung: In ansehnlichen Mengen sind aus dem Theile der
europäischen Sammlung (H. Antiquar) vorhanden. Unter den vor-
genannten ansehnlichen Mengen sind auch einige andere, die sich
im den letzten Bestand sind.

19. Kleines gefchl. Glas mit lat. und deutschem Spruch. 1718.
20. 5 St. fein gefchl. Kelchgläser mit Krone u. broucitem Namenszug.
21. Eins. starkes Tringlas, unter einer Krone ein W. 1708. (Von Herzog Heinrich zu S. Rühbild.)
22. Kl. Vocal von der Luthersbuche mit Begaubigungsstegel.
23. Kleiner Becher, aus einem Stück getrieben, versilbert.
24. Gefchl. Glas mit Krone u. Namenszug. (Am Fuße schadhaft.)
25. Kl. Becher (*Poculum Inailath*) von gebr. Thon mit dem Sächs. Herzogschild in falschen Farben. 1702.
26. Vocal von Ruchbaumholz.
27. 2 Stück kleine hölzerne Becher.
28. Großes Henkelglas mit Deckel u. Fuß von Zinn, das getrönt. Sächs. Wappen eins. geschnitten.
29. Eins. gefchl. Kelchglas (Endlich).
30. Sehr kleiner gefchl. Kimer von blauem Glas mit Verzierung und Reimspruch.
31. Holzhumpen mit Deckel, Henkel u. eingel. Verzierung v. Zinn. 1723.
32. Desgl., kleiner. 1720.
33. Gemalter Javencuhumpen mit Rindeckel und Fuß.
34. Desgl., mit Rindeckel (schadhaft). 1730.
35. Desgl. (unten gekittet).
36. Vocal von Rhinoceroshorn auf Rehgehörn.
37. Trinthorn auf 4 metallenen Löwenfüßen mit silberplattirtem Reif und Deckel.
38. Verzierter Steinguthumpen mit Deckel.
39. Kleine gemalte Steingutkanne, am F. schadhaft.
40. Schwarz gekrauselter Thonkrug mit Rindeckel, darauf das Henneberg. Wappen gravirt. 1561. — Stammt aus dem Gasthaus zur Krone zu Schmalkalden und aus der Zeit der dortigen Fürstentage; gehörte wahrscheinl. dem Grafen Georg Ernst von Henneberg.
41. Hellbrauner Thonkrug mit Rindeckel und Fuß.
42. Beher, spitzer, glasierter Steingutkrug mit dem 3mal wiederholtem Bild des K. Philipp von Spanien. Moderne Nachbildung.
43. Kleiner Krug von feinstem gebr. Thon, römische Form.
44. Rindkrug mit Blumenverzierung. 1802.
45. Dunter Thonkrug mit Rindeckel; darauf unter einer Krone R.D.S. und I.V.C.T. 1680 (*Bernardus Dux Saxoniae* und dessen Wahlspruch: *In Veneribus Christi Triumpho*; 1680 Jahr des Einzugs in die neue Residenz).
46. Sehr großer Holzhumpen mit Rindeckel und Verzierung.
47. Desgl.; auf Deckel und Verzierung das Sächs. Wappen.
48. Desgl. kleiner, von Herzog Anton Ulrich.
49. Farbiger Thonkrug mit Rindeckel und Jagdstück, schöne Form

60. Heber brauner Thonkrug mit Zinnbedeckschraube.
61. Kirchenopcal von vergolbtem Kupfer, dem heil. Sebastian geweiht, von schöner Form. Der obere Theil neu; am Fuße drei kleine aus Venedig stammende Nischeplatten.
62. Kleines venezianisches Becherglas.
63. Dögl. Schälchen.
64. Kleine Steinkruse, verziert.
65. Dögl. ganz einfach.
66. Schälchen von Serpentinstein.
67. Dögl. von Glas.
68. Kleine Blumenvase von Milchglas, einf. gemalt.
69. 2 Zinn Blumenvasen von Porcellan, gemalt.
70. Gemalter Kocccoteller im japan. Stil. Bild: Heiligkeit des Kaisers.
71. Lavence Zuppennapf.
72. Mittelalterliches Taufbeden von Messing, getrieben. Mit der Marter des hl. Sebastian u. Inschrift. Aus dem 14. Jahrh.
73. Taufbeden, Koccece, v. engl. Stein mit Taufanne, runder Form.
74. Dögl. mit dergl., längliche Form.
75. Teller zu einem japan. Porcellangefäß.
76. Heber, spitzulauf. japan. Krug mit rothem Grund und Verzierung. Heudel abgetrieben.
77. Große chinesische Porcellanschüssel, gemalt, weiß und blau.
78. Chines. Gefäß (Blumenvase?) aus drei zusammenhängenden Gefäßen bestehend, deren Heudel in einander verschlungen sind. Gemalt wie Nr. 64. Schatzkist.
79. Kaffeeservice (2 Kannen, 3 beist. Tassen und 1 Teller). Japanisch. Porcellan, weiß mit blauen Blumen.
80. Dögl. (2 Kannen und 1 Tasse, welcher der Teller steht) in Form von Bienenvölkern. Wedgwood. (1 Kanne gefüllt.)
81. Hauchsteiner Tasse mit Bild: Herzog Georg zu Meckl. 1845.
82. Kleine japan. Oberlaffe, gemalt.
83. Japan. Tasse mit schöner, erhabener Malerei.
84. Japan. Milchkrüschchen.
85. Chines. Milchschälchen.
86. Große Kanne mit chine. Mauer Malerei, Zinnbedeck.
87. Dergl. kleiner, ohne Teller, schön getrieben.
88. Chines. Theebüchse mit Teller.
89. Große chine. Porzellan Vase, mit tiefblauer Malerei, polynesisch, mit Teller, 1 1/2 A. hoch.
90. Dergl. noch höher (circa 2 A.) mit Blumen und Vögeln, auch der Fuß polynesisch, von schöner Form.
91. Schälchen von Marmor.
92. Dögl. größer von Serpentinstein.
93. Chinesisches Kristallglas, hellgrün.

81. 2 Stück Nimmergläser, gerich. (unbesch.)
82. Geschliffener Nimmercypel mit Zyrind. und Fild. Gefüge.
83. Tögl. mit Glaskedel.
84. Glask. Glaskedel. Zyrind. und Zuck. schen.
85. Glask. Hentelglas mit Nimmer. Tödel schen.
86. Tögl. mit verziertem Glaskedel. 1763.
87. 2 Stück gläserne Bierbecher.
- 87k. 3 Stück vergolden.
88. Glask. Glaskedel mit Tödel.
89. Rothbrauner Ibschring mit verz. Tödel u. Zuck. von Zinn. 1689.
90. Zingantlänchen mit Glaskedel.
91. Großer Zyrindring mit Glaskedelbraute.
92. Zyrindringel, Tödel schen, schabst.
93. Zingantlänchen, Tödelbraute schen, schen.
94. Nimmer verziertes Zingantlänchen.
95. Glind. gemalte Ibschanne.
96. Rasse- u. Wildfanne, weiß mit rothen Blumen, Nimmer Verzell.
97. Tögl. nicht Zuckersch, weiß mit rothen Blumen, vergl.
- 97k. Zuckersch, kein gemalt, vergl.
98. 2 Stück Ibschdingen, weiß mit Han, vergl.
99. Wildfische, vergl.
100. 3 Stück einfache Verzell-Ibschdingen.
101. Ibschdingen, kein gemalt, Nimmer Verzell.
102. 2 Stück gemalte Plumentörle von Verzell.
103. Japan. Tödel, weiß mit erhabener Malerei.
104. Glind. Teller von Verzell, bunt gemalt.
- 104k. Tögl. ganz ähnlich gemalt.
105. Tögl. Tödelchen.
106. Verzellanteller, nach japan. Art gemalt.
107. Zyrindring von weißem Verzell. Nimmer.
108. Zuckersch, weiß mit Han.
109. Tögl. Wasserfing, schabst.
110. Glind. Verzellanteller.
111. 2 Stück Plumentörle von Glas, schabst.
112. 2 Stück vergl. mit Glind. und Zuckersch.
113. Plumentörle von Verzell, gemalt, mit 6 Schlingen, schabst.
114. Zyrindring, weiß mit Blumen, Nimmer Verzell.
115. Große Tasse, vergl.
116. 7 Stück gemalte Teller von Nimmer Verzell, 1 schabst.
117. 6 Stück gemalte Tassen, Nimmer Verzell.
- 117k. 2 Stück vergl. weiß mit Han.
118. Rasse- u. Wildfanne nicht Zuckersch u. Nimmer, gem., Nimmer V.
119. 2 St. Wildfische, nicht Nimmer, vergl.
- 119k. 1 Wildfische, gemalt, vergl.

26. Emaillekrücken, weiß mit Blumen.
27. Silberkrücken.
28. Kunstseide, Silberfäden.
29. Tafe von Kupfer mit Prunktitel: Kaiserlich I. König v. Preußen.
30. Silberkrücken mit Blumenfeld und Forten.
31. Alte Silberkrücke, verbleicht.
32. Nägelgehälter in Tempelform.
33. Große Silberkrücke.
34. Tergl. kleiner, gemalt.
35. Tergl., reich mit weißen Punkten.
36. Silberkrücken mit Äder und Nessel in Email.
37. Silberkrücke in braunem Email.
38. Tergl. kleiner, verbleicht, mit reich. Gegenständen.
39. Silberkrücke mit 2 Kristallkrücken.
40. Silberkrücke in Email mit reich. Gegenständen.
41. Tergl. mit Silber. Instrumenten, dinst.
42. Silberkrücken (Faltenkrücken) in Email eines Silberkrückens.
43. 2 St. Silberkrücken mit Silberkrücken von Ferkel.
44. 1 Tergl., kleiner, kleiner Ferkel.
45. Silberkrücken (Faltenkrücken) von Silberkrücken, sehr schöne Arbeit.
46. Silberkrücken (Faltenkrücken), ein. Silberkrücken.
47. Silberkrücken, Silberkrücken.
48. 2 St. Silberkrücken, 1 Silberkrücken.
49. Silberkrücken von Silber, schön gefertigt, Silberkrücken abgebr.
50. Silberkrücken (Faltenkrücken).
51. Alte Silberkrücke, sehr schön, wohl erhalten.
52. 2 St. Silberkrücken, Silberkrücken gefertigt, an einem Silberkrücken.
53. Silberkrücken (Faltenkrücken).
54. Silberkrücken (Faltenkrücken).
55. Silberkrücken (Faltenkrücken).
56. Silberkrücken (Faltenkrücken).
57. Silberkrücken (Faltenkrücken).
58. Silberkrücken (Faltenkrücken).
59. Silberkrücken (Faltenkrücken).
60. Silberkrücken (Faltenkrücken).
61. Silberkrücken (Faltenkrücken).
62. Silberkrücken (Faltenkrücken).
63. Silberkrücken (Faltenkrücken).
64. Silberkrücken (Faltenkrücken).
65. Silberkrücken (Faltenkrücken).
66. Silberkrücken (Faltenkrücken).
67. Silberkrücken (Faltenkrücken).
68. Silberkrücken (Faltenkrücken).
69. Silberkrücken (Faltenkrücken).
70. Silberkrücken (Faltenkrücken).
71. Silberkrücken (Faltenkrücken).
72. Silberkrücken (Faltenkrücken).
73. Silberkrücken (Faltenkrücken).
74. Silberkrücken (Faltenkrücken).
75. Silberkrücken (Faltenkrücken).

216. Ringlampe von Plod mit 3 Schwandenbälgen von France.
217. Alte Zaubuhr, genau 1 Stunde gehend, Setzstein.
218. Tergal, Plodachse, die dazu gehört. 2. sehr, schwarz.
219. Erzeuger Priestschwerer von schwarzem Marmer.
220. Tergal aus 2 versch. Steinarten.
221. Tergal, dunkel mit weißen Mern, gestrich. Aufschuß Nagenfestel.
222. Tergal mit aufgesetztem Ei aus Percehan.
223. Tergal, kleiner, Edelsteinform.
224. Tergal, aus grauem Marmer mit France. (Zuletzt Kapelstein).
225. Halenderachse von Gussisen, getriebener Zeit.
226. Kleiner Lärchenreißer von blauem Glas.
227. Tergal, mit Platte von Serpentinstein (wenig verlegt).
228. Kleiner Percehanfestel in einer kleinen Lär.
229. Tergal, größer.
230. Tergal, von Holz, gerichtet.
231. 6 Zl. tergal, würfelförmig, schwarz, poliert.
232. 3 Zl. tergal, etwas größer.
233. 3 Zl. tergal, noch etwas größer.
234. Gussisen von Pitschschwamm.
235. Tergal, größer.
236. Tergal, tergal.
237. Lärchenreißer von Percehan, schuppiger Lär. Ungebrannt.
238. Kleiner Schwinger von Percehan mit Aufschuß. Tergal.
239. Lärchenreißer und Lärchenreißer von Serpentinstein.
240. Tergal, von Percehan, graviert.
241. Stein an einer Schellenzang, Percehan.
242. Tergal in Ringform, Glas.
243. Kleine Klingel aus Gussisen mit Nagen.
244. Tergal, nicht Lärchen von einem Klingelbeutel mit Nagenreißer.
245. Tergal, weiß, auch von einem Klingel, von wundervollem Silber.
246. Lärchenreißer, Lärchenreißer, verlegt.
247. Lärchenreißer von 10 Zl. altschwarzen Schiffsstein. 1 schwarz.
248. Kleiner Stein von Percehan, Zl. Adat, silberne Lärchen, alt.
249. Tergal, von Percehan, Zl. schwarz.
250. Tergal, aus einer Nadel, Zl. Adat, silberne Lärchen, neu.
251. Tergal, sehr kleiner, Zl. von Fern.
- 251k. Lärchenreißer von Marmeradat.
252. 3 Zl. japan. Schiffsstein, bunt gemalt.
253. Tergalstein von Holz mit eingemalten Insekten. Zl. sehr.
254. Kleine Platte zum Einlagern, der Zl. reich mit Silber ver.
17. Jde. In Stein mit Emaille u. Silber. Das Meiste sehr.
255. Altes Wasser mit Fern u. Percehanstein, etwas schwarz.

241. Tellerstücker mit silbernem Email.
 242. Kiefer und Eichel mit verziertem Email (angefügt).
 243. Tergl. Tazze mit Emailgriff.
 244. Kleiner Zehnhügel mit doppeltem Kamm, alt.
 245. 2 St. altentlicher Zehnhügel.
 246. Französischer Zehnhügel (Keccece) mit Krene und Namenszug.

C. Stöcke und Stockknöpfe.

261. Weinstreifer Naturfied aus unbel. E-Fart.
 262. Kehrpfed mit Harngriff, geschnit.
 263. Tergl. Bambus mit Lettentopf von Messing; die aufsteigende
 tene Hirnschale bildet ein Niedbündchen.
 264. Tergl. mit einf. Peingriff, das Kehr fte rein u. 2' 10" hoch.
 265. Tergl. von Anderte mit gestrictem Perellangriff. 1; 2. b.
 266. Tergl. von spanischem Kehr mit altem Metallknopf (latvisch:
 Tappstef, 1 andere Kögge und 1 Zuch unter einem Kunt
 und starker Messingzwinge. 1 1/2 Zoll hoch.
 267. Tergl. Bambus, der Knopf ein latvener Knopf von Holz geschnit.
 268. Pergsted, starker Hegenbainer mit eisernem Hammer.
 269. Zied von Holz mit buntem farb. Judentopf von Perc.
 270. Ichbinblaorehr in Form eines Zpaierstiebes nebst Kugel-
 form, gelirt.
 271. Tergl., Eichenholz, latirt.
 272. Pladreh, grün latirt.
 273. 2 St. Ziedknöpfe, 1 von Holz, 1 von Marmor, sehr schön.
 274. Email in einem Aicherer Pergmannstief, Messing, graviert.
 275. Erettecker Herggriff.
 276. Ziedgriff, ein Hensenbern.
 277. Perellanstiedknopf, gemalt.
 278. Tergl., weiß, Keccecefigur: Mädchen.
 279. Tergl. Tame.
 280. Tergl. Biedelind.
 281. Tergl. Junger Pauer.
 282. Tergl. Mann mit langem Parte.
 283. Tergl. Orientale.
 284. Tergl. Tergl. mit langem Parte.
 285. Tergl. gemalt, Künd mit Insur.
 286. Einf. Knopf von Eichenholz.
 287. 2 St. Tergl., kleinere.
 288. Knopf von Bildglas, gemalt.
 289. Tergl. ches» größer.
 290. Ein leuanander Tschidblager, Vitrogestalt.

D. Damensächer.*)

291. Amerisäcker, einseitiges Bild mit Ueberschrift: *Imour en comere*, verzierter Gestell von Offenbein, Bezug von Zeide.
292. Seltisäcker, rethbraunes durchbrochenes Selt mit grünem Rand.
293. Französischer Kästelsäcker, gedruckt mit Bildern und Versen.
294. Arab. Sächer mit Versen und Musketen. *L'histoire enlève de Malheur*. Gestell etwas schwarzhaft.
295. Engländer Goldschmidsäcker, gedruckt mit historischen Taten.
296. Arabisch. Revelationsäcker, bunt gedruckt mit Bildern von Mirabeau, La Fayette u. a.
297. Sächer mit Offenbeingestell, Bezug mit Bild: Blindenspiel. Schwarzhaft.
298. Einf. Sächer, Gestell Holz, Bezug grünes Papier.
299. Tschal, Offenbeingestell, Bezug Zeide, gestickt und gemalt.
300. Offenbeinsäcker, Kunstwerk, äußerst fein und geschmackvoll durchbr., verziert und gemalt: mythologisches Bild.
301. Einf. Sächer, Offenbein, braunes Papier.
302. Runder Sächer von Schilfrost, durchbr. u. verr. mit Angenlaß.
303. Tschal, Offenbeingestell, Bezug (schach.) mit Mittern gest. Waze.
304. Seltisäcker, auf das feinste durchbrechen.
305. Offenbeinsäcker, tschal.
306. Tschal, gemalt.
307. Sächer mit reich verziertem Offenbeingestell, Papierbezug, auf beiden Seiten gemalt. Hauptbild: Herr und Damen in Fuh. Reiche Ornamentik.
308. Tschal. Bäuerliche Scene. Gestell vergeset.
309. Tschal. tschal. Das Gestell besonders zierlich durchbr. u. gemalt.
310. Tschal. tschal. Gestell vergeset.
311. Kleiner Zäufelsäcker, gepreist.
312. Kaiserinfranen Sächer, Gestell Holz, reth lackirt, Bezug grünes Papier, sehr grob.
313. Tschal. ebenso; schwarzhaft.
314. Obind. Pflanzenkranzäcker, Offenbeintisch.
315. Tschal. von Schwänen- und Pflanzenkranz mit rethem Zierentisch. Reiner Zitel mit Zeidenanasse.
316. Punkter Sächer, Seltgestell, Papierbezug mit Blumen.
317. Zypheinsäcker, Offenbein durchbr., Bezug Zyphegrund mit Blumen; schwarzhaft.
318. Sächer, gemalttes Offenbeingestell, Papierbezug gemalt.

*1 Die meisten sind Kettensächer. Einige sind aber auch als einzelne Stücke in der Sammlung.

319. Halbtrauersäcker, Gestell halb Holz, halb Ossebein, weiß und schwarz. Auf dem Papier eine Scene, grau in grau.
320. Trögl, schwarz lackirtes Holz, Papier durchbr. und gemalt.
321. Trauersäcker, schwarzes Glaspapier.
- 321h. Halbtrauersäcker, Trögl. gemalt, künstliche Scene.
322. Trögl. Bezug schwarzer Crey mit Zünderi in Goldstütern.
323. Greßer Säcker, Holzgestell, Papierbez., auf beiden Seiten gem.
324. Säcker, Ossebeingestell, Bild auf Papier in öhnel. Art gemalt.
325. Kleiner einfacher Holzsäcker.
326. Mädchenäcker, Ossebeingestell, Bezug Kasaide, einfach.
327. Trögl., Bezug grüne Zeide.
328. Trögl. hellblau, mit Silberstütern gestickt.
329. Trögl., Bezug beidseitig.
- 329h. Trögl., polirtes Holzgestell, Bild zum Theil aufgelegt, mit Stütern gestickt.
330. Kleiner Säcker von weißem Crey mit Zeide und Goldstütern gestickt, verzicktes Ossebeingestell.
331. Säcker, Ossebein, Papierbezug, gedruckt und illum. Bild.
332. Trögl. mit gemaltem Bild. Gestell schwarz.
333. Trögl. Gestell durchbrechen und gemalt.
334. Trögl. Zeidenbezug mit Silberstütern.
335. Säcker mit schwarzem Holzgestell, Papierbez., Bild grau in grau.
336. Trögl. ähnlich.
337. Öhnel. Säcker mit Ossebeingestell, Papierbez. und Bild.
338. Trögl., Holzgestell mit Ossebeindecke.
339. Halbtrauersäcker, schwarzes Holz, Bezug schwarzer Crey, gestickt mit Zeide und Goldstütern: Aurora mit Amor.
340. Kranz. Nächstl., Osseb., Pap. mit gedruckten Bildern u. Versen.
341. Kapeleensäcker, Ossebein, Papier mit Bild: Kapeleen in einer Art Pytheuse, bunt.
342. Holzsäcker, durchbrechen, mit darauf gelegten bunten Ziahtst.
343. Trögl. greßer, Bilder auf beiden Seiten.
344. Trögl. mit Portrait von Venus **ML** und Va. Avelle.
345. Alter Säcker, Papier in Holzstütern mit Hauchbade.
346. Schulüber, aus älterer Zeit.
347. Kleiner Säcker, feines Holzgestell, Bezug Hausenblase mit Land: schaft. In Pappländen.
348. Öhnel. Säcker, durchbr. und vergoldetes Ossebeingestell, Bezug reibe Zeide, auf beiden Seiten gemalt.
349. Trögl., zerstücktes Ossebeingestell, Spitzenbezug, etwas schwarz.
350. Trögl., Papierbezug mit Bild.
351. Trögl., einf. Ossebeingestell, ebense.
352. Säcker, einf. Ossebeingestell, Papierbez., gedruckt schwarzes Bild: ein Taufmal in einer Kirche.

353. Desgl., alt, gemaltes Eisenbein., gedrucktes illum. Bild.
 354. Desgl., durchbr. u. gemaltes Eisenbein., gemaltes Bild.
 355. Desgl., feines Eisenbeingestell, Bild grau in grau.
 356. Desgl., reich verzierter Eisenbeingestell, beide Zeiten gemalt, Gestell wenig schadhast.
 357. Desgl., feines Eisenbeingestell, Seidenbezug gemalt, mit aufgelegten Bildern und mit Klittern gestickt.
 358. Desgl. mit gemaltem Bild.
 359. Desgl. mit buntem gedrucktem Bild. Gestell etwas schadhast.
 360. Desgl., Holzgestell mit verzierter Eisenbeindecke, Bezug grüne Seide, gemalt und gestickt.
 361. Desgl., Eisenbein., Papierbez., Zeitig gemalt, grau in grau.
 362. Desgl., kleineres Bild.
 363. Desgl., Gestell gemalt mit grauen Blumen, etwas schadhast.
 364. Desgl., Gestell einfach, Papierbezug bunt gemalt.
 365. Desgl., Gestell und Decke nach dincj. Art verziert u. gemalt, Papierbez., Zeitig gemalt. Hauptseite: Wirtel. Bild, sehr schön.

E. Bekleidungsgegenstände, Rüstungen*), Waffen, alte Instrumente, Folterwerkzeuge.

366. Alte einfache Sturmhaube. 30jähr. Krieg.
 367. Rüststückerhelm, desgl., mit Harttätschenugestellen.
 368. Paradehelm, desgl., mit dem Henneb. Wappen auf beiden Seiten neu bemalt.
 369. Rüststüd: Halstragen, vollständig. 16. Jahrh.
 370. Desgl. einfacher.
 371. Desgl. mit eberen Armschienen.
 372. Panzer: Brust- und Rückenstüd. 30jähr. Krieg.
 373. Desgl. Vorderstüd, desgl., mit 2 Rüststellen.
 374. Desgl. Rückenstüd, desgl.
 375. Kürassierbarnisch, Vorderstüd, gefüttert, mit Brusttasche. 18. Jhd.
 376. Panzertheil: Schenkelstüd. 16. Jahrh.
 377. Armschienen, rechte und linke, ebere Theile, graviert mit Spuren der Vergoldung. 17. Jahrh.
 377b. Unterer Armtheil, zu 377 gehörig.
 378. Panzertheil: Armstüd, graviert.
 379. Desgl. Schenkelstüd. 17. Jahrh.
 380. Desgl. rechtes und linkes mit Knie-schienen. 16. Jahrh.

*) Die Einzelstücke der Rüstungen lassen sich leicht zusammensetzen und können zur Veranschaulichung von Sammlungen dienen.

381. Dögl. Schuttpind. 16. Jahrh.
 382. Dögl. dögl.
 383. Dögl. großes und schönes Exemplar.
 384. Dögl. groß, einfacher.
 385. Stulp-Haushube, Paar, gelbes Leder. 17. Jahrh.
 386. Dögl. von braunem Leder, mit Silberfäden gestickt. Handschube Gustav Adolphs. Aus der Sammlung des berühmten Reichs zu Helmstädt. Nicht späterer Verlaubigung.
 387. Handschube Gustav Adolphs.
 388. Alte Schuttnadel von Preuce, grün emailt.
 389. Dögl. mit rundem Kneif, dögl.
 390. Dögl. kleiner, dögl.
 391. Große Haarnadel, Keccoco.
 392. Dögl., Nilligan mit Glasperlen.
 393. 1 Paar Klatschschube, wohl erhalten.
 394. 2 St. Schuttschellen von Stahl, einfach.
 395. Sperrn von Preuce, aus dem 12. Jahrh., wurde von Vandanten am Fuße des Nillbänkels gefunden.
 396. Dögl., 11. Jahrh., mit Schnalle.
 397. Dögl. andere Form, mit verzierter Schnalle.
 398. Dögl. Paar, 17. Jahrh., vollständ. eingerichtet mit practicabler Vorrichtung zur Fodung der Hände. Interessant.
 399. Dögl. Paar, modern zum Befestigen, 1 schwarz.
 400. Hundschalband von Stahl.
 401. Rüstschwert in Doppelscheide. 1714. Gut erhalten. Auf der Scheide die Justitia und Minerva.
 402. Kürassier-Pallasch aus dem 7. Jahrh. Kriege; am Heft der preussische Adler.
 403. Degen mit Stocherb aus der. Zeit, ohne Scheide.
 404. Dögl. einfach, alt, dögl.
 405. Dögl. mit dreischneidiger Klinge, dögl.
 406. Neue breite Schwerf Klinge.
 407. Kantenbergschwert mit geschnittenem Stahlgriff und Zweiseite. Die Klinge eben verziert. Selten.
 408. Franzöf. Kantenbergschwert, sehr schön, mit Scheide u. Kleinwerk.
 409. Pantententfänger, zeigt einen Krieger darstellend. Auf der Klinge: Fiat Pandur. Ohne Scheide.
 410. Kleiner alter Kriegerfänger mit Kriegergriff, dögl.
 411. Kriegerfänger mit Kriegergriff, ohne Scheide.
 412. Dögl. dögl.
 413. Dögl. mit guter Klinge.
 414. Dögl. mit Kriegergriff.
 415. Pantententfänger.
 416. Türkscher Säbel, damaschirt, mit Orn. Dem General Kinnelli.

117. Zabel mit Eisenkette, mit Hart. Nageleinschloß. Neu.
118. Zabel mit Schilde, neu.
119. Ziegel, ohne Schilde.
120. Steinigung mit Schilde.
121. Alter Ziegelstein.
122. Kurze neue Ziegelsteine.
123. Parade-Partisanen, Ziegel neu.
124. Ziegel mit Originalstein.
125. 2 St. Hellebarden, Ziele neu.
126. Hellebardensteine.
127. Ziegel neuer und blauer.
- 127b. Ziegelsteine, alt, verrostet.
128. Ziegelsteine, alt, mit Originalstein.
129. Ziegelstein von Eisen, sehr alt, verrostet.
130. Große Ziegelsteine mit Feuerlöcher. 6 St. lang.
131. Großer einfacher Ziegelstein mit Feuerlöcher.
132. Ziegel aus dem 16. Jahrh., der auf mit Ziegeln und graviert, wohl erhalten.
133. Große Ziegelsteine, graviert.
134. Ziegel, etwas kleiner, mit fein graviertem Jagdtier.
135. Ziegel, kleiner, graviert.
136. Ziegel, rekt.
137. Ziegel, rekt.
138. Ziegelstein von Glas, groß, mit eingedr. Bildern.
139. Ziegel von Stein, lang, einfach.
140. Ziegel mit graviertem Jagdbildern und Ziegeln und mit dem Herzog. Ziegel. Wetha-Altenburg. Wappen. Keilstein.
141. Ziegel, einfach, mittlere Größe.
142. Ziegel, kleiner.
143. Ziegel, gebogene Arm, älter.
144. Ziegel, groß, graviert. 1645.
145. Ziegel, klein, dreieckige Arm, mit Bild beidseitig, Vererbung abgedruckt.
- 145b. Ziegel, gebogene Arm aus einem Gießen mit graviertem Bild. Am Ende Ziegelstein Ziegel.
146. Ziegel, gerade Arm, klein, einfach.
147. Ziegel, ganz klein.
148. Ziegelsteine mit Ringelstein. 16. Jahrh. Stein.
149. Kleine vollständige Armbrust, 16. Jahrh. Mit Spanner.
150. Große Armbrust, mit Eisenstein angedruckt und graviert. Enthält die Buchstaben W. v. G. (wahrscheinlich von Wilhelm von Gumbach). Mit Spanner.
151. Neuer, einfacher Armbrustschloß mit Eisen und Stein.

142. 2 Zl. Brustwundseite, mittelalterlich. } Zum Theil mit Holz
143. 2 dergl. } gesichert.
144. 2 dergl.
145. 3 dergl.
146. 1 Schalenbecken mit Ristern.
147. Pajstieren Räder von Leder mit Pfeilen.
148. Pelzen, mit Hautiger Spitze, alt.
149. Ringelstein zu Hantelungen.
150. Dergl. dergl.
151. Dergl. zu Risternungen.
152. Dergl. dergl.
153. Dergl. dergl.
154. Altes Pulvermaß von Eisen.
155. Gewehrreinigung Apparat.
156. Ein Puchboden voll Zirkeln, Begegnung.
157. Silber, alt.
158. 1 dergl.
159. 1 dergl., neuer.
160. Jagdtasche, neu, geschl.
161. Mittelalterliche Vase in besterem Zustand, groß, gelb.
162. Nadelbarmen.
163. Ähnliche Nadel, sehr lang. Warde nur auf einer
einigen Seite gesichert.
164. Fichtenzweig, umgezogen.
165. Zeltinstrument*): Die sogenannte Geige. Instrument
von Holz und Eisen, mittels dessen Hals und Hände gesichert
wurden, theils Gesangene ähnlich hülfslos zu machen, theils
sie in Schmal und Hehn, wie am Halsseisen auszustellen.
166. Maßbrennung zu den sogenannten „neuen Rügen“, von Zint.
167. Dergl. kleiner, von Eisen.
168. Tannenstange, klein.
169. Ringelstein, von Zint.
170. Hantelstein, von Eisen.
171. Dergl., sehr alt, nebst Anhängelieb.
172. Zwangsgürtel von Eisen, der um den Leib gelegt wurde;
daneben auf beiden Seiten Ristern für die Hände und eine
dergl. für den Hals an einer Kette. An einer Seite eine Kette,
an der der Heuler den Gesangenen führte. Zitterstaud und selten.

* Zeltinstrumente sind sehr selten gewesen, da man viele handelte.

Zweite Abtheilung.

Sammlung ethnographischer, naturhist. und physikalischer Gegenstände.

A. Ethnographische Sammlung.

Gegenstände aus Oceanien, Nord- und Süd-Amerika, Afrika
(Algerien und Aegypten), Asien (Indien, China, Japan,
Persien) und aus der Türkei.

1. Fetisch, bestehend aus einer kleinen Schildkrötenchale mit anhangenden schwarzen und weißen Glasperlen.
2. Calabasse aus dünner Kürbischale, figurirt und durch Einschnitte verziert.
3. Kokosnuß mit diagonalen Einschnitten, Oeffnung ein Gesicht bildend. Wahrsch. Fetisch.
4. Stohzahn eines Sägesfisches als Waffe, mit buntem Schwertgriff.
5. Pflanzensaserseide. Unter Glas in schwarzgebeiztem Rahmen.
6. Pflanzensaserwatte, Kleidungsstoff der Südl.-Insulaner, 6 Ellen lang, 3 Ellen breit. In einer alten, lederüberzogenen Pappmappe.
- 6b. Dergl. Binde, 2 Ellen lang, 3 E. br., dazu 3 einzelne Stücke.
7. Rod eines Indianerhäuptlings v. Büffelleber m. Perlen gefüllt.
8. Geflochtene Strohtasche aus Westindien, vom Weltumsegler G. Forster mitgebracht.
9. 1 Paar Lederschuhe, Macossius der Westindier, mit Strohgeflecht und Perlen verziert.
10. Eleganter Kehrliege, Kokosnußfasern, Kehrliege.
11. Westind. Nadelkissen in Herzform aus Tuch, Seidenband u. Perlen.
12. 30 St. Idolköpfe der alten Tolteken, aus Gräber-Pyramiden in Anahuac, gebrannter Thon.
13. Americanische Pfeilspitze von Stein, nebst einer Partie zu Pfeilspitzen vorbereiteter Obsidiane, bei Texas gefunden.
- 13b. Kleiner, roh geschnittener Löffel von Holz, ebendaher.
14. Jagetasche von Alcefasern, von einem Beduinen geflochten.
15. Aliegeuwedel von Kehrl. Schön geflochtener Stiel. Von Mehmed Ali dem General Wimmeli geschenkt.

16. 1 Paar rothsammetne, mit Gold und Alitern gestickte Mäntel zu Pantoffeln. Aus der Casaba des letzten Des von Alger.
17. Rosenkranz der Beduinen Araber, aus einer erbsenartigen Frucht.
18. Mumiensbild von gebranntem grünlich glasiertem Thon.
19. Dögl., etwas kleiner, braun.
20. Rosenkranz der Pramanen, aus einer unbekannten Frucht.
21. Kugelfundes, schön verzieres Töschchen von dunkelbraunem Holz.
22. Töschchen in Form eines Schubes, von lichtbraunem Holz.
- 22b. 3 Stückchen Kunde, wie sie die chines. Kaneniere gebrauchen.
23. Pagedensfigur von bemalt, gebranntem u. z. Th. glasiertem Thon. Ein Gelehrter.
24. Dögl. Ein Varia.
25. Malaischer Krieh in Original-Holzbeide.
26. Tasse von Speckstein, mit eingegrabenen phantastischen Trachensfiguren. (Untert. gefittet, Obert. schwarz.)
27. Japanischer Metallspiegel. Auf der Rückseite eine Landschaft.
28. Japanisches Buch mit Schrift auf feinstem Seidenpapier.
29. Dögl. größer, mit Schrift und gedruckten Bildern.
30. Kleines Messer in Holzbeide; auf der Klinge Schrift. Nadelbüchsenform.
31. Dögl. desgl. Regenschirmstern.
32. Eisenbein sächer, auf beiden Seiten alibethändische phantastische Malerei im japan. Stil.
33. 1 Paar chines. Mannschube, groß, wie neu, mit Pastgesticht.
34. Dögl. Pantoffeln, kleiner, Sammt mit Zudeck.
35. Kamm von Holz, mit Schrift.
36. 2 St. Spiele von Eisenbein.
37. Kartenspiel, 60 Plätter, klein, schwarz, z. Th. mit Roth bedruckt. In einem alten Kästchen.
38. 5 versch. Spielmarken aus Perlmutt, gravirt.
39. Dünnes rundes Holzplättchen, bemalt, aus einem Spiel.
40. Kopf einer Spinne, Messing, etwas verziert.
41. Talisman, sitzender Priester von Thon. Grünseidene Hängelschnur.
42. Dögl., Gestalt einer Kürbisskappe, verziert und mit Schrift. Röhrlische Schnur.
43. Kleiner rothgedruckter chines. Roman mit Holzdecken, in einem seidenen Beutelschen.
44. Album mit chines. bunter Stickeri: Vögel, Blumen, Früchte u. auf Seidenpapier gelegt, wie neu. 29 Plätter.
45. Album in modernem Prachtband mit Titel: *The Poincettas of China illustrated by twelve pictures.* — Jedes Bild in mit lebhaften Farben auf Pflanzenmarkpapier gemalt und in eine aufgedruckte Goldcartouche, die einen Rahmen bildet, aufgelegt. 11 Plätter.

46. Pagede aus einer bräunlichen Wurzel; ein Alter mit Kind.
47. Tergl. jugendliche Gestalt mit einer Plume.
48. Tergl. barocke Thiergestalt.
49. Tergl. von Zedstein. Lebender Priester.
50. Tergl. Tiedbandiger Mann mit lablem Kopf. Gyps, gemalt. Nachbildung.
51. Chines. Theelasten, Holz mit Messingbandhake, auf dem Schieber gemalte und mit Lappchen von Seide aufgelegte Figuren zweier Kämpfenden.
52. Relief von Zedstein: ein Viehespaar in laßiv-erethischer Viehtellung.
53. Tergl. desgl. in Seide überzogenem Originalstäbchen.
54. Tergl. desgl.
55. Tergl. desgl. Kunstreich.
56. Tergl. Holzbild, die Figuren von Zedstein. Dem Herrn man-
geln die Zähne.
57. Tabue oder Wedel, angekl. chines., rundes Bild mit auf
Krausglas gesetzten Verzierungen von Rebe und einer Maul-
pflanze, auf beiden Seiten gleich, ringdum Pflanzenfarnen. In
einem Rebrtab befestigt.
58. Chines. Tischer, gemaltes Holzgestell, Perg. Silberpapier, durch-
brechen und gemalt.
59. Tergl., Gluckeingestell und mit ganz gediegener Gestein-
malerei auf Zedstein. In einer Schale mit feinsten Punktsterei.
60. Tergl., Gestell von rothbeiztem Bein, schön durchbrechen, Pa-
pier, reiß in reiß gemalt.
61. Tergl. modern, lackiertes Holzgestell, Silberpapier, darauf chine-
sische Schrift.
62. Tischlächer von Palmblatt, gemalt, herzförmig.
63. Tergl. auf Seide gemalt. Tergl.
64. Tergl., achtzig, einisch, etwas schwarz.
65. Tergl., eben.
66. Tergl. ganz modern und schön. Auf der einen Seite: Per-
sien in einem offenen Gartenbaute; die Reize sämtlich von
Hosenstein aufgelegt. Rückseite: ein Teal, Kesen und Krüde.
67. Zehn in Terglform, herzförmig. Der Tisch steht in einem
Kamfatreu u. reich in einer H. Kesseln auf Zehn. Schwach.
68. Zehn der Wurzel zum in einem mit Gels angefüllten
Kamfatreu von Zehn.
69. Chines. Ohrzeichen zum Anhängen, Holzplatte, kreuzf., auf
beiden Seiten Schrift.
70. 4 versch. Treben chines. mit Gesteinpapierstreifen durchwirkter Zeuge.
71. Fernbuer pers. Quake, *mingens*, von Nachz merellirt, unter
Glas und auf ein braunes Glas gelegt.

72. Versüßter und arabisch-türkischer immerwährender Kalender, Prachtstück der Kalligraphie, geschrieben im Jahre der Hidschra 1218 = 1803–4 n. Chr., auf einer langen Rolle feinen Pergamentes. An Fäheral.
73. Einige Druckstücke türkischer Handschriften.
74. 1 Paar reich mit Gold gestickte Frauenpantoffeln aus dem Zeitalter des Sultans in Constantinopel.
75. Kreiser chin. Sonnenschirm aus gelbem Pap. mit Korbziel.
76. Chin. Spielmarkenlästchen, gemalt.
77. Chin. Kästchen mit Perlepulver, dergl.
78. Chin. Schminke, Papplästchen, ungebraucht.
79. Russisch-griechisches Trinkgefäß von Holz, gemalt.
80. 3 St. chin. Talismane von Kiebitz, werden noch heute gegen Schlaflosigkeit an das Handgelenk gebunden.
81. Pinne aus Pflanzenstöß, ägyptisch, diente zur Umhüllung der Mumien.
82. *Album orientale*, groß Atlas in grünem Einbande. Enthält meist chinesische gemalte Bilder und Ganzzeichnungen. 35 Blätter. (Kann möglicherweise auch im Einzelnen verkauft werden.)
83. Chin. buntes Bild auf Papier, welches auf Hanf aufgelegt ist. Dargest. die Taube spricht, und 2 Kinder. 1 Teublette vom Albumbild Nr. 18.)
84. 2 St. dergl., beschädigt. (Teubletten vom Albumbild Nr. 11 u. 14.)
85. 3 St. dergl., dergl. (Teubletten Nr. 11, 12 und 20.)

B. Idole, Talismane und Amulette.

(Zubehör zur ethnogr. Sammlung)

86. Ägyptisches Idol: Anubis von grünlicher, gebrannter Thon, 3 Stüd.
87. 2 St. dergl. zum Anhängen, in Gestalt von Thierfüßen
88. 2 St. dergl.: Zymbel des Fürstenges.
89. 2 dergl.: Incense burner.
90. 4 St. dergl.: Idrben.
91. 1 dergl.: drei Göttergestalten, gelb. getr. Thon.
92. Talisman von Kiebitz, ein eingegrabenes Kreuz, aus 1 Ringen gebildet, ineis.
93. 2 St. dergl., längliches und rundes, mit eingegr. Pflanzenfigur.
94. 1 St. dergl. von Achat, ägyptisch, mit eingegr. Pflanzen.
95. Talismanischer Ring von Bronze, in Spiralen.
96. Schamanisches Amulet, Wurzel in Leder und Fledermaus mit metallischen Anhängeln.

97. Tergal, Niederabte mit Anhängeln.
98. Mexicanisches Amulet, roh geschnitten.
99. Ägypt. Amulet, karabänsförmig, gebrannte Waxe mit Sieve gegossen.
100. Tergal, von Adal, mit eingedrn. Zypour.
101. 2 Zt. Amulets, weiße Keralle und Zahn, silberne Aastung.
102. 1 Tergal, 3 runee Quarze, Tergal.
103. 4 Zt. Tergal, bergförmige Adate, Tergal.
104. 3 Zt. Tergal, durchlöchert, ohne Aastung.
105. 1 Tergal, kleine, neue Aastung.
106. Melanichinfural von Prence, zum Anhängen, eckigt, Knoch.
107. Kreuzritteramulet von Silber, Kautstone vergesetzt, ein geharnischter Kreuzritter, getrieben, 14. - 15. Jahrh. In Flech-
tisch, oval.
108. Amulet, Silberfiliqvan, mit 2 Gmaiffelbein, Necece.
109. Ring von Prence mit I. H. S.
110. Gewebter Ring aus Palatina, den ein Ritter Pilgrim einer
Austim insendet, auf dessen Dedications-Brief aufgeschrieb.
15. Jahrh.
111. Amulet von Blei mit I. H. S., ohne Teyr.
112. Penialum D. V. I. C. in Monte Oliveti. Keltische Stein und
auf Papier aufgelegt.
- 112b. Tergal, Mariac: Das ist die mad Jungte und breite des Jung-
ter bedagenereten mitter Gettes Maria K.
113. Kleinerbuchlein. Dem Kletter Gedenkuch.
114. Tergal. Dem Kletter Zt. Urban in Yutern.
115. Amulet, auf Jung das Muttergotteskile, gedruckt.
116. Kleiner ungarischer Kettenring von Kerallen, mit Amulet.
117. Kleiner Kettenring.
118. Tergal, gezier.
119. Amuletmeaille*) von Messing mit Teyr: Zt. Peneel und
Zt. Bernare, oval.
120. Tergal: Zt. Janatus und Zt. Arandocus, Tergal.
121. Tergal, mit Kreuz und Kettentrang, 1609, Tergal.
122. Tergal: Zt. Philipp und Zt. Maria, Tergal.
123. Tergal: Zt. Janatus und Zt. Arandocus, adtedia.
124. Tergal, von Prence, kleiner, Tergal.
125. Tergal, von Messing: Zt. Bernare und Christustine, Tergal.
126. Tergal: Fassen Christi und 4 Heilige, runde.
127. Tergal: Zt. Amen und Zt. Kacchena, Tergal.
128. Tergal, von Silber: Zt. Anten, Tergal.

*) Mehrere Amuletmeillen und ähnliche Gekleinungen sind nicht mit ver-
gesehen worden.

129. Fossil von Weimar: 21. Punctid, kleiner, bausternig.
 130. Zahl mannliche Seiden, Aermeln, Halsbänder u., weiß auf
 neuem Pergament, 11 Plätter.
 130b. Schrägüber Raubergütel, Pergament.

C. Naturalien.

131. Ostbayerisch, 8 Güter, Seidenst. 131.
 132. Antikengemälde.
 133. Weiblicher Aedus, getrocknet.
 134. Ausgestrichter Reubelstein.
 135. Fossil, Zircunidstein.
 136. Ausländische Gießblei, *Laerla Stinus*, getrocknet.
 137. Salamander, junger, vom Rial, in Spiritus.
 138. Idurina. Katter, Wäuschen u. Weibchen u. Ringelkater, Fossil.
 139. Steine italienische Zählung, Fossil.
 140. Giesalamander, Wäuschen und Weibchen, Fossil.
 141. Schmetterlingsammlung in 3 größeren Ostraffen und
 vielen kleinen Kästchen. Nebst Aufspannbrett.
 142. Ein Stück Heerwurm, getrocknet, in Ostraffen.
 143. Steine Sammlung von Schädeln europäischer Vögel, 15 Stück,
 mit Beschreibung.
 144. 2 St. ausländische Schneckengehäuse, weiß und schwarz.
 145. 3 St. Fossil von Transilvanien, gegen Zirkelstrahlen.
 146. 1 Röhren mit größeren und kleinen Schneckenabg., Fossil-
 münzen u. a., 24 St.
 147. 1 Fossil mit größeren und kleinen Straußeneiern, 25 St.
 148. 1 Fossil mit Nagerneuern u. Fossil, 18 St.
 149. 1 Fossil mit sehr vielen kleinen Nagerneuern und Schnecken.
 150. 10 St. gegen Weizenbrot.
 151. 1 Röhren mit weißen und andern Metallen und 1 kleinen
 Zerkern.
 152. 1 Fossil mit roten Metallen.
 153. Metallenartige Zerkern.
 154. Kleine Pflanzenammlung.
 155. Greifer italienischer Pincenapfen.
 156. Kleiner Pincenapfen mit bausternigem Auswuchs. Auf klei-
 nem Zerkern.
 157. 2 St. Seidenst. als Zirkelst. reb.
 158. 1 Fossil, etwas bearbeitet.
 159. 1 Röhren mit ausländischen Röhren, 36 St.
 160. Weibliche Mannenst. sehr vielen Nagerneuern.

161. 1 Stüd Abergunder.
162. Zute voll Porceporium.
163. Zickelste Mäster in einem Heft, auf blaues Papier aufgelegt, 16 Zt., mit Zeichnung.
164. Greßer Quarzkristall.
165. Kleine Steinsammlung von Zwölfer Steinen in Fayfästchen, 3 Kächer, 45 Zt., mit Zeichnung.
166. Schöne Markenglasstüfe.
167. Aidsakerud auf Zwickler.
168. Händen mit gezeicnem Kupfer u.
169. 1 Terz. mit verschiednen Steinen, 20 Zt.
170. 1 Terz., 6 Stüd selere, darunter 1 Amethyst.
171. 1 Terz., 12 Zt., darunter achtmelzener Basalt.
172. Weid. und rebe Ammensbörner, 5 Zt.
173. 1 Prebirstein.
174. 1 Terz. in Federlästchen.
175. Händen mit versteinerten kleinen Mischeln.
176. Sammlung von geschliffnen Steinen und Halbedelsteinen (meist Adate, Carnele) in einem pyramidenförmigen, schwarz velirten Seltstüchden, 5 Zwickfächer mit 162 Stüd.
177. Terz. Sammlung in elegantem Fayfästchen, 6 Kächer, 58 Stüd.
178. Terz. Terz., 7 Kächer, 70 Stüd.
179. 3 Zt. Abattnach, sehr hell, mit Augen, ganz ähnlich.
180. Knagel von rothem dunkeln Marmor.
181. 17 Zt. Perustestüde, 3 Zb. mit Insecten. In Seltstüchden.
182. Händen mit geschliffnen größeren Steinen (meist Adaten), vieredige Aermen, 20 Zt.
183. 1 Terz. mit geschliffnen kleinen Glassteinen.
184. Terz. größere in einem Krenleudter.
185. 2 Zt. vieredig längliche Willestier (zu Preden oder Chyaleden sich eignend).
186. Händen voll sehr vieler Willestierstüde, Fruchtstüde.
187. 2 Zt. Amethyste, geschliffen.
188. 1 Stüd Adat, zu einem Stedknepf verarbeitet.
189. Händen mit geschl. Steinen, rund, länglich, edig, durchbohrt zum Anhängen. 20 Zt.
190. Terz. mit Terz., runde und verzörmige Aermen.
191. 2 Zt. Adat, zu kleinen Fischbasen verarbeitet, sehr fein.
192. 3 Zt. Perlen, 1 durchbohrt u. 1 kleines rebes Perlmutterstüd.
193. 7 Zt. Perlmutterstüde, geförmt, zum Einsetzen geeignet.
194. 10 Zt. schmilche Granaten, reh.
195. 3 Zt. kleine Marmorhändchen zu einem Schränkden.
196. 11 Zt. kleine Chyaleden von Quarz und Adat.

197. Röhren mit versch. gechl. Substanzen, 18 Zl.
 198. Zögl., meist kleiner, 18 Zl.
 199. Zögl., größere.
 200. Zögl., gechl. Steine, Bruchstücke.

D. Physikalische und optische Gegenstände.

Thermometer, Baroscope, Fernrohre, Mikroskope, Zauberkatzen u.

201. Zimmerthermometer (Réaumur) unter Glas mit geschützter Ver-
 zierung, neu.
 202. Zögl. Tauchthermometer in Messing, neu.
 203. Magische Uhr mit Spiegelglasplatte, die Zahlen verstreut
 darauf, in eine optische Nachtlaterne oder Zauberkatzen-
 Laterne zu gebrauchen.
 204. Fußglas auf einem schwarz polirten Stab.
 205. Greches Baroscope mit der die Wärme- und Kälteveränderung
 im Zimmer zeigenden chemischen Flüssigkeit. Auf kunstvoll ge-
 drehtem Stiel von Holz und Eisenblech.
 206. Zögl. kleiner, auf einfachem, schwarz polirtem Stab.
 207. Zögl. ungeschützt.
 208. Grech Glaszögl. in einem Baroscope.
 209. 1 Zögl.
 210. 12 Zl. Zögl., kleinere.
 211. 6 Zl. Zögl. von blankem Glas.
 212. Stereometrische Figur, Messer, von Wech.
 213. Kleiner Nagel.
 214. Grecher Vergrößerungsglaszögl., rund, schatt-
 halt.
 215. Cartesianische Leuchtbecken.
 216. Zögl. w. f. f. f.
 217. Colunterförmiges Glas mit 1 cartesian. Leuchtbecken.
 218. Pyramidenförmiges Prisma.
 219. 3 Zl. kleine, röhrenförmig gechl. Gläser.
 220. Röhren von Eisenblech, Anne 1844. Schatt-
 halt.
 221. Weltkarte.
 222. Alte Uhr mit Wech und Vergrößerungsglaszögl. durch
 den Stiel. Messinggehäuse gravirt.
 223. 2 Zl. Zögl.
 224. Göttergöttergötter (Göttergötter) mit Teppichgötter von Eisenblech.
 Neu und ungebraucht.
 225. Schalter mit Brenner zu einer Gaslampe (mit tragbarem
 Leuchtgas zu füllen), Kupfer.

226. Gaslampe, Schalter von Porcellan, oben abgerund u. verziert
mit weissem Marmorlinschaber.
227. Tergal, auf grauem Marmorlinschaber, höher.
228. Zylinderlampe mit abgezogenem Schirmrebr.
229. Greches Kalkschaber, sehr eine Farbe, oben gearbeitet.
230. Zerschriebenes Schrebr mit 1 Schaber, aus der einen Seit der
Einrichtung dieser Aufmachung, in unanmünd. harter Holz-
rebr, die mit reißer Vastarbe nur gelbem Vanbreit bemalt
ist. Aus Helland.
231. Fleischerer Scherker*) mit Baumstranke, in Fapp-
linteral, mit 1 Schaber.
232. Fictersperspective, machbraut.
233. Cyranader (engl. Arbeit) in Metall mit 6 Kneuzigen, ein-
schab. In Zinteral.
234. Kleiner Cyranader von Obenlein mit Zbraute, einschab.
235. Kleiner Schrebr (Witresker?) in Zinteral. H. — 18. Jahrb.
236. Kugenglas in Nöhung gelut, ältere Zeim, in Zinteral.
237. Vengenglas u. Verandte (einschab) in Stein gelut, mit Zeste.
238. Witresker von Aufsicht in Gelbe, in dsa. Kasten, zum
Aufschrauben auf handte. Mit 1 Zinter.
239. Witresker von Zbäcker & Comp. in Kagebung (Wenyl
& Comp. in Zürich).
240. Tergal mit Fapprechen mit auf construktum Holzgestell, nach
kleinem Mienion nur Obenstahlern.
241. Kleines Baumwiltresker von Holz.
242. Baum zur Herrensinnung des Kagebogens, sehr best. Die
Kantente gebrochen. In einem reßten, mit Viter geluteten
Marehständern.
243. Zwercher mit greben Schaber, aus der einen Seit der Ein-
richtung, mit mehreren Filzen ragnersrempeln auf Glas nur
rebetarische auf Forder nur Glas.
244. Tergal neues. Mit reyal Filzen.
245. Witreskerische Schichte in 3 Formenelinten mit je 24
bis 26 Zint, sehr sehr rasant. Zum 3. Beste bebrück-
er Zeit vom wiltreskerischen Jannin von Ungel & Comp.
Sehr sehrsch.
246. Zeunenwiltresker, riddstia anagathaler Apparat.
247. Ambelatore, klein, mit vielen Filzen.
248. Tergal grüne, schwarz lott.
249. Tergal sehr gross, mit reßer Zwercher.
250. Tergal ganz neue, sehr klein konstrukt. In schwarzem Schichten

*) Die Angaben dieses Katalogs, wo nicht anders bemerkt, sind in der Regel nach dem Original.

Als Anhang.

251. Eßbares Amberbild. 8 egypt. ägypt. Zeilen.
252. Amberstein, enthaltend einen menschlichen Apparat.
253. 3 St. Leder um Poberbild. (Fahne in Nr. 252.)
254. Farbenverwandlung der Zeichnungen. Zeigl.
255. Amberstein von Holz, gefüllt, mit Pappsteinen. Zeigl.
256. 4 St. transparente Pileer. Zeigl.
257. Großes Ghinellisches Aetherweil auf Wieren mit 2 Zedeln und 2 bunten Pileen. Im besten Zustande.
258. Zeigl. kleineres mit einer bunten Fremde, die sich in Zelt der durch die Vögel hervergebrachten Hine von selbst zieht. Mit 12 kleinen Pileen.
259. Großes elegantes Turpenthener für Sommererlehnungen. 4 Fische (Fische, Zed. Zed. mit Vantichast) und 6 Willkürlicher. Ein ein Kasten mit Turpen, darunter ein Zed. der vermittelt einer Pilemaschine Aether fest.
260. Schnell zu einem kleinen Turpenthener, mit bunter Tapete überlegen.

Dritte Abtheilung.

Werke der zeichnenden und bildenden Kunst.

A. Gemälde und Bildblätter.

Ölgemälde, Handzeichnungen, Kupferstiche, Holzschnitte, Lithographien, Glasgemälde, Pergamentmalereien, Mikrophagen x.

1. Aetherbild der Erde, Fruchtbild, Stenographische Zeile, Teilbild auf Zeilentrakt. Gint. Gelerabuchen. 1' 1" hoch, 1' breit.
2. Zeichnung der Zeilentrakt, Zeigl., neueres Pile, Zeigl. 1' hoch, 10" breit.
3. 12 Zeilen, Fruchtbilder, in 3 Reihen abgetheilt, älteres Pile ohne Rahmen, Sed. Farber auf Papp aufgelegt. 11½" hoch, 8½" breit.

4. Männliches Brustbild (Keccece), desgl. $9\frac{1}{2}$ " hoch, $8\frac{1}{2}$ " br.
5. Desgl. Brustbild. 8 " hoch, 6 " breit.
6. Männliches Brustbild (Keccece), Brustbild, Weinwand, ohne Rahmen. $3\frac{1}{2}$ " hoch, $2\frac{1}{2}$ " breit.
7. Männliche Brustbild mit Staffage, desgl. $1\frac{1}{2}$ " hoch, $3\frac{1}{2}$ " br.
8. Tische mit dem Schwerte, Brustbild, desgl. $1\frac{1}{2}$ " hoch, $1\frac{1}{2}$ " br.
9. 4 St. Brustbild unter Glas und schwarzem Rahmen, Mädchen, allegorisch die 4 Jahreszeiten. $8\frac{1}{2}$ " hoch, $7\frac{1}{2}$ " breit. Weinwand.
10. 2 weibliche Brustbilder, Gegenstände, allegorisch Frühling u. Herbst. $9\frac{1}{2}$ " hoch, $7\frac{1}{2}$ " breit. Holz, ohne Rahmen.
11. Brustbild von Perabem, Ed., Weinwand, einf. Gelerahmen. $6\frac{1}{2}$ " hoch, $9\frac{1}{2}$ " breit.
12. Tische und Gegenstände, celerische Vithographie. Glas, Gelerahmen. 8 " hoch, $5\frac{1}{2}$ " br.
13. Zingende Mädchen (Keccece), celer. Schabild. Glas, Holzrahmen. $8\frac{1}{2}$ " hoch, $7\frac{1}{2}$ " breit.
14. Zerstörtes Bild: Luther und der Papst kämpfen, hinter Luther Christus, hinter dem Papste viele Geister, im Hintergrund auf einem Berge eine Burg, jedenfalls die Wartburg verstanden. Ed., Weinwand. $3\frac{1}{2}$ " hoch, $3\frac{1}{2}$ " breit.
15. Junger Marjar, Ed., Weine, Holzrahmen. $2\frac{1}{2}$ " hoch, $1\frac{1}{2}$ " br.
16. Der alte Mann, Aufricht. Ed., Weinwand, Gelerahmen. $1\frac{1}{2}$ " hoch, $10\frac{1}{2}$ " breit.
17. Ein junger Landgraf von Hessen mit Schabild, Ed., Pappe, schmaler Gelerahmen. 8 " hoch, $7\frac{1}{2}$ " breit.
18. Tische im Hute (Keccece). Holz. 8 " hoch, 6 " breit.
19. Kleines Marinestück, Amarell unter Glas, schwarz mit Gelerahmen. $4\frac{1}{2}$ " hoch, $5\frac{1}{2}$ " br. Wurz von Prinzen Wilhelm Friedrich zu Sachsen Zerstört seiner Schwester, der Prinzessin Henriette Albertine, am 29. Nov. 1711 um Gelerahmen verbrannt. Auf der Rückseite die eigenhändige Zeichnung des Prinzen.
20. 2 Portraits (Keccece), männl. u. weibl., oval, Tellerfarbenzeichnung, Glas, vergitterter Gelerahmen. $7\frac{1}{2}$ " hoch, $5\frac{1}{2}$ " breit.
21. Gelerichten, Miniaturmalerei, oval, unter Kristallglas, vergitterter Holzrahmen. $3\frac{1}{2}$ " hoch, $2\frac{1}{2}$ " breit.
22. Mänsk. Portr., Amarell, oval, Glas, Holzrahmen. $3\frac{1}{2}$ " hoch, $2\frac{1}{2}$ " br.
23. Johann Sebastian Bach, Miniaturmalerei auf Elfenbein, desgl. $2\frac{1}{2}$ " hoch, $1\frac{1}{2}$ " breit.
24. Veleuter Mensch, desgl. auf Elfenbein. $1\frac{1}{2}$ " hoch, $1\frac{1}{2}$ " breit. Im Futteral.
25. Madonna von August Ulrich, Teller, Glas, verg. Gelerahmen. $1\frac{1}{2}$ " hoch, $1\frac{1}{2}$ " breit.

26. Christus mit Maria, Gegenstände. Ed auf Glas, Vayrahmen. $5\frac{1}{2}$ " hoch, 4 " breit. Sehr alt, das letztere gesprungen.
27. Gustav Adolph, Künig von Schweden. Ed auf Kupfer. Eine Rahmen, scheint gleichzeitig. $5\frac{1}{2}$ " $2\frac{1}{2}$ " h., 4 " $2\frac{1}{2}$ " br. Aus der Sammlung des berühmten Heirich zu Helmstedt (vgl. I. Abth. Nr. 346). Auf der Rückseite festendes Tischchen des eben. Unters: *Regnum ex alque ducum summus Gustavus Adolphus Fischer pictus penitus teneo.* C. C. Heirich.
28. Aquatellbild: Gimpelpaar auf einem Zweige. Glas, einfacher Rahmen.
29. Der Tod vor einem Wechler die Geige spielend. Farther: *Memento mori.* Ed auf Glas, Holzrahmen. 11 " h., 7 " br.
30. Derselbe Gegenstand. Ed auf Kupferblech, neuer, etwas beschädigt. Zweifelter Rahmen. 9 " h., 6 $\frac{1}{2}$ " br.
31. Tappen des Todes, rainer: *de transit gloria mundi.* Sehr schöne Aquatellabildung. Aufzulegen.
32. Tentanz von Michael Wehlgenuth, Holzschnitt aus Zedler's Universal.
33. Der Tod beim Weile, Holzschnitt von Zell Nennen.
34. 24. Todestiller, Kupferstich nach Stephan Fella Fella von Michael Ruff.
35. Tentanz (*The Dance of Death*) mit englischen Sprüchen, modern. Auf Zerstörung gedruckt.
36. Geige des Vorderer Tentanzes aus dem vorigen Jahrb., Kupferst. mit Holzsprüchen unter jeder Figur. Sehr lange Kette.
37. Herbeim: Zittinische Madonna nach Raphael, Stich, Rev. Hol. Glas, Rahmen. Sehr schönes Blatt.
38. Peter: *Lo Spasimo di Sicilia*, große Lithographie. Hol. Felsen.
39. Raphael Merabon: Abendmahl nach Verardo da Vinci. Lithogr. Geige, an. Hol., umgeben und etwas beschädigt.
40. Striner und Heindel: 3 Heilige nach Lucas von Leyden, Lithographie, Thurner. C.u. Hol.
41. Striner und Peramann: Maria mit dem Kinde, nach J. v. Göl. Fels. Hol.
42. Derselben: die Aufhebung der heil. 3 Könige, nach dem. Fels. Hol.
43. 6. Rad: Madonna mit dem Kinde, nach Veron. da Vinci. Lithogr. Rev. Hol.
44. Pottelini: Camera's Statue des Palamedes in der Villa Galletta (Zemmariva), Stich, 2 Blätter, Vorder- und Rückseite. Zweiter Rand.
45. Ringer (berühmter Schabkünstler): *Achille méditant la vengeance de Patrocle*, nach Jüger. Glas, Holzrahmen. Rev. Hol. Sehr schönes Blatt.
46. Veiter: Ruchensche nach Rubens, Lithogr. Quer Hol.

11. Silber: Eine Grube, nach einem Tschilde, niedriges und sehr breites Blatt. Tenebr.
12. Irindin: Numinus in dem Irissen auf dem Irindinische Tschilde, nach W. Vindensbriet. Vrbear. Obind. Pap. Rev. Zel.
13. Irindin: Ein Germane zeigt seinem Zehne Kiste der Irindin auf einem Tschilde. Tenebr. Zel.
14. Herr: Jant, nach V. Th. Zehner von Gareltsche. Zel. Tschid.
15. Fellen (Yang): Uebergang über die Perzina. Tenebr. Zu Rev. Zel.
16. Zehner: der Gang nach dem Gehenhammer, nach Zeh. Tenebr. Cuv. Zel.
17. Aelteres Kanarische (Tschid): Herr und Tame musircend. Zel. nach Zeh. und etwas Tschidat.
18. Kienruber: Tenebrische, achte Kiste. Rev. Zel., stark Tschid. und etwas verlegt.
19. Schänke: Tenebrische, Tschidat in Tschidat, Tschid. Tschid.
20. Z. Z. Tschidat und Kienruber, Tschidat, meist an der Tschid.
21. Ulrich von Tschid, nach Zeh. Tschid. Obind. Pap. Tschid.
22. Anton Ulrich, Herr in Z. Weinigen und seine Gemahlin Charlotte Amalie, auf einem Blatt. Tschidat, Tschid.
23. Charlotte Amalie, K. in Z. W., gestochen von Tschidat, Tschid.
24. Tschidat, K. in Z. W., gest. von Tschid. Tschid. 3 Tschid.
25. Tschidat, K. in Z. W., gest. von Tschid. Tschid. 3 Tschid.
26. Tschidat, K. in Z. W., gest. von Tschid. Tschid. 3 Tschid.
27. Tschidat, K. in Z. W., gest. von Tschid. Tschid. 3 Tschid.
28. Tschidat, K. in Z. W., gest. von Tschid. Tschid. 3 Tschid.
29. Tschidat, K. in Z. W., gest. von Tschid. Tschid. 3 Tschid.
30. Tschidat, K. in Z. W., gest. von Tschid. Tschid. 3 Tschid.
31. Tschidat, K. in Z. W., gest. von Tschid. Tschid. 3 Tschid.
32. Tschidat, K. in Z. W., gest. von Tschid. Tschid. 3 Tschid.
33. Tschidat, K. in Z. W., gest. von Tschid. Tschid. 3 Tschid.
34. Tschidat, K. in Z. W., gest. von Tschid. Tschid. 3 Tschid.
35. Tschidat, K. in Z. W., gest. von Tschid. Tschid. 3 Tschid.
36. Tschidat, K. in Z. W., gest. von Tschid. Tschid. 3 Tschid.
37. Tschidat, K. in Z. W., gest. von Tschid. Tschid. 3 Tschid.
38. Tschidat, K. in Z. W., gest. von Tschid. Tschid. 3 Tschid.
39. Tschidat, K. in Z. W., gest. von Tschid. Tschid. 3 Tschid.
40. Tschidat, K. in Z. W., gest. von Tschid. Tschid. 3 Tschid.
41. Tschidat, K. in Z. W., gest. von Tschid. Tschid. 3 Tschid.
42. Tschidat, K. in Z. W., gest. von Tschid. Tschid. 3 Tschid.
43. Tschidat, K. in Z. W., gest. von Tschid. Tschid. 3 Tschid.
44. Tschidat, K. in Z. W., gest. von Tschid. Tschid. 3 Tschid.
45. Tschidat, K. in Z. W., gest. von Tschid. Tschid. 3 Tschid.
46. Tschidat, K. in Z. W., gest. von Tschid. Tschid. 3 Tschid.
47. Tschidat, K. in Z. W., gest. von Tschid. Tschid. 3 Tschid.
48. Tschidat, K. in Z. W., gest. von Tschid. Tschid. 3 Tschid.
49. Tschidat, K. in Z. W., gest. von Tschid. Tschid. 3 Tschid.
50. Tschidat, K. in Z. W., gest. von Tschid. Tschid. 3 Tschid.
51. Tschidat, K. in Z. W., gest. von Tschid. Tschid. 3 Tschid.
52. Tschidat, K. in Z. W., gest. von Tschid. Tschid. 3 Tschid.
53. Tschidat, K. in Z. W., gest. von Tschid. Tschid. 3 Tschid.
54. Tschidat, K. in Z. W., gest. von Tschid. Tschid. 3 Tschid.
55. Tschidat, K. in Z. W., gest. von Tschid. Tschid. 3 Tschid.
56. Tschidat, K. in Z. W., gest. von Tschid. Tschid. 3 Tschid.
57. Tschidat, K. in Z. W., gest. von Tschid. Tschid. 3 Tschid.
58. Tschidat, K. in Z. W., gest. von Tschid. Tschid. 3 Tschid.
59. Tschidat, K. in Z. W., gest. von Tschid. Tschid. 3 Tschid.
60. Tschidat, K. in Z. W., gest. von Tschid. Tschid. 3 Tschid.
61. Tschidat, K. in Z. W., gest. von Tschid. Tschid. 3 Tschid.
62. Tschidat, K. in Z. W., gest. von Tschid. Tschid. 3 Tschid.
63. Tschidat, K. in Z. W., gest. von Tschid. Tschid. 3 Tschid.
64. Tschidat, K. in Z. W., gest. von Tschid. Tschid. 3 Tschid.
65. Tschidat, K. in Z. W., gest. von Tschid. Tschid. 3 Tschid.
66. Tschidat, K. in Z. W., gest. von Tschid. Tschid. 3 Tschid.
67. Tschidat, K. in Z. W., gest. von Tschid. Tschid. 3 Tschid.
68. Tschidat, K. in Z. W., gest. von Tschid. Tschid. 3 Tschid.
69. Tschidat, K. in Z. W., gest. von Tschid. Tschid. 3 Tschid.
70. Tschidat, K. in Z. W., gest. von Tschid. Tschid. 3 Tschid.
71. Tschidat, K. in Z. W., gest. von Tschid. Tschid. 3 Tschid.
72. Tschidat, K. in Z. W., gest. von Tschid. Tschid. 3 Tschid.
73. Tschidat, K. in Z. W., gest. von Tschid. Tschid. 3 Tschid.
74. Tschidat, K. in Z. W., gest. von Tschid. Tschid. 3 Tschid.
75. Tschidat, K. in Z. W., gest. von Tschid. Tschid. 3 Tschid.
76. Tschidat, K. in Z. W., gest. von Tschid. Tschid. 3 Tschid.
77. Tschidat, K. in Z. W., gest. von Tschid. Tschid. 3 Tschid.
78. Tschidat, K. in Z. W., gest. von Tschid. Tschid. 3 Tschid.
79. Tschidat, K. in Z. W., gest. von Tschid. Tschid. 3 Tschid.
80. Tschidat, K. in Z. W., gest. von Tschid. Tschid. 3 Tschid.
81. Tschidat, K. in Z. W., gest. von Tschid. Tschid. 3 Tschid.
82. Tschidat, K. in Z. W., gest. von Tschid. Tschid. 3 Tschid.
83. Tschidat, K. in Z. W., gest. von Tschid. Tschid. 3 Tschid.
84. Tschidat, K. in Z. W., gest. von Tschid. Tschid. 3 Tschid.
85. Tschidat, K. in Z. W., gest. von Tschid. Tschid. 3 Tschid.
86. Tschidat, K. in Z. W., gest. von Tschid. Tschid. 3 Tschid.
87. Tschidat, K. in Z. W., gest. von Tschid. Tschid. 3 Tschid.
88. Tschidat, K. in Z. W., gest. von Tschid. Tschid. 3 Tschid.
89. Tschidat, K. in Z. W., gest. von Tschid. Tschid. 3 Tschid.
90. Tschidat, K. in Z. W., gest. von Tschid. Tschid. 3 Tschid.
91. Tschidat, K. in Z. W., gest. von Tschid. Tschid. 3 Tschid.
92. Tschidat, K. in Z. W., gest. von Tschid. Tschid. 3 Tschid.
93. Tschidat, K. in Z. W., gest. von Tschid. Tschid. 3 Tschid.
94. Tschidat, K. in Z. W., gest. von Tschid. Tschid. 3 Tschid.
95. Tschidat, K. in Z. W., gest. von Tschid. Tschid. 3 Tschid.
96. Tschidat, K. in Z. W., gest. von Tschid. Tschid. 3 Tschid.
97. Tschidat, K. in Z. W., gest. von Tschid. Tschid. 3 Tschid.
98. Tschidat, K. in Z. W., gest. von Tschid. Tschid. 3 Tschid.
99. Tschidat, K. in Z. W., gest. von Tschid. Tschid. 3 Tschid.
100. Tschidat, K. in Z. W., gest. von Tschid. Tschid. 3 Tschid.

Heinrich Gund von Tiemar, geb. 1676, gest. von Tetschenbad, beidn. und aufgez. 64r. f.

Zotana von Amersb., geb. 1681, geistl. von Zpyel. Tschal.

Arterius von Amersb., geb. 1661, gest. von Westphal. Tschal.

Martin Heim, Kunstschid., eral., ausgedn. und aufgezogen.

Johann Stephan Zangenberg in Zuhl, geb. 1681, gest. von Zpyel, beidniten. 64r. f.

Johann Kleinbard, Superintendent in Hilsburgh im 17. Jahrh., gest. von Tschal, beidn. und aufgez. f.

Johann Mathias Pechstein, nach Zetula gest. von Jehu.

Pils vitav, druck. Pap. Ael.

Castia, nach Kahl geistl. von Meyer. 64r. f.

Arantepf, Zturie von Jülich, Vithegr. in Tenschud. 64r. Ael.

Kleinhardt Weininger an der Werra von Hier Zu (vom

Trabenersee aus), raitt von Hammer, sein istum. Tuer Ael.

Das Vichstein und seine Umgebungen, mit topogr. Karte und

historischem Text, Vithegraphie, Ael.

Tschalbe.

Billa Bartetta, nach Yessow lith. von Zetula. Tenschud. f.

Vandhoff von Reith, Ztich in Tenschud, eral., H. f.

Gefangene, Zpyalgehnung, beidn. und aufgez. Ael.

Vandhoff, Ztichgehnung, eral., etwas beidn. Tuer Ael.

Tschal, Zaleparthe, Aquarell, wahrseins. von Kleinbard, be-

idniten und aufgezogen. Tuer Ael.

Famers von Zürich, nach Zetula geistl. von Hält, sehr

breites Blatt.

Sehenswürdigkeiten, geistl. und lith. von Gmünger. Obinef.

Papier. Tuer Ael.

Vandhoff mit Ztichgehnung, Gmünger, Tschalgehnung (aus dem

verigen Jahr i. 8^{te} Aufgezogen.

Portrait: Karl Raut, Gmünger in Zsch. Wimar Wismach

von Schwertgehnung, ganze Figur, im Parle in Wimar.

Teridbe, nach Gmünger Julia Gmünger lith. Gmünger.

Figur, im Sommer. Ael., an einem Rande beidn.

9 21. Heine Papieren, Ztich.

Ein Gmünger Heine neue Ztich, etwa 160 Ztich.

2 Gmünger Vach. sten, eral. Ztichgehnung in Tenschud.

2 eral. Heine.

1 eral., Gmünger, grüner.

2 eral., orientalische Zonen, Heine.

18 21. Gmünger, meist auf Pappe aufgezogen.

Anweisung im Strichstich zu Tenschud; sehr großer cistlicher

Strichstich 2' 6" h., 3' 9" br.

innern Christentum und Madonna mit dem Kinde. 13. bis 14. Jahrhundert.

15. Teggl. B. kleiner, grün, weiß und blau auf matten Oefearnne. 11.—12. Jahrh.
16. Teggl. B. sehr groß, roth und gelb auf blauem Grund, bunteste Verzeichnung, ziemlich erhalten. 12.—13. Jahrh.
17. Teggl. E. kleiner, einfach, roth, grün und blau, sehr alt.
18. Teggl. O. mit Schriftstück. 13. Jahrh.
19. Teggl. O. sehr groß, starke Verzeichnung, bunt. 14. Jahrh.
20. Teggl. P. kleiner, einfach mit Oefearnne, alt.
21. Teggl. Q. einfach, blau und grünes Aetz, mit 2 Netzen, buntlich, correcte Zeichnung, mit Schriftstück. 10.—11. Jahrh.
22. Teggl. R. 2 Zt., klein, einfach, im innern Oestrich. Von einem Meister. Mit wenig Schrift.
23. Teggl. S. 2 Zt., blau und roth, schwache Zeichnung. Verzeichnet, aus dem 14. Jahrh.
24. Teggl. 10 Zt., schwarz; Nr. 1 schwarz und roth, danach ein abgerundeter Kitter, Prunkstück. 15. Jahrh.
25. Teggl. 2 Zt., F und O, blau mit grünem und rothem Verzeichnung, höchst schwache Zeichnung. 14. Jahrh.
26. Teggl. 3 Zt., D, W u. M, blau u. roth, verzeichnet, 14.—15. Jahrh.
27. Teggl. 3 Zt., einfach, verzeichnet.
28. Teggl. 2 Zt., sehr klein, blau und roth mit Schrift. 14.—15. Jahrh.
29. Teggl. 4 Zt. (5 Initialen), geglättetes Oef, ziemlich wohl erhalten. 14.—15. Jahrh.
30. Teggl. 3 Zt.: 2 O und O, bunt mit Oef, groß, sehr gut erhalten und schön. 14.—15. Jahrh.
31. Teggl. 2 Zt., bunt mit matten Oef, schöne Zeichnung, mit Schrift und Netzen. 14.—15. Jahrh.
32. Teggl. 4 Zt., bunt, aus verzeichneten Zeit.
33. Teggl. 2 Zt. (Feyelblätter): hebräische Initialen, bunt mit Oef, sehr schön.
34. Teggl. 2 Zt. mit Namen und Netzen, verzeichnet.
35. Teggl. 13 Zt., Namen u. Netzen, von der ältesten Zeit bis 15. Jahrh.
36. Pergamentmalerei: 13 Plätter einzelne Figuren, aus verzeichneten Zeit, 1. Th. sehr schön und schön.
37. Teggl.: Christus am Kreuze mit den heiligen Marien, auf Oefearnne, etwas verzeichnet, sehr alt. 3" 5" h, 3" 3" br.
38. Teggl. 2 Plätter (Feyelblätter) aus einem Plättchen von Bronze mit vielen Namen, Fragmente. Interessant. 1. Th. 1" h, 1 1/2" br. 14. Jahrh.
39. Teggl. 7 Plätter, 1 Th. Feyelblätter, wasserfärblich aus einer Zeit, einfach in Ornamenten, einzelne sind Fragmente. 15. Jahrh. Oef gezeichnet.

160. Pergl. 2 Plätter (Zeypell), schöne Miniaturmalerei, Heiden auf mattem Gelasur, mit Schrift.
161. Pergl. 1 Plätt perg. größer, sehr schön.
162. Pergl. pergl., Prachtstück.
163. Pergl.: 21. Gernelins auf dem Thron, prachtvoll, künstlerisch schön und sehr wohl erhaltenes Plätt. Mit Randverzierung. 11.—15. Jahrh. 7" 10" hoch, 6" breit.
164. Pergl. von demselben Meister und in gleicher Weise behandelt: die Grablegung. Pergl.
165. Pergl. Plätt (Zeypellplätt) aus der Apokalypse, auf der einen Seite 8 Figuren, auf der andern Johannes mit dem Adler. 14.—15. Jahrh. 1' 8" hoch, 1' 1" breit.
166. Neue Geyl in Tfarbendruck eines reich verzierten Plättes aus einer alten französischen Handschrift, herausgegeben von Gnackmann und Graf.
167. Buchblatt in einem Kiste im alten Miniaturstil.
168. 6 Zl. Pergamentmalereien neuerer Zeit, 16.—18. Jahrh.
169. Bilder der Heiligen, herausgeg. von Neuj & Comp. in Taselerei. 1. u. 2. Victoria, 2 Plätter (2l. Neues schilf).
170. Rhines Previer für die Heilige Maria von Tschinkburg, Herzogin in Sachsen, auf Pergament geschrieben von Johannes Kacins Premanns Anno 1666. 82 Plätter, 12", in schwarzem Lederband, Gelfidn. Fortwählig gebr. u. reich verziert.
171. Mikroskopie (Zerschlimmelt): Taselkaiser auf einem Raum von wenigen Linien geschrieben, Pergament.
172. Pergl. pergl., größer, nicht so fein, Papier.
173. Pergl. pergl., Pergament.
174. Bild Yuthers, vollständig aus Schrift gebildet, die Augsburger Bekenntnis und den Glaubensartikel enthaltend. Kupferisch.
175. Pergl.: Bild Yuthers, das Haar aus Schrift gebildet, daneben Bild der Katharina von Pera, Kupferisch.
176. Pergl.: Philipp Jacob Zenger, pergl.
177. Pergl.: Papst Clemens, pergl.
178. Pergl. 4 Plätter, Lärten, pergl.
179. Schapp mit Namenszug, Necece.
180. Mikroskopie: 2l. Joch, Prachtstück, Wein, die ganze Seite aus Schrift gebildet, lat. Zende. Pergament. 17. Jahrh. Von plus oltra der Zerschlimmelt.

B. Musikische Bilder und Stickerien.

181. Musikisches Bild aus Pflanzenwesen, mit Vögelchen; bunte Verzierung, die Staffage die Blumen sehr schön darstellend.

- geschnitten von dem bekannten Künstler Heinrich Bang in Wain-
stedheim 1795. 1' 8" hoch, 2' 2" breit. Holzrahmen.
182. Marmorvasen auf Dreiecksmarmor unter Glas, Holzrahmen.
5 1/2" hoch, 3 1/2" breit.
183. Blumenstückchen mit großem Strauß aus Stengelwäpfen und
einigen Kuscheln. Julianische Arbeit. Sehr schön.
184. Seidenläppchenmetsail, bunt, auf weißes Papier aufgelegt.
25 Stück phantastische Blumen.
185. Dergl. 10 Stück Vögel.
186. Alte Vertapete, in der Mitte Christus, gerichtet, bunt,
ziemlich wohl erhalten. 3' 4" hoch, 5' 8" breit.
187. Alte Stickerie, Plattisch, Christus am Kreuz, am Fuß die
beiden Marien. In Kreuzform auf schwarzem Sammt aufge-
legen, abgeschabt. 3' 4" hoch, 2' 2 1/2" breit.
188. Dergl. Christus am Kreuz, desgl., besser gehalten. 4' h., 2' br.
189. Dergl. Hinführender Christuslept, erhoben, mit Plattisch gestickt,
darunter eine Art Schmund, Gold- und Silberfäden mit bun-
ten Glassteinen. In schwarzem Holzstücken unter Glas,
Schichtbedel.
190. Dergl. Christus und die Samaritanerin am Brunnen, im Hin-
tergrunde Stadt. Kreuzstich, die Gesichter, Hände und Füße
Plattisch, sehr alt. Leder mit Ranken. 9 1/2" h., 1' br.
191. 2 St. laubentwiste ältere Spitzen.
- 191b. Alles gesticktes Lätzchen.
192. 5 St. in Rinderzung, in Leder sehr fein gestickt.
193. 2 St. fein gestickte Kränze.
194. Alles Sametbuch, zugleich als Segen. Nebelstund dienend. 1679.
195. Dergl. Wandtisch 11 St. ohne Zahrbild, 18. Jahrh.
196. Dergl. 6 St.: 1729, 34, 46, 48, 63, 84.
197. Dergl. 2 St., 1 buntes und 1 weißes, verschiedene Stiche.
198. Gesticktes Mäntchen, Gesicht gemalt, beide Seiten gleich, auf
Pergament.
199. Kleinstückchen: Christus am Kreuz, ausgeschnitten, sehr klein.
Pergament.
200. Dergl. 11 St., Pap., manche sehr fein ausgeschn., 3. Th. gemalt.

C. Plastische Arbeiten.

Figuren, Consolen, Statuetten, Büsten, Todtenmasken, Puppen,
Reliefs &c.

201. Mäntliche Figur, die Arme emporhaltend, antike Form, Holz,
brennt. Mit Zedel über 1' hoch.
202. Schwereunter Venus, Flügel u. Gewandung Goldbrenne. Dergl.

203. Kiefer mit ausgebreiteten Ästen. Holzg.
204. Apelle mit Yra, Hefsgaur, 1' 5" h., reb schneit.
205. Watenna, altdeutsche Gewandung, Gyps, massiv, brennt.
1 1/2' hoch, sehr Geniele.
206. Pilgrim, gemalte Hefsgaur, wenig beschädigt. Mit dem Ge-
stell 1' hoch.
207. Niederländischer Bauer, Hefsgaur. 9" hoch.
208. Die heilige Elisabeth mit Pred und Krug, Hefsgaur mit Fel-
schen kunst gemalt, Farbe restauriert. 10. Jahrs. Mit klei-
nem Verament 3' 8" hoch.
209. 2 Zi. Geniele, mittelhoch, gebrannter Eben, brennt, ge-
wöhnlicher Stil, Plattenverzierung.
210. 2 Zi. teral. sehr groß (1' 1" hoch, 1' breit), Gyps,
brennt, schöner Renaissancestil, Kindergruppe nach Peruvino
Cellini's Vorbild.
211. 2 Zi. teral. klein, Gyps, brennt, Neoclassic.
212. 2 Zi. teral., sehr. Eben, kunst brennt, Augenbedrücke und
Neben.
213. Yachete Alte, Mann und Frau, Gypsfiguren, brennt.
214. Eine Gule, auf einem Wundstulpe sitzend, Holzg.
215. Christnustert, beinahe Yachete, Gyps.
216. Yachete, Puste des berühmten Herold Gering, Gyps, brennt.
217. Sehr kleine Pustchen deselben, Porzellan.
218. Teral. Zähler, Holzg.
219. Teral. Nadeln auf Zäufelgestalt; auf letztem ein V,
umgeben von Verzierungen, brennt.
220. Nachbildung des Grabmals der Frau von Padma in Por-
zellan, Zisterphagern mit Inschrift und Puste. Zisterphag
markiert; ist zu öffnen und kann als Kasten welcher Be-
hälter dienen.
221. Zerkennmaße: Terzate Tasse.
222. Teral.: Foto der Gering.
223. Teral.: Oliver Gering.
224. Teral.: Karl M., König von Schweden.
225. Teral.: Antik der Gering.
226. Teral.: Bildant.
227. Teral.: Karl Norden.
228. Teral.: Leich Nauen.
229. Teral.: Antik der Zähler.
230. Teral.: Feltare.
231. Amentette, Porzellan, Neoclassic, 9" hoch.
232. 1 teral., Holzg.
233. Samt und Pustchen, Sub Hefsgaur, Terzant, schneit.
234. Glühender Kugel, obigen, Terzant, kunst.

23. Subt mit Henne, Lärche, auf Zedcl, Fercellan, hbarbst.
 24. 2 Zt. Wänden, natark. Größe, Fercellan, wein.
 25. Gruppe von Ierulub, 3 Figuren in Schweißtracht: Ganten
 Fern.
 26. Tergl., Ganten Yugen.
 27. Tergl., Ganten Aridthal.
 28. Tergl., Ganten Zefethurn.
 29. 6 Zt. alte gut gemalte Pflöfiguren, 3 Herren, 3 Damen, Ne-
 cecestracht.
 30. Trachtengruppe: Stadthauptmann von Ithamar im vorigen
 Jahrb., Uniform, Tricostet, Madotey.
 31. Tergl. in heutiger Tracht: Ithamar Bürgerfrau in Staats-
 haube mit Mantel, Papiermuthsteyl.
 32. Tergl. Hamburger Bürgerfrau in Staatshaube.
 33. Tergl. Wüthbäuer Bürgerfrau.
 34. Tergl. Eine Schneiderin Herrenbutterin.
 35. Tergl. Eine Gräfiner Wäulernenne.
 36. Tergl. Ein Hebräer Bauer im weißen Redhemd mit seinem
 Knecht und Iternem Knecht.
 37. Tergl. Pauerndmädchen, Genfermädchen, aus dem Weinig Vau.
 38. Tergl. Paar: Wüthbäuer Bauer und Pauerin.
 39. Strußer, Hein, von Warmer, Atragant.
 40. 2t. Ignatius mit Keld: nur Puch, Piquit, 5 * bedt, auf
 schwarzem Zedcl, Pichmuthlein hbarbst.
 41. Keld eines Knechts, Hein, Madt, auf Warmerstedt.
 42. Genius des Ieres, Gkubeln, 2t * bedt, Feltgedel.
 43. Der Ier (in Gkubeln), Keld, ich abhüllt. Ein Arm füllt.
 44. Keld des Genus, mein, gekanntes Ihen, Feltgedel.
 45. Wänden in der Tracht des 16. Jahrb., weißer Ihen, hbar-
 bst, Tergl.
 46. Padus, auf in Gkubeln geknüpft, 3t * b., unter Feltgedel.
 47. Blumenmädchen, Fercellan, bunt, wein. 4 * bedt.
 48. Wänden ein Subt tragend, Tergl.
 49. 2 Zt. Figuren, Mann mit Arm, die Peltierung auf Wänden
 und Zedcln zusammengest, beide 8- 9 * bedt.
 50. Peller, belächte Gekruppe, Madotey, 5 * bedt.
 51. 1 Zt. 12 Paar kleine hbarstene Genien, Wäulern.
 52. 1 Paar Knechtenganten, Zingant, wein nur Ihan gemalt.
 53. Der alte Ier in Pierre, greis gemalte Pflöfigure.
 54. Wänden mit dem Knecht, Iser, schwarzem Ihen. 3t * bedt
 auf baurtem Zedcl. Mit.
 55. Keldmädchen, Papiermuth, Knecht.
 56. Tergl., Gkubeln.
 57. Keldmädchen, Keld, mit Gkubeln. 10 Gkubeln.

270. Tschal. auf grünem Rand, 10 Guder.
 271. Tschal. tschal. verziert, 12 Guder.
 272. Relief: Der englische Kreuz, Blei mit Vergoldung, die nicht vollständig erhalten, klein.
 273. Tschal.: Die Kreuztragung, mehrere Figuren, oval u. gewölbt, versilbert.
 274. Perenifabilschen, Prence.
 275. Pan und eine Göttin, Blei, oval, klein.
 276. Aurora sich schmückend, tschal. etwas größer, mit Monogramm des Künstlers, wahrscheinl. Preßschneider.
 277. 2 Zt. Blei Relief, figurenreiche Szenen, länglich u. schmal.
 278. Theil in einer Messingdose, Jagdstück, 17.—18. Jahrh.
 278b. Widmungrelief zur Verzierung in einem Heuble, tschal.
 279. 2 Zt. Bernsteinreliefs, nackte Hinterfiguren, Renaissance; das eine Fragment.
 280. 2 Zt. Gneisen, getrieben, Silber.
 281. Kleiner Quarmerstein, oben L. M. S., unten L. V. B. 1707.
 282. Kleines rundes Bleirelief, Paner mit Peitsche auf einem Karren.
 283. Künstler Kopf, getrieben, vergollet.
 284. 12 Zt. römische Kaiserbilder, rund, galvanoplastisch.
 285. 12 Zt. tschal., Kaiserinnen.
 286. 12 Zt. tschal., Kaiser, oval, Prence.
 287. Zehnalle in einem Hirschfänger, Kupfer, eifollet, Jagdstück. Keccete.
 288. 4 kleine Reliefs von Wildglas, Brustbilder, die 4 Welttheile representend, auf schwarzen Sammt aufgel., unter Glas.
 289. Engelköpfe, Blei, bunt, Renaissance.
 290. Rundes Relief: Meerminne, neuer Gypsabguß, brendet. 1627.
 291. Kopf von Wachs medallirt, Naturfarbe und Glasaugen. Fernau Wollenstein. Unter Glas in rundem Eisenrahmen.
 292. Rundes kleines Helmdiel, Brustbild im Profil, 16. Jahrh.
 293. Tschal. 3 Zt. in Leim von Tamentbreitsteinen.
 294. Tschal. sehr klein. Brustbild en face, Schilfret, gepreß.
 295. Kopf eines Katten, Relief, rund, Prence.
 296. Medaillen (oder einseitige Medaillen): Kaiser Maximilian I., Prence. Das sehr erhabene Brustbild stark vergollet.
 297. Tschal.: Portrait eines Nürnberger Patriziers von oder nach Albrecht Dürer (mit dessen Monogram) 1514. Blei.
 298. Tschal.: Jobst Zephel, Blei, 1509, kleiner.
 299. Tschal.: Albrecht Dürer, vom Hintergrund abgelöst, Blei.
 300. Tschal.: Martin Luthet, tschal.
 301. Tschal.: Unähnlich älteste Medaille auf Martin Luthet mit den Buchstaben M. und L. und der Jahrzahl 1520, Blei.

302

303

304

305

306

307

308

309

310

311

312

313

314

315

316

317

318

319

320

321

322

323

324

325

326

327

328

329

330

- (In Pechstein's deutschem Museum I Bd. beschrieben und abgebildet.)
2. Fedgl.: Wilhelm von Gumbach mit dem Welsch in der Hand. Neuer Preussabzug.
 3. Fedgl.: Jacob Anker, „der elter“, oval, Mei, alt.
 4. 2 St. Eisenkörbe mit Anhängerringen, Preuss.
 5. Medaillen: Sebastian Vitalcz. 1 St., groß, Mei, Kupferbrenne.
 6. Fedgl.: Gegenstand, Urjala, des vorigen Jahr, desgl.
 7. Kleines Medaillon: Herzog Georg, Gyps, blaue Unterlage, Papiergestrahmen, unter Glas.
 8. Fedgl.: Gegenstand, Herzog Bernhard Erich Freund, desgl.
 9. Fedgl.: Verneclind Aug. v. Reising, Kupfer, galvanoplastisch, groß.
 10. Fedgl.: Heinrich von Sager, Mei, galvanoplastischer Ueberzug, adtestia.
 1. Fedgl.: Freier Zehn in München, Gyps, rund, klein.
 2. Fedgl.: Salomon Weiner, Pissant, Helzfassung.
 3. Metallener Adler im Kreuzkreuz vom Zarz Gustav Adolphs.
 4. Brustbild von Hieronymus Buenaparte, klein, Messing; dazu Gegenstand Namenszug unter Kreuz.
 5. Medaillon: Johann Veit Töll, berühmter Medailleur in Zuhl, von Helling in rothem Wachs medellirt, etwas beschädigt, unter Glas, einf. Gestrahmen.
 6. Ein Ober, in rothem Wachs medellirt von J. B. Töll, unter Glas.
 7. Ein Herzog von Baiern zu Pferde in Turnierrüstung, galvanoplastische Nachbildung, rund, Rahmen von Quarz.
 8. 4 St. Nachbildungen älterer Münzstücke in geb. Iben.
 9. Das alte große Ziegel der Stadt Würzburg, älterer Meisabzug.
 10. Kaiserseigel Ludwig's von Baiern, Porcellanmasse, glasiert, in Helzrahmen.

D. Kleinere plastische Arbeiten, Schnitzereien, schnittene und gravirte Gegenstände, Schmuckstücken, Kunst-Spielereien u.

1. Kleines Eisenbeinestell, Randalabersform. Auf Zedgl.
2. 1 Fedgl., darauf 1 kleine Regel und 2 Angeln, von einer kleinen Glasugel bedekt.
3. Kleines Eisenbeinestell, durchdr., mit 28 H. Feminesteinen.
4. Kleiner Altar, mit Kreuzst., Relieuen u. (von Eisenbein); auf schwarzem Marmor. Dazu weißer Porcellansockel.
5. Kleiner Kreuzst., Garmig, von Eisenbein.

326. Kreuzförmiger Christus, Offenbein, 1 * hoch.
 327. 2 Zt. Ähse von Offenbein.
 328. Kleine Figur von Zedstein, Atragant.
 329. Steiner Stedtschlüssel von Offenbein, Keyf, die Ringe heraus-
 stehend.
 330. Tergl. von Marmer, Lettenteyf.
 331. Tergl. von Offenbein, Toppeltseyf, Tod und Leben.
 332. Tergl. nach Heizer.
 333. Tergl. Lettenteyf.
 334. 2 Zt. sehr kleine Offenbeinskörfe, Ritter und Orientale.
 335. Ein Ohr von Offenbein, Lebensgröße.
 336. Ein Rantbärden von Offenbein, darauf von tergl. nittliche
 Tassen, Kannen, Pöcher &c.
 337. 2 Zt. Händchen und 2 Zt. Ähse von Verlmutter, 1 Händ-
 chen von Offenbein, durchlöcheret zum Anhängen.
 338. Stein mit Zehn von Offenbein, Pfeilenteyf.
 339. Amer, den Peacu spannen, Eisen, sehr klein.
 340. 3 Zt. kleine Thierfigürden von Zedstein, Pferd, Lämbe,
 Huhn, Hund.
 341. Lämbe im Nest, sehr klein, Glas.
 342. Kreuzspinne, naturgetreu metaltelt.
 343. Kleine Gmme von Hel; auf Gestein, runder Porcellansted,
 unter Glasstuck.
 344. Ständchen mit Zehnfiguren von Offenbein, gleichlich erhalten.
 Hezece.
 345. 32 Zt. gedrehteste Zehnfiguren, von änerster Arbeit, sehr
 in besonderer Heltzartel. Von dem berühmten Augsburger
 Städtischen Leuber. Nur wenige beschäet.
 346. Eine Zehnfigur von Offenbein, von demselben.
 347. Greßer geschnitten Heltzabmen, circa 1 1/2 * hoch, 1 * breit, darin
 unter Glas ein Christusseyf, byzantinisch auf Gestein,
 neuer Tassentend.
 348. Greßer geschnittener Tabakspfeifenteyf aus früher Zeit des
 Randens. 6 * hoch. Jagthünd, Vögel u. Arabesken, Sch-
 mauchschlag.
 349. Kleiner geschnittener Tabakspfeifenteyf, Apelle mit Vora.
 350. Rantrell geschnittene Kette.
 351. Oxidirtes größeres Schmuckgehänge, Jagthünd.
 352. Die Wartburg in neuer Gestalt, Heltzstuck, rund, in
 Heltze.
 353. Hirschherude, geschnitten, mit geschnittenem Jagthünd (Ober
 von der Hente anfallen, im Hintergrunde der Jagt zu
 Thier, auch die beiden Seiten geschnitten). Heltzwerk.
 in Ein.

354. 8
 355. 8
 356. 2
 357. 2
 358. 1
 359. 1
 360. 1
 361. 1
 362. 1
 363. 1
 364. 1
 365. 1
 366. 1
 367. 1
 368. 8
 369. 2
 370. 2
 371. 2
 372. 1
 373. 1
 374. 8
 375. 1
 376. 1
 377. 2
 378. 2
 379. 2
 380. 1
 381. 1
 382. 1

- Kleine runde Steinstele mit künstl. Trauenerstrahl.
 Gefäßform zweischalig (mit Unterboden): Ein Stiel.
 2 Zl. bezgl. Thonartige Bege.
 1 Zl. bezgl., enthalten verschiedene Gipsstücke, Platten,
 Teller, Krüge, Bege u., bis nahe 1' lang, 3" breit, ziemlich
 dünn, zertrümmert.
 1 bezgl., Toppfannen, 4 Schalen enthalten, alt.
 1 bezgl., bezgl., Ähren wie Nr. 337, 1' 2" lang, 8½" br.
 1 bezgl., bezgl., Krüge zu Fuß und zu Neck, 16.—17. Jhr.
 9" lang, 6½" breit.
 1 bezgl., einfach, Oberrand am Rande mit den besten Marken,
 über beiden Vogel; unten am Rande ein Leinwandst. 20.
 11½" lang, 7½" breit.
 1 bezgl., die Oberrand des Krugs und Obera von Zaden,
 Toppfannen. Mit lateinischer Unterschrift und Randverzierung.
 7½" lang, 6½" breit.
 1 bezgl., atypisch Krüge von Antefino Zinella, unten
 Krügerst. 1' 5" lang, 4' 2" breit.
 Gefäßform in dem bekannten Stiel: Kaiser Maximilian und
 sein Zehn Jährige (nach einem Karl V.) in Fülle, bis
 die Mante reichte.
 Kleine Steinsteleplatte: Die beiläufig 3 Stiele, sehr schön.
 1 bezgl.: Ein Gefäß mit einem Stiel von dem Mund,
 auf ein Ende steht, im Hintergrund ein Vorbänder am Hals.
 Kupfersteinplatte: Festsitz, Jüdische Steine, 8".
 Festsitz: Abbildung des Krügers einer Krüge (?) auf die
 gleiche Weise.
 Festsitz: Festsitz, unter jeder Name für einen Namen in
 Pannagruppe, reist.
 2 Zl. bezgl. 160 Stein, Abbildungen anderer Krüge.
 1 bezgl. Ziersteinplatte.
 Gravirte Steinplatte, Fragment.
 Kleines rundes Steinplatte, gravirt: Krüge zu Fülle,
 1. Jahrhundert.
 Altes Abzeichen von China, Stein, Steinplatte gravirt.
 Ein bezgl. Steinplatte: Kleiner Tuschadpfeiler, vor ihm ein
 antikes Ständer.
 2 Zl. geschnittene Steinplatte, Krüge, Amer Stein von
 einer Zementblume und Amer Steinplatte über.
 2 Zl. geschnittene Steinplatte, zu Fülle.
 1 bezgl. Stein.
 1 bezgl. Stein.
 geschnittene Steinplatte: Krüge eine Stein, eben ein
 Stein, auf der Steinplatte bezgl. und L. A. Stein, Steinplatte.

382. Dergl. dergl. Im Wappen 3 Pilgermuschelschalen und an der Stelle des Helms 1 dergl. Carnuel. 412.
383. 4 St. kleine Ringsteine, Wappen, Carnuel, Amethyst und Helietrop. 413.
411.
384. 3 St. dergl., ganz klein.
385. 4 St. dergl., klein, Carnuel.
386. 4 St. dergl., ganze Figuren, dergl. E.
387. 7 St. dergl., Thiere, Blumen u., dergl.
388. Alter Ring von Prence mit der französischen Wappenlinie, bei Werten in der Schweiz gefunden. 415.
389. Weisring, Reccoco, grüner Stein mit Granaten.
390. Nachahmung von Luther's Perleumaring, Gold. Im Innern: **CATHARINA C. DORI. MARTINO LUTHERO.**
391. 2 St. altdeutsche Ringe, Prence und Stein.
392. Altdeutsche Schmucknadel, Prence.
393. 2 St. Schmucknadeln, Perlmuttersperlen mit Glassteinen. Reccoco.
394. 1 dergl., weiße Glassteine, reicher Emailleir.
395. 2 St. Ohrgeladen, Glassteine, Reccoco.
96. Karaffe, Krugform, dergl.
397. 2 St. kleine ovale Reliefs, Kuchelschnitt, Amethysten, etwas beschädigt. 416.
398. 2 St. dergl. Brustbilder.
399. 2 St. dergl., gefaßt, sehr klein.
400. 3 St. Ohrengehörstücken, kleine Figuren auf blauem Grund, unter Glas. 417.
418.
401. Gerechtes Adathüßchen zu einem Festsch.
402. Diana, kleine Pötte von gelb. Thon, der Boden ein Festsch., die Hefnung verstellend. 419.
403. 4 Miniaturbüchchen, Kunstwerke. Die 3 kleinsten ohne Schlüssel. 420.
421.
404. Kleines Buch von Wämer.
405. Kleine Truhe von Obsidian mit Platt, aufzubrechen, im Innern 3 kleine Gegenstände von Obsidian. 422.
406. Dergl. Pflanze, etwas größer, das Platt fehlt. Im Innern ein Pflanzenstern und in diesem ein kleines Neb. 423.
424.
407. Kleiner Apfel von Holz, im Innern eine Eichel von dergl. In Holzbecher. 425.
408. Kugl. von Holz, im Innern kleine geschnitzte Gefäße. In gerichter Holztafel. 426.
409. Steinbeiz in 7 Hüllen; im Innern ein Zigarren. In kleinem Holzbecher. 427.
428.
410. Perle (wirkl. G.) mit Bildern besetzt; im Innern eine Kelle Papier, die sich herauszieht, mit humoristischen Versen. In Perleinteral. 429.
430.
411. Kleine Metallbehälter mit Inhalt.

Stanz von achttzuehn, unaufsteiglich in einander gefügten beweglichen Delistücken. Kunstwerk.
Kleines Pergament in Glasbehälter, mit Fuchverrichtung.
Druckstücke von seinen Eisenbeinrücken.

Medaillen, Münzen, Jetons, Stempel, Siegel, Pfeilschäfte. *)

Medaillenfascel, 19 Preuss Medaillen enthaltend, 6 Reihen,
Mauer Papiergrund, Glas auf beiden Seiten, so daß Avers
und Verso leicht beschaubar werden können. Die Zusammen-
stellung achtab auf Anlaß des Schillerjubil. 1. Reihe:
a) Carl Anhalt, Freisberg, b) Vulk, Freisberg, 2. 4
Medaillen, sämtlich auf Carl Anhalt. 3. 4 Medaillen, sämt-
lich auf Götze. 4. a) Dettmer, b) Schiller, c) Schiller, d) Wil-
helm. 5. a) Maria Pavlovna, Freisberg, b) Carl Hieran-
ter, Freisberg, c) Carl Friedrich und Johann Friedrich, Ju-
biläumsmédaille des Pomnassins zu Eisenach. 6. a) Jubilée
Pommernmédaille, 1836, b) Jubilée Jubiläumsmédaille, 1868.
Medaille auf das Neunberg. Reformation-Jubiläum 1811,
Zinn, mit Fuch.

Festl. auf Luther. 1817, Zinn.

Festl. auf Maria Theresia, Gemahlin Herzog Bernhards I. zu
S. Weimar, 1689, Silber.

Festl. auf Cardinal Cuirand, Bischof von Posen, 1753,
Kupfer.

Festl. latinitisch, auf die Pragmatische Sanction, 1712, 25. Ring.

Festl. auf eine Farnetbauung, griech. Blei.

Festl. auf den verübten Mordanschlag Joh. Paul Fich von
Steigleher, Silber, 2 St. In Glas.

Festl. Parlamentsversammlung, 1848, Zinn, wie neu.

3 St. zusammengehörige Medaillen, Fichte mit Obv darstellend,
mit Fichten. Zinn. In Holzgehäusen.

7 St. Medaillen (3 einseitig) mit Fichtenbildern und Fichten-
wappen. Blei, Schling mit Kupfer. Unter Glas.

Anstalt Münz: Imp. H. von, Valentinus, 1717.

Schwarze Münz: Silberling, Silber und gut verachtet.

Festl., 1717, Silber.

Festl., 1717, 1717, 1717.

Festl., 1717, 1717, 1717.

431. Tergl., beagl., Pfl., alt.
432. Tergl., beagl.
433. Tergl., beagl., Gm.
434. Tergl., halber Zedel, Pfl., alt.
435. Tergl., kleine Münze, Pfl., alt.
436. Tergl., sehr kleine Münze mit Heico Strubbe, Gr.
437. Der sehr kleine Münzbildet Heller, 1688.
438. 5 St. schwedische Kettbaler, 1716, 1717 und 1718. (Zatarnin, Kettbaler und Bildartig.)
439. Schwedische Kupfermünze, 1716, 1717 und 1718. (Zatarnin, Kettbaler und Bildartig.)
440. Tergl. 2 Taler, 1719.
441. Tergl. 4 Taler, 1721.
442. Zehnster Zten: „Schweig und Lebe“, 1715.
443. Zehnster Zten: Tergelater mit Du Gaf, Novet Solon Aquilio.
444. Kleinster Zten auf Venus W.
445. Sammlung Münzen, Kupfermünzen, kleine Silbermünzen, Metallen von Silber und Gm., 120 Stück. In einem reichten Mahagonschließel.
446. Sammlung Heuerberger Münzen, Kupfer- und Silbermünzen und einige Metallen, circa 100 Stück, dazu 11 Stück alte Gm. (Gm. und Silber). In einem reichten verbleibbaren Münzen.
447. 15 Stück Münztafel, die römischen Münzen enthalten, nach neuer Einrichtung erhalten gerichtet und nach den Metallen benannt. Unvollständig; von ein 37 Tafeln sollen Tafel 1 u. 5.
448. 7 Stück alte Münztafel, meist aus der Kipper- u. Kipperzeit.
449. Große Ziegelsteine von Meising, darauf der Kaiserl. Adler steht.
450. Große Kettbaler in Wachs von Christian Büchel, Graf und Fürst zu Schwarzburg, 1688. Goldsteine ohne Zedel, Tergl. 51.
451. Tergl. von Ernst und Bernhard, Herr zu Zaden, 1677. Tergl. Tergl. 51. 21. Von Heiner Zerning.
452. Tergl. von Carl Friedrich, Freiherr zu Zaden, Heimar-Gm. Tergl. Tergl. 51. 21. Von Heiner Zerning.
453. Tergl. mittelgroß: *Goldlaas des Zaden Gm. et Polnis.* Eine Kette.
454. Große Wappenstein in Wachs von Joh. August, Fürst zu Zaden. Tergl.
455. Kleiner Ziegel der Stadt Meising. Gm. Tergl.
456. Große alte Ziegel der Stadt Gm. Tergl.
457. Wappenstein von Karst. Gm. von Brauch. 1329. Tergl.
458. Ziegel Büchel v. Gm. Wachs, Goldsteine mit Zedel.
459. Ziegelsteine von Ziegel Peters des Gm.
460. Tergl. von Augustin Gm. 2 Tergl. In Gm.

461. Ziegel des Mark von Verlobungen. 1497. Nach, Hefelapfel.
462. Reiteriegel d. Kurf. August v. Sachsen. 1601. Gypsabzug.
463. 4 St. größt. Heunbergische Ziegel, Graf Ferpe, Graf Wilhelm, Graf Georg Ernst und Elisabeth Katharina. 3 in Hefelapfel ohne Fedel.
464. Ziegel des Hospitals Gimmmenthal (grünthal), Nachs.
465. Ziegel des Altes Johannes (Graf von Heunberg) von Peira, 1412, bezgl.
466. Ziegel des Altes Wilhelm von Walpferede, bezgl.
467. Das alte Ziegel der Stadt Nürnberg (Mier).
468. Grieses Reiteriegel des Herzogs Ernst Ludwig I. zu Z. Neuningen. Hefelapfel ohne Fedel. Fuchsm. 4°.
469. Das kleine Ziegel der Reichstadt Schwinfurt. Hefel. mit Fedel.
470. 5 St. Ziegel der Stadt Neuningen, ältere u. neuere, Gutta Fuchsa, Fuchst.
471. 2 St. kleine Reiteriegel vom Herzog Johann Wilhelm und Herzog Johann Friedrich d. J. zu Sachsen. Fuchst.
472. Kaiseriegel Friedrichs III. (Feyfeler). Fuchst.
473. 3 St. Kaiseriegel: Friedrich II., Kurfürst der Paier und Gänther von Schwarzburg. Gute Gypsabbildung, Stein.
474. 5 St. alte Stätteiegel: Teub, Griesowalter, Halle, Fuchst und Fuchst. Fuchst.
475. Kleine Ziegelsammlung, meist Freckabtrude meckener Ziegel enthaltend u. Aderude antiker Gemmen. 1 Kasten, 70 Stüd, in elegantem Fuchstbüchsen, jedes Ziegel in besonderem runden Schachtelapfel.
476. 1 bezgl. auf 6 Papptafeln, 180 Stüd.
477. Ziegelsammlung in einem Notariatszeichen mit der Umschrift: *Finis justitia perit mundus. Gregorius. 1711.*
478. Fuchsthaft des Herzogs Heinrich zu Z. Nömburg, Eisen.
479. Fuchst. der Herzogin Charlotte Amalia, bezgl.
480. Fuchst. des Notars Adam Georg Franz, Nömburg.

Als Anhang: Spielkarten, Curiositäten u.

Schlussbemerkung.

Außer den in diesem Verzeichnisse aufgeführten Gegenständen finden sich noch folgende Sammlungstücke vor, welche nach Beendigung der Auction unter der Hand abzugeben werden sollen, zum Theil auch der Auction angehängt werden können:

- 1) Eine Autographensammlung mit werthvollen Stücken, wie Maria Stuart, Maria Theresia, Kaiser Maximilian, Friedrich der Große, Napoleon I. &c.
- 2) Eine große Anzahl Rammmedaillen, Kupfer- und Silbermünzen, Probesten.
- 3) Viele Wach-, alte Wach- und Stachelwachs, mehrere Ziegel und Nachbildungen in Gips und Terra.
- 4) Ziegelformen in fester Porzellanmasse, die sich hauptsächlich in Nachbildungen in Gips und Terra finden. Dazu eine gut construirte Ziegelpresse mit heftigem Material.
- 5) Wie im Verzeichnisse bemerkt, Ialimane, Amuletmedaillen und einzelne egyptische Gegenstände.
- 6) Pflanzblätter, große Lithographien &c.
- 7) Alle Handschriften, darunter Einlektende von Santo Zache, alte Stammbücher &c.



E m p f i n d u n g e n
der
Liebe und Freude
bey dem
höchsterfreulichsten Einzuge
unser
Durchlauchtigsten Herrn Herzogs
B e r n h a r d
und
Ihrer Hoheit der Frau Herzogin
M a r i a
in tieffter Ehrfurcht gewidmet
von der
S c h u l j u g e n d
der
Residenzstadt Weimingen.

24. 10. 1825. H. B.

Weimingen 1825.

/

Sei uns gegrüßt, Du Tag der Fuß- und Herbe!
Sei uns willkommen, edles Fürstpaar!
Ein treues Volk empfängt Dich jubelnd heute,
Da steht sich auch der Jugend heitere Schaar.
Die schönste Blume in dem Freudenranze,
Der unser Jugendleben lieblich schmückt,
Ein heller Stern, mit silberreinem Glanze,
Ist Euer Heß, das uns so hoch beglückt.

Heil Euch! Heil Euch! So löst es durch die Reihen,
Die wonngetrunken Euer Pfad umfliehn,
Und Jeder will Euch seine Wünsche weihen,
Und Jeder will die milden Herrscher sehn.
Und freundlich auf dem wogenden Gedränge
Weilt Euer Blick, an Guld und Liebe reich.
Frech einen wir uns mit der freien Menge,
Denn unsre Lieb' ist ihrer Liebe gleich.

Nicht ein, nicht ein durch die bekränzten Pforten.
Wir grüßen Euch voll hoher Himmelslust,
Und mangelte es dem Hochgefühl an Worten,
So spricht es laut in unser treuen Brust;
Und wenn wir in des Alters fernem Tagen,
Einst denken an die Jugendzeit zurück,
Dann wollen wir den späten Enkeln sagen,
Von Euerem Heß, von dieser Tage Glück.

Ein goldenes Band hat Lieb' um Euch geschlossen;
Gesegnet hat es eines Engels Hand.
Noch denkt in heiligen Erinnerungen
An Ihn, den Trefflichsten, das Vaterland.
Und jener Zeuge heiligste Flamme,
Sie bleibt des Waters edlem Sohn geweicht.
Heil Euerm Bunde! Heil dem Herrscherthume!
Heil uns, den Zeugen dieser schönen Zeit!

Held ruht der Lenz, und weckt die Blumen wieder;
Die schönsten Rosen läßt er Euch erblühen;
Er ruft herbei der Nachtigallen Lieder,
Die Liebe flöten in der Zweige Grün.
Des Friedens Engel schwebt auf Silberschwingen
Mittelschmelnd über unsern stillen Flur,
Und jene Donner, die die Luft durchdringen,
Sie künden Freude, künden Jubel nur.

Und schweigt der Feyer feistliches Geydränge,
Der Jubelruf, der hellste Freudenklang,
Und wandelt die beglückte, frohe Menge
Geräuschlos wieder ihren stillen Gang.
Dann seligt Euch' der Liebe Wortschönheit,
Von helldem Himmelsmorgensglanz umflüßt,
Und Engel kommen aus der lichten Jense,
Und spielen Euch ein süßes Himmelslied.



Max Heils Inc.

Lith. Just van Arne & Co. in Düsseldorf

Märchen und Sagen

für

Jung und Alt.

Original-Erzählungen in Prosa und Poesie

mit

24 Illustrationen

von

Camphausen, Fag, Fickentscher, M. Heß, J. Hergg, Oppenheim, Süss.

1857

1857-71
Düsseldorf.

Verlag des lithographischen Instituts von Arnz & Comp.

1857



Erworben von H. Hof in Göttingen.

Märchen und Sagen.

Inhalts-Verzeichniß.

Titelblatt, illustirt von Max Hef.

	Seit.		Seite
Schöner's Marie von H. Albert, illustirt von		Märchen von Dr. W. Mannhardt	114
J. Herge	1	Pilgrim und Süßholz von Dr. J. R. Fogl,	
Von dem unterwerthen Gassen von Dr. J. R.		illustirt von H. Oppenheim	118
Fogl	10	Die Heilmagd der Dinnarther von Ludwig	
Sinten von V. Wäpzel	12	Wäpzel, illustirt von Fickelcher	119
Das Naemanten von Max Hef	13	Der Leubter im Saig von Dr. J. R. Fogl	121
Murich Gut gehebt nicht von W. Herchenbach	18	Delias, des Schwanenriters, Tod, von Ellen,	
Pommersche Sagen von W. Mannhardt:		illustirt von Fas	124
1. Der Jungferberg bei Schöndorf. 2. Der		Der Fule in der Tonne von W. Herchenbach	128
Leubter Geiger, illustirt von O. Fickelcher	23	Gerventia von Hermann C.	129
3. Die Wiederentdeckung der Prangenauer		Altre Gemo von Fickelcher	133
Kirche	24	Barbara von Auguste Tenhaff	135
Die Meer Königin von Auguste Tenhaff,		Das böse Weib und der Teufel von Dr. J. R.	
illustirt von Fickelcher	25	Fogl, illustirt von Oppenheim	141
Die Brüder von Ellen, illustirt von J. Fas	29	Der Spring vom Schindenthen von V. Wäpzel	144
Der Kummerst von W. Herchenbach	42	Saxel und Argentinia von Ellen	145
Hrau Rickow von der Stadt v. Fickelcher	46	Hrau Holle und ihre Nage von Dr. J. R. Fogl,	
Pommersche Sagen:		illustirt von Oppenheim	156
4. Die Ebenholzzeit	47	Der Teufel und der Schind v. W. Herchenbach	159
5. Der schlafende Hül. 6. Die Hare und		Freundliche von Ellen	161
ihre Tochter. 7. Die wandernden Heuen		Die Meer Frau von W. Herchenbach	163
zu Prangsdin	48	Märchen von Dr. W. Mannhardt	166
Schnelldingelinder von Leopold Scherer,		Freunde Schindler von R. Feder:	
mit vier Illustrationen von G. Fas	49	1. Das Pferd in Gemeinschaft, illustirt von	
Sage im Stad von Auguste Tenhaff	57	Fickelcher	168
Die Wunderkinder von W. Herchenbach	59	Delias Tochter von Ellen	169
Glückende von Ellen	103	Der Leubter Puffe von Fickelcher	171
Der Tod des Schwanenriters von V. Wäpzel	106	Die Sage im Brauthaus von W. Herchenbach,	
Der Traum von Fickelcher	115	illustirt von Oppenheim	179

	Seit.
Die Pfaffenstein des Heilberges v. C. M. Recht	181
Märchen aus dem Harzlande von Dr. J. M. Sögl	184
Kampfsagen von H. Aries:	
1. Das Klidenting bei Bentheim	187
2. Das Kappenting bei Mühlberg	188
Schiedsborn von Sievert, illust. v. Sidentcher	189
Sagen von Dr. Mannhardt:	
1. Die Gründung des Klosters zu Karthaus.	
2. Der Hufeisenstein bei Karthaus. 3. Die	
Burgfrau in Wülfskau	192
Yameth und Volkstra von Ellen	193
Der Ästlen der Geheimnisse, von W. Herchenbach,	
illustriert von Sidentcher	202
Sagen von Dr. Mannhardt:	
1. Das vermauerte Schloß zu Karthaus,	
illustriert von Oppenheim. 2. Die vermau-	
erte Kirche zu Wulfskau. 3. Der versteinerte	
Beutling bei Wülfskau	216
Das tolle Grab	217
Die ichone Gleich von Auguste Tenhacff	222
Der Aemmergen von W. Herchenbach, illustriert	
von Oppenheim	224
Lucas von v. Sund, illustriert von Sidentcher	230
Drei Wünsche von Dr. J. M. Sögl	236

	Seit.
Sagen von Dr. Mannhardt:	
1. Der Schapgeher. 2. Die Beichwürdung	
Kubrecht von Elisabeth Grube geb. Diez	239
Der Schwanzing von H. Hoder, illustriert von	
W. Camphausen	256
Der linge Fächer von Fabricius	258
Die Gründung der Kirche zu Herresheim von	
W. Herchenbach, illustriert von Sidentcher	260
Kaiser Rothbart und Saladin von Ellen	265
Der Teinbaumwetter von Fabricius	268
Fudric von Fabricius	272
Der Räder von Hagen von W. Herchenbach	274
Alorian und Alorinden von Auguste Tenhacff,	
illustriert von Sidentcher	275
Elwin von Fabricius, illust. v. Camphausen	279
Der Jocher am Rhein von Ludwig Würpel	285
Ercht, Klaus und Brammich von Ignaz Hub	
Schöcher von Ludwig Högler	286
Wie die Schöppenhäuter ihren Herzog empfingen	
von H. Hoder	287
Der Herrenmeister von H. Hoder	288
Sagen aus Mänten von Joseph Grazer:	
Der Zieg im Grienhause	288



J. H. 1855

Lith. J. H. 1855

Schäfers Marie.

(Märchen von W. Albert.)

Schäfer's Marie!

Nachdem von H. Albert.

Es ist nun schon gar lange her, da lebte in einem kleinen Orte ein alter, armer Schäfer, der ein einziges gutes und wunderschönes Töchterlein, die Marie hatte. Sie war so wunderschön, daß sich alle Burichen auf weit und breit um sie stritten, darunter gar wohlhabende Bauersöhne. Aber alle nach der Reide, wie sie hinkamen zu dem Schäfer um die Hand seiner Tochter zu werben, wurden abgewiesen, daß es eine Art hatte, denn der Schäfer hatte gar eigenthümliche Pläne mit seiner Tochter.

Sah er sie so süßlich und hübsch einbergehen, dann dachte er so bei sich: Ich hab' mich mein Lebenlang geplagt und in Armuth herumgeschleppt und das soll anders werden durch mein Töchterlein! Man hat schon oft Geschichten gehört von reichen Mitterleuten, die sich in ein armes Mädel verliebt und es heimgeführt haben als eine Gräfin oder Herzogin segar, und so lange nicht ein so großer Herr kommt bleibt die Marie bei mir! Ja das war mir so ein recht's Leben, wenn ich noch auf einem schönen Schloß meine alten Tage verbrächte in prächtigen Sälen bei herrlicher Speis und köstlichem Trank. Ja! das war mir ein Leben!

Kurz und gut der Schäfer hatte sich das so lange vorzählt, bis er schließlich überzeugt geworden, daß seine Hoffnungen in Erfüllung gehen müßten, und oft saß er Stundenlang im Felde und harpte in die Weite nach irgend einem fahrenden Mittermann.

Aug die Marie den Vater, warum er immer so in die Ferne hinführte, dann knihr der Schäfer sein Töchterlein in die Wangen, und sagte:

Sei ruhig mein Töchterlein! Bald wirst Du eine große Frau Herzogin und dann sind wir reich und glücklich.

Sprach der Vater also, dann schlich sich die Marie hinauf in ihre Kammer und weinte gar sehr, denn sie wollte weder Frau Gräfin noch Frau Herzogin werden, sondern einfach des Michels Frau, der ein Schuhmacher von Gewerbe und ebendrein ein rechtlicher, guter und schlanker Burische war.

Der Michel war in der That ein gar fleißiger und rechtlicher Geselle und der Marie von Herzen gut.

Sie waren Beide als Nachbarkinder untereinander aufgewachsen und von Jugend auf gute Freunde gewesen! Als aber der Michel von seiner Wanderschaft heimgekehrt war und die Marie als eine schlau emvergeltchene Jungfrau wieder fand, da dachte er sie in seinem Sinne sich zur Frau auszuwählen.

Trum arbeitete er früh drauß los vom frühen Morgen bis zum späten Abend, unerdrossen und frohlich, damit er sich baldmöglichst ein eigen Hauswesen begründen könne.

Oft war wenns nicht recht vernähts wollte mit der Arbeit und Michel immer noch kein nahes Ende seiner Tausel möglich sah, ward er vertrießlich, legte das Handwerkszeug hin, und ging ins Wirthshaus. Da fand er dann je desmal den budliagen Martin, der allein saß in seiner Ecke fern von allen Andern.

Mit dem budliagen Martin wollte sein guter Burisch was zu schaffen haben, denn man erzählte sich von ihm gar abentheuerliche Geschichten. Der wohnte draußen ganz allein mitten im Walde seit Menschengehenken und

hatte sich mit den Jahren gar nicht im Aeußeren geändert. Die Alten, die erinnerten sich den Pudlichen nie jünger gekannt zu haben und wollten von allerlei Unheil wissen, das er schon angestiftet haben sollte. Zwar hatte er schon Manchem geholfen, der ihn darum angegangen, doch hatte jene Hülfe nie großen Nutzen gebracht, denn Alle, so mit dem Pudlichen in Verkehr getreten waren, hatten schlecht geendet.

Je verdrießlicher aber Michel wurde, desto freundlicher ward der Martin und ging um den Schuster herum, wie die Kage um den Preis, suchte auf alle Weise mit ihm Freundschaft zu machen, was ihm aber nicht gelingen wollte, da Michel vor Jedem sich beständig bezog und ihm aus dem Wege ging.

Auch hielt sein Verzeß nie lange an, denn wenn er wieder mit Schäfers Marie zusammen trat, ward er wieder heiter und guter Dinge, und legte sich vergnügter als je an seine Arbeit!

Und als nun abermals ein Jährclein zu Ende gegangen war, da zog der Michel seinen Semtaagrock an und ging hinaus zum Schäfer. Tiefen nahm er bei Seite und sagte:

„Schäfer Heinrich! Ich hab' ein kenderlich Anliegen an Euch, und wenn Ihr mir's gewährt, so sollt Ihr mich recht glücklich machen, und ich werd's Euch zu Dank wissen mein Lebenlang. Ich hab' eine gute Kunde, ich hab' durch Fleiß und Rechtschaffenheit ein hübsches Zimmerchen Geld zusammengebracht, das ich mir nen eignen Heerd gründeln kann, und so sollt mir nichts als eine herzig gute Hausfrau, und die wollte ich mir bei Euch holen, Schäfer Heinrich!“

„Bei mir?“ rief der alte Schäfer!
„Ja bei Euch!“ fuhr Michel freudig fort. „Das laß' Euch grad heraus sagen, ich bin Guter Marie von Herzen gut, und auch ich's werden und werden schon lange ausge- macht.“

„Ehe?“ rief der Schäfer. „Alle so sich's aus? Ausgemacht ist's hinter meinem Rücken? Das Du meinem Michel gut bist, glaub ich gern, denn ich eine schmutze Dirne nichts nicht mehr auf weit und breit, aber gerade weil sie so schmutz und lauer ist werd ich sie nicht dem Guten Vehen an den Hals werfen: und Du am allerwenigsten! Wenn Kind ist es gut um eine einfache Schusterfrau zu werden. Wer die freien will, muß doch zu Noth kommen und in Sammt und Seide!“

„Ihr spaßet wohl?“ sagte Michel betrogen. „Spaßen?“ lachte der Schäfer. „Doch, aus nicht und warum sollt ich spaßen! Die Marie war nicht die erste arme Dirn' die Frau Grün oder auch nur eine Ritterstreu gemorden. In den Büchern drin steht darüber gar wunderliche Historien, und warum sollt ich nicht grad so ein Glück haben wie gar viele Andere?“

„Was in den Büchern drin steht ist nichts als eitel Lüge, den frommen Christen ist zu süßen!“ rief Michel.

Darüber ward aber der Schäfer gar zornig, und schwur, der Michel solle sich zur Stunde hinauspacken aus seiner Hütte und ihm nie wieder vor's Angesicht kommen.

Da fing der Michel nun an gar herzig zu bitten, der Schäfer möge doch sich eines Besseren denken.

„Ich gebt mir die Marie!“ bat Michel. „Ihr seht's auch sehr gut bei mir haben und Euch nicht mehr zu plagen brauchen mit der Schäfer, denn so ich für Freie Brod ins Haus schaffe, kann ich mich auch für Freie plagen, und es soll Euch an gar nichts fehlen.“

Da lachte der Schäfer hell auf und meinte: „Das wär mir ein sauberes Leben, das ich allezeit besser süßen in meinem eignen Hause!“

Als nun der Michel sah, daß mit dem alten Schäfer gar nichts auszuwickeln war, so schlich er sich beschämt und zornig hinaus, und die Thränen des Jorns fielen aus seinen Augen. Die Marie dankte Alles mit angehört an der Thüre, und als nun der Michel heraustrat, da schluchzte sie:

„Michel! Verzag nur nicht! Es wird schon noch Alles zum Besten werden.“

Michel aber sagte kein Sterbenswörtchen! Er drückte der Marie die Hand und schlich sich fort hinaus in die dunkle Nacht!

Da stand er gar lange Zeit und in seinem Herzen wüthete ein arger Kummer:

„Se hab' ich denn Jabrelang umsonst gehofft und geschafft!“ brummte er vor sich hin, „und nun ist Alles, Alles aus und jede Hoffnung verchwunden! Mir ist's leid um der Welt, und Nichts kann mich mehr erfreuen!“

Und wie es in des Michels Herzen immer düstere wurde, da kam er iust an dem Kirchthor vorbei, und hörte darinnen den Gesang lustiger Weillen.

„Die machen's geliebt!“ sagte er so vor sich hin, „thun sich einen guten Tag an und ändern sich nicht mit allen eilen Gedanken!“

So senk'nt' ging er hinein ins Wirthshaus, wo in der That lustige Jecher beisammen saßen, die sich's recht auf sein ließen. Zu ihnen setzte sich der Michel hin und achte nicht auf des bud'lichen Martins freundlichen Gruß, der wie gewöhnlich in seiner Gde. lag!

Je fröhlicher aber die andern Burschen wurden, desto trauriger ward der Michel, und als ihn jene darüber verippteten, da schlug plötzlich der Michel mit der Faust auf den Tisch und rief:

„Ja für wahr Ihr habet Recht mich zu verippten, denn ich da sitze und mich zu Tode gräme, so dillst' democh nicht! Trum will ich den Kummer hinuntertragen mit so edlem Getränk, wie Ihr da habt! Ge! Frau Wirtshin, noch ein paar Maas und hurtig!“

„Was schilt' Sie?“ fragten die Andern.

Da ward der Michel roth bis hinter die Ohren, und da er seine Schande nicht gekheben wollte, that er noch lustiger und goß hurtig mehrere Becher Wein hinunter.

„So lob ich's mir!“ hiebte der bud'lige Martin aus seiner Gde! „Das Leben ist ohne, bin so kurz und ein rechter Thor ist, wer die wenigen Tage sich noch verkümmert! So lob ich's mir!“

Bei diesen Worten stand der Bud'lige auf, nahm seinen Krug und setzte sich hin zu den Gekellen. Die Einen wollten ihn bei sich sitzen lassen, die Andern ihn verjagen, und so entstand ein kurzer Streich, bis der Bud'lige zu Michel sagte, indem er sich ihm gegenüber setzte:

„Ich wette,“ der Michel jagt mich nicht fort von seinem Tische, denn er weiß wohl, wie es bitter kränkt, wenn man fertactlosen wird von dem Orte, wo man so gerne ist, nicht wahr Michel?“

Da ward der Michel abermals roth bis hinter den Ohren, und aus Furcht, der bud'lige Martin möchte um seine Schande wissen und es den Andern mittheilen, nahm er Vartbei für den Bud'lichen, und setzte sich grade neben ihn hin.

Nun ging ein Jechen los, dergleichen man lange seines in jener Wirthshube erlebt; ein Krug folgte dem Andern und zuletzt sollte jeder Bursche nach der Reihe ein Riechchen singen. Das thaten auch Alle bis auf den Michel: der aber konnte, wie er sich auch anstrenzte, keinen Ton herausbringen! Er häuete hurtig mehrere Becher Wein's hintereinander hinunter, setzte wiederholt an zu einem Liede,

aber das ging nicht, denn wie er auch fröhlich und lustig that, ihm wollte das Herze im Leibe verspringen vor bitterer Wehmuth.

Da sangen die Gekellen von Neuem an, den Michel zu verladen und zu verippten; der Bud'lige aber sprang auf und rief:

„So der Michel kein's singen kann, will ich seinen Plag nehmen und Gind an seiner Stelle singen!“

Ein armer Bursch vor langer Zeit
Wollt sich ein Hädel freien;
Er that's so ad' gar unmöglich,
Doch that's ihm bald gereuen.

Ihr Vater war ein harter Mann,
Wollt' nichts vom Burschen wissen
Und hat' den armen Bursch zuletzt
Aus Thür hinaus geschmissen.

Der ist dann in den fernern Welt
Und meint' gar bitter Thörene.
Nun war's es ad'! so schickte zu Ruch,
Wesacht es seiner Schönen.

„Oh! der dumme Bursch!“ riefen die Gekellen, während der Michel sich die Lippen blutig biß! Der Bud'lige aber fuhr fort:

Woh als er dann zur Ruhe kam
Und Alles that' erweisen,
Lacht' er: „Was mich zu ändern ist,
Wußt' man zuletzt vergehen.“

Denn Kummer, Sorge, ad'! und Gram,
Die können mir nichts nügen,
Und's zuechen auch das Scheer mich nicht,
Nann ich sie nicht beugen.

Und Hädel giebt's auch überall,
Wo-hin man immer wand'te;
Weiß ich den Schlag nicht haben kann,
Kehrt' ich mir eine Ahere!“

Dem armen Michel war es gar schlimm zu Muth, als nun seine Mitgezellen über den schönen Schluß des Liedes sich freuten, und abermals traut er von Neuem seinen Kummer zu verheiden.

So saßen sie bis spät in die Nacht hinein. Einer von den Trinkgezellen nach dem Andern fiel in tiefen Schlaf; zuletzt lagen nur noch Michel und der Bud'lige beisammen.

Der Michel häuete seine heiße Stiene in beide Hände, während der Bud'lige vor sich hin brummt:

Der Michel giebt ja überall,
Nehmt man immer was? er:
Weil ich den Schatz nicht haben kann,
Nehmt ich mir eine Axt?

„Nicht ist's genug mit dem Liede!“ rief nun
der Michel, „es hat mich schon verhin ver-
droffen, ich mag's nicht mehr hören.“

Der budl'ige Martin hob gelassen die
Müge auf das Ohr und sagte:

„Nubig Blut! Warum gleich so aufge-
braut? Wenn's Dir nicht gefällt, so kann
ich auch mit einem Andern antworten! Da
giebt's noch so manch hübsches altes Lied; um
Beispiel die Geschichte von einem Püschchen,
der ins Wasser geirungen, weil er sein Lieb
nicht haben konnte. Ob das ist eine gar trau-
rige Geschichte, und der Püsch hat gar viel
Leid gehabt, weil's der Vater nicht machen
wollte! Da ist er denn in gar schweren Kum-
mer verfallen, immer einhergehlichen stumm
und voll Bewußtlosigkeit und es ist dennoch
nicht besser geworden, und der Schatz hat ihn
auch bald verzessen und ihn von einem An-
dern heimgeführt werden, und im Orte drin,
wie es bekannt wurde, haben ihn Alle oben-
drein verspottet und verlacht bis er ins Wasser
geirungen ist aus Bewußtlosigkeit. Ja! das
ist eine traurige Geschichte!“

Und wie dem Michel die hellen Schweiß-
tropfen an der Stirne herab liefen, fuhr der
Budl'ige fort:

„Ja! es ist schon viel Leid's kommen über
die Menschen durch die Liebe! Darüber kann
ich noch manch Trübsal und wenn es Dir
recht ist, erähl ich noch G's, ich hab' gar
Vieles erlebt und bin auch schon manchem
Püschchen im Leben an die Hand gegangen mit
Rath und That. Schau mich nur nicht so
mißtrauisch an! He? denkst wohl der budl'ige
Martin schmeißt mir G's an? Und doch ist's
so wie ich Dir's sage. Bin schon alt gewor-
den in der Welt und hab' gar Vieles erlebt.
So Du mir vertrauen willst, wüßtest ich schon
einen Rath! Wüßtest auch die G'ste nicht, der
mir kein Glück verdränkt!“

„Guch?“ fragte der Michel!

„Ja mit!“ riefte der Budl'ige! Frau-
sch! es ja bloß mit mir zu verbinden! Wenn
sagst Du sich? Wenn der Schächer Hein-
rich das Fündel nur einem reichen Herrn ge-
ben will, so brauchst ja nur viel Geld zu ha-
ben um's heimzuführen! Ich wüßte schon ein
Mittel, wie's zu erlangen wär, doch verrath
ich's nur meinen Freunden, und Ihr Alle hier

im Orte seid mir Feind, darum behalt ich's
für mich und nun achab' Dich wohl!“

Und wie nun der Budl'ige Miene machte
seiner Wege zu gehen, da sagte der Michel:
„Nun, Dein Feind bin ich ja nicht anzu-
sehen, ebensich man nicht auch viel Gemeinschaft
mit Guch mach, denn Ihr seid kein guter Christ
und fennet niemals zur Kirche!“

„Ihr Kirche?“ lachte der budl'ige Martin,
„Ihr Kirche? Glaubst etwa, die zur Kirche bin,
gehen meinen's besser mit Dir als ich, he?
Geben Dir Giner von Dingen so viel geben,
daß der Schächer Dir's Tochterlein gäbe! Ja
ja! ich wüßte schon ein Mittel, doch sag' ich's
nur meinen Freunden, und Du magst mich
nicht, das weiß ich.“

„Das hab' ich nimmer gesagt!“ riefte
der Michel!

„Gesagt hast Du's freilich nicht,“ meinte
der Budl'ige, „aber gedacht hast Du's wohl!“

Dem armen Michel ward es immer schlim-
mer um's Herze. Der budl'ige Martin aber
trat gelassen ans Fenster, schaute in die dunkle
Nacht hinaus und sagte:

„Nest kommet der Winter bald, wo man
gern Abends dabein sitzt am warmen Heerd.
Da ist's auch viel schöner als im Wirtshaus,
besonders wenn man nicht allein ist und ein
schmuckes junges Weibchen bei uns zur Ge-
sellchaft. Kürwahr wär' ich nicht alt und
budl'ig, ich wüßte mit G's belen ins Haus,
daß es eine Art hätte, aber mich mag auch
keines, denn sie haßten mich Alle und so weit
und dreht ich auf den Ort sehe, habe ich dar-
innen nicht einen einzigen Freund!“

Dem Michel schmitz jetzt's Wort tief ins
Herze; endlich ging er zu dem Budl'igen hin
ans Fenster, legte die Hand auf seine Schul-
ter und sagte:

„So Ihr keine Freunde habt im Orte
ist's Eure Schuld, Martin, und wenn Ihr ein
Mittel wüßtest, mir zu helfen in meiner argen
Pein, so selbst Ihr schon einen Freund haben,
der's von Dieren auf mit Guch meinte, und's
Guch verachten wüßte sein Vbelang!“

„Das ist nur so eitel Worte!“ brummte
der Budl'ige vor sich hin. „Gar Viele haben
ähnlich gesprochen, und wenn's ihren Willen
haben, nachher halten's kein Wort!“

„Denkst nicht so schlecht von mir, Mar-
tin?“ sagte Michel, „es nicht über gewis, die
Welt halten und ich sage Guch in Reichthum,
so Ihr ein Mittel wüßtest mir's zu verachten,
wüßtest ich Guch Feind sein mit Leib und Seel!“

„Mit Leib und Seel?“ sagte der Budflige, „wenn ich Dir nur trauen kann.“

„Das kennst Du ja!“ rief der Michel zum Heuschrecken getrieben, indem er des Budfligen Hand ergriß.

Der schaute dem Michel unverwandt ins Antlitz und sagte: „Adewahr, wenn Du's rechtlich mit mir meinst, ist gleich mir's zu Papier, daß Du mein Freund bist auf Tod und Leben, in Allen und Jedem, und wenn beim mit mir in mein Haus, und bleib die Nacht bei mir, unter meinem Dache, damit ich sehe daß Du's gut mit mir meinst.“

„Hinaus zu Euch in den Wald?“ rief der Michel, „mein Fürwahr, das thue ich nimmer! Wenn man's erfröhe, man würd' mich gettsel'ser Ablichten reiben!“

„Du willst mein Freund sein?“ lachte der Budflige, „und schämst Dich Meiner, und fürchtest Dich das man Dich bei mir sehe? Ge? Und wenn morgen der Schäfer Heinrich dem ganzen Orte das Stücklein erzählt, wie Du zu ihm kommen und er Dich abgezwiesen hat, dann werden sie Dich wohl nicht verpöhlen, he? Gehabst Dich wohl! Zwischen uns ist's aus! Auch wird's spät und ich muß heim.“ Dabei stand der Budflige auf und ging zur Thüre hinaus!

Den Michel hielt es nicht länger! Auch er nahm sein Kuglein und ging hinaus hinter dem Budfligen her, der das Vieclein von dem verschämten Burischen zwischen den Zähnen brumnte: wie sie an des Schäfers Hütte vorbeisamen, trug oben aus der Marie Kammer noch der Schein einer Lampe hinaus in die dunkle Nacht! Da blieb der Budflige stehen und auch der Michel! Beide schauten hinauf nach der Kammer, der Martin in sich hinein, lachend, der Michel das Herz voll Jammer und Kummer. Der Budflige sprach sein Wort summt aber immer das Vieclein vor sich hin und ging dann weiter dem Walde zu. Michel folgte ihm auf dem Fuße.

Am andern Morgen schaute die Schäfers Marie hinaus, ob nicht der Michel käme, ihr den freundlichen Morgenruf zu bringen! Die Marie aber wartete vergebens von einer Stunde zur Andern, und meinte die schönen Augen gar reth!

Der Michel lag in einer schönen Stube in des Budfligen Wohnung, wo es von Welt und Weisheiten stregte, und wie er sich beim Erwachen die Augen rieb, fand der Budflige vor ihm in feuerrothem Kleide! Diener brachten an Weis und Trank was das Herz be-

gehrt und das gefiel dem Burischen gar sehr, der solches im Leben nicht gewohnt war und sich herzlich gut that. Trank er dem Budfligen von der Marie, dann ließ dieser flugs Trank herbei bringen, und so schliefte er den Michel hin bis zum Abend, und bis zum andern Morgen und so von einem Tag zum Andern zwei ganze Wochen hin, während welcher Schäfers Marie vergebens hinauslachte nach dem verlerenen Michel, der bei dem Budfligen ein gar herrliches Leben führte, mehrere Wochen lang und von Tag zu Tag mehr versank in ein saules unmüdes Leben. Als er aber eines Abends dem Budfligen erklärte, daß er ihm nun der Abrede gemäß das Mittel verrathen möge, wie er ihm zu der Marie verhehlen wolle, da verdröhtete ihn dieser bis zum andern Morgen. —

In dieser Nacht hatte der Michel einen gar sonderbaren Traum! Es träumte ihm, daß er in einem schönen Schlosse wohne, und die Marie ging einher in herrlichen Kleidern, noch schöner als zuvor. Viele Diener brachten das Beste aus Küch und Keller und alle Leute aus dem Orte gingen draußen vorbei und segten in Demuth ihr Kuglein. Gar manche von ihnen traten herein und wunderten sich über den ungeheuren Reichtum, denn der Michel war der Erste und Höchste im Orte.

Tod als er gegen Morgen erwachte und sich die Augen rieb, da fuhr der Michel entsetzt auf, denn alle Herrlichkeit war verschwunden und er lag in seiner ärmlichen Kammer. Vor dem Bette stand sein Schächtelch mit dem alten verbrochenen Abend, und draußen ertönte das Heul des alten Schäferbeinrich.

Da ward es dem Michel gar arg zu Muthe und er wußte nicht wie ihm geschähe, und als er am Fenster trat, trieb eben der Schäfer die Heerde vorbei, und dem armen Michel ward es noch schlimmer um's Herz. Ihm ward's zu enge in seiner alten Kammer, das Wasser und das schwarze Brod wollte ihm nicht mehr munden: auch mit der Arbeit wollte es nicht von der Stelle und er suchte auf den Budfligen, der ihn hintergangen. Da lag der Michel lange Zeit in sich selbst versunken, nachdenkend über das angenehme Leben, so er beim Budfligen in den letzten zwei Wochen gelebt und an den Unterschied jener prächtigen Säule und seiner jetzigen elenden Wohnung, an jenes gute Essen und Trinken und das trockene Schwarzbrod, und er wünschte sich aufrichtig zurück in jenes Aulenzleben, an welches er sich nun so sehr gewöhnt. Und wie er eben jämmerlich sein lebet,

nes Geldbeutel reichente, darinnen auch nicht ein Heller mehr zu finden, da trat der Budlige in die Wohnung und trug am Hirt eine leere durchwirkte Borie, durch welche die schönsten blauen Weiden durchfunkelten.

„Guten Morgen Freunden!“ sagte der Budlige.

Da sprang der Michel auf und rief: „Kennst mich nicht alle, denn Ihr seid ein eifriger Betrüger, und habt mir nicht Wort gehalten!“

Der Budlige aber lachte: „Nicht Wort gehalten? Ich hab Dir nur versprochen, Dir mit Rath und That an die Hand zu geben, und das will ich noch, doch so Tu nicht auf mich hören willst, muß ich Dich Deinem Zinnen überlassen! Was ärgert Du noch immer da und äulstest Dich um die Marie? So lange Du der arme Schuster bist, ist doch nicht dran zu denken, daß Du sie heimführst in diese elendige Kammer! Doch müßt ich ein Mühl, wie Tu ichener Zimmer kenne, und als Freund will ich Dir es sagen. Und wenn Tu all das Geld hast, so wirst nicht nöthig haben die arme Schäfers Marie zu nehmen, sondern die reichsten und schmackhaften Tieren werden sich um Dich reihen!“

„Ich mag keine Andere als die Marie!“ rief der Michel!

„So kann ich Dir nicht helfen!“ sagte der Budlige. „Bekümmere Dich um die Marie, den Tod! Doch thut's mir leid um Dich über das Gerate, was man im Orte macht. Dort sagt man, der Schäfer Heinrich habe Dir's Tochterlein abgekauft, und drum sei Tu ein reicher Mann zu werden, und kommst Du nun beim noch ärmer denn zuvor, so ist das Verpötte kein Orte! Willst Du aber sein selbsam sein, so kannst ihnen Allen treuen. Tu bekommst überdies vieles Gold, und dann die schmackhafte Tiere: der Schäfer wird sich ärgern und veracht werden, daß er Dir's Tochterlein abgekauft, und“

— „Aber die Marie?“ rief Michel!

„Die Marie?“ lachte der Budlige, „hat ein paar Tage gewinkt und dann ist's gut worden. Wird sich schon geben!“

Der Michel lies in der Stube auf und ab, während der Budlige die blauen Geldstücke eines nach dem Andern auf den Tisch zählte und sagte:

Da ist doch wahrlich Geld's genug um der Erste im Orte zu werden; und ein Thor,

der's ausschlägt, und sein Leben v. bringt inummer und Noth.

Mit diesen Worten betrachtete Michel all das schöne Geld und sagte:

„So ich also ablies' von der Marie, war alles mein!“

„Alles?“ sagte der Budlige, und stimmte den Kreuz mit dem Geste!

„Und so ich nicht von ihr ablas, werd' ich wieder ein armer Dursch wie zuvor!“ sagte Michel!

„Und verpötte und veracht obendrein!“

sicherte der Martin!

„Und was verlangst Du von mir für solch eine Freundschaft?“

„Ein Kleines! Tu läst ab von der Marie, die Tu ohnehin nicht bekommst, und verbringst ein lustiges und frohes Leben mit Deinem Gelde! So Tu aber das letzte Geldstücklein verpraßt, kommst Tu zu mir hinaus in den Wald und lebst mir Dein Lebenlang und darüber hinaus mit Leib und Seel!“

„Das hat gute Bege!“ sagte der Michel.

„Ein solches Geld bring ich mein Lebtag nicht zu Ende!“

„Das ist Deine Sach!“ lachte der budlige Martin.

So brachen sie noch vieles hin und her, und es ward dem Michel gar schwer sich von der Marie loszureißen, doch die schönen Stunden, das viele Geld und das saule Leben waren zu verlockend, und endlich machte es der Budlige schriftlich und der Michel unterzeichnete es mit seiner Hand!

Bald vorbereitete sich im Orte die Nachricht, daß der Michel endlich dincinnehmen sei als ein überreicher Mann, und Alle liefen hin, das viele Geld mit eigenen Augen zu schauen.

Darunter war auch der Schäfer Heinrich, der nach dieser Nachricht sofort zu dem Schuster gelauten und auf das freundlichste bewillkommt hatte, auch sagte er, es sei alles Spaß gewesen, als er ihm die Marie abgekauft und sei erbötig wieder Alles gut zu machen.

Das alles wußte dem Michel tief ins Herz, aber zurückgeben konnte er ja nicht, und auch das Geld wollte er nicht von sich lassen, drum scherte er nach dem Schäfer den Rücken und sagte höflich:

„Gewahrst Guter Kind, Schäferheirich, bis einstens Ginter kommt hoch zu Reß. Warum sollst Ihr nicht ein Glück haben, so gut wie viele Andere?“

Da schnitt der Schärer ein gar langes Geheiß und ärgerte sich so gewaltig, daß er zur Stunde heimkehrte und sich krank zu Bette legte.

Als der Michel allein geblieben, da zählte er all sein Geld hin und her und wieder und wieder, und war überglücklich, denn er glaubte, daß es niemals Mangel werden könne. Und wie er so hin und herdachte, was er sich Alles Schönes und Gutes anschaffen wollte für das Geld, da öffnete sich die Thüre und herein trat die Schärers Marie, gar bleich und mit roth geweinten Augen! Sie sprach kein Wort, sondern zog das Ringeln, welches sie vom Michel erhalten, langsam ab vom Finger und legte es vor ihn hin.

Da hielt sich auch der Michel nicht länger, und wie die schöne Marie so betrübt vor ihm stand, da fing's ihm an gar bitterlich zu gereuen, daß er seine Freiheit verkauft hatte um schönes Geld.

Die Marie aber schluchzte nun: „Leb' wohl Michel, wenn es wahr ist, was Du dem Vater gesagt! So ist es also aus mit uns und alles Hoffen und alle Freude war vergebens! Ich hab' es eitelich mit Dir meint als ein treues Herz, doch so Du mich nun auch verschmäht und mich zum Gelächter des ganzen Ortes machst, so bin ich Dir nicht gram, und wünsche daß es Dir hertzig gut ergehen mög' auf der Welt!“

Wehr konnte die Marie nicht sagen, denn sie sank zurück auf den Stuhl und weinte gar bitter Thränen!

Der Michel aber schlug sich ein um das ander mal mit der Faust vor den Kopf, und raufte sich die Haare aus, denn mit allem seinem Gelde ward er nun noch unglücklicher, denn zuvor.

„Marie!“ sagte er endlich: „glaub mir's, könnt' ich dieser Stunde Anders, ich gäb' Alles hin für Dich, doch über uns ist ein groß Unglück kommen, und wir kommen nimmer bei einander. Doch willst Du mir ein Liebes erweisen, und mir das Herze leichter machen, so nimm die Hälfte hin von allem Geld, das ich besitze.“

Die Marie aber weinte noch stärker und schluchzte:

„Ich bin Dir gut gereuen, nicht um das Geld und eifren Land, sondern um Deiner selbst, und so Du mir Dein Herz nicht giebst, verlass' ich auch nicht nach dem Gelde! Nur ein Stücklein will ich mit heim nehmen zum Angedenken, wie unglücklich einst ich dadurch geworden!“

Die Schärers Marie nahm eins von den Goldstücken und ging hinaus zur Thüre, und wie der Michel allein war, weinte er gar bitter Thränen. Nach wenigen Stunden indessen batte der Michel über seinem Reichthum schon wieder die Marie vergessen. Viele seiner früheren Gesellen kamen zu ihm und bei gutem Trank suchte der Michel sein Gewissen zu betäuben.

Dann ließ er sich aus der Stadt gar festbare Sachen kommen, kaufte ein großes Haus, und verbrachte ein Leben wie der König.

Gar bald dachte er nicht mehr an die arme Marie, und wenn er sich im weichen Sessel herumwälzte, dann freute er sich gar inniglich, daß es so kommen und er nicht mehr vom frühen Morgen bis zum späten Abend hinterm Arbeitstisch zu sitzen brauche! Der Pudliche kam häufig zum Besuche, und als der Michel davon sprach, sich ein Weib zu nehmen in sein Haus, da rief ihm Jener, nun eine reiche Wirthschafterin zu freien, die in der Gegend wohne, gar viel Geld habe, und schon manchen Freier ausge schlagen habe.

Da ging der Michel nun immer hin, ward gar gut aufgenommen und nach kurzer Zeit führte er ein Weib heim noch schöner als die Marie und welche viel Geld hatte, eben, drein. Der Michel war überglücklich und dachte nicht mehr an die arme Marie, die ihren Vater den Schärer Heinrich besattete, an denselben Tage, wo der Michel zur Hochzeit ging mit einer Andern.

Des Michels Frau war eine gar stolze und übermüthige Person, der nichts zu gut war und ein Goldstüd nach dem Andern ward hingetragen in die Stadt um gar festbare Sachen ins Haus zu schleppen! Auch gab es allerlei Janz und Streit im Hause über Dies und Jenes, und der Michel ging alle Abende ins Wirthshaus, um mit dem besten Weine seinen Kummer hinunter zu schlürfen!

Nach einem Jahr ward ihm ein Töchterlein geboren, und er es um erhenmal in seine Arme nahm, da blieb er ganz erscharrt stehen, denn sein Kind glück auf das wunderbarste der Schärers Marie! Nun erwachten in ihm die alten Gewissensbisse, denn er konnte sein Töchterlein nicht anschauen ohne des armen Marie zu denken, die bleich und kranf durch's Dert schlief von Allen und Jedem verlassen. Und es sah auch der Michel alle Mühe an, das was sich ihm nun im Herzen regte gewaltiam zu unterdrücken, so wollte es

ihm dennoch nicht gelingen, und immer mächtiger zog es ihn hin zu der Marie, die draußen auf der Wiefe die Kühe hütete, wie weiland ihr Vater. Vergebend hor der Michel Alles auf, ihr Bild zu verschleichen, und ob er auch fast den ganzen Tag nicht aus dem Wirthshaus kam, so wüthete doch in seinem Innern ein böser Kummer, so daß er mit jedem Tage müßmüthiger ward und zuletzt es gar nicht mehr wagte, das Kind, welches ihm Gott geschenkt, in seine väterliche Arme zu schließen.

Auch hatte er seit zwei Jahren ein so saules und übermüthiges Leben geführt, daß Speis und Trank, und war es das Beste, ihm nimmer mündete; auf Eleg und Weg verlegte ihn das Bild der theueren Marie, wohin er nur immer ging. Und wie er es am Ende gar nicht mehr aushielt, da ging er eines Abends hinaus zur Schäferwiefe und als er die Marie da sitzen sah von der Abendsonne gar wunderschön beleuchtet, da stürzte er vor sie hin und bedeckte ihre Hand mit vielen Küßen und Thränen.

Die Marie aber stand auf, sprach kein Sterbenswörtlein, ging hinein in das Haus, verschloß die Thüre, und ließ den Michel draußen allein im schwersten Jammer.

Der stand gar lange Zeit draußen vor der Thüre, und wie er über sein arges Leben nachdachte, ward es ihm immer schwerer ums Herz, und zuletzt ging er hin ins Wirthshaus und setzte die ganze Nacht durch bis zum frühen Morgen, und als er endlich bei den ersten Strahlen der aufstehenden Sonne heimkam und ihm sein Lächeln mit den klaren blauen Augen entgegenlachte, ein getreues Bild der Marie, da hielt er sich nicht länger, ihm ward's zu eng in seinem schönen Hause und noch desselben Tages packte er fast all sein Geld zusammen und ging auf und davon in die weite Welt.

Da irrte er nun herum in aller Herren Länder, aber auf Schritt und Tritt verfolgte ihn das Angedenken der Marie. Ein Goldstück ging hin nach dem Andern und mit jedem Stücke, welches aus seiner Tasche verschwand, lies er auch weiter fort von Hause, um aus dem Bereiche des Däuligen zu kommen für den Fall, daß er sein letztes Geld sollte weggeben müssen. So lies er in der Welt herum wohl an ein Jahr, doch zuletzt hielt er's draußen nicht mehr aus, die Sehnsucht nach seinem Lächeln trieb ihn in seine Heimath zurück. Auch war er durch inneren Gram und Kummer gebrochen an Körper und Seele, und mit dem letzten Gold-

stücke machte er sich auf den Heimweg, Weib und Kind noch einmal zu sehen, und dann des Däuligen Dieners zu werden wie er sich versprochen.

Gar weit war er unterdessen von Hause weggelaufen, so daß er den ganzen Winter bis zum Frühjahre gehen mußte, ehe er in seine Heimath gelangte.

Es war der erste schöne Frühlingstag, als er von weitem den Kirchturm seiner Heimath zu Gesichte bekam, doch wagte er es nicht bei hellem Tage also zurückzukommen in seine Heimath, und so trieb er sich im Felde herum den ganzen Tag bis gegen Abend. Und wie beim Anblick seiner Heimath all die schönen Jugendtage ins Gedächtniß zurück kamen, da gedachte er auch wehmüthig der Eltern, die lange heimgegangen waren zu Gott, und ging hinein in den Friedhof.

Auf den Gräbern seiner Eltern waren frische Kreuzlein gepflanzt und Blumen blühten rings umher! Da sann der Michel lange nach, wer sich wohl so liebevoll dieser Gräber angenommen, doch konnte er's nicht errathen; doch in Fülle der Dankbarkeit für den unbekannten Wohlthäter quollen ihm die Thränen in dichten Strömen über die Wangen.

Und wie er so sinnend, da stand gedachte er an einem andern Grabe ein kleines Kind, welches Blumen streute auf einen frisch aufgewachsenen Hügel. Der Michel ging hief getrieben auf das Kindlein zu, welches ihm den Rücken deckte.

„Was machst Du da, mein Lächeltein?“ frug der Michel!

Da wandte das Kind sein Köpfchen um, und der Michel fuhr mit einem Schrei zurück, denn er erkannte darin sein eigenes Lächelchen, das ihn mit dem hellen blauen Augen anschaute. Als der Michel solcher Gestalt zurückfuhr, da frug ihn das Kind:

„Fürchtest Du Dich, fremder Mann?“ Dem Michel wollte schier die Brust zer springen, so tobte und wogte es darinnen. Zuletzt sprang er auf sein Kind zu, hegte und küßte es, und legte es auf seinen Schooß.

Wie den zitternden Fingern fuhr er ihm durch die blonden Locken, und frug:

„Für wen streust Du hier die Blumen?“ sagte die Kleine. „Vorige Woche sind die Engeln kommen und haben sie weggeholt von der Erde. Auch der Vater ist fort in die Welt, und vielleicht auch schon droben bei dem lieben Gott! Auch bist ich alle Tage für sie,

wie mich's die neue Mutter lehrt, damit es ihnen wohlgehe!"

Der Michel lauf hin auf das Grab seiner Frau, und viele Thränen fielen auf das Grab.

"Se, hast Du eine neue Mutter?" frug endlich Michel.

"Ja!" sagte die Kleine, "auch eine herzig gute Mutter, die mich täglich dabei schütz mit frischen Blumen, und jeden Abend mit mir betet für die Eltern."

"Se willst Du mich hinführen zu ihr?" frug der Michel.

Da ließ das kleine Mädchen voran und Michel folgte ihr mit bestimmtem Gehen, bis zu der Schäferwiese.

"Hier wohnt meine neue Mutter!" sagte die Kleine und lief voraus ins Haus!

Da lauf der Michel in sich zusammen auf die Pant und schluchzte so laut und heftig, daß die Marie darüber aus dem Hause kam. Als sie den Michel sah, so gebrochen und zerfurcht, da ward es auch ihr gar wehmüthig ums Herz und die Beiden standen sich lange Zeit gegenüber, ohne nur ein Sterbenswörtlein her- vorbringen zu können.

"Marie!" sagte endlich der Michel, "kannst Du mir je das Unglück vergeben, welches durch meine Schuld über Dich kommen ist?"

"Unglück?" schluchzte die Marie, "ich bin überglücklich, denn je ich Dich nicht heißen sollte, hat mir doch der liebe Gott Dein Kind geschenkt und ich bin Dich es nicht wegzunehm, men von meinem Herzen."

Der Michel aber erfaßte nun die Hände der Marie und sagte:

"Ich kann und will es nicht wegnehmen von Dir, denn mit mir ist es aus und gerade- wegen muß ich hinein in mein Verderben. Ich bin Dir Marie, verlass mein Kind nicht! Gott im Himmel weis Dir's vereint lobnen, denn ich kann es nicht!"

Und nun erwiderte er der Marie sein ganzes Leben, und wie er sie verlassen habe, um in eitel Faulheit sein Leben hinzuschleppen, und wie nun sein letztes Geistesstück weg sei und er hinaus müsse in den Wald zu dem Duffligen,

um in seinem Tienste den Rest seines Lebens zu beschließen.

Die Marie aber sagte:

"Alte sollst nicht sein, denn noch ist das letzte Geistesstück nicht weg, und es soll niemals weggaben werden!"

Tadel nahm die Marie ihre einzige Habe, ein goldenes Stücken von Halle, daran hing ein goldenes Kreuzlein, und das Geistesstück, so sie früher mitgenommen, und gab es dem Michel!

"Geh hinein, und trag's ins Kirchlein!" sagte sie, "da ruhest wohlverwahrt gegen jeden und Jedweden und auch gegen den Duff- ligen."

Der Michel preßte sein Kind und die Marie ans Herz und sagte:

"Se vieler Lieb bin ich nicht werth! Marie, ich überach Dir mein Töchterlein, daß Du ihm auch ferner eine Mutter seist. Mich sehr ihr vor Jahr und Tag nicht wieder!"

Und ob die Marie sich auch auf's Bitten legte, an dem Michel war kein Halten! Der machte sich zur selben Stunde fort in die Stadt und dort arbeitete er wieder als ein fleißiger Geselle Tag und Nacht.

Und als er wie ehemals wieder ein flei- nes Stümmchen beisammen hatte, um sich einen eigenen Haushand begründen zu können, da zog er wieder den seinen Rod an und ging hinaus zur Schäferwiese und sagte:

"Marie! Ich hab' ein sonderlich Anlie- gen an Dich und wenn Du mir's erwiedest, so sollst Du mich recht glücklich machen und ich wert's Dir Tausen wissen mein Lebenlang. Ich hab' eine gute Kundschafft und wir durch Alein und Nichtlichkeit ein hübsches Stüd Geld zusammengebracht, daß ich mir ein eigen Heerd gründen kann, und so sollt mir nichts als eine herzig gute Hausfrau, und die wolle ich mir hier holen!"

Und von diesem Tage an lebten alle drei vergnügt und glücklich wieder in der ärmlichen Kammer, und auf der ganzen weiten Welt gab es kein glücklicheres Stüdden Gede als des Schülers Wohnung.

Von dem unverwesbaren Grafen.

Narrhen von Dr. Johann R. Vogl.

Es mochte schon nahe an Mitternacht sein, als noch drei lustige Brüder in dem Eichenbänke zur feinen Welt in Rübel, unferne der Katharinenkirche, saßen, und noch immer dem Grog tapfer zusprachen.

Diese drei künftigen Gesellen waren der alte Todtengräber vom Katharinenfriedhofe, Namens Graber, der Hochzeit- und Leichenbitter Schneeweiß und der Küster an der eben erwähnten Kirche, Kallarius.

Der Todtengräber hatte seinen beiden Gefährten eben mehr schauerliche Ereignisse erzählt, welche sich, während er seinem nächsten Beirute als Grabbesorger verhielt, zugetragen hatten, und worunter freilich so manches Lief, welches dem herrschenden Aberglauben in der Hausa entsprang, und nun für bare Münze gelten mußte, dem ungeachtet seine velle Wirkung auf die beiden Jünger machte.

„Doch es keine Achtung hat,“ fuhr der erzählende Todtengräber im Flusse seiner Rede fort, „dass auch noch den Sünder in seinem Grabe die Justirube der ewigen Gerechtigkeit zu finden weis, daran ist nicht mehr zu zweifeln, hatten wir doch drüben in der Katharinenkirche einen offenkundigen Beweis an dem sogenannten „Unverweslichen Grafen,“ wie ihn die Leute nannten. Du wirst dich der Geschichte noch erinnern?“ fragte er den Küster.

„Nicht so ganz,“ antwortete Kallarius, „schwebt die Stelle genau zu finden weis, an welcher sein Sarg sich befindet.“

„Gräbste doch?“ sprach der Leichenbitter, „was hat es für eine Bewandnis mit ihm?“

„Nun seht,“ begann Graber, „dieser Unverwesliche war einmal ein reicher mächtiger Graf, welcher sich ganz und gar einem weissen und aetrischen Lebenswandel hingab und dadurch seine Eltern in die tiefste Petrübnis legte.

Verachens ermahnen ihn die, die Bahn des Valters zu verlassen, sein Obr blieb für ihre Ermahnungen verblissen, so wie sein Herz für ihr Leben.

Unausgeseht künfte der Mistrabene Verbrechen auf Verbrechen, so, dass seine Eltern einen Auck über ihn anstiften, und endlich aus Gram in die Grube fuhren.“

„So ist es,“ bemerkte der Küster, „sie liegen Beide hinter dem Hochaltar der Katharinenkirche begraben, wo auch ihr Leichenstein zu sehen ist.“

„Der unnatürliche Sohn aber nahm sich dieses wenig zu Herzen, und lebte nach wie vor, sein Gewissen durch Saus und Braus betäubend.

Nun aber war ein Jahr nach dem Tode seiner Eltern verlossen, so starb auch der Geselle eben so unerwartet als plötzlich, und wurde in derselben Kirche, aber in der sogenannten Todtenkapelle zur Rechten des Einganges beigesetzt. Niemand achtete des Verstorbenen weiter, sein Gedächtnis erlosch unter den Lebenden, bis etwa fünfzig Jahre darauf ein zufälliges Ereignis ihn und seine Hölle dem Volke wieder in das Gedächtnis rief.

Es geschah nämlich um diese Zeit, dass ein Sarg von Leichenräubern erbrochen wurde, welche aber voll Entsetzen über den Anblick der sich ihnen darbot, entflohen, ohne ihren Raub vollführt zu haben.

Sie fanden nämlich den Grafen noch gänzlich unverlezt, als ob er eben erst in das Grab verurteilt worden wäre, doch war sein Haar emporgeräut, sein Antlitz wie von tiefer Todes- schmerz verzerrt, und das Auge offen und hart.

Das Gerücht von dieser Erscheinung verbreitete sich durch ganz Rübel, und Niemand verlies die Hanschart ohne den Unverwesbaren gesehen zu haben.

Da ergab es sich nun, dass in einer Nacht so wie heute, mein früherer Vorgesänger, der Todtengräber vom Katharinenfriedhofe, mit dem damaligen Küster und mehreren Besreuneten hier in der freien Welt so, wie wir jetzt da sitzen. Sie waren lustig und guter Dinge, und wussten sich breiteres aroß mit ihrem Unerschrödenheit zu machen.

„Bei allen Todtenhöden, die unter meinen Spaten kommen,“ rief mein Vorgesänger, dem der Grog bereits stark zusetzte, „ich habe schon manche Probe meines Kufes gegeben, und wenn ihr zwei Dalerhöde daran legt, so seige ich jetzt noch in die Katharinengruft hinab, und stecke dieses Messer in den hinteren Sarg.“

„Nah, das ist nichts,“ sagte der Küster, „ich gebe hinüber in die Todtenkapelle, und stecke dem unverweslichen Grafen dieses volle Glas in das Maul.“

„Wetter ihr um drei Dritttheile,“ nahm darauf das Dienstmädchen das Wort, „so hole ich Euch den Unverweslichen selbst herüber.“

„Du,“ riefen die Jücker, wie aus einem Munde, „koko, Du hast das Herz dazu!“

„Hier ist mein Trübsalstuch.“ sagte der Leutengraber und warf die Klingen auf den Tisch.

„Und da das meine,“ sagte der Küster und warf die Klingen auf den Tisch.

„Und hier das Dritte,“ erzählte ein Anderer.

„Auch ich!“ und holt den Unverwesslichen!“

„Angekleid,“ sagte Anna lachend, nahm die Kirchenbüchse, welche der Küster neben sich liegen hatte, und sprang aus der Stube.

Ein allgemeines Gelächter folgte dem Mädchen, da jeder wohl wusste, daß sie nur einen Scherz machte. Während diesem war der Schenkwein in den frohlichen Cupanen getreten, und hatte ihre Kräfte wieder vollaufgefüllt, und die Lustbarkeit der Gesellschaft schien ihren Gipfel erreicht zu haben.

Da prallte plötzlich die Thüre auf, und Anna stand, den Unverwesslichen im Arme, unter der Schwelle. „Hier habt Ihr ihn!“ sagte sie, und stellte die Leiche vor die Leiche hin, welchen die Lustbarkeit mit einemmale entchwunden war.

Wüstlich nahm sich auch der Unverwessliche mit seinen starken struppichten Haaren, den erlöschenden Augen und dem fahlen pergamentenen Antlitz doppelt gräulich und geisterlich unter den weinethen Gesichtern aus, welche jetzt mit erschrockenen, weitauferstehenden Augen und aufgesperrten Mäulern auf ihn binstarrten.

Anna stieß reglos die gewonnenen Trübsalstücke in die Schürze und sprach: „Die Leiche ist gewonnen, zurückbringen könnt Ihr nun euren Gast leicht!“ Mit diesen Worten wollte sie aus der Stube.

Wu Trübsalstücke aber erfasste sie der Küster am Knie und rief: „Halt, das liegt außer dem Spiel, Du mußt ihn auch wieder hinübertragen.“

„Mit nichts,“ antwortete Anna, „ich wetete nur, daß ich ihn bringen würde, und ihr habt selbst Muth genug, das andere zu vollbringen.“

„Woh! keine Albernheit,“ erwiderte der Küster, den die Angst merkwürdig blässer gemacht hatte. „Wenn die Sache verrathen wird, so komme ich um den Dienst. Hier hast Du noch ein Thalerstück, nun aber trage das Scherzmal wieder zurück in seinen Ort.“

„Und hier ist noch eines von mir,“ sagte der Leutengraber, „aber mache, daß wir der Gesellschaft halt los werden.“

„Das ist etwas anderes,“ erwiderte Anna, ergreifend den Leuten und eilte mit ihm aus der Stube.

Die Laterne, welche sie vor der Thüre auf

der Hausthür stehen gelassen, in der rechten Hand, den schauerlichen Unverwesslichen im linken Arme, eilte sie rasch durch die Finsternis der Nacht zur Katharinenkirche hinüber.

Sie hatte die Kirchenbüchse offen gelassen und trat nun eilhaft mit ihrer Vast in das Schiff des edlen Gotteshauses.

Die Stille, welche darinnen herrschte, die Finsternis, welche in demselben verbreitet war und durch den unheimlichen Schimmer der Laterne nur noch gesteigert und schauerlicher wurde, schien ihr die einmal um vieles grauenhafter, als bei ihrem ersten Gange. Ohne sich jedoch aufzuhalten, eilte sie an den langen Reiden der Pfeiler vorbei in die Seitenkapelle, um ihrer Vast wieder ledig zu werden.

Jetzt hatte sie den Ort des Unverwesslichen erreicht und wollte den Leuten in seinen Armen legen, da fühlte sie, daß sich tiefer fest an sie anklammert hatte, und ein gräßlicher Angstschrei, welcher hundertfach aus den Gängen und Gewölben der Kirche widerhallte, entrang sich ihrer Kehle.

„Gnade! Gnade!“ kreischte die auf den Tod erschrockene Dirne.

„Nur unter einer Bedingung,“ erließ eine dumpfe Stimme, welche aus dem Munde des gräßlichen Unverwesslichen, der sie noch immer umklammert hielt, zu kommen schien.

„Alles, Alles, nur laß mich!“

„Bist Du noch meines Herzens?“ fragte die Stimme wieder.

„Ich bin’s,“ stöhnte Anna.

„Weil, so geh hinter den Altar der Kirche,“ fuhr sie fort, „und bitte meine Eltern mit lauter Stimme um meine Verzeihung.“

Anna raffte hierauf alle ihre Kräfte zusammen, ergreifend mit bebender Hand ihre Laterne und ging, von Fieberfrost geschüttelt, hinter den Altar.

Dort knief sie an den Leichensteinen, welche in die Wand eingemauert waren, auf die Knie und sprach mit lauter Stimme: „Ich bitte Euch um die Verzeihung Eurer Söhne.“

Grabesstille herrschte rings herum, aber keine Antwort erfolgte.

Von Todesängsten durchschauert, tappete sich Anna nach einer Weile zur Kapelle zurück. „Sie geben keine Antwort,“ flammte sie. „Bitte noch einmal,“ erwiderte der Unverwessliche.

Und Anna schwankte nochmals hinter den Altar, fiel auf die Kniee und sprach: „Ich bitte Euch, um des Heiles meiner Seele willen, um die Verzeihung Eurer Söhne.“

Aber auch diesmal hatte sie vergebens, keine Antwort erhalte.

Und wieder wandte sie hinaus, aber der Letzte sprach: „Bitte zum dritten und zum letzten Male!“

Kaum mehr ihrer Glieder mächtig, schleppte sich Anna zum dritten Male hinter den Altar, sank abermals auf die Kniee und rief: „Ich bitte Euch um die Barmherzigkeit Gottes willen, um die Verzeihung Eures Sohnes!“

„Er möge verzeihen!“ scholl es diesmal, dumpf, wie ein fernes Echo, aus der Tiefe herauf, und als Anna mit vieler Anstrengung wieder den Saal erreichte, lag der Unverwundliche mit geschlossenen Augen und gänzlich veränderten friedlichen Zügen in demselben angestreckt.

Anna aber lebte nun, so rauch es ihre Erhebung jenseit aus der Kirche und erzählte

den Gästen, welche sich noch hier befanden, diesen Vorfall.

Von Grauen erfüllt, verließen diese bald darauf die feine Park, als aber der Küster am nächsten Morgen den Saal in der Kapelle eröffnete, fand er, daß der Unverwundliche Staub geworden.“

So lautete die Erzählung des Todengräbers, worüber keine beiden Jüdder sichtbar bläßer und um Vieles ernsthafter geworden waren, ja, als sie Johann die Heimkehr verließen, und in ihre Mäntel gewickelt, an dem nächsten Dome vorübergingen, konnte sich keiner von ihnen, bei dem Gedanken an den Unverwundlichen, eines flüchtigen Schauers erwehren.

Die Geschichte von dem unverwundlichen Sohne aber wird noch jetzt, mit wenigen und geringfügigen Abweichungen, in Lübeck erzählt.

Simson.

Von L. Büpfel.

Im Kerker der Philister lag
Israels Richter in Schimpf und Schmach.
Sein Auge harrete todt und leer;
Nicht sah er das wogende Rittersmeer;
Doch gellend in ihm berüber drang
Des Feindes Triumph und Jubellang.

Und er lächelt empör, wenn's drohen schallt,
Ingrimmig hält er die Faust geballt:
Er schwingt die Keule, sie fliehet gar wild,
Der alte Muth ihn wieder erfüllt,
Und er brühet Rache und blutigen Plan —
Da hallt es draußen und Schritte nah'n.

Und es tritt heran an die Kerkerwand
Ein Vete, von den Philistern gesandt:
Es soll der Held durch Saal und Taus
Erheben des Feindes Jubellaut.
Da lacht er grimmig, es zuckt sein Mund,
Der Vete schier erschrocken stund.

Er hält umschlungen das Säulenpaar,
Und schüttelt lachend sein Lockenhaar,
Und er neigt sich mit Wack — und frach, und
frach!
Da reißt die Pänder, da stürzt das Dach,
Und stürzt, als sei es Jeherabs Alud,
Im Fall es alle Philister erschlag.

Und hinauf in den Tempel mit hallen,
dem Tritt
Simion, der blinde Richter, schritt.
Und er tappt und schreiet weiter vor,
Bis wo die Säulen ragen empör,
Darauf des Hügeltentpels Dach
Mit Sims und schimmernden Kuppeln lag.

Dort tanzt der Held und singt dabei,
Gar lustig erklingt die Melodei:
Es flirren die Feder, schäumend voll,
Des Volkes Jubel lärmend schwoll,
Und es lärm und lacht in grauem Spott,
Und es lächert vernehen Israels Gott.

Doch plötzlich stoß das wilde Schrein,
Und Tectenfülle bricht herein.
Das Volk all wie erhorben lag
Und harrete und harrete leichenblag;
Im Mitten des Tempels aber erklang
Gar wild und brauend Simions Gesang.

Das Maiekläuten.

Eine Frühlingsfuge vom Rhein.

Von großen Kindern entworfen von Nor Alsted.

Unter allen Arten liebenswürdigster Menschen gefaßt mir doch kaum eine besser, als die der kleinen blutlosgigen Jungen, mit den schlaun liebendzugen, das Köpfchen meist voll kleiner autumstlicher Streiche, und doch oft so ernst und bedächtia, wie ein neuer Staatsminister oder ein alter Oberlehrer. Gerade so einer war der kleine Aris. Schon lange trug er Höschen und seit einem Jahre genos er bereits der stillen Seligkeit, seine neuen Stiefelchen tüchtig knarren zu lassen, wenn er mit Papa durch die Gassen der kleinen Stadt einherkollerte. Er hatte also bereits sechs bis sieben Frühlinge hinter sich: und nun erst begann er sich recht gründlich in der Welt umzusehen, und mit Wissbegierde und Verhängnisigkeit versenkte er sich in Alles, was ihm bedeutend erschien, es koste Alles mit lebhaftem Gefühl.

Daß unter seiner Held seine „Braut“ und seinen „Freund“ besaß, versteht sich für jeden Eingeweihten von selbst. Die Braut, mit dunkelbraunem Haar, mit fast glühenden Augenlein, ganz Luchsilber, machte ihm viel zu schaffen: er war im Ganzen doch etwas ruhiger als sie, weniger in ihrer Eigenheit, und wollte ihr oft gar nicht die nöthige Zärtlichkeit und Galanterie bereiten. Denn das war das Traurige: so guten Unterricht er auch täglich von seiner Braut darin empfang, er schlug Alles in den Wind. Viel erbaulicher schien es ihm, sich ein Bischen mit ihr herumzusprechen — eine Unterhaltung, für welche übrigens auch sie trotz ihrerwilliger Grandezza in günstigen Augenblicken sehr aufgelegt sein konnte. Das war auch oft genug geschehen, im Garten wie auf der Straße: denn warum der letzte Ort ihren besten Gefühlen Zwang auferlegen sollte, war in der That nicht abzuweisen. Dann folgten meist große Versuchungsgewinnen und diese schürten das stille Liebesfeuer der jungen Herzen mächtig an. Besonders wenn sie Beide Wärrer ihrer zu nahen Beziehungen wurden und wohl einmal zur Anerkennung ihrer freigelegten Ausgelichungsversuche einige Tage am Frempferstischen essen mußten. Ihre Hochzeit hatten

sie schon zu wiederholten Malen gefeiert. Da Emma sehr frätzig war, so wußte sie ihren „Geliebten“ in allen Kindergesellschaften reich für sich allein in Anspruch zu nehmen. Denn da Aris alle andern Jungen seines Alters an viellichkeit und Frische bedeutend übertraf und eigentlisch nie „froh“ war, so hatte sie in ihren Freuntinnen nicht ungeliebliche Nebenbuhlerinnen. Und konnten sie ihm auch keine Zärtlichkeiten abnötigen, so gaben sie sich mit einigen gutgemeinten Rufen von seiner Hand als verlängerter Abschlagesablung — wie es so der Weltlauf mit sich bringt — auch ganz zufrieden, wenn nicht etwa das eiferfüchtige Bräutchen belied — für sich in Anspruch nahm.

Aber die Zeiten des ersten Lebens kamen heran: da wollten schiere Banden geschlossen sein. Auch Aris besaß in Artur, dem Sohne des Nachbarn, einen sehr treuen Freund. Mit diesem hatte er lateinische Privatstunden, und die Wissenschaft knüpfte bald auch die Herzen ihrer reingigen Jünger auf engste zusammen. Von Artur ist nicht viel zu sagen, etwas älter und frätziger war, aber an Lebhaftigkeit und begieriger Wissheit des Geistes ihm nachstand. In allen häuslichen Affären nahm er ihn stets in Schutz. Auch war er sehr bedächtia, und erhielt dadurch schon früh von seinem Vater den Titel eines Oberüberberichts-Commisarius.

Bei dieser sehr köstlichen Gigantchaft Arturs konnten die Eltern es auch ruhig geschehen lassen, daß die beiden dann und wann kleine Spaziergänge unternahmen, freilich mit vorgeschriebener Route. Ein solcher Ausflug ohne Vater und Mutter ist für den Knaben ein Gang ins Paradies. Denn er nippt mit süchtiger Lippe von dem köstlichen Nektar der ächten männlichen Selbstständigkeit, die für jeden irdenden Geist schon von früherer Jugend an etwas unbeschreiblich Südes hat.

So waren denn auch an einem Samstag Nachmittags glücklich die Rediten zu Montag

bedeckt; die nöthigen Beccabeln und die weite lateinische Federnarien hatte der Vater drüben überhört. Jeder bekam fünf Grothen Kestegeld und mit dickem süßlichen Keilbäumen in der Tasche eilten sie frühlingsbegeistert und jugentseelig vor's Afer.

Lein ein je schöner Maientag war, desto noch nicht dahingewen. In allen Gebüsch plauderten und langen und locken am stillen Abend und am frischen Morgen tausend Nachtschallen; durch das Laubdach mit dem wunderbar frischen Grün, dessen bleiser Anblick Lebenslust ins Gemüth senkt, schien die Sonne gelblich und warm und verklärte gleichsam das Laub mit zartem Glanze; durch die Luft strich jene wunderbar balsamische Wärme, die lebend in alle Kerzen des Laubs und des Weistes dringt und dem lezten Reize des winterlichen Gefühls ein Ende macht. Alle Wälder und Wiesen hatten schon ihren vollnährigen Frühlingsgeruch angelegt; auf allen Auen blühte und duftete es, und in dem süßen Heublaue des Hirnanthens schatterten nur wenige Lämmerweissen.

Die jugendlichen Herzen empfanden die ganze Naturwonne in ihrem Bute, ohne sich eben in die Schönheit der Natur tief zu vertiefen. Bald waren sie am Rheine. Eben war die große Kähre vom Ufer gehoben; welche Rente, mit Zug und Reck in einen leichten Rachen steigen zu dürfen! Nicht lange, so glitten sie auf dem grünen klaren Wasser schnell dahin. Ein eben verulberndes Lampfboot erzeugte jene breiten Wellen, welche den schmalen Rachen kaskaden und senken; auch bei völliger Sicherheit spürt man doch die Möglichkeit einer Gefahr, und dies ist der Grund, warum die kleine und die große Jugend der schönen und unschönen Gefährlichkeit des Schankens und Schwabens des Rachens so sehr lacht. Unsere kleinen Hefken waren in dieser gefährlichen Gefahr ganz selig; es war ja ein leiser ferner Anflang an Abenteuer, und wenach kennen sie schnüftiger verlangen, als nach diesen?

Bald sprangen sie ans Ufer. Fröhlich eilten sie das Dorf entlang durch die lieblichen Obstbäume, in denen noch der Rest der Blüthen das immer reicher hervorquellende Laub in einfacher und doch reizender Farbmischung schmückte. Auf dem Landwege brannte ihnen aber die Sonne thätig auf den Rücken, und da ihr Schritt nicht eben langsam war, so lief ihnen bald der Schweiß in hellen Tröpfchen die Stirne herunter. Aber das kümmerte sie nicht. Noch keine Stunde

waren sie vom Hause, da schritten sie schon munter, wenn auch etwas ermattet, durch die Gassen des kleinen Dorfes am Hügel des Berges, der das Ziel ihrer Wanderung sein sollte. Hier mußte gerastet werden. Zum erstenmale flogen sie ganz allein, ohne Begleitung der Eltern, die kleinensten Suten vor der Hausthür hinan und durchdriffen unauffaltam das Zimmer, bis sie sich in einer Art Pavillon, der hinten dicht ans Haus hieß, und mit zwei Seiten nach dem Garten ganz offen war, niederließen. Während war ihnen die alte gutmüthige Wirtin gefolgt, um ihre Wünsche zu vernehmen. Diese waren sehr bescheiden. Bald erschien die besagte Grillschön, zwei Maßler Milch mit dem dort üblichen ländlichen Weisbrot. —

Das einfache Mahl hatte trefflich gemundet; sie desahnten, natürlich sehr für sich allein, undiegen neu geküßt den Berg hinan. Der Weg wand sich neben der Kirche hinan; zuerst einige Felder, dann kühles kühles Gehölz, dann eine freie Stelle mit viel Stein geröll, wieder dunkler Wald, durch den die Sonnenstrahlen ihre ätternen Lichter warfen und so jene wunderliche magische Dämmerung erzeugten, die so heimlich und traulich, und doch so erdend ungleich, sich tief ins Gemüth hineinsetzt. Geiprochen ward nicht viel: der leise Gruss ihrer Kasse, die Strapazen des Ziegens, das hebe Gefühl ihrer Selbstständigkeit, diese füllte so ganz ihre kleinen Herzen und Köpfchen aus, daß sie höchstens, wenn sie an tieferen Stellen einen Augenblick rasteten, einige Worte wechselten oder ichöne Blumen pflückten.

Nun hatten sie die Windung des Berges erreicht, von der sich eine herrliche Aussicht öffnet über das Rheinthal hin: einen Moment standen sie und bühnten. Dann wandten sie sich; nur wenige Minuten noch durch den hohen Nichtenhain auf der Gipfelschneise — und sie standen an der Spitze des Berges mit dem weissen Häubchen und dem saft bewauchenden Blide in den schönsten Theil des Thales, da wo der Fluss aus dem Schiefergebirge heraustritt. Das Thal wird hier immer weiter und breiter; die Berge drücken der Gifel, hüben des Westerwaldes und Siebengebirges treten mehr und mehr zurück, bis endlich am Rheine, der hier beginnt, rings umher sich nur die weiten ununterbrochenen Weiden ausbreiten anfangen. Das Siebengebirge lagerte sich dicht vor ihnen, seine zwei Zinnen entseht, noch im halbbrüchigen, doch schon ins frische Grün spielenden Gewande, die und da

stabe, nadte, schiefergraue oder rothe Fels-
wände. An der GSe rechts das raagende Drachen-
fels mit den steilen hohen Trümmern, noch
gehoben durch seine sehr verchieden. Gneissin,
die apfelsiele kreislagende Wollenburg mit
den druckgenügte ihnen — und dann trieb sie das
junge rüdrige Blut weiter und weiter. Der
Abhang hinunter und wieder hinauf ging es,
ohne Weg ohne Steig. Doch mochten sie nicht
leer heimkehren, obgleich über dem munteren
Singen und Sprinzen, Lachen und Jauchzen
die Sonne rister und tiefer sank und der Baum
mächtige Schatten immer länger wurden.
Noch einen Gang eben auf der Platte des
Berages, die sich weit hinüch, noch einen Gang
wellen sie: wagen in's traumliche Waldesstund!
Weiter und weiter eilten sie; und zu ihren
Füßen schienen die lieblichen Blumen der
Wiese frisch und neu hervorzusprießen. An
den heimlichen Stellen — o wie reich fand
hier die Külle der arten Rosenblümen und
Marienblüthen! Schon mande fanden sich
in den Sträuben, die sie sich gestüßt; aber
immer mehr mußten sie sammeln. Der eine
ging dahin, der andere dorthin. Arthur bog
links in den Wald; Arig eilte nach der rechten
Seite. Da wollten sie umkehren; aber sties
wurden neue Blüthen entdeckt, früher und
arter und voller als die andern.

Endlich dachte der besonnene weise Gefährte
an die Heimkehr. „Arig, komm! Es ist leht
die höchste Zeit umzukehren!“ — Keine Ant-
wort. Er eilte nach der Gegend hin, wo er
früher zum letzten Male gesprochen; er war
nicht da. Arthur rief lauter und lauter, rief
hüßlich und beweglich — aber nur den Namen
des vermissten Freundes sah das spottende
Gesicht nicht. Er lief weiter und weiter. „Arig!
lieber Arig, komm, höre doch!“ — Aber immer
nur daselbe nachdrückende Echo — nicht eine
Antwort. Die besten Jährchen brühten die
tunfel gerötheten Wangen hinunter, je mehr
alle Hoffnung schwand. Endlich mußte er
seine erschöpften Verjagte aufgeben. Er dachte:
„vielleicht ist er schon vor mir ins Dorf ge-
gangen und erwartet mich da.“ In eiliger Hast
war er bald am Fuße des Berages; aber so
wenig er hier auch hier im Dorfe nach ihm
fragte und so genau er ihm beschrieb: Niemand
wußte etwas von dem lieben Freunde. Da
mußte er denn heimgehen, bitterlich weinend;
und es durchzog das treue gute Kindesgemüth
den ermahnten die volle tiefe Bitterkeit des
schmerzlichen Vermissens, den treuen lieben
Freund verloren zu haben — ein Ver-
güß, künftiger ähnlicher und größerer Reue!

Endlich hatten die Kinder in früheren
Jahren die schöne Landschaft gesehen, wenn sie
mit ihren Eltern einen kleinen Ausflug mach-
ten. Aber nun allein für sich sie zu schauen
— das war ihnen ein überliches Gefühl.
In ihre Brust zog tiefe und heimlich jenes
arte Wehen des Krüdlings und der Natur.

Eben eil hatten die Kinder in früheren
Jahren die schöne Landschaft gesehen, wenn sie
mit ihren Eltern einen kleinen Ausflug mach-
ten. Aber nun allein für sich sie zu schauen
— das war ihnen ein überliches Gefühl.
In ihre Brust zog tiefe und heimlich jenes
arte Wehen des Krüdlings und der Natur.

Und Ätig? Als dieser seinen großen Strauß fertig gebunden hatte, wollte er heimkehren. Aber er kam an keine Landstraße, an keinen bekannten Ort. Ausgäbe waren schon nicht mehr zu erkennen. Er rief nach Arthur, aber auch vergeblich. Die Waldgalei überkam ihn; er dachte, Arthur wird mich wohl finden. Und nachdem er sich ins Grüne mitten unter liebliche Maingelöckchen, die seine Hand verblende, gelegt hatte, weinte er etwas vor Panikseufz; doch bald fielen ihm die müden Augen zu; sein Haupt sank ins Gras. Um sein süßes Gesichtspfeifen dachten die umstehenden Maingelöckchen: nautliche Nacht: ein tiefer Schlummer umfing das holde Kind. Die Sonne war schon hinabgesunken; nur am fernem Trachtensel drüben, glimm noch lange der flammende Schein der Abendröthe. —

Und als die Sterne ihre Augenlein, freundlich winkend, aus der blauen Himmelsdecke hervorzuwachen wagten, da ward es auch in den Blumen rego. Sie athmeten tiefer und freier auf, und ihre zarten Seelchen, die den Tag über niederbetragen schlummern mußten, entsandten jetzt neu belebt, und rings umher begann ein leichtes geheimnisvolles Klüffern und Reiten und Jittern. Hin und her wagten und wiegten sich die jungen Zweige: auf und nieder neigten und hoben sich die Maingelöckchen; manches trauf, vom ländlichen Abendröthe noch geküßt oder neugierig sich bühend, die blendenden Köden des lieblichen Menschenförschens und fuhr ängstlich zurück ob seiner zu großen Kühnheit. Das Kind schlief wohl auch die Augen auf: ein heller Blick trauf den Sternenhimmel oder ein großes überhangendes Maingelöckchen; aber die lind betäubende Nacht umwölkte wieder seine müden Sinne; das Auge schloß sich; lange fast unmerkliche Athemzüge verriethen den Schläfer. — Und er träumte süß.

Wehr und mehr entsandte die Nacht ihr weites dunkles Gewand. Da wagten sich die Sternlein freier hervor und erhellten ihr Geheimmis. Denn sie sind ja nur die Augen der kleinen und großen Engel, die der liebe Gott allmächtig hinausgeschickt, um die schlummernden Kinder der dunklen Erde sanft anzulächeln und sorgsam zu behüten. Und wenn kein nächtlich und kalt wachendes Menschenauge sie beobachtet, dann lösen sie die seltsamen Gruppen und in muntern Reigen hüpfen und tanzen sie durcheinander und neigen sich oft nieder zu unschuldigen Kindern und schauen sie so lange und mit so himmlischer Freundlichkeit an, daß ihre innern Augen mitten im tiefsten Schlummer sie erblicken.

Dann löst sich auch die kleine Menschenlele und kommt zu ihnen, gebüllt in den leichtesten Aether und singt und küßt und fest und spielt; und die ganze überausende Sonne, die seine große Menschenbrust, die nur ein freies lüchtes Kindesgemüth beugen und lassen kann, strömt in sie hinein. Da bleibt ihr eine leise Abnung dieser überfliegenden Stunden im tiefsten Grunde des Herzens zurück, und eine stille aber heimliche Sehnsucht ergreift die arme kleine Seele und zieht sie unaufhörlich, fast wie mit Gewalt, nach oben unter die Sterne.

Nun war es Mitternacht. Kein Strahl des Abendrothes belaudete und hörte das nächtliche Walten, wann die Sternengalein sich mit den Blumen, die aus den Träumen der Seligen entsandten und entwichen, indem sie liebend der Erde gedanken, freundlich daaren und heiter tummeln.

Aus der höchsten Sphäre über den Wölkern, über den Sternen — rang sich ein leiser Juchzer los und erreichte die Erde. Da bewegten sich alle Blumen, und nun erklang ein himmlisches lüchtes Klängen und Wägen aller Maingelöckchen in den Wäldern und auf allen Wiesen. Dies schien eine Art Signal zu sein. Denn die Englein kamen hernieder und häuteten freudig auf Auer und Feld. Und drei der schönsten traten vor das schlafende Kind und erschauten über die Lieblichkeit und Schöne des jungen Antlitzes. Aber kaum hatten sie es gesehen, so erschloßen sie auch in Liebe zu ihm, so warm und so innig, und jauchzten so freudig und so heimlich auf. Und der grösste von ihnen trat hinzu und rührte unmerklich die Augenlider des Schläfers. Da erklangen noch einmal in hellem wunderbaren Accord die Maingelöckchen rings um das schlafende Kind. Das ist jenes Klängen, das die Menschen oft „Musch aus hohen Sphären“ nennen: nur wenige Glückliche haben es raumestrunken gehört und ein süßes Ahnen blieb ihnen davon in ihrer Seele haften, und nur im höchsten Aufschwung des ganzen Gemüthes wird ihnen diese Abnung deutlicher und hörbarer.

Und jenes Klängen löste die Seele des Schlummernden; in lieblich überfliegendem Lebewandte erhebt sie sich. Die Sternengalein und die Blumenlelen umarmten sie; sie himnte mit ein in die Engleinreisen. Und nun begann ein Heben und Schweben, ein Fliegen und Klüffern, ein Anschauen und Lieben; — und die Glücklichen spielten immer munter und lauter, und immer köstlicher und himmlischer ward die Musch. Traute Wechselgespräche führten die

Zeit Ein Sternengel sprach: „Laß uns Deine geringelten Köstchen: wir weben goldnes Licht daraus.“ Und die Seelen der Bergig, meinnicht huten so unig: „Schent uns Deine lieblichen Augen, damit sie auch werden, was wir sind. Wenn Dein schwerer Leid in der Eile ist: so sellen sie als unsere Schwermern emverschien und mit uns stürzt Du nimmer; denn in jedem Frühlings ersticht Du denn auf's Neue.“ Und die Waldroslein ermahnten: „Süßes liebes Rosenkind! Wenn doch Deine rethen Wangen uns noch mehr gleichen möchten: wir wollten wir so traut Dich umfassen und Dich schenken und mit Dir jede Nacht so berrig spielen!“ Und die Waienglöckchen riefen dasselbe und baten auch so liebevoll und freundlich. Das Kind aber sagte: „Nun denn mein Leib einmal vergehen? Wenn es geschieht, dann will ich werden, was ihr seid; dann nehmt mich auf unter euch, ihr lieben Sterne und Köstlein und Waienglöckchen.“ Und freudig und selig küßten sie den Bruder und schenken noch lange. —

Da erglommen die Wipfel der Bäume und die Engeln der Berge erglühn vom ersten leisen Strahle des neuen Morgenreithes. Die Accorde verflangen: Blumen und Sterne handen still; noch einmal küßten sie berrig die schöne traute Gespielin, die Kindesseele.

„Wir fahren gen Himmel, wir fliegen nach Hans!“

„Komme bald! ja, komme bald!“

„Wir hosen Dich ab, wir heben Dich auf.“

„Wir betten Dich süß und wönig und weich —

„Komm' hinaus! komm' hinaus!“

So sang ihr legetes Lied. Schon flatterten sie emper: ein Hauch aus dem irdischen Thale, der den Morgenwind anknüpfte, trug sie gen Himmel. Die Seele sank wieder in ihren Körper hinein — einen schmerzlichen wechsenfüßen Laut des Abschieds ließen die Waienglöckchen hören — nun handen sie wieder ganz still wie früher, stumm geneigt über das schlummernde Kind. —

Am einem kleinen Bette, im verhangenen Krankenzimmer, sitzt eine junge schöne Frau, bleich von zwei durchwachten und durchweinten Nächten. Die hellen Thränen strömen noch aus den tief gerötheten Augen. Sie blickt auf ihr Kind, das in unruhigem Schlafe im Bettchen liegt. Seine Hände halten krampfhaft umschlossen drei weiße Waienglöckchen. Seine Wangen sind unbemüht verflärt. Seine Augenlein — nun schlägt er sie auf — sie

leuchten so glanzvoll und blicken so irr und so wehr umher.

„Bleib hier, bleib hier, liebe Stern, geh!“ Ich komme ja bald, schenkreithes Waienglöckchen! ... Wie ich den lauten Du ... lauter und lauter ... Kann ich bald Dir ähnlich werden, so ganz wie Du und wie das Köstchen und wie das Bergigmeinnicht? ... „Ach nein, noch bin ich es ja nicht ... Wir heben Dich ab, wir heben Dich auf ... wir ketten Dich wönig und weich! ... Ach wie gerne säme ich mit euch! Es ist so gar ... web, hier unten zu sein.“

Die Mutter lauchte den Phantasten des fallenden Kindes, die sie nicht verstand. Ein süßes Lächeln, ein tief wehmüthiges, überhöy ihr Antlig, und längt vergessene Kinderträume wurden in ihr wach. Doch nur heißer und berriger strömten ihre Thränen. Mir Inbrunnst küßte sie den Knaben. Er erwachte und sah sich unruhig um. „Liebe Mama, hast Du die kleinen Engel mit den Blumen und den goldenen Sternen hinausegeschickt? Wo bleiben sie? Hele sie wieder, bitte, bitte!“ Und mit unnenbar heltem Blide schlang er die kleinen Arme um ihren Hals. Sie schluchzte tief auf. „Mein liebes süßes Kind, bleibe doch bei mir! Du bist ja mein Engel. Niemand war hier: Du bist wohl nur geträumt?“ — „Geträumt? Ach nein, ich habe sie wirklich gesehen; so freundlich bielten sie mich an der Hand. Ach!“ Und mit schwerem Seufzer ließ der Kleine die Händchen sinken und schloß die Augen wieder zu.

Der Arzt trat ein und süßte an den Puls. „Sehr bedenklich!“ küßte er, „das Fieber ist sehr berrig geworden; machen Sie sich auf Alles gefaßt.“ Und wie er den wunderbaren schönen Knaben sah verflärt vor sich liegen sah, wachte über die gerüthete Wange und die feste Körper ein Hauch innigen Mitleids. „Es war freilich nicht anders zu erwarten. Eine ganze Nacht im Fieber, im feuchten Grafe, bei so jarter Constitution! Und erst am Morgen hat ihn ja wohl jener Jäger zur Stadt gebracht? ... Sehr bedenklich!“ Er verordnete nichts mehr und enterte sich; man sah es, er hatte alle Hoffnung aufgegeben. Doch den unglücklichen Schmerz des gestörten Mutterherzens beschreibet Niemand.

Es ist Abend geworden. Auch der Vater ist im Zimmer. Die Strahlen der Sonne des letzten Waietages vergolben den hohen Wankerturm und bringen in die Krankenhube.

Das Kind schlägt die Augen auf, so groß, so verflärt. Haß röthelnd, mit Anstrengung

ruft er: „Da sind sie wieder! Ja, das sind sie! Die Mündchen und die Engelchen! Sie klingen so schön und klingen so lieblich! Hört! Du sie, liebe Mama? O liebe, da kommen sie schon herunter zu mir, näher und näher.“ Frig streckte die Armechen entgegen, wie einem Kommenden, leise flüsternd: „Nun komm ich mit, hebt mich hinauf . . . mit euch in den Himmel!“ —

Das Köpfchen sank zurück, die kleinen Arme hielten nieder, die Augen schlossen sich, die weißen Wangenlächchen hielten aus seiner Hand — — ein tiefer Seufzer, und er war besehnt. Und eben sank die Sonne unter: der letzte Strahl war erloschen.

So haben die weißen Wangenlächchen dem hellen Kinde zum Himmel und zum Grabe geläutet. —

Unrecht Gut gedriht nicht.

Märchen von H. Herchenbach.

Dieses Sprüchwort führt Mander im Munde, der selbst vom unrechten Gute reich geworden, aber Wenige haben die Wahrheit desselben so gründlich erfahren, wie ein Krämer in den Rheinlanden, der vom Schwelge seiner Brüder ohne viel Arbeit und Mühe reich werden wollte. Abends, wenn die Leute schliefen, schlich er auf leisen Füßchen in sein Waarenlager und machte aus einem Pfunde zwei. Unter den gestampften Jucker mischte er Wehl, unter den Humm das Holz von gemahlten Bissartenküchen. Die Kaffeecochen versetzte er mit kleinen Kieselchen, die schwer m's Gewicht fällen; doch sorgte er wohlweislich dafür, daß sie sich durch die Farbe nicht allzu schnell verrathen. Lange hatte er gearbeitet, der Schwelch rann ihm in dicken Perlen von der Stirne, aber er gönnte sich noch keine Rast. Das Wehl, sprach er zu sich selbst, ist ein Mittel, den die Leute alle Tage brauchen, daran kommt schon etwas Gefielliches heraus, wenn man es hübsch fein mit Schwerpath verbessert; das wiegt schwer und fällt nicht in die Augen. Freilich gehen die Kuchen nicht in die Höhe und wenn man noch so viel Hefe hineinbrut. Sie schlagen weiter, werden fest, wie Schmelbollen und liegen wie Blei im Magen, aber das ist ja ein wahres Glück für arme Leute: je schlechter sie verdauen, desto seltner brauchen sie eine Abführung. Ihre Kieselsteine wären für sie am besten, aber das ist leider keine Kaufmannswaare! Dem Tabak unterschüttet er mit zerredneten Amstelrubenklättern und machte seine, zerliche Packchen daraus, auf denen allerlei fremde Namen standen, so daß der Käufer Bunkers

glaubte, welche seine Sorte sich in dem bunten Papiere befände. Jedermann weiß es, so daß er mit einem frommen Gesichte, daß der Tabak ein langsam tödtendes Gift ist, und wer es den Menschen entzieht, und wäre es auch nur zum Theil, wird ihr Wohlthäter. Wahrlich, wenn irgendwo die Fällung eine Tugend ist, so ist sie es im Tabak. Gleich dem Wanne, der ihn zuerst gebaut, Sezen demjenigen, der seine Schädlichkeit vermindert!

Nachdem er also im Dienste der Tugend gewirkt, zog er in seinen Weinsteller hinab, wo die Flaschen in hohen Haufen aufgeschapelt lagen. Vorher schon war ihr Inhalt mit Wasser verdünnt worden, denn er ging von dem Grundlage aus, je stärker der Wein, desto eher berausche er; nur wäre es aber mäßiglich bekannt, daß der Trunk die Geisteskraft und Tugend sei, daß er den Menschen an Leib und Seele vererbe und selbst den Wohlthätenden in Noth und Elend und an den Bettelstab bringe. Das Wasser dagegen sei ein Trank voller Heilkraft, und, mit dem Weine vermischt, beke es die schädlichen Wirkungen desselben auf.

Gleich kam er sich in dem Gedanken vor, daß er der Menschheit mit jedem Waack zugesetzten Wassers ein Waack Gutes entziehe und so recht eigentlich zu ihrem Seelenretter und selbes Arzte werde. Gerührt über seine eigene Tugend, zog er einen Raab bekräftigter Jettel aus der Tasche, auf denen sich die Namen der ersten Weinorten gar lieblich annehmen. Ob, es, lässelte er, verständig Umstand halten, welsch eine herrliche Brückung, die Buchdrucker-Kunst! Diese Jettel veredeln das Getränk, das

einst in demselben Kasse lag, in mannigfacher Weise. Nachdem er die Zettel den Gläsern aufgeliebt hatte, schaute er sie mit großer Befriedigung an und sprach: „So, so! Wie anders nimmt sich das aus! Man sieht es der Flasche gleich von Außen an, daß ihr Inhalt auf jenniger Trinkflüge gewachsen ist. Wie wirken sie mit der Zunge schmecken, das Glas gegen das Licht halten und das Feuer und die Blume prüfen! Ein wahrer Geldgekauft diese Zettel! Sie wiegen den Trinker in süße, paradiesische Täuschung und werfen ein schönes Prospekt ab, von dem ich der Menschheit neue Wohlthaten erweisen kann.“

Jetzt suchte er sein Schlummerkätzchen und schloß den Schlaf des Gerechten, bis am nächsten Morgen die alten Wirthchen an seiner Thüre klingelten und für ihrer erworbenen Pfennige von seiner schlechten Waare begeherten. Sie haben es wohl, daß die Waagschalen nicht gleich waren, daß das Jünglein überdem nie in der Mitte stand, aber sie wagten keine Einrede, weil sie noch im Bunde standen und möglicherweise morgen wieder besogen müßten. So gingen sie lieber schweigend und leusend mit den leichten Pfunden von dannen und machten den Koffer um so dünner, den Rücken um so durchsichtiger, damit sie länger damit langten.

Der Kaufmann wurde unterdeß ein reicher Mann, und, da er selber nicht von den verfallenen Waaren genos, ward sein Bauch von Tag zu Tag runter, sein Antlitz fester und seine Frömmigkeit salbungreicher.

Der einzige Concurrent, welchen er im Trie hatte, verdarb, weil er die Preise höher halten mußte, als sein fremder Nachbar. Der Kaufmann betrachtete seinen Ruin als eine wohlverdiente Strafe für seine dumme Grille, den Kunden reine und unverdorrene Waare zu liefern, die der Menschheit nur zum Schaden an Leib und Seele gereiche.

Jetzt hatte er keinerlei Rücksicht mehr zu nehmen; die Leute mußten bei ihm kaufen, mochten sie sich sträuben, wie sie wollten. Da konnte es denn nicht ausbleiben, daß er die Armuth bald ganz im Sacke hatte, und Jedermann nach seiner Pfeife tanzen mußte. Es vergingen nur wenige Jahre und er sah mit Stolz auf das Dorf herab, das von oben bis unten sein gehörte mit sammt den Vettelschäden, in denen die Bewohner auf den Nachbarbedürfnissen ihre kärgliche Mäßigkeit zusammenzählten oder bettelten.

Eines Morgens trat ein altes Weiblein in den Laden, das einst eine wohlhabende Frau gewesen war. „Weht mir ein Leih Abec,“ bat

sie mit Thänen in den Augen; „mein Mann ist auf den Tod krank.“ „Alles kennt ihr haben, viele,“ sprach der Kaufmann, „nur mit den Papen heraus!“ „Geld habe ich nicht,“ antwortete die ältliche Frau; „Ihr müßt mir's auf Berg geben!“ Der Kaufmann holte ein dickes Buch aus dem Fulle, legte es der Alten vor und zeigte auf ein beschriebenes Blatt. „Hier, viele, ist euer Geste, zählt das und ihr seht neues auf Berg haben!“

Viele trocknete mit dem Fingel der blauen Schürze die Thränen aus den Augen und jammerte: „Wovon soll ich jetzt zahlen? Meine Hütte, mein Garten, meine Haugeräte gehören euch. Vost euch erweiden, gebt den Abec, ich will einen ganzen Tag dafür arbeiten.“

„Arbeiten ist kein Geld!“ brummte der Kaufmann.

„Unbarmherziger, weilt ihr meinen Mann sterben lassen?“

„Warum nicht? Kostet er euch todt doch am wenigsten.“ Viele bat nun nicht mehr, aber ein größlicher Gluth schwebte von ihren Lippen. Sie wandte hinweg aus dem Hause des Erbarmungslosen, das Herz von brennendem Schmerz zerrißten.

Am Abende war ihr Mann eine Leiche. Witternacht war vorüber, der Kaufmann aber lag noch über seinen Büchern und machte Auszug, denn morgen sollte der Gerichtsdiener alle die Schuldigen verladen; bis auf den letzten Blutstropfen wollte er sie auspressen und dann von Haus und Hof verjagen.

In dem Augenblicke, wo er die Feder ausspitzte, hörte er ein Rummeln im Boden. Diebstahl war sein erster Gedanke; mit Kitz riß er ein Pfeisel von der Wand, das allseitig geladen über seinem Bette hing, und stürzte mit geschnittenem Hahn hinein. In seiner größten Befriedigung gewahrte er Niemanden; schon wollte er sich mit dem Gedanke, die Ratten und Mäuse hätten den Arm verurteilt, wieder zurückziehen, als das Gepolter von Neuem begann, diesmal aber so überwältigend, daß er unwillkürlich zitterte.

Das Geräusch schien aus Rissen und Kassen, aus Säcken und Schubladen herauszukommen. In der Fuderschele rieth es nicht anders, als ob Schlag auf Schlag ein Well durch Helgeretten fahre; im Salzstaken hatte es, wie eine Füllbaue, die in's Gestein fährt; in den Kasserladen klang es, als ob Rüsse von Rinnen nachgelassen würden. Er hörte singen, fluchen, weinen. Mühlengeklapper, Getriebe, wie von brausenden Wellen, Gebrüll wilder Thiere; es klang an

sein Ohr, wie das Heiltschen und der Handbüchlag auf Messen und Jahrmärkten.

Voll ängstlicher Erwartung riß er die Augen weit offen, wagte aber nicht einen Schritt vorwärts. Eine Weile noch dauerte das Getöse, dann flogen die Deckel von allen Kisten, die Schubladen fuhren aus den Gefächern und die aufgeschloßten Tische sprengten ihre Buntel. Jetzt begab sich ein Schauspiel, daß der Kaufmann fast versteinerte: Aus dem Salskasten stiegen kleine Bergknappen mit brennenden Grubenlichtern auf der Brust und umtanzten ihn in tollen Sprüngen. In feierbakter Gluth überübte er den Drücker des Bistols und schoß die volle Ladung unter sie; aber die Männlein lachten heiser, nur immer mehr und mehr Genossen entwickelten sich aus dem Kasten; mit heilerem Gefcher kletterten sie an ihm empor, setzten sich ihm auf Kopf und Schultern, hingen ihm an Armen und Beinen und setzten ihm mit den Lampen Haat und Bart in Brand.

Als er sah, daß vor den häßlichen Onomen kein Entkommen war, vertieft ihn der letzte Rest seiner Kraft, und erschöpft sank er auf einen Sad Überibon-Kaffee nieder. Das wäre ihm aber fast schlecht bekommen, denn kaum hatte er denselben berührt, so schlüpfen eine Menge Javanesen heraus. Den Sarong um den Leib gewickelt, den Kris, einen scharfen Dolch, in der Hand haltend, reibten sie sich zum Tange um den Baarenköppler und sangen in unverständlicher Sprache ein einformiges Lied, welches, nach den astigen Pantomimen der Tänzenden zu schließen, für den Geängstigten eben nicht besonders erfreulich lauten mußte. Jeweilen bielten sie plötzlich mit lautem haarsträubenden Schrei inne und spritzten ihm zwischen den schwarzen Zähnen hindurch den Saft des Beberkrautes, welches sie beständig lauten, in's Gesicht.

Die Angst verlieh ihm wieder Stärke; er durchbrach die Reihen der Tänzenden, um zu entinnen, kam aber nur aus dem Regen in die Traufe: denn aus dem nächsten Sack, welcher Kaffee aus Arabien enthielt, tauchten die braunen Söhne der Wüste mit ihren Turbanen und Warabuts empor. Krummichwerdter dingen in ihren goldblitzenden Gürteln, noch schärfer aber bligten ihre Augensterne unter den dunkeln Brauen hervor; es umloberte ihn, wie Wetterleuchten in schwüler Sommernacht und er dachte nicht anders, als der jüngste Tag sei heringebrochen und der Teufel werde ihn lebendigen Leibes von dannen tragen.

Aus der Iherbüchse stieg jetzt gravitatisch ein chinesisches Mandarin; ihm folgten Diener mit langen, von beiden Seiten der Oberlippen sich niederhängelnden Bärten, welche Bambusstäbe in den Händen trugen. Sie fielen über den Fälscher her, banden ihm Arme und Beine mit Striden zusammen, setzten ihm mit großer Geschwindigkeit Schuh und Strümpfe aus und gaben ihm auf einen Wink des Mandarinen mit den Bambusstäben die Bassonade auf die nackten Fußsohlen. Wenn er vor Schmerz aufschrie, traten die betheilauenden Javanesen herzu und klopften ihm den Mund voll von dem ägenden Kraute. Der Saft färbte ihm die Zähne, Zunge und Gaumen schwarz, wie sein Herz längst gewesen.

Endlich war die Bassonade überstanden; vor Schmerz wand er sich am Boden und vermochte nicht, sich auf die zer Schlagenen Füße zu erheben.

Wiederum erwartete ihn eine neue Schreckenscene: die Juchterstien spürten die kraushaartigen Söhne Afrika's aus, schwarz am ganzen Leibe, wie der leidbaltige Gottfriedsbus. In den Füßen schwangen sie breite Plantagenbauer, womit sie auf den Pflanzungen der Weissen das Fuderrehr abtöhlagen.

Als er die Menge der blanken Messer in den Händen der Neges sah, dachte er; „Nun geht es an den Kragen“ und duckte sich in stiller Berzweiflung nieder, um den Todesstreich zu empfangen. Aber er sollte nicht sterben. Ein ritziger Neges fasste mit seiner breiten Hand in das struppige Haar des Knickenden und würgte seinen Kopf in die Pfefferbüchse hinein. Diese Büchse war ein erbärmlich kleines Ding, aber heute sollte einmal die Welt voll Wunder sein; sie verichludte den Kaufmann gänzlich, und es dachte ihm, daß sie gar keinen Boden habe, denn er fiel wohl tausend Klöster tief und er erwartete mit Angst und Schrecken den Augenblick, wo er sich an den Wänden der Büchse den Kopf einstopfen werde. Wie freutig war er deshalb überrascht, als er sich plötzlich lebendig auf einem Fadzengaze befand, das mitten auf einem schlammigen Strome hielt. Das war das Rand, wo der Pfeffer wächst. Dabin batten ihn seine Kunden mehr als tausendmal gewünscht. Nun war er plötzlich da, zwar ohne sein Zubuten, aber doch mit großer Zufriedenheit, denn errieth man er den Händen seiner Peiniger auf wunderbare Weise entronnen, und dann überlegte er auch schon im Stillen, welchen ungeheuren Vortheil er aus seiner Anwesenheit im Pfefferlande ziehen konnte. Als bald weiterjachte er den weiten

Schiffsräum und fand denselben zu seiner Freude mit den brauchbarsten Dingen angefüllt. Glasperlen, Porzellan: Scherben, Messer, Scheren, Häuter, gefärbtes Garn, bunte Rattunastoffe, Glasflüßchen, Nägel, Nadeln, Peile, Praxmwein — alles dieses fand sich in Hülle und Fülle. Die Schmerzen der Dalkonade vergessend, überlegte er sich den Plan, wie er die wilden Völkerstämme mit seinen Hülfswaren am vorteilhaftesten ausbeuten könne.

Die Müdigkeit nöthigte ihn indeß bald zum Schlafe; in eine wollene Decke eingewickelt lag er auf dem Verdeck und schnarchte bald, wie eine Schneidemühle. Im Pfefferlande schloß sich's aber nicht so angenehm, wie in einem rheinischen Federbette, das sollte unter Kaufmann bald erfahren, denn Schwärme von Moskiten ließen sich auf seinen Körper herab und stachen ihn jämmerlicher, wie eine deutsche Nadel je dazu im Stande gewesen wäre. Vor Schmerz brüllend sprang er auf und suchte in den wellendicht geklaarten Insekten umher, wodurch er das Uebel nur noch verstärkte. Neben seinem Schiffe, fest an den Planken, wälzten sich die Alligatoren im Wasser und erfüllten mit ihrem schrecklichen Brüllen die verpestete Luft. Er starrte auf die gepanzerten Ungeheuer, deren Rückenbühnte gegen die Schiffswände klapperten, mit Todesfurcht hinab, und kletterte in das Lauwerk hinauf, wo er vor ihren Rachen sicher zu sein glaubte.

Als endlich der Morgen kam, fühlte er sich wieder sicher, denn aus dem jenseitigen Ufer wurden Gestalten sichtbar, die, wenn auch von der Natur vernachlässigt, doch wie Menschen ausliefen. Es waren wilde Stämme, welche herbeikamen, dem Europäer für seinen Kramstrams die Produkte des Landes anzutragen. Mit begierigen Augen überflog er ihre Waaren und rücherte vergnügt dem Ufer zu, dem sich jetzt die Häuptlinge näherten. Wegen eine Hand voll Glasperlen handelte er ganze Rollen von Rautschul, gegen ein paar bunte Scherben wohlriechende Tonkubohnen und Gewürznelken ein. Die kostbare Banille, die herrlichsten Gewürze wurden in ganzen Rollen auf sein Schiff gebracht, wofür er einige Nägel, wenn es hoch kam ein schlechtes Messer oder ein rothlackes Peil gab. Affen, Papageien, seltene Vögel aller Art füllten den Schiffsräum und er fand seinen Vlag mehr für fernere Erwerbungen, wie bereitwillig auch die Ehre der Willkür ihre Anerbietungen verdoppelten.

Zurück wendete er das Schiff, und obgleich sich kein Kenner am Steuer befand und kein

einziger Matrose zur Hand war, er segelte vorwärts, wie von unsichtbaren Tauen durch die Fluthen gezogen. Was kümmerte ihn das Brüllen des Alligators, was machte er sich aus den Stichen der Moskiten, stand er doch sichtbarlich unter dem Schutze eines wohlthätigen Geistes, der ihn für die Unbilden entschädigte, die ihm ein böser Spuk im Heimathlande zugefügt hatte.

Der Gutschuß, nicht mehr in das verwünschte Haus zurückzukehren, sondern mit der reichen Ladung an einer großen Stadt vor Anker zu gehen, und dort seinen Wohnsitz aufzuschlagen, stand in seiner Seele fest. Sein vorzügliches Ansehen, an dem so viel Blut flecte, wollte er unter den Hammer bringen, nur hatte er die Sorge, ob unter den lasterhaften Einwohner sich einer finden werde, der ihm gut für die Bezahlung sei.

Pläne über Pläne bauend sank er endlich auf dem Verdeck in einen sanften Schlummer, indeß das Schiff seinen ruhigen Geistesgange fortsetzte. Wer kann im Pfefferlande berechnen, wie lange man geschlafen hat, wenn man es nicht aus Gewohnheit so ungefähr im Kopfe weiß? Kein unmöglich, weil die Schwarzwälder Uhren bis dorthin nicht veräußert worden. Fast erschrocken sprang er deshalb auf, als dicht über seinem Kopfe der Becker einer Staubmuhle erscholl. Wer malt sich sein Erschauern, als er sich nach mehrmaligem Augenreiben überzeugte, daß er in seinem eignen Schlafzimmer stand, dicht neben dem Vaden, wo die Völker aller Zonen Kugelball mit ihm gespielt hatten. Schon überdäulich ihn das bedauerliche Gefühl, daß das Spiel der Robotte, wie die Reise in's Pfefferland, nur ein elender Traum gewesen sei, ein Hirnspielwinn, daß ihn in seinen eignen vier Wänden genarrt habe, als ein Bild durch's Fenster ihn erkennen machte, daß die Wimpel seines Schiffes lustig am Ufer im Winde flatterten. Mit einem Schrei der Freude stieß er das Fenster auf, und siehe, in einer langen Reihe kamen schwerbeladene Negers mit Schiffen und Kapellen die Rollen der köstlichen Waaren in seinem Vaden und Waarenlager auf. Sonderbar, unter den Vorträgern befanden sich auch die Häuptlinge der Wilden, die er in seinem Handel so schönlich überwortheilt hatte. Das Tragen und Schleppen wollte kein Ende nehmen; das Waarenlager, der Keller, der Speicher, die Hofräume, jeder Winkel war angefüllt mit seltenen Schätzen, die man in den Meerlanden mit schwerem Gelde aufwiegt.

Endlich schien das Schiff geleert, die

Roger lebten ohne Lohn und Tausch zu demselben zurück, das alsbald seinen Anker löste und herumzuschwamm. Der Kaufmann ging nun leuchtenden Blicks umher, seine Waaren zu prüfen, nur in den Faden wagte er sich, eingetretet der schmerzhaften Passionate, erst gegen Abend. Jeden Augenblick fürchtete er, der Spul werde von Neuem beginnen; da aber alles ruhig blieb, so wagte er es, einen der aufgeschlagenen Säcke zu berühren; noch und noch öffnete er die Schuttläden, Hüchsen und Säcke. Alles ruhige, unverdächtige Waare, keine Spur von Spul und Drogen!

Als in der Nacht die Uhr zur zwölften Stunde ausbeulte, hörte er, wie mit einem Knall die Kapsel von der Theckbüchse heranzog; der Mandarin trat an sein Lager und sprach mit drohend auflebendem Zügel: Du hast mit dem Schweige aller Welttheile ein spiegelbildes Spiel getrieben, um deine Antwürter an den Pottelstab zu bringen. Aber wisse, von heute ab komme ich in jeder Nacht wieder, um dir die Passionate geben zu lassen, wenn du nicht all den ungerathenen Wammern herausziehst, den du durch Betrug an dich geschwindelt hast! Der Mandarin war verschwunden, und mit ihm die Furcht des Kaufmannes. Am andern Morgen kamen die Armen des Dorfes, ihren Bedarf an Lebensmitteln zu besorgen. Mit verächtlichem Lächeln trat er in seinen Laden, aber da haben seine Augen blaue Bänder, aber da haben seine Augen blaue Bänder. Zwei schlanke Malaienmädchen sprangen geschäftig hin und her, die zahlreichen Kunden zu bedienen; sie gaben Alles auf Berg, oder vielmehr umfing und ermutigten die alten Weiblein, nur recht viel zu nehmen und bald wiederzukommen, denn es seien für die armen Leute überreiche Vorräthe da.

Der Kaufmann wollte die Malaien Mädchen zum Kaufman hinanwerfen, aber sobald er Hand anlegte, wurde es in Asten und Kassen lebendig und die fremdkundlichen Gehalten vertraten ihm trug des hellen Tageslichtes den Weg und ließen süßliche Reichen, in Gestalt blauer Bräutlinge, auf seinem Körper zurück. Was war zu thun, er mußte sich eben gefallen lassen, wollte er nicht riskiren, von den indischen Mrs oder den breiten Plantagenbauern wieder gemeldet zu werden.

Mit blutendem Herzen mußte er durch die Gempettrische mit zuhelfen, wie das fremde Gesindel seine Waaren Tag aus Tag ein an die armen Leute des Dorfes vertheilte, und doch durfte er nicht murren. Kam ein alter Kunde, der recht tief im Schuldbuche stand, so sprach jedesmal der Mandarin aus der

Theckbüchse, rief das betreffende Blatt aus und überreichte es antwortend dem Schuldner, der dann gewöhnlich nicht begreifen konnte, was den Plutkänger plötzlich so menschenfreundlich und wohlthätig gestimmt habe.

Die Malaienmädchen verkauften mehr unaufhörlich und hatten bald nicht Hände genug, die sich meistentheils Käufer zu befriedigen, die sich auf Vorarbeiten des Mandarins kein Geheiß daraus machten, die eingekauften Waaren in der benachbarten Stadt zu hohen Preisen zu verkaufen, die dort um so lieber gegeben wurden, weil die Waaren von außerordentlicher Güte waren. Bald war das große Waarenlager anverkauft und nur noch die verfallenen Gegenstände übrig. Ameisenartig wimmelte es jetzt von Herten und Kobolden in des gelagerten Kaufmannes Wohnung, welche sich dem Weichsichte unterlegen, die Waaren von den beigemachten Verkäuftheiten zu reinigen, damit das alte Geheiß, die Waaren zu verkaufen, wieder eintreten könne. Ob eine Bede um war, bestand sich der Kaufmann mit dem Staube der demahlenen Giarrenstücken und den Penlen der vielfach erhaltenen Passionate muntervielenmalen im Hause; das ganze Heer der Neger, Kobolde und Herten, so wie die beiden Adgentenrinnen, alles war verschwunden; doch sollte die Straße noch nicht zu Ende sein: In der Mitternachtstunde kam der fürchterliche Mandarin mit den Pambusträgern wieder und künzte ihm an, daß er zwischen einer fürchterlichen, todbringenden Passionate und dem Biecherstatten seines unredlich erworbenen Vermögens zu wählen habe. Er wählte die Passionate, aber die Liebe brannte wie Feuer, wie geschmolzenes Blei, das sich in die Kessel verflüchtete. Schon beim Auen Liebe schrie er: haltet um Gottes willen ein! Ich will Alles zurückgeben!

Pflicht stanken alle Dingen um ihn herum, die er einst übervertheilt hatte. Den Schweiß und Blut trisend gab er Jedem eine Anweisung auf sein Gienstium. Mit dem letzten Ackerstich war seine Kraft zu Ende, er kam auf den Fußboden nieder, dem Tode nahe.

Am andern Morgen wanderte abgewandter Hautes aus dem stielgen Hause ein alter Mann, wankendes Schrittes, Thränen in den Augen. Wehm er den Weg nahm, er wußte es selbst nicht; war der Schmach, der Terequal wollte er entinnen.

So gelangte er an's Rheinen, von der bedrückten Straßenjugend verfolgt. Verführten Antiges schaute er in die blauen Hüthen und sprach leise vor sich hin: da unten wäre Ruhe! Wer weiß, ob er nicht den Sprung in die



G. F. K. K. K. K. K.

Lith. Ernst & Sohn, Dusseldorf

Der Teufelsgeiger

(Sage von W. Mannhardt)

Erwigelt ausgeführt, wenn ihn nicht ein unerwartetes Ereigniß daran verhindert hätte. Pöglisch lag nämlich vor seinen Augen das fleißige Schiff, auf dem er vor Kurzem aus dem Fischerlande gekommen war. Niemand hatte es vorher Anker werfen sehen, Niemand das Geflüster seiner Segel gehört. Auf dem Verdecke saßen große Affen umher, im Takelwerke herangenau Meerkraken unter ohrenzerreißendem Geschrei auf und nieder. Ueber die Planke, welche vom Schiffe an's Ufer führte, schritt ein mächtiger Orang-Utango oder Waldtafel, nahm den weiterlebenden Kaufmann an der Hand und führte ihn auf's Schiff. Unhörbar wie es gekommen, war es bald auch verschwunden

und Niemand hat seitdem eine Spur davon gesehen.

Wo der Kaufmann geblieben kann mit Sicherheit nicht anagabert werden. Einige glauben, er sei auf der Höhe des Meeres vom Teufel geholt worden, andere sagen, die Affen und Meerkraken hätten ihn erwischt, wieder andere, er sei von den gefährlichen Alligatoren hinabgeschluckt worden.

Die arme Pöglisch, der er einst ein Loth Thee verweigerte, behauptet indeß, er treibe auf seinem Geisterdampfe im Fischerlande Handel mit den Wilden und sei verdammte, es zu thun bis zum jüngsten Tage, ohne je den Gewinn seines Betruges ernden zu können.

Pommerellische Sagen.

Mitgetheilt von W. Mannhardt.

1. Der Jungferenberg bei Schönfeld.

Zwei Kinder, ein Knabe und ein Mädchen aus Schönfeld, begegneten Eines die Mittagszeit bei einem Berge vor dem Dorfe einer weiß gekleideten Jungfrau. Sie that sehr untraulich, schenkte ihnen Stednadeln und sonstige Spielwerk und traute sie in ihren gelben Kleidern. Anderen Tage kamen sie wieder, auch die Jungfrau war wieder da. Dann kamen sie alle Tage, spielten mit ihm und hatten sie sehr lieb. Die Mutter aber bemerkte, daß die Kinder um die Mittagszeit immer von Hause waren, fragte einmal auf, schickte ihnen nach und sah die Jungfrau an dem Berge sitzen. Das kleine Töchterlein hatte seinen Kopf in ihren Schooß gelegt und sie löste mit ihm und streichelte seine gelben Haare. Darüber wurde die Mutter böse und verbot den Kindern das

Gingehen. Allein sie hatten die Jungfrau zu lieb und machten sich andern Tage zur gewöhnlichen Stunde heimlich davon. Als die Mutter ihre kleinen lange vergeblich gesucht hatte und endlich wieder bei dem weißen Mädchen fand, brach sie in die furchterlichsten Flüche aus und verfluchte die Jungfrau 1000 Mal. Unter die Erde, Augenblicklich that der Berg sich auf, fing an zu freisen und zu mirbeln und mit flügelichem Geschrei fuhr die Jungfrau hinein. Darauf wirkelte ein unangenehmer Miststich, der erst sichtlich fortgenommen sein soll. Die Jungfrau erschien nicht wieder. Aber häufig findet man Stednadeln und dergleichen Dinge auf dem Hügel, der bis auf diese Stunde den Namen Stednadel- oder Jungferenberg führt.

2. Der Teufels-Geiger.

In Gribne bei Barthaus wohnte ein Spielmann, der wegen seiner ausgezeichneten Kunstfertigkeit in der ganzen Gegend berühmt

war. Mehr als einer unternahm es ihm den Rang streitig zu machen, aber keiner hielt die Wette mit ihm aus. Man wollte wissen, er

habe aus Ehrgeiz mit dem Teufel einen Pakt geschlossen und dieser ihm für den Preis seiner Seele die Gabe verliehen, im Weigenpiel der Meister über alle Meister zu sein. So ging das viele Jahre fort, bis eines Abends in der Stube zu Karthaus, als der Weibner Spielmann einer großen Gesellschaft von Bauern zum Tanz aufstellte, ein fremder Weiger in die Birthöhle trat und um Erlaubniß fragte, einige Stücke vortragen zu dürfen. Mitleidig blickte der Weibner auf den herab und ließ es geschehen, denn er hoffte dadurch seinen Ruhm nur desto höher wachsen zu sehen. Aber wie staunte er, als der fremde Musikant aus seinem Instrument Töne hervorzuholen begann, welche eine nicht ungewöhnliche Meisterschaft bekundeten. Häufig griff er zur Fiedel, um den Fremden zu überbieten, aber dieser spielte nun immer gewaltigere und ergreifendere Weisen, so daß die Bauern ihm den lautesten Beifall spendeten. Gegen Mitternacht brach er auf, um, wie er sagte, nach Weibno ins Nachquartier zu gehen. Weder Bitten noch Belohnungen konnten ihn zurückhalten. Kaum war er aus der Thür, so stürzte von Ufersucht getrieben, der Weibner Spielmann ihm wie wahnsinnig nach. Er erreichte den Weiger auf dem schönen Waldwege, der hart am Ufer eines See's entlang von Karthaus nach Weibno führt. Häufig forderte er ihn auf, mit ihm einen Wettkampf einzugeben. Der Unterliegende sollte fortan die Gegend meiden. Ohne

eine Antwort abzuwarten, begann er unter Anweisung des Teufels das Spiel und der fremde antwortete ihm durch ein Stüd, dessen Töne furchtbar undeimlich durch den Wald und über den See hinausdröhnten. Immer wilder und aufgeregter wurde das Weigen des Weibners, immer dämonischer das des andern Spielmannes. So gingen sie, dieser voran, jener hinten nach, spielend fort, bis sie in die Mitte des Weges nach Weibno gekommen waren, wo ein kleiner, im Sommer meist trockener Bach in den See mündet. Hier machte der fremde halt und stimmte, während der Weibner seine letzte Kraft verweilt aufbot, eine ansehnliche Weise an, die diesen durch Mael und Wein stürzte. Dabei wuchs seine Gestalt immer höher und höher, ein langer rother Mantel legte sich um seine Schultern und der Bach fing an von Minute zu Minute immer zu steigen, bis er die Brust des Weibners Spielmanns erreichte. Noch ließ dieser nicht von dem gefährlichen Wettstreit ab. Erst als auf dem Ufer des Sees endlich eine Hahnenfeder emporstieg, erkannte er, daß es sein bölscher Meister sei, der gekommen war, seine Seele zu fordern. Man fand seinen Leichnam an dem Morgen im hoch aufgeschwellenen Bach mit umgedrehtem Gesichte liegen. Zum Andenken dieser Begebenheit wurde an jener Stelle ein hölzerner Kreuz errichtet, das oftmals von ruflosen Händen zerstört wurde, jedesmal aber von selbst sich erneute.

3. Die Wiederauffindung der Prangenaauer Kirche.

Die Kirche in Prangenaau muß uralte sein. Sie ist nicht aus Ziegeln, sondern von unten bis oben aus Feldsteinen erbaut. Auch steht sie nicht, wie andere Landkirchen, mitten im Dorfe, sondern ein Hundestheil davon, allein und von wenigen Häusern umgeben. Vor vielen Jahrhunderten war sie einmal ganz verschollen und rings umher war dichtes Gestrüpp wie eine Mauer gewachsen, und der Wald hatte sich so herumgeschlungen, daß lange, lange Jahre keine Menschenfuße etwas von ihrem Tasein wußte. Einmal aber verließ sich dem Gärten, der an der Kataune weidete, ein Eiler,

und so sehr man suchte, war er nirgend zu finden, bis gegen Abend. Da folgte der Hirt ihm nach, immer weiter, immer tiefer in den Wald hinein, durch Gebüsch und Gestrüpp. Zuletzt ward das Licht derbeinahe undurchdringlich und es fehlte viele Mäße, sich hindurch zu winden. Aber der Hirt arbeitete sich dennoch durch und siehe da, vor seinen erschauerten Augen steht eine stattliche Kirche, vor dem Thore aber, wie andächtig, der vermiste Ohe. Zum ewigen Gedächtniß dieser Begebenheit hat man nachmals ein gemalt Stiebaupst bei der Kirche aufgestellt.

Die Meerkönigin.

Märchen von Auguste Tenbaert.

Im Lande der Pommeren lebte, vor sehr schon vielen Jahren, auf einem alten Schlosse, nahe der Ostsee, die Wittne Gertrude von Hebenstein. Andachtsübungen, Werke der Wohlthätigkeit und die Erziehung ihres zehnjährigen Sohnes Joan füllten ihre Tage aus, welche ruhig und zufrieden dahin flossen. Die Liebe zu ihrem Kinde verschönerte ihr Leben und ließ sie ein frühes derbes Gesicht vergessen.

Welche Freuden die Gültigkeit und Sorgfalt einer Mutter nur auszuüben vermögen, wurden dem kleinen Joan zu Theil. Vierzehn Schafe, Tauben, Hühner, besaß er, aber eine Freude, die die Mehrzahl der Kinder täglich genießen, konnte die treue Mutter ihm nicht bereiten. Sein Spielgeschäft war für Joan in der Umgegend aufzufinden, und daher kam es, daß er in seiner Einsamkeit oft seltsame Spiele trieb.

Oben in dem alten Schlosse war eine große Kammer, wo schon seit vielen hundert Jahren die Rüstungen und Waffen der Vorfahren Joans aufbewahrt wurden, und darunter ein Schwert mit einem Löwenkopf am Griff, das einst Heinrich der Löwe, dessen Verwandtschaft sich die von Hebenstein rühmten, getragen haben sollte.

Hier saß Joan oft Stunden lang, betrachtete die alten Waffen, stellte Schwerter und Spieße aufrecht an die Wand, leckte einen Helm aus den Griff, nahm dann selbst Herzog Heinrichs Schwert in die Hand und cembattirte, als stübe er vor einem Regiment Zelanten.

Dieses Spiel endigte damit, daß er eines Tages mit einem Schlage sämtliche Seltarten niederhieb, was ein solches Gerölter verursachte, daß seine Mutter voll Angst und Sorge herauf kam, meinend, ihrem Liebkinde sei ein Unglück begegnet. Dieser schaute sie aber mit seinen leuchten schwarzen Augen an und fragte: Mutter, kann ich nicht auch ein Herzog oder Könia werden? Dann will ich dieses Schwert mit mir nehmen und zeigen, wie tapfer ich bin. Die Mutter lächelte: Das sind kindische Wünsche, sagte sie, an die du nicht mehr denken wirst, wenn du groß bist. Joan glaubte das nicht. Als er wieder allein war, ging er wirrlich hin und her und sprach zu sich selbst: das wahrst mir zu lange, bis ich groß bin, ich könnte jetzt schon ein Könia werden, sie sollten sehen, daß ich auch stark bin, wie ein Löwe. — Ach, wäre er nur einmal mit mantern Knaben, auf grüner Wiese, sechten können, das Schwert Herzogs Heinrich in der Hand!

Es ist am Abend eustich Joan den dumpfen Räumen des alten Schloffes und lief am Gesande des Meeres umher, bis er sich müde niederkügte und dem Spiele der Wellen zusah. Dann glaubte er seltsame Gestalten zu erblicken, Knaben, welche ihm zuweilen, Mädchen, die ihn tanzen umhüpften. Kehrt er dann heim, war er still und schwermüthig, legte den Kopf in seiner Mutter Schoos und träumte fort von den tanzenden Mädchen und spielenden Knaben auf Meereswellen, bis diese ihn faßt in sein Bett legte.

Eines Tages sah er wieder am Meeres-

Wies. Die Sonne warf ihre Strahlen auf die wogenden Wellen, so daß sie schimmerten und glänzten, als seien Diamanten darüber hingestreut. Da hob eine Welle ein wunderliebliches Mädchen empor, deren zarten Glieder von einem schargrünen Gewande umhüllt waren. Ein Tausend von Perlen und Edelsteinen schmückte ihr lockiges Haar, und ließ einen durchsichtigen Schleier, aus Meeresschaum gewoben, über ihre ganze Gestalt herabwallen.

Die Welle wogte immer näher heran und trug das Wunderbild zu Joan herüber. Dieser saß stumm und erschauert und wußte nicht, wie ihm geschah. Das Mädchen sah sie bei der Hand und fing also an zu reden: Was siehst du so einjam hier, lieber Joan? Hast du nicht bemerkt, wie ich die immer zuwinkte mit uns zu tanzen, auf dem Meeressande? Ich bin Traviata, die Königin des Meeres; mir gehorchen alle Wasser- und Geisteskräfte, willst du, so komm mit; du wirst dann ein König in meinem Lande werden, weil ich dich zum Gemahl nehmen will.

Da setzte sich Joan neben Traviata auf eine Meeresschelle nieder. Er jubelte und sprach: Heute werde ich ein König! Mir gehorchen alle Wasser- und Geisteskräfte! Eine schöne Königin ist mein. Gleich heute soll die Hochzeit sein! Ja, heute soll die Hochzeit sein, sagte Traviata. So fuhren sie schaukelnd zum Meeresrunde. Dort sah Joan eine süßle Grotte von Meeresschül, mit Wasserlilien durchflochten. Große Muscheln standen als Sessel dort und goldene Trinkgefäße auf marmornen Tischen. Dies ist mein Nymphenaal, sprach die Königin, so gleich werden meine Diener erscheinen und Alles zum Feste ordnen. Sie führte ein kleines goldenes Horn zum Mund und blies darauf. Da regte es sich an allen Ecken und Enden; verlorliche Kumpfen, Grümännchen, Zwerg und Kobolde kamen herbeigelaufen, und fragten nach der Königin Vergeben.

Ihr sollt aus meinem großen Reiche augenblicklich das köstlichste und Verlockendste zusammentragen, und einen großen Saal damit schmücken, denn eure Königin wird heute Hochzeit halten.

Da schrien sie alle mit erstem Blide und die Königin mußte sie mit erstem Blide strafen. Die Kumpfen aber hörten frohen Sinnes fort und luden die schönsten Perlen und Blumen, um ihre Königin damit zu schmücken.

Als Alles bereitet war, führten die Vornehmsten der Zwerg und Kobolde Joan und Traviata nach einem goldenen Throne, der in der Mitte eines großen Saales stand. Traviata setzte Joan eine Krone von Edelsteinen auf's Haupt, beide standen so glänzend da, wie ein Doppel-

stern am nächtlichen Himmel. Von allen Seiten waren die Wasser- und Geisteskräfte herbeigelaufen, dem Hochzeitsfeste beizuwohnen; sie schwingen ihre Hüte und riefen: Hoch liebe König Joan und die Königin Traviata, alle Geistes des Wassers und der Erde seien ihnen unterthan!

Hierauf überreichte ein Zwerg Joan, auf einem silbernen Rufen, ein Szepter, ein goldenes Horn und ein Schwert, dergleichen Traviata eine Vlie von wunderbarer Schönheit.

Da es nun unterdessen Abend geworden war, so kündeten die Zwerg viel Tausend Lichter an, und alle kleinen Beine setzten sich zum Tanz in Bewegung. Joan und Traviata begannen den Tanz und Zwerg und Kumpfen folgten in langen Reihen. Die Grümännchen bliesen dazu auf Muschelschalen und flöteten auf Pfeifenrohr. Solch lustiges Fest hatten die Nymphen lange nicht gefeiert, sie tanzten und sprangen, spielten und lachten bis spät in die Nacht; zuletzt setzten sie sich an lange Tische, aßen Austern und tranken den Wein, den die Grümännchen von den Bergen herbeigetragen hatten. Aber dem guten Joan, dem heilen die Augen zu, er konnte sich nicht länger des Schlafes erwehren. Die Wasser- und Geisteskräfte bedürfen der Ruhe nicht, sie sind munter bei Tag und bei Nacht, weshalb auch im großen Reiche Traviatas kein Betteln zu finden war. Die sorgsame Königin beschloß, daß die Zwerg in Gile eine Schlafstätte bereiten sollten, worauf Joan sanft ruhen könne. Diese dämmerten und klopften nun ein Bett, ähnlich einer Wiege, zusammen, füllten es mit Segen aus, legten den schlafenden Joan hinein und ließen ihn sanft auf Meeresschellen hinschaukeln. Traviata beschloß noch zwölf Kumpfen, daß sie das Bett umgeben und die Wächterknecht davon entfernt halten möchten.

Vortrefflich ruhte Joan auf solchem Lager aus, und als er die Augen öffnete und die Wächterreihe am Himmel erblickte, hielt er im ersten Augenblick Alles für einen Traum. bis er das seltsame Bett gewahrt, daß die Kumpfen sehr leise auf den Meeressand niedertraten. Da sprang er frisch und munter betrad und rief: Traviata! liebe Traviata, wo bist du? Doch habe ich nur von dir geträumt?

In strahlender Schönheit erschien die Meeresschein vor Joan und sprach: Es ist Zeit, mein Gemahl, daß du deine Gesehe ertheilest. Das untrügliche Völkchen, von den Freuden des geistigen Lebens noch trunken, wird in seinem Lieber nichts Gutes beginnen.

Hast du Feinde, Traviata, fragte Joan, soll ich das Völkchen in den Krieg führen? Du

wirft sehn, in kurzer Zeit liegen alle deine Feinde dir zu Füßen. Traviira lächelte. — Ich habe keine Feinde, lieber Joan, das Böllchen tanzt auch am Besten zum Arbeiten. Befehl, daß sie uns einen Palast erbauen, darinnen wir in Ruhe und Frieden leben können. Da blies Joan in sein goldenes Horn und aliebalde erdienen alle Diener des großen und weiten Reiches. Joan that ihnen seinen Willen kund. Er befahl den Zwergen, daß sie Bernstein, der dicht und fest sei, suchen sollten, um die Mauern des Palastes davon anzuführen, und Kristall zu feilern, recht klar und hell. Den Erdmännchen und Kobolden befahl er, daß sie aus der Erde Tiefen das reinste Gold und Silber herbei schaffen sollten, um den Fußboden daraus zu bereiten und den Kumpfen, daß sie die kostlichen Perlen bringen möchten, so sie auf dem Meeresgrund finden könnten, um das Innere des Palastes damit zu verzieren.

Wie der Wind hoben die Zwerglein davon, und die Kumpfen folgten so schnell sie konnten, um dem Befehle zu gehorchen. Nur die Erdmännchen die standen noch lange und steckten die Köpfe zusammen, als Joan und Traviira sich entfernt hatten. Sie meinten schon zu viel Gold zu dem gestrigen Feste geliefert zu haben und wollten nicht mehr hergeben, weil das Meer noch alle ihre Schätze verschlingen werde. Je länger sie sprachen, je mehr wurden sie aufgebracht über Joan; zuletzt schwuren sie Rache an ihm zu nehmen, und die Kobolde fortzerrten laut des Königs Lob.

Joan und Traviira lebten glücklich zusammen, nichts Fehles ahnend, da leigten die finstern Ergeister ihren Nachenplan in's Werk. Als Joan einst saust und ruhig in seinem Schaukelbette schlief, führten die Unholde heran, vertriehen die schüßigen Kumpfen und lehrten die Wiege um. Bluten und beläutet fiel er auf den Grund des Meeres nieder. Die Kumpfen, welche die Königin gerührt hatten, brachten diese herbei.

O, klagte Traviira, muß ich es erleben, daß in meinem Reiche, wo Freude und Wohne sich umgeben stellen, solche finstere Mächte dein Unglück herbeiführen! Meine Bräunen werden nie verheirathet, und meine Diener das Angesicht ihrer Königin nicht mehr heiter erblicken!

Diese Klagekette drangen zum Herzen Joan's, er erwachte aus seiner Betäubung, schlug die Augen auf und sprach: Ich lebe und werde nicht sterben, doch laß mich noch eine Weile ruhn, Traviira.

Die Augen der Königin glänzten vor Freude, sie wünschte den Kumpfen, daß sie Joan auf eine Raibenbank legten, und sie selbst eilte fort, um

heilsame Kräuter, welche nur ihr bekannt waren und in den tiefen Gründen des Meeres wuchsen, zu suchen. Dann pflegte sie sein bei Tag und bei Nacht, bis sich Joan's Wangen wieder rötheten und sein dankender Blick die Pflegerin lobte.

Als nach langen trüben Tagen die Strahlen der Sonne wieder Alles erwärmten, führte Traviira Joan spazieren und setzte sich mit ihm, da sie müde geworden waren, auf eine Sandbank nieder. Nun unterbreiten sie sich über viele wichtige Angelegenheiten des Landes und Traviira mahnte Joan an seine Pflicht: Gericht zu halten über die Uebelthäter und die Eidenriede des Landes zu verweisen. Er gehorchte der weiten Königin und ließ am andern Tage alle Unterthanen vor sich kommen. Mit königlichem Schmucke angethan, stand er, zürnenden Blickes, auf seinem goldenen Throne. Als er sein blankes Schwert aus der Scheide zog und mit drohender Stimme zu reden begann, jütterten alle Männlein und fürchteten sich sehr. So ist unser Wille, sprach er, daß alle Erdmännchen und Kobolde sich binnen einer Stunde aus unierem Reiche entfernen sollen, sonst werden uniere treuen Unterthanen sie alle mit dem Schwerte hinrichten.

Als das die Männlein hörten, erschrocken sie über alle Maßen und liefen so eilig davon, daß sie sich nicht einmal umsahen, und alle ihre Schätze zurückließen. Erst als sie die schwebelichen Berge erreicht hatten, machten sie Halt, verhielten sich in den Höhlen und Schluchten derselben und lüsten sich nicht mehr leben. Einzelne Wandrer, welche vorüberzogen, neckten sie dort, sprangen ihnen auf den Rücken und zupfen sie heimlich zum Dor.

Die treuen Unterthanen aber suchten aus Lücken und Pfützen und aus dem Sande am Ufer so viel Gold zusammen, daß in kurzer Zeit der Palast dennoch herrlich dastand.

Das Königsgepaar hätte nun glücklich leben können, aber Joans Angesicht zeigte ihr tiefen Kummer, und als es dann von Tag zu Tag schlimmer wurde, fragte ihn Traviira: Was sind das für Thränen, die in deinen Augen hangen, und warum klagst du mir dein Leid nicht?

Wißt du mein Leid erfahren, holde Königin, antwortete Joan, so wisse: Als ich eines Tages der Stelle mich nahte, wo ich mit dir zum Meeresgrunde niederfuhr, sah ich meine Mutter am Ufer sitzen und ihr Klagegeschrei erfüllte die Lust. Kehre heim! Kehre heim, o Joan, wo weilst du je lange! Die Haare deiner Mutter gleichen dem Schmer und tiefe Furchen durchziehen ihr Angesicht! An jedem

Abend sitzt sie nun dort mit solcher Klage. Der Gewanke, durch mein Weableiben der Mutter Nummer zu bereiten, trübt mir jeden Augenblick.

So gehe denn und tröste deine Mutter, sprach Traviira. Wenn die Morgenröthe sich am Himmel zeigt, will ich dich hinausgehen lassen.

Es war ein heiterer Frühlingmorgen, als Joan dem wohlbekannten Schlosse zuwandte. Das junge Grün lüftete und heimathliche Stimmen stanten am Wege. Wie wohl war ihm ums Herz, als er sich dem Schlossthere näherte. Er war so groß geworden, daß er den schweren Riegel zurückdrücken konnte, harrend floß das Thor auf. Alle Gärten und Lauben hallerten von ihren Schlafstellen herunter und Joan meinte: es seien noch dieselben Thiere, welche er einst gefesselt hätte. Peter, der Stallknecht, rügte die Pferde, den grüßte er. Aber Grete, die im Stalle die Kühe melkte, hätte er fast nicht wieder erkannt, so verändert schien sie ihm; sie sah viel älter aus und hatte eine Mähne auf; er wusste nicht, daß sie unterdessen des Peters Frau geworden war. Jetzt sah sich Joan nach Nichts mehr um und eilte dem Schlafzimmer seiner Mutter zu.

Als er durch's Haus ging, sah er durch die offene Küchenthüre die alte Liebste, welche er gleichwie er erkannte, am Feuerherde stehen, und für die Knechte, die eben auf dem Felde arbeiteten, den Brei rührten. Letzt trat Joan in seiner Mutter Gemach. Diese ruhte noch und lächelte im Schlofe, denn ein angenehmer Traum erquickte sie nach einer schlaflosen Nacht. Es träumte ihr, Joan sei als ein armer, schöner Jüngling beimgekommen und liege an ihrem Bette. Im Traume breitete sie die Arme aus und umschlang ihn, der nun wirklich vor ihr stand. Da erwachte sie, sah ihn, und schloß die Augen wieder, denn noch vermochte sie nicht, das Traumbild von der Wirklichkeit zu unterscheiden. Groß als Joan's Thränen auf ihre Wangen flossen, sah sie wieder auf, umschlang ihn mit ihren Armen und sprach: Bist du wirklich Joan, ich lasse ich dich nicht mehr los, bist du versprochen, mich nie mehr zu verlassen. Da versprach Joan, daß er immer bei ihr bleiben und eine Stütze ihres Alters werden wolle.

Am Abend dieses Tages suchte Joan Traviira.

Saß sie mit ihr ans Meer wieder, nahm ihre Hand in die seinige und sagte ihr: der Arm meiner Mutter umschlang mich so lange, bis ich versprach, sie nicht mehr zu verlassen. So sehr mir Traviira, du sollst die Königin meines Schlosses sein. Traviira antwortete: Mir Rinder des Meeres wessen ichnell an der Sonne Glut, kurz wäre die Freude, so ich dir folgen würde. Du, ein Fremdling in meinem Hause, verlässest meine Diener ohne Harm, aber mich bindet ein heiliger Schwur, nicht treulos kann ich mein Reich verlassen. Nun schweig denn und blickten traurig in die See. Endlich sagte Joan: Wie kann ich dich verlassen Traviira, so ich dich nicht wieder sehen soll? Da schaute Traviira auf, sinnenden Auges sah sie Joan einen Augenblick an und erwiderte: Oh! wohl bist, jedes Jahr wenn du zum ersten Mal im Walde die Nachtigall singen hörst, will ich wieder an dieser Stelle sein.

So sahen sie noch lange am Meeresufer, aber sie sprachen nicht mehr, ihre Thränen flossen in die See. Nymphen kamen mit Muschelschalen und nahmen sie auf, denn aus Thränen machen diese die kostlichsten Perlen. Als spät am Abend der Wind, den dunkle Wolken verhüllt hatten, hell hervortrat, war Traviira von Joan's Seite verschwunden. Er stand auf und ging gedankenvoll dem Schlosse zu.

Von der Zeit an blieb Joan der gute Sohn einer treuen Mutter. Er war seinen Untergebenen ein freundlicher Herr und geliebt und geachtet von Jedermann.

Wie der faule Schimmer eines Sternes aus weiter Ferne die Erde streift, einen so milden Schein gah Joan's Jugendtraum über sein Leben aus; still und sinnend, aber zufrieden flossen seine Tage dahin. Nur einmal im Jahre, wo er am Abend das Schloß verließ, wartete Keiner ihm zu folgen, und das Gewebe ging, er verhehrte dann mit Güssen am Meeresufer. Als silberweißer Greis stark er, und man trauete ihn dort nach seinem Pfl. Schiffer, die bei dem ersten Frühwahr auf die See fahren, wollen an jedem Morgen das Grab mit den wunderbaren Blumen geschmückt sehen, die wie Rebekunste im Sonnenlichte zerfließen.



Die Brüder.

(Szen von Ellen.)

Die Brüder.

Rheinische Sage von Ellen.

Personen:

- | | |
|---|---|
| 1. Manfred von Liebenstein; der Bruder, Zöhne | 6. Hedwig von Graffen. |
| 2. Hoberich von Sternberg; Kaiser von Böhmen | 7. Balde. |
| 3. Kuno von Löwenburg; Kuno von Bantende. | 8. Hilfin von Bornhofen. |
| 4. Antonio Guisard; Krennitter. | Ritter, Knechten, Dienstoff, Winger, Win- |
| 5. Kurt von Bantende; | gerinnen |

Ort der Handlung: Am Rhein, gegenüber Boppard.
Zeit der Handlung: Nach dem ersten Kreuzzuge 1099.

Erster Akt. Liebenstein.

Mittag, Herbst, freier Wind vor Liebenstein; rechts im Hintergrunde das Schloß Sternberg, Kurzeifel und Rhein.

Erste Scene. (Manfred und Kuno.)

Kuno.

Ich sah's, o Freund, wie Deine Zähnen fließen, —
Doch ist Dein Auge ernst und still, —
Warum hältst Du Dein Herz verriegelt,
Da es doch sprechen muß und will?
D öhne es! Vertrau mir Deinen Gram, —
Das Wehgefühl der Schuld ausst nur den
Bösen, —

Tu aber schweigst im tiefen Seelenleide,
D sprich, das Freundeswort Dich mög' erlösen.

Manfred.

Es nicht am Tage mich die Lust
Und Nachts nicht mich der Schlummer, —
Ja, Freund, es weht in meiner Brust
Ein namenloser Kummer,
Ein heil'ger Schmerz, — ach, er wird ewig
sein, —

Tu fragst darnach, — o frag mich nicht!
Wenn einst im Tod mein Auge krich,
Dann endet meine Pein.

Kuno.

Befreie Dich voll Stolz und Kraft
Von Deinem Schmerz als Held,
Bekämpfe jede Leidenschaft,
Die Dich gefesselt hält.
D hör auf Freundeswort und Rath:
Von Leid errettet Mannedthat.

Manfred.

Ach, aller Stolz und alle Kraft,
Die meinen Buken schnell,
Nehet nur die große Leidenschaft,
Die mich gefesselt hält.
Mir fremmt nicht Freundes Wort und Rath,
Nicht still Gebet noch Mannedthat.

Kuno.

Befreie Dich voll Stolz und Kraft
Von Deinem Schmerz als Held,
Bekämpfe jede Leidenschaft,
Die Dich gefesselt hält.
D hör auf Freundes Wort und
Rath:
Von Leid errettet Mannedthat!

Manfred.

Ach, aller Stolz und alle Kraft,
Die meinen Buken schnell,
Nehet nur die große Leidenschaft,
Die mich gefesselt hält.
Mir fremmt nicht Freundes Wort
und Rath,
Nicht still Gebet und Mannedthat!

Manfred.

Zweite Scene. (Die Vorigen und Hedwig.)

Hedwig.

Eid mir gegrüßt, ihr Freunde! Euch zu
finden

Sam ich hieher. Ich sah Euch einsam gehn.
Die Winger nah'n mit Blumen und Gewinden,
Des Herbes Dankfest frohlich zu begeh'n.
Auf Flur und Berg, soweit die Augen schreiten,
Dauget sich der Eichenwald unter seiner Wucht,
Wie sahen wir so reich und golden reifen
Des edlen Weinsacks süße Gottesfrucht.

Hört die Musik, hört ihre Jubel-
lieder,
Vom Berge kommt der volle Schall
zurüd.

Hedwig. Sie legen vor Euch ihre Gaben
nieder
Und bitten Euch: nehmt Theil an
unsrem Glück.

Kuno.

Hör' die Musik, hör' ihre Jubel-
lieder,

Kuno und Vom Berge kommt der volle Schall
zurüd.
Sie legen vor Dir ihre Gaben
nieder:

O Freund, nimm Theil, nimm
Theil an ihrem Glück.

Manfred.

Wohl klingt Musik, wohl tönen
Jubellieder,

Manfred. Vom Berge kommt der volle Schall
zurüd,

Tsch klingt er nicht in meinem
Busen wieder,

Denn ewig fremd ist Jubel mit
und Glück.

Dritte Scene. Wingerfest.

Allgemeiner Wingerchor.

Lasset den gütigen Vater dort oben
Dankebar den Sinnen und preisen und loben,
Tankelet dem Herrn!

Unserer Arbeit gebad' er voll Segen,
Sonnenschein sandt' er und sandte uns Regen,
Tankelet dem Herrn!

Schüt wie von Früchten die Zweige sich senken,
Alles weiß Gott zum Gedeihen zu lenken,
Tankelet dem Herrn!

Tarum auf ihn laßt allezeit uns bauen,
Laßt ihn uns ehren und fromm ihm vertrauen,
Tankelet dem Herrn!

Lasset den gütigen Vater dort oben
Kindlichen Sinnes und preisen und loben,
Tankelet dem Herrn.

Chor der Winger.

Luftig, lustig, Freund' und Brüder,
Trinlet aus und schenket ein!
Morgen wird's vom Keller rinnen,
Dass wir neuen Blas gewinnen,
Trinlet aus und schenket ein!

Luftig, lustig, Freund' und Brüder,
Heut ist unser Siegesfest!
Woll'n wir Blas im Keller haben,
Müssen heut wir recht uns laden,
Aus den Häffern fort den Rest!

Chor der Wingerinnen.

Frohlich zum Tanze und schlinget den Reigen,
Frohlich im Tanze, kommt mit dem Kranze,
Auch unserm Herrn un'ren Tanz zu bezeigen.

Kunst Alle es gern:

Gott segne un'ren Herrn!

Frohlich zum Tanze und schlinget den Reigen,
Frohlich im Tanze, kommt mit dem Kranze,
Auch unserm Herrn un'ren Tanz zu bezeigen.

Manfred.

Habt! Tant, ihr guten Leute, habet Tant!
Euch froh zu wissen ist mein schönster Lohn,
Auf das Ihr's bleibet, haltet fest allezeit
An unserm Gott auf seinem Himmelsthor!

Winger, abge. etc.

Lasset den gütigen Vater dort oben
Kindlichen Sinnes und preisen und loben,
Tankelet dem Herrn! (Winger ab.)

Vierte Scene

Die Vorigen, Kurt von Dantsberg.

Manfred.

Wen seh' ich? — Kurt! Welch unerwartet Glück!
Aus Kriegsgefahr am fernem Meeresstrande
Rehrt in die deutsche Heimath Du zurüd,
Willkommen uns im theuren Vaterlande!

Chor.

Willkommen uns im theuren Vaterlande!
Wir sehen Dich, welch unerwartet Glück!
Aus Kriegsgefahr am fernem Meeresstrande
Rehrt in die deutsche Heimath Du zurüd,
Willkommen uns im theuren Vaterlande!

Kurt.

Zu meinen Freunden lehre ich zurüd,
Ich grüße Euch, ich drücke Eure Hand,
Nun erst erkenn' ich ganz der Heimath Glück,

Heil dir, mein theures, deutsches Vaterland!
Und Heil vor Allem dir, du klare Aeth,
Traum der Entfernen, lieber, alter Rhein!
Wie schnell dein stolzer Anblick meinen Muth,
Wogst du allseit' von Gott geignet sein!
Im Krieg und Sieg rief uns das Kreuz hinaus,
Loch in dem Trugfahnen dachten wir dein,
Wir haben dich, wir hörten dein Geheul, —
Geignet sei, du lieber, alter Rhein!

Chor.

Wir Alle stimmen in den Jubel ein,
Geignet sei, du lieber, alter Rhein!

Kuno.

Im treuen Schutz des Kreuzpanniers
Legt Ihr zur heiligen Stabt,
Wo unter Heiland, Gottes Sohn,
Für und gelitten hat.
Er hat Tich wieder heimgeführt,
O Freund zu guter Stunde,
So giebt uns von des Kreuzes Sieg
Und von den Freunden Kunde!

Kurt.

Der langen Ausfahrt Noth und Ungemach
Soll ich vor Euren Ohren nun erneu,
Wie wir gekämpft manchen schweren Tag,
Um endlich uns des schönen Sieges zu freun.
Dem Rhein durch Ungarn nach Gallipoli
Hingogen wir als treue Gensdarmen,
Nicht, — hätten wir erreicht es nie! —
Nicht hier, dann ging die Kreuzfahrt weiter.
Antiochien und Cesäa dachten lang
Die tapfern Streiter sich, die unsrem Stürmen
Nach viel Verlust zuletzt den Sieg gahen,
Und doch das Kreuz erglänzte von den Thürmen.
Und führte Herwig Gensdarm von Beauvais,
Sein Bruder Raimund, Robert von Flandern,
Der tapfere Raimund, Raimund, Raimund,
Sie folgten willig ihm mit all den Andren.
So folgten nach und näher wir der Stabt,
Bei Tag im Kampf und in Gefahr bei Nacht,
Bis eines Morgens endlich wir sie sahn
Vor uns in unbeschreiblich hoher Pracht.
Jerusalem, Jerusalem! erscholl
Der Jubelruf durch alle Häufen hin,
Und auf die Knie bei seinen Fürsten sank
Das ganze Heer mit dankerfülltem Sinn.
Des Tages noch! ich sties mit sel'ger Lust,
Nach Noth und Müd' war er uns süße Labs,
Die Trüme rann, sties doch sich unsre Brust,
Wir waren nah des Heilands heiligem Grabe.

Manfred.

Ihr Gläublichen! War' doch mit Euch dahin

Ich mitgezogen auch zur heiligen Stabt,
Daß ich im Kampf mit frommem Christenmuth
Leib Ruhm und Tod und Grab gefunden hätte!

Kurt.

So kost viel theures Blut vor jenen Mauern,
Oh! Gottfried stieg auf den erkämpften Thron,
Und manche Mutter wirt umflusst mit Trauern
Erwarten den hinausgezogenen Sohn.
Um Christi Grab aus Feindenmacht zu retten,
Gelang gar mancher Held des Todes Noth,
Bei Christi Grabe musten wir sie betten,
Bis einst der Auferstehungsmorgen lacht.

Hedwig.

Hilf mir, Freund, Ihr gabt uns trübe Kunde
Vom Kampf, der um das heilige Grab tobt,
Lagt mich Euch fragen nach dem bangen Kunde
Nach Manfreds Bruder, der mir anverlobt. —
Er war der Kühnsten Einer von den Helden
Und blühend schon wie erstes Morgenroth,
Könnt Ihr von ihm mir gute Botschaft melden, —
Ach, aber riß auch ihn dahin der Tod? —
O spricht, o spricht! O nehmt aus meinem

Herzen

Tie Angst und Sorg, in der es stündlich schwelt,
Versteucht mit einem Wort die Sehnsuchts,

Schmerzen

Um den geliebten, süßen Freund. —

Kurt

Er lebt.

Hedwig.

Er lebt, er lebt! O Dank zu tausend Malen!
Er lebt, er lebt! Bericht hat ihn der Tod,
Gleich bin ich von namenlosen Qualen,
Des Kriegers Schicksal hat ihm nur gedroht.
Er lebt, er lebt! O Dank zu tausend Malen!
Er lebt, er lebt! Bericht hat ihn der Tod.
Doch sagt nun auch, wo der Geliebte weilt?
Ist er gesund und froh? O thut mir's kund,
O jagt nicht, o laßt es mir in Eile,
Sprecht, Küster, sprecht!

Kurt

Er lebt und ist gesund. —

Als wir Nichta süßen im Sturm genommen,
Ward Heinrich zum Hauptmann dort bestellt,
Von seinen Thronen hab' ich eilt vernommen,
Daß er geleitet sties als tapfere Held.
Dann hört' ich auch, da weil der Feind ver-
schlagen,
Daß er zurüch zur Heimath sich gewandt.

Und das hispanische Schiffe heimgetragen
Ihn und sein Volk. Schon ist er hier zu Land.
Von der Provence jagt er nach dem Rhein,
Er sitzt zu Schiff alsbald mit seinen Helden,
In wenig Tagen wird er bei uns sein,
Er sandte mich, um schon ihn anzumelden.

Hedwig.

Er kommt, er kommt! Er kehrt zu mir zurück!
Wer kann den Jubel sagen und erheben?
Es schweigt mein Herz im höchsten Wonneglück,
Der Heimathliebe hat er nicht vergessen.
Er kehrt zurück! Schon trägt auf seinem Rücken

Des Rheines Woge sein erheutes Schin,
Mög' gute Hader den theuren Freund beglücken,
Das er entgeht dem Wibel und dem Nif!
Dort ragt der Kurstisch mit finst'rer Stimme,
Trag sonst und schnell sein Schiff vorbei, o

Rhein,
Und tu auch, Lurlei, schöne Zauberdeine
Voll falscher Liebe, weil ihm gnädig sein!
Er kommt zu mir zurück, zu seiner Braut,
Komm, Wanderegel, lenke dein Geheer,
Voll Jurensicht hab' ich auf dich gebaut,
O komm und nimm in deinen Arm mich

wieder.
Daß meiner Sehnsucht Hauch dein Schiff,

Daß an dem Steuer saß der Liebe starker Sinn,
Selige, selige, selige Liebe,
Ewiges Menschenbeglücken,
Sei ihm zur Seite,
Gieb ihm Geleite,
Hörte ihn schnell auf den Wegen dahin!

Da seht dort! Seht
Das Banner, das auf Sternberg weht!
Er kommt, er kommt! Die theuren Schiffe nah!
D'ciht mir nach, das wir den Freund empfangen!

(Hedwig tritt in das Zimmer ab.)

Fünfte Scene. Die Vorigen ohne Hedwig.

Kurt.

Ja, Kederich ist's, er sandte mich voraus
Um wenig Stunden nur dem Heer der Krieger,
Hinschickt er, in sein wohlbeacht'g Hand
Als mächt'ger Held und ruhmgekrönter Sieger.

Manfred.

Ihm gönnt' es unser Vater, ob' er starb,
Dem Jüngeren, sich mit dem Kreuz zu zieren,
Und als von Weib'ring man zum Kreuzzug

ward,
Die tapfern Streiter Beußen auszuführen.

Kurt.

Er war an Tapferkeit dem Vetter gleich,
Nun kehrt er heim an Kriegesobren reich,
Noch sücht' ich, wie zum Glück nicht will,
kommen,
Die mit ihm jetzt in uns're Heimath zieht.

Manfred.

Was ist's, o Freund, was uns dein Mund
verräth?
D'gög're nicht! Ich hab' es wohl verstanden,
Daß Du uns nicht das ganze Bild gezeigt
Von seinem Thun in den geliebten Landen.

Kurt.

So hör' o Freund, den traurigen Bericht,
Er kehrt, doch wie er ging, so kehrt er nicht,
Als nach der Feldherrn Rathschluß unter Held
Zum Stadthauptmann Niclas war befehlt,
War er gar mächtig dort nach kurzer Zeit
Und bedacht von Allen weit und breit
Da nun als Fürst er Hof hielt, kamen gern
Des Landes Gele zu dem neuen Herrn,
Mit Schmuckeln kamen sie und Huldigung.
Er war nicht frechen Sinn's, doch allmählich,
Weshalb der Lodung er nicht widerstand,
Bald lebend wie ein Fürst im Wergeland.
Es stierten ihn des Landes junge Schönen,
Die seinen Thron umwärmen wie Sirenen,
Und hör't's, die Schöne aus der Jungfrau

Jah!
— Sie heißt Haidie, — nahm Kederich zum
Gemahl!

Manfred.

O arme, arme Hedwig!

Kuno.

Zum Gemahl!
Er nahm sie zum Gemahl! O sag es nicht!
Sag es, daß fälschlich so der Feindstand spricht,
D'freile nicht an seinem edlen Herten,
Sag es, daß Kuno und Arglist ihn verführten;
Dag sie ihm unter Liebe wollen rauben.
Er nahm sie zum Gemahl! O sag es nicht
glauben.

Kurt.

Haidie ist schön wie die Tochter des Rheins,
Blühend und lieblich und art von Gestalt,
Glühend ihr Blut, ihre Lippe voll Schmuckeln
Und ihre Rede voll Zauberkraft.
Gänzlich verband sie, den Freund zu bekehren,
Daß als Gemahl sie, ihr Leben im Wergeland,
Und sich nicht scheute, ihr Treue zu schwören,
Mit sich sie führend in's Vaterland! —

Kuno:

Ha, der Verräther! Er konnte es wagen,
Treuens geistverlorenem Bunde zu sein!
Kann er den Anblick der Heimath ertragen?
Schreckt ihn der Tag nicht mit silbernem Schein?
Hier, wo die Bäume im Wald ihn verlaßen,
Hier, wo ihm ümst die Welle im Rhein?
Doch wenn ihm einst wird das Strafgericht
tagen,
Wöge der Himmel dann gnädig ihm sein!

Manfred:

Woh! dem Verräther! So lobt er die Treue,
Lohnt er die Liebe, die früh er gewann?
Dass er des Tags sich der Heimkehr nicht treue,
Wenn er von Schuld sich nicht reinigen kann!
Und er fñhrt her die Geliebte, die neue,
Die ihn mit süßlichen Ketten umspann!
Kann er die Scham nicht und kennt er die
Neue,
Sieht er die Schuld nicht, der frevelnde
Mann? —

Manfred, Kuno, Kurl.

Manfred:

Woh! dem Verräther! So lobt er
die Treue,
Lohnt er die Liebe, die früh er
gewann?
Und er fñhrt her die Geliebte, die
neue,
Die ihn mit süßlichen Ketten um-
spann!
Kann er die Scham nicht und kennt
er die Neue,
Sieht er die Schuld nicht, der fre-
velnde Mann? —
Dass er des Tags sich der Heimkehr
nicht treue,
Wenn er von Schuld sich nicht
reinigen kann!

Kuno:

Ha, der Verräther! Er konnte es
wagen,
Treuens geistverlorenem Bunde zu
sein!
Kann er den Anblick der Heimath
ertragen,
Schreckt ihn der Tag nicht mit
silbernem Schein,
Hier, wo die Bäume im Wald ihn
verlaßen,
Hier, wo ihm ümst jede Welle im
Rhein?

Kuno.

Doch wenn ihm einst wird das
Strafgericht tagen,
Wöge der Himmel dann gnädig
ihm sein!

Kurl:

Haide ist schön wie die Töchter
des Rheins,
Blühend und lieblich und rari von
Gesalt,
Ostübend ihr Bild, ihre Lippe voll
Zuschneideln
Und ihre Rede voll Zaubergewalt
Wänslich verhandt sie's, den Freund
zu verheßen,
Dass als Gemahl er ihr reichte die
Hand,
Und sich nicht scheute ihr Treue zu
schwören,
Mit sich sie fñhrend in's Vaterland!

Kurl.

Sechste Scene. Manfred, Hedwig.

(Kurt und Kuno stehen in den Hintergründ.)

Hedwig.

Ihr jaudet! Ihr heißt ihn nicht freudig will-
kommen?
Reicht nicht seine Heimkehr, sein Waffenglied?
Der Schlachtenruf hatte uns ihn genommen,
In unfern Arm fñhrt jetzt Gott ihn zurück.

Manfred.

Bleibe, Hedwig! Trist ihm nicht entgegen!
Er lebet zurück, doch ohne Gottes Segen,
Der biederer Ritterkinn ist ihm entwandt,
Freund lebet er heim, ruhes in's Vaterland.

Hedwig. M.

Manfred, Manfred, ich seh' Dich erlassen,
Woh! mir! — Ich kann Deine Rede nicht lassen.
Hoderich rathet's! — Mein Gott in der Höhe,
Hilf, dass ich selbst den Geliebten sehe,
In seinem Anblick, dem herrlichen, lieben,
Sehe, das edel und treu er geschehen.

Manfred.

Woh! armes Weib! Vernimm das Wort,
Ja, Hoderich, schreit dort,
Doch nicht zu Dir lebet er zurück, —
Gink raudt' er mein, jetzt raudt er auch Dein
Gut,
Woh! stark, Gott wird Dir Kraft verlei-
hen,
Ein treuer Hort und Tröster sein.
So hör die unerböete Schmach,

Läßt Kederich die gekörnte Treue brach,
Läßt eine Andree er gewählt, —
Verlassen hat er Lieb, er ist vermählt. —

Hedwig

Mein Kederich treulos und vermählt?

O Herr, der auf zu schlagen,
Halt aus die herbe Pein!
Du hast nicht schwer zu tragen,
Bald wirst du still und ruhig sein.
Gott höret meine Klagen,
Er läßt mich zu sich ein.

(Der Bezaug tritt.)

Zweiter Akt. Sternberg.

(Abend. Festlich geschmückter Ritteraal im Schloß Sternberg.)

Erste Scene. Manfred u. Kuno (treten auf)

Kuno.

Hier hat die Lust ihre Zelte erhoben,
Kränze gewunden und Blüten gestreut. —
Hör, wie sie jubeln und lachen und loben,
Lenn ihre! Ginzug feiern sie heut.

Manfred.

Mag noch die Mauer stehen, die Säule tragen,
Stürzt das Gefäß nicht ein bei diesem Graus?
In andern Zeiten ward im schönen Tagen
Von unsrem Vater einst erbaut dies edle Haus.
Gleich hatte er sein Herz den beiden Töchtern,
Gleich seines Hauses Reichthum verkannt,
Nah auf dem Bau! er Sternberg an des

Reichtums Schaden, daß ein einziger Band
Die heimgeliebten Töchter stets umschlingt.
Die Burgen nannte er das Bruderpaar,
Daß Brudervern, wenn er zu Grabe ging,
Bei und beklagte, wie! ich und wahr.
— Und Hedwig, seines Arcumbes Waise,
Die er bei sich genoss, seit sie als Kind
Ihm anvertraut, recht nach Geschwisterweise:
Wie war'n wir ihr heil und treu erannt!
Arcund, was ich stets verchwieg mit seinem

Munde.
In meinem Schmerze ist vernommen die Kunde!
Als unsre Schwester sah wie siets sie an,
Wie nicht anders waren wie ihr muthen,
Als nicht ein alter Diener unsres Hauses,
Der mich geleitet in treuer Diener Art,
Auf seinem Sterbebette das Geheimniß
Von ihrer Heirath mir geoffenbart.
Sie ist nicht eure Schwester, laßt er mir,
Doch nach des Vaters Wunsch soll sie es denken,

Um früh und recht zu fühlen, wem von Euch
Ihr bräutlich Herz vereint sie möge schenken,
Bald ist es Zeit, daß Einer von Euch ihren
Die Braut gewinnt, — mög' es mein Man-

fred sein. —

Der treue Diener ging darauf zur Hub,
Ich drückt ihm selbst die müden Augen zu,
Doch wie verwandelt war nun mein Gesicht,
Auf Hedwig sah ich mit wie andern Blick.
Die Bruderliebe schwand und höchste Liebesguth
Entzündete besessend mein Blut,
Ihr war ich ungehorsam mit aller Jugendkraft
Und kaum bezwang ich meine Leidenschaft,
Doch trug ich sie mit süßem Schmerz im Stillen,
Gehorsam meines Vaters Willen.
Ich harrete aus, bis Sternberg ward erbaut,
Dann wollte er Einem geben sie als Braut.
Wie hehr' ich selb! still! O Arcund, es kam
Der Tag, doch nicht dem Glück, dem tiefsten

Gram

Und erliefen Herleid weicht' er mich. —
Sie wählte ihn, den süßlichen Heirathen, ihn,
Der Alle Herzen immer schnell gewann,
Und jetzt durch seine Arcundthat
Ihr edles Herz abbrechen dat,
Sie wählte ihn, den treulos fasslichen Mann!

Kuno.

Die Arcundthat, die er begangen,
Der neue Bund, des er sich unterstanden,
Wird bald auf ihn den Strahl der Rache lenken,
Und feindlich gegen ihn sich wenden.
Er konnte sie verrathen, heil'ge Eide brechen!
Doch wird ein Gott es rächen,
Der Arcund trägt in sich der Strafe Keim,
Dann jede Schuld lebet zu dem Schuld'gen heim.

Miaufred.

Die Gluth der Liebe muß' ich dämpfen,
Mit meines Herzens Zornmachten täglich kämpfen,
Ich wollte nicht, doch konnte ich nicht schaden,
Dem viel es leicht, die Prant zu meiden.
Er konnte sie verrathen, heil'ge Eide brechen,
Doch wird ein Weib es rächen,
Der Aereel trägt in sich der Strafe Keim,
Denn jede Schuld lebt in dem Schuld'gen heim.

Kuno und Miaufred.

Er konnte sie verrathen, heil'ge Eide brechen,
Doch wird ein Weib es rächen,
Der Aereel trägt in sich der Strafe Keim,
Denn jede Schuld lebt in dem Schuld'gen heim!

Kuno.

Doch herab, sie nah'n. Laut schallen die Trom-
eten,
Komm komm! Laß schweigend und zur Seite
treten.
(Trommeln zur Rechten.)

Zweite Scene. Jubelmarsch.

Roderich. Haidie. Antonio. Gefolge.

Doppelchor der Deutschen und Griechen.

Die Deutschen stellen sich rechts, die Griechen links auf.

Chor der Deutschen.

Heil unserm Herrn, der den heimischen Auen
Wieder genadt ist nach Kampf und Sieg.
Heil unser Herrin, der schönsten der Frauen,
Die jetzt mit ihm unter Aler bestieg!

Chor der Griechen.

Heil unserm Herrn, den wir frohlich begrüßen
Nebst die Meerfluth nach Kampf und Sieg,
Heil unserer Herrin, die ihm zur Seiten
Jetzt seine heimischen Küsten bestieg!

Doppelchor.

Heil, Heil! Oebe der Himmel Euch Heil!
Schönheit und Kraft,
Glückseliger Verein,
Schönheit und Kraft,
Wagt ihr in ewiger Liebe gezeihn!
Heil, Heil! Oebe der Himmel Euch Heil!

Roderich.

Die Meereshuth haben wir glücklich durch-
schwommen,
In herblichem Zaun bezaunt und der Rhein,
Freunde, so heis' ich Euch Alle willkommen,
Kade zum festlichen Faumel Euch ein.

Kade Euch am Wein, der hier feuriger fliehet,
Als in den Vanden weit und breit,
Reibet Euch, daß Ihr zum Tanze Euch schlieget,
Jubelt, es ist jetzt des Jubels Zeit!

(Meister Tanz und Choral aus der Oper ab.)

Dritte Scene. (Vorige ohne den Chor.)

Roderich.

Und Du, Geliebte, die aus fernem Land
Mir gern gefolgt bist an des Rheines Strand,
Laß Treue und Berg und meiner Bette Hallen
Dich froh begrüßen, laß sie Dir gefallen!
Sein süßes Herz, das Du mir hast geweiht,
Kehnt meine Liebe Dir zu jeder Zeit.

Haidie.

Mein edler Freund, ich bin bei Dir
Und meine Heimath ist nun hier.
Wohin Du wilst, ich folge Deinem Wort,
In Deinem Arm ist meiner Sehnsucht Ort.
Ein Weib, das liebt, ist allzeit süßmüthig,
Doch selig, überfließig in der Liebe süßem Schweiß!

Antonio.

Du singst es so lieblich,
Du sagst es so wahr,
Es bauet die Minne
Mit frohlichem Sinne
In Süd und in Nord,
An jeglichem Ort
Sich ihren Altar.

Antonio, Roderich, Haidie.

Es bauet die Minne
Mit frohlichem Sinne
In Süd und in Nord,
An jeglichem Ort
Sich ihren Altar!

Antonio.

Laut laßt ihr um Preise der Liebe uns klingen,
Woge vom Schlen in die Thäler es klingen,
Denn wie das Gold den edlen Stein,
Hänet das Leben die Liebe ein.

Haidie.

Singt Euer Liedlich nicht zu laut,
Es mücht dort auf Liebeskeim,
Das mürrisch ernst herüberhaut,
Nicht gar willkommen sein!

Antonio.

Ja wie das Gold den edlen Stein,
Häset das Leben die Liebe ein!

Vant will ich es küssen,
Und mag's hundertküssen!
Vielleicht, daß es dem Jungfrauenlein,
Das dort verhaumert weilet,
Als tiebe Feit um Heren dringt
Und ihre Stunden hälet,
Däß ihm, den einst sie von sich ließ,
Sie jetzt entgegen eilet,
Und neu geküßt ihres Arcades
Verliebte Schmerzwund theilet! —

Roderich.

Schweia, Schweia von ihr!
Ias will es nicht,
Däß sie verfolget Dein Eren. —
Neh, weh, ich drach ihr Wert und Pflcht,
Und das weiß Gott! —
In Feiner belben Håbe,
Geliebtes Weib, allein,
Kein Herz noch rubia sein,
Nur Feiner Schõnheit Jauerkraft
Und Feine Liebeshuld
Verheucheln meine stille Reih
Und sehn mich von Schuld,
Denn wer Dich nicht und wer Dich küßt,
Du Weib von selner Art,
Veragst, was war, und denkst allein
Der süßen Gegenwart.

(Nacht. Stille.)

Vierte Scene.

Die Vorigen, Hedwig, Manfred, Kuno.

Hedwig (tritt auf, im dunkeln Schleiern gehüllt.)

Antonio, Manfred, Kuno.

Antonio. Hier naht in dunkeln Frauerschmud
Dem seltschen Gelaß,
Was qualt die Schõne, daß sie nicht
Ihr Antlig zeigen mag.

Manfred. O Hedwig, Hedwig!
Was ich' ich? Ha, verdüstet Haupt
Nab' die verrath'ne Braut,
Ias mit verweinten Augen doch
Sie selbst den Aereel schaut.

Kuno. Hedwig, (im Schleiern gehüllt, die sternen
Mitte überdeckend.)

Die neue Herrin,
Die vielgeprüfte,
Sie nehme willig
Die kleine Gabe.

Der King, der Liebe
Und — Frau verlobet,
Er ziemt der Gattin,
Nicht — der Verlobten.

Hande, Roderich, Manfred, Kuno, Antonio.

Hande: Ein King? Was soll der King?
Wer sendet ihn?

Roderich. Der King, den ich an Hedwig gab. —
Sie ist es selbst!

Manfred. Hedwig! Du kommst di' her!
Unglückliche!

Kuno. Mit den verweinten Augen
Will sie den Aereel sehn!

Antonio. Soll noch ein Mummenschanz
Das Arcadenstück erheben?

Manfred (der herbegeeilet ist.)

Unglückliche, so seltsch Du und nach
In dieses Schicks, wo Krugliß, Trau und Trag
Ihr Neß gebaut und namenlose Schmach! —
— Komm mit mir fort! — Du lachst schon
genug!

Roderich.

Wer fñhet den Aereel meiner Weib
Und drangt sich heimlich ein bei mir?

Manfred.

Weh! sind wir unwillkommene Gäste,
Fein seltsch Gewissen spricht aus Dir!

Roderich.

Wie in mein Haus dringst Du in mein Gewissen,
Wer bist Du und was fñhet Dich der?

Manfred.

Wehlan, so mag' es Jeter wissen,
Wer Wehlan ists, ist nicht mein Bruter mehr!

(Tritt aus.)

Roderich.

Ha, Manfred, mein Bruder!

Manfred.

Ia, Manfred bin ich! Und kannst Du ohne
Leben
Dein falsches Aug' auf mich erheben?
Trübst Dich die Scham nicht zu Wehen hin,
Ist Du vergessen der Ainen Sinn,
Der von des Heilands Grabe,
Wo Gütekeit geführt sein Schwert,
Zu seines Vaters Grabe

Meineidig wiederkehrt?
Wie waren wir so treu auf Euren hohen Ruhm,
Wir wollten Euch in Eurem Eigentum
Laut preisen, Euch in Eurer Wästen Glanz, —
Weh nun, weh, Roderich Eir!
Wie arm an jeder Hülfenier
Rehst Du zu uns zurück!
Ein Mann, der falsch geschworen,
Hat Alles, Alles verloren, —
Was sind nun Deine Thaten?
Die Braut hast Du verrathen
Und den Kranz Eurer Ehre entlaugt, —
Wenn unter Vater Dich sähe,
Er wendete von Dir sein Haupt.

Roderich. (zornig.)

Du stürst mit harten Worten mir
Und hast mich schnell verdammt,
Doch kennst Du nicht die Liebesgluth,
Die mir im Herzen brennt.
Sie war so süß und ungetrübt,
Daß um Haidie ich warb,
Und daß in dem verdursten Sinn
Die alte Lieb' erwach. —
Der alten Liebe ward ich frei,
Ich wollte nicht voll Heubeld
Ihr nahen, im Herzen lübeln,
— Sie liebte ich nicht mehr. —
Hast' ich die Braut verrathen,
Schmach drum nicht meine Thaten,
Nicht ist der Kranz meiner Ehre entlaugt, —
Und hast' ich gefehlt und gefehelt,
So treffe die Strafe mein Haupt.

Manfred, Roderich.

Was sind nun Deine Thaten?
Die Braut hast Du verrathen,
Der Kranz Eurer Ehre entlaugt;
Wenn unter Vater dich sähe,
Er wendete von Dir sein Haupt.

Roderich.

Hast' ich die Braut verrathen,
Schmach drum nicht meine Thaten,
Nicht ist der Kranz meiner Ehre
entlaugt, —
— Und hast' ich gefehlt und gefehelt,
So treffe die Strafe mein Haupt!

Haidie.

Es laßt Streit und harte Wälder,
Versteht Euch nicht in Jern und Aebe,
Der Streit, der sich um mich entspann,
Laut mich ihn schlachten, wie ich kann.
Den Roderich weiß ich, daß Manfred's Oe-
müth
Auch heiß und still für Hedwig einst geglüht, —

So laßt ab von Aebe, — gönnet Roderich mir,
Hedwig, Manfred gehet dann Eir!
Erhöre sein Aechen, lindere seine Pein,
Dann kann ich Dir Schwärzer und Arcumbin sein. —
Was hält, wenn die Liebe getrunken,
Die Treue noch gebunden?
Ist Dir eine Liebe geraubt,
So fränke mit schöneren Kränen
Dir neue Liebe das Haupt.

Hedwig.

An mir ist Dein Wort verloren,
Wie hält ich Dich nimmer gebirt,
Das Vant, das mich gebeten,
Der Sinn, der mich anlehrt,
Das Herz, das ich einst erloren,
Sie haben mich höher empfunden geliebt. —
Ihn hatte ich mir erloren,
Ihm Lieb' und Treu' geschworen,
Ihm ganz mich anvertraut, —
Nun läßt mich ein mein Heiland,
Er nimmt mich an als Braut.

Haidie, Hedwig.

Was hält, wenn die Liebe ge-
schwunden,
Die Treue noch gebunden?
Ist Dir eine Liebe geraubt,
So fränke mit schöneren Kränen
Dir neue Liebe das Haupt.

Haidie.

Hedwig.

Ihn hatte ich mir erloren,
Ihm Lieb' und Treu' geschworen,
Ihm ganz mich anvertraut, —
Nun läßt mich ein mein Heiland,
Er nimmt mich an als Braut.

Manfred, Roderich, Haidie, Hedwig

Manfred.

Wenn unter Vater dich sähe,
Er wendete von Dir sein Haupt.

Roderich.

Und hast' ich gefehlt und gefehelt,
So treffe die Strafe mein Haupt!

Haidie.

So fränke mit schöneren Kränen
Dir neue Liebe das Haupt.

Hedwig.

Nun läßt mich ein mein Heiland,
Er nimmt mich an als Braut.

(Manfred, Hedwig, Man gehen 1218 ab.)

Fünfte Scene.

(Roderich, Haidie, Antonio.)

Antonio.

Das war ein dantes Zwischenspiel,
Das wie ein Blitz aus heitrem Himmel fiel,

Wie türnten sie so stolz und laut,
Doch weilt' ich, morgen in Hedwig Man-
fred's Braut.

Judith.

Die arme Hedwig möcht' ich beklagen,
Doch kann ich nicht fürchten und mag nicht
glauben,
Dass meinen blühenden, schönen Freund
Mir die gleiche Ranne wird rauben.

Roderich.

Ha! Kaffet ab von Eurem Thron und Ebertz!
Schweig, schweig! — Doch schweige Du auch,
arger Herz!

Tu redest so laut und rüdeles,
Wirst Du die alte Dual nicht los?
Du machst so streng mich fort und fort
An meinen Schreun und mein gerechnes Wert.
O, dass ich lachen könnte! — Kalkisches Glück,
Neh' ich Dich, weidst Du auch schon
zurück,
Neh' hab' und halt' ich Dich. — Manfred,
Wie mir Dein Bild so ernst gegenüber steht!
Wie Leibmuth lag in Deinem Angesicht,
Und heber Stolz auf nie verrathene Pflicht.
Stolz bin auch ich! — Und doch beneid' ich
Dich,
Denn Du bist edler, — glücklicher als ich.

Sechste Scene. Die Vorigen. Kuno.

Kuno.

Nederich von Sternberg, Manfred sendet mich
Und zieht Dich schwerer Schult und Herzeilhat,

Des Meineids und des Treubruchs zeich' er Dich
Und fordert Rechenschaft um den Verrath.
Als Gure's Hauers Heister schilt er laut
Dich schlimm und falsch, Dein Name sei ent-
ehrt, —

Was Du verdrachst an Hedwig Deiner Braut,
Das büß' im Gotteskampf nun durch dein
Schwert.

Er harret Dein morgen nach dem Ährdgebiet
Am Rhein, wo Gure's Lande Mark' steht,
Hier wert' ich seinen Hantschuh auf den
Grund, —

Willst Du zum Kampf erscheinen? Du' mir's
kund!

(Nederich schweigt.)

Antonio, (Den Hantschuh anhebend.)

Was lauerst Du? Sind Deine Thron laub?
Vernimmst Du nicht, wie er Dich schmätzt und
schilt?

An Deiner Ehre ist kein Wort ein Raub,
Der Ahd, soll rehen er auf Deinem Schild?
In Richter er, das er zu tadeln magt,
Um was nicht Kaiser Dich noch Reich verlag?
Nimm hin den Ahdchandschuh! Nimm ihn hin,
Bist Du nicht baar an Ehr und Rittern.

Roderich.

Ja, gib ihn her und spare Deine Rede!

— Kuno! Ich komme zu der Bräuersehe.

(Kuno ab.)

O Vater, Du hast mir Dein' Ahd geschickt,
Den schwerem Leid bin ich umstrickt!

— Bleibt Ihr mir fern! Laßt mich allein!

Woh mir, weh! Kennst' ich Verräther sein?

(Der Vorhang fällt.)

Dritter Akt. Bornhofen.

Wegzugsanweisung. Eine der freundlichsten Natur ist O von Toscana. Zur Rechten Weinstraßen, beide Pagen
im Hintergrunde.

Erste Scene.

Hedwig.

Heilige Töne, Gottesgeandte,
Tröster mein Herz, das von Glücke verbannte,
Füllt mich mit himmlischer Zuversicht! —
Fröhliche Jugend, wie bist du gekommen,

Leben, o Leben, was hab' ich gewonnen?

Was Du verdrachst, Du siehst es nicht!

Reichlich und blühend lagst Du mir offen,

Was ich gedachte, ich durfte es hoffen,

Mehr als ich wünschte Dein Wink mir ver-
lieh, —

Aber nun wehen vergiftende Lüfte,

Tret sind die Blumen und Farben und Düfte,
Wehe, zerstreut ist mein Paradies!

Durfte das Unheil der Jungfrau schon nahen,
Turst' es im bläulichen Schmutz mich um-
fassen,

Raffen mich, greifen mit grausamer Hand?
Lächelnde Biecherin, Liebe gedenken,
Turst' es mich schon Deinen Armen entreißen,
Schleudert mich raus auf den felsigen Strand?

Wo ist ein Trost, der Verlassenen bleibe,
Saliam, zu deilen verrathene Liebe?
Thränen um Tode sind labend und mild:
Wär' er im heiligen Krieg mir genommen,
Heiland für Dich, so war meinem frommen
Stillen Gebete erhalten sein Bild;
Dir als ein Opfer dann wär' er gekorben,
Und Deine Gnad' hätte ich auch erwerben,
Wenn ich den Schmerz in dunkler Nacht
Dir als Opfer dargebracht. —

Ach, nicht glückseliger Liebeschmerz
Schweltet der Verlassenen des Herz,
Nicht fließt meine Thräne, um die ich bat, —
Bitter, o bitter ist Seelenverrath! —

(Die Scene geht auf.)

Morgenlicht, Morgenlicht, steigt Tu empor,
Feurig und flammeud den Vater zu preisen?
Jubelt Du, munterer Vögelschor?
Wehe! Mir klingen wie Hobn Deine Weiten!
Grünende Büsche, ich sehe Euch grau,
Habt ihr ich Dich, o Du himmlisches Blau!

— Ach mich Verwandelte,
Grausam Mißhandelte,
Schühe mich, Mutter der Gnaden!

(Sie wucht sich vor einem Madonnausbilde hin.)

Zweite Scene.

Hedwig, Nonnenschor, (in die Kirche gehend.)

Chor der Nonnen:

O sanctissima,
O piissima,
Dulcis virgo Maria!

Hedwig, (sich erhebend aus der Abtheilung an die Brust richtend.)

Ach, Mutter, sich' mich einsam und allein,
Ach, Mutter, lag Dein Kind, Dein Kind mich
sein!

Verflochten ist mein Lebenslauf,
In Eucum Kreiß, o Schweitern, nehm mich auf!
Altkissin.

Gott fügte in der Menschen Loos den Schmerz,

Daß nicht zu sehr am Leben hängt ihr Herz,
Doch freudig sie, wenn eini ihr Stündlein naht,
Himwandel auf dem letzten Pfad,
Und wen das Leben traf mit harter Hand,
Wem seine Freuden es zertröhrt, zerfchlagen,
Der laufe gläubig Gottes Waterhand,
Dann enden und verstummen seine Klagen. —

Wiß Tu als Gottes Werkzeu so gern,
Dann komm zu uns, gequaltes Menschenkind,
Hab keinen Sinn allein auf ihn gestellt,
Du von Dir jede Glückseligkeit der Welt,
Der Spieler decke Deine Reue zu,
(Hörst ihren Schmerz schmerz an.)

Als Himmelsbraut gehört dem Heiland Du.
Er wird an seine Seite Dich erheben,
Daß klar Du nicht in's nicht'ge Menschen-
leben.

Wollende Dein Gebet nun! Alle Schmerzen
Nimmst Du die Gnadenmutter aus dem Herzen,
Dann folge uns, bereist von Wein,
Und sei mein Kind, ich will Dir Mutter sein.

(Hedwig zieht wieder vor dem Madonnausbilde nieder.)

Chor der Nonnen, (abgehend.)

Mater amata,
Intemerata,
Ora, ora pro nobis!

Dritte Scene

Hedwig, Antonio, Hadie, (treten auf.)

Antonio,

Hörst Du des Rheines Wege rauschen?
Der Kahn liegt in der Ueberdacht:
Nicht seinem Unrath sollst Du fernher lauschen,
Es rette uns vor ihm die Flucht!
Ein besser Weib, der lange in ihm schließt,
Ist wach, seit Wankred ihn zum Zweifelsamp tief.

Hadie,

Ja, laß uns nicht'n! Der Federich's Bild
Dankt mir, ich heb' an seiner Seite,
Freund, lag mich theilen Dein Geschick,
Hüte' mich hinaus in die fröhliche Weite!

Lebt wohl, ihr kalten Wauern,
Ihr laßt so schwer auf mir,
Zell ich bei ihm vertrauen?
Kein Freund, ich selge Dir!
Nach unsrem schönen Süden,
Wo besser der Himmel und süßer die Luft,
Aels' ich Dir nun und schätsche Freuden
Und seliges Leben am Feiner Brunn!

Antoine.

So komm, Geliebte,
Und sei hinter mein Weib!
(Sie tritt zu dem Kuno.)

Vierte Scene.

Hedwig, Kuno und Ritter (treten aus.)

Hedwig (aufmerksam.)

Oa, Kuno, Du? — Was mußt' ich hören,
Als ich in frommer Andacht hier gekniet! —
Die Koderich mußt' zu deßören,
Verräth ihn jetzt. Schau hin, sie flieht!

Kuno.

Woh der Verrätherin! Wehe der Schlange!
(Kuno ab mit dem Kittern. Hedwig folgt ihm.)

Fünfte Scene.

Hedwig, Manfred und Koderich (treten von rechts;
beide Zeilen auf, naher Hedwig.)

Manfred.

Allein komm' ich und treff' auch Dich allein,
Mein Ritter eile her. Ich seh' ihn nicht,
So mag Gott, der Versteht, Zeuge sein.
Tritt her, so theilen gleich wir Luth und Licht.
Ehrlich sei unser Kampf. Im Gottesrecht
Soll es bereiten Dir mein gutes Schwert,
Laß Du wieder That Dich halt' erheben,
Und keinen Rittersnamen schänd' entehren.
— So zieh' und wehr' Dich, ehrelos falscher
Knecht!

Koderich.

Die Schande trag' ich nicht.
Wehlan, ich komme in's Gerichte!
(Gibt ihm, 126.) das Schwert aber weiter hinfes.)

Manfred.

Ich seh' Dich ättern und schauern, —
Gut hat Dich Waffentrüb' geschmückt, —
Was soll das Jauern?
Das Schwert ist gerührt: —
Scheu' Tu das Gottesrecht,
Wilt Du so feig als Knecht?

Koderich.

Oa! Mir das? Gott woll' und gnädig sein!
So wehr' Dich! Wehre Dich!

(Sie gehen.)

Sechste Scene.

Die Vorigen, Hedwig, Abtissin und Nonnen.

Hedwig. (Die Nonnen folgen ihr nach bilden
einen Halbkreis um Tischen.)

Haltet ein!

Soll Bruderblut hier riesen?
Ich häuften Schand' auf Schande?
Soll nie und mehr umschließen
Geheimwärtliche Hände?
Des Vaters denst im Grabe,
Könnt Ihr den Namen schänden?
Senkt nieder eure Schwerter
Und laßt den Kampf mich enden!
Tu Koderich, weilst mein Leben
Verfühen, Du hast es vergällt,
Doch hab' ich Dir verzeihen,
Das Krieger ich jetzt meine Welt.
Dort ist jetzt meine Heimat,
D' hercht! Mein Glücklein löst,
So reich mir eure Hände
Und seid der Gott verzeiht!

Manfred.

Soll er die Schmach nicht büßen,
Die er Dir angethan?

Koderich. (Unterbrechung.)

Hedwig, zu Deinen Füßen,
Ist sich mich gnädig an!

Hedwig.

Reichlosen ist mein Leben,
Gnadaht hab' ich der Welt,
Koderich, Du ist verzeihen,
Gott hab' ich mich gefällt.

Koderich.

Hedwig hat mir verzeihen,
Ist Bruder, Bruder, verzeih'
Auch Du mir. Laß und knien
Und Frieden schließen!

Manfred.

Es sei!

(Alle drei knien.)

Hedwig.

O Vater! Vom Himmel schau nieder
Auf Deine Kinder voll Gult!
Sie beten in Eintracht nieder:
Vergib uns unsre Schuld!

Chor der Nonnen.

Ora. ora pro nobis!

Hedwig.

O Koderich, was Du an mir verbrochen,
Von eurer Schönheit Reiz verhöhet,
Der Himmel dat an Dir es schon gerochen,
Dein Liebesglück, — es ist ich höhet!

Koderich.

Hedwig, Hedwig, was ist geschach'n?
Du behst? — O sprich, erber' mein Aeb'n!

Hedwig.

Nur schwer entzinkt das Wert sich meinem
Wund,
Dort kommt der Ritter. Er mach' Dir's kund:

Siebente Scene.

Die Vorigen, Kuno und Ritter, (die sich aus Kisten
im Hintergrunde aufstellen.)

Manfred. (zu Kuno.)

Nicht Kampf hat die Zwietracht entzündet,
Hedwig, die frech des Werkes weint,
Ihr Friedensthorst schut Frieden,
Neu sind wir als Brüder vereint!

Kuno.

Ihr seid verlobt, verlobt durch sie?
Das ist ein Wert, das Gottes Segen freie!
O niemals wieder möge Haß und Hader, nie
— o nie

Entzungen eines Vaters Sohne!
Du, Koderich, höre nun und trag es hart
Als deiner Thaten gottverhängten Lohn:
Dein Weib hat dich verrathen,
Antonie's Redung selacht,
Ja sie mit ihm entlieh'n!

Koderich.

Heiliger Gott, Dein Wert,
Ja beuge mich Deiner Hand.

Kuno.

Mit meinen Freunden erblickt ich
Das Schwert der Mächt'gen von fern,
Nach hatten ein Vort wir bestiegen,
Die Ritter folgten mir gern.
Und da wir die Schnellen des Stromes
Penupien, erreichten wir bald
Ten Häuber und stürzten uns auf ihn
Mit Wäckerwuth und Gewalt.
Antonie wehrte sich männlich
Dann tanz er hin in seinem Blut,
Da warf sich Haidie in die Wegen
Und es rief auf den Grund sie die Fluth!

Koderich.

Vater, ich beuge mich Deiner Hand,
Dein Gerich't hab' ich erkannt.

Manfred.

Koderich, mein Bruder, komm, o komm zu mir,
Die Deinen Blick gerührt, die Schatten rufen
nieder,

Die Hand des Bruders biet' ich Dir,
O komm, sei ganz, sei ganz mein Bruder wieder!

(Die Brüder umarmen sich.)

Hedwig.

Und wieder eure Schwärze laßt mich sein,
Wie einst in unserer Kindheit köhnen Tagen,
Die Himmelsbraut darf liebend sich euch weih'n,
Aur seine Huld Gott mit Euch Dank zu laden!

Alf. Alf.

Sein harter Arm war nach Euch diese Stunde,
Und seinen Segen gibt er Eurem Grunde!
Oh Hedwig, steht in uns're stillen Hallen,
Hat Gott das schöne Wert durch sie vollbracht,
Er gab Euch Frieden,
Gross ist Gottes Macht,
Sein Haus kann nicht vergeh'n,
In Ehren wird's besch'n,
Wenn alles Menschenwerk in Staub verfallen.

Kuno.

Das Wäckeramt nahm Gott in seine Hände,
Und was er that, führt herrlich er zu Ende,
In sein Gerich't soll ihm der Mensch nicht fallen,
Was Gott vollbringt, nur das ist gut vollbracht.
Er hat gerichtet,
Gross ist Gottes Macht,
Sein Haus kann nicht vergeh'n,
In Ehren wird's besch'n,
Wenn alles Menschenwerk in Staub verfallen.

Wohlfelsgelung beider Chöre.

Chor der Ritter.

Gott hat gerichtet!

Chor der Nonnen

Gott gab Euch Frieden!

Beide Chöre.

Gross ist Gottes Macht,
Sein Haus kann nicht vergeh'n,
In Ehren wird's besch'n,
Wenn alles Menschenwerk in Staub verfallen.

(Hedwig, die Brüder, Alfriede und Kuno haben sich zu
einem ansehnlichen Tische gesetzt, während der Vorhang
fällt.)

Der Nimmersatt.

Holländisches Märchen von W. Verchenbach.

In Holland lebte ein Bauer, der war nie zufrieden, wie reich auch die Erndte ausfallen mochte. Immer dachte er, es hätte doch noch mehr sein können, und er grämte sich stets, wenn er sah, daß es einem Nachbarn gut ging, darum mochte ihn Niemand leiden im ganzen Lande, und Jedermann nannte ihn nur den „Nimmersatt.“

Da geschah es eines Tages, daß Nimmersatt im Felde Gerste mähte und mit dem Sicht beinahe ein Verckenest, auf dem die Mutter kränzend saß, entzwei gehauen hätte. O weh, sprach die Verche, nun ist alle Lust des Lebens dahin, wenn du dich meiner und meiner Gier nicht erbarmst. Ich bitte dich, laß mich leben und trage mich mit dem Keste in jenen Fusch dort.

Nimmersatt scherte sich nun außerordentlich wenig um das Leben einer Verche und es hätte ihm eben nicht viel Ueberwindung gekostet, sie mit seinen dicken Schuhen zu zertritten, aber er rechnete so: Eine Verche, welche, wie ein Mensch, sprechen kann, ist ein gar absonderlicher Vogel, und es müßte sonderbar zugehen, wenn ich daraus nicht meinen Nutzen ziehen könnte. „Mein liebes Vercklein,“ sprach er also, „umsonst ist der Tod, und der eigentlich nicht einmal, weil er das Leben kostet; so bu mir also mit gutem Werk erkenntlich sein müßst, so magst du leben und ich will dich behutsam in jenes Gehüsch tragen.“

Da war die Verche froh und zwitscherte: Wohl will ich dir erkenntlich sein mit gutem Werk, sage nur, was du von mir verlangst, es soll gewährt werden; nur Eines muß ich dir sagen: Geld und Gut zu geben steht nicht in meiner Macht.

„Kannst du nicht Geld und Gut geben, so sind deine Worte eitel Pralerei,“ sprach der Bauer, „denn darnach hebt mein ganzes Sinnen und Denken von Jugend auf.“

Sei versichert, zwitscherte traurig die Verche, daß du alles andre von mir erhalten kannst. Ach, lügte mich nicht!

„So will ich nach Hause gehen und mit meiner Frau Rath nehmen, was ich von dir fordern soll,“ sprach der Bauer, schwang das Sicht auf die Schulter und eilte von dannen.

Als er nun seiner Frau, die nicht weniger nimmersatt war, als er selbst, die Geschichte von der Verche erzählt hatte, da rief sich diese veranlagt die Hände und schmunzelte: Gute Gedanken kommen am besten über Nacht. Laß uns die Sache beschlafen und dann morgen der Verche unsere Forderung stellen.

Sie legten sich darauf zu Bette, ein jedes in seine Gedanken verfunken, wie der arme Verche am meisten auszupressen sei. Der Nimmersatt that kein Auge zu und quälte sich derart mit Nachdenken ab, daß ihm der Schweiß von der Stirne lief, aber jedesmal, wenn er einen glücklichen Einfall hatte, dann mußte er denselben wieder verwerfen, weil es am Ende doch immer auf Geld und Gut hinaus lief. Seine Frau aber, eine recht dicke, feste Holländerin, konnte sich nicht ihr lange des Schlafes erwehren; während ihr Mann sich mit dem Bettlaken unter schweren Zeugern den Schweiß von der Stirne wischte, schnarchte sie laut, und dieses trug nicht wenig dazu bei, seine Ideen zu verwirren. Unkühnig stieß er ihr mit der Faust in die Seite und sprach: „Ich sehe wohl, daß dir wenig an unserer Zukunft liegt; kannst du dir nicht eine Stunde lang den Schlaf vom Leibe halten, um unser Glück zu erkennen?“

O, ich denke schon, gab sie im Schlafe zur Antwort, und schnarchte weiter.

Als nun die Sonne zum Fenster herein schien, da sprang der Bauer aus dem Bette und war um sein Haar klüger, als am Abend vorher. Seine Frau aber fragte ihn: Nun, was wirst du bei der Verche ausbitten?

„Dickes Fell,“ gab er zur Antwort, „hast du mir nicht mit deinem abscheulichen Schnarchen alle Gedanken zu Schanden gemacht?“

Um, sprach sie hinwieder, ein gelinder Schlaf und gutes Gien und Trinken halten Leib und Seele zusammen, und mir ist es allemal so, daß mir die besten Gedanken im Schlafe kommen. „Nun Alte,“ sprach der Bauer höhnisch, „so hast du wohl sicherlich heute Nacht den besten Gedanken von deinem ganzen Leben gehabt.“

So scheint es mir auch, entgegnete sie, denn alles was wir wünschen können, ist immer

Geld und Gut, darum verlegte ich mich auf's Träumen, weil ich schon oft gehört hatte, daß die Gelehrten eine Sache, die sie im wachen Zustande durchaus nicht raus kriegen konnten, im Traume von selbst fanden. So hat es auch mir gegangen: Ich träumte nämlich, wir sollten uns ein Sonntagskind wünschen, denn alles, was dieses begünne, würde zum Besten ausschlagen und uns in kurzem zu reichen Leuten machen.

„Zum Teufel ja,“ antwortete der Bauer, „wie ist es möglich, daß ich nicht darauf gekommen bin; hat mir meine Großmutter doch auch von solchen Sonntagskindern erzählt, welche die Leute zu Millionären gemacht haben. So wollen wir denn ein Sonntagskind in unser Haus wünschen, aber es muß kein eigenes Kind sein, denn außerdem, daß eigene Kinder den Eltern viel Verdruß machen, sollen sie auch schließlich viel Weib und wenn sie größer sind und einen eigenen Haushalt gründen, dann wollen sie ihr Erbtheil haben, und die armen Eltern haben das leere Nachsehen.“

Die Frau hätte nun freilich viel lieber ein eigenes Kind gehabt, als ein fremdes, aber sie wußte wohl, daß ihr Mann, wenn er sich einmal eine Sache in den Kopf gesetzt hatte, niemals nachgab, darum nickte sie mit dem Kopfe, holte das Stofse mit den glühenden Kohlen, um den Thee zu wärmen und that nur dann und wann eine leise Seitenfrage in Bezug auf ein eigenes Kind, auf welche der Kummerlaff keine Antwort gab. Er war so voll von dem Sonntagskinde, daß er dem Frühstück bei Weitem nicht die gewohnte Achtung erwies, und weder auf die gereichten Brodrinden, noch auf den süßen Rahm und die gelben Käseschnitten besondere Aufmerksamkeit verwendete. Ein paar kostige Schlude Thee, dann warf er das Sicht auf die Schulter und eilte zu dem Herdofenfelde.

Nun, daß du dich beonnen? zwischerte er ihm die Verbe etwas ängstlich entgegen.

„Ja,“ antwortete Kummerlaff, „ich will ein Sonntagskind haben, dem alles gelingt, was es anfängt.“

So trage mich mit dem Reste nur schnell in das Gebüsch, denn über ein Jahr soll der Storch deiner Frau ein Knäblein unter der Schwemme bringen, das ein richtiges Sonntagskind, sei, und dem alles gelingen wird, was es beginnt.

„Om,“ sprach der Kummerlaff, und fragte sich dabei hinter den Ohren, „om, wäre schon recht schön, aber meine Frau versteht die Kinderzucht nicht, und da wäre mir doch lieber ein fremdes Kind, über das man sich nicht so

viel ärgert, und das später nicht kommt, um sein Erbtheil zu verlangen.“

Das ist ein etwas vermessener Bauisch, zwischerte die Verbe, aber ihr Menschen jagt: Verbrechen bringt Schuld, und ich gehöre nicht zu denen, welche leichtsinnig ihr Wort brechen. Wenn du am Abend nach Hause kommst, soll das Sonntagskind vor deiner Thüre stehen.

„Ist das sicher und wahrhaftig wahr?“
Sicher und wahrhaftig! zwischerte das Böglein.

Da packte der Kummerlaff verächtlich das Axt auf, trug es in den bezeichneten Busch, und fuhr mit frohem Herzen fort, seine Gestrühe zu schneiden. Als er am Abend damit fertig war und seinem Hause zuwandelte, fand er an seiner Thür ein Kind, dessen Stirne leuchtete, wie das bei den Sonntagskindern stets der Fall ist. Es hob seine Händchen weinend zu Kummerlaff und sprach: Ocht Erbarmen, lieber Mann und nehmt mich in euer Haus auf. Ihr werdet Gotteslohn davon haben, denn ich bin arm und verlassen, und kein Mensch will mich bei sich leiden, weil ich so gar schwach bin und nicht zugreifen und arbeiten kann, wie die starken Purche.

„Wo soll aber der Gotteslohn herkommen, mein Bublein, wenn du nicht räthig schaffest und wirtschaften lannst?“ fragte Kummerlaff.

Nun, ich werde ja für euch und eure Frau alle Tage berein, daß es euch beiden wohlgehe, und das bishchen Essen und Trinken lann ich wohl als euer Schatzbir verdienen.

Kummerlaff merkte wohl an Allem, daß der Knabe das ihm verprochene Sonntagskind sei, darum sprach er: „Sieh Bub, ich habe ein weiches Herz und lann nicht gut etwas abschlagen, darum magst du nur immer dervin kommen und bei mir bleiben, obshon ich fürchte, daß es mit dem Schatzbüten nicht viel geben wird.“

So traten sie denn ein. Zwar machte die Frau, als sie den etwas gerumpelten Knaben sah und hörte, daß er im Hause bleiben sollte, eben kein freundliches Gesicht; als ihr aber der Bauer zusicherte, daß es das Sonntagskind sei, da nahm sie ihn freundlich bei der Hand, holte gleich ein paar warme Semmel beim Bäcker und strich ihm gar freundlich die Waden.

Am andern Morgen jog der kleine Herdinand mit den Schafen an den Abhang des Berges, wo dem Kummerlaff vor einem Jahre der Wolf drei schöne Schafe abgetzt hatte. Dort, dachte der schlauere Bauer, lann ich gleich

seine Straß erproben. Aus Verzicht aber verbarq er sich mit der geladenen Hunte in der Nähe, um gleich bei der Hand zu sein, wenn seine Straß etwa nicht weiter reiche, als die eines jedem andern stintes.

Herrdant legte sich mitten unter die Schafe und lugte fleißig umher, ob der Herde auch etwa Gefahr drohe. Es dauerte nicht gar lange, so kam wirklich der Wolf dabergeschürmt. Nimmerlatt legte den Fingern an den Trüder und begann scharf in yelen. Herrdant aber stand auf, ging dem Wolfe unerschreden entgegen und drehte ihm mit dem Finger. Kaum wurde das Thier des kleinen Hirten ansichtig, so stieß es ein wildes Geheul aus und kehrte in den Wald zurück.

Die erste Probe ist gut ausgefallen, sagte der Nimmerlatt zu seiner Frau, als er ihr den Bericht erzählt hatte.

Von jenem Tage an kam ein beispielloses Glück unter die Herde, sie vermehrte sich erstaunlich, wie kam eine Krankheit oder ein Sterben unter sie, und die Wölfe war von einer solchen Verrothlichkeit, daß der Nimmerlatt weit und breit berüchtigt wurde.

Das hatte ein Jahr so fortgezogen; Herrdant war noch immer klein und schwächlich, sah auch noch immer ziemlich zerlumpt aus, denn die Bäuerin gab ihm in ihrem Geize weder Vollant zu essen, noch ordentliche und warme Kleidung. Die verächtlichen Heien und Röde ihres Mannes hielt sie immer noch für zu werth für das Kind, das ihnen so viel Glück in's Haus brachte.

Nimmerlatt aber meinte, es sei eigentlich kaum der Mühe werth, was Herrdant schaffe, und, beim Richte bel.,zen, vertane er kaum das das Brod, welches er esse. Wollte man warten, bis er ordentliche Arbeitsheuen habe, so könne man dabei ein armer Mann werden; er solle mit hinaus und auf dem Felde schaffen helfen.

So geschah es denn auch, und es war zum Bewundern, wie reich die Ernte in diesem Jahre ausfiel: die Scheunen reichten gar nicht mehr, man wußte die Früchte in hohen Barnen um das Haus herum aufstellen, und war doch bei den Nachbarn weit und breit im Lande eine totale Missetheute gewesen.

Die Bauern schüttelten mit den Köpfen und sagten: der Nimmerlatt ist wahrlich mit dem Felde gegeben! Keiner aber dachte daran, daß der kleine, schwächliche Herrdant die Uriaue von all dem Glücke und Reichthum sei; und dieser selber schien es ebenfowenig zu wissen.

Nun ging aber dem Nimmerlatt das Reichwerden zu langsam, und er dachte, ein richtiges Sonntagsest mußte in einem Tage fertig bringen, wozu der Herrdant Jahre gebrauche.

Eines Mittags, da er eben vor seiner Hausthüre saß und über den Kanal schaute, auf welchem die Treckschuiten hinauf und hinunter fuhren, da ward ihm die heiße Mittagsestesse läßig, und er suchte gottelächelnd, daß so ein armer Bauer doch nie seines Lebens freu werden könne. „Hör“, sprach er zu Herrdant, „du bist ein Faulenzger und Thunachtig und schaffst nichts Rechtes. Morgen Mittags mußt hier vor der Hausthüre ein großer schattiger Park mit allerlei seltenen Bäumen und Pflanzen sein. Und hier zu meinen Füßen mußt aus einem Marmorbecken, in dem Gold- und Silberfische schwimmen, ein Springquell emporsprudeln. Nach, daß bis Morgen Alles hübsch in Ordnung ist, sonst find wir geachtete Leute, und du mußt dein dein Brod anderswo suchen.“

Da hob Herrdant an zu weinen und sprach: „O mein lieber Herr, wie mögt ihr solche Dinge von mir verlangen, die doch nicht in meiner Macht stehen?“

„Nicht in deiner Macht stehen?“ volltorte Nimmerlatt. „Wozu bist du denn ein Sonntagsest? Was ich ersagt habe, dabei bleibst es, und nun kein Wort mehr!“

Herrdant wußte wohl, daß er keinen Park schaffen konnte, darum war er sehr traurig und rührte das Abendessen nicht an. Die ganze Nacht verbrachte er mit Seufzen und Beten, und als ihm die Frau am andern Morgen ein Butterbrot reichte, da seufzte er es in seine Tasche, denn er vermochte vor sich seinen Rücken herunter zu bringen. Er ging dann hinaus an seine Feldarbeit, immer darüber nachsinnend, was er anfangen würde, wenn der Nimmerlatt ihn von Haus und Hof fortjage. Endlich aber kam Trost in sein Herz und er setzte sich auf einen Auerstein, um sein Butterbrot zu verzehren.

Da kam ein altes Weibchen auf ihn zu, das hauchte und wechelte: „O wie mich hungert! O wie mich hungert!“

Herrdant war nun auch sehr, sehr hungrig, aber dennoch aß er kein Brod ein und sprach: „Acht es euch weislichmachen, liebe Frau! Sie legte sich neben ihn und aß mit großem Appetite. Auf ihren Schoß aber lies eine Leiche, die pulte die Armbänder an, welche das Weibchen fallen ließ. Als sie geessen hatte, sah sie Herrdant dankbar an und sprach:

Warum hast du dich die ganze Nacht und den halben Morgen so gekümmert, mein Kind?

„Ach, künzte da Ferdinand, und wieder schenken ihm die Thränen in die Augen, ich soll bis heute Mittag dem Kummerlaff einen großen, schönen Park schaffen, oder weghejagt werden.“

Wenn's weiter nichts ist, tröstete das Weiblein, so laß dir deine grauen Haare wachsen. Nimm dies Stäblein und stehe damit an dem Ort, wo ein Baum oder ein Strauch stehen soll, in die Erde, so wird sich alles schon von selbst gestalten.

Ferdinand eilte schnellen Schrittes nach Hause und that, wie ihm die gute Alte geheißen. Er traute seinen Augen nicht, als ein Baum nach dem andern in die Höhe schoß und weit umher seinen kühlenden Schatten verbreitete. In kurzer Zeit stand der Park fertig und nur noch der Springquell und das Marmorbecken mit den Goldfischen fehlte; aber es nahte auch die Stunde des Mittags und doch mochte er mit dem Stäbchen an dem bezeichneten Orte noch so oft in die Erde stecken, es sprang kein Wasser empor. Da stand er denn ratlos und eine heiße Thräne fiel vor ihm auf den Sand. Kaum aber hatte diese den Boden berührt, so plätscherte in ein Marmorbecken nieder, in dem es von Gold- und Silberfischen wirbelte. In diesem Augenblicke trat Kummerlaff in den Park und überfah Alles mit einem süchtigen Blicke.

„Hi,“ sprach er, „wusste ich doch, daß deine Beigerung kummer Schicksal war. Wäreft du aber ein richtiges Sonnenkind, so hättest du Wänte und Stäble in den Länden und um den Springbrunnen nicht so leichtsinniger Weise vergriffen.“

Am andern Tage beachte dem Kummerlaff sein Park eine armeliche Lumperei und das einfache Bauernhaus daneben kam ihm ganz lächerlich vor. Darum sprach er zu Ferdinand: „Was soll ich mit einem Park ohne Schloß? Schaff, daß morgen Mittag die elende Parade ein herrliches Schloß ist, wie des Königs Schloß in 's Graevenhage und vergiß mir die Möbel nicht, wie heute Stäble und Wänte.“

Da fiel Ferdinand vor ihm nieder und flehte: Ach, Herr, wie mögt ihr Dinge von mir verlangen, die nur Gott verrichten kann? oder — „Schicksal nad!“ sprach Kummerlaff, „schaff“

oder — „Das war nun wieder eine barme Nacht für Ferdinand, er that sein Auge zu und ging

am andern Morgen abermals hungrig in 's Feld. Die Sonne braunte schon früh und die Augen fielen ihm vor Müdigkeit zu, wie sehr er sich auch dagegen wehren mochte. Endlich hielt er es nicht mehr aus, sondern legte sich in den Schatten des nahen Baches.

Da trat ein krummes Männchen zu ihm und sagte: Ich möchte gern schlafen mit dir, doch meine Mühner bitten, daß sie der Habsicht nicht belst. Da, nimm den Steden und wehre dem Raubvogel!

Wie schwer wurde dem Ferdinand das Baden, dennoch stand er auf und küßte die Mühner, die plötzlich um ihn herum häßten, so daß der in den kühlen kressente Habsicht nicht herabzusehen wagte.

Da es nun halb Mittag war, trat das Männlein zu ihm und fragte: Warum bist du so traurig?

Ferdinand erzählte, was der Kummerlaff von ihm beische. Da sprach das Männlein: Sei unbesümmert, nimm dieses Sankten, lege es in den Keller eures Hauses und das Weitere wird sich finden.

Ferdinand eilte voller Hoffnung nach Hause und that, wie ihm der geheißen. Als er den Keller verließ, besand er sich auf breiten feineren Treppen und als er hinaustrat, sah er, daß das Bauernhaus wirklich zu einem prächtigen Schlosse geworden war, das von unten bis oben von Herrlichkeiten glitzerte und glänzte.

„Nicht übel!“ brumnte Kummerlaff, „das Schloß ist in der That königlich und ohne Gleichen herrlich, aber wirst du ein richtiges Sonnenkind, so stünden in meinen Zäulen arabische Densche und in meinen Kernen goldene Wägen. Doch magst du das Besüchte nabholen. Sieh das Hornfels hinter dem Schlosse, mergen um die Mittagzeit müssen die Körner in des Heeren actianes Gold sein. Schaffe das ohne Klage und Widerspruch!“

Herr, sprach Ferdinand, ich habe stets noch euren Willen gethan und die himmlischen Mächte haben Erbarmen mit mir gehabt und mein Gebet erhört. Nun aber ist mein Muth dahin und ich wage nicht, von Neuem um unmögliche Dinge zu beten.

„Wißt du dich nicht mergen um die Mittagstunde auch in diesem Schloß als Sonnenkind erweisen, so werde ich dich in den Wald jagen, und die Wölfe mögen dich fressen!“ drohte Kummerlaff.

Ferdinand ging hinweg und nahm sich fest vor, seine Besüchter nicht um die Goldkörner zu bitten, aber er hatte doch eine solche

Zurcht vor Nimmerlath, daß ihm die Abdrän wider Willen kamen, und daß er unter Schlüchzen und Seufzen die Nacht in seinem Kämmerlein verbrachte. Plötzlich stand ein leuchtendes Kind vor seinem Bager, das sprach: Keine nicht, Hertinand, Nimmerlaths Wunsch soll auch diesmal erfüllt werden. Nimm diese Büchse mit dem feinen Paradiesstaube, der von den Fingeln der Engel in die Kelche der Rosen gefallen ist. Mergen um die Mittagestunde geh auf das Feld und streue den Staub über die Aehren, so werden die Fruchtkörner sich in Geld verwandeln.

Hertinand nahm die Büchse; das Kind verwichwand, und ein süßer Schlaf legte sich auf seine Augenlider. Am andern Murg ging er mit der Büchse auf das Feld und that, wie ihm das leuchtende Kind geheißen. Sofort bligten in den Strahlen der Sonne die Willien Goldkörner durch die Hälten, worni sie saßen; und die Aehren wiegten sich schwer und schwankend auf den Stengeln.

Da schritt Nimmerlath daher, bezugte eine Aehre zu sich, und da er sah, daß etel Goldkörner in den Hälten glänzten, da schmunzelte er zufrieden, sprach aber mit jährenndem Antlitz zu Hertinand: „Du hast freilich gethan, was ich dir befohlen, aber auch kein Haar

mehr. Wärest du ein rechtes Sonntagkind, so müßten auch die Halme und die Graunen golden sein. Doch, damit du ein rechtes Werk schaffest, an dem nichts anzusehen, so mache die mergen alles Land umher bis an das Meer und die Schweizerberge mir jnebar, und ich will des Landes König sein bis in Ewigkeit.“

Da fiel Hertinand vor Nimmerlath nieder, umfasste seine Knie und flehte: Herr, verlosche Gott nicht!

„Schweig Ruhe,“ fluchte Nimmerlath, „du, was ich dir sage oder ich jage dich mit jammi deinem Gott in Schmach und Schande.“

Raum hatte Nimmerlath dies vermessene Wort gesprochen, so wurde der Springquell so besch, wie die Kathedrale von Antwerpen und sein Wasser bildete einen weiten See, in welchem Park und Schloß verstanden. Die Goldkörner aber jahren wie scharfe Hagelkörner aus den Aehren und jerschlugen den Nimmerlath, daß er blutend von den Wässern des Sees verschlungen wurde.

Eine goldene Gondel aber hielt zu Hertinands Füßen und trug ihn über den See hinüber auf eine ferne Insel, wo der ewige Frühling herrscht.

Frau Richmod von der Aducht.

Eine költnische Sage von Fabricius.

In den vornehmsten Patriquierfamilien der heiligen Stadt Geln gehörten die „von der Aducht und von Puchsch.“ Die Ersterten wohnten am Reumarkt in einem prächtvollen Hause, auf welchem das Wappen derer von der Aducht, ein Papagei in Stein ausgearbeit, neebalt auch das Haus im Wunde des Volkes nur „in den Papageien“ genannt wurde.

Hier wohnte Herr Wenzis von der Aducht, Wittaliel des hohen Rathes, welcher im Jahre 1347 die Richmod aus dem Geschlechte derer von Puchsch geelbt hatte und in schöner Eintracht mit ihr, der Mutter der Armen und Pechdringen lebte. Bei allem Reichtum und Glück blieb doch Herr Wenzis düster, denn sein schönster Wunsch, einen Erben seines Namens

und Vermögens zu haben, war leider nicht in Erfüllung gegangen.

Im Jahre 1357 wurde Geln von einer verjahren Krankheit heimgejucht und auch Frau Richmodis von der Aducht war davon ergriffen. Nach drei Tagen des schmerzenvollen Krankens lagerte Herr Wenzis von einer ardehen Schaar seiner Rithbürger begleitet dem Sarge seiner theuren Gattin, welche in dem Apostelnstifte, wo sich die Aduchtsche Familiengruft befand, bejattet wurde. Die Leiche war, wie es in jener Zeit gebräuchlich, mit ihrem ganzen Schmucke an Gold und Diamanten in den Sarg gelegt worden, welcher Umstand dem Leetengraber nicht verbergen blieb.

Die Begier, sich dieser Kleinodien zu be-

messern, spornete den Leichengräber zur bösen That an und bald hatte der Trunk die letzten Gewissenstregungen erlösch, und noch am Tage der Beerdigung schlief er mit seinem Knechte um Mitternacht in die Einstieftische und begann sein schauriges Werk.

Schon hatte er die Leiche ihres Schindes beraubt bis auf den Trauring, welcher nicht von dem Finger herunter wollte, der ihn seit 10 Jahren getragen. Ueber diesen widerwilligen Verinderen erwachte plötzlich Frau Nidmed aus ihrem Leichenschlummer und hob sich langsam im Sarge empor.

Der Leichengräber und sein Gefelle stürzten im selben Schrecken, Furcht und Verächtlichkeiten im Sinne lassend, aus der Kirche nach Hause.

Der Frau Nidmed von der Nacht entging das Schreckliche ihrer Lage nicht. Oerball ihr ihre grovorne Frömmigkeit! Im inbrünstigen Gebete bekam sie bald neue Kraft und schritt, so schnell es ihr die schwachen Kräfte erlaubten, die Treppe hinauf bis in die Kirche.

Nachdem sie nochmals vor dem Altar dankend niederkniet, entfernte sie sich und wandte ihrer Wohnung „zu den Papageien“ zu, welche in der unmittelbaren Nähe der Kirche gelegen. Gröhnend und jitzend vor Kälte suchte sie an dem Thore.

Herr Wengis welcher sich in tieffter Trauer um die verlorene Gattin schlaflos im Bette hin und herwälzte, schellte dem Gesinde, und befaß dem Knechte nachzuweisen, wer noch bei so später Nachtzeit Einlaß begehre.

Der Knecht stürzte einige Minuten darauf todteneck in das Zimmer seines Gebieters mit der Verifikation, die Frau Nidmed steht als Gekipst am Thore.

Herr Wengis schallt ihn einen Thoren

und schickte den zitternden Diener zu Bette. Das Wochen an dem Thore wiederholte sich aber in einer Weise, daß Herr Wengis endlich unruhig aus Fenster trat und entsetzt zurückhub, als die unten stehende Gestalt ihm mit wohlbekannter Stimme rief: „Wengis, mein Herr und Gemal, öfne das Thor!“

Als er sich vom ersten Schreden erholte und seine Haltung wiedererwannen, sagte Herr Wengis aus Fenster zurück und tief herunter: „So wenig meine Pferde aus dem Stalle hinauf auf den Söller rennen, bist du Betrüger mein ehelich Gemal!“

Noch hatte er die Worte nicht ausgesprochen, als schon die Pferde mit aller Haß die Treppe hinauf stürzten, dem Söller zu.

Nun blieb Herrn Wengis kein Zweifel mehr! Er stürzte in aller Hast die Treppe hinunter und nach wenigen Minuten hielt er die todtegelaukte und vielbeweinete Gattin in seinen Armen.

Frau Nidmed genas bald und lebte noch sieben Jahre in glücklicher Ehe mit ihrem Gatten, welchem sie drei Söhne gebar, die später ins Kloster gingen. Frau Nidmed selbst blieb bis an ihr Ende 1364 stille, den größten Theil des Tages mit Andachtsübungen ausfüllend. Täglich ging sie in die Apostelkirche, an ihrem Grabe zu beten, und weckte in dankbarer Erinnerung ein großes, kostbares Faskentuch, welches noch heute in der Apostelkirche aufbewahrt wird, wo sie neben ihrem Gatten ruht. Das Grab selbst verschwand bei dem Abbruche der Vorhalle im Jahre 1785, in welcher die ganze Begebenheit durch Wandgemälde dargestellt war.

Noch heute sieht man, zur Erinnerung an die Begebenheit, an einem Fenster des Söllers ein Paar hölzerne Pferde.

Pommerellische Sagen.

Herausg. von W. Mannhardt.

4. Die Elbenhochzeit.

In Kistenfeld wohnte ein Schuster, der arbeitete immer Tag und Nacht: so fleißig war er und alle Nachbarn hatten ihn gern. Da kam es denn auch, daß die kleinen Leuten

zu ihm Zutrauen sagten und mitten in seinem Stübchen ihre Wohnung aufschlugen. Ja allabendlich kamen sie hervor und gingen durch sein Haus hin und her. Einmal, als bei ihnen

arade Hechtheit war, hielten sie sogar einen arenen Umzug in Feucht und Herrlichkeit und saßen alle auf kleinen, kleinen Pferdchen, die waren so groß wie mein Zeigengügel. Sie jubelten die ganze Nacht durch bis zum ersten Hahnenschrei. Da verschwanden sie. Als nun der Schuster in der Frühe seine Stube betrat

und den Mist von den kleinen Pferdchen über die Schwelle legte, siehe da waren es harte Klumpen und der Goldschmidt erkannte es für sicheres, lauterer Gold. Er kaupte es ihm auch ab, und der Schuster bekam viel Geld und ward ein reicher Mann.

3. Der schlafende Hirt.

Als der Stangenwälder Hirt einst im Acker seine Schafe hütete, legte er sich auf einen heidnischen Begräbnishügel hin, um zu schlafen. Nachts aber trugen ihn Geisterhände

von seinem Ruheplatze fort, und als er Morgens erwachte, fand er sich mehr denn hundert Schritte davon zu ebener Erde auf dem Rasen.

6. Die Hexe und ihre Tochter.

In Stangenwalde lebte einmal — nun ist das aber schon sehr lange her — eine kleine alte Frau. Die hatte eine hübsche Tochter mit einem Antlitz so roth wie Blut, und so weiß wie Milch. Da schloß es denn nicht, daß viele junge Purichen um sie freuten. Allein sie mochte sie nie nicht, denn sie hatte den hübschen Acker im Terte sehr lieb, und als der endlich auch kam und traute, ob sie seine Frau werden wollte, sagte sie freundlich ja, und der Packer traute sie und die Hechtheit wurde gehalten, und sie lebten sehr glücklich. Das alte Weib aber, ihre Mutter, war eine Hexe und mochte vor lauter bösem Neid das

Glück ihres Kindes nicht sehen. Darum suchte sie mit dem Hörner Stroh, und ein, mais, als sie auf dem Felde waren, geriet sie sogar in Acker und ward so bitterböse, daß sie ihn und ihre Tochter desbassen Zinnes in Stein verwandelte. Dann ging sie mit verhödtem Herzen von dannen. Der Stein aber steht noch da und ich will ihn die zeigen, wenn du hinkommst. Nur hüte dich ja ihn zu beschädigen und schlaue mir sein Stück von ihm ab, sonst nicht Blut deraus und das Gras und die Erde werden roth, als wäre es von einem natürlichen Menschen.

7. Die wandelnden Urnen zu Prangschin.

In einem Hugel bei Prangschin fand man einst heidnische Leichenurnen. Der da, malige Gutsbesitzer war ein edler Mann und ließ sie in der Familiengruft seines Hauses neben den Särgen seiner christlichen Verstorbenen beisetzen. Sie hatten aber dalebst keine Ruhe und als man nach einiger Zeit einmal das Gewölbe öffnete, fanden sie an der Thür, als wollten sie hinausgehen. Man nahm sie

fest und stellte sie ganz nach hinten an die Wand, aber bald waren sie zum zweiten Male von ihrem Plage gerückt. Da schrieb der Gutsbesitzer einige Zettel und Wette auf einen Zettel und legte ihn neben die Leichenurnen. Seit der Zeit bleiben sie ruhig und haben sich nicht mehr aus eigener Kraft von der Stelle bewegt.



Schneekönigskinder

Das Frühstück im Walde
„Marchen von Leise Siefen“

Schneekönigskinder.

Ein deutsches Märchen in zwölf Gesängen von Leopold Scherzer.

Notiz:

Leser! laßt Euch aus, ihr Kinder! die Welt ist Euch nur noch Bitter.
Kümmerschmerz ist Euch, noch demüthige Angst: noch Laster!

Erster Gesang.

Das Frühstück im Walde.

Wingetum Frieden erfüllte die Welt; leis zogen die Wellen
Toben, die Vögelchen drunter; den Mund rings hielten die Winde,
Leis wuchs Gras und Saat und leis drin frohen die Würmchen
Jede hinauf und jede hinab von der Spitze des Kornhalms,
Als war' alles zu Ende gethan, und keine der Käuse
Hätt' ein Mäuschen zu fangen, und mehr ein Hündchen zu kräuten
Hätt' ein Huhn; dem erlassenen Wellenwind hand der Verstand still,
Gleichwie der Sonne das Auge verharrt. Das machte der Frieden
Der einschlafende, süße, im Arm sein Weib, die Gewohnheit.
Kaum ein Kuchl wo schaute zum Lichte heraus — doch da war nichts
Jegend Verdächtiges früh, noch Verdächtiges spät wo zu wittern!
Nacht's im Wald auf dem Baumstumpz schlürfte die Gule; der Adler
Schweifte betrübt, doch demütht, durch seinen verlorenen Himmel,
Sinkt sein Reich, bis darum ihn betrog schlau Herr Schneekönig.

Da früh hatt' es gethant und es funkelten Blumen und Vögel —
Da mit dem Welf ging spürend der Bär im Walde nach Frühstüd,
Wandelnd sprach er zum Welfe: „Wer hier so schlendern und läde,
Könnte vermeinen, wir gingen nach Art unsinniger Leute
Hier spazieren! Doch wir Herrn Thiere, wir thun so von Kind auf
Nur aus nöthigem Ernst, was den Anderen glückliches Spiel scheint,
Unschult liebt, die Zeit zu verflüchtigen. Kärntischer Wahn das!
Wie heut tollert der Magen von Hunger noch. Aber da se! ich
Treu von der Nase geführt, von Henige fliegend den Baumstamm
Hier mit dem Koch im Reich, das die Bienen zur Beute vorstellt!
Hoch, hoch leben die Nasen!“ — so sprach er und rief zu den Bienen:
„Heutigsgel, ihr Kleinsten heraus! und grüßt Frau Königin schön mit!“
Und nun schmauß' er sich satt vom Winterbedarf der Armen
Draus er sich Trüden gelangt, von den Bienen umschwärmt und gekochen,
Doch ganz süßes vor Lutz und vor Belz, und in jeglicher Lage
Eine gedeckete Jungfrauenbenig-Scheide, die larte, die weißte,
Wie er und es er im Gehn, daß der duhrende Gast ihm behaglich
Keder vom Maul treff. Bald satt, bot er die Gine dem Welf an.
Aber ihm dankte der Welf mit verbindlichen Worten und sagte:
„Jeder hat seine so eigene Thier, die schmeckt ihm am besten!
So wird Alles gegessen, und Nichts bleibt übrig noch keinem
Züfer Genuß dar. Ist es die Alteste Kage vom Haden,
Eder der Kage die Maus, und dem Hund der verscharrte Knochen,
Selber die Laus fräß gern noch den Bettler sich auf und die Kinder.

Wir schmeckt, nützlich genug; Reh! . . . jung-süßleuchtiges Lämmchen —
Selbst das Ferklein, es schmeckt mir besonders, das weisst du von dir schon!
Tag und Nacht nachtrottend dem Wild, das ich ruhig ermüde.
Kein so Erbärmlicher als ein Hüngriger! Nichts ist er, gar nichts;
Aber was wird ein Sater sonstgleich! Das gerabe! ich an Dir, Vär!
Aber du hörst nicht, Vetter! Du lebst nur denkend das Maul stumm.
Beyon sollen wir reden? Es spricht ein Jeder am liebsten
Und am weisesten von den ihm eignen, ihm geltenden Dingen;
Niemand gaderst so klug wie die Henne, dem Küchlein Weisheit."

Und ihm behäutige gnäggvoll brummend die Rede der Vär so:
"Ja! nun bin ich ein Mann! Ja ich ich! erst recht! und ich höre . . .
Höre da droben was läppeln und klütern in Wipfeln — und ich nichts,
Und doch klingt es so fein! Was mag das nur sein? O Wer wehrt!
Wahrlich ich bin ein Vär, doch da mücht ich doch weinen! ich dabe
Noch mein Lebtag nimmer geweint, denn Vären gähet! Stolz —
Und jetzt bin ich Verweiser des Reichs, da der König hinweg jeh
Tuch wet weint, der wird ein Klab, und war er der Tiger."

Und leis sagt ihm der Vetter: „Da singt ein glücklicher Vater!
Singt ein glücklicher König — der Herr Schnee-König der Vögel
Aber, so viele die Hüfte verschweben, die Wollen befrigen,
Traunten die Wasser beschwimmen, das febernsteleibte Wolf das
Seiber der Sigal-schreibenden Gint! und der schmatzenden Gnten;
Und voll ist ihm dabeim der Ballast mit der Königin-Rutter
Voll Schnee-Pringen und Schnee-Pringessinnen, sorglos um Pathen,
Denn in unserem Volk und in seinem ist Laufen nicht Noth.“
Und in Gehrume vertieft, sprach äugend der Vär zu dem Wolf nur:
„König!“ — „Ja, ja,“ so erklart ihm der Wolf: „Ja, so heist er — so ist er!
Ueber den Schnee nur quert, den er wahrhaft weis zu verkünden,
Und wer Gint nur verkündigen kann, weis Alles, vermeint man,
Wer nur klug ist in Ginen, erscheint kein Dummer in Allem;
Wah n kommt Allen zu gut, und den Wahnenden selber am tollsten.
Scheust du dich nicht, nun so führ ich dich zum Schneekönigspalaste!"

„Was man doch Alles erlebt, und was da die Sonne beschneiet,
Sprach da der Vär zu sich selbst im Herzen, und trieb ihn begierig
Als Wegweiser voraus ihm zu gehn und folgte ihm jottelnd
Tiefer zu Wald, auf lieblich im Wandeln verwandeltem Teppich,
Welcher die Sonne — die Zweig! und Wipfel der wehenden Blume
Hell durchscheinend — webte, so leis und leis ihn hinnegnahm
Um ihn schöner zu weben und Augenverblendender immer.
Endlich erschien ein Poth und dabei ein prächtiger Gichbaum —
„Da ist des Herrn Schneekönigs Ballast und seiner Gemahlin,"
Klünerte ehrfurchtleis der Wolf, Kükstehend im Schanen
„Das da: die Gide nur?" fraate der Vär. „Nein, recht's da, der Ät nur,"
Zeigte der Wolf. — „Wie, der Ät nur?" haunte der Vär. Und der Wolf sprach:
„Nein, nur das Loch da im Ät." „Nur das Loch da?" verstummte der Vär ganz
Nein, da das Ät nur im Loch, hatt Kleiderkrank da das Töckchen
Nur an der Wand mit dem Schmutz und Kleider umm Rehtag.
Schadet das Gnead, Vär? Ät nicht dein Auge so klein auch
Und doch so sehtbar, dir hochbewürdig dem Wald ja dem Land gleich!"
— Rebete zu dem Verstummen der Wolf — „und kniet du auch nicht
Nieder, als Vär nicht knieend-gewöhnt, nach Betend und Singend,
So wie im Teme der Gide die Vögel dem Könige singen,
O so verneige dich doch und hie nicht hin; denn da kommen
Herr Schneekönig und Frau Schneekönigin, Rutter im Schnabel

Um sich die Herren Schneepriuzen und Schneepriuzessen zu äßen,
Die Hobbetischen, die kleinen, den Ältern lieb wie das Leben.
Wenn ich, der Wolf, dir das sage, so kann ein Bär mir es glauben —
Und „Vorlagen“ ist halb — und treu „Nachlagen“ das Ding ganz.
Guter, du brauchst sie zu sehn, nachdem du das Zwitschern gehört hast,
Aber du mußt dich gedulden, bis Herr Schneekönig und seine
Frau Schneekönigin wieder hinaus nach Futter geflogen,
Sich, und der König genießt ein Hüggenbeinchen sogar nicht,
Oder er schlürfte nur Wasser, bis Keines der Kinder mehr hungert.“

Alle nahmen das Loch sie in Acht, wo das häumige Nest stand
Voll Hobbetischen, und gingen zurück in die Schatten des Waldes,
Legten sich hin und träumten. Der Bär fuhr aber vom Traum aus
Kuhles bis den Palast er grieden und schlich andächtig sich nahe.
König und Königin waren da aus von den Prinzen geflogen
Und er redete und freckte sich hoch und lang und ihm kloppte
Stark sein Herz, und er sah in das Nest und zählte darinnen
Kint . . . Sechs Junge mit gelblichen Schnäbeln und Stoppeln zu Jedern.
Kost vor Ohnmacht war er zurück in die Pucke gesunken,
Doch der Enttäuchungsgorn riß laut zu dem schmähdenden Wort ihn:
„Ist das das Königshaus? . . . ein ganz elender Palast das!
Ihr wart Königskinder? — Ihr seid uneheliche Kinder!“

Ueber das ganz unerhörte noch Keinem verdiente Schmachwort
Führen die Kinderchen wüthig empor und verfielen in Krämpfe,
Als Schneepriuz' und Schneepriuzessinnen würdig sich fühlten.
Schnappend nach Athem saßen sie stumm mit den offenen Schnäbeln
Schlugen mit Flügelchen, streckten die strampelnden Beinchen vor Jähern,
Bis sich die Wuth durchsraß, wie das Feuer aus Stroh, in den Ausdrei:
„Nein! Nein! Nein! durchaus nicht! Wir sind eheliche Kinder!
Unsere Ältern auch sind eheliche Leute, wie deine,
Bär! I, das festet den Hals und den Kragen dich! Vater bezieht dich
Ueber und über mit Krieg. Wir beweinen voraus dir die Kinder.
Zittere! — — Das wird aus mit die Kriegsanfänger gefochten!“

Bär und Wolf sah'n über das Wort sich an; und sie besaß Scham,
Furcht und Angst. „Vorans zu lief, zu dumple Verehrung,
Bringt nur Schaden und Spott, dem Beschotteten gleich wie dem Spötter.“
Meinte der Wolf im Stillen, die Kinderchen, kosen, bekauend.
Schweigend schlüchen sie heim; in die Grube der Wolf, in die Höhle
Aber der Bär; da fest er sich hin zur Frau und den Kindern,
Die er zu nöthigen Schutz vor der Frau auf die Kniee sich setzte.
Aber sie sah ein Leiden ihm an und böhte den Armen:
„Hast du wieder was Dummes gemacht, wie man immer
Sich von dir es versteht? Wie er dajist! beichte die Dummheit!“
Und er erzählt' ihr den Spud, und sie schalt ihn weinend und lachend:
„Das thut niemals gut, mit gewaltigen Leuten verkehren,
Selbst mit dem Herrn Schneekönig nur auch, als dem wenigsten aller;
Dazu halt' ich mich klüglich zu gut, was man Weibern auch vorwirft:
Hoffarth, eitels Wesen, und Stolz auf den Ring in der Nase.
Aber die Kinder — die ließ ich mir auch nicht schimpfen! du Greiblan.
Geh' nur zur Kage! die Henne springt dir gerad' ins Gesicht, Mann,
Und kannst jagen von Glück, wenn du hier mit den Augen davon kommst!
Freundliche Weiber, sie werden sich feind um Schuze der Kinder,
Und ein Uebriqes thun muß jeglicher Mann um das Weib ja!
Dorum erwarte die Krieg! ichon hör' ich ihn schnidern, den Vater,
Her vom Weibe gelandt, nicht der Königin, sondern der Mutter!“

Zweiter Gesang. Gegenseitiges Mißverhältniß.

Als er so saß und seine bekümmerte Bärensele
Still sich besprach in der Noth und den Sorgen um sein Volk Thiere,
Horch, da geschah ihm als schwebt' ein leichtes Lüftchen daher ihm:
Und da er hinsah, war es der Herr Schneekönig, der draußen
Auf ein Aelchen griesch, vor Zorn erst schneiderke, doch dann
Grausam zu schimpfen begann nach winziger Leute Getrobnelt:
Darauf sprach er zu seinem vor Angst andächtigen Hören:
"Bär! du Lump! du plumper Geiell! gredunglages Großmaul!
Falscher Verweiser des Reichs, den der König erwürgt, wenn er heimkehrt —
Denn mir haben die Kinder erzählt, wie du tief sie verunehrt
Durch Zug- und Schandworte, zu ara, sie in Schnabel zu nehmen!
Lebend schreien und lärmten sie fort, das Unlaubliche, Höchste
Thun sie sich an und der Mutter und mir: sie versagen das Essen!
Nicht ein Flügelgeheiß — und sollten sie eher verdungern —
Schwören die Dingereichen fest, ob' von uns Aeltern zu nehmen.
Ob' ich es aus mit dir, Bären, gemacht, daß sie ehrliehen Stammes sind.
Blutigen Kriega drum sag' ich dir an und sämmtlichen Thieren:
Keinen gewaltigen Schien und Gelsen und allem, was Vieh heißt,
Ich die in eigner Person, und meine Heerle im Land rings.
Ich muß selbst schon kommen, damit du mir meinen Gesandten
Nicht zerreißt und freisch, ja schlimmer, mit schändenden Worten
Ihn nicht tödest im Herzen — das könnt' ich ja nie dir verzeihen!
Ewige Feindschaft stiftest zwischen den Deinen und Meinen, du Unbär!"

Gute Gedanken behauchen den Jüngling auch mit Verstande.
Tacum bedachte der Herr Schneekönig sich auch. Denn der Bär tief:
"Komm doch herein in die Höhle zu mir, dein Vieh mir zu ängen!
Frau und Kindern! Denn Viele zugleich ja vermögen das Tausend,
Lied sich zu hören und sein sich zu freuen, als ängen es Tausend.
Wenn es die Tausend hören, und wiederum, immer und immer.
Und dein schöner Gesang nur lockte mich: auch dich zu sehen!
Seu'n wir im Herzen uns Freund, auch wenn sich die Völker bekriegen,
Denn wir bedürfen ja Einer den Anderen, wenn sie uns drängen.
Komm' auf süßes Geleite, beschützt von meiner Bewundrung:
Glaube mir, Ich bin kein Schneekönigsmörder, ich Bär ich.
Niedlicher, Lieblicher, komm! Zum Kriega ist's immer zu früh! Komm,
D du Winzigster aller der Könige war, doch der Süßte,
Sieh', dein' warten die Kinder verlangend und äßen wie Mäuschen!
Hast du denn gar nichts, Frauchen, dem lieblichen Männchen zum Krübbild?"

Sie sprach: „Schweia! daß er singt! und Essen ja hat er zu Hause!“
Und der Weichmichel des ihm herein, und gerat' auf das Ohr ihm
Sent' er sich. Aber der Bär bat, lege dich mir auf die Schnauze,
Daß ich zugleich vor Augen dich seh'. Nun beginne, mir schwätzen:
Schweigen wir hier in der Höhle, so schwätzt rings draußen die Welt ganz.
Und der Geleite hüpf' ihm vertraut vom Ohr auf die Nase,
Wart in die Federn sich, sang und schniderte, daß ihm das Schließen
Schwell und des Schnabel genug nicht Schönes zu sagen vermehrte
Trauen von Wald und Sonne, von Weib und lieblichen Kleinen,
Und ihm selbst war wohl, daß er gänzlich vergaß wo er läge
Seinem geforderten Feind mit der schrecklichen Faust, auf der Nase.

Wie er so sang, daß die Höhle erscholl und dem Hörer die Ohren
 Stellten, begehrt der Bär entrückt mit den Leise gehenden
 Tritten ihn sanft zu ergreifen, ihn sanft zu bedecken, zu küssen ...
 Aber dem Herrn Schneeföhen, Verrath und Tod sich vermurthend,
 Jüngen alle Schreiden und Hederden; und vor Entsetzen
 stürzte ihm der Schreden um Leibe hinaus und dem Bär auf die Nase.
 Aber er selbst lieh schreitend davon und hinaus in der Höhle.
 Gleich der gewerlenen Kuh hinduichend, unmerzlich im Rinde.
 Aber beleidigt über das Mithausen mehr wie den Unglumpf
 Es ein heimlicher Bär jetzt da, ein dicker Toller.
 Jemina wachte die Frau mit dem Hermal ihm weg die Besetzung,
 Küste dem Manne das Haupt und droht und schimpfte dem Schelm nach:
 „Wart du Schweinen! du kleines, zum Gluck! pöppelmüger Schreihals!
 Du Weichhauel noch nicht, Weichhauelchen nur! O du famst
 Nur aus Lude herein, zur Verunehrung des Gemahls mit!
 Nun ist der König unvermeidlich! O Mann! Das süßen die Blinden!
 Denn hast du ihm die Rangen mit tungen Worten bedauert kaum,
 O, so hat er dich selbst mit der schneidenden That — dich belästert.
 Heilig berührt er des Spugs sich, zu Schande dir (aber mehr noch ihm)
 Denn ein Kleiner berührt sich mit Luth, was er Großen verübt hat —
 Und er berührt sich gewis — da verläßt man dich rings bei den Vögeln,
 Und bei unfrem Geisicht. Nun gilt es um unfere Obre!
 Denn ich nehme den Spett wie mir selber geschehen: was einem
 Manne geschieht, das geschieht zugleich auch seinem getreuen
 Weibe: so Obre wie Schande, so Gluck und Freude wie Ungluck,
 Selbst fett Schwein im Haus, so wie drei Tag' Dummer und Kummer!
 Aber das beste von Allen erhalten die Kinder: das Böle
 Aber verschweigt noch den treuherrschenden Kindern die Mutter.“

Alle sprach und verricht auch jetzt kein Wort sie den Kindern,
 Aber sie sahen die Mutter in Thränen und sahen und weinten.

Dritter Gesang. Die Kriegserklärung.

Trauf in der heiligen Mittagsstunde, wo Wälder und Felder
 Schwirgen von Vogelgeschlag; kein Hauekahn kräht, kein Hüdnchen
 Wip, und die Sonn' auf dem Gipfel des Himmels schwebend sich ausruht,
 Kam Herr Huch und kam Frau Hüchlin zur Höhle des Bären.
 Aber Verwanden, geschlichen, den jetzt voll Rösche sie wußten.
 Er ließ verdrängte sie in das Ehr' mach' lüthigen Anschlag,
 Verdräng, Hach und Weis, um aus den erschrecklichen Zeiten
 Augen zu sieben für sich und die Kinder; denn, wissen die Schelme:
 „Schlichte, die schlechte Zeit ist wogenden Gainers die beste.“
 Er schlich sich hinaus um Luthsch über der Höhle,
 Jetzt das Herkulech ihn, bis die Zeit ihm erschiene zum Eintritt.
 Sie ging quert fürkapp an der Höhl', um gerufen zu werden.

Alle ihr scholl „Frau Mubne! Oberatterin! hie! sie doch! Frau Göth!“
 Neugierlich heraus: „Wer besucht denn die Freund' in der Noth nicht?“
 Sprach sie: „Ich kiste da draussen bedacht nur herum, um zu hören;
 Lügen und Halbschheit muß man dem Freund nicht bringen, nur Wahrheit!
 Aber nun hat' ich mit Ohren gehört — ach, die Kriegserklärung!
 Aber ihr sie kommen! es schreit, es schreit! Gleich werden sie hier sein
 Euch zum Spett vor die Höhle genadt. Doch selber verbergen
 Darf man die eigene Schmach wohl hören! das süßt nur die Noth!“

Und nun schwirr es und raucht es; dann laut trompetet es gräulich,
Kinder und Volk zu versammeln — es war der Trompeter-Vogel.
Mit der Trompete, die schnarrend erklang, dann schrie es von allen
Bäumen und Zweigen derauf in die Höhle dröhnenden Ausruf:
Eperlinge mit Halskrausen geschmückt, vielfarbigen bunten
Und auf dem Kopfe zum Hücheln demalt beschuppte Hügen,
(Selber den Kindern der Väter zu Freud', die der Vater drohte):
Jeterien: „Auf! Krieg! Krieg ist beliebt von dem König der Vögel;
„Trum auf! Alles was fliegt und hetzt, bis ihr Mäde herunter,
„Was sich des Namens Vogel berühmt, bis ihr Mäde herunter,
„Und der beschalteten Dinge, bis auf zu dem Mhu, dem Habicht,
„Trapp' und Weibe, dem Ehlagen, und Krösch-verlissenden Sterche,
„Dem langbeinigen Kranich und Strauß — auf alle zum Kriege!
„Weg! die Schnäbel am Stein, spitzt euere Krallen zum Angriff
„Wegen das Alles, was auf vier Beinen da wandelt und Iher sich
„Rühmet zu sein! Auf, gegen die hässlichen Ohren der Erde,
„Brüllende Schreien und Hirsche im Wald, sammt Böden und Hagen,
„Auf bis zu Heimen der Mhu, und die Dachs' und Füchs' in den Löchern
„Bis zum kampferem Hamster im Bau und dem wühlenden Maulwurf,
„Selber den Mäusen im Mauseloch und langschwänzigen Ratten!
„Aber vor allen verliet bei Gelegenheit hässliche Ragen,
„Unern listigen Feind', Gähbenden und Rader, und wie es
„Möglich — den Menschen, den und hartberzigsten grauamsten Urfeind.
„Wist ihr ja: Hiererlei hat wir heiligen Erdenbewohner
„Wir, wir Federvögel, begabt mit erheben Flügeln!
„Dann Haarbtiere: die setzen mit Wolle, die groben mit Dörren;
„Schuppen-tiere dann, „Kische“ genannt von dem Alles was lebet
„Fressenden Menschen; er selber das nadenste fressende Hausthier,
„Welches von allem Gethiere die Kleider sich bergt, ja vom Drummbar,
„Welcher gedulbig, ja während ihm schweigt auf dem Leibe — und Veli heist.
„Auf! fragt Allen die Augen nur aus mit den Krallen! mit Schnäbeln
„Dadert sie blind! denn die Feinde, die blind sind, sind die Verleumern.
„Dadert ihr gehört? Nun so thut es! Nun frei ist die Kriegeswuth —
„Wer ein Häschchen gehabt auf den Andern, der rache sich frei jetzt!“

Alle riefen und schwärzten in's Land sie, die Nacht es zu rufen;
Ehen ganzheiser an Stimme, doch froh: ein Schreden zu künden.

Aber der Reichsvermeier erlaßte ganz auf dem Hüden:
Selber die Dieren, sie wurden ihm blag und im Runde die Junge,
Und ihm älterten Lagen und Rale vor Sorgen um sein Volk,
Denn der Gewissenhafte die Ühre zu efern bereit sah,
Wenn er das Volk nur erhielt um dem König das Reich zu erhalten;
Und sein Weib sah neben ihm stumm und kraut' ihm die Ohren.
Traut in der Hücheln sprach sie gewandt ganz leise die Angst aus:
„Jede, Gvatterin, sprech' sie ein Wort! zeitlens ein Audo sein,
„Der gar Hücheln — und dann in der Noth dumm, stumm ist erbärmlich!“

Und die Gvatterin drückt ihr die Hand, ihr die Wanee beirüchelnd:
„Was ist Krieg denn nun weiter? wir leben bekändig im Kriege!
„Was ist Krieg erst für euch Gese? nur wenig! das Heile
„Ist war, euere Nacht Nachbarn und dem Volke zu zeigen,
„Nur Angst dem, wer sich ängstigen wollte. Denn Frieden ja wird stets!
„Ich jung Weib w'is schon von zehn Frieden . . . und hörte von zwanzig!
„Aber das Wichtigste bleibe zum Kriege: ein Heer! — so vermeint du
„Wehl! — doch mit nichts! : Das Gfien ist immer das Hauptding
„Allen im Krieg, wie im Frieden: das wissen wir Armen am besten,

Die wie vom Morgen bis Abend umher und schleichen um einen
Mageren Hahn: ja die Nacht dran sehen um Ein Ei!.. Reint auch!
Aber erbärmlich erst komm' ich mir vor, und der Sonne zum Jammer,
Wenn ich, die ehrbare Frau, schwanzwedelnd zum Hässchen mich schleiche,
Ralsch mit ihm spiel' und tanz' und auch mein Schatten da mittan!;
Schaamvoll fleh' ich da schon — doch lebte ich zurüde — vor Junger.
Also das Offen suchst... und dann ein tapferer Heldherr...
Meinst du weiter?... Mir nichts, denn wenn er nur grausam, erschrecklich
Ganz härteigig anstellen sich kann, dann hinter den Hintern
Drat sich den Hals zu erhalten versteht, das ist heilige Pflicht ihm —
„Einzelne Tapfer gewinnen die Schlacht nur leicht, doch nimmer die Menge,
„Reist wie der einzelne Feige zur Nacht nur die Menge dahin reist“ —
Sagt mein Mann, der da listig den Vorkästen nähme zum Heldherrn:
Ist weiß allezeit Rath: und Rath bringt Gölle: die Gölle
Aber den Sieg; und der Sieg bringt Ehre: und Ehre die Furcht rings.
Was ist süßer auf Erden, als wenn sich die Welt vor uns fürchtet?“
Sagt mein Mann: was versteht ein Weib vom Kriege?... vom Jank nur
— (Nur beim Stehlen, da bringt mir die Furcht vor mir schreckliche Schläg' oft.) —
Jank, den verheben wir darin vollkommenen Weiber von Grund aus;
Jank, den verderblicheren als Krieg, da er täglich das Jahr lang
Weit und breit im Land, in dem eigenen Haus und der Nachbarn
Wüthen, entsetzlichen Schaden erregt, die Lebendigen krank macht,
Da umbringt und zwingt mit den Freunden zu leben in Passchaft,
Wenn die ihm Kriege Geschehen ruhn als friedliche Nachbarn!“

„Also den Vorkästen soll ich zum Heldherrn wählen: den Rath hab'
Ich mir heraus im Schlummer gehört. Ach, läme doch dein Mann!
Er: General — und du Generalin! so spottet der Frau'n man.“
Scufste der Vorkästen und brüdt' ihr die Hand und küßt ihr den Mund zart.
Sieh, da erblüht er den Huch und rief: O du kommst wie gerufen!
Wagt du, wer du bist?... Heldherr! Herr, wie du keinen geträumt hast,
Sammliche Thier' in Gewalt auf Tod die und Leben gegeben!
Danke mir nicht für die Angst, ich freue mich, daß ich sie los bin!
Gibst' Laderel, so geh' es Gewissenssel denn auch und,
Komm und laß uns jech das Weitere weise besprechen,
Kriegsdeath sey' auf Morgen ich an, und hundert der Trommelter
Iener geborenen Trommelter, der Haken, die trommeln den Krieg aus,
Deut, in der Stunde folgende: und Führer sei ihnen der Hockbund.
Denn im Krieg muß Jeder vergessen der ewigen Heilichkeit:
Drauf im Frieden, da mögen sie wieder wie Fahren und Hunde
Lüchig sich heissen, wie unterdrückt sich Krieger von Krieg sonst.“

Ralsch nun besetzte der Heldherr Huch kein Hundert von Haken:
Und heut, da Krieg war, deut fürchtet' ihn keiner. Sie lachten
Seiner; sie sahen ihn an und er sie, und blinzen sich blät' an.
Loch der gelehrte Hockbund soll, ganz holt, nun den Krieg aus:
„Krieg! Krieg, gegen das Alles, was Hebern hat und die Lust läßt,
„Was Zweideutiges Gier und Gierchen legt in Acker.
„Vom Goldbändchen an bis zur Wand, Strauß, Trapp' und gauderndem Truthahn,
„Wegen den Herrn Schneefögel zumeist, als Aller Beschimpfer
„Unser in unserm Herrn, dem gnädigen Vorkästen, dem Verweirer:
„Und der verübete Schimpf ist ganz: unerböt, unsagbar,
„All' ehrbarem Weib, selbst alles erduldenen Menschen!“

So anfasen sie Krieg bis in Mendausaang, und erregten
Während die Menge des Weibes, das rings around träumte von Schlachten,
Den Herlaufen... von Raub, den die Tapfern erlitten sich wollten.

Aber die Hasen verreckten vor Müdigkeit von dem Trommeln
Nicht mehr die Vögel zu regeln und kaum vor Schmerzen zu schlummern
Kleiner Augen vor ewiger Furcht. Der heiserer Stimme
Auch nicht erkannte die Frau Hestündin den Herrn sich, den Hestund
Und sie verband ihm den Hals mit einer lebendigen Kugel,
Die es gefallen sich ließ und ihn einschnürte zum Schlafe.
„Bei auswärtigem Krieg schläft all' inwärtige Feindschaft!“
Meinen die Vögel der Höl; doch niemals meinen's die Diebe.

Vierter Gesang.

Der Kriegsrath.

Als nun die Sonne gekommen und prachtvoll glänzte der Morgen,
Kamen die alten, die weisen, erfahrenen Thiere von allen,
Wie der Verweiser des Reichs sie besaßen zur Volksversammlung,
Wo er zu reden, zu fragen, zu hören und dann zu beschließen,
Würdig gesaßt auf einem erhabenen Steine bereit saß.
Alle schon hatten zu Hause geträufelt, jeder was ihm schmeckt;
Klagen der Alten vertragen noch leer, nicht Bedägen, lange.
Als die Versammlung endlich gesaßt war bis in die Nehe,
Trauf sich blickend und Kanten vordrängte sich gesaßt mit den Mäusen —
Säher vor Kagen zu sein, noch dem Land-Kriegs-Frieden nicht trauend —
Und es zu ebenen Erde so voll von den Klagen im Land stand,
Tas kein Kückis zu Beben gelangt, und die Achsen nur wund schlug. . .
Und einander das Ohr sie bedeckten sich konnten, und lechzten:
Krink ein Vorderein aufstehn, sich die Nase zu reiben
Wer dem Gedächtnis des Bedes und des Falschblut-mussenden Mardere,
Schauten sie stumm auf den Fuchs, der nun rechts hand neben den Bären,
Stolz sich den Schwanz schick, schmunzelnd, wie: viel mit dem Herrscher verkehrend!
Und ein lahm Pferd ich' und höbte zum Ehre des Blinden:
„Das sind traurige Stunden, worin wir Weisheit bedürfen!
Tatum mag uns der Himmel, so sehr er vermag, da vor weisen
Männern und ernsten bedürfen, wie vor — und schneidenden — Messern!
Aber der Fröhliche femme so oft ihm gefällt, und so viele!
Nimmer versprech' ich mir Gutes vom Fuchs und vom Luchs — und vom Dauschsch.“

Jahe erhebt sich der Bär und stand als künftlicher Herr da,
Schweigend, bis tief und jene betagte Kuh noch gekuckte,
Und bis die Höl die Ehren gekrist: da begann er in Fernst:
„Zist einmal nicht anders — ich habe den dummen besannten
Streich aus Ehre gemacht, und ich bitte, mir ihn zu vergeben!“

Sich, da erheben sich all' und beachten ihm dreimal „Vergebung!“
Ein Nachzügler nur tief: „Doch sei nun geschwiegen von heut an!“

Wieder erhebt sich der Bär und sprach zu der hohen Versammlung
Frieden auf alle den Blumen und drücken im blauen Meiste:
„Zeit ihr, so wie ich befaß, auch alle gekommen, ihr Weiber?
Geflimmen und Ruh'? und Stutzen? und Händinnen? Quickschub?
Und was senst noch den Männern, den Gesehen wie Kleinen, zu Freud lebt;
Kamentlich nicht, gebt alle zugleich euch fund der Versammlung!“

Und nun erscholl ein Hielgeschreie, Odell und Oheul von den Weibern:
„Hier! — Hier! — Hier!“ das den Männern ihr Herz sich im Heide vergnügte.

Freudig besannen sie Mütter zu sein: ein Noterndes Jidlein
Wieder nur nachträglich, zu allgemeinem Gelächter.

Und nun erhob sich die Frau, Frau Reichsverweierin, gute:
Als sie besattigt war, tief sich verneigt, da begann sie mit Ehrsucht:
„Wer kennt besser die Herzen der Männer im Land, wie die Weiber?
Aber nur Jede den Ibern: die anderen sind ihr nur Schatten.
Heute die Nacht erst sprach mein Mann, da ich traut ihn umarmt hielt:
„Kein Krieg ohne den Willen der Frau'n, denn er leidet ja ihnen
Gerade das Beste: die Kinder! die herrlich erwachsenen Söhne,
Laß Griesmutter sie werden und Unkel sich wiegen. Denn Veff'ro
Gintien sie nicht für all ihre Müd'n und Sorgen im Leben.
Velfekrieg ist nur glücklich: nur er geht freudig mit Sieg aus.
Und die Geliebten haben das Haus und die Ehre gerettet,
Laß auch Mütter sich scheuen die Leiden am Tag zu bereinen,
Wenn sie im Traume des Nachts auch die Redenden freudig umarmen!
Doch nur beschämter Krieg bringt unglückseligen Frieden,
We, und den bösen die Weiber im Land viel härter wie Männer
Tuch Humid und Schand' und freudeleer-eitel Sorgen:
Denn von der Ehre noch lebt ein alt Weib mehr wie vom Gute,
Daraus gehen die Frau'n in den Rath zum Kriege her aus,
Um mit kinnendem Haupt und süßendem Herzen die Folgen
Orakl zu erwägen, und weißig und fest sie dann auf sich zu nehmen
Lagt sie denn lieber zu Hause bei eiserner häßlicher Arbeit —
Nur wenn es Krieg gilt, ruft sie dazu: geht ihnen die Ehre!“
Wie sprach er. Und also verkünd' ich zur Freude nun Auch dir:
Krieg nur dürft ihr beschließen! beschließt ihn denn, brauchet nun Frau'n nicht.“

„Nicht, das man nicht ausübt, ist kein's. So beschließen wir Krieg, Krieg!“
Niesen die Frauen dorthört, und Recht mit zu haben die Jungfern,
Liebliche Reb', Ruberfen, und Hüllen der Hef und Stuten.

Jetzt erhob sich der Tacho und sprach zum verflammten Kriegsrath:
„Wohl und weißlich gesprochen, das muß ich bekennen, das habe Ich.
Aber, und wiederum aber! was essen wir während des Krieges?
Denn wir leben im Frieden ja schon von Nichts, zur Bewunderung
Nur aus der Hand in's Maul: drum rath' ich: laßt Magazin' an!
Kekend, kommen von Wagen sie her und weisen auf Wagen'
Rath muß kurz sein.“ Schloß er, und legte sich wieder zum Hamster.

„Wohl und weißlich gesprochen!“ entgegnete lächelnd der Wolf ihm:
Aber ach! Wie hast unter — ich will's nur zerk'n — Magazin selbst!
Schade nur, daß wir im Kriege — mit uns selbst Frieden nun halten...
Eellen! Wir leben ja alle, gewohnt, da so Einer vom Andern,
Alle von Allen: die Großen von Kleinen in größerer Anzahl,
Wie mein Vetter, der Dür, von unzähligen fleißigen Dienern;
Und viel Kleine da leben von Einem der Großen zusammen,
Wie viel Hund' und Raben von einem gefüllten Fieber...
Und frech greift ein Wolf in das andere Wolf noch hinter.
Ja frist Auch — (Herr Feldherr, bitte, verzeh'n Sie die Wahrheit) —
Ja frist Auch, Haartiere ja, die Hand, sein febriges Lebtthier;
Und binwiederum lhu die Tage — und frist sie ihm — Sie ihm!
Nudig hinaus denn in's Feld! Wir bringen das Essen, wir sind es!
Nife — wer nicht sich getraut, mit tüchtig zu fressen, gefressen zu werden,
Der bleib' ehlich zu Haus und eradle den Armen von Arre-Rath!
Dass sie den Hunger sich stillen — mit Wasser im Mund, Appetit und...“

Jene erhebt ein Schleichweißbaartiger Greis sich, der blind war,
 Her von dem eigenen Söhnchen geführt, dem gefälligen Neffen;
 Und noch trat er behutiam herzu an dem herrlichen Bambus,
 Greifende Finger am Aus: ehrwürdig mit inblaublauer
 Nase. Ihm suchten die Augen die wärmere Sonne der Heimat;
 Ein unendlicher Schwärzer, und wären die Wörter der Aeten
 Alle, so weit er gewandert, als Kraut und Rüben gewachsen,
 Oder als Regenfrau, dann blickten sich sämtliche Augen
 Mäuevergehend darin, und der Greis rührte nach Wärm.
 Der Mann sprach nun wie Wasser in orientalischer Redart:
 Wohl und weislich gesprochen, was ich selbst sehen, das hast du:
 Aber — ich über das Lamm führen, das ihr da mitten im Raume
 In ein Lammchen gepferdt, dem der lebende Geier die Augen
 Aus, mit dem Schnabel gebäd — um Erbarmen und mit ihm zu weiden —
 Tausend Verwundete wird es nun gehen, so Rote, wie Viel.
 Hundte, geblendete Ochsen, vor Brandstümmen heulende Wölfe,
 Alle die Tasterken gerade des Heers, die vom Tode nicht wissen.
 Heu schaff! macht Strohpfelle, um Arm und Bein zu verbinden.

„Hundgeciel und Kagengeciel heilt Wunden am besten.
 Köstlicher als Magazine bedürft da mich ein Lazareth weit!
 Auch ein fliegendes nur — (da schauten die Weiber zum Himmel,
 Ob Gine Kame gesogen? wie's ausfiel? und wie es wimmerte?)
 Aber er redete fort: Wo ich heim bin — ach, in der Heimat —
 Sihen in prächtigen Saal weiglühende ichöne Geichöpie,
 „Mädchen“ genannt, Huld, Güten, Geduld in dem ruhigen Antlig,
 Bis auf ihr Himmels bled, und lassen den freudigen Naden,
 Rindenden Hals, und die Brust und die Arme von braunen Geisenkern,
 „Alöbe“ genannt — von den Alten, den Leidenden, Schwachen und Kranken —
 Ohne zu wuden, zerkerchen mit ihren erischschlichen Küßeln!
 Also ernähren sie sie, ins Härten, labend, verlungend
 Selbst, wie die Kinder geisung mit der Jungfrauen Blute, die selber Jungfrau
 Heilig sich fühlen: denn Geier von Heiligen sollen die Alöb' sein,
 Alinge in den Sälen umher stehn gelben die Worte geschrieben:
 Wäblich, so lange der Mensch bleibt, bleibet der Alöb: und der letzte
 Alöb nicht eink noch den Resten so held wie den Ersten: er kommt nicht
 In die Geschichte der Welt, denn er läuft vor dem Ende geschwind drauß.“

Da rinas schaden die Hunde mit Weien sich hinter den Ohren,
 Selber der Feldherr Auch enthielt sich nur schwer des Geichabes:
 Daran denkend: wenn er, sein Büßel von Wood in der Schanze,
 Langsam rückwärts kriecht in den Teich, das sämtliche Alöbe
 Der von der Spitze des Schwanzes bis vor zu der Spitze der Nase
 Kling vor dem Tod im Wasser sich kufen im Büßel des Meeres,
 Das er dann fallen läßt und fröhlich erlöst davon sprinat:
 Lech er entagete laut nur dem schönblauartigen Aken:
 „Armen und reitend gesprochen, das hast du!“ doch leidet und aber,
 Saag der Herr Vorredner nur aus, wo wir selber Jungfrau
 Händen, so große, so freun, verwundete Ochsen und Pferde
 An sich selber zu heilen? und sind er nur auch Uchphanten
 Als Lazareth. Denn der Saal ja doch nicht in die Alöbe, Trum bist' ich:
 Ein Unschauer zurüd ... und ein sie zu ühen die Pfeile!
 Denn sogar Wälschinnen, die Augen nur Günen, den Zanger
 Aber sie da zehn Tausend verhegt, die bekannt, die Jungfrau!“

Nicht mit verdrissener Wuth ließ sich der Vater vom Söhnchen
 Hin zum Zuchse geleiten... erüßelte sanft, wo er siehe,

Sieh blisschnell dann nach ihm mit dem knurrensumharreten Bambus,
Doch ein listiger Feldherr weicht dem Geislagenswerden
Stets schlau, schneller noch aus — und der Schlag fiel ihm auf das Seidenkissen.
Heulend da weinte der Vater, und Schandestob lachte die Menge
Krieg und Andacht weg, an ergeblichen Streichen sich weidend.

Vielso noch schienen da Viel' der Versammlung raten zu wollen,
Reben bereitend im Munde voll Ernst — doch sie sauten nur wider.
Da die Versammlung hockte, die Weisheit ließ sich gerennet,
Jede erob sich der Herr Leopold, der gekochte, schöne,
Streckte sich, hob sich empor und redete laut zur Versammlung:
„Ich bin abgesetzt Hier, nicht ganz kumm, hier ja sehr kumm.
Aber mir geht es im Kopfe herum, was wir Sines den Andern
Sollen anhaben wohl können? Der rechtliche Wille der fehlt kaum!
Nasen und wüthen wir, legen sie hoch sich und über den Köpfen
Steigen sie nieder zur Erde, und fallen wir sie mit Gewalt an,
Kriechen sie lachend empor in ihre süßere blauliche Lustmeer ...
Treibt sie der Hunger hernieder, da geht es den Gärten und Gärten,
Hühnchen und Hühnchen dann freilich erdarmlich! verlegt von den Hunden,
Schändlich verheißt von den Ragen, verfiert von den Riesen
Wilden Gefühls, von ihrem Geisnau! am Leben verheßen.
Aber das zählt nicht! Also bei uns nicht zählt es, wenn vielen
Hundertem kumm, ja selbst das Schien aus dem Kopfe schacht liegt:
Und selbst unsere Hunde, die heißen darum sich vor Hunger
Verhängen: Janfende hnden, um vrägen, sich immer den Prägeln ...
Endlich, nur ein alt Weib macht Frieden, das Andre schmachtet.“

Jede erob sich der Haase und sprach zu dem Gien und Starke:
„Also der Herr Leopold da, er wünscht ein geistiges Mittel!
Frage da man uns Haasen denn, frage die Krösche, was uns all'
Möglichst zu Richten beiegt: nur der Schreck! das japanische Schreden!
Zur Abtummung trag' ich denn an: All-alles, was ich rein kann,
Fürchterlich schreien und brüllen, die Giel voraus mit den Schien ...
Fürchterlich heulen, wie Ragen und Tiger, und bellen wie Hunde ...
Fürchterlich grunzen, wie zahmes und wildes Geiswein: die folsch all
Sollen sich üben des Nachts im Geisrei! und am Schlachtag
Kallen sie über die Vögel, damit wir der himmlischen Herrschbar —
Alles entliegt — und wir haben geholt, unblutig, ja traghalt!
Verhängen: Kälbergeißel von Taumelten stübe mit Wunder:
Über dich geistige Mittel, behaupt' ich nun, geht in der Welt kein!
Selbst als Haase veränder' ich und rufe um Jagen den Reich auf:
Zum Fortlaufen zuzwingen, das ich ja das Ganze der Kriegsfunk!
Und mit Entwürfen probierte das Volk sein Kriegergeheil gleich:
Ja es schalt dem Herrmeier, das geistige Werk nur zu erben.
Schandemä nach Haus, und die Hunde geleiten preisend den Haasen.

Fünfter Gesang.

Die Kälhe. Das Siegeszeichen.

Aber mit Absicht trat mit dem Bäre der Fuchs zu der Ilme
Traud er die Niedermäus schlau laulchen gehen im Wege.
Und laut sprach er zum Bär: „Wenn der Herr Schneckensia das wüßte,
Was wir zur Schmach ihm beischlossen, er gäb dem ihm ehrlichen Freunde
Herrlichen Lebn! ja er schüde vielleicht den ihm eignen Lebn.
Machte wohl gar ihn zum „Gros. Boqui!“ — und singt dir das selbst nicht

Schen: „Grosß-Vogel!“ — Nach ihm selbst der erhabenste Vogel.“
Hörbar sprach er das, denkend: „Ten Schlaun verbaßt ist der Schlaue:
Lauschend nun schwirt mir die Maus bei uns zu den Vögeln als Vogel.
Pist du mir Rothkopf oit nicht in die Veräule geflogen,
Dast ich geschrien und die Leute gewacht, die in meinem Gewerbe
Dann mich mit Knütteln geföhrt, und der Hund mit beinade den Schwanz frasp:
Jego beiaßt ich dir das — mit dem Krangen am beitternen Schreinboer,
Wenn du bei und als Maus, und Vogelstipion, mit gespreizten
Flügeln, der Sonn' entgegen, sie anschau'n leist und verdungest.
Tu, ein offener Schelm — das ist ehrwürdig dagegen:
Jwei zu betrügen! Ich immer betrüge nur Einen auf einmal.
Aber nun fliegt du „verrathen“ als Vogel, und freisch als Maus beim
Mit dem Verrathenen oder Erlauchten. Erwone ja bringen
Wiederum Kunde vom Feinde juräd und verkaufen sie wieder.
Niemand leichter beischlich als ichen der Besohene. Aber den Klagen
Wisträu' du nicht stets, ein Ruchd kann manchmal getreu sein —
Aber da laßt mir der Gemüthd grad' in das Messer mit seiner
Nichtlichen Gemü. Er hat an das Bein sich geföhren — das paßt mir —
Und sie, lächelte, als ich sie sanft dem am Värtchen acupst — in der Menge:
Tsch ein jung Weib kann auch lachen... verlassen! das denke.“

Und zu gelegener Zeit seht frug ihn der Vär: Herr Reichert,
Hätten wir sonst nichts Gutes vertragen, noch Tummel zu wehren?
Tenn heut ist Sanct Tumm-Gut's-Tag, da verzieh es die Klügsten.“
Und ihm erwiederte lächelnd der Ruchd, nach dem Abend ihm liegend:
„Sieh! sein Tag ist aus, da die alberne Sonne zu Rük geht,
Und die vernünftige kommt, Sanct Grüß-Kopf's-Tag nun beginnt ichen!
Sprich: Was meinst du zu dem? und meinst du's zu thun, so besied ich's:
Wein Weib ist mir so klug wie die alberne Hähn! Sie meinte:
Sehen die Vögel voraus da verwoogen vor unsere Höhle:
Ein — nun erschick nicht — ein Siegedenkmäl für ihren
Sieg, das den Ruchd und breche... doch ihnen Begelirung laubre
Würde da unser Gemüth nicht geistig gebannt, mit Gewalt nicht
Niedergerbrüdt? und die Hörner verlagten dem Ruchd um Kraftstich?
Schamvoll hingen die Rük den Schwanz in unählicher Mehrheit!
Und die betretenen Kälter, sie frügen sie: Mutter was weinst du?
Ruch die vor Tummheit immer Betroffen — ich meine die Giel
Hingen die Ohren... dann selber den Kopf, und wippen am Fickeln
Gielstücken vergäßen die Sprünge und wippen am Fickeln
Darum sehen wir ihnen das Siegemäl vor den Ruchd hin!
Aber das muß gleich sein, nach die Nacht, das die Vögel es früh schaun!
Sei! und sie kommen geschwirt und bitten um Frieden um Ruhm und!“

Und nichts sagte der Ruchd als Hum! und beiaßt so den Glückreich:
„Alle die Rük, zweihundert, gekannt vor den trecken Baumstamm
Allen! Ich kenne ihn: der Blig hat längst ihm die Krene verschmettert,
Und nun ist ein der Sturm und um um behäuben den Siegemäl
Auch nur des Einen, beschüt sich: nur scheinbar Anders Ruchd ihn.
Schicken Rük-Rük'n stelle du bereit, und sagliche anmäßig
Rük tief: immer den Schwanz von der Rük ich an der Nach-Rük
Müthige Hörner gebunden. Die actuchen Schwänze der Lepien
Aber dann selbst an den Stamm und so müßt es mit Kräutern zugehn,
Jagen die fröhlichen Rük... auch Schen darunter — das Siegemäl
Nicht als Schandmal vor den Ruchd hin, sondern wenn kleine
Freier die Rük bewachen, mit Stecken gesetzt auf die Rükden!
Am wicklichten jedoch an der Spitze des Juges den Rükden

Heiligen Tullen mit seinem Gehrumm! der begeistert die Kühe!

— Das nur sag! ich „im Fall!“ denn er machte wohl Aerger und Störung.
Und jetzt hält man auf Jucht! zu der Kinder — und Kälber ja sind Kuh.
Kinder — die sicherlich ihm nachsiefen, dem einzigen Vater.“

Jetzt sprach freudlich der Bär: „Mein Weib wird schön dir es danken,
Dass du das geistige Werk ihr gelobt: ich erzähl' es zu Nacht ihr.
Für Recht haben und ihr Recht geben, bedankt sich der Weiber
Schlimmste! Sie wird gleich still! und thut zu Gefallen dir — Alles.“
Und nun hoffte der Fuchs auch seines Verlangens Gewährung,
Da er dem Bäre mit Lob sein Siegemaligen gepriesen.
Einiges thäte noch wohl Roth, sprach er, zu unserem Vortheil:
Feinde dem Feinde zu machen, und ihm adwendig die Freunde,
Nichtige Feldherren leben und Nüßliche tadeln dem Feinde:
Denn die Nüßlichen flüchtig zu rein gleichgültigen Nichtsen.
Sieh! und lebt kein Wichtigerer, wie der Adler da oben
Hoch auf der Alm, wer nur fahn und schlan zu ihm magte die Bergfahrt!
Wenn ein Pferdchen ihn trüge: ich meine da gerade den Gemüthod,
Der erst gestern vom höchsten Gehirg mit der Gense zu Thal kam
Hälfte der Har auch uns nicht, bliebe jedoch fern uns zu betriegen,
Weil ihm die Vögel verbaßt, da er nicht ihr König geworden,
Weil am Tage der Königsrahl mit dem Flügel von ihm aus
Herr Schenckönig „betrogen.“ wenn offene Wahrheit noch gilt.
Jernige lümt man schwer, drum sende den klügsten Geantlen,
Der sich an sein Weib wendet und Luth ihr zur Königin einshawagt;
Und herrlichung, das sind ja die Frau'n, und sie leugnen es selbst nicht.“

„Ihuc zu mir als Freund ein Uebrigcs — mache die Bergfahrt
Du!“ das jetzt ihn der Bär als redlicher Reichesverweier.
„Sieh! ein Feldherr ist es ja nicht am Tage der Schlacht nur —
Ja, fast schlafen da kann er: die Anderen können da schlachten!
Ein Feldherr muß hinten und vorn sein, oben und unten,
Jegliches selbst sehn, hören, ja kosten... das Wetter noch riechen! —
Und wer wittert von weitem so gut schon Alles — drum schlag! ein!“

Also gebeten noch wurde der Fuchs um den innersten Herzmunsch.
Und einschlug er: doch mach! er sich sehr zur Beringung: Keiner
Sollte hinaus ihn reiten, allein nur der lundige Gemüthod.
Selber der Steinbod nicht: denn der Weg ja verschneie die Nacht oft.
„Lasse den Gemüthod hemmen und sag ihm,“ sprach er zum Bären,
„Gemüthod, du mußt morgen zum Harberk unteren Feldhern
Reiten!“ — Versetzt er: Ich bin ja lahm: se verlege du: „Lahme
Gehn sein langsam.“ — Eräubt er sich noch — nun so herrliche ihn karisch an:
„Kennst du Kriegskand nicht? und mußt du noch, las ich dich hängen!“
Ersucht er: da muß mein Weib, mein liebliches Gemüthchen ihn reiten!
Das nimu zurend an, und befehl, das sie zeitig bereit sei!
Kobe sie, das sie dem Manne sein Bein schent!... herrliche ihr die Glöckchen!“

Und nun schieden die Freunde, die einzigen Männer, worauf all
Heil vom Velle berubte. Der Fuchs, der gelungenen List freh:
Eigene Luth schlan unter erhabenes Verdienst zu verbergen,
Ging, um das Schreckensgeichrei des Weckiers einüben zu lassen.
Aber der Bär, um die Luth in richtige Reiten zu ordnen.
Schnell noch zum Abchied frug er: „Doch was wird deine Betagte
Zu dem gefährlichen Gemüthritt tagen?“ — „Run sagen,“ versetzte er,
„Wird sie mir: komme gesund mir zurück und brich dir den Hals nicht —
Doch in Gedanken, da läßt sie vom Halsbruch neidisch das nicht mag!“

Sechster Gesang. Der Heuschreckenkönig.

Ueber das Thal und den Fluß und den Wald sanft hatte die Dämmerung
 Zeis sich gesenkt, nur die Berghöh'n droben noch schimmerten rosig;
 Feuerbrunn schien fern zu entsiehn, doch es war nur der Vollmond,
 Welcher die Erd' anhauchte, mit würzigem Hauch sie bezaubernd;
 Da saß schon die geflügelte Maus als redlicher Vogel
 In Schneekönigs Hallath, und vom Goldbähnchen gemeldet,
 Hört' sie: „Sag' ihr, sie wüßte vielleicht nicht bössliche Ordnung:
 Einzelne Damen, sie mögen so alt sein, als sie nur wollen
 — Also dann heimlich gewis jung — läßt Serenissimus nicht vor.
 Zur Frau Liebden beichl ich sie, warten zu lernen da soll sie —
 Bis spät erst ich erscheine, als säß ich in tausend Geschäften . . .
 Während ich Süßes gebeißt und Schweiß mir und Flügel geimnigelt“
 Als sie dem Hähnchen beziehn, sie sei ein fliegender Maus-Mann,
 Ließ er zur Königin ihn nicht ein. Dem „Artifel“ betrogen,
 Welcher die Klügeln betrügt. Dann steh' sie zürnend und gnädigt
 Um die Gnade, dem Herrn Schneekönig eine beizend're
 Gnad' anthun zu dürfen, zu mögen, zu sollen; belehnlos,
 Also wie alle Genaden der Erd' und der Höll' und des Himmels.
 Darum empfangen, verrieth nun dem niedlichen Vogelkehrtreichen
 Alles die fliegende Maus, was im Schild' und Werke die Thiere
 Führen; sie glaube die Trag' aufwerfen gehört zu haben:
 „Ob wohl Kagen denn auch Schneekönigskinder bekamen,
 Wenn sie sie trägen, und nicht schlimm würden davon?“ dann verrieth sie,
 Daß durch Schreck sich die Thiere vermäh'n die Schlacht zu gewinnen.
 Da, da seien bei „Schreck“ —: Hu, Schreden sogleich in die Seele
 Ihm zur Rettung gefahren; denn was anhaben die Vögel
 Senkt noch den Thieren, als schöntend sie alle verhungern zu lassen,
 Oder zu machen, als wenn Heuschreden — die Schreden des Heues,
 Grases und alles das, was Raub, Halm, Reim, Knospe und Ranz heißt,
 Alles mit Stumpf und Stiel von der Erde wegschnurbien mit Wurzeln!
 Schau' im Geist dann all' die Verhungern den! höre sie brüllen . . .
 Heulen zur Sonne — Gebell aufschlagen zum Monde; die Schweine
 Würden allein noch die Erd' aufwühlen mit Hauern und Rüßeln,
 Und noch am längsten sich halten — dann schau' die Berge von Todten —
 Aber du segst! und die Kinder, sie essen! sie sind die die Erben!
 Keine betagte . . zugleich und benachthe, einleind so schöne
 Junge Gemahlin, sie wird niemals mehr hier die legen!“

Aliegende Maus, du dachtest den Vater gerührt, denn dem Goldbahn
 Rischel' er was in das Ohr. Aufzugen die Flügel der Thür dann,
 Und leis klingend mit Silbergeiden und getreiteten Schwirgen
 Fiegt es herein, und blieb in der Mute so wie an den Nagel
 Fest in die Lütze genagelt, und hing so schreckend in Oberrucht:
 Und ihn betrug sein Herr mit der etwas schneidernden Stimme:
 „Wein Heuschreckengebieter, ja König im Lande des Morgens,
 Endte du gleich noch die Nacht weiß süchtige Schwaben nach dreier
 Ganz unermesslichen Heerschaar's Fraß-Nacht, daß sie das Land hier
 Speitfahl treffen; ich brauche den Tienst zu der Meinen Erhaltung.
 Meine Gnade dafür! Laß ganz ungenädig sie treffen!“

Und der von Gold hellstrahlende Prinz sprach tief sich bedankend
 Sein mit der schrillenden Stimme der Grille mit Flügelbegleitung:

„Müssen wir Könige denn groß sein wie die Lannen, und eich dich?
Klein auch schweb' ich vor dir: mit mir Hüpfendem spielt die Rabe,
Wie mit der Maus, mit der Erken die jung sie gefangen;
Freudig läßt sie sie los, ein Schrittlin! doch hinter ihr der schielt
Grimmig sie nach, und ergreift mit den hädelnden Foten sie wieder.
Iene zuletzt wird wimmernd zu Tode gespielt. So ich Kleiner.
Aber ich Kleiner bin Herr vom Lande des Morgens und Abends,
Wald und Fluß und Allem was lebt, ja der Könige selber;
Wollt' ich es: wiederzuschren in drei dichtfolgenden Jahren,
Lebte sein Dickwank, kein Wurm mehr im Kopfe des Treichsaafs!
Ganz undankbare Freude gewährest du mir und die so edle:
Meinem geträgigen Vell!.. mit dem also gesunden Magen,
Und den vortheilichen Zähnen — zu essen zu geben in Ummäß!
Solch summariisches Essen entweicht noch wie Hungernde, Satte!
Zwar Heuschreckenbedercker, doch fest' ich das Lederle selber doch nicht eh',
Als mein Volk denn doch an Krauttrinken sich herzlich gesättigt!
Hungerige leid' ich mit aller Gewalt nicht! Verhungerte grau'n mir!
Noch nicht Verhungerte freu'n mich. So hab' ich behändige Freude!
Wilst du mir einiges Wohl, daß ich Felder und Wälder dir freße —
Nicht Heu-Schrecken benenn' und mehr: „Heu-Vogel,“ das ehrt und!“

Zum Goldhähnchen gewandt sprach laut da der dankbare König:
„Lasse das Titulardokument ausrüsten; bringe das rothe
Häpchen; ich tunke die Rechte darein, und bedruck' mit dem Tugra.

Du nun berufe die Schwalben!“

Da schied der, jornig im Herzen:
„Wenn ein Knabe mich haßt, und glaubt mich ergreifen zu haben,
Kuß' ich das Bein mir aus, laß dem Verblüfften es, lachend, in Fingern;
Selber den Kopf aufapfelt' ich mir (wer ihn nehmen mir wollte),
Nies um der Freiheit willen, und koplos hóg' ich von dannen;
Und nur das Herz griff Keiner mir an! Das behalt' ich — und sterbe.“

Also sprach er, im Herzen Petrus, aus Liebe zu seinem
Hungerbeladenen Volk, daß soweit aus Morgen es käme,
Um hier zutreten zu werden, zerquetscht von den Füßen der Ochsen,
Herd' und Büffel, die bis an die Knieer in dem blutigen Breie
Wateten, und von den Schweinen mit schmagenden Rüsseln gefressen,
Als ganz außer der Art: mit Verwundeten und mit den Todten
Umzuspringen, ja lustig sie noch einmal zu ermorden!
„Einmal sterben genügt Jedwem, und anderem Vieh auch!
Ob ich Vogel, ja Waldfisch heige — versteht ihr mich? Warren!
Werke dir, Kleiner: Befehlen ist Eins — doch das Andre, Gehorchen“
Und froh schwirr' er davon, umsonst vom Schnidrich berufen.

Ieso erschien die Gesandtschaft trotziger Motten und Schwaben,
Schlauer, vom Herrscher in Roth Vortheil für ihr Volk zu erscheiden:
Ehrlich zum Vogelgeckichte-Gesächte zu sein, das begehrien
Sie für entscheidende Hülfe im Krieg, als Sieger von Allem,
Siegern und Todten: sie selbst allein nur bediegt von sich selber. —
Doch mit Berachtung wurden sie groß abthätlich beschieden.
Ohne nur weitere Bitte, verwich' ihr Sprecher den Herrn da:
„Heute gelacht und morgen gemein wird hier im Palast,
Und dein Morgen erscheint unabwiederbar dir und den Deinen;
Und wenn du Staub bist, biete die Ehr' uns an, dir zu gleichen —
Wir dann schlagen sie aus, wir unsterbliche Motten und Schwaben,
Wenn mit vergifteten Werg' im Leibe, mir Weinden von Trachte,

Und mit Augen von Glas, voll Staub du dann schaurig im Schrauf starrst!"
Trauf vorwärts — nicht rückwärts — schritten sie grob aus dem Zimmer

Siebenter Gesang.

Prakelbefragung. Der Mann im Monde.

Und Geldhähnchen erschien, von der Königin meldend: Der Adler
hat sich leben gelassen!... ja aus dem Ballaste geseissen!
Heute die Nacht gleich wird sie zum Rattenkönige schleichen
— Der im verfallenen Schloß als Keunfah-Glener Propbet sitzt —
Sich wahr und falsch sagen zu lassen. Sie spricht höchst weise:
„Das ist der glücklichste Weise, der weiß, was zu Jahre geschehen ist,
Dies Jahr schon und den Tag! Er allein kann Alles und Jedes
Richtig bemessen, verfügen — indes sich die Blinden betrogen!
Alle die Anderen leben von Wind! — Er lebt von der Wahrheit!
Ein Blatt aus dem „Zujahr“ wär goldene Bänder von heut werth!“
Ein so vernünftiges Weib zur Königin hatt du, o König!
Blut, unsichtbares, schweigete der Herr Schneeföña vor Angst da;
Denn als König der Vögel beist er das traurige Vorrecht,
Unter den Federn zu schweigen, wie nur von der Junge der Hund schweigt.
„Jede Vermündung hastet, verwirret den Geist und erfüllt sich,“
Sprach er und sah ihr nach, die dahin mit der fliegenden Maus floh,
Wer, ihr geleuchtet von drei Irlichten mit fladerndem Scheine,
Alle ihm die Scheine verschwunden, noch seufzt er: „Da schwebt nun das arme
Fädchen dahin voll Gram um mich und jumeist um die Kinder!“
Jedes Geschick ausbadet die Frau mit dem Mann, und b-troffner,
Wenn sie mit ihm auch alles genießt, so Gutes wie Böses,
Weiß sie ja, daß sie gebergt nur auf dem erlischten Thron sitzt;
Und nun scheint ihr die Nacht genadt für freuden Leidstimm:
„Ja nur die Kinder verloren, ist alles verloren!“ so sprach sie.
„Glend leben ist leben in Hurdt vor traurigem Ausgang,
Kraft, ausbauenden Muth! Denn Klagen, die schiden für keinen
König sich, weder in Noth noch in Led! ja geborene Kagen
Sind nur die Klagen, und heulen die Stimme wie Töpfe sich hebt aus!“
Sie sucht mütterlich Hülfe bei Lebenden und bei den Toten.

Und ihr den Weg zu verkürzen — unknälich ist ja die Langerweil, —
Sagt ihr die fliegende Maus: „Ich geh' Guckmuttern bräuchen,
Um ihr Geisente zu beingen zum hundertsten frohen Geburtsttag!
Alle betagete Frau'n, die das Leben verloren, und Jungskaun
Tied nicht funden, verhalten sich gern in heiligen Höhlen,
Eider und heilig sich selbst da crachtend; und tott leben im Geiste:
Leben ist freilich geunt, wenn tott sein fremm und geunt ist.“
Aber die reblische Maus, die die hundertjährige Mutter
Grü recht hoch nun verehrt, verstummt und heuter erickreden,
Denn gang nah vor den Augen, ergreifbar, veräthil, doch schauernd
Kroch, schlück, wog ein Wurm, ein feuriger, glänender, festes,
Augenloos, doch viel tausend goldener Augen, wie Köner
Goldenen Rebnis im lang... lang... endlos gezogenen Leibe,
Jedes der Augen erschien ein Stern, ein Würmchen, ersichtbar
Leicht für den Hahn, der als Wache der Herrin mit ihnen gezogen.
Ja der verwogene Hahn mit der weit noch verwegeneren Henne
Sprangen beherzt auf den Rücken des Wurmes, „des Heerwurms,“
Wie ihn die fliegende Maus leis nannte; und siehe die Hühner
Nisten vom Wurm und fraßen sich satt, einmal nur im Leben.

„Wer den Wurm schaut, glücklich ist der, auf immer geeignet!
 Koffer ihn zieh'n in Frieden! Er sucht sich den Kopf zu dem Schwanz;
 Keinen beleidigt er; ganz unbedenkbar, und unverleibar
 Er selbst! Immer so still, nie geberet, und alt drum nimmer zum Tode. —
 Hier schon liegen die Steine vom Schies! hier führen die Trauen
 Dich in den Keller hinab. Komm, folge mir!“ sprach sie und schickte
 Die zwei Lichter voraus; denn das Licht selbst darf nie vor irgend
 Was und irgend vor Wem so furchsam sein, als das Licht ja!
 Trumten erschien das Gewölbe geschwärt, an der Tode die Hasen,
 Gink wo die Schinken gehangen, nun Fledermäus' an den Wänden,
 Eine geschäftige Schlange, smaragdgrün, funkelnd und tünchelnd,
 Unter der goldenen Hande mit Ohren geschmückt wie die Gule,
 Rahn von den Händen der Diener die Ehrenackelnde mit Anstand:
 „Ered und Wurs!“ die zu hehlen dem Herling befohlen gewesen,
 Schlüpfte damit zu den alten reicheiten eiseren Pianne,
 Treimen der Kattentonia, ihr kumm Reun-Giniger Herr las,
 Habete, fütterte ihn neuntisch, und hörte ihn schmausen und pfeifen,
 Darauf zur Königin sprach sie gewandt: „Selbst essen ist Weltlust —
 Herrliche Lust ist essen zu sehn, wie den Kindern es zuschmeckt,
 Daß sie das Bauchchen sich klopfen, als schmeckt es im Bauche.
 Sätze, das sind mit der Welt die zufriedensten, gütigsten Leute;
 Alles verlange vom Satten — drum bitte ihn nur nach der Mäßigkeit!
 Erge dich also getrock zum Reunmal, Satten! er hört dich
 Winkend, vor Schlaf nun, oder vor Magen's Güte dir nidend,
 Und du willst nur Worte. So frag' und gewarte der Antwort!“
 Und die smaragdene Schlange entschlüpfte zu Winkel. Da frug sie
 Reise mit flepftendem Herzen. Doch ihr Reun-Giniger sprach nicht
 Selbst sich bemühend: sie lauchte; sie sah: ihr geishabe die Antwort:
 Glanz brach aus dem Gemäuer hervor, und er wallte, er schuf, quoll,
 Und ein vorstiger Bar quoll wieder hervor aus dem Glanze,
 Darinnen er hand und die klauenberaubeten Hosen sich lockte
 Mit rothblutigem Maul, drauß all' ihm die Zähne gekrochen.
 Und die smaragdene Schlange bedeutete ihr, ihr erklärend:
 „Kettlichst frugst du nach Frieden — und Wer? und Wie? er ihn mache?
 Darauf lagen im Barbild klar die Könige Antwort.
 (Lasse das Friedensbild dir malen und häng's im Ballast auf)
 Wenn der noch Einen zerreißt — da beuablen sie lachend den Dector.“
 „Also ihr Vögel gewinnt den Krieg und verheuert den Frieden.“
 Wiederum wischte zum Reun-Ginigen jost sie, getrock schon.
 Und ein goldener Glanz brach aus, und wallte, er schuf, quoll,
 Und in den Glanz schritt freudig herein als gewaffneter Feldherr:
 Herr Schneekönig, ihr iberer Gemahl, und sie langte mit Händen
 Weinend nach ihm; doch er lade sie nicht, herlos wie die Geister.
 Und die smaragdene Schlange bedeutete ihr, ihr erklärend:
 „Auf das, was du gefragt aus richtiger weiblicher Klugheit,
 Darauf malen im Feldherren-Bild dir die Könige Antwort.
 Wie ein König so schön bergläng mit dem Stabe! Ein König
 Thut qui, selber den Feldbermschab in das Parfschden zu nehmen,
 Daß er dann nicht abhängt von Anderer Dummheit, Heigheit und Falschheit;
 Denn noch ist kein König bekannt, der beisehen sich lassen
 Je zum eianen Verderben: sie sind bedrohliche Leute!
 Tenn mit dem Reich gebr's ihnen beträngt an das Leben: den Andern
 Nur an Ehr' und Gut der Gmencinen, auch redlichen Leute.
 Wer nicht selbst sich verteidigen kann, der beisehe sich immer
 Untergelegete — Hasen zur Klucht bis über die Gränge.“

Jezt weit freudigern Muthes noch frug sie den König; zu vieles
Aber zugleich, und verworren erschien ihr der Bilder ein Mengsal:
Eine behaarte Fremde, die Ruh' in die Nacht mit Schlämme schlägt...
Eine gewaltige Hornis zugleich in vergoldetem Harnisch,
Die mit dem bräunlichem Spiege, dem Stachel, draus und hinein fuhr,
Schrecklich zu schauen, das Alle die Augen bedeckten vor Grauen;
Aber ein Weissesaken, worin ihr Gemahl als Gefangener
Sah, der brach ihr das Herz, daß sie laut aufschrie vor Schrecken
Schrecklicher kam es mit dumpfem Getrampel die Stufen herunter —
Ein Elefant, mit dem Rüssel vorans; und ein Affe mit blauer
Nase voraus, von den Thieren gesandt nach heiliger Antwort.
Und sie entließ aus dem Schwarm antwortender Bilder, zugleich dem,
Feindlicher mächtiger Frager, hinaus in die gelbene Mondnacht.
Doch die smaragdene Schlange umwidelte zischend den Affen,
Dessen Orisrei sie versuchte; da nach sie den Elefanten,
Aber der Würdige sagt ihr in Ruh: „Zieh Andre: mich tödtet...
Seider mich sigelt kein Gift. Zieh“, nur der Affe da hängt hoch
Furchtsam vor dir, an den Hals wo einseind die Schinken gegangen.“
Und nun ging er den König der Ratten befragen; in Auftrag
Kubig fersichend, befeh er die alte vorstellte Pflanze,
Wendete sankt mit dem Rüssel den Quisenden um mit Verwunderung:
Abzuehn Augen da schossen ihr Licht in das alte Gemölde,
Drinn er als Rattenkönig gebannt in verrotheter Pflanze
Sah, seit seiner Geburt im beengenden Kiste der Mutter...
Sechs und dreißig verdorrte verkrummte Feindgeheine
Nüßten sich... Keun, mit einander gewachene Schwänze, wie labile
Regendwürmer, sie starrten empor wie Orkandne vom Tode
Am Keun, Einigem, der als einzelne Keune in jeder
Nacht vor ihr Leben so gern umhertrabalt: doch als Einer
Nimmervermöht und nimmervermöht; neidisch verwachten
Endlich zu Ruh sich gebien; von allen gesalut und bewundert,
Vom Wahrsagen gelebt, die smaragdene Schlange zur Mutter
Und zur Priesterin, die mit dem Tode des Knäuels sich selber den Tod sah.
Aber vor Mitleid wandte der edle Gesandte von ihm sich,
Wieder zu gehen, da trat er mit kloppizem Fuß in die Pflanze;
Dämmerlich hört' er es hinter sich pießn und quiden und wimmern...
Mütterlich klagte die Schlange und röstte sich über die Todten,
Und mit klappenden Zähnen umarmt ihn, gerettet, der Affe;
Trauf in der dämmernden Mondscheinnacht heimzogen sie schweigend.

Aber die Nacht durch ühten im Schlachtrau laut sich die Thiere,
Ammer Geiellichschöweife, die Hauptvorisdrer zu Nüßtern.
Trunten auf blumiger Wieße, die weithinblickenden Schaase;
Weiter vom Vergabbanke, die modernenden Ziege und Böde;
Weiter vom Hellen die Ruh' von den bläsenden Kälbern begleitet.
Trocken im Walde, die Todten mit weitausfallenden Stimmen;
Aber vor allen eutiglich das Vell der besannenden Giel,
Nebst Haupt, Giel, geschl auf den Feldvorprung; und der Tapfre
Hau' ein Echo entweht und gewedt, unermülich zu Kampor;
Teßen erfreut er sich gräßlich, als neunfacher Giel erscheinend.
Diesen nun hörte vor Allen der Mann im Monde mit Abscheu.
Ganz am Rande des Waldes zum Untergange bereit schon,
Schrie er ihn an; doch der hörte ihn nicht; und so kam er in seinem
Goldenen Rod, mit der Hade von Geld in dem flimmernden Walde
Fornig daher, trat dicht vor ihn hin und beschaute den Schreibals,
Ginst auf die Hade gestüpft, rief laut ihn an, daß er erwache

Aus der Begeisterung; und wie er sah daß er hörte, da sprach er:
 „Schreibals! Lebtewieder! all' Helden in Vinem: Du Gfcl!
 Einmal's hört' ich: Ihr habt auf Erden ein Wörtchen, das heißt „tell“!
 Jago versteh' ich das Wort, kangebe du, ich hab' es gesehen.
 Wenn Wir Sterne begraben — das hört kein Ohr bei Euch unten:
 Wenn Ihr nur Töpfe zerbricht, davon schwehelt die Sonne bei uns hoch.
 Hundeyeball auch her' ich hindurch und Ragenmiauen,
 Aber du singst und du lästest da Kindergeizig wie mit Donner!
 Schredlich, wenn ganz ich die Nacht die verliebten Ragen zu hören
 Amlich verdammt bin; doch da noch laßt man: ... Aber wenn du singst
 Fein jermalendes Lied... mich entzündt der erhabene Einsall:
 Laß noch andere Leute — ich nenne becheiden da keine —
 Nicht so zu lieben beglückt auf mehr als himmlische Art sind:
 So wie die Ragen zu schreien! denn da wär's mit dem Schlaf in der Welt aus,
 Und zum Mann' im Mond' mehr meldete nicht sich der Laubhe!“

Aber der Gfcl, der Wuth sich geschrien, antwortete baldkarr:
 „Ich, ich schrei' auf Beichl!“ und rasanete ärger denn vorher.

„Mein Weltbruder!... als Erdkind du — Ich, als himmlischer Bauer...
 Hast du, verschaffe mir Wachs, mir die Ohren damit zu verkleben!
 Und ein sanftes Tuch um den Kopf, in die Erde zum Schlaf mit!
 Ruhest du denn singen?“ — Da sang ihm geschättig der Gfcl die Antwort:
 „Gieb mir die Schuld an meinem Geschrei nicht — gieb sie dem Hasen!
 Der das Dummes gerathen; und dummer ist: dummes befehlen:
 Und ich Ghebramer führ' es nur aus, und mach' es zur Lust mir!
 Sprich, was hätten wir Gfcl denn sonst von dem „Allengeberden“?
 Reiß mir die Ohren nicht ab, und lasse sie Andern genädig!
 Schlag' mich Geschlagenen nicht! nein, strafe du lieber an Geist mich!“

Das Wort rührte den Mann aus dem Mond, und er redet' ihm sanft zu:
 „Kann nicht Alles in Stille geschehen? in Frieden erduldet?
 Hangeit nur Wurm nicht an, wie ja Ich nie! Alles geduldig
 Und hübsch schweigiam läßt es sich tragen, und abithun, Alles,
 Selber den Kopf abschnitten sich lassen und Andern schneiden,
 Und nachher nicht schwagen! Das ist vollkommene Tugend
 Unserer aller, der Thiere mit Haaren, wie nacketer Frösche,
 Und zum Muster für Euch stehn Bäum' und Steine da rings um,
 Die nicht musen, zerplintert von Bliz!“ — das nenn ich mir Leute!
 Kriegst du Schläge, so denk' du gelassen: „Mich leidet der Hase!“
 Hast du Schläge bekommen, so glaube: „Mich leidet der Hase!“
 Sollst du zu schwer Sach tragen, so heffe: „der Hase der wird mich
 Leiden.“ — Er hat mich... er leidet mich... er wird mich ja leiden —
 Das ist der Gfclglaube: dann haßt du die Schlag' — und den Frieden!“

Dafür biß ihn der Gfcl sogar in den Arm, als der schändlichen Spötter
 Schändlichsten über die dummen und armen getuligten Gfcl.
 Aber der Mondmann griff zur goldenen Hade von Jern roth,
 Ihn für den nimmer erfahrene Biß auch nimmererfabren
 Tüchtig zu bläuen; doch war es ihm lieber ihn geistig zu strafen.
 Und er benahm ihm die Rede: dinstori nur: „Ja“ zu sagen,
 Oder zu singen, zu denken in ewigen Zeiten nur „Ja“!
 Und zum Abschied sprach er bierat zum hörenden Freunde:
 „Man will schlafen! Das kannst du den Todten sogar nicht verdanken!“
 Darauf kehrt er zum Mond und tauchete rasch mit ihm unter.

Als der mit Strafe-Belegte, der Gfcl, zum Weibe nach Haus kam,
 Und „Gut Nacht!“ ihr zu sagen gedacht, da vernahm sie nur „Ja!“

Auf die Frage dann: willst du was essen? vernahm sie nur „Ja!“
 Auf ihr: willst du zu Bett gehn? eben vernahm sie nur „Ja!“
 Bist du verstimmt? — „Ja!“ — Wie? bist du ein Fiel? „Ja ja.“
 — Willst du Prügel? „Ja!“ — „Ja!“ — Und dabei blieb er.
 Bang da beriet sie den Bruder herein und klagte ihm das Schrecken:
 „Wißt: Ich lasse mich scheiden von ihm! Denn wer ewig nur „Ja!“
 Sagt, nur der höchst Langweilige, das ist der schrecklichste Schwäger!
 Aber der Bruder er lacht und tröstete sie mit dem Rechtspruch:
 „Stummsein ist kein Grund zur Scheidung!“ wußt ich mir halber
 Eine so süßliche Frau, die zu Allem mir sagte nur: Ja!...
 „Kannst du mir auch aus hungern — in Reib?“ ein wichtiges „Ja!“
 „Willst du mir unsere Fiel, die Kinder mit Reib“ aufleben?“ — „Ja! ja!“
 „Willst du für tüchtiges Tummie die tüchtigen Prügel in Ohrsurd?“
 Und sanft spräche sie „Ja“, der lieblichste Engel von Fiel —
 Wer der fiel ich auf Knie und Kopf und Hintergebene.
 „Ja“, das ist Reib genug für die Beite der Weiber.“

Laut da lachte die Frau, mit dem Jhsager zufrieden.

Sonderbar war ihm zu Muth, denn er suchte und wünschte das Bett, müß.
 „Kann ein Schlafender stumm sein ohne Gefährde, so mein“ ich
 Kann ein Stummer auch schlafen, und Träume sich reden im Herzen!
 Niemand ist so geistreich wie ich gramlos wandernder Fiel;
 Lebeten alle wie ich, wär ewiger Frieden auf Erden!
 Selber der Mann im Mond! sah ruhig als Fiel im Himmel!
 Hum! da der Grobian der!... steigt aus, um mich Felen zu drehen!
 Aber ich hab' ihn gebissen — das war schon außer dem Stummsein;
 Ob! es da drohen ihm Reute doch auch, die da Reute curiren:
 Arm' und Bein' und Fielgebiss und zerklüftete Nase!“

Traut, wie mit allem zufrieden, mit Hunger so gut wie mit Schlagen,
 Streckt' er sich auf sein Stroh und verummelt' es bald im Entschlafen.

Achter Gesang. Die Bergfahrt.

Als nun der Tag anbrach hoch droben zuerst in den Wolken,
 Welchen die Kerken erliegen, wie goldene Flämmchen die langen,
 Als an den Wänden der Felsen das rosige Licht wie ein breiter
 Goldener Himmelsstrom hübschbreitend herab in das Thal floss,
 Und von den mächtigen Fichten und selbst von den Köschen, den kleinen,
 Jedem die Sonne den Schatten da langaus neben ihn streckte:
 Da schon kam zu dem Lager der Gens mit der Frau und den Kindern
 Die das Geseit ihm gaben, der Fuchs und tief zu den jungen
 Schlafenden Obelenden hinein mit ermunternder Stimme:
 „Auf, Frau Gens! und den Schlaf aus den Augen gewaschen am Feunen!
 Er, Herr Gensbed schlafte; denn Schlaf ist das Beite den Kranken.
 Weit ist der Weg zum Gipfel hinauf, wo der alberne Adler
 Horcht und haucht. Wir müssen vor Nacht wohlweislich zurück sein.
 Denn senft drehen wir Hals und Bein! und das sollte mit leid thun.
 Ganz dumm ist da die Sonne doch nicht als Laogelaterne
 Längst vor Altes erlunken. Heraus mein niedliches Köpfe!“

Mürrisch blickte der Gensbed vor, mit verdunkeltem Schenkel,
 Hinter ihm schlief sein Weibchen beschämt und die Obelenden sich zugeht,
 Und gleich wollte der Fuchs auf die Gensle sich setzen, und sah schon.



Schneekönigskinder

Die Bergfahrt

(Märchen von Leop. Schefer)

„Nichts da!“ rief ihm der Gensd'ek zornig und rief ihn vom Rücken:
 „Ihr, trabt neben ihr . . . hinter ihr, da über die Berge“,
 „Hio an die Felsen, die ihm zu grad aufsteigen, er haust hier!
 Da erst gönn' ihm zu reiten, mit Verzicht, langsam, und ruh' erst!
 Denn nichts Liebreichs hab' ich wie dich, mein niedliches Weibchen.
 Wäre nur jetzt nicht Krieg, und müß' ich nicht Jedem gehorchen,
 Wer mir da herkommt darich zu befehlen, ja sanft gar ihm geben
 Was er nur fordert, die Hörnchen mit Häkchen vom Kette:
 Selber die Frau zum Pferd, und das eigene Bett zum Hundsteden —
 Ja, dann wüß' ich ein Andreß dir weisen, du lumpiger Fuchschwanz!
 Der nur macht dich um Fuchs, und die Gans selbst nicht dir den Fuchs an,
 Die ein Ewigchen davon nur erblickt. Schein, mach' daß du fernkommst!“

„Aber um auf ein Andreß zu kommen,“ versetzte der Fuchs fromm —
 „Nun, lieh' Krauchen, du willst nichts irgend genießen zum Kräutrad?
 Ich, ich hab' ein Gänstchen vertilgt bräunwarm da vom Dach weg,
 Ein noch saumiges, gelbes, vorzüglich sich eignend zum —
 Und hier brachten die Eöndchen mir fromm zwei Hühnchen, Rabbinchen,
 Durch ihr Nadelohr beide mit Grase verknüpft: um die Schulter
 Häng ich sie mir: denn ob ich im Bauch', viel weiser, sie trage,
 Oder nur so um den Nacken, das wird dir einerlei Vast sein.
 Du, du bescheidenes Kind, hüthst dich wohl droben da deine
 Kräuter, und minnagst Steinflöc, Moos, und Rööchen wie du schön.“
 Doch sie erwiederte nichts, und ihr Mann trieb kühn zu der Bergfahrt.
 Da zum Abschied ging sie und rief sich die Stirn an den Hörnchen
 Tanti, die ihr fehlten zur Fahrt, voll heimlichen Kummerd —
 Horn an der Spitze gekrümmt, zum Anhalt an den Gestrüppen
 An den gefährlichen Stellen, um nicht in die Tiefe zu stürzen,
 Drunten begraben in Eis und ewigem Schnee, daß ihr Mann nie
 Hinter ihr mehr die Felsen bestieg, wenn er weinend nach ihr rief:
 „Ach wo bist du, von Krähen verbacht, mir, du liebliches Weib mein,
 Und noch heimliche Mutter von zwei heilseligen Gensd'ek,
 Die du mir leise versprochen, wenn der Sinn' heimtreibt von der Halde!“
 Also sprach sie im Herzen und schied mit gemiegtem Köpfchen
 Und mit den Kindern schied Frau Fuchs, nach drohend dem Manne;
 Aber er dreht ihr den Schwanz, wie die Flügel der brennenden Windmühl.

Schweigend traten die beiden nun Hundstred bis in die Berge.
 Als der geheime Gensd'ek zum künftigen König der Vögel
 Ueber das steile Gestein nicht mehr zu erklettern der Fuchs war,
 Wuch er stehn, und das Pferdchen ihm stehn, und er sprang ihr von hinten
 Schultrecht auf, in den Sitz und schnalzte vor Lust mit der Zunge.
 Und nun erschieg sie bedächt'ig und süß das gekürmete Steinchloß,
 Nase nach Ost', und Erker und Thurm nach Erker und Thurm, hoch.
 Als sie sich nun ausruhte und lebend der Reiter ihr abstieg,
 Herd, da raucht es empor aus der Tiefe der finstern Felskluft
 Leid und lauter, und aus den als Staub aufdampfenden Wässern
 Hören sie Flügelchloß, und sichtbar tauchte der Adler
 Aufsteigend empor, der sich drunten gebadet in heiliger Fröhe.
 Nichts schwebt er an ihnen empor, von den Flügeln die Tropfen
 Sprühend, die glänzten und blinften vom Strahl der verborgenen Sonne,
 Und sein stiegender Flug maag langsam ihnen die Höhe
 Wer, bis hinauf zum Horst, an der starrenden schimmernden Felswand
 Als sie nun aus sich geruht und der Fuchs ein Hühnchen geschmauet
 Und in die Wüde die Ästern gestreut, voll Aurcht vor der Reize;
 Doch aus Scham vor ihr: sich als elendigen Ritter zu zeigen;

Sprach er sich groß und rief, von den Stimmen der Felsen verspottet:
 Nur mein Weibchen, nun auf, nun werd' ich selber dich tragen!
 Doch sie erwiderte nichts, und wieder beschieg er die Fels.
 Aber nun donnert es laut, und Wollen entführnder Föhn blies
 In die gewaltige furchtbar heulende Orgel des Berggeists;
 Steine wie Köpfe der Riesen entriß er und stürzte sie polternd,
 Hüpfend, wie freibleiche Kinder und furchtlos hinab in den Abgrund.
 Aber er fühlte das Jittern der Erde und die Furcht mit den Knien,
 Denn sie bestreute sich ängstlich den Felsabhang zu erklimmen;
 Doch da flammert er grad beim heissesten Steigen sich hinten
 An, kaum hängt er an ihr und sie schreit. Und da wär's ihr geschehen
 Schändlich zu fallen. Doch legte sie plötzlich sich flug in den Schnee fest,
 Und ihr flopfte das Herz, entsetzt vor dem tödlichen Reiter.
 In der Gefahr wer denkt an Betrug da, als der Betrüger
 Erst recht: Anderer Furcht zu benutzen, er selbst, vor Begierde, von Furcht frei.
 Aber sie that nicht weiter dergleichen,
 Sondern, sobald sie zu Athem gekommen, beschloß sie zur Rache:
 Tödtlich den Steigen zu ängstigen, aber dann ganz zu verlassen,
 Begleitet im wüthen Westeln: zu verbürgen nun oder verweisen!
 Ledt nun oder lebendig hinunter zu stürzen in Abgrund...
 Aber am besten: zu Weib' und Kindern nach Hause zu leben.
 Frei von Geschäft, ja Gelübd' spricht schändliche Fesselbedrohung.
 Aber zu stüßam, auch ein Wert nur über die Lippen
 Bringen zu können, das ihrer Gefahr auch nur im Traume gedachte,
 Sprach sie, die Augen von ihm, und auf in die Bläue gewendet:
 Viel zu still hier harret der Weg zum Horste des Adlers,
 Gleich wie hinab. Du erdrückst mich da! Reiß auf Leben und Sterben
 Also hinüber mit uns, durch einen gewaltigen Sprung — dich
 Mir auf den Rücken, zum Felsblock dort, der uns anlockt
 Ten und der Bergesalte vorank zu dem Gange gelegt hat!"

Schweigend stand sie, so wie ihn erwartend. Aber er schwieg schlau.
 Leicht sich hinüber nun schnellte sie, rief zum Entsetzen herüber:
 „Den hier, immer am Giesbach auf... dann links zu dem Gießthurm...
 „Den dem rechts gelangst du bequem zum Herke — da blinzt er!"
 Und nun sprang sie bebend und geküßt, froh beim zu gelangen,
 Immer hinunter von Fels zu Fels, in den Schluchten verschwinkend —
 Und nun wehte nur Fichtengehauch in der schaurigen Tiefe.

Als der Berstand ein Felsdorgelklang ihm hille gekanten,
 Wo ihm die Sonne die Sonne nicht war, das Gelaute die Welt nicht,
 Trunten der Vär nicht der Vär — und er wieder zum Fuchle geworden,
 Nacht er sich selbst laut aus: er beschied sich und sprach in sich selber:
 „Hier, mein Jugendfreund, steht Er sein Ende vor Augen!
 Die ihn im Sterben umschüß — Steinbeil! und Haken von Stein sind's!
 Lieken Genade bedürft' ich: gesund Gings beim mir zu tragen!
 Aber was könnt' ich noch mehr?... hab' ich nicht richtig und richtig
 Alle betrogen, die so dumm waren mit mir zu verkehren!
 Wer mir genacht, ward artig geprellt: unglücklich, so nennt man's:
 Keiner, der mich nicht verwünscht, nicht über sich selber geweint hat —
 Und war's selbst mein Weib! — Wer kann sich der Ehre brüsten
 Weit und breit? Kein Felsweg ging ich nach einem der Winde
 — Und vier sollen das sein — eh' Einen von meinen Gefesslen
 Trüb zu bezegenen. Ich lebte genug —: Ich lebte mir selber.
 Keinen gekönt hab' ich zu meinem verhehltem Besten
 Keinem gekönt, um Nichts, zu seinem verhehltem Besten

Wer von mir hat was um Nichts? — So hab' ich denn nichts zu bereuen.
Einmal hab' ich ein Gänsechen gekostet, das sagte: es wäre
Seiner gekochten Mutter ihr Leib, Kind. „Gi, Kind!“ lacht' ich.
Aber ich merkte: es hanc den Fies! und so bin ich denn Keu-frei.
Aus ist der Schmaus. — Doch giebt es denn gar nichts mehr zu genießen?“

Hci, da entdeckt' er das Kebbuhn, legte, im Nacken ihm hangen
Und stillschweigend nun hielt er die Leber, „Genseromablicht.“
Aber er war doch gerührt: denn um die Gebeinchen vom Kebbuhn
Sammelten frech Ameisen sich an — und er sah e sie essen;
Die Luft fruch er noch ein. Doch er sollte noch Vieles erdulden:
Keinem je gehet das Leben so aus, und so bin, wie der Rent Nachts.
Möglicher Höhn nel grad' aus der Höb', als stürte der Himmel
Tumst, unrichtig ein, und pfiff sein schauriges Vergnügen:
Wollen erschienen die Sonne: der Schnee die Gelände der Felsen;
Donner erschütterte Marl und Gebein des verminerten Schloßes;
Kopf und Nasen, verummelt in Schner, abkürzte vor Furcht sich
Springend und zischend und rollend mit lauem Oeto' in den Abgrund.
Und er verschleierte tief und bebrte die Schmause sich höher.
Lächerlich lachte er vor Angst und Noth, nur bloß um zu schreien,
Dell und heulte, er Giner, zu Keun... Jehn Hüchlen verrielsacht.
Höre... da lauch es her!... Sich... da scht es sich! Niehe... da ist es
Selbst Frau Königsadlerin, waren vom rustenden Retweg.

„Nicht mit dem Herste genalt! Du Gi ausklärender Lütking,
Kallischer! Was freichst du hier oben herum in dem heiligen Bergschloß?
Ich bin Königin hier, ehn' Unterthanen — ich deie
Welche mir, immer so viel ich bedarf für das Haus und die Kinder.“
Also drehte sie. Und er beschwagte sie, Oslad nun sich abmend:
„Königin wachst du? mit nichten! nur so Frau Adlerin ichlektweg!
Aber du könntest sie sein, o die Königin aller Geroßel!“

„Sag' mir: wie so denn? Das hat mein Mann mir immer verschwiegen!“

— „Seinen erfahrenen Vetrug! ... und die Dummheit! die er verhehnt hat:
Gh' du mich tabelst, höre mich erst, daß du alles genau weisst.“

Und nun erbeb er sich: Nicht nur Fuchs bin ich, nein, auch Geizantier.
Ziehst du denn nicht auf dem Kopf mir das weiße, das blühende Kirschkreiß?
Wer das trägt, geht überall ein und überall aus, frei,
(Wenn man ihm nicht auf den Fels trennt, schaltet' er kumpf ein)
Höre mich wohl, mich sendet der Bär, der Verweiser des Rauchwicks
Der Krieg hat mit dem Herrn Schneefönig! Die Sache nun war so:

„Einmal wollten die Vögel, vor thörigem Stelte, sich einen
König erwählen aus ihrem Gecktschl. Jersi Klügel nur mußt er
haben und nur Zwei Feine, dabei Kopf, Schwanz und Gesieder;
Schnabel, den nicht zu vergehen! Das alles denn kurz so nur, oder
Lang; grad, krumm; und Stimme zum Schreien, wenn auch zu Gelang nicht;
Tann, wie der Sperling nicht weiß Weiber, nur Eins, wie die Schwalbe,
Daß ihr Vogelgeschlecht durch zu viel Weiber nicht ausgeh'.
Diese nur waren die Stüd, die erordert wurden zum König;
Wer zum Verste der Kraft, und daß er von Schwindel befreit sei,
Nun um den Zeimwais höher als alle die andern gezogen,
König, das sollte der werden und sein und heißen und bleiben —
Hier unermeßliche große, gewaltig, verchiedene Dinge.
Alle die üben sich lang' und brachen sich bald die Gemide,
Welch unzähllich Geckweir! welch' Lußgeschrei in der Versammlung!“

Trauf vom geschmückten Plan aufzogen sie alle zugleich — Der!
Als der „Trompeter“ geblasen; und wendlic fliegen sie schweigend.
Al' Unfähige „König“ zu werden, drum sämtliche Weiber
Säßen und schauten hinauf mit gebietenden thronenden Augen,
Ihm, Glückwünschend; dem, Unglück; jenen: die Hölle zu brechen,
Wenn sie vom Himmel geführt mit der eigenen Faust sich erschlagen.
Siehe, der Hahn floh bis auf den Zaun — da bräht' er schon: „Hohl! Guck!“
Dies auf den Fiebel erhob sich die dürre Gans nur mit Giggel;
Dies zum Giebel der Lann' aufzogen die Staaten; in Wollen
Stiegen die Vögel, dazu mit Gesang auf; unter den Wollen
Schwirten die Schwalben umher, doch die Kraniche flogen im Kreise,
Naben und Brädn' und Töhlen und Giftern, die schwarzen, bedeckten
Schwarz den begrüneten Wald; längst wieder herunter gefallen;
Schwer auf den Blüthen und athemlos lagen die fettschen Enten;
Gaudend lag auf dem Bauche der Truthahn, kaum noch giebend.
Einig der Frau war sich geschehen, in seinen Gedanken
Stolz sich bemußt: „doch der Schönsie zu sein — und das Schönsie behauptet
Sich so den obersten Rang, auch ohne Geselg' und Palast wo.“
Auch so der Mann war nicht erst nach der Krone gezogen,
Als grundbählig, der, um nicht als ein garstiger König
Täglich dem Volk zum Verdrusse zu sein, sich des Fluges emhalten.
Trauf mit geantemtem Kopf sahn' all' an der Erde nur schwarze
Hede noch still hinschleichen von hoch, klein über den Wollen
Hubenden Vögeln, die kaum vor Ermüdung drohen sich hielten.
Teutlich der höchste von Allen Gesegneten erhaben da der Adler
Und ausrief ihn das Volk mit unenlichem Jubel zum König.
Siehe, da stürzt er, sich immer vergrößend, mit lautendem Wehen
Unter sie mitten hinein. Und kaum erst sieht er, da stürzen
Fall und Lämmergerer ihm nach, und zu Athem gekommen
Laut vor dem Volke bebauern sie ihn als schändlich Betrogenen:
„König, so lang du vom Himmel gefallen, zu Habnschrei, kurier!
Treben, von dir aus, Reg ein wenigst Ketzchen noch höher!
Also es hatte dir drunten sich schon auf den Rücken gelegt, so
Nicht fest zwischen die Flügel, so heßt du unmerklich ihn, und so
Kaut er die Kron und Reich — Ei, seher, da kommt nun das Ketzchen;
Und nicht Wir sind grade betrogen, nur grade der Adler:
Tarauf floh er herbei — wie der Wind ein Blüthchen berührt —
Aber mit ledem Gebu', und achtet auf den Schnabel des Storchs,
Der ihn mit Ehrfurcht trug, stellt Er sich schneidend dem Volk dar.
Da Er am höchsten geschlagen, und Wer da am höchsten gezogen,
König und Herr sein sollte, so blieb es der Herr Zerkönig.
Aber der Adler erhob hoch auf sein silbernes Vergeltung
Und zum verheizen der Schmerzen erlebte er das freudigste Weib sich.

„Wenn dein Mann nun sich nicht einmischt, und den Vögeln nur nicht hilfst,
Schlagen wir Naben die Vögel! — Der Herr Zerkönig verhielt sich
Unter das Kleinod. Neu wird Alles; das Ketzchen wird neu;
Ohne zu fragen nur kommt dein Mann vom Himmel gezogen
Und wird König da über die Woll' und Truthen und Geier...
Alles was hier nur lebt, so grade wie krumme. Das ehrt dich!
Kodt dich das nicht? Ein Weib, und nicht heischbüßig? .. wie paßt das!“

Kaum daß der Fuchs so das Weibchen geriet, daß sie eilte zum Heimflug.
Schon vor ihm schwebend, trug sie nur noch ihn die Frage der Mütter:
„Werden die Kinder mir reichweis Könige?“ und er verrieth sie:
„Sämtliche Vögel schon und Groggräter der eigenen Kinder;

Hier, Mütter nur gleich's! nicht Vögelin, Mütter — (Das Ei glaubt's!)
Nicht Leib, Kinder, doch Reide Ei, Kinder erheben dich:
Wegen nur Ei, Meist's bin ich unabhängig; sonderbar freilich:
Brüder! ein Aucke sie selber zur Welt, der wäre der Urschuld!
Sage dem Manne: Bedingung ist, daß er stracks mich hinabdrück!
Ganz wäcket Hand und die Hände den Kopf: doch der Kopf nie die Hände!"

Aber da heu sie über auf: und ob' ein Zenne die Rub weilt,
Sah er bei ihm eben selbst, ganz kurz den Gestanden beschreitend:
„Grüßen Den Vär. Zeut nicht mein Freund, Thron darf nicht leer stehn!
Nieder mich lassen — Entlassen!... Doch selbst ich. Klug sein. Auch sein!
„Hebians wehn' ich so herrlich: im Nebel weiden mir Kühe,
Läutend in himmlischen Wellen: es bläß Schalmeyen mir im Rentdein,
Und weit unter mir gehn die Gewitter, ich habe nur Zenne."
Und seht welch der Aucke sich bequemt und breut auf ihn legen,
Dass er hinunter ihn ritt. Da fass' ihn der Adler am Krauen,
Griff ihm im Nacken das Fell mit den Krallen der Klauen zusammen,
Und so hielt er ihn weit von sich ab mit geistlichem Haupte,
Grauent verbißenen Augen, die schwebende Junge zum Hals aus.
Also sank er so schnell in die Tiefe, das ihm es im Leib' knist,
Wiederum bis in's Graue, wo Thal und Berge sich scheiden,
Nüchlich emstieg der Adler sich selbst vor dem Bergesallen
Und weit älterem noch wie die Berg', auf welchem er herrichte,
Irglichem Thier wohlthätig und büßreich, selber dem Nöschchen
Ganz so gut wie dem Vär: ganz hell durchschauend die Klüfte
Weiß er, wo ein noch junges verwaistetes Rehchen ihm hungert,
Da ein Kniespöckel verweilt, das cräuselt er keckend, mit Nachtkau.
Tiefen erblickt der Adler und liess mit Geschreie den Aucke los,
Der tann'tet, entstieg, in das Gras fiel, neben die Weite,
Trinnen der heilige Kreis auf blühendem Moose das Gemüweid
Traurig begrub. Er erkannte sie gleich, die vor Gile Gschürte
Kenglich aus Furcht vor ihm und betäubt und beirrt von dem Schneekurm,
Blut im Munde Er sah das kalt: denn ihn rührte sein Todtes,
Nieder die Glöckchen am Hals, noch die Morgens so freudigen Schenkel.
Wackerlich fand er die Blumen im Kraus, an der Todten verschwendet,
Ten ihr der Bergesalle gewunden und ihr um die Tünn wand.
Still fort schlich er am Bach und suchte die Stelle zum trinken —
Ganz schmerzlos von der Spitze des Kopf's bis zur Spitze des Schwanzes
Sah er im Bach da sich weiß!... von Alten und Jungen verlacht alt.
Nur noch die Hoffnung blieb: „es ist Schne!" er bespötte sich grausam,
Wälzte... bespötte sich — aber er blieb weiß! alt! und er köbnte:
Weißheit ist es vor Angst und Fucht in den Krallen des Wehen...
Oder der Segen vom Auge des Alten, mit dem er mich anlah!
Da für get' ich es aus! Weis' Paar muß auch noch was bringen!
Aber wie prächtig Kanin, weiß bin ich binagen nun! — Schwarzer
Aucke ist der überreute, Walg, der berühmteste! Aber der weisse
Aucke ist ein Unerbörter! unschäbbar seltner, nur einmal
Herrlich verbandner in mir — sah ein Unglaublicher ist er...
Bin Ich! denn glaubt mich weis' ich noch die eigene Frau? sie verläßt mit
Tisch und Bett als schlaumen Betrüger nur! selber die Kinder
Kaum umschleichen mich bang und scheuen sich mich Vater zu nennen:
Aber ich bläue sie tüchtig! da werd' ich ihr Vater, ihr lieber...
Geldner... überner... alles herab bis zum Gierern. Nichts bist
Mehr zu Reicht wie der Dieb, ja den Weltlich möcht' ich ihn nennen.
Darauf ruht er sich aus, in der Lämmerung erst sich nach Hause zu schleichen.
Und so that er, und trat in die Gölle des Vär's bei Rentdein,

Tag sie entsetzt laut schrie'n: „Er ist todt! er ist todt — er erscheint uns!“
 Aber er sprach: „Tummelst! Ich komm' mit geknietem Fuchspelz
 Zum Schnee-Alten verkürt vom heiligen Bergsalten!
 Selber der Königsdaler — das muß ich gesehen — er trug mich
 Aus Hochachtung sogar auf eigenen Händen so kühnhaft
 Nieder an ebenes Land, wo Hüße was wiederum gelten
 Kämpften wir glücklich den Thron frei — würd' er so frei sein! Das meint:
 „Kräfte die Rage das Reih, das würd' er mit Hulden erkennen.“
 Also berichtet er amüßlich. Da dankt ihm der Bär mit der Hand warm,
 Tag er die Finger vor Schmerzen behauchte. Dann rief er im Grunde der Höhl' ihm
 Keiserermüdet, den harten und zettigen schlafenden Giesdär,
 Der auf schmelzender Scholle des Meers ganz glücklich gekommen,
 Helfen im Einzelkampf mit gefährlichem Knüttel des Helden.
 Während der Fuchs sich erfreute, daß der so weiß wie er selbst war,
 Kannte der Bär ihm zu, daß schon ein Söhnchen des Tigers
 Ihr Hauskätzchen gewonnen, das eitle Jüngferchen annehm,
 Durch ihr versprochenes Fuß, durch einen vergelbten Schwanz, und ...
 Durch, vor allen ihr einzig zu tragen, verchnittene Ohren;
 Aber umeist durch Hunger, sie wußt zu dem Gange bereitet,
 Aber damit auf einmal sie nicht zu gräßliche Schmerzen erdulde,
 Hat er ihr nur ein Streifchen verschitten, die Ohren gebesselt —
 Und darauf wiederum nur ein Streifchen; und ohne zu schreien
 Oder zu jammern, hat sie die Weibse zur Heldin ertragen,
 Klug jedoch, forderte sie die Belohnung schon vor der That sich.
 Sieh' sie dir an, das gemäulerte Ohr ... den vergelbten Schwanz schon.
 Schnurrend da liegt sie bereit zu dem Gang, der ihr nichts wie den Tod bringt,
 Dem du sie weißt aus Haß und Reid, und dem Tiger das riecht!
 Und von der fliegenden Maus an die Königin selber verrathen
 Sieget der Uhu, nachts scharfsichtig, bereit sie zu fassen,
 Und doch droben noch wachet der Hahn, doch desobien um Nichttrahn.
 Dieß Stüd wissen sie in dem Pallast; doch das schlimmere Stüd nicht,
 Welches der Bull wird ihnen bereiten! Tu wirst es mit Lust sehn!
 Denn nach Mitte der Nacht ist Rath zum Besprechen der Schlacht selbst.
 Wachen wir jetzt ein Schläschen! Der Schlaf härtt Keiende kräftig.“

Und nun schienen sich beide zu schlummern. Da kam zu der Bärin
 Ihre Gevatterin dannach nach ihrem Gelanten zu fragen.
 Und sie beschwerte mild ihr den Weissen, erzählte ihr, was er
 Alles verrichtet, und was für Thren ihm der oben geschehen.
 Traurig brach sie in Thränen da aus und röhnte zur Arcundin:
 „Wer glaubt dem ein Wort! kaum mehr ein heuriges Gänsechen!
 Unglück hat er gestiftet! und Schande sich endlich erworben!“
 Und die Vermeiterin sprach ihr Text zu, traurig und frohlich:
 „Mitterer, schwerer im Sinn Empfindendes, wußte der Beträgerin
 Nichts: wie den Göttern alt vor den Weibern erscheinen zu lassen,
 Tag sie ihn nicht mehr zählen, und kaum — nur mit Grauen — ihn anseh'n!
 Nicht daß er alt ist selbst und schwach auf Hüßen sich stützt
 Nicht ihm Wein — der Verlust nur des lieben Beträgers.
 Wer alt scheint, der ist alt und sei er erst — morgen geboren!
 Vielleicht weinat ihn zu Schaam nun die ihm aufsehwangene Weisheit.
 Wein Mann ist zu gastlich! Wer liege sich gern von ihm küssen?
 Oder umarmen? Wen er an die Brust drückt, süßlet die Rippen
 Wohl acht Tag' nicht ... wenn ihm der Alben seigleisch nicht ausfuhr!
 Garstige Männer: zufriedene Weiber! Mit Thren behalt' ich
 Doch mir den Meinen!“

„Der Lügner, Betrüger und Heuchler und Schmeichler

Ich bei Weibern beliebt und macht mir tausendes Herzleid —
 — Meinte die Frau Feldberrin, jedoch mit zweifelndem Hinklid
 Ob sein Weis auch Acht sei? nicht in der Kauser verache? —
 Und daß er Andern gefällig ist ein mir schlechtes Vergnügen:
 Ich hab' meinen Verwünschten um Spott nur für andere Rebie
 Und noch muß ich ihn rufen! und Kops und Schweiß ihm fröhren!
 Aber was will man machen als schändlich ihn bulchen und schimpfen!
 Unsere Kinder von solchen Gemahlen, die werden verhasst und
 Gleich so wie Bankrote! ach, und wir Weiber, wir schämen uns ihrer, —
 Aber was will man machen, als fürchterlich weinen und singen!
 Wie gern saß ich ihm: „Nun mach' Ruhe, daß du aus dem Haus kommst!“
 Er auch selbst nachdenklich dann spricht er zu sich, wie zu mir, wehl:
 „Ein Mann ist noch besser, als viel alltägliche Schläge —
 Und Ein Weib ist besser doch als viel Jant in dem Hause.“
 So spricht Er. Und so tragen wir uns... wie der Esel die Frau trägt,
 Aber die Frau auf dem Esel: den Sad. Und so mag er denn leben:
 Witwe zu sein, ist das Beste: denn kein Mann, das ist das Schlimmste!
 Denn wie der Mann sein Aug' zu thut, ist die Witwe verurtheilt
 Unter die anderen Weiber, und ist's Schneeföniges Witwe!
 Nichts mehr gilt sie, und was sie noch saut und besichlt, das ist eisel:
 Und der beschnebelten Brut wird ein Ver, Schnabel geist. Aus!“

Also besah und belachte den Mann sie, den heute Betrognen —
 Tann leis legte sie ihm neun Eier hin, wenn er erwache.

Neunter Gesang.

Der Uebersall.

Müde, du redlichster Vogel, du stichst kein Rindchen zuvor je,
 Tüchlich und stumm beschreibend, als bis du es treulich gewarnt hast,
 Sanft und leis mit dem kleinen, dem süßernen Bruntrempetchen.
 Für ein Tröpfchen des Blutes von ihm zur Stillung des Hungers
 Beutst du selbst dein Leben ihm dar, dich dafür zu erschlagen!...
 Will es dann gar nicht hören, sich gar nicht trennen vom Schläse,
 Steckst du das Warn-Trempetchen dir ein, und du laugst still
 Bis dein kleiner wie Glas durchsichtiger Leib zu Rubin wird:
 Tann entschwebst du mit Taus und leuchst dich unter das Weinblatt,
 Treiben die Füß', und drunten den Kopf, auf lange gestätigt!

Heut nun sollst du zu gar Ausforschung sein, ja Verrath thun:
 Schändlichen Willen der Großen doch soll kein Kleinsten verrichten!

Unter dem Vorwand: Neues dem Vär' und dem Fische zu kelen,
 Hatte die fliegende Maus die Belchunf' im Rathe des Haar-Vells
 Herrn Schneefönig gebracht, da dem Kettervolkes-Heberrscher,
 Und er wußte so Wort für Wort um den nächsten Schlacht-Rath:
 Darum berief er die Müde zu sich und sprach zu ihr laudhaft:
 „Müde, du redlichster Vogel, der redliches Leben voraus hat,
 Sei auch einmal falsch und betrügerlich! Wer immer sich brav hielt,
 Hübet am sichersten dann in der Stille den schlechtesten Streich aus
 — Und ihn kann man dann allein am glücklichsten brauchen —
 Und ihm wird er vergelten: man sagt nur: er hat sich vergessen!
 Aber wer schlecht kein Lebiaa war, den beargwohnt Jeder
 Und er hat sich vergessen! Wer ehrt das je, was der Fische thut?
 Und ihm gelingt nichts: oder gelang ein Quies ihm einmal —

Rechn' das Leben du nicht: was mehr einbringe? was minder?
 Fühle das Leben du! fühl' es für Arcund! und fühl' es für dein Volk!"
 Und nun meint' er im Sinne: Die hab' ich genug nun belammet
 Mit mir gedehnter Nacht, Aniehn und würdiger Dohet
 So, als wär' nur ich Herr der Gerechtigkeit! Und so sprach er:
 „Alles, mein Mädchen, zu Woll' und doch wo die Rathenden äßen
 Und wo der Auchs ist! Ueber den lege dich, unter das Blatt nah!
 Viel zu dümm war ich der voraus ausschweifende Helderei,
 Was er zu thun verbat, und verrathen dann einmal geschehen wird,
 Aber er hat doch Adam sich erprobt bei seinen Bekannern:
 Dennoch höre genau auf das scharf: was da der Auchs sagt!
 Und das bring' mir im Köpchen zurück, das so winzig und herzlich,
 Dennoch so Vieles umfaßt, das es kein Volk werden je auskniat.
 Nimm dich vor Schwalben und Meilen in Acht auf dem heimlichen Hinaus,
 Wo du noch nichts werth bist, jedoch mir ein Schatz auf dem Herzug!"

Und so war der, bis heut grundrechtliche Vogel geklogen,
 Hatt' im Wald still über den Auchs und unter das nächste
 Lindenblatt sich gesetzt: jedoch zu spät kommend auf Umweg,
 Hatte sie nur noch gehört wie der Auchs zu den Häutern gesprochen:
 „... Also das merk: mein Schwanz ist so gut wie die theuerste Hähne;
 „Doll' ich ihn hoch, dann schieß es gut, dann haue mit Muth dein;
 „Senz' ich den Schwanz, da verdoppelt die Muth, das den Kampf ihr mir herstell!
 „Aber, hm! freist' ich den Schwanz ganz ein, dann wischen die Beine —
 „Dann ist alles verloren! Dann lauft und reitet das Leben!
 „Kein Erschlagener kann je wiederum kommen stehen,
 „Aber wer tapfer daren läuft, kann's... wenn ihm ja noch das Höl juch."

Tief Wort hatte die Mäde dem Könige tren nun verrathen
 Aber die fliegende Maus darauf hatte zurück vom Pallaste
 Nur als geheimtes Runkeln gebracht: leis habe der König
 Nichts als Gine, nur eine der Herrnissen zu sich befohlen
 (Diese gewöhn' ihm die Schloß) und thäte die Horniß es ja nicht —
 Würden die Bienen es thun: und er hab' unermeßliche Schwärme
 Müden entboten — geris: um die Sonne damit zu verfinstern —
 Ja, Krimlinge, die Stecher, die Keinen, zu viel Millionen —
 Alle um Tag' nach morgen, dem heimlich ermählten Schlagtag,
 Weil er an diesen dem Aler gekauet und das Reich sich gewannen
 Ganz im Geheimen habe die Königin auch nach der Flugen
 Arau, nach der Weiel, der Here mit blutigen Augen, die Viel heil,
 Aengstlich gekauet, das genau sie die Kinder ihr prüft, die noch nicht
 Auen, und soag: wie lange sie wohl noch zu hungern vermögen
 Ohne zu sterben? denn tenn ch' wollte sie Arien ernken,
 Und als Bettlerin aus dem Pallast fort zu dem gemeinen
 Volk Schneekönige gehn, und Schnee auskündern im Lande.
 Und mit verfinstem Fern nur hatte die Here gehalten,
 Was von „Kuppeln" gemurmelt und leidigen Treib ihr gegeben,
 Dann noch die Unke, gemein nur im Volk „Arau Unger" gerufen,
 Hatte gemeint: war äße sie lang nichts... etwa nur Klein-Schweiß —
 Gar nichts aber, das sei doch zu wenig... der Kinder ihr liebes
 Kuldchen, das geb' sehr mahn, und pide nur kann sie das liebe
 Todtemwürmchen! Tsch soll' ein Kind — bei Kuthel! — ein Vater das Leben
 Nicht aufgeben, so lang' er doch essen noch sönn! und das Ofen doch ja nicht,
 So lang' einem der Schnabel noch aufsteht!... aber sogar viel
 Tausenden weit aufsteht, und die Junge, die liebe, noch jünge.
 „Hätten doch Alle zu essen, die gern' noch hätten! und hätten

„Alle die Hunnigen so viel Ehr' im Leibe: durchaus nichts
„Offen zu wollen, wie wäre das Volf da beglückt! Und — ichles sie —
„Wer zu lange gebungert, der ist dann zu viel: doch was? — Erbe!“
Tief da empfiand, der so rechtliche König die Leiden der Ehre.

Aber was er nicht wußte, geschah ihm schrecklich im ersten
Schlage, der scharften Zeit für Tiefe und Hain im Felde.
Als sich der Abendhain in verfinsterte Wollen verborgen,
Kein Nachtschein vom Rande der Erd' ausluchte wie Krefus,
Und im finstern Walde der Hirsch an den Baum anrennte,
Da stand alles bereit vor der Höhle des Bären um Lieber.
Halle, zu Nord nun öst' zu Süd der verbungerten Feinden.
Aber die Wäde der Wäde zu ländchen mit andern Anstalt:
Stand vor der Höhle des Bären der Volf, der entsehlige, schwarze,
Hörner um ein Ebed Ebin bereit mit den grachten, härsten
Hörnern zu treffen den Ebin, den Kallast zu erschüttern,
Kings um die Wäde gekelt, das zugleich mit dem Ebin sie solle,
Inner im Ebin sich ab in erschütternden Ebinen zu lösen,
Welchem Belüsten der Kopf dumpf brummt und die Hörner erschellen.
Als sie darauf warweis und kumm zum Ebinen geschlichen.
Und mit dem Vollen, dem Kälberpara, zwei hundert der Kinder
Hinter ihm her, sammt allen die tüchtig zu wühlen und graben versessen:
Hornstier und Dach's und Katten und Wäus' und nichtliche Kautwürf
Schwarz, mit nichtlichen Händchen zu ganz unermüthlicher Arbeit,
Und der entbrennte Kampf in der Höhle zum Zeichen erschallen, —
Laut da erwehte die Wäde die Kug zum verengten Gange,
Leb' ihr den goldenen Schwanz, und fügt ihr das goldene Wäuschen,
Wo ein ermunternder Orden „er aus“ groß Ding zu verrichten
Und darauf sprach sie gerührt zum gerührten Mädchen mit Nachdruck:
„Och, begeistertes Mädchen! beude den Krieg eh' er anfängt!
Das ist der weiseste Frieden und dringt die ewigen Nachdruck,
So viel Katen noch leben! Die Jugend thut nur das Gröste.“
Darauf segnete noch sie der Kuch und der Götter lab zu:
Und nun ging sie, ja sprang sie hinaus in die Nacht fort,
Laut von den Kindern des Bären beschlucht als liebe Gespiden,
Als Heilige, beehrt mit den Kindern des Bären zu spielen,
Die fremd alles gefallen sich ließ, Kuschalen an Küssen...
Kallern... und eist bis zum Schreien gequält: nur sie schinden noch schlie.

Aber sie hatte sich kaum, da vernahm sie entsehlige Gesele
Ihm den belagerten Stamm. Laut brüllte der Volf mit gewaltia
Tiefen erschütternder Stimme. Er hatte sich fest in den Gichstamm
Ein, mit den Hörnern, geklept: sie bannen und bellen das Haupt ihm
Nab, und die Augen: er drehte den Schwanz mit Erbitterung dem Kuch gleich,
Stemmt die Beine mit ganzer Gewalt an, los sich zu reisen...
Krümmte sich... alles vergeblich. Die düstreich kämpfenden Kinder
Eischen, den Stamm zu entzweien, mit Kraft ausholend von Weitem,
Laf er erlittet, bis an den Wädel erdröht, doch sie hielten
Neben und rund um ihn her sich nur auch in dem freuerten Stamm fest,
Brüllten wie Er, und lebten wie Er, vom Tod sich zu retten.
Denn die gerühten Helden der Wäde, die großen der Kuchwäde,
Als Gesele beehrt mit verachteten Beinen und Hörnern:
Vandische, Trappen und Weis' und Kammereier und Hälten
Sekten sich aus, als unangreifbar, auf den Kopf der Gesele
Ihnen die Augen aus ihren icken blutigen Köpfen zu haben.

Küher noch, gar ihr Gebirn, und hämmerten laut wie die Spechte,
Während die Weiber des Pulles von fern dumpf brüllten; die Kinder
Aber um ihren geliebten gemeinsamen Vater nur blieben.
Vollend scharrten die Hund' an den Wurzeln; die Katzen, die Ratten
— Freunde nun alle im Strich, in gemeinsamer Rettung begeistert —
Wühlten mit Naut' und Maulwurfs-Bell. Noch andere Dämon,
Küßte genant und auf all das Gedrüll, in der Brüder Glückseligkeit
Nissen die Schräme vom Leib der Gefesselten. Viele erlöbend.
Aber den Pul, ihn erlöste doch Keins! sie entrißten den Schwanz ihm
Wüß: und er harb vor Wuth, vor Schand' und grimmigen Schmerzen
Quant von Verhänge gekommen, unvor, zum Tode bereitet,
Die Nacht wären der Thier bededelte Helden gefallen,
Wäre der Herr Elefant nicht ihnen zur Rettung gekommen!
Als er die Stätte gesehn, ging rath' er, so rath' wie nur jemals
Ein Elefant sich dreht, um Wuth: darin laugt' er den Küßel
Bell sich von Wasser, und spreizte das Begeleischwarm damit rath's-nach,
Bis sie vom Schwall durchnässt ganz trieten und laum zu den Küßel
Noch sich erheben: darn' sog er die Lebenten stark mit dem Küßel
Küßlings heraus an den Schrämen, und bei dem gewaltigen Harud
Fließen die Hörner der nur Schwachköpfe stießen im Hühramm:
Andere blicken am Stamm gespielt mit den eigenen Hörnern;
Ginige bluteten vorn, und andere bluteten hinten,
Ginige stießen zur Ort; und andere rammten im Wahninn
Aert in die Nacht, wader'gend und heulend. Aber die Stäbter
Klosten um ihren Papa, den erhabenen Letzen beselend,
Ireize vom Baum mit dem Küßel nun brach noch der edele Retter
Und er bededt' ihn damit, zum grünendem Hügel ihn schaffend.

In der Verwirrung schien zu der fürstlichen Kriegerbeendung
Iego die äuserste, aber die günstigste Zeit für die Hofflag',
Die auf den Aesten bis vor zu den wimmernden Kindern gesehnen;
Aber das Aest war lauchend mit Wälsche der Kinder verhängen,
Welche die Mauer mit Küßeln bedekt hielt. Tetho ergrimmt
Küßelte sie sich zum Sprung', um das Aest mit der Brust zu verwickeln.
Aber der Uhu padte sie scharf und ieris sie im Anfall
Witten da auseinander, und warf in die Höhle des Hühramm
Wüß sie binab; und das junge begeisterte sterbende Mädchen
Schweigend, miauete, nicht nur die seltsamen Klagen im Tode
Und nichts halt' ihn am Halle die geltsene Klagen im Tode,
Nichts ihr der geltsene Schwanz und die schmerzlich gemäuschten Ohren,
Tenn harre aber noch warm teth' lag in gedwärtetem Hehl sie,
Trinnen das Hehl Aemeien sie teth' sich benadete zum Krühkud.

Drauf ward Stille der Nacht. Nur dem Könige nahte der Schlaf nicht;
Aber der Herr Elefant zur Höhle des Pären geseht, rith
Iur Auskunnerrung des Helles, das halt' voll Leichen nur süße,
Wenn sie die Schlacht nur aufsparten und flug nur ähen und ränfen!

Zehnter Gesang.

Der Meisekallen.

Mein Schneefönia, wie lächelst du lummervoll um die Entsetzten!
Klagend sprachst du im Herzen zu deinem unterbliebenen Zeldhen:
„Was auch dessen uns Kinder, wenn sie nicht gerathen, noch selgen!
Nehmen die Trepigen mir vom Munde die schillernde Aliqe...“



Schneekönigskinder.

Der Winter-act.

(Märchen von Utop Scheller.)

Aber das Trinken nur von ihr... das iarteste Nippsien der Trinne
 Holt schlauren Gekörnes! Gehirn macht wieder Gekörn: Daran
 Weisheit klüdt und Verstand! Wen Gehirn nur selten wir leben
 Tummel so, verbunzen sie mir, wenn heut nicht, wadellisch doch meran!
 Und noch soll ich sie leben, die streng werthaltenden Kleinen,
 Tann Werthhalten ist künlich, und es zu lernen ist künlich.
 Weinend sitzt bei ihnen die Mutter und trünkt sie — sie trinken:
 Ja, und trünkt! vom Trunk jedes auch lebt selber der Fisch nicht,
 Aber bei Gien beckett man! denn Blut ist auch in dem Fleische.
 Wie nun erhalt' ich die Kinder der Mutter, und mir, und den Wägen,
 Bis ich die Schlacht mit den Thieren gewann, bis der reuige Bär kommt,
 Thut auf Knien Abknie, und giebt die beladigte Ghr
 (Die, keins weiß we, indessen unberührt) ihnen zurück!
 Dann erst wollen und werden sie essen, das bürst mir ihr Magen
 Iego verbürge mir das ein einziger lieblicher Kürbelsern!
 Daran zu schlüpfen verloran sie nicht in der Nacht, wo es keins Ab!
 Tenn mit der Ghr ist's Gine, ja sind zwei schnurriige Taden:
 Gine, die heimliche: lödriq! die andere offene: Wendrecht.
 Vater, errette die Kinder denn selbst, bei Schonung der Ghr
 Vor dem Gefinde des Hofes, der Mutter und selber der Kinder.
 Ja, auch meiner: das Ich Schneeföng, von Worten' ertheile."

Also sprach und schnidert' er froh sein Liedchen zur Heinnung.
 Heimlich schloß er den Tumploß, Anderen Gimpel gehöien,
 Das er den Kindern am Rest einschließende Viederden länge:
 Denn ein schlafender Magen, der weiß vom Jünger und Durd nicht.
 Ohne Begleitung, Wache, noch Aucht — ihn schlugte die Kleinheit —
 Schwiert' er hinaus in den Wald, nur noch Ginen der Kerne des Kärdis:
 Freilich in Ohnmacht-Zorgen: wer ihm es zerhalte das Unbier
 Gelle, das runde? Doch ließ er das Schicksal sorgen: das setzt ja
 Ohne zu wissen für Wen? „Und das ist eben das Schicksal!“
 Sprach er: und sang dann im Walde, der Jugend weid sich erinnern:
 Wie sein Weid er im Kraß sich gewann, und ruhend im Wendstein:
 Hochzeit neben dem gelbenen Quell gefeiert, und räumte sich glücklich:
 „Säß ich Leben in Heil' und Arcude nach lieblicher Willkür!
 Ach, wie wandelten Euch im sonnebeglitzerten Walde,
 Flagen der Lust mit dem Walde: wie fanden den immer gedehien
 Fisch und Löcher!... wasales Anderen Alles verlassend.
 Wenn ich Kinder mich schon so erfreute — wie mag sich der große
 Wier erfreuen der Kraft! Doch Will!... dem hab' ich betrogen:
 Und nur mit heimlicher Schande beß! ich das Reich der Gredach."

Also sah er beichämt zur Ghr' in die Blumen und keusche:
 Kommt mir vom Kar nicht Rache, so kommt sie mir iego vom Bär weht,
 Aber sie kommt! Ein Anderer rächt für Andre die Unthat
 Ganz unweissend: die That, die der Sperling übt' an der Schwalbe:
 Sie aus dem Nest zu heien, die rächt dann der Schwalben Verlaunung
 Des Tags, wenn sie ihm kommen das Nest mit den Jungen vermauert!
 Daran ihr Verbunzen rächt, mit der Glang' es verhörend, der Knabe —
 Aber die Wanden des Nestes dann rächen das, beissen des Nachts ihn!
 Also versche sich jeder, der unrecht Gut sich erlaucht hat:
 Stets der Vermauert!... der Glang', und der quälenden Gekörn!"

Zieh, da erblickt' er mit Augen, wie winzig kleine — nun schwarze —
 Sonnen, mit stehenden Bliden... wie Strahlen der nücklichen Sonnen —
 Lebend im Herzen da: einen geschälten grünliden Kürbelsern,

Rubend in einem gar lieben geküßten Häuschen, aus neuen,
völlig geschächten, glatt und sauber geschuhten Spatzen;
Nur drei Funkenrepen getrockneten Blutes an Einem.
Schonmal hatt' er um weit ihm geringere Dinge das kleine
Leben gewagt — wie, den Sprung jetzt nicht in die mäßige Tiefe?
Da es die Kinder galt, Frau, Reich und erlief Nachhant.
Sieh, und er sprang in den Kasten, und sah nicht lang' sich darum um —
Nacht, mit dem spitzigen Schnabel, der Kathrin Karol veraleidbar,
Spielt' er den Kindeleien auf, um mit dem gekochten Gut beim
In den Pallast als Kinder erlösender Vater zu fliegen,
Nur noch floßt' ihm das Herzeben und angstvoll abend' ihm Unheil,
Stürzte die Decke des Hauses ihm über den Kopf ein.
Und da sah er gelangen, das Haus mit Erbauer verewigend.
Aber den Hethlichen hatte die Sonne gekannt, der vor Armuth
Ihn nicht kennend — „auf gut Unglück“ er erbaute dem Unsel.

Längst in den Wald her war ein Mann mit dem Weibe gezogen
Als ein liebender Vater der Hentlarthel, der Wienen.
Ihn nach seiner: sie wußten es, daß er es hös nie, nur gut
Meinte zu ihnen, segat wenn er wüßte, ihnen die schweren
Hentlarthelben, und Brut zu vermehren kochen, dem Korb nahn,
Ienn ihm dünkte dann sein Gut kam: freundliche Borsgalt.
Doch wer nach Wienen unberücklagt — Hütend fürchten sie wieder,
Nehmen dem Schläge surer und heben ihn, daß ihm der Kopf schwillt;
Doch ihm fehle noch immer die erste gekochte Raie.
Also legen die Tage der Frühlinge, Tage der Herste
Heiter ihm über das Haupt. Und als er sich einfindet im Spiegel
Labe, da war er alt, wie mit silbernen Haaren verednet.
Kert war ihm aus seiner mit Reuse begrünter Hütte
Sein gut Weib! Doch neben ihm stand als erwachsener Sohn sie;
Neben dem wieder ein blühendes Weib; und neben der Mutter
Sohn sein Unsel. Da wundert' er sich, ward stiller und stiller,
Mann und manter, und leste zuletzt auch selber am Tage
Auf sein Bett' im Stübchen. Ihm war nichts weh, und die Zeit ward
Ihm nicht lang; denn dieselbe, die freundliche Sonne ja schien ihm
Heiter herein: früh kam ihm die Morgenröthe, zu Abend
kam ihm der Abendstern, und der Unsel dann legte sich zu ihm.
Gutlich schwiegen sie, blickten die Hände sich, bis er in Schlaf sank.
Schlaf ist Kindeken am Pulen der Mutter, das süßeste Wort schon,
Aber der seltsame Schas arm werdenen Alten ist Schlaf! Schlaf!
Immer die Nacht still hatte der Onkel gekommen.
Was er dem Unsel verlaßt? — Doch Nichts weh das er zu schenken.
Und doch stellt es dem Knaben, dem Mann' und einfindet dem Weib noch
Ein Andenken ja sein, das dem Unsel er wieder verlaßt.
Immer in selbiger Luft in verjüngter Reid' der Bewerber . . .
Ein Andenken an ihn, an das Haus und die heilige Zeit dein.
Und er kam es erlömen. Da lies er geschlichte Schelchen,
Heißer, Schmeißer und Breiten, nur zwei in das Bett' sich bringen,
Denn er sich alles verband, nur einsam schweigend im Zerkenschein,
Wenn er allein lag: und früh lebte die reinliche Haushalt
Spätsuchen vom Bett' nur weg, denn schallhaft lächelnd er summt blieb.

Ginst früh meint' er: Ich sterbe noch heut; und grad' bin ich fertig
Ork mit dem letzten Schnitt' hab' ich in den Daum mich geschritten
Freundlich verließ er den Knaben, ihm nieder zu knien am Bett'
Und mit silbernder Hand frech lachte er unter der Decke

Sein schön Kunstwerk vor und ließ in der Sonne es spielen;
 Legte ihm Segen die Hand auf des Knaben lockiges Haarthaar,
 Segnete ihn und gab ihm den heiligen Meißelsaß,
 Und sprach, blas und noch einmal blas von der Sonne beschienen:
 „Mir wird hinter vier Augen, am Himmel verlißt mir die Sonne —
 Sieh, ich sterbe fastlich, doch du bleibst leben noch lange.
 Wo auch Eine der Bienen zu siehst, da gehst du zu meiner.
 Siehst du sie schwärmen, so grüße sie von mir und sage: ich liebe
 Eine anständige Mutter zur Königin zwischen den Bienen!
 Wenn sie im blühenden Lenz die Stachelbeeren umirret,
 Oder sie, am Schmelzschöden gehangen, es nieder ins Gras bräut:
 Oder da draußen im Feld am Ake laugt, denke du meiner,
 Der die den heiligen Kassen geschnitten und die ihn vermaht hat,
 Ihn zu verehren an dich, wenn du einst wirst wieder so klein sein
 Wißt: vom Hange der Meisen nur trägt er seinen verdäunten
 Namen bei Alt und Jung; und reich ist der Knabe des Menschen,
 Welcher so einen so frohen, so heiligen Kassen beugt.
 Nicht Baumzeiten jedoch nur sangt er — er sangt die so gut auch
 Fliegenknappen, die keine der Bienen; im Herbst Reithelchen,
 Ja Blauschnecken, sogar Goldschnecken, die kleinen, die kleinen,
 Die selber den Herrn Schneeförmig, der Schnee auskneidet den Menschen,
 Ein wohlhabender Knecht, ob der kleinen, doch wahr wie der Große.“
 Und viel weilt er noch reden: da doch lehn' er sich hinter und war tot.

Und sie beschlachten ihn laut, dann drückten die Augen sie ihm zu;
 Aber der Knabe verband noch dem Lebten den blutigen Kinn;
 Arig aus Liebe. Den Lebten ja schlägt sein Herz mehr im Auen;
 Nichts braucht Lobten zu heilen: sie sind der abgeleitete Mensch ganz.
 Heut früh hatte das Knäbchen den heiligen Kassen zum ersten
 Mal nun gestellt, und gleich als Gärten der Bienen im Leben
 Herrn Schneeförmig gelangen. Er kniete zu ihm: er bekaunt ihn,
 Nahn jedoch nicht ihn heraus, noch steht er ihm sich in das kleine
 Reine Beutchen, das ihm die Mutter genad: erwürdig
 Jung er den König nach Haus. Da, erwürdig auch unter der Hand ihm
 Die er gelangen im Stübchen, und legte sich hoch in die Kissen.
 Aber im andern ist so eine gewaltige Spinne,
 Schwarz, rauh, groß, wie die Trümel mit Beinen des häßlichen Kriebels,
 Ein abschließendes Kreuz weiß, auf dem behaarten Rücken,
 Rauernd in Mitte des Reges, umhangen an Fäden von ihren
 Grausam Ermerdeten jetzt in den gräßlichen Leidenstücken,
 Trinnen sie leid noch wirtten vor Angst; doch die mächtige Herrin
 Kamte noch einmal sich auf, aus der schrecklichen Nacht sich zu lösen;
 Sieh, da erwiderte will sie das Reg, daß es ältere und das die Leiden
 Tanzen, in ihren gräßlichen Kneuten: aber die Spinne
 Schies zu der Herrin, sog mit dem Blut ihr den Geist aus
 Und still hing sie nun wieder in Mitte des gleitenden Reges,
 Und als würdiger Raub anstufte sich sie den König.
 Der unbeachtet sie ließ als Abhalsgäbter — sie konnte nur frohen,
 Der am Rücken hernieder sich lehnt, sich schwingen und wiegen
 Drauf hingeliegt durch bei Menschen zu sein, mit Erhöhen
 Sah er im Stübchen sich um. Der der alimenden Scheide des kleinen
 Spielchens hatternd, ablicht er sich König, und hörte ihn schneiden;
 Aß dann fiel er in Ohnmacht hin, denn er hörte den Knud
 „Knud“ rufen, da hoch von der Wand, der das Herz ihm erregte
 Draußen nach Wald und Fluß, nach Weid und lieblichen Kindern.
 Und hier lag ein Kind, in dem drei ungeweihten Göttern.

klein zum Gräuen, und schlief zum Entzuden. Da krauz er:
Ich die erliche Keimad in Königsutter: in Stürbis.
Kernen, in Rehn und Gerwin — und dabem in meinem Pallast
Sind mir die Kinder verborgert vor Ebre! Die Königin aber
Sticht vor Wehmuth, oder sie lebet noch schlimmer, wenn Ich nicht
schre, gefangen, und Ich die bin vorummer scherben —
Und ein königliches Land caubt selbst sich der beste der Nachbarn:
Sticht ein Vater im Haus, und wird zur Blitze die Mutter,
Will sie doch nichts mehr, wenn sie urwer auch Krenen getragen."

Alles klagt und verthummt er vor Leid, da gewahrt er mit Grauen:
Terzill hatte die Spinne sich niedergelassen am Aden,
Schwebte daran noch über dem holden Geichte des Kindes
So, als ob sie gerübt es bewundere: legte sich dann ihm
Nest auf den reihen Mund, und so mußt es erliden vom Krautthier
Da im Herzen empört, lachend während der Vater und König
Wegen die Spinne, die auf an dem Aden sich zog und herabließ
Nest mit den Jangen zu greifen ihn trachtete: jetzt mit den Füßen,
In weuthindenden Kampf, ganz schwebelndem. Aber der König
Hatte den gütigen Leib mit der Lanze des heiligen Schnabels
Ganz vor Rüstich ihr durchbohrt. Und die Sterbende sprach leis:
Ach, dein Rüstich gönnt auch mir! Du hast mich erlöset
Vom Weh, Krenspinne zu sein! Die Verachtete, Grausame, Arme!
Dafür nimst du den Taus: und hör' und befehle die Worte:
Vor Nacht sehet die junge, die reinliche Mutter des Hauzes
Zieh ihr Stüchchen noch aus, und setzet den bürkenen Beien
Leet in den Winkel der Thür, bis sie alles darinnen geläubert,
Dass, wenn die Sonn' am Morgen hereinseht, und sie erwachen
Und aufstehn, gleich alles sie freuntlich-behaaglich sich findet
Traut vor Nacht auch trägt sie den Beien hinaus, wo sie weiblich
Ihm ausküttelt vom Staube. Da begriffst du togleich ja als König:
Ich auch lasse mich mit aus den Beien schütteln — und dazu
Kriech ich zuver denn hinein! — Ich steig' in den Tod um die Freiheit.
Schäme dich nicht, Schneefönia, da nun in den Beien zu kriechen,
Denn das verhilft dir nach Haus! Um Freiheit duldest du Alles!
Selber der Auchs heist trachtend das Bein sich ab, um aus dem Eien
Auch hereinzu in kommen: und sich den Geheilen der Waer
Hinken, da nimmt er den Hut vor ihm ab, und schimpft ihn zur Ebre:
Um mich samst du nur her! Nun lauch du wohl, du Gschreiter!
Und nun stach sie. Die Stimme verließ ihr in Köbeln, ihr weisse
Auss' ansehnend streut, es erblüht: schwarz ward auf dem Rücken
Ihr es um Terzentene: die vermalis merdenden Jangen
Trennen arans und schienen sich leet, noch zu wunden begerig,
Traut suchte die Beine sie aus in den Ter und lag still:
Und im Beie bewimmerte noch sich die Herni selbst — und die Stimme
Tod ihn anstach: wenn er dervinst so sein Paar künftige Seimchen
Und Anach: vernim die Krallen daran, die unthut'gen
Stich ausstreckte, vernim die Krallen daran, die unthut'gen
Und aus seinem Gschreier — das hehl und Staumig sich um ihn
Ausblick — Ihr sein Beie sich machte, den Satz und das Grad, Gine
Tod ihm war, als krieren die Kinder ihn auf: da befehl er
Weise den Rath, und wies sich zwei Stürbsen an den Schnabel
Damit koch er darauf in den Beien in fröhlichen Anstehn,
Wie ihn das Weiden hinaustrug, und ausküttelte, weiblich,
Tod den entküttelten König gewahrt und lachend ihm nachrief:

Warte du kleiner Betrüger, du niedlicher Schelm du! So sieg nur
Heim, bei Frau und Kind ist Jedem am wohlsten — das est' ich,
Und reich sieg er empor, nach dem Abendstern sich zu richten;
Wo die Himath lag? Tann schreit er fort in die Nacht hin
Unter des Mondes Geleucht; und über ihm kraus am Himmel
Ein Jua flappernde Fiedel von Minag heri: dann von Abend:
Sich anruende Schräne, wie überne, schimmernd im Montalam:
Tann ein Jua sich im Kreis hinwinkender Granide, fuder:
Aber im aufstehenden Dieb, vorn an der Spitze den Aüder,
Heiden von Gänzen: sie alle zur Schlacht mit dem Heere des Vären
Lächelnd des gütigen Volkes, das kam um für ihn zu sterben,
Für die noch nacketen Juaen, unkluge ichen treigen Herrens,
Hört er sie rauschend darauf in den Feich einfallen zur Nachtrub:
Aleg dann von hinten in seinen Pallast, nach den Kindern zu tragen,
Und er beagete glücklich der treuen Winterin Blauweis,
Lie, den ichen heimlich Vereinten doch widerzuweh, erseut sprach:
„D. Hobeitichen geruben zu ruhn, und lächelnd im Schlate!
Schmeldeinde, ichn da die Elben: doch Grate bekauen die Aüder:
Grebe, vermuthen nach Schlimmerd: Abheuliche, kören es tollern...
Aber wir wär' ein Wunder: weren? — wach, schreien sie Hunger,
Oder doch Hungerden! Also als Vöadchen schreien sie nach Allem —
Bringt man es, nehmen sie Nichts, „Schmeloniagelinder“ sich rühmend
Nacht von Wert wie von Ehre — und leis dazu weinet die Mutter...
Wollt' ich sagen... das Herz läuft Unterereiner mit Neden,
Reichen davon, und die Wahrheit schlägt wie der Rabun aus der Angstruf
Wollte ich sagen: der Wilsch. Man wird die verrecht im Pallast gang!“

Und er berubigte sie — er beickte sie: leis dann sprach er:
„Morgen ist Schlacht. Ich verrathe auch dir das große Geheimnis:
Und wir Vögel gewinnen sie! — Oder, von Kagen getreien,
Ruhn wir als Aedern im Winde. Erhalte das Rest nur bis morgen
Nacht den Kinderchen nur Azeit. Ich vertrau: auf die Wärdchen —
Kimm und lege die Kerne nur hin — daß sie früh sie gewahren
Und sie sie essen, noch ch' sie sich völlig bekennen: Wer sie find.

Und sie ging, Blaumeise genau um sich Eien zu schlen:
Und er legte sich schlafen, die Schlacht voraus zu beträumen.
Heute vermißt er die süße, die Königin liebe, daß ja ihm
Nicht wohl werde bei ihr: denn Freude verdröndet die Sorgen
Ganz dem Bekümmerten, ganz zur Unsie macht sie ihn faul ganz.

Elfter Gesang.

Die Schlacht.

Heuliche Königin, ganz unschuldige Mutter der Kindlein,
Treigien: schuldlos Weib des Gemahls mit erlichener Krene,
Wie schwer lüest du heut in der Nacht, da der Gatte dir fehlte...
Da er gefangen dir ist, ichen tot die erichien im Traume:
Tenn ein Grünsicht hatt' ihn im Wald' da gefangen gefehen!
Aengstlich ihn schuldern gebört, ihn erkannt, und die Kunde verbreitet.

Aber sie fassete Muth zum Wert der imaraadenen Schlange,
Die ihr „den Vären“ geachtet, der, Klauen beraubt und Gebisse,
Wie mehr Schaden ihr werde, wenn Kattenkönig verdrögen.

Und kaum schlug sie die Augen nur auf, o, da tritt ihr der Mann ein!
 „Wieder sich finden“ ist zehnmal werth: einmal sich verlieren,
 Nieß sie da nicht: o sie lebt! es, wie selbst ein Mäuschen im Herzen
 Köstlich und unaussprechlich ihr Leben wie Alle genießend.

„Zeig' dich dem Volk, daß es schaue: Du lebst!“ hat sanft sie ihn drängend;
 „Wenn man lebt glaubt, o, der ist todt!“ Wir leben vom Scheine.
 Auch ja kennst du den Vogel, den etwas alkernen freilich,
 Aber doch guten, der singt so wie ein Karr'radchen und quitschet,
 Während er Hans, Kainlaamen und auch Bachholder sich knusperet;
 Der hat sehr mir gerathen: ich möcht' ihm erlauben zu bitten
 Bei dem gewaltigen Beal, dem Rud' — der da wohne... Er weiß es
 Einzig allein — und er sich' im vertrauten Verkehr mit ihm heimlich:
 Daß er um Schladitztag — heut denn — all' uns Vögeln doch ja nicht
 Schrecklichen Sturm, und Donner und Blis und präheinde Schlossen
 Sendt: Das woll' Er verbüten! — Ich nicht. Du mußt es doch wissen.“

Rastlos ganz, nur Muth in der Deut, nach ärtlichem Abchied
 Irgo begab er sich selbst in die Schlacht als König und Feldherr,
 Setzte sich hoch auf dem Gipfel der Wäld' in die goldene Wipfel —
 Nach dem geräusigen Volk Heuschrecken begierig umherbau'nd —
 Aber da standen die Wälder noch grün und die Weien in Graschmud!
 Darum sprach er empört: „Nichts schändlicher, schädlicher lebt wo,
 Als die versprochene Hülff' in der äussern Reith zu verlagen!
 Lasse das jezt nur geschehn; viel muß man erdulden in Kriegszeit,
 Aber wer da uns Heiles gethan, Uns Gutes gelassen,
 Denen gedanken mit Rache wie dann! Da ist Zeit zur Vergeltung!
 Wozu wäre der Frieden denn sonst, als im Töllen zu schaden?
 Doch ein Anderes hab' ich gesehn — und also gelernt, gleich!
 Denn ein reisender Herr, o der lernt ja so viel wie er anhebt
 Alles: da hab' ich denn „Dieteln“ gesehn! das verrichten die Kinder,
 Aber die Premien erregen es ihnen mit wenigen Künsten.
 „Dieteln“, das sollen sie mir die gewaltigen Feinde! davon mir
 Laufen, in's Meer da sich stürzen, so viele mit Schweifen bezagt sind
 Sie zu erheben, und Wein' und Athem zu Tod sich zu laufen!
 Freg dem, bleib ich dabei: Nur den Feldherrn schlaage! Da schlägt du
 Sämmtliche Feind' eben' einen nur einzigen Schlag! Doch bedürfen
 Heiteres Wetter wir Vögel, die Premien sowohl, wie die Hornis:
 Darum nicht mir gehonnet, noch weniger Schloßengrassiel
 Mir auf die Rüden und Flügel und Hälß' und Köpfe der Vögel.
 Mein Herr Grogger, Rud' und gute Gesckäfte dir, Gimmel!
 Nichts ist Nothheit, Flugheit nichts: was nützt, das ist Weisheit,
 Und mit Veranügen nun schau' er binob und umher in dem Wackfeld,
 Drauf und darum in der Nacht ichem immer die Vögel geschlafen
 Reibweis unter den Hüßern, und lies anrufen die Wachen
 Ganz unermessliche Schwärme von Rüden und Krimmlingen spielten
 Wimmelnd im goldenen Strahl der in Pracht aufschendenden Sonne:
 Premien, die Mutaustanzler der Vier', und Völker von Bienen
 Freudig bereit: an dem Bäre sich heut für das Zeiteln zu rächen,
 Jedes geführt durch seine, die schlanke Königin selber.
 Aber im Vorgewölck hoch trocken umschwebt ihn der Adler
 Der die Adlerin nur, auf rubigen Äntigen schwebend
 Grog im erhabenen großen Begirt.

Ihn erblidte der Ruchd da,
 Zeigte ihn trocken den Freunden, geschmeichelt von seiner Grdeimung:

Was er drohen da aus — „als Thiergesandter“ — gerichtet
 Denn als Feldherr sah der Gerüstete hoch auf hoher Giraffe,
 Ihr zum Führer das Aeffchen des Waters mit purpurner Nase;
 Rings um sich her in Gebüschen verhebt die gerüsteten Thiere,
 Neben sich: den ganz Reichesverweilich prächtig geschmückten
 Staatlichen Für auf hehem Kameel, und zur Leibwacht
 Hund um ihn, groß schnurrend getiegrer Kasse von Adel,
 Alle die Köp' am Kameel, und hinaus zu die Hüte zur Abwehr,
 Wie sie sich gegen den Wolf aufstellen, mit Hufen ihn tödtend,
 Doch heut schauderten dange sie nicht vor dem dunklichen Feinde,
 So wie im Frieden: denn jetzt war Krieg, und heute sogar Schlacht,
 Also sie mehr wie im Frieden mit Herz und Seele vereinigt.
 — Achts: die „Gesellschaft“ Giel, den Herrn Haupt, Giel zum Führer,
 Mit den entsehligen Stimmen annehm in den Köhlen verhalten:
 — Links: die „Gesellschaft“ Rüh, den erwählten Bullen zum Hauptmann;
 — Vor ihm die Eseln, geführt von dem heiligen Herrn Elefant;
 Hinter ihm: alles was Dem hat: Vieh und Wölfe und Schaale;
 — Neben sich nahe den Haia, der Flug zu dem Schredensgeheiß rief —
 Sieh, und nun gab zu dem Schredensgeheiß das Zeichen der Feldherr.
 Und nun plärten die Giel gesammelt, und die Eseln sie brüllten;
 Alle die Rüh sie muhten: die Kälber sie blöckten, die Säue
 Gromzten, die Ziegen und Böde, sie meckerten laut, und die Kasse
 Wackerten: laut auf hollen die Hund', auf miauten die Katzen,
 Quackten die Kerkel. So führten sie auf die erschrockenen Vögel,
 Welche vor Furcht erst schwiegen, dann schnatterten, krächzten, krähten,
 Gackerten, klappten, hoch in die Lüfte sich reiteten, schrien,
 Und aus Aller Geheul ward Ein selch Kieckengeheule
 Daß sich die Erd' aufthot und drunten in niedriger Höhle
 Aller geirbtenen Thier' Urgeher erschien, der hinauf rief:
 „Was soll Das mir bedeuten? Was Neues geschieht in der Welt noch?
 „War nicht völlig am Alten genug? Wie? Führen die Thiere noch auch Krieg?
 „Das freibeinige böse Geschlecht da mit Bart und mit Haupthaar
 „Sich so um nichts, als die Butz in der Bruch, sich ermorden zu sehen,
 „War ich gewohnt und gern, denn es brachte mir Loh zum Schmaus ein:
 „Aber daß auch das gelassne Geschlecht, das erhabene, weise
 „Mit vier Beinen, und über behaart, wie verhandelt
 „Gleich Zweibeinigen, sich umbringt und das Kriegsspiel spielt, das für Kinder
 „Nur der Unsterblichen taugt: das verdrisset, das betäubt, das entseht mich“
 Wieder da lappte die Erde sich zu — und die Thiere nun hatten
 Jense die Schlacht so gewonnen, zugleich sie verloren. Die Vögel
 Aber verreckten, erschöpft, nicht lange sich droben zu halten:
 Zur unglücklichen Stunde wohl nur auch hatte der Dornstanz
 Beim Urvogel, dem Hund, um gnädiges Wetter gebeten,
 Oder vernehmte er: die Seelen der Gimpel zu Schafen zu machen
 Plöckerer Sturm brach aus dem mit Schloffen geladenen weisen
 Gürtel der Wollen; dem Blig nachschmetterte krachender Donner,
 Schloffen entsehligen klappernd zur Erd' und prasselten rucktzig
 Auf die geschickten Vögel, die bang an den Boden sich duckten.
 Aber das reiste die Thiere mit Huf und Klauen und Hörnern
 Sie zu zerren: und unbarmerzig zerstampfen die Dürfel
 Wild sie mit Schnauzen und Knie. Viel Gänse da treten sie ducklich:
 Enten da lahm: Truthühner da krank, und zermalmen noch Tote.
 Das war gräßlich die Stunde der Erd' und ewigen Nachruhs
 Reiden, dem Feldherrn Fuchts und dem Bären, dem Reichesverweiler!
 Und froh rief er: „Wer nie sein Schlachtfeld gewonnen, der hat auch
 Recht nie gelebt! Und hab' er den Wald nur gelegt von den Rauven,

Trer von Ratten das Haus!" . . . Und der Auchs rief, Hörenberaucht ichen,
Seinen deutlichen Namen hüpfet voll Gnuß und Bedeutung
Nennen zu hören: „Nur Wau" und Genu zu stellen beschimpft dumm —
Doch ein Laut aufstehen und werden zu Tausenden, macht groß.
Hau! ich nur „Ma-sterie", so gefüllte „Gaal-lerie", dann
Schua ich den Feind in der Luft! Nur Verleumdung schmückt den Sieg fest.

Aber was Einen erfreut macht Anderen grad' oft Beleidigt:
Alle die Schwerthe, die Zeit der Geruch, Ausdauer im Rude
War das dem Könige Vater, dem tapieren Kinderreichthümer
Hoch auf goldener Mägel, wo kaum er dem Sturme getroget.
Traurige Zeiten versenken im Traum — so vergahe sie am schnellsten.

Kaum brach wieder die Sonne hervor und der Himmel erglänzte,
Siehe da warf er die Dremfen in's Land, unzählige Schwärme,
Die laut summend vor Luft sie zu stehen, die Kinder besäen.
Jugend hörten die Dänen es auch und die furchtsamen Kälber:
Alle erbeben die Schwärme zugleich mit dem Büchel gen Himmel,
Sieh wie der Bente den Sted, der den Hund will schlagen zur Abwehr —
Aber sie handelten thörig: das Ziel preisgebend den Stöbern.
Thörig ergriffen sie rasend die Mächt, sich vor ihnen zu retten,
Die sie mit sich forttrugen, wehin auch immer sie rannten.
Als ein Heer Stodmüder, die Liebe zu priuälen begierig.
Und kaum hatten die Pferde darüber gelacht wie die Robold',
Als Kesseln in Tausend sie selbst nun unter die Waude
Stachen, das Blut abtrefen und die Adern schwellen zu Stricken.
Siehe, da gingen sie auch vom Schlachtfeld ab auf die Meite!
Selber die Sonne, die nimmer gelacht, auch mußte da lachen,
Denn in den Schlachten der Meien sogar sah sie sie vergleichen.
Selber der Auchs auch lachte da über der Zeinigen Unglück:
Alles was in arg ihn, selbst Schreckliches, wird zu Gelächter,
Halbtell rumpelnder Donner, und ganz toll festschender Regen
Enthlich: der Bär auch hielt sich den Bauch vor zu großer Erschütterung.
(Lache du nicht, Herr Auchs! Du weißt nicht, was die beverleht!)
Niemand äßen die Dänen und Rab', nicht Hesse noch Kälber —
Heut, heut halt' ein Ochd von Verhänd es erdacht: sich zu legen,
Aber wehin — in's Wasser! in's Meer! und so saßen sie alle
Arch der Erlösung, reid'weis im Salzwasser am Strande,
Wemnia gefühlt auf alle die Qual, frisch Athem sich schöpfend.
Und ein artiges Ruhgen erblühte mit Staunen den Wallfisch
Der, bestragen, am Strand' wie vor Anker da lag sich zu sonnen
Und in die Luft zwei Strable frostkalten Wassers empor schoss.
Denn um Vergeltung hat sie: so unanständig zu nahen,
Ihm als König des Meeres geris! Und sie sprach: „Jedeß Roth kennt
Nimmer Gehet: und mein Vell steht da in Schlachtmeth, lieber
Gnädiger Wallfisch!" — Und er befiel dem gefälligen Zöbndchen:
Zöbndchen, beprühne die armen sich Rettenden kühlend mit Wasser:
Alle vertreibe die Schwärme ungleich, die mit Alägeln sie schlagen!
Aber ich bin nicht König des Meeres: mir befreit das Ginhorn
Während den Rang, das das Horn mit so ich in den Leib bebt,
Zas es sich kängt und, verhuuact an mir, um Fertenzerivv wird . . .
Und heut — seht ihr die Schlange da? schwarz, drei Femen an Länge,
Und drei Gichen an Lide! . . . Da sei ein anderer König,
Welcher so schenklische Nachbarn liebt in Gewattern und Betten!

Und kaum hatten hinaus in die See sie geblüht: wie das Unthier
Kauflend, in mächtigen Regen, gestreckt, und sich tollend daberichos,

Als sie, gequält vor Schreck, in den Schlachtdämmen lieber sich wagten
Und wie verheer Sturm, Donner und Blitz nur geschah zur Veränderung:
Während in Einzelkampf nun ermüdeten die Helden des Heers sich
Auf dem gemessenen Feld, vom Volk rings schauend umstanden.

— Da, stand schweigend der Ghibbâr heil, mit geschwungenen Keule
Halt' er den Kämmergier so gut wie erschlagen: mit leichter
Kraft jedoch hatte zur Noth sich der setz über die Schnauze
Seinen nun drummenden Feinde geklämmert und hadte die Augen
Ihm aus dem Kopf. Jetzt lagen sie beid' an der Gr' und der Ghibbâr

Nis, selbst sterbend vor Schmerz, ihn geschwind mit den Fägen entwei noch.
— Dort, umstanden den Hirsch und den Strauß neugierige Hunde,
Wie ihn der Hirsch durchsprügelte, laut, mit den Klauen als Steden.

— Andere wieder umstanden den Hahn mit dem Küchschén, dem Kleinen,
Kindern „ihr lieb Ghiblâschen“ genannt, das der Nachtigall Eier
Auslaßt, und so voraus manch Nachtigallied, das nun todt bleibt
Und dann im Mai nicht mit in die blühende Herrlichkeit aufsteht.
Mit durchbissener Gurgel im Sand lag heif da der Hahn schon,

Ueber die Augen die milchweis schielende Tode gezogen;
Aber dem Ghiblâlein, todtblas im Gesichtchen, ihm bingen
Alle Gedärme zum Leibe heraus, wie die Augen dem Ghibbâr
Weit aus dem Kopf, mit welchen die Heimath nimmer er mehr sah:

Und rings lagen die tapfer Gefallenen grauig verwundet,
Allen erlischen im Tode die Wuth. Mit bedrohender Stimme
Riefen sie schaurig zu hören, die herzuweisenden Worte:

„Krieg führt ern! Das er Furcht bringt! Seid nicht Mörder um Scherz! —
Sind wir umienst nur gehorben, umienst so verflucht wie von Hunden:
„Dass halt Andre noch einmal leiden dann müssen, was Wir seht
„Dann weh!... weh!... weh Euch! Kommt her, schaut uns und verlernen:
„Alles Erbarmen mit Euren Geschlecht — Ihr führt zum Scherz Krieg.“
Und aus dem Wehrst ward Wehklage: dann Schweigen im Schlachtfeld —
Dort entrannen die Thier', und furt entflohen die Vögel.

Diese betäubende Stille heischte noch der Auchs zu denugen:
Dass die erschreckenden Vögel davon und alle nach Haufe
Züßen, wenn Keinem zu Ruf' sie noch kämpfen und Wunden sich heften,
Als so nur Keute: noch gut so für Andre zu leben und sterben...

Wieviel?... wann?... und wo?... und wie?... das verlobte der Ned' nicht
Küchternlich sog er die Lüge, und ließ ausrufen den Vögeln:

„Herr Schneekönig ist todt! Und gehern ward er gefangen!“
Aber da sog er zu viel, und zuviel lügen verhängt nicht.

Als das dem lebenden Todten nun oder dem freien Gefangenen
Treben in Thoren gekommen da hoch auf goldener Kibbel,
Hast' er den großen Entschluss: sich den Arunden und Reichen zu zeigen.
Langsam schwirr' er hinab und schneidend über das Schlachtfeld,

Niedrig genau um gleichen zu sein und erkannt; doch genug auch
Hoch, dass die springenden Fagen mit hoch nach ihm grapiender Piste
Nicht ihn erwischen und fassen, und wahr erl machten die Lüge.

Aber dann sog auch Er: doch unwissend sog er die Wahrheit:
„Ihr Herren Thien und Giel, und Auchs und Reichesverweher,
Euch kommt morgen der König! der Kört! — Mir brachten's die Schwalben!“

Aber da darum die Feind' ihn desto vermogener drängten,
Wollt' er den Worten die That zuthun, die entscheidende grese!

Darum sprach er zur letzten Greiterin also zur Hornis:
„Alle... ich' einzelnen Feind zu erschlagen, ist viel zu ermüdend!“

Viel zu langsam, vielleicht unmöglich: denn einzelne giebt's viel,
Klüger und tapferer als ihr Feldherr — aber gehorben

Seinem Befehl: fortlaufen, das müssen sie; schlage den Feldherren
 Du mir nun, Hornis! Greif' du ihn an am empfindlichsten Orte,
 Welchen der Narr uns selbst angab ... und die Mäule verathen;
 Siehe, da berührt er vom Sattel herab, weiß-glänzend im Sonnenchein "

Sehr leicht sprach er damit als König den letzten Befehl aus,
 Zweifelsd, wagend und bang; es die List auch glücklich gesehe,
 Wenn ihm die Hornis zuvor umkam! und niedergelassen
 Hatte der Adler sich schon in der Nöh auf ragender Fische
 Zur Einnahme des Thrones; — und Beherren gilt ja der Herr gleich.
 Da schoß lustig die Hornis hinauf; dann hinaus in den Lüften
 Gerade bis über den Feldherren drüsten. Da schwebte sie, sah sie:
 Ein Schwarm wüthiger Bienen beschel zur Rache den Vär jetzt
 Für manch offenen Raub, und zerhack ihm die Augenlider,
 Die sich schwellen und thranen; und mit der gedunsenen Nase
 Sucht' er sich Rath am Becken im Vell; mitleidige Rede
 Klopften die Bienen vom Leib' ihm ab, mit den Nadeln wie Steden,
 Das ihm der Vell dumpf scholl von den gütigen Schlägen der Heiler.
 Laut da belacht ihn der Fuchs; doch es sollt' ihm schlimmer ergehen!
 Denn ihm flog und schlich und setzte die Hornis sich leise
 Unter den prachtvoll weissen und buschigen glänzenden Fuchschwanz,
 Ihn ganz nah an das heimlich verborgene Ende des Fuchses,
 Prüfte den Ort erst leis zu dem Stich, und stach ihn zum Lautschrein,
 Tag ihm der Athem verging, ohnmächtig zu weiten Bechlen.
 Als er das Vell nur, vor Schmerzen erbeb, da vermeinten sie freudig:
 "Sehe beginnt er zu tanzen! Die Schlacht ist uns nun gewonnen!"
 Doch wie die Hornis zum weiten ihn stach, jetzt senkt er den Fuchschwanz;
 Juchend erschallen sie da, des Befehls vor der Schlacht sich erinnernd:
 "Komm! ich den Schwanz ganz ein, da entlaust! da ist alles verloren!"
 Und jetzt stach sie zum dritten ihn, ganz unertragbar dem Feigling.
 Jämmerlich knist' er den Schwanz da sich ein, sehr unter die Beine,
 Klüchtete auf das Kamel zum Vär; doch die Hornis am Leibe
 Spwang er hinab zur Erde, da unter das Vell sich zu retten,
 Wohin Jeder sich rettet, der nicht mehr drohen es aushält.
 Röchel verstummt der Schlachtlärm ganz; still ward das Gefilde;
 Laut Schlachterder entleerte das Vell, jedoch Schritt vor Schritt nur ...
 Gingen die Vögel' und Thier' in Schritt durch, hoch, ehrwürdig;
 Auch so die Vögel' und Jügel, „gesellschaftswiese“; die Giel
 Hüften vom Schlachtfeld ab, vom Herrn Hauptziel geführt, stumm.
 Aber der Fuchs, er erweckte die Hunde sich wie aus dem Schlafe,
 Und laut wurden sie wider ihn selbst, den geliebtesten Feind ja!
 Und sie verfolgten, erwachten am Schwanz ihn, zerrißen, zerrißen
 Heilla ihn, wär' sein Freund Vär nicht sein Engel geworden.
 Jetzt da die Hirsche, die Reh' und die Hasen zu lauten begannen,
 Bienen die Hunde denn frei; doch gewohnt von senk der Verfolgung,
 Kam das Gefilde der Jagd neu über sie, blind vor noch Andreem,
 Jagd macht Lust zum Krieg und scheint die Herzen zum Morde.
 Alle entbraute die Hirsche mit der Furcht und die Jagd mit dem Wettlauf,
 Und so bechlen sich die Schlacht in der Jagd und mit großem Hallst.
 "Andre zum Lauten zu bringen, nur das ist der Wiesel der Kriegesfunk!"
 Trauf abließen die Giel die Jagd. Da verhallt' es im Walde.
 Alle erstarren. Sie hanteln: bekennen sich gleich Schlafwandlern
 Aus den beläutenden Träumen erwacht und schämen sich klüger,
 Jeder sich selbst, und alle vor Allen. Das war ein Gleichame,
 Gähnen und Töhen, sich „Arm“, einengen und Beine“;
 Und als es nur Alles zu Schimpf und Schertz gereichen,



Schneekönigskinder.

Der Friede
(Märchen von Leop. Schiefen)

Setzte sämtlich Gethier nach Hause, sich rühmend, sich tadelnd,
Ja, bald wieder (auch hungernd) so lustige Tage sich wünschend:
Nichts zu verrichten — um Nichts; und nichts im Sinne wie Lebend.

Jetzt da die Vögel gefiegt, jubilierten sie auch in den Wäldern,
Doch der Hahn doch floh auf den Zaun, und krähte sich heiser
Aber der Adler, der theilnahmlas, barbrütend, vom Laubbaum
Schmerzvoll jetzt und beikümt den ihm traurigen Ausgange anstah,
Zwang sich hinweg, und keines verstand was er schätzte vor Jargrimm.

Zwölfter Gesang.

Der Friede.

Einen lebendig Verdammten beikümt: den geschlagenen Feldherrn!
Ein Muhlrad um Kopf, sagt wild er sich selbst an der Stelle;
Auchswillt, härtes brummt er, zumal wenn er selber der Pär ist,
Doch der süßige Ruch, der nun überläßt sich weisbrennt.
Und so brannte der Ruch sich nun weiß um unschuldigen Kinde,
Ja, um reiblichen Mann', dem Verrath stets fern vom Gemüth blieb.
Niemand wolle' er bekrast als die Fledermaus und die Mücke,
Aber die graum! Doch ganz frei ausgehn sollte die Dornis —
Woh! da sie tot war, weil er sie selber ersucht, und ganz breit,
Die ihm doch also entbricht, daß er heimwärts legen nur konnte,
Aber am tüglichen, „liegen“, daß (lachend) die Frau ihn verbinde;
Wollt' er, sie lache, da freute ja nur sie die baldige Heilung!

Als er so laa, da besucht' ihn der Pär und drück' ihm die Pote,
Sah den Betrübten betrübt noch an und sprach dann mit Seufzen:
„Jetzt erst kommt nun das Allerbetrübtste nach, da der Friede
Nach dem betrübten Krieg! Weit besser, man führe so ewig
Krieg!... so mit Stillstand... Winter... und allerlei! Aber darzwischen,
Wie wir so essen, so schlafen in unserem täglichen Leben,
Als den beikümden Frieden, die Kaff und die Schulden zu tragen
Alles zusammengefaßt und uns auf den Rücken gebunden!
Denke die nar: kommt nicht ganz früh — Wer? der Herr Schneeföhl;
Mir — vor die Höhle? nein, grade herein auf die Haut mit geschneidert:
„Pär! du Geschlag'ner, Verlorner, davon... und mit Schanden... Getrollter,
„Ganz nicht hast du Verstand und Ehr' und Pflichten verloren —
„Geh die Kinder mit jetzt auch schon? Sie bestehen darauf: Du
„Kommst Abbitte zu thun, und in Staat, mit dem sämtlichen Heffaat,
„Herrn Gepanten, Kameel, Leopart, Wolf, Tiger und — Feld-Ruch;
„Und vor den Meinen erklärst du laut, vor dem Strauß und dem Trutbahn,
„Gold, und Silberföhl, Pflaubsch, Storch, Krannich und Kropfhaas;
„Ihr seid ehrliche Kinder!“ nur sagst du. Dann wollen sie essen!
„Gleich soll Friede dann sein. Das was wir so nennen von Alters:
„Essen und trinken und schlafen, gemacht alt werden und sterben
„Leben ja wollen wir auch. Die Artikel, die schreibe ich Euch vor!
„Glaub“, und sie hungern erbärmlich — sie hören: „sind werden Dir alle
„Knochen im Leibe gebrochen!“ —

Das thut' ihm doch leid, so wie mir wohl?
Alles was sonst mir so ehrbar klug: „Gegenschlag'ner Pär, Sie!
„Sie Unangenehmlicher“ (wegen der Tögen!) das ward Spott! Heh! Schmach!
Wer's heut sagt, der erzählt es mir noch als belächeltes Märchen.

Mein ganz Land ist ein Lazareth — und Ich der Verweser!
 Mein ganz Land ein Armenspital — und Ich der Verweser!
 Nie mehr auswärts las' ich mich schen, ich verberg' mich Besuchern
 Daß mich Gerechtmüßigen, erst freichen, sie nicht nun bedauern.
 Schwer ist Gnade zu nehmen von kleinen erbärmlichen Schlichen —
 Schwer ist geh'n! und schwer ist bleiben! Was soll ich nun thun? sprich!"

Und kaum hatte der Fuchs unbedenklich gerathen: „Du gehst gleich!
 „Fort! — Spottschlechte Geschichten die macht man leicht und geschwind ab.“
 Als ihn der Bär anlachte, daß er es getroffen, und sagte:
 „Wisse denn: Ich bin gewesen! es war ein Zug zum Erbarmen:
 Alles zum Schein; drum des Malens weith, so wie Alles was Schein ist,
 Dem sonst wär' es ja Nichts! So, klingen's und leuten's die Leute
 Ist denn um Frieden zu bitten so schwer — Nun sann ich es zehnmal!
 Vor! Doch nun ist's gethan, ihr's wenig. Nun sann ich es besagen:
 „Schreckliche Schande“, da heist es, und ist doch nichts als besagen:
 „Ich bin heruntergekommen von Macht, Geld, Rath und von Jutau'n“.
 Wäre das Schande, dann läsen die Tausende all' in der tiefsten
 Schmach! Doch sie sind ganz ehrlich nur: Arme Barmherzige wie wir nun.
 Thoren dagegen doch wären die Bängel und Herr Schneekönig,
 Wellten und sollten sie kommen und uns nun bitten: „Er, Herr Bär,
 „Nehm Er uns nicht übel, daß wir aus Versehen da über
 „Ihn es gewonnen: es ist nur im Schlaf uns glücklich gekommen!
 „Ganz zufällig nun bitten wir dich: Nimm Alles die wieder,
 „Papchen du gutes; denn herzlich bereuen wir die Menge, die wir die
 „Unserm Papchen gemacht. Das seist uns bleiben, du gutes!"

Als sie das herzlich belacht, sprach weiter der Bär zu dem Fuchs:
 Und wie die Kinder da aßen mit Galt! Sie verchluden sich hustend,
 Daß ihr Heliches nahn' erstickte, ja nach uns erstickt ist.
 Zielt bringt Krieg, Krieg Herger: und Herger den Tod; Tod: Kleinmuth.
 Ein Unglaubliches wird in der Zukunft Weisen erscheinen,
 Daß Schneekönig, die Schneepriestern so lieben
 Und Schneepriestern, zu essen und trinken sich krosig geweigert —
 Auf leichsinntiges Wort nur — das bleibt ein ewiger Nachruhm!
 Jeder Rest sich enthalten, das ist ja die äußerste Tugend
 Allem was Jung und Magen und Schlund und Därme genug hat
 Aber nun höre die Friedensbedingungen, die ich erscheidelt:
 (Trinnen ist keiner mit Namen gedacht, doch meiner verwichen)
 Wenn ich die Bienen als Bängel mir frei hab, mein ich nur Honig,
 Wie mein Herzfreund Bäst, mit dem ich nur „unwidelt“ debacht ist;
 Denn noch ward kein Frieden gemacht, als den Nachen zum Vor-Abteil!

„Kund sei mähmäh zu wissen: der rasend gewordene Frieden
 Kunde denket. Der alte gewöhnliche Krieg ist erneuert:
 „Tägliches Leben“ genannt. Doch die Friedensbedingungen sind Euch:
 Erster Artikel: das Eigenthum heimischen! das eitel!
 Zweiter Artikel: die Todten erheben von den Todten. — Es war ein
 Abern zu Herben: das kommt somit blos in die vorige Ordnung:
 Und der Gefallenen himmelanbreitende Klag' ist zu Wasser!
 Dritter: Der Bär und Weisheit soll sämtliche Kosten des Krieges
 Tragen bei Heller und Pfennig, auf das er becheiden und mäh bleibt,
 Keinem sich aufliegt, oder an Nachkrieg frech nur im Traum denkt.
 Vierter und letzter: den Ragen und sämtlichen Thieren mit Haaren
 Ist durchgängig erlaubt, sich beliebige Thiere mit Federn
 Frei zur Spette zu jagen, ohn' Unterschied der Personen:

Namentlich ist vor dem Fuchs die Gans nicht sicher gestellt. Nein!
Also wie wiederum Thieren mit Federn erlaubt, ja zu Recht steht:
Thiere mit Haaren zu Felle, zu Jagd und Vergnügen zu suchen
So wie zu finden; zum Beispiel gleich so der Geier das Kimmlein,
Naken das Häckchen; wie beiden, den Frieden beschwörenden Theilen
Selbst an den übrigen frei sich verarselten zu mögen wie sollen
Das soll Alles in Frieden gehehen, ohn' Klage noch Urtheil,
Als uralter Gebrauch; und die abschaffen ist Sünde!
Friedensbruch soll nimmer das sein noch heißen, nur alles
Rechtes und richtiges Leben in Eborkeit und in Fuchten!

Morgen, mit Punkt Aufgange von unserer Uhr — von der Sonne,
Treten die Punkte in Kraft, und gelten so lange die Uhr geht."

Als sie so saßen, zuletzt mit geradem Sinn, da geschah
Eine Veränderung wieder, doch diesmal allzu bedenklich.
Eintrat ohne zu grüßen, der Tachs mit dem bissigen Schloßbund
Und leis raunte der Fuchs um Haren —: „der König ist da, Freund!
Daß ich den nicht von Weitem gerochen, das zeigt mir: ich werde
Alt nun, aber ich habe da auf der vermünchten Giskaln
Mir das Gehirn durchfressen; ertröten, noch hoff' ich „zum Fuchs“ nicht!
Später erst greift er, Barmherz, nach dir; ich greift er den Feldberrn."
„Und wann läßt er mir sein Antlig leuchten?" — so frag sein
Aug' faum.

„Feldherr!... Fuchs! antworteten beide, wir sollen
In's Glaswasser dich legen; du kennst ja die Höhle der Steinkluft.
Uebrigens werden die Kinder dich schon da verlegen mit Gänzen,
Gänzchen und Hühnern und Enten — es ist ja nun wiederum Frieden!
Und nur „das kriegen sich lassen" ist neu „mit Griclagen" verboten.
Auch dein Weib darf dort dich besuchen — das Wasser ja geht euch
Nur an den Hals; nicht grausam sind wir in häulichen Dingen.
Sitz nur nicht und zerbrich die den Kopf: Bedwegen du wirst geh....
Denn ein Fuchs wird stets für tausend Ränke gehalten.
Aber nun fort! Und Et, Herr Bär, mach, mit ihm nach Hause,
Daß wir ihn dort bei Frau und Kind, wie wir sollen, bewachen,
Nicht launischlich zu werden — denn über der Gränze ist Freiheit.
Werdet ihr jemals wieder zu Herren von Geltung und Ansehen,
Bitten wir Euch: schafft nur die Spione, Verräther und Klatzker
Ab! da die fliegende Katt! die budliche alte Hüne!
Die im Pallast brüdwarm schon alles verharicht und verleumet,
Die der gnädigste Keu mit dem Rucken zum Schein nicht anhört.
Und doch hört! Was haben die großen denn mehr als die Kleinen?
Aber verrathet und nicht! Nicht fürchterlich wären die Jungen,
Wären die Ohren es nicht... und übrigens heute die Nacht ist
Schon der Gerichts. tag! Morgen, am wieslichen Tag, da geht es
Alet auf die Jagd — und zur Ruh muß froh und frei das Gemüth sein,
Eher zu ernstlichen Dingen noch mag's ein Zerachen beladen.
Dochmal ist er so weit her zu Hause gereist — gelauten —
Nes mit dem Tiger und Affen; und heut schon hat er Besuche
Bei den Bedurien gemacht — Nun trellt Euch fort; denn da bist nichts
Kupfer ihr beiden entlaunt, und „weit genug" ist vor dem Schup gut."

Aber der Vär ging rechtlich nach Haus, als rechtlicher Vater
Und sein weinendes Weib mit der Nede getröstet er ruhig:
„Weist du was mir zu dem raschen quädrigen Frieden geboten?
„Was ich auch thun muß, ihu' ich gewillt und von ganzem Gemüthe;
Dem Schmer-König muß ich mich beugen: so sag' ich ihm wahr, treu:
„Einst lieh mich ein König bekränzen; dem danke' ich in Züchten
„Denn schon immer vererbt' ich sie hoch, und sie sind so vornehmlich,
Dass ich nur wünschte: es wär' auf jeglichem Vorze derselben
Giner, und Giner in jeglichem Hause — da lebte die Welt froh,
Stets durch Ehrfurcht selig beglückt in unendlichem Frieden.“
Und da der Adler erst fort war, nahm er die Huldigung doch auf!
Ganz dasselbige sag' ich dem Keu — und er müste von Stein sein,
Wenn ich das nothete Leben doch nicht fest aus dem Gerichte trüg!“

Trauf in der Nacht, da die Feuer entbrannt und dem König der Thron stand,
Kam er und setzte sich, ruhig umstellt von dem schweigenden Volke:
Alles Verbrochene gleich auf einmal gründlich zu richten,
Nimmer Taffelbige noch nachstrafend, Verlebene's klagend,
Der ein Hündchen von Schuld aus sich' ausblendet zum Waldbrand
Und der sich trocknende Fuchs stand klappernd sich wärmend am Feuer

„Einstiger Heldherr, jetzt nur einfacher schuldiger Fuchs!“ — scholl's,
„Weistuch, vor! Du bist von der öffentlichen Geschichte
„Aus Volkemunde verklagt: als Heldherr leist du entlaufen!“

Und ehrgeizig, den Titel doch sich noch zu reiten, verzieht er:
„Darauf weis ich Fuchs sogar etwas zu sagen als: wahr ist's!
„Aber warum? davon weis noch die Weltengeschichte den Fuchs!
Ward ich vom Kämmerer empfer in den Himmel getragen,
Freien mich Thoren wohl selig sogar — auch wenn ich verhaßt ward —
Ganz des Entlaufens kindmischkuldig. Den Königen Wahrheit:
Hier in dem Lilienfeld — (den die Frau ihm verhehlen gereicht)
Und er dem Fäzer gereicht, ihn dem thronenden Löwen zu reichen)
Da in dem Lilienfeld da liegt mir die rettende Wahrheit:
Schad', das die Feden wie stumm, dumm, taub und wie blind sind,
Denn sonst würde die Hernis, die Tu drinn siehst, Dir bezeugen
Und sehr froh: „den hab' ich gesehen, und so — zum Entlaufen!“

Als er ein Kacheln sah aufblühn in des Königs Antlitz,
„Nüchtl' er gewonnen, und faste sich Muth zu der Herdrung:
„Jeglichen Heldherrn forder' ich auf, ja dich selber — erlaub's ihr —
„So dich, und dahin fichen zu lassen — und fere zu riehlen!
Und das ich tebt sie geuericht, das leat mie Keiner als Weid aus!
Tarum sprech' ich mich frei und ganz unichuldig! Ihr Andern
Nicht bei dem Erken schon fere — Ich ertrag drei schändliche Stiche!“

Laut auslachte das Volk, und der König, er himnte dem Volke zu
„Geh! ich bewundre den Herrn Schneckenig, verzieht der Löwe,
„Der dich beistet, du Fuchs! auch wenn ich den Vären verflage,
Dass er dich fügen zum Heldherrn machte, die Ra'en und Thren,
Arm' und Peine der Feinen und Leben und Tod in die Hand gab!
Nicht blos Schmerzen zu machen, das muß er verstehen, der Heldherr,
Sondern sie selbst zu ertragen! Da weis er: was Andere dulden!“

„König, o sieh' auf den Grund!“ sprach er, „und du bringst mich zu Ruhm noch!
Wußte der Herr Schneckenig zuvor nicht: was ich beschloßen,

Wie ich die Hähne zu haken gehnnt war, — oder zu streichen
Schlachtplannmäßig, da hielt ich mich zehn Tage wunderwell! ... und das
hat ihm die Mücke nur ausspionirt! Die Espione, Espione,
Das sind die Macher des Kriegs und des Siegs, des Gewinns und Verlustes!
Ohne die Mücke hier stünd' ich im Glanz glorreichster Heldern.
Darum will ich verbannt, enthauptet, verbrannt, dann gewirtheilt
Werden — die Mücke nur muß, als ein sechsbeiniges Thier gar,
Erst am Galgen mir hängen! Wenn Das im Lande bekannt wird,
Dann geht Keiner, so lieb sein Hals ihm ist, auf Exilentrung!
Hänge du frisch, wenn du Muth hast! Habe den Muth nur:
Nicht entlichlich betrogen zu sein von verpöhten Heuchlern.
Ein Thor sollte nur sein, ein goldnes zum Vaterlande,
Wer da herein kög' als ein Espion — den sollt' es erquickchen,
Wie ich die Heimis ruborell erquickt, daß ihr Stachel heraussteht!"
Trauf abtrat er belebt vom Vell, das die Schmach des Verraths trug.

Und zum Könige neigte der Tiger sich: „Thu vor dem Vell was!
Sind es doch fliegende Mäus nur und Mücke! So fliehst du Heindichast!"

Also wurde die Mücke gehangen am niedlichen Galgen,
Aber die fliegende Mäus an das Scheunthor lebend genagelt,
Namentlich fliegenden Mäusen und Mücken vor allen zum Verbitte.

Nunmehr galt es dem Vär: vor Gericht mannhast zu bestehen.
Als den so lange gewöhnlichen gebietenden Herrn nun das Vell sah
Selber in Glend stehn, doch gefast und würdig, da sagt' es:
„Welch ein stilllicher Mann! ein Wunder den Schneidern! der dicke
Müller sogar noch muß ihn beneiden." — Der Löwe, nun selbst dürr,
Ab, von der Wese, gemasert, beschaut ihn mit stummem Bedagen.
Sein Schoß Eiden, das Halbschoß vorn, und das andere hinten
— Das rund um an ihm sties sein Amt als Verweier zu schau war —
Ward ihm vom Leibe genommen, doch reglos ertrag den Verlust er.
Und mit Bedauern sprach zu dem Armen der gütliche König:
„Ganz unerhörte Verschn und Streiche sind undenkbar!
Und was macht man mit Dummen? für Dummheit strafen, ist Unfinn;
Und für Dummheit? das heißt den Gistbaum strafen für Gischen.
Nicht, daß Du Krieg Dir gefüht — wezu Gahucht manchen dabinreißt!
Kein: daß Du Frieden gemacht, daß bestat' ich an Dir mit Verweisung!
Schlachten gewinnen, ist etwas; den Krieg zu gewinnen, ist schon mehr —
Frieden gewinnen, ist Alles! das ist den Verstand sich erobern!
Nicht ein anderes Mal doch eist Krieg zur Vernichtung zu führen!
Unserm Feind' muß Rache an Uns unmöglich gemacht sein,
Jetzt bei unserer Zeit und dereinst noch an unseren Enkeln.
Dum: dum Frieden zu schließen, ist Krieg anlegen wie Waldbrand
Fried' auf Wert, ist betrüglischer Hauch... wie der Wind weht,
Fried' du der Schlange den Gistadn aus — das heißt mit der Schlange
Wirklichen Frieden gemacht, denn sie ruht nicht ch' bis sie todt ist.
Alderner als mit den Vögeln, nur war noch ein Krieg mit den Aifchen!
Doch ein heiliger Krieg war Der — und dann drängt uns Alles:
Der mit den Glatz-Haut-Thieren, mit Bart im Gesicht und Krpshaar.
Wären Wir mehr, viel mehr nur als sie, die so heilen, die uns saum
Ansehen, und die da anzuhaun man sich graut, und sie meidet,
Wo man nur weis und lann! Die sind uns die schrecklichen Feinde!
Wöchten Sie Sich aufreiben! Doch fressen sie nicht sich lebendig —
Aber uns Fiedel!.. getraun... getocht... und in Schmatze geboden:
Die uns müssen mit Trug; Mann, Frau und Kinder zusammen

In ein Kafi einpöckeln! Wie würden sie schrein, wenn Wir ihnen
Solch Gend antäten! — Doch lebt, auch könnten sie nicht schrein.
C, das Abideuchliche ist in der Welt das Verschwigene, das Stumme.
In der Verbannung sinne was aus; wie das Belf wie vertilgen,
Keltlicher Bär, sonst dummer! Doch thut sich Verbannenen der Kopf auf!
Hast Du's gefunden, dann sei auf's neu' uns Reichsverweiser!
Nur Heuschrecken genug! und den König zu Freund uns erwerben,
Dann bin sind sie!... und mühten wir selber darüber zu Grunde gehn.
Nicht wahr, Herr Elefant: Nichtleben, ich ehle, besuemet,
Als der erbärmliche Elar da von seeligem altem Kind sein!
Darauf reicht er dem Bären die Hand zu geneigtem Abschied,
Und für so gnädig Entlassen bedankte sich nie der Besucher.

Und zum Könige neigte der Tiger sich wieder und sprach leis:
„Weist du denn um die Bekedungen, Herr? ... und um das Verkaufen?
Grundrechtsschaffene Leute nur müssen bekeden sich lassen,
Dass es die Schändlichen dann nicht werden, wenn ihre Bescher
Glauben, sie hätten ja schon von Bekedenen genug in der Tasche!
Reicht zu bekeden auch sind die Bescher! das merke sich Jeder!
Herr Elefant der beschwor mir: der Haufen des Geldes, wemist sie
Hinten in Indien einfielen im Krieg einander bekeden,
Habe gelangt: Vierhundert Bagoben zu haun, und das Gold hab'
So ganz eigen geredet, das kenne ich leichtlich erkennen.
Und Herr Feldherr Auch nicht mir nach so einigem Gold ganz“

Jege erhob sich der König erüret und fuhr so den Auch an:
„Schelm du? Ich habe dich gnädig bestraft um dervielene Reigheit,
Und ich gedachte, du würdest dich selbst anklagen um deinen
Schändlichen Diebstahl, den du am Belfe begangen, der größter
Nicht sein kann und schwerer: Du hast da lebendige Streiter,
Prächtig gebürnte und weiblich gemähete, welche mit Arealis
Du abkommandiert, da an Händler verkauft — als Hindfalks!
Selbst hab' ich die Verkauften gesehn, die sich bitter beschwerten.
Dorum verdammt ich dich — weil sie noch leben — zu Galgen und Strang nur;
Wäre nur Giner verkommen, da wäre das Kad dir zu wenig!
Ob's und bereite dich reise zum Tod an der Henkersmahlzeit.
Jege zur Jagd! „denn man ist kein recht Thier ... ohne die Thiere.“

Und nichts sagte der Auch zum verdienten Strang, doch er dachte:
„Uebergänge nur sind schlimm Ding! Wenn der Auch noch den Balg hat,
Und auch wenn er gestreift ist, da ist ihm wohl — er ist recht! Doch
Wenn er gestreift wird, dann ist ihm schlecht; da verurtheilt er das Auchs sein
Wehr, wie den Jhn. Abtreiber. Ter, wär nicht, wär' er der Auch nicht!“
Jene nun zogen zu Wald; jedoch er schlich heimlich zum Henker,
Zum Hefenker, vorher sein Freund und lieber Gesatter
Hührent sprach er zu dem: „Du' heut mir den lezten Gestallen
— Einen, der dir nichts follet, sonst fessen uns Alets die Gefallen —
Dir thut bitterlich leid mich zu hängen, das heß' ich! Drum Ginen
Snoten nur knüpft in die Schlinge des Strids, das sie mir sich am Hals nicht
Zuschüt! Wer weiß das? Ich verspreche dir arantlich zu ähren...
Benaglich nach Altem zu quajeln und ganz leidbattig zu sterben...
Schauerlich will ich dir jappeln zum ganz Schlimm werden für Weiber...
Wanz weiß will ich die Augen verdröbn: mein duschiger Schweiß soll
Wanz zum Erbarmen sich winden, als wär' er gehangen und ich nicht...
Fürchterlich häng' ich die Junge zum Halse hinaus, das davon lauft
Wer mich sieht! Und des Nachts dann lauf ich, mich löfent, der Schlinge

Selber daren, und verheße mich lange; „man stahl mich,“ so heißt es,
 Nicht Geldwerthen... die Hahn' und den Balg! Denn erhebe' ich von Hölle'sohn
 Glänzend im Vollmondstrahl, hier Dem, dort Jenem lebendig;
 Darauf sich' ich vom Wald aus krank und frei; denn wer mich sieht
 Da mich erkennt — nun der hält mich für mich, für den Geist des, der ich war,
 Und mich verehren und scheuen die Leute — und lassen mich maugen.
 Aufzusehn bring' ich — und liegen zu bleiben nicht Schande
 Endlich verraucht im Pelachen der Hohn... ja es kommen die Stunden,
 Die man die Toten würde sich wünscht — und dann ruf' ich: „Die bin ich!“
 Und du erntest noch Dank! und von mir den erwünschtesten, schönsten;
 Meine bewunderte Tochter vermähl' ich dir heut noch vor Nacht schon...
 Und nicht arm! nein, reich an gebliebenem Gut: das geh' ich
 Nege dir sicher, als meinem nun Lebenderretter und Widam.“
 Also gelobt ihm der Hentke den Knoten; Er, gab ihm die Tochter.

Als nun die silberne Uhr war auf am Himmel gegangen,
 Summt und jurel' ein frohes Geräusch in die Lust von der Erde,
 Denn laut freitem Artikel der Friedensbedingungen waren
 All' die Gefallenen stöhnlich in Kraft von den Toten erstanden
 Und kein Schaden gescheh an den lebenden Thiergehechten;
 Ja, ein feuriges Ross kam schon bellwiedernd gesprungen
 Unter die Leute, die laut sich des Himmels erfreuten;
 Schmetternde Halb-Vögel rannte den Vögel, dem gemeinsamen Vater
 Blühten entgegen; die Frauen deselben, die zahllosen Mütter;
 Selber die Wagen anoch in Gehalt von betageten Läden.
 Ja, auch hieß es: „Der Hebräer kommt mit dem hebräischen Knüttel!
 Eskoaren von Kagen schon auch sind fort nach der kranzlich erstandenen
 Kage, den Biber zum Wagen, in welchen sie sanft sie nach Haus ziehn,
 Und „bei Bär's“ steht schon ihr Häppchen mit laulicher Milch voll.“
 Alles das hört' und lobe der Bär: ihm wallte vor Freuden
 Hoch sein Herz, und die Thränen sie traten ihm warm in die Augen,
 Daß er die Auferhebung der Toten im Friedens-Bedingung
 Heißlich gemacht, wenn die schlechteste nicht, dann die beste von allen,
 „Daß die Gefallenen nicht zum Vorrat' lebi in der Erde
 „Wären den Lebenden, welchen sie less als Karren gestorben,
 „Nicht: daß der Feind nicht böse, was schwebt er an ihnen verbrochen.“

Indes saß voll Trauer der Fuchs an der Hentke'smahlzeit.
 Einer zum Spott ihm gelandten ausnehmend großen, mit einem
 Buckel behafteten Gans, wie abscheulicher keine er je sah.
 Schon ganz schwarz; vor Ärger geworren, beklagt' er sich also:
 „Da gleich lieber doch möchte man gar nicht essen — als Buckel!
 Anderer Unglück essen, das schmeckt Mitleidigen bitter.
 Wozu misch' ich mich in die Geschichte, die nimmer sich ausmüdet,
 Denn wie die Fliegen am Keim, bleib' Jeder lustig darin leben;
 Kennt' ich Ruhm mit erwerben bei Mond und Sonne da drehen.
 Aber hienieden bei Höl und Tod, das veracht' ich gehier,
 Heiligen saul mich im Gras aufschlafend mit Hundchen die Wette.
 Aber was wären die Gesehn, was richteten all' sie allein aus.
 Wischten die Kleinen sich nicht in ihr Thun, und berasten die Hände.
 Starben zu nah, ist nie gut, weder im Guten noch Bösen.
 Denn schon Kinder ja kennen die Wirt vom Klüppel im Sack:
 Trimm der, ist leidlich: doch der da' herausfährt, das ist der Wahre!
 Nichts auf Erden ist besser als Stein sein — nachher: Auch's kein.“

Grad mit der Sonne zu sterben ist auch dem Gefangenen lieblich.
 Wallend zum Galgen, begrüßt der die Vorkreiden zum Abschied,
 Reichte noch Tiefen die Hand, und schenkte dem Andern die Haare,
 Kinst in der Jugend: roth, drauf: weiß; fehl'schwarz nun der Aergern ...
 Dat im Oeben die Freunde: die Kinder ihm nicht zu verlassen!
 Und sein Weib zu verhehn, zum Fein doch, mit einigen Hiern.
 Traut in der Abschiedsrede vom Galgen herab noch bedankt er
 Sich, für die ihm in der Schlacht als Feldherrn schrecklich bewies'ne
 Tapferkeit, und vermählte sie streng im erneuerten Kriege
 Tapfer zu sind, ja zu sein! ... in der unaussprechlichen Stunde,
 Die ihm am Galgen gekommen — an ihm ein Weispiel zu nehmen.
 Und kaum hatt' er die Schling' um den Hals mit dem schlingenden Knoten,
 Als ihn das Belt lieg' hängen, das eilia dem Zuge der Torten
 Und nun Erstanten entgegen sich wandt, als größern Schauspiel.
 Langsam nabte der Dull, blieb stehn und sah sich den Fuch's an ...
 Und den Erstanten schwarzen Gebärten sah sich der Fuch's an,
 Ihn, der schon müde, sich legte zu ruhn, und mit Graße beschüttet
 Alles noch wiederläute; dem Volk zum ergötlichen Wunder.
 Sah mit Entzücken es zu, wie der Auserhandene Gras frag.
 Allen umher stand ganz der Verstand still; keiner mehr war sich
 Was er gewesen, noch was es gewesen; die Sonne, die starb, war
 Nicht mehr die Sonne; der Bach nicht Bach, noch der Galgen: der Galgen ...
 Tret des Ubu Kap, mit vergoldetem Schwanz, nun die Kage,
 Die in die Arme des Vibers gelegt, von den Vibern gezogen
 Langsam herfuhr, zahllos von Käsen in Feiergebanten
 Jubelnd begleitet, und also umlungen, so, daß die Gesträuche,
 Blumen, und Steine davor sich entzieht in die Erde verstreuen.
 Auch der erstandene Fiesbär schritt, neuliegend, im Zuge ...
 Und die erstandene Gens, vom Bergesalten entlassen,
 Kam in bezaubernder Nichtigkeit, und sah den Gehangnen
 Und der Gehangene sie, den es trieb: ihr Geschlecht doch zu schmähen:
 — „Nur das nicht die getreuen untadlichen Weider all' aufstehn —
 „Denn iens' wird ja die Erde zu voll, und wir müssen verhungern,
 „Und ihon hör' ich mit Angst das verzweifelte Hungergeschrei!
 „Aber, o was es doch kostet: nur ein einfältiges Gänselein
 „Tumm zu beschwären, geschweig' ein einfaches hertziges Weibchen!
 „Eidene Balken, sie sind so unbezughar nicht wie ein rein Herz.“

Und vom Heren Elephanten geführt, schritt langsam der Zug fort
 Hin zum König, damit er die tapfer Gefallenen schaue,
 Während er weisend hing: ob er stürbe, nicht; sondern entröme?
 Und vom Valsch her erscholl ihm unendliches Friedengeheul.

Hans im Glück.

Märchen von August Tenboeff

Grete, Jörgens Tochter, hatte einen Brautigam, der hieß Hans. Das durfte aber Niemand wissen, denn, als der Jörgen den Hans mit der Grete hatte spazieren gehn sehn, wurde er sehr böse und meinte, „es schide sich nicht, daß seine Tochter mit einem Bauerknicht gehe. Freilich war der Hans nur ein armer Knecht, der auf einem Hofe diente, während Jörgen ein wohlhabender Bauer war.

Zum Glück lebte auf demselben Hofe wo Hans war, Gretes beste Freundin, Anne, so hieß sie, war die Einzige, die um das Geheimniß wußte und Grüßte ihn und verbelegte, aber, wenn Grete zu ihr kam, den Hans dabei tief, als habe sie ihm etwas zu sagen. So ging es eine Zeitlang an, daß sich die Beiden sehn und sprechen konnten, bis Grete dem Hans eines Tages sagte, sie müßte ihn diesen Abend sprechen, er solle zum Kreuz bei den Linden kommen.

Als Hans sich dorthin zu gehn beist hatte, erzählte sie ihm: „Gestern kam Anne zu mir, wir sprachen von dir und jenem und besonders von dir. Wir hatten aber vergessen die Thüre zu machen und der Vater, der in der Küche saß, hatte Alles mit angehört. Als Anne fort war kam er herein und sagte: — „Ich will dir den Hans schon aus dem Zaune treiben und wenn du ihn nicht anwillig fassen läßt, schickst du schon sehn was ich thun werde! — Du weißt Hans,“ fuhr Grete fort, „ich habe große Angst vor dem Vater und es ist eigentlich auch nicht recht, daß ich so wider sein Geheiß handle; wir werden uns deshalb von jetzt an wohl nicht mehr oft sehn und sprechen können, aber

auf Eins verlasse dich Hans: Ich nehme keinen andern zum Manne als dich!“

Hans war ganz traurig geworden, aber Grete tröstete ihn: „Es ist schon manch einem so ergangen,“ sagte sie, „und nachher ist doch noch Alles aus geworden, darum laß uns auf Gott vertrauen.“

Als Hans nach Hause kam, saßen die andern Knechte und Mägde schon am Tisch, um das Abendbrot zu verzehren. Hans setzte sich stille hin und sagte kein Wort! Ein Knecht fragte den andern: „Was ist dem Hans, daß der die Öfen so hängen läßt?“ „Er,“ meinte ein dritter, „dem ist eine Mücke auf der Nase gestanden, drum steht er so lauer da.“ Anne wußte wohl, was ihn so traurig machte; sie nahm den Kessel und die Suppengewinde, ging damit um den Tisch herum um Jedem Suppe auf den Teller zu geben, und als sie zu Hans kam, stieß sie den am Ellenbogen, so daß er aufstehn mußte. „Habt doch Geduld,“ flüsterete sie ihm unterweils zu, „der Alte kann sich ja noch besinnen und Grete bleibt euch treu.“

Aber Hans konnte die Suppe nicht aufessen, so sehr ihm Anne auch anmalen wollte. Er stand auf und ging in den Stall, wo er den Kopf auf den Rücken des Pferdes legte, wem er trübselig schlief. Das arme Thier wurde ganz nah von den vielen Döränen, welche Hans an seinem Halte weinte.

Am andern Tag das Pferd zu scharren und hietwärts an die Wand zu klopfen an, wobei es ganz gewaltig wieherte und dem Hans immerfort in die Ohren klang, als riefte es: „Schak, Schak! Kap, Kap!“ Juchzte er

nicht weiter daran, als das Pferd aber gar nicht nachließ zu scharren und zu schaukeln, sah er einmal nach, wo es kleepte und kam an der Wand einen Stein los. Wie Hans diesen heraus nahm, sprang ihm eine alte Nage mit ihren Jungen entgegen, und als er genauer untersuchte, fand sich ein Teufel mit Weisthüden, worauf die Nage ihr Aß gestützt hatte. Hans nahm den Teufel und dachte: für das Geld können Hans und Grete sich ein Haus kaufen.

Am andern Tage mußte Hans Alles für die Kühe holen, und als er diesen heimbrachte, fand er Anne allein im Stalle, da erzählte er ihr, was ihm den Abend vorher begegnet war und bat, Grete davon zu benachrichtigen. Das that Anne noch denselben Abend, sie küßte Grete in's Ohr: „Ich habe dir etwas Wichtiges zu sagen, aber Niemand darf es hören.“

Am andern Tage kamen die beiden auf den Speicher und Anne sagte der Grete Alles was sie wollte. Vögelte machte aber ein betrübnisses Gesicht und meinte: „Das geht nicht mit rechten Dingen zu! Es ist nicht anders möglich als daß der Böse den Hans, mit dem Gelde, verführen will. Wenn es nicht gerade durch das Pferd heraus gekommen wäre, wollte ich es noch nicht sagen, aber so will ich nichts damit zu schaffen haben. Hans soll es wieder dahin setzen, wo er es bekommen hat, und jeden Abend zwanzig Vaterunser beten.“

Anne war derselben Meinung; es konnte auch nicht gut anders zugegangen sein. Als sie dem Speicher derauf kamen, ging Grete in ihre Kammer, nahm über dem Bette ein Töpfchen mit geweihtem Wasser weg und gab es Anne für Hans, um sich des Abends damit zu segnen und die bösen Geister von sich fern zu halten.

Hans that Alles, was Grete haben wollte, stellte den Teufel wieder in das Loch und betete des Abends fromm und andächtig.

Die Hagen als bestohene Thiere wollten sich an dem Hans rächen, weil er sie von dem Klee aufgeschreckt hatte. Seine Schlafkammer war neben dem Stalle, und da er die Thüre des Abends gewöhnlich aufschloß, konnte die alte Nage mit ihrer ganzen Sippschaft hinein kommen. Schief er nun, so kamen die Thiere jedes mit einem Weisthüde aus dem Teufel im Munde die Bettlade heraus und warfen ihm diese nach dem Klee. Hans erwachte dann so bald und schüttelte, bald auf der Nase, bald auf den Augen, etwas herunter fallen, konnte aber in der Dunkelheit nichts finden, und des Morgens, wenn es hell geworden war, sah er die Weisthüde auf der Bettlade herumliegen.

Nun mußte Anne wieder zu Grete gehn. Diese wurde ganz traurig, als sie hörte was geschehen war. „Der Böse läßt nicht nach den Hans zu verfolgen, sagte sie, mir zu wie soll er die Weisthüde sammeln und sie des Sonntags in den Gotteskasten werfen?“

Von dieser Zeit an konnte Grete nicht mehr ruhig schlafen, immer mußte sie des Nachts denken: Jetzt geht der Böse zum Hans und wirft ihm das Geld nach dem Kopf.“

Hans sammelte das Geld und trug es in den Gotteskasten bis er keines mehr fand.

Am Abend vor St. Nicolas ging Anne in's Dorf, sie wollte ein neues Band zu ihrer Sonntagschürze kaufen. Sie sah Grete am Fenster sitzen und fragte, ob sie etwas zu bestellen habe an den Hans. Grete winkte ihr herein, zog einen Heilschub aus und gab ihm ihr: „Den bringe zum Hans“, sprach sie, „er soll ihn hinein thun und ihn auf seine Fensterbank setzen, vielleicht gefällt es dem heiligen Nicolas seinen Schimmel drauß freffen zu lassen, dann hat er Glück das ganze Jahr.“

Hans that wie Grete gesagt hatte. Als nun der heilige Nicolas des Nachts umher ritt, kam er auch an Hansens Fenster vorbei; er mußte sehr wohl was diesem in der letzten Zeit begegnet war und ließ seinen Schimmel das Haus aus dem Heilschub freffen: der soll das Geld, was er in den Gotteskasten gethan hat, wieder haben! dachte St. Nicolas, indem er ein dickes Köllchen Geld in den Heilschub legte.

Am andern Morgen wollte Hans nachsehen, ob das Geld getroffen sei und fand das Geld.

In der Kirche warfte Anne Grete am Klee und sagte leise: „Der heilige Mann hat dem Hans Geld in den Heilschub gethan.“ Da verwundert sie Grete sehr. — „Wenn das ist“, sagte sie, „so kann er es nur behalten und eine eigene Bittschickung anfangen, und so er dann sieht, daß Gottes Segen dabei ist, will ich nach ein paar Jahren seine Frau werden, bis dahin aber meines Vaters Weib halten.“

Nun kannte sich Hans ein Händchen und ein Wirtchen dazu, arbeitete fleißig und kam zu voran. Die Leute meinten, er habe eine Glückshand aus Holland bekommen, und Hans ließ sie dabei.

So kam es daß bald die schönsten Mädchen im Dorfe ihre Augen auf ihn richteten und dachten: Wer den bekommt, thut eine gute That. Aber Hans lehte sich für sich allein und arbeitete von Morgen bis Abend.

Eines Tages sprach der Jäger zu seiner Tochter: „Es wäre doch so über nicht gewesen, wenn du den Hans bekommen hättest!“

— „Weißt nicht?“ antwortete Grete, „die andern Käte, welche mit mir geschworen sind, haben schon alle den Kranz getragen, nur ich sitze hier noch zu Hause, ich kann doch jetzt nicht hingehen und fragen: Hans, willst du mich noch?“

— „Nein,“ erwiderte Jörgen, „aber ich will einmal hingehen und sehen wie er von dir spricht.“

Nach einem heißen Tage sah Hans des Abends vor seiner Hausthüre und betrachtete die Erbsen und Bohnen, die eben in voller Blüthe standen, da sah er den Jörgen heran kommen.

„Guten Abend Hans,“ sagte dieser, „hier sitzt ja da, wie im Paradiese.“

„O, ja,“ antwortete Hans, „wenn nur eine hübsche Frau neben mir in diesem Paradiese säße.“

Jörgen freute sich, daß Hans ihm so auf halbem Wege entgegen kam, und fragte: „Willst du denn noch immer nicht treffen, daß ihr die Rechte findet?“

„Es hat sich schon längst so getroffen,“ er-

widerte Hans, „noch ist manchmal ein „Aber“ dabei.“

„Nun, so ein Aber läßt sich auch aus-scheiden,“ meinte Jörgen, „doch ich will deutlich mit euch reden: Hans, ich weiß ihr habt früher meine Grete gern gesehen, und wenn's noch so ist, kommt nachher und trinkt einen Schoppen Bier mit mir, dann wollen wir weiter darüber sprechen.“

Da sog Hans fünf seinen Zeumtagered an, und ging nach Jörgens Haus.

Grete stand in der Hausthüre und lachte ihm freundlich entgegen.

„Nun ist es doch so gekommen, wie es kommen sollte Hans,“ sagte sie ihm in's Ohr.

„Nun wollen wir bald Hochzeit machen,“ erwiderte Hans laut.

— „Hi, Hi, da habt ihr ja schon alles besprochen, was erst beim Bier entschieden sollte,“ rief Jörgen aus der Stubenthüre herans: „Grete! hole einen tüchtigen Krug voll aus dem Keller.“

Und ehe noch die Krüden ganz voll aus- worden, waren Hans und Grete schon Mann und Frau.

Die Wundersnake.

Irishes Volksmärchen von B. Herchenbach.

Paddy, ein irländischer Bauer, mochte arbeiten und sparten, wie er wollte, er brachte nichts vor sich. Wenn es ihm am schwersten wurde, die Pacht zu erwirken, dem gräte gezielte die Ernte am schlechtesten, und hatte er die Scheuer bis an die Schließbalken voll, dann war hundert gegen eins zu wetten, daß er den Schweiß seiner Arbeit nur mit einem Spottpreise bezahlt erhielt.

Sein Gutsheer aber war ein reicher Vord, der auf den Tag sein Geld verlangte, keinerlei Rücksicht auf Wetter und Kornpreise nahm, aber mit jedem Jahre die Pacht in die Höhe schraubte. Paddy's Verhältnisse verschlimmerten sich unter solchen Umständen mehr und mehr, bis sein ganzer Viehstand auf zwei Kühe zu-kammengeschmolzen war.

Als nun wieder der Zahlungstermin heranrückte, Paddy's Ladeel aber kahler als je war, entloß er sich mit betrübtem Herzen, seine zwei Kühe zum Markte zu bringen, um seinen strengen Gutsheeren zu befriedigen.

Auf dem Wege überkam ihn das Vieh über all sein verzagtes Wüthen und Arbeiten und er setzte sich auf einen Stein am Wege und weinte, wie ein Kind. Paddy, sagte er zu sich selbst, du bist jetzt fünfzig Jahre alt; das ist eine lange Zeit. Du hast dich Tag um Tag mit der Sonne erhoben und bist erst spät zu Bett gegangen. Es ist keine einzige Gr-dschelle auf deinem Ader, die du nicht mit deinem Schweiße genetzt hast. Du bist kein Trinker und kein Spieler, du hast nie kein Werkzeug und Abendgast verachtet. Es giebt Leute, die viel schlächer sind als du; und dennoch haben sie ohne Arbeit und Arbeit um Ueberflut. Paddy, du hast alles versucht, um durchzukommen, und jetzt, nach so vielen Mühseligkeiten bist du auf dem Wege, deine beiden einzigen Kühe zu verkaufen, die dich lange mit ihrer Milch und Butter genährt haben. Paddy, was kannst du nun noch thun, um deinem Schicksale eine andere Wendung zu geben? Paddy, du bist ein Dummkopf, du

kannst nichts Besseres thun, als faulenzeln, wie hundert Andere, und Dich von dem reichen Gutsheeren ernähren lassen.

In etwas erschreckt, durch den Entschluß, den er so eben gefaßt hatte, erhob er sich von dem Steine und trieb seine Kühle wieder vor sich her. Da gestellte sich ein Fremder zu ihm, der sah ihn mit einem mitleidigen Blicke an und sprach: Baddy, wahrhaftig du dauerst mich, denn du lebst nicht viel besser als das Vieh, welches du am Stride führst, und bist doch all dein Verdag ein braver Kerl und ein fleißiger Bauer gewesen.

Baddy war eben nicht sehr aufgelegt, fremden Rath zu hören, darum sprach er etwas unweirlich: Was kümmerts euch? Ihr werdet's mir doch nicht besser geben! Man sieht's Gutmuth verfluchten Mantel an, daß Ihr selbst ein armer Schlucker seid.

Om, Baddy, entgegnete der Fremde, der Mantel ist freilich nicht neu mehr, aber ich habe etwas darunter, was mehr werth ist, als ganz Irisan, und ich bin nicht abgeneigt, es dir für deine beiden Kühle zu verkaufen. Uebrigens, Baddy, ist es nicht läßlich, wenn, wie es gut mit dir meinen, so anzuhängen.

Baddy war neugierig, was er so Kostliches unter dem Mantel haben konnte, und sagte: Das müßte ein Diamant sein, so groß wie ein Rubins, und so einen giebt es in der ganzen Welt nicht.

„Ist es kein Diamant!“
Kein Diamant? So müßte es eine Reliquie sein; ein Stück vom heiligen Kreuz oder ein Tropfen getrockneten Blutes aus dem Wundmairen des Heilandes!

„Auch nicht, Baddy!“
So ist's ein Damm oder Jaubertuch.

„Deinabe so etwas, Baddy, doch nicht ganz.“
Baddy riß sich noch vielerlei, traf aber immer das rechte nicht. Endlich sah der Mann eine gewöhnliche Flasche hervor und sprach: Sieh, Baddy, wie ungläubig du auch den Kopf schütteln magst, so versichere ich dir doch auf Ehre und Seligkeit, daß keine Vordichst, kein gestrenger Gutsheer, all seine Schätze und Acker für diese unansehnliche Flasche geben würde; du aber kannst sie um deine zwei Kühle erkaufen, wozu du abnehmen magst, daß ich ein treuer Freund bin, der es mit dem Baddy wohl meint.

Was müßte mir die Flasche? fragte Baddy; kann man nicht mehr als hundert derselben für zwei Kühle haben?

Gar keine rielge, Baddy, und wenn du mich unweirlich machst, auch diese nicht mehr;

ich sage es dir noch einmal, daß Seine Vordichst nicht allein alle seine Güter, sondern auch seinen Sitz im Parlament dafür geben würde. In der Flasche liegen nämlich, mein guter Baddy, ein paar Creaturen, die bald als Jäger, bald als Meien erscheinen, je nachdem es in die Umstände paßt, und was man ihnen befehle, das thun sie, was man von ihnen verlangt, das bringen sie.

Als das der Baddy hörte, riß er den Mund bis hinter die Ohren auf und starrte die Flasche wie eine verzauberte Pflanzin an. Wenn du Wahrheit sprichst, sagte er, so würde ich dir mit Freuden meine zwei Kühle für die Jaubertflasche geben. Erlaube, daß ich erst ihre Kraft ein Viechen probe. Wie will denn aber die Flasche angetrödet sein?

Du brauchst sie nur auf den Ecken zu stellen, und leiste zu sprechen: Flasche theue deine Schuldigkeit, so stehen die Viechen, welche darin liegen, zu deinem Diensten bereit.

Baddy stellte die Flasche vor sich hin und sprach: Flasche theue deine Schuldigkeit! So gleich steigen ein paar Jägerlein heraus und fragten: Was ist dein Begeh? Bringst mir ein Hahn, so gut wie es der König hat, sprach Baddy.

Im Nu waren sie bei der Hand, stiegen aus und ein, hielten Lich und Stuhl, Lischuch Kessel und Serviette und eine Menge köstlicher Speisen und Getränke hervor und verschwand dann wieder. Baddy sei wie ein hungriger Wolf über die Kostbarkeiten her und verrichte eine ungläubliche Menge von Gebratenem und Geottornem, ohne der reichlichen Rabjagt Herr zu werden.

Wahrhaftig, sprach er zu dem Fremden, die Flasche gefällt mir und ich will auch meine zwei Kühle dafür geben.

Ich wachte es wohl, sagte der Fremde, ergreif die Kühle bei dem Seile, das für um die Hörner gewunden darran, und warte die Dornen, im Umfassen noch juristreich: Nun Baddy, nimm die Flasche wohl in Acht und zerbrich sie nicht; denn in den Scherben würde nicht mehr Jaubertkraft liegen, wohl aber würde die dann das Leben verdirbt werden.

Es kam dem Baddy ein wenig lächerlich vor, daß der Fremde von Zerbrechen sprechen konnte; verstand es sich doch von selbst, daß man einen solchen Schatz nie seinen Angelpfeln löste. Einen Plan für die Zukunft machte Baddy nicht erstens, weil ihm das gar nicht einfiel, und zweitens, weil es im Grunde genommen, auch gar nicht nöthig war. Aber ein Gefanke fuhr ihm unaußerlich durch den Kopf,

nämlich, daß er jetzt der reichste und glücklichste Mann in ganz Irland sei, mit dem sich weiter der Gutsbesitzer, noch ein anderer Herr in Grims-Town mischen konnte. Sein Geist war beständig angefüllt mit einer ununterbrechbaren Heim- und Speisefahrt, wobei die Auswahl der einzigen Betrüger war, der ihm in seinem Paradiesleben treffen konnte.

Baldy mit seine Klöße vertrieben in der kleinen Zinns-Bühnen der Spiele- und Kellern-Feiern. Es wollte sich selbst her-gegangen haben, wenn er so glücklich gewesen wäre, alle die verbotenen Namen zu kennen, die man auf den Zettelkarten der großen Wette zu lesen Gelegenheit hat. Da das aber nicht der Fall war, so war er in den engen Kreis derjenigen gekannt, was ihm früher immer als das Nahe und Ambrosia eines Irischen Bauer erschienen war. Baldy's spielten dabei seine geringe Rolle. War aber die Klöße zu Ende, so mußte er wieder von vorn anfangen, was ihn bereits ein wenig langweilte, so daß er sich vernahm, ohne Hosen in die Stadt zu gehen und sich dort den längsten Spitzhaken zu verschaffen, der je in der Hand eines Kellners gewesen war.

Im Unglück und unter den schwersten Sorgen der Saat und der Frucht hatte Baldy hundertmal im Jahr geklagt: Armer Baldy, du bist bald wieder deine Facht schuldig; wie willst du sie diesmal zusammenbringen? Er hatte die Saat bis zum Termin wenigstens ein Dutzendmal bezahlt und nach jedem Zahlen empfangen, um nur ja den Termin nicht zu verpassen. Und jetzt, wo er nur in seiner Klöße zu sagen brauchte: Bezahl, was ich schuldig bin! jetzt hatte er Facht und Gutsbesitzer zu sein verstanden, als ob sie nie in der Welt gewesen wären.

Während er nun auf die Zweihundert ging, kamen die Gutsbesitzer heran, brachen in die Stube und nahmen alles mit fort, was nicht mit Klößen beschreibbar war; auch die Klöße mußte mitnehmen.

Als nun Baldy nach Hause kam, alle seine Gutsbesitzer und auch seine Klöße ver- meinte, da suchte er traulich über den Gutsbesitzer, es lag ihm wenig daran, daß er ins Gefängnis geführt wurde, da er ja doch wieder ein armer Schuldner geworden war, der nichts billiger fertig werden konnte.

Nach einigen Tagen kam ihm der Gutsbesitzer, ob er denn kein Mittel habe, wieder in den Besitz der Klöße zu gelangen, deren Verheimlichung der Gutsbesitzer am Ende noch ergründen konnte. Wiederum aber antwortete er: Ach, viel-

leicht ist sie schon in Scherben gegangen, was soll ich mich also mühen, hier aus dem Troden in den Regen zu kommen.

Der erste Gutsbesitzer hatte inzwischen und er ließ dem Vord sagen: Ich weiß, daß meine wenigen Gutsbesitzer die Schuld nicht decken, doch bin ich als ehrlicher Mann bereit, den Rest durch Arbeiten zu tilgen, wenn man mich aus dem Gefängnis läßt.

Das war ein Verdict, den der Vord mit Freuden annahm. Schon am andern Morgen ließ Baldy beim Gutsbesitzer in der Arbeit; seine Augen leuchteten überall nach der Klöße umher; verzehrend! Dort gab es da Klößen der verschiedensten Art in Menge, aber die rechte war nicht darunter. Wegen Arbeit endlich fand er sie im Keller auf einem Haufen anderer. Der Freuden juchzte er laut auf in dem Keller und machte einen Aufschrei, daß er mit dem Schüssel gegen das Gewölbe stieß.

Nachdem er ihre Laubstiel: noch einmal probirt und Alles in Achtigkeit geschaut hatte, stieg er die Kellertreppe hinauf und gebot sich auf dem strengen Gutsbesitzer, der ihm so viel angethan hatte, zu rächen.

Der Vord sah eben mit einem vernehmen Fremden beim Ziel, als Baldy in das Zimmer trat, seine Klöße auf den Boden legte und sprach: Klöße thue deine Schutigkeit! Nebst klößen ein paar ungeheure Klößen mit schweren Stöcken besetzt, aus der Klöße heraus und fielen auf Baldy's Kopf über den Gutsbesitzer her und verblühten ihn dermaßen, daß nicht ein einziger Ficht an seinem Leibe angelunden blieb.

Als er nicht wie tot dinst, dachte Baldy: Hier ist keine Klöße nicht länger. In Lebe darfst du ihn nicht schlagen laßen, und kommt er mit dem Leben davon, so entsetzt du am Ende dem Gutsbesitzer.

Er ließ alle die Klößen wieder aufsteigen, nahm seine Klöße unter den Mantel und machte sich aus dem Staube, hielt auch nicht eher ein, bis er an's Gehste des Meeres kam.

Hier lebte er nun in Eins und Eins, verlag seiner früheren bescheidenen Stellung so ganz und gar, daß er im Augenblick allen Vord's unverkennbar. Er konnte davon nicht fehlen, daß er halt in Ansehen und Achtung stieg und selbst von den vermehnten Personen in Lüste geladen wurde.

Baldy aber wollte nicht wissen haben, sondern mit alle vermehnten Paradiese auf einen und denselben Tag zu sich in Lüste. Sie kamen in zahlreichen Mengen an und nahmen Platz an den langen Tischen, welche

den großer Zweiteufel erfüllen, wunderten sich aber, daß sie weiter Zeller und Köffel auf den Tischen fanden, nach auch die geringste Anstalt in einem Gasthause bemerkten.

Paddy lachte, denn er merkte wohl, woüber sie sich den Kopf zerbrachen, sollte keine Alasche, stellte sie vor den Augen der Gäste auf den Boden und sprach: Alasche, ihue deine Schuldscheit! Zugleich flogen die Hertzlein hervor und bedeckten die Tische mit einem Nable, wie es in der Helburg eines regierenden Fürsten nicht besser hingestellt werden kann. Man mag sich nun leicht denken, wie die Herrn und die Damen die Mäuler aufrißen, und Paddy um seine Wunderthasche beneideten.

Nun war unter den Gästen auch ein Baron, der außer seinem Titel, auf den er sich schrecklich viel einbildete, kaum genug beloh, um Schuster und Schneider in gebrüger Respekt zu erhalten. Dieser warf ein begieriges Auge auf die Alasche und merkte sich den Ort, wohin Paddy sie stellte, als die Hertzge wieder hineingelächelt waren.

In der Nacht, da Paddy wegen des zu starken Genusses von Speisen und Getränken nicht schlafen konnte, hörte er ein Geräusch im Nebenzimmer, wo die Alasche stand. Er erhob sich geräuschlos und öffnete die Thüre in dem Augenblicke, wo der Baron die Alasche vom Sims herablangte.

Schust und Lieb, schrie Paddy, du bist gekommen, meine Alasche zu stehlen!

Der Baron ließ vor Schrecken die Alasche auf den Boden fallen, daß sie mit einem furchtbaren Knall in tausend Stücke zerfiel. Die Hertzge und die beiden Mieser, die jetzt aus ihrer Dienstbarkeit frei wurden, nahmen den dicken Baron in ihre Mitte und machten einen Freudentanz mit ihm. Sie drehen und wirbeln so rath mit ihm umber, wie der Sturmwind mit einem Strohhalme, und wie er schrien und lachen mochte, sie ließen ihn nicht los, bis er atemlos zusammenfiel. Dann traten sie zu Paddy und Jeder reichte ihm ein Goldstück. Jetzt waren sie; Paddy hatte das Nachsehen. Ach wäre er verflucht gewesen, dem Baron seine vier Goldstücke, die ihm ein arbeitsiger Pottel schienen, in den Hals zu werfen, aber er erinnerte sich noch rechtzeitig, daß dieselben jetzt sein ganzes Vermögen ausmachten und daß es jedenfalls besser sei, etwas zu haben, als gar nichts. Inzwischen wollte er seine Minute länger an einem Orte weilen, wo er morgen ein armer Schinder

war und die angefangene Kelle nicht fortspielen konnte.

Zerort verließ er das Haus und die Stadt, wunderte mit betäubtem Herzen gerade aus bis an den Morgen. Auch dann genügte er sich noch keine Ruhe, sondern ging immer weiter. Bald begann ihn der Hunger zu peinigen, aber er fürchtete sich, in eine Schenke einzutreten und eines von seinen Goldstücken auszugeben, weil er aus Erfahrung wußte, daß nichts so schnell verschwindet, als ein angewandtes Goldstück. Aber der Hunger ist ein scharfes Schwert und er wirft die besten Verträge um. So ging es auch Paddy. Er ah und trank wie ein Wolf und als er nach der Jechefrage, war richtig eines der Goldstücke ganz in den Magen gewandert. Er reichte es dem Wirth mit großer Betrübniß und legte seinen Stab weiter.

Im Walde legte er sich unter das Blätterdach, und nachdem er lange über die arbeitssche Zukunft nachgedacht hatte, die seiner nun hatte, nahm er die drei Goldstücke heraus, die ihm noch geblieben, um sich an ihrem Glanze zu freuen. Er hatte sie lange in die Westentasche gesteckt, das vergaßte aber hatte recht gelehrt. Nach einiger Zeit schloß er sie wieder in die Tasche und schloß sie mit einigen Pedauern in die Locke, die er leer dachte. Aber aber bedrückt sein Erwachen, als er dort auch noch zwei fand. Er wußte doch genau, daß er im Ganzen nur vier gehabt und eines davon vergaßte hatte. Rechnen konnte er nicht zum besten, aber das begriff er doch, daß er jetzt um zwei reicher war.

Während er sich noch den Kopf über dieses Wunder zerbrach, kam ein Weiblein vorüber, welches bitterlich weinte. Warum weinst du, Frau? fragte Paddy. Ach, antwortete das Weiblein, ich soll heute aus dem Hause geworfen werden, weil ich die zwei Goldstücke nicht bezahlen kann, die ich dem Gutsherrn schulde. Paddy dachte der Zeit, wo es ihm selbst so gegangen und sprach: Ich bin leicht ein armer Schinder, aber da sind vier Goldstücke, die mir vom Himmel gefallen sind, nehmt sie und bleibt in euren vier Häusern. Das Weiblein machte einen Satz und ging frohlich hinweg. Paddy aber schloß, daß sich in seiner rechten Westentasche etwas kaufte, fuhr mit den Fingern hinein und ja zu seinem abermaligen Erwachen jetzt gar vier Goldstücke heraus.

Bald wurde es ihm klar, daß er immer das Toppelte von dem, was er anfing, wieder erhielt.

Seine Trauer verwandelte sich nun in die

ausgelassenste Freude und es begann wieder ein Leben voller Jubel und Genuß, so daß in zwei Monaten ganz Irland von nichts andern, als dem reichen Paddy sprach.

Das geschah ihm über die Maßen wohl, denn er war im Glücke eitel und gefallsüchtig geworden, und er machte einen seltenen Strich über den andern. Geld und Gut allein aber macht nicht wahrhaft glücklich, wie es Paddy bis zum Uebertrusse erfuhr. Da es kein Ding in der Welt gab, das er mit seinem Gelde nicht erlangen konnte, da alle seine Wünsche erfüllt wurden, so fielen ihm nichts auf ein Hinderniß, hatte nichts zu erschrecken, nichts zu erheben, seltsam nichts zu genießen.

Bald fühlte er sich in seinem Reichthum unglücklicher, als früher in seiner Armuth und er hätte Vieles darum gegeben, wenn er sich von dem Gelde, der Quelle seines Uebertrusses, hätte losmachen können. Wer, ach, thatelbe wurde mit jedem Tage mehr, so daß er sich zuletzt nicht davon retten konnte. Gold und immer Gold! Schrecklich!

Da steigerte sich sein Wahnwitz und seine Vangewisse zum Uebereiferthum und er beschloß, seinen Tadeln, ein Ende zu machen, und dem Gelde zu entsagen. Durch die Gegend raudelte ein Wind und hoch über derselben lag eine Brücke. Auf diese Brücke ging Paddy, um sich hinabzuschürzen. Schon neigte er sich vorn über, da hielt ihn eine Hand fest. Als er sich umwandte, war es der Unbekannte, von dem er die Flasche erhalten. Noch führte er seine beiden Kiste am Stride.

Paddy, sprach er, willst du mir deine Kiste wieder ablaufen? Ja, ich will sie kaufen, antwortete Paddy. Befreit mich von dem verwichenen Gedulde, und geht mir die Kiste!

Der Fremde wart ihm den Strich zu und war verschwunden. Paddy war nun wieder ein armer Bauer, aber er schied sich nie wieder nach der Flasche und dem Gelde zurück!

Reichthum, sprach er häufig, ist schlimmer, als Armuth.

Floribunde.

Märchen von Olen.

Vor alten Zeiten lebte auf dem Schlosse Lehenburg in Nörthrich ein frommer und tapferer Ritter, der sich durch seine Tugenden in allen Ländern auszeichnete. Er hatte einen einzigen Sohn mit Namen Penno, an dem er viele Freude erlebte. Diesen Sohn ließ nun der alte Ritter, als er sein letztes Stündlein heran nahen fühlte, an sein Bett treten, nahm väterlichen Abschied von ihm und ermahnte ihn noch einmal, alle der guten Lehen, die er ihm von Kindheit an gegeben, stets einzukerkeln zu sein, und treulich sie zu erfüllen. Der Sohn gelobte es — und der Vater starb. —

Ganz besonders hatte der alte Ritter seinem Sohn anempfohlen, Gott zu dienen, den Armen reichlich zu geben, Frauen und Jungfrauen zu schützen, und die Diener Gottes zu ehren.

Als nun der Vater todt war, dachte Penno noch über die letzten Worte und Ermahnungen nach und bestrebt sich, die Wünsche des Verstorbenen zu erfüllen, wodurch er sich bald Liebe

und Verehrung im ganzen Lande erwarb. Seine Rühmtheit und Gewandtheit, seine Unerschrockenheit in Gefahren, sowie seine Frömmigkeit und Hochherzigkeit waren allenthalben bekannt und erweckten Bewunderung und Nachahmung.

Bei alledem war Penno auch von einer solchen Schönheit, daß er Jedermann auffiel, und daß manche edle Jungfrau im Lande Nörthrich ihr Herz lauter klopfen hörte, wenn sie des herrlichen Jünglings ansichtig wurde. Keine aber vermochte in seinem jungen Herzen Gegenliebe zu erwecken. Er thatelbe auch noch nicht daran, sich einen eignen Heerd zu gründen, begabte vielmehr sein Land zu verlassen, und sich in der Fremde zu erwerben. Daher hing er an sich zu rufen, übergab seine Burg der Aufsicht eines betrautenen Ritters und zog davon.

Von jeher schon war er in fremden Ländern gewesen, hatte manchen Sieg gewonnen, manche Abenteuer bestritten und sein Name wurde weit und breit genannt, als er endlich auch nach

Dänemark kam. Hierher war ihm auch sein Ruf vorangegangen, und also ist es nicht zu verwundern, daß man ihn gut aufnahm und ihn zur Ehre Äste und Turniere veranstaltete. Bei den Kampfspielen war er wie überall der Erste, weobald ihm auch einstimmig der Preis zuerkannt wurde, und es mißfiel ihm das Keiner, als im Ende des Festes ihm des Königs schöne Tochter Floribunde mit eigener Hand einen Kranz mit silbernen Blättern auf's Haupt drückte. Darnach beistand der König den jungen Ritter zu sich, rühten ihn vor seinem ganzen Hofe und hat ihn, einige Zeit sein Gast zu bleiben, was der junge Pensive gern ausnahm.

Fast noch erfreuter über die Huld des Königs, als der Ritter, war die schöne Floribunde. Sie war des Königs einzige Tochter, eine Jungfrau von wunderbarer Schönheit. Ihre hohen Augen und ihre körperlichen Reize hatten schon manches Rittersberg entzündet; es hatten sich schon viele Fürsten und Vögte um die schöne Königs-Tochter bemüht, noch Keiner aber war es gelungen, ihr Jawort zu erhalten oder sich nur im Geringsten ihrer Gunst zu erfreuen.

Als nun Floribunde den Ritter sah, war das Eis ihres Herzens geschmolzen und sie geliebte sich sehr, sie würde ihm angeben, ob er wenig sehr liebte.

Der Ritter war gleichfalls von so heftiger Liebe zur schönen Floribunde entrannt, daß er zu sprechen vermute, wenn er sie nicht zur Frau bekomme. Wie erfreut war er also, als er sah, daß seine Liebe erwidert wurde und wie war er außer sich vor Glück, als ihm seine schöne Floribunde schwur, sie werde nie einem Andern, als ihm, die Hand geben.

Nun wurde aber Floribunde krank; denn sie fürchtete, ihr Vater werde nicht zu einer Verbindung mit einem einfachen Ritter seine Zustimmung geben, sondern sie einem Adelsknecht antrauen wollen. Sie wagte also nicht, ihre Liebe offen zu bekennen, verließ sie tief im Herzen. Daher nun erkrankte sie, und wußte Niemand zu sagen, was ihr fehle. Der alte König war darüber sehr in Sorgen. Er liebte sein Kind ohnmaßig und hätte gern sein baldes Absterben gesehen, sie wieder gesund und glücklich zu sehen. Da die Ärzte kein Mittel gegen die Krankheit wußten und nicht einmal sagen konnten, was dem schönen Königs-Kind fehlte, schickte der König durchs ganze Land und ließ fremde Ärzte und weise Weiser herufen, und versich dem großen Hof, der sein geliebtes Kind heile, doch unjoss. Die Ärzte und die Weisen schüttelten die Köpfe, sagten, sie könnten

nicht helfen und zogen davon. Der König war trübsel. Endlich kam noch ein alter Weiser, ein Hinder Greis. Der ließ sich an das Krankenlager führen, küßte den Puls der Kranken, fragte nach Alter und ging dann um Aemlich zu dem er sagte: „O König, Ihr allein kennt Eure Tochter heilen. Ihr denn ich krank ganz allein und dafür ist kein Kraut gewachsen. Gebet selbst zu Eurer Tochter und seht, daß Ihr sie heilt.“ — Der König verstand die Worte des Alten. Er ging bald zu seiner Tochter, sagte ihr die Worte des Weisen und fragte sie dann theilnehmend und milde aus. Des trübte Floribunde und sie gestand ihrem trauernden Vater ihre geheime Liebe zu dem fremden Ritter. Als der König das hörte, war er froh und bat sein Tochter, doch wieder gesund zu werden, er wolle ja ihrem Wunsch nicht widerstehen und gern seine Zusage zur Verbindung mit diesem Ritter geben, den er schon wie eine Sohn liebe.

Wie war da Floribunde froh und wie war sie bald wieder gesund und blühend, wie zuvor. Sie konnte in Kurzem wieder aufleben und mochte sich nun fast Verwünsche, so an der Liebe ihres Vaters gewießt zu haben.

Als nun Floribunde wieder ganz hergestellt war, betraf der König seine Kette zu sich, um ihnen zu sagen, daß er dem tapfern jungen Ritter seine Tochter zur Frau geben werde, und daß sie nach seinem Tode Pensive als seinen Nachfolger ansehen sollten. Die Kette waren's zufrieden; denn sie Alle schätzten den jungen Ritter und liebten ihn, seiner guten Eigenschaften halber.

Als nun Alle dem König beigestimmt hatten, ließ der König seine Tochter und Pensive zu sich in die Versammlung kommen, legte ihre Hände in einander und verlobte sie in Gegenwart seiner Kette. Pensive hieß den König zu heißen, der ihn aber aufleb und ihn in seine Arme schloß.

Darnach wurde in einigen Wochen die Hochzeit gehalten, die so festlich und prächtig war, daß noch lange darnach viel davon erzählt und gerühmt wurde. Auch wußte man nicht genug die Lieblichkeit und Schönheit des jungen Penses zu preisen.

Als nun alle Achtlichkeiten zu Ende und die Gäste längst fort waren, zogen auch Pensive und Floribunde von dannen und wohnten fortan auf dem Schloße Posenburg in Röhmen. Sie liebten sich über die Maßen und lebten lange froh und einträchtig beisammen.

Endlich überkam den jungen Ritter wieder große Sehnsucht nach Abenteuern und eine solche

Thatenlust, daß er von seiner Frau Abschied nahm und von seinen Knechten begleitet wieder in fremde Lande zog. Er kam diesmal nach Frankreich, wo er Gelegenheiten fand, sich sehr auszuzeichnen und seinen Thatendurst zu befriedigen. Der König von Frankreich war nämlich mit einigen Grenzgnaden in Africa verwickelt und er wußte es Vienne sehr wohl, daß dieser ihm beistand und ihm die Hände besorgen half.

Als der König nun wieder Knie im Lande hatte, bat er Vienne noch eine Weile bei ihm zu bleiben und sein Gefe zu sein, bevor er nach Hause zurückkehrte. Vienne willigte ein und schied dem König an den Hof.

Hier lernte nun Vienne die Gemahlin des Königs kennen, eine sehr schöne und junge Frau, die sich dem jungen Ritter, dem Befreier des Landes, sehr kühnlich bewies. Der Verkehr zwischen Vienne und der jungen Königin wurde so freundschaftlich, daß es dem alten König verdreht und zwar wurde seine Gierigkeit so reg, daß er sich fast einbildete, er würde den seiner Frau und seinem Gaste betrogen. Seine Blindheit ging so weit, daß er schließlich eine Gelegenheit herbeiwünschte, um sich für seine eiferfüchtigen Qualen rächen zu können.

Weiter fand er diese halt. Die Königin, die sich fern von jeder Schuld wußte und seine Meinung von ihres Gemahle Argwohn hatte, bestellte eines Tages, als sie den König auf der Jagd wählte, Vienne zu sich, da sie den König mit einem glänzenden Hest überfallen und sich über die Anmerkungen mit Vienne besprechen wollte.

Kaum war Vienne bei ihr eingetreten, als der König, der nur zum Schein auf die Jagd gegangen und gleich zurück gelebt war, während in seiner Frau Himmels stürzte und mit einem Gelächte auf die Königin hintrieb. Diese entließ in ein anderes Gemach und nun wandte sich des Königs Zorn gegen Vienne. Der konnte nicht zu Worte kommen, da der König ihn nicht ändern wollte, sondern seinen Knechten befahl, ihn zu binden und in einen tiefen Thurm zu werfen. Am Tage des Gerichts, sagte er, wollte er Vienne anhören; und dann sollte er jernentbraunt und allerbst über die ihm angethan geglaubte Schmach aus dem Gemach.

Vienne wurde nun in den Thurm geworfen, wo er elend und verlassen schmachtete und es bezaute, sein liebes Heil verlassen zu haben. Wenn er sich dachte, wie sie seinen Tod beweinen würde und was sie ohne ihn anfangen sollte, dann verzagen ihm fast die Sinne und es wurde ihm schwer, an eine Hülfe von oben zu glauben.

Die arme Fioribunde war indeffen durch einen Streifen von dem Unglück, das ihren Gemahl betreffen, benachtheiligt worden. Ein alter Diener, der mit Vienne kinnungsgeen, hatte heimlich den Hof verlassen und war unnd nach Karthen gefahrt, wo er die Daurbunde verheirathete.

Was Fioribunde litt, als sie das Schicksal ihres geliebten Vienne erfuhr, ist nicht zu sagen. Sie fiel aber nicht in Trübsand, wie das heut zu Tage Mode ist, rang auch nicht die Hände oder gerrichte sich ihr gelbes Haar, — nun sie war vernünftiger. Sie ließ sich genau beschreiben, wie Vienne gelangen war, und wer seine Wärrer seien, darauf ana sie in ihre Kammer, hette merrnha und überlegte dann, was sie zu Vienne's Rettung thun könne. — Als sie endlich einen sicheren Plan gefaßt, ließ sie für sich und einige Diener Pferde stellen und ritt an den Hof des französischen Königs. Hier blieb sie unerkannt und kann nur darauf, das Gefängniß zu ihrem Vienne zu kommen. Endlich gelang es ihr, die Wärrer zu beschauen und sie kurtte nun ihren lieben Vienne wiedersehen. Das Glück war für Beide sehr groß. Sie umarmten sich sprachlos eine lange Weile, und konnten lange keine Worte finden, ihre Gefühle auszudrücken. Endlich, als die Zeit nahe war, daß Fioribunde das Gefängniß wieder verlassen mußte, theilte sie ihrem Vienne mit, wie sie ihn befreien wollte und nöthigte ihn dann, ihre Kleider anzuziehen und ihr die Ketten zu geben, damit er unerkannt das Gefängniß verlassen konnte. Vienne wollte erst nicht, als er aber sah, daß seine treue Frau nicht von ihrem Plan abbringen war, willigte er endlich ein, und es gelang ihm wirklich, in Fioribunden's Kleider die Wärrer zu täuschen und in's Freie zu gelangen. Er suchte dann Fioribunden's Diener auf und wählte mit diesen ein sicheres Versteck, um das Weitere abzuwarten.

Mittlerweile brach der Tag des Gerichts an und Fioribunde wurde an Vienne's Statt vor die Schranken bestiegen. Als nun die Richter alle versammelt waren und auch der König seinen Sitz eingenommen hatte, wurde Vienne, dem man vorher seine Anklage vorgelesen, aufgefodert sich zu verteidigen. Diesen Augenblick hatte Fioribunde heimlich erwartet. Sie erhob sich und sprach: „Wächtiger König, Guet großer Herr hat Euch dahin gebracht, großes Unrecht zu begeben, nicht so sehr an mir als an Guet guten und Guet nung liegenden Knechten. Wisset denn, ich bin nicht Vienne, für den Ihr mich haltet, ich bin Fioribunde,

Benno's Gemahl. Ich war heimlich an Euren Hof gekommen, um meinen Benno zu überreden und hatte, damit er mich nicht gleich erkennen sollte, mich in Männerkleider angethan. Die Königin erlaubte meine Ankunft und ließ mich zu sich eintreten, um mit selbst zu sahen, daß Benno, kurz bevor ich angekommen, den Hof heimlich verlassen habe, um einen Auftrag für sie auszuführen. Sie wollte Euch, andärrter König, eine Ueberraudung bereiten, wobei ihr Benno seine Hülfe in Anspruch hatte. Kaum war ich bei der Königin eingetreten, so stürmte Ihr in unser Gemach und Euer Eifer und Eure Verblendung ließen uns nicht zu Worte kommen. Ich mußte auch aus Euren eignen Munde, daß Ihr erst am Tage des Verdictes meine Vertheidigung anhören wolltet, und ließ darum auch meinem Gemahl anstehen, vor diesem Tage Euch nicht die Wahrheit wissen zu lassen. Wollt Ihr von ihm die Bestätigung meiner Worte hören, so laßt ihn kommen, er ist innerhalb Eures Reiches und kann Euch jeden Augenblick meine Rede bestärken."

Der König, der diese seine Rede nie bewegte und der sich sehr freute, sein Gemahl so unschuldig zu befinden, hatte kaum Ruhe bis zu Ende zuwarten. Dann stand er auf, reichte Floribunde beide Hände, dankte ihr für die Aufklärung und sagte: „So kommt, edle Frau, verzeiht die Euch angethane Schmach und be-

gleitet mich zur Königin, die gewiß nicht minder gelitten hat, wie Ihr." Er führte sie unter den Glückwünschen der Menge in seinen Palast und ging mit ihr zur Königin, die schon durch Benno von dem Vorhergegangenen in Kenntniß gesetzt worden war. So drach große Freude und viel Jubel unter den Anwesenden aus und die Königin besonders mußte Floribunde nicht genug für ihre Ananheit zu danken. Auch der König, der sein vermeintliches Unrecht gegen Floribunde wieder gut machen wollte, that sein Möglichstes, um ihr und der Königin angenehm zu sein. Er verankaltete große Feste, die ihres Gleichen nicht gehabt haben, und lud dazu von nah und fern ein. Gering bereedete er Benno und Floribunde, lange Zeit bei ihm zu bleiben, und als diese endlich die Schmach nach ihrer Heimath nicht mehr ertragen konnten und abreißen, gab er ihnen die kostbarsten Geschenke mit und geleitete sie selbst mit seinem Hofgesinde bis an die Gränze seines Reiches.

Glücklich kamen Benno und Floribunde endlich in Kärnten an. Benno veripürte nun seine große Lust mehr, wieder Abenteuer zu bestehen, da es ihm dabei fast schlecht ergangen war. Er beschloß in seinem Lande zu bleiben, wo er genug Gutes thun konnte. blieb also allein bei seiner treuen Floribunde und führte mit ihr ein vergnügtes und gottseliges Leben, das auch noch viele Jahre hindurch währte.

Der Sohn des Schachmeisters.

Narren von Ludwig Bunt.

Es war einmal ein alter, reicher König, der sehr grausam und geizig war, denn er bestrafte das geringste Vergehen mit dem Tode, und gewaltiam lich er Geld und Geld haufenweise in sein Schloß bringen.

Nun hatte er zur Verwaltung seiner unermesslichen Reichthümer einen gar treuen Schachmeister, dem er sehr angethan war, und der sein ganzes Vertrauen besaß.

Der hatte aber auch den Schach des Königs durch Unsiht und Gewissenhaftigkeit in Acht und gab dabei den Armen, so oft er konnte.

Der Schachmeister hatte aber Heimde am Hofe, und um ihn aus der wachsenden Günst des Königs zu verdrängen, holten diese in

einer Nacht die werthesten Kostbarkeiten aus der Schachlammer und hielten sie heimlich verborgen.

Dem König wurde gesagt, daß der Schachmeister wohl für sich den Raub bezangen habe, da er sich mit großen Glanz umgebe, und als der unglückliche Mann sich zu den Füßen seines Herrn warf und seine Unschuld behauptete, da stieß ihn der König von sich und ließ ihn später im Angesichte seiner Familie öffentlich enthaupten.

Die Familie wurde verbannt und von rebren Kriegsknechten über die Grenze des Landes gejagt.

Die Frau des Schachmeisters rief einen

Bluth der Vergewissung auf den König hernieder und gab in einem fernem Lande den Geist auf. —

Als die Heinde des Schatzmeisters ihren Zweck erreicht hatten, wurden sie von ausländischer Heere erfaßt, und bald geschändet sie ihr Verbrechen dem Könige und büßten es durch einen schmachvollen Tod.

Seit dieser Zeit wurde der König ernst und nachdenklich und um seinen Thron an dem Geschick des Schatzmeisters zu süßeln, ließ er nach seinen Familie suchen; doch als man diese nicht fand, verzagte er bald die ganze Sache, und legte sein früheres Leben ungesüßert fort.

So hielt er einstmals ein großes Fest, wem viele fremde Prinzen und Ritter geladen waren; er wollte hierbei den Gästen seine Schätze sehen lassen, um seiner einzigen Tochter eine Empfehlung für die Zukunft zu geben.

Doch die Prinzessin bedurfte einer solchen Empfehlung nicht; ihre Schönheit war so groß, daß ihr jeder Prinz mit Lust die Hand gebeten hätte, ohne nach ihre glänzenden Augen zu erwägen zu sich.

Den König stellte aber bei diesem Feste der Jörn der Geister ereilen, deren Nacht eine unglückliche, sterbende Mutter auf ihn herab gerufen hatte.

Während die Musik und die Jubelrufe erschallen und die Feder fröhlich zusammen klangen, entstand ein fürchterliches Erdbeben.

Der Jubel verstummte, die Gasse entflohen, die Sängler ließen ihre Lauten zurück und schlichen davon; sogar die zahllosen Diener des Königs verließen eilig das Schloß, und als der König mit der schönen Prinzessin allein war, wurde der prächtige Palast von einem jähen Erdbeben erschüttert und über ihn künzten die Felsen trübend zusammen. —

Die Gegend wurde weit umher in eine öde Wüstenlandschaft verwandelt und die früheren Bewohner zogen aus ihr fort und gründeten sich eine neue Heimath.

Der König erwachte aus einer dumpfen Veräubung viele Klatter tief unter der Erde. Rings um ihn war undurchdringliche Finsterniß, und als er umher sah, fand er sich an der Seite seiner Tochter.

Allmählich kam ihm die Besinnung zurück und er erkannte das Geschehliche seiner Lage und erging sich nun in weilen Klagen.

Die Prinzessin, die ihren Vater umma liehte, und sprach ihm Trost zu und es schien,

daß ihre Worte seinen Gram verdrängten, denn seine Klagen verstummten.

„Du klagst — sprach sie — und hast doch nicht! Ich bin glücklich, daß ein gemeinames Vees uns beide vereint! — Arm in Arm wollen wir dem Entgegnen sein, was die Götter über uns verhängt haben!“

So blieben sie innig verdinglungen auf der Stelle sitzen, und nach einiger Zeit glaubten sie, daß sie sterben würden, denn es überkam sie eine unbegreifliche Mäthigkeit, die sie für den Tod hielten.

Aber sie trühten sich beide; nicht der Tod, sondern der Schlaf umfing sie mit weichen Schlingen und hielt sie in tiefen viele Stunden gefesselt.

Beide hatten beller Träume.

Nach langer Zeit wurde die Prinzessin durch einen lauten Schrei erwacht, und sie fühlte sich von zwei Armen ängstlich umflammert, und bald wurde sie inne, daß diese Arme die ihres Vaters waren und daß sein Schrei sie erwacht hatte.

Nun machte das Leben seine Ansprüche bei dem König wie bei der Prinzessin geltend, und bald wand sich die Vespere aus den Armen des Vaters los und ludte, verzüchtigt umher tappend, nach einem Ausgange.

Früher hatte sich die Prinzessin mit aller Weisheit um die kleinsten Gegenstände bekümmert und sie konnte im Palaste selbst mit geschlossenen Augen sich zurecht finden, und so fand sie auch jetzt, was sie am Vaters verlangte — Licht. —

Der König sah in trübenden Gedanken, als die Prinzessin mit dem Lichte zu ihm trat. Er glaubte eine freundliche Jee zu sehen, die ihm in seinem Unglück beistehen wollte, und als er seine Tochter erkannte, stand er vor Erschauen sprachlos da.

Die Prinzessin ließ ihm aber nicht Zeit, sie zog ihn mit sich fort und die Freude verwirrte Beide, denn sie gingen wie früher, aus einem Gemache ins andere.

Nichts war verändert; der Brunsthaal zeigte noch die Pracht vom letzten Feste und nur das wilde Gesez der himmlischen Sachen zeigte ihnen, daß es doch anders war. Sogar des Königs Schatzkammer und der kleine Garten im Innern des Schloßes waren erhalten.

Da war nun der König voller Freude; er versah, daß er so tief in der Erde war, denn wie er das Geld und Geld haufenweis hatte, so war auch am Erpeien und Getränen und allen Bedürfnissen gleicher Vorrath im Schloße.

Der König wollte nun gleich eine Mengeichter ansetzen, doch die Prinzessin sah das nicht zu; sie hielt Moos mit Allem und behalt sich mit einem kleinen silbernen Sömpchen.

Auch die Wahlzeiten theilte die Prinzessin so ein, daß sie kaum satt wurden, denn sie bedachte, daß der Verrath zu Ende ging. — So lebte nun das königliche Paar in dem unterirdischen Schloße fast zufrieden, und wenn die Zeit nach der Oberwelt einmal recht laut an ihre Thüren pochte, dann suchten sie sich gegenseitig Trost zu sprechen, so gut es ging.

Der König machte sich eine Weibsbildung; er setzte sich in die Schatzkammer und zählte die großen Goldkronen.

Die Prinzessin hatte im Handverehen genug zu thun, und wenn sie davon rastete, ging sie in ihren Garten und äßte das Bienenstichspiel und den Gekraut, welche Kunst sie von einem fahrenden Sängerknaben erlernt hatte.

Das währte so eine lange Zeit; doch endlich ging der Verrath zu Ende.

Als die Prinzessin dem Könige den letzten Rest der Speise vorgesetzt hatte, ging sie trostlos in ihr Gärchen und weinte laut. Sie hatte das bald verschöndende Licht beim Könige zurück gelassen und sah in dichter Finsterniß. Als sie einmal zufällig in die Höhe blickte, sah sie in weiter Ferne einen Tagesschimmer, doch war er nur so groß, als ein Sandkorn.

Das kleine Licht machte ihr Schenken nach Reflexion noch größer, und während sie mit aller Sehnacht nach der Höhe starrte, verbreitete sich um sie ein heller Lichtglanz und auf sie zu trat eine hohe Gestalt, im dunklen, kaltenreichen Gewande.

Es war der Geist, welcher alsbald zu ihr sprach: „Ihm gleichen der Unschuld und kindlichen Liebe sind die Töchter der Geister nicht verschlossen! Ich komme dir zu dienen; wemst kann ich helfen?“

Die Prinzessin war bei der Erscheinung des Geistes ängstlich zusammen gesunken; sie traute der Verheißung kaum, doch als sie die Augen eröfnete und der Geist noch immer da stand, da hielt sie die Hände stehend empor und sprach: „Wenn dir die Nacht gequält, dann führe uns ins Licht der Sonne!“

Der Geist sprach: „Das kann ich nicht! doch mit Morgen will ich fröhlich bis ein Weib durch meine Hülfe in dies Schloß gelangt, der es ohne böse Veranlassung wieder verläßt!“

Darauf gab er der Prinzessin ein Saamenkorn, mit der Befehlung es zu pflanzen und den kommenden Keim wohl zu pflegen.

Dann winkte er nach dem Hintergrunde des Gartens und aus dem Innern eines Besäueten trat ein Zwerglein hervor, das sich tief vor der Prinzessin verneigte.

Der Zwerglein sprach: „Hienoweg laßt ich die als Diener zurück; er wird für Alles sorgen, was ihr bedürft!“

Darauf war der Geist plötzlich verschwunden, doch der Zwerg, der ihn umringt hatte, blieb im Garten zurück und bestrahlte als ein anderer Mondschein Blumen und Gesträuch.

Die Prinzessin sah an dem Saamenkorn und an dem Zwerg, daß sie sich nicht getäuscht hatte. Freudig eilte sie zum Könige und that ihm Alles kund.

Der Zwerg war mit der Prinzessin zugleich eingetreten und da der König einen Beweis von der Verheißung des Geistes haben wollte, so befohl er dem kleinen Zwerg, mehr Licht zu schaffen. — Doch es blieb Alles dunkel, wie zuvor.

Doch als sich nun die Prinzessin bittend zu dem Kleinen wandte, wurde das Schloß plötzlich wie von tausend Herzen erhell.

Der König wertete bald, daß der Zwerg für ihn nicht als Diener da war, denn weder seine Befehle noch Bitten wurden von ihm beachtet, während die leiseste Mahnung der Prinzessin ihn schon zur Ausführung ihrer Wünsche trieb.

Als die Prinzessin sah, daß der König sich noch immer so gern mit dem Geiste beschäftigte, mußte auf ihre Bitte der Zwerg die ganze Schatzkammer mit Goldmünzen füllen, und nun sah der König immerfort und zählte und füllte das Gold in seine Säcke.

Aus dem Saamenkorn, welches der Geist der Prinzessin gegeben hatte, war inzwischen eine Pflanze entstanden, die durch die Pflege der Prinzessin so heraus gewachsen war, daß sich ihre Wurzeln in der Erde verlor.

Seitdem die Prinzessin durch den Geist wußte, daß es überhaupt möglich war, daß ein Weib zu ihr in das Schloß kommen könne, arbeitete sie mit Hülfe des Zwerges eifrig an einem reichen Gewande. Sie hoffte, daß ein Mitter sie einst befreien würde und in ihren einsamen Stunden dachte sie oft nach, wie sie den einzigen Befreier gebührend belohnen und ihm danken sollte.

Die Söhne des mächtigen Schatzmeisters zogen lange unruhig und ängstlich umher. Sie kannten die Arbeiten des einen, wie des andern

Standes nicht, und so mußten sie von Ort zu Ort, von Thür zu Thür wandern, um ihr Leben elend zu fristen.

Endlich nahm ein wohlhabender Hirt den altsehn in Dienst und gab dafür den andern Eßbrot und Brod.

Der Älteste unterwarf sich der Niedrigkeit des Standes und da die Nothwendigkeit ihn zwang, erlernte er bald die Verrichtungen eines Hirten kennen.

Sein Herr gewann ihn lieb und vertraute ihm bald eine große Herde an, mit der eines Tages in die Ferne zog.

Er war freundlich und lieblich gegen Jedermann und bald biß er allgemein „der schöne junge Hirt.“

Im Herzen trug er blutigen Haß gegen den König; doch er fühlte sich wohl, wenn er mit seiner Herde durch die blühenden Thäler zog, und die herrliche Natur verdrängte zu Zeiten den Gram über das Geschick der Seinigen.

So kam er einst auf seiner Wandrung in das Land, das früher sein Vaterland gewesen war, und auf die Stelle, wo einst das prächtige Königschloß gestanden hatte.

Er erkannte die Gegend nicht wieder, doch abnungsvoll durchschauerte es ihm dort das Herz, und der Haß, den er auf seiner Wandrung eingewiegt hatte, brannte sich gewaltiam empor.

Er ließ die Herde länger, als er wollte, zwischen den Felsen herum kreifen und verlor sich in tiefen Gedanken.

Es wurde Abend; der Wind stieg im weiten Blau empor und eine lauteste Stille sank auf die Thäler hernieder und auch in das Herz des Hirten zog die Ruhe ein.

Er trieb seine Herde in eine Schlucht, setzte sich am Eingange derselben auf einen Felsenblock und sah mit starren, kühlen Blicken nach dem Wende.

So sah er manche Stunde; es mochte Mitternacht sein, da hörte er plötzlich die Klänge einer Psaute, die in unendlich sehnsüchtiger Weise sein Herz erschauerte.

Er wunderte sich, in der Wildniß ein Instrument zu hören, das nur Königsstöchter und Sängler zu handhaben wußten; dabei lautete er nach allen Zeiten, denn bald klangen es ihm, als ob die Klänge aus der Höhe herab rauschten, dann wieder, als wenn sie der Erde entstiegen.

Nach einiger Zeit verstummten die Klänge; der Hirt erhob sich und legte sich unweit seiner Herde zur Ruhe hin.

Doch er schloß vergebens die Augen, denn immer schwirren die Klänge noch durch sein Ohr und blieben den Schlaf ihm fern.

Aber plötzlich hörte er von Neuem die Psaute und heller als zuvor, und nach Augen, bliden vernahm er sogar eine leise, wunderbare Stimme, die folgendes Lied sang:

„Die Königstöchter gefangen sah,
Knecht vom Traden und Jöwergen;
Es saßen viel eile Ritter aus
Und suchten sie zwischen den Bergen.“

„Doch keiner fand die schöne Maid;
Knecht hat sie auf prächtigem Thron.
Dem giebt sie, der sie eink dreht
„Eich selbst und auch ihre Krone.“

„So schliefst sie nachts, todesbleich,
Im Arme die goldene Keier.
In ihres Berges dunkeln Reich
„Und baret auf ihren Beier.“ —

Als das Lied beendet war, sprang der junge Hirt schnell empor; spähend sah er hinter jeden Stein und Strauch, um die Sängerin zu entdecken.

Doch sein Suchen war vergebens. Der neue Morgen fand ihn inmitten seiner Herde, die er bereits aus der Schlucht getrieben hatte.

Er zog aus der Gegend fort, doch schon nach wenigen Stunden sah er sich auf derselben Stelle, und als er sich mühsam halb und halb erhaut zur Seite wendete, fand vor ihm eine Blume, wie er sie niemals gesehen hatte, an Pracht der Farbe, wie an wunderbarer Blüthenfüllung.

Er betrachtete sie eine Weile, dann brach er sie ab und steckte sie an die Brust.

Plötzlich durchdrang sein Herz ein namenloses, nie gekanntes Gefühl, das ihm das Blut wild durch den Körper jagte.

Es war ihm, als hörte er immer die zaudernden Töne des Liedes und mächtig schloß er sich festzusetzen, als wenn er an unsichtbare Fäden gefesselt wäre.

Er widerstrebt mit aller Macht dem Gefühle und trieb seine Herde schnell fort.

So zog er den ganzen Tag umher, und als es Abend wurde und der Mond wieder empor stieg, verhielt er auf derselben Stelle, wie am letzten Abend, sein blaues Gesicht. Da war er auch nicht mehr Herr seines Willens; immer mächtiger zog es ihn von dannen.

Bald stand er in der Schlucht, in der Nachts zuvor seine Herde gelagert hatte; dort sah er mit großen Augen um sich und voller Erstaunen entdeckte er am Ende derselben einen Eingang, der in den Berg führte.

Jetzt hörte er auch deutlich das zauberische Lied aus dem Berge schallen; er eilte dem Eingange zu, und bald war er in der Dunkelheit verschwunden.

Der König lag vom süßen Weine berauscht auf einem weichen Kissen, die Prinzessin sah mit ihrer Lanze im feinen Garten, als der Hirt in das verunkelte Schloß kam. Alles war hell erleuchtet. — Der Hirt trat dem Hirtin lächelnd entgegen und führte ihn durch lange prächtige Terrassen und Hallen, nach dem Garten, zur staunenden Prinzessin.

Die Prinzessin war bleich, wie ein Marmorbild, deshalb blieb der Hirt, wie vor einem geisterhaften Wesen erbleibt, in der Ferne stehen. Als er endlich näher trat, sah vor der Prinzessin verneigte und sein Auge auf ihr Gesicht heftete, da trat er ätternnd einige Schritte zurück und die Zeichen des Schmerzes und der Wuth kamen in seine Züge.

Er hatte die Prinzessin erkannt und die Erinnerung an seines Vaters Tod presste ihm die Hände krampfhaft zusammen.

Die Prinzessin war nun noch mehr erschauert, als zuvor; da sie den jungen Herten nicht erkannte, kam ihr dessen Zurückbleiben räthselhaft vor, und um das Ende der Spannung herbei zu führen, schritt sie dem Herten entgegen und sagte zu ihm: „Fürchte dich nicht! von Allen, was du hier im Schlosse sehen wirst, darfst du als dein Eigenthum nehmen, was dir gefällt; doch, vergiß das Beste nicht!“

Der junge Hirt hatte seinen Jom be-messen, er wollte den rechten Moment abwarten, in dem er die Prinzessin durch das Befestigmachen seiner Fesseln niederzuwerfen wollte; er erkannte, daß die Prinzessin sich selbst als das Beste betrachtete, und er wollte sie um so mehr durch die Wahl irgend eines niedrigen Gegenstandes zurückstoßen.

Die Prinzessin führte den Herten durch alle Gemächer und erzählte ihm dabei ihr Unglück; hierbei wurde der Hirt gewahrt, daß auch der König mit in dem Schlosse sei.

Der Hirt sah absichtlich so Wundres genau an, und das Auge der Prinzessin verfolgte seine Bewegungen mit der größten Spannung,

wobei sie oft leise sprach: „vergiß — das Beste nicht!“

Endlich kamen sie in die Schlafkammer. Da stand in vielen Sädeln das gemünzte Geld; anderes lag in reich schimmernden Haufen rings umher.

Jetzt erst stand der Hirt vor der Prinzessin still und mit lauter Stimme sprach er zu ihr: „Sieh mich an! erkennst du mich nicht? Ich bin der Sohn des Schachmeisters, den dein Vater schuldlos richten ließ! Wo ist dein Vater, daß ich das Leben des meinigen und des meiner Mutter an ihm räche? — Hoffe nicht, daß ich euch befreie; sieh her, diesen Sädel elenden Geldes nimm ich; er ist mir theurer als der Hirt meines Vaters und dessen Kind!“

Hiermit griff er einen Sädel und schwang ihn mit starker Kraft auf seinen Rücken.

Die Prinzessin aber wurde noch bleicher; sie ließ einen lauten Schrei aus und sank leblos auf den Boden hin. Der Hirt sah sich kaum nach ihr um; er stürzte aus der Kammer um den König zu finden, doch es war pöthlich dunkel im Schlosse geworden und er verirrete sich so, daß er sich nicht mehr zurecht finden konnte, bis er endlich den Ausgang wieder erreichte. Er wollte sich dabeist aufstellen, — den er glaubte der König würde mit der Prinzessin ihm folgen und er wollte ihnen den Ausgang verwehren — aber der Eingang schlug, als er kaum außen war, dicht hinter seinen Fesseln prallend zusammen.

Die Prinzessin kam in den Armen ihres Vaters wieder zur Besinnung, und als sie dem König das Ereigniß, das sie so furchtbar ergötzen, mittheilte, ersah auch ihn ein ungeheurer Schmerz.

Jetzt erkannte er plötzlich, daß die Strafe gerecht war, die ihm der Himmel zugefügt. Seit dieser Zeit war er umgewandelt; er war von Geth, Habucht und Grausamkeit mit einem Schlage befreit. Nicht einmal mehr sah er nach der Schlafkammer; nicht einmal mehr beehrte er sein Geld zu vermehren und dabei war auf seinem hessig starren Gesichte der Stempel der tiefsten Reue ausgeprägt.

Seit der Umwandlung des Königs befreite auch der kleine Hirt pöthlich seine Fesseln und Wünsche, und die Prinzessin vergaß vor Freude ihren eignen Kummer.

Aber die Gemüthlichkeit des Königs unterlag auch seiner Veränderung; mit Schreden sah

die Prinzessin, wie er täglich elender und gebeugter umher schlich und oftmals preßte ihr die Furcht, den Vater zu verlieren, bittere Thränen aus.

So saß sie auch einst weinend in ihrem Gärtchen; sie hatte das Haupt in ihren Schloß gebeugt und überließ sich ihren trüben Gedanken.

Als sie den Kopf erhob, gewahrte sie um sich den blendenden Glanz, mit welchem der Erdgeist ihr einst erschienen war. — Sie war erschauert, und als sie wie träumend umher straltete, trat der Erdgeist an sie heran und sprach: „Fürchte dich nicht, und gib die Hoffnung nicht auf!“ —

Dann reichte er ihr wieder ein Saamenkorn, wie beim ersten Erscheinen, worauf er wieder eila ver schwand.

Die Prinzessin legte das Saamenkorn wieder in die Erde und eilte zum König, um ihm die Erscheinung und den Trost des Erdgeistes zu verkünden. Aber wie sank ihr der Muth, wie zerrann ihre Hoffnung, als sie den König vollstän auf seinem Lager fand. —

Der junge Hirt war indessen mit seiner Herde zu seinem Herrn zurückgekommen.

Bald künzte er diesem den Dienst auf, nahm seine Brüder zu sich und zog mit ihnen fort in ein anderes Land.

Nach einiger Zeit bewohnte er ein großes prächtiges Schloß, hatte eine Menge Diener, hielt sich viele edle Pferde und Hunde und führte ein Leben wie ein König, voll Lust und Vergnügen, wobei seine Gründung zu neuen Freuden unergründlich war.

Das hatte er alle dem kleinen Sidel zu verdanken, den er mit sich aus dem verfallenen Königschloße nahm. Der war sohmlich ganz und gar mit Edelsteinen gefüllt, wovon ein jeder viele Tausend Gold an Werth hatte. — Er legte einen Stein nach dem andern um; und dann ging wieder aus Jubiliren und Schwärmen.

Natürlich hatte er eine Menge Freunde, die ihm das Geld verschleppen halfen und ihm dafür das Leben angenehm zu machen wußten.

So verdrängte ein Jhr das andere, und das letzte war immer strahlender als das vergangene. Dann gah eine Erz-Jagd, dann ein Wettrennen, und so ebie Gude fort, daß selbst seine Freunde staunten. Wer aber den Ehrhader betrachtete, sah halt ein, daß er durch den Raub der Geloge sich nur zu betäuben suchte. Wie war er reich von Dingen froh, und eht kam es vor, daß er still aus den glänzenden Hallen seines Schloßes schlich und die Einsamkeit suchte. —

Das brachte Alles die Erinnerung an die schöne Prinzessin im Verge. Ihr verzerrtes der Schrei, als er sich ihr so furchtbar bekannt machte, gellte noch immer durch seine Ohren und vieler Schrei war der Helfer seines Mitleides, obgleich er es sich selbst nicht gestehen wollte.

Immer rauschender wurden seine Geloge, immer wilder stürzte er sich in den Strudel der Lust; aber es war vergebens, das Bild der Prinzessin war nicht aus seiner Seele zu verbannen, ihr Schrei tönte durch sein Herz und oft wüthete er, daß er sie doch erreicht hätte. —

Doch endlich versiegte der Bern seines Reichthums, denn es fehlte ihm die ersehnte Quelle.

Nach und nach stellte er die Feste ein. Der letzte Edelstein war verschwunden, Pferde und Kuten wurden abgeschafft, bis er zuletzt seinen Brüdern das Schloß ließ und sich heimlich entsetzte.

Jetzt, als er wieder heimatlos und unslit umher schweifete, erwachte die Reue um so heftiger, daß er die Prinzessin nicht aus dem Verge beirrit hatte. Sein Verwurf wurde fast zur Verweissung, denn er hatte des Derrns Stimme nicht erhören können. Er beymang seinen Stolz und kehrte zu seinem alten Herrn zurück und bot ihm von Neuem seine Dienste an.

Der nahm ihn gern wieder auf und schon nach wenigen Tagen zog er mit seiner Herde von dannen. In dem Reiche der Natur hatte er bald seine letzte, rauschende Vergangenheit vergessen und es lebte in seinem Gedächtniß nur die bleiche, schöne Prinzessin.

• • •

Die Prinzessin saß am Lager ihres Vaters; das schöne Antlig war von heißen Thränen übergesen und tief in die Ohren verhallt. Der König lag seit vielen Stunden schon mit geschlossenen Augen da, und die Prinzessin wagte nicht den Blick zu erheben, fürchtend, daß sie den Vater todt erblicke.

Der kleine Juerz hatte sie auch verlassen und so fühlte sie sich jedes Trostes beraubt.

Nach einiger Zeit hörte sie hinter sich ein leises Geräusch, und als sie nun endlich ängstlich das Haupt erhob, da stand vor ihr der Juerz und blinzte freundlich zu ihr empor.

Der Juerz hielt eine Nussel in der Hand, die mit einem dunklen Saft gefüllt war, welche er der Prinzessin mit der Bestimmung überreichte, dem Könige davon zu geben. Die

höste dem König auch sogleich mit einem goldenen vöflichen etwas davon zwischen die halbgelblichen Lippen, worauf er bald die Augen aufschlug und freudlich umher schaute. — Die Prinzessin aber sank freudig an seinem Lager nieder und der kleine Jwerg rieb sich vor Lust die Häutchen. —

Der junge Hirt hatte indeß das Land nach allen Richtungen durchzogen, um die Prinzessin vorhergen zu sehn. Oft kam er wohl auf Stellen, die Ähnlichkeit mit der geschuchten hatten, doch wenn er genau umher spähte, fand er sich immer getäuscht. —

So überreichte ihn im Suchen der Herbst, der ihm das Signal gab, daß er nun zu seinem Herrn zurückkehren müsse. Nun wurde er noch trüber, und wenn er das weisse Gras zu seinen Füßen sah, und wenn die gelben Blätter jähles ihm ums Haupt rauschten, dann glaubte er, daß mit dem Ableben der schönen Zeit auch sein Dasein zu Ende ginge.

In solchen Gefühlen verirrte sich ein eines Tages in einen großen Wald. Er ließ seiner Heerde den Willen und folgte ihr, als ob er von ihr geleitet würde.

Gegen Abend lichtete sich der Wald, und der Hirt sah, daß er ihn in kurzer Zeit verlassen würde, weßhalb er beschloß, die Heerde zusammen zu treiben, um sie auf dem hohen Fausse rasten zu lassen.

Doch jetzt zeigte sich die Heerde unwillig; ein großer Stier, der Anführer derselben, ließ nach dem offenen Felde zu, ihm folgte in eiligen Sprüngen die ganze Heerde.

Nun mußte auch der Hirt folgen, und als er aus dem Walde trat, sah er im Glanze der Abendsonne eine Gestalt, die ihm fremd war und doch bekannt schien. Bald hatte er sich mit seiner Heerde zwischen den Felsen und Schluchten zerstreut.

Da stand plötzlich vor ihm wieder jene wunderliche Blume, deren prächtige Schwärze ihn einst in den Berg geführt, und die er dalselbst verlieren hatte. Bei ihrem Anblick trat die lang Gekadete wieder ganz vor seine Seele, und sein Auge stülte sich mit heißen Thränen. Er brach die Blume ab und steckte sie an seine Brust. Doch kaum hatte er sie dort befestigt, als ihn und das unbestimmte seltsame Gefühl wieder durchströmte, was ihn früher so mächtig ergriffen. Sein Herz bebte, seine Wangen glühten überhast und bald stülte er, daß er mächtig ferngezogen wurde. —

Er verzog seine Heerde, verzog Alles, als er jetzt auch plötzlich die bekannten Klänge und

die wunderliche Weise des Viehes wieder hörte. Er folgte dem fortwährenden Gefühle, ohne zu wissen wohin. Bald stand er vor einer geräumigen Wette; er stürzte hinein, sein Auge umferte sich und er fühlte, wie ihm die Sinne in Schmerz und Lust vergingen.

An der Seite der Prinzessin öffnete der junge Hirt die Augen. Er hatte das Gebiet des verlassenen Schlosses dieses Mal vom Garten her betreten und dort war er ohnmächtig auf einem Rasen niedergefunken.

Die Prinzessin, die gerade im Garten zu ihrer Laute saß, war nicht wenig überrascht, als sie einen Mann nicht weit von ihr niederstürzen sah. Erst lächelte Schrecken ihre Glieder, doch bald eilte sie dem Herten zu und da sie ihn im benüthigten Zustande fand, eilte sie schnell zu einem Springbrunnen, tauchte ihm Schleiter hinein und benetzte das Gesicht des Ohnmächtigen mit der kühlen Flüss. So erwachte der Hirt, und nun erst erkannte sich beide und der Hirt überdeckte die Hände der Prinzessin mit Freuden Thränen und heißen Küßen.

Die Prinzessin führte den Herten nach einer Laube und da erbat sich derselbe die Bezeichnung für seinen vorigen Haß und gelebte Leben die Einsamkeit mit ihr zu theilen.

In dem Augenblicke kam auch der König auf den kleinen Jwerg geküßt, in den Garten. Die Prinzessin zog ihm entgegen, doch der Hirt blieb in der Laube zurück.

Als er den König eintreten sah verfinsterte sich sein Gesicht; der alte Groß trat weiter in seine Brust und seine Gedanken waren in voller Bewegung. Da stand die Prinzessin mit dem Könige vor ihm. Er wollte aufstehen, doch die Prinzessin faßte lieblich seine Hand und sah ihm stehend ins Auge. Er wandte sich ab, da trat der König von der andern Seite heran und mit satterer Stimme rief er ihm das: „Verzeihe!“ entgegen. — Das ruhrende der Stimme, der sanfte Blick der Prinzessin, machte sich Bahn zu seinem Herzen und nach einem letzten, kurzen Kampfe trat er dem König an die Brust und leise sprach er: „Ich bin besiegt!“ —

Da war nun eine unansprechliche Freude, und sogar der kleine Jwerg schlug vor Lust einen Purzelbaum auf dem weichen Rasen.

Arm in Arm gingen die drei Glücklich ins Schloß, und bald lagen sie frohlich bei einem Mahle, das die Prinzessin mit Hülfe des Jwerges hergerichtet hatte.

So saßen sie viele Stunden zusammen und als sie nun begraben, wie sie die Zeit jetzt hindringen wollten, da kam der kleine Diener herein und verkündete ihnen, daß sie frei aus dem Schlosse heraus könnten.

Plötzlich verschwand das Licht, das sie bisher gehabt, und statt dessen drang der Glanz der Morgenröthe glühend in alle Fenster. Das Schloß lag auf einem lieblichen Hügel; der Erdgeist mit allen seinen Zwergen hatte es in der Nacht aus dem Grunde wieder empor gehoben, und das nur aus Liebe zu der treuen, sorgsamsten Prinzessin, und zum Wohle des jungen Künig.

Der prangte bald in dem von der Prinzessin gezierigtem Gewande und in der Rüstung

die der Zwerg gemacht hatte; statt einer Feder trug er auf dem glänzenden Helme die wunder-same Blume, die nun erst ihr Zauberspiel recht entfaltete.

Der kleine Zwerg war verschwunden; dafür kamen aber bald die alten Diener von allen Seiten herbei, begrüßten die Gekreiteten und eilten ihre Befehle zu verrichten.

Nach einiger Zeit war ein großes Fest im geschmückten Schlosse. Unzählige Gäste waren geladen, und Jubelklang und Pöcherklang schallte durch die hohen Böden.

Der König übergab seinem Vetter seine Krone, und eine Hochzeit wurde gefeiert, wozu die ganze Heerde geschlachtet war, die der junge König als Vort so lange geführt hatte.

Der Domplan.

Ein altkatholische Sage von Fabricius.

Als nach den langen Kämpfen zwischen dem Hohenstaufen und Otto IV. von Braunschweig endlich wieder durch die Kraft und den Willen des Erzbischofs Engelbert I. von Berg Ordnung und Friede in die rheinischen Gauen zurückgeführt war, dachte der mächtige Prälat, nicht minder erfahren in weltlichen, denn in geistlichen Sachen, auch wieder an den Glanz seiner Kirche. Schon im Jahre 1219 hatten die von dem Erzbischof herbeigezogenen deutschen Ritter, die Marianen, sich in Köln niedergelassen und dort eine Kirche, der heiligen Katharina geweiht, erbaut. 1220 brachte der Bischof aus Italien Franziskaner, Karmeliter und Dominikaner mit, und so auch den weltberühmten Albertus Magnus als Lehrer seines Ordens nach der heiligen Stadt. Albertus Magnus war in allen Künsten und Wissenschaften wohl erfahren und berüchtigt und auch in der großen Baukunst. Dessen ungeachtet übernahm der Domkatholik Engelbert die Leitung der Bauarbeiten, welche nach seinem Plane ausgeführt wurde.

Erzbischof Engelbert hatte die Absicht, Köln vor allen Städten des Rheines durch den Bau eines Tempels auszuzeichnen, wie Deutschland seinen Preisen auszuweisen haben sollte. Aus seinem Vermögen gab er mehrere hundert Mark Geldes her, und auch die Stiftsherren mußten einen Theil der den heiligen drei Königen gegebenen Opfer dazu hergeben, welche nach Wiederherstellung des Rheines durch die beträchtliche Zahl fremder Pilger sich von Tag zu Tag

steigerten. Unter diesen befand sich sogar 1224 König Johann von Jerusalem im Geleite des Königs Heinrich. König Johann war begleitet von seiner Gemahlin Berengaria und seiner Tochter Isabella, der Braut Kaiser Friedrichs. Die Bürgerhaft Köln überbot an Pracht und Aufwand selbst den königlichen Hof. Die Könige und Erben seines Geleites spendeten reichlich dem St. Peters-Künstler und es kamen so bedeutende Summen zusammen, daß der Erzbischof endlich an die Ausführung seines Lieblingsplanes, des Dombaues, denken konnte.

Der hochberühmte Albertus Magnus erhielt den Auftrag, den Plan zum neuen Tempel so geschickt und erhaben, wie nur irgend möglich, herzustellen, und Albertus faßte sich hochgedrückt durch diesen ehrenvollen Auftrag.

Er verstand es nach aller Regel, Größe und Maßstab zu führen, denn sein Geist war in der Vorherber der vier gebrannten Baustoffe eingeweiht, welche unter Kaiser Diocletian den Rathort eilten.

Ganze Wochen sann Albertus hin und her. Viele Pläne wurden angeschlossen und wieder verworfen. Die Nächte über sann Albertus hin und her, aber kein Entwurf wollte ihm gelingen, welcher ihm der hohen Bestimmung würdig erschien, so daß er zuletzt mühsam wurde und an dem Gelingen seiner Bestrebungen verzweifelte, und den Gedanken an den Plan gewaltiam aus seinem Kopfe zu verdrängen suchte.

Was aber Albertus auch unternahm, sich

ob einen seiner Diener es statt seiner thun dürfe. Das erlaubt ihm der König. Da macht sich Jerekauf an die Arbeit. Er ist bald fertig und noch nicht satt. Nun sollte der Dumme sieben Keller voll Wein austrinken. Dies trug er dem Zankaus auf, und als er fertig war, lag er am Krabben und schlief, denn er wollte noch immer mehr. — Da ließ ihn der König in einen schlafenden Sten sperren, aber sein Diener Jerekauf, der mit ihm drin war, rettete ihn vorm Verkeimen; denn er schneid und pustete so lange, bis der feurige Sten zu einem Giepelstall ward.

Das Alles hätte den König madnen sollen, sein Versprechen zu halten, aber er ging noch weiter. Der dumme Hans stellte in eines Bären Höhle gesteckt werden. Da nahm er eine Fiedel, Haiselrinne und Steine mit und sang bald an, die Rüsse aufzuladen. Wie der Bär das sieht, sagte er zum Hans: „Bruder gib mir auch eine, ich möcht auch gern von den Rüssen haben.“ Da gibt ihm der Hans einen Stein; den kann der Bär natürlich nicht aufmachen und spricht zu Hans: „Mach sie mir auch auf.“ Da nimmt der Hans geschwind eine Haiselrinne, macht sie auf und gibt sie dem Bären. Da gewann der Bär einen gewaltigen Respekt vor Hansens Kraft. — Trauf sang Hans an zu fiedeln, daß es so eine Lust war, und der Bär hörte auweirksam zu. Nachher spricht er: „Gib da, lehr mich auch fiedeln.“ — „Da mußt ich Dir erst Deine Rüsse beschaunden.“ spricht der Hans, nimmt des Bären Fiedel und kleimt sie zwischen die Fiedelstelle, daß er sich nicht rühren und regnen kann und immer größere Ehrfurcht bekommt. Wie nun der Hans müde wird, spricht der Bär: „Schlaf, Bruder, schlaf.“ Da kamen des Königs Diener und wollten sehen, ob Hans schon zerissen wäre. Aber der Bär rief: „Zu! der Herr König schläft.“ denn er hielt ihn für seinen König und Herrn, weil er so unmenschlich stark war. — Die Diener sagten dem Könige, was sie gesehen und gehört hatten. Da machte der König seine Auskucht mehr und machte die Hochzeit gestalten. Aber wie sie am andern Tage nach der Kirche gingen, da ließ er den Bären dem dummen Hans nachlaufen, daß er ihn aufstehe vor Strale für das Ginkommen in der Weisthelle. Das that der Bär, doch wie sich der Hans umdreht und spricht: „Halt, ich stemm Dich wieder ein.“ da machte der Bär, daß er wieder fort kommt, und der dumme Hans wird mit der Prinzessin vermählt und war große Freude darüber im Lande.

II.

War einmal ein Hühchen und ein Hühchen, die saßen zusammen auf dem Willberge. Kam der Juchs gegangen und Schnappt's Hühchen weg. Da dacht's Hühchen, was soll ich thun? macht sich ein Hägelchen von Schrägel, Schrägel und Petersiliefrant und auf dem fährt es. Kommt das Hägelchen gelassen und spricht zum Hahn: „Bruder Hahn, wo fährst Du hin?“ Spricht Hühchen: „Ich fahr nach dem Mörderhaus!“ „Kannst mich nicht mitnehmen?“ spricht das Hägelchen. „Doch hinten auf!“ und sie fahren weiter. — Kommt das Pulchen gelassen und spricht: „Bruder Hahn, nimm mich auch mit!“ — „Doch auf!“ spricht Hühchen und fährt weiter. — Nicht lange, kommt ein Mählein: „Nimm mich mit, Bruder Hahn!“ „Doch immer auf!“ sagt das Hühchen. — Kommt zuletzt ein Gänsechen und spricht: „Will auch noch mit, Bruder Hahn!“ „Doch nur auf.“ spricht der und nun fahren sie alle fünf nach dem Mörderhaus. — Da findet das Gänsechen auf dem Wege einen Brief mit Stednadeln, den hebt es auf. Wie sie zum Mörderhaus kommen, ist der Juchs ausgegangen. Da setzt sich Hühchen auf den Troz, Hägelchen auf den Feuerherd, Pulchen in einen dunkeln Gang, der Mählein aber die Hausbär, das Gänsechen in eine Balge mit Wasser, und den Brief mit Stednadeln hängen sie in's Handtuch.

In Abend kommt der Juchs heim, will nach seinem Essen gehen auf dem Heerde. Da pustet ihm das Hägelchen die heiße Asche in's Gesicht, daß er ganz blind wird. Läuft er zum Balge, will Wasser schöpfen, da spricht ihm das Gänsechen Wasser in die Augen. Wie er wegläuft zum Troz und sich waschen will, da trifft ihn Hühchen das Fell, daß er schier ganz toll wird; läuft zum Handtuch und will sich abtrocknen. Da hält ihm das Pulchen mit Stednadeln beinahe die Augen angedrückt. Macht der Juchs, daß er fort kommt, läuft in den Gang, wo Pulchen steht, gibt Pulchen ihm aus zwischen die Ohren, daß ihm Hören und Sehen verdröh. Denkt der Juchs, das Hans ist beiseite, will nun ganz hauslaufen, kommt zur Thür, da fällt der Mählein: klau! ihm auf den Kopf, und da liegt der Juchs und streckt die alle vier von sich. Aber Hühchen läuft hin und macht Hühchen frei. Da fahren sie alle wieder nach Hause, Hühchen und Hühchen, Pulchen und Hägelchen. Gänsechen und Mählein und das Pulchen mit den Stednadeln haben sie auch nicht vergessen.

III.

Es war einmal ein Bruder und eine Schwester, die hießen Wilhelmken und Vehnken, die verließen sich im Walde, daß sie nicht mehr ruhierten, wo aus noch ein. Sie gingen aber immer tiefer in den Wald, bis sie zu einem Häuschen kamen, das war ganz von Pfefferkuchen gebaut. Weil sie nun den ganzen Tag gegangen waren, auch nichts gegessen hatten, waren sie gewaltig hungrig und gingen an dem Häuschen recht verzagt zu essen. Da rief's von innen:

Knapper, knapper Knäuschen,
Wer kommt mit am Häuschen?

und die Kinder antworteten:

Der Wind, der Wind,
Das himmlische Kind.

Da kam ein altes Mütterchen heraus, das war alte Mutter Dberichen, und sagte zu den Kindern: „Kommt nur herein in mein Haus!“ Das thaten die Kinder auch, weil das Mütterchen sie so freundlich aufnahm. Aber alte Mutter Dberichen war eine böse Derge, die herrte die Kinder in einen dunkeln Kasten, daß sie die liebe Sonne und den blauen Himmel nicht sehen konnten. In dem Kasten wollte sie Wilhelmken und Vehnken müssen, bis beide recht fett wären, und sie dann austreiben, denn sie war eine Menschenfresserin. Darum gab sie ihnen gut zu essen und ließ sie jeden Tag einen Finger zum Vorschein herausstrecken. Aber die Kinder steckten ein Hölzchen heraus, darin schnitt alte Mutter Dberichen und sagte dann immer: „Gi wie dürr! ei wie dürr!“ und wunderte sich, daß kein Blut floß. Das ging so eine gute Zeit, bis sie zuletzt nur ein Hölzchen hatten, das steckte Vehnken heraus und Wilhelmken mußte sein Fingerchen herausstrecken. Da schnitt alte Mutter Dberichen in das Hölzchen und sagte wieder: „Gi wie dürr! ei wie dürr!“ Aber als sie zu Wilhelmken kam und in das Fingerchen schnitt, daß das Blut nur so floss, sagte sie: „Jetzt genug! fett genug!“ machte den Kasten auf und holte die Kinder heraus; denn sie wollte Wilhelmken braten, und Vehnken sollte ihn in den Backofen schieben. Da sagte Vehnken: „Du mußt mit's zagen, alte Mutter Dberichen!“ Da setzte sich alte Mutter Dberichen auf das Fenbrett, und wie sie eben sah, schoben sie die Kinder, was sie konnten, in den Ofen hinein und schloß die Thüre zu. Da sah sie nun im Ofen, und die Kinder machten, daß sie fort kamen. — Nicht lange, da kam ihr Mann nach Haus und hört sie schreien.

Da macht er den Ofen auf und holt sie heraus. Und es war auch gut, sonst wäre alte Mutter Dberichen verbrannt. — „Lauf den Kindern nach“, sagte sie. Und er lief, bis er die Kinder erreicht hatte; die hatte aber Vehnken verwandelt, Wilhelmken in einen Rosenstrauch und sich in eine Kiste, die blühte an dem Strauche. Wie nun alte Mutter Dberichen ihr Mann kam, wollte er die Kiste pflücken, die steht ihn aber in die Finger. Da lief er zur alten Mutter Dberichen zurück und sagt ihr, er hätte nur einen Rosenstrauch und eine Kiste daran gehunden. „Dummer Mann“, sagte sie, „das waren die Kinder. Lauf gleich wieder nach!“ Da waren die Kinder schon wieder weiter, aber er holte sie doch ein. Da verwandelte sich Vehnken in eine Kapelle und Wilhelmken in einen Prediger, der stand auf der Kanzel. Wie das alte Mutter Dberichen ihr Mann sieht, läuft er zurück und erzählt, was er gesehen hat. „Dummer Mann“, sagte sie, „das waren sie eben. Nuh schon selbst laufen.“ Macht sich auf und läuft den Kindern nach. Da verwandelte Vehnken sich und Wilhelmken rief zu Gnten, die auf einem Tische schwammen. Die konnte alte Mutter Dberichen nicht eher fangen, als bis sie den Tisch anließ. Da macht sie sich gleich dran und wie sie nun läuft und läuft und fertig ist, da plagt ihr der Bauch. Da war alte Mutter Dberichen tot und Wilhelmken und Vehnken konnten gehen, wo bin sie wollten.

IV.

Ein Mann hatte drei Söhne, davon waren die beiden ältesten klug und der jüngste dumm, wenigstens meinten's alle so. Die drei wollten sich, als sie zu ihren Jahren gekommen waren, außer dem Hause verdingen. Ging denn der älteste aus und kam in einen neuen Wald, traf dort einen alten Mann, der fragte ihn freundlich, wohin er wolle. Spricht der Junge: „Mich verdingen in der Fremde.“ Da kommt mit mir, spricht der alte Mann. „Du selbst mit meine drei Rube hüten.“ Das that er denn auch getreulich ein Jahr lang. Da wuchs der ersten aus eine wunderliche Pflanze zum Haupt heraus. Und eben in dem zweiten Jahr der zweiten und eben in dem dritten, eine immer schöner denn die andere.

Da er nun drei Jahre dort geblieben war, schrieb ihm sein Vater, er solle nach Hause kommen. Denn aberichte er auch und hat den alten Mann um seinen Rube. Da schenkt ihm der ein Schaafchen, Schaafchen

schüttelte Dich, und sagte darauf: „Wenn Du die Worte ausprüchst: „Schaafchen, Schaafchen schüttelte Dich!“ da regnet es Geldstücke aus seiner Welle.“ — Damit zog der erste Bruder ab und wollte heim reiten. Unterwegs kam er in eine Herberge, da mußt' er zu Nacht bleiben. Wie er nun mächtig hungrig und durstig war, ließ er gut aufsuchen, denn am Orte fehlt es ihm nicht. Ganz dann besetzt mit seinem Schaafchen, Schaafchen schüttelte Dich, in eine Kammer und schlief sie zu. Das nahm der Wirth wahr und dacht: Ich will doch schauen, was das ist, und guck durch ein Ritze in der Thüre. Da er nun sieht, wie das Schaafchen die Ducaten aus seiner Welle nur so regnen läßt, — das wäre Kaiser auf meine Mühle, denkt er und geht, kommt aber nicht schlafen, macht sich allerlei Gedanken über das wunderthame Schaafchen, theilt's auch seiner lieben Hausfrau mit, die sagt: „Gib, nichts leichter als das, ein Schaaf steht aus wie das andere, wir wollen ihm eins von unsern geben.“ Das thut der Wirth, führt das Schaafchen leis aus der Kammer, und ein von ihm hinein.

Da nun der Morgen kommt, zieht der Knecht ab mit dem Schaafchen, meint, es war das rechte, das war aber beim Wirth in der Herberge geblieben. Wie er nach Hause kommt, macht er großes Geschrei und Geprahl von seinem Schatzchen und will der reichste Mann sein auf der ganzen Erde, ladet auch Freunde und Bettern ein, dem Wunder zuzuschauen. Als sie nun alle beisammen sind, ruft er: „Schaafchen, Schaafchen schüttelte Dich!“ aber das blieb stumm und schüttelte sich nicht, hing nur an in tiefen, wie eines Schaafes Art ist, denn der geringe Junge trat es mit der Faust zwischen die Beine; aber das half nichts, das Schaaf regnete kein Geld aus seiner Welle und der betragene Wirth mußte bei seinem Vater um Vohn dingun.

Da macht der zweite sich auf, der denkt sich noch weit klüger denn sein Bruder, meint, ihm selbst es nicht so geben. Er bezeugt auch dem Männlein, das nimmt ihn in seine Dienste. Da blieb er zwei Jahre und wollte nicht seinen Vohn dort sein, bittet das Männlein um seinen Vohn. Sagt das Männlein: „Du hast Dir selbst Deinen Vohn ausgedacht!“ gibt ihm darauf ein Lischchen, Lischchen des Dich, das wirt' ihm immer geben, was er an Speis' und Trank wollte. — Der zweite Bruder macht sich auf die Heimreise, kommt in selbige Herberge, wie sein Bruder schon zu Nacht geblieben, und bleibt auch daselbst. Wie nun der Wirth das

Lischlein sieht, hat er gleich Verdacht, es müßt' ein Hühnchen sein, wie das Schälchen, wenn-der sich auch lehr, das' der Wirth nicht verlanzt zu Essen und zu Tranken. Will doch lauschen, denkt er und guck durch die Thür. Da sieht er den Wirth den dem Lischchen stehen und sprechen: „Lischchen, Lischchen des Dich!“ und wie kugs allerlei feilliche Speise und Tränklein dastehen. Da mußt' er nun, was er war und that ein Gleiches, wie bei dem andern Bruder, nimmt ein Lischlein von ähnlichem Ansehen und vertraut es mit dem wunderthamen. Des andern Morgens in der Frühe zieht der Wirth weiter, kommt nach Haus und denkt: die sollen Augen machen. Aber die größten Augen macht er selbst, da er sich fast heiser schreit: „Lischchen, Lischchen des Dich!“ und wollte doch kein Tränklein und kein Speise sichtbar werden, verübert er sehr zornig ward und das Lischlein mit einem Faustschlage zertrümmerte, von allen aber, so anwesend waren, spöttlich ausgelacht und ausgezifft wurde.

Da war nun noch der dumme Hans übrig. Der wollte auch ausziehen und sein Glück versuchen. Nun sprach der Wirth: „Deine Augen Brüder sind als Narren demüthigt, was wirt' Du dummer Hans erst anfangen?“ Aber der Dumme meint, er will's doch sehen, macht sich auf und kommt zu dem Männlein. Dem dient er wie seine Brüder und nach etlicher Zeit bittet er um seinen Vohn. Den gab ihm das Männlein, und der Vohn hieß: „Knüppel, Knüppel aus dem Sad.“ der schlug Alles, wohin er traf und hörte nicht eher auf, als bis man rief: „Knüppel, Knüppel in den Sad!“ Das dünkte dem Wirth freilich kein ientlicher Geschenk, nahm's aber doch und kommt Abends in die Herberge, wo seine Brüder gelassen. Da bringt er die Keit' auf allerlei Wunderdinge und meint, er habe auch ein solches, das hab' er immer Nachts unterm Kopfe liegen. Das merkt sich der Wirth, meint, es müßte noch etwas Nützliches sein als das Schälchen und das Lischchen, macht sich denn Nachts auf vom Lager und geht zu dem Gast hinein. Der war aber parat, und wie der Wirth an dem Kerstisch zieht, springt er auf und schreit: „Knüppel, Knüppel aus dem Sad!“ Da hält einer den Knüppel seinen tangen sehen. Der arme Wirth schrie ganz erbärmlich, aber der dumme Hans ließ den Knüppel nicht eher ruh'n, als bis der Wirth das Schaafchen und das Lischchen herausgegeben. „Nichtlich rief er: „Knüppel, Knüppel in den Sad!“ und der Knüppel berie auf, den Rücken des jammernden Wirthes zu zerklühen.

Da nahm der dumme Hans das Schaafchen, das Lischchen und den Knüppel aus dem Sack und wandert heimwärts. Hier er nun ankam, da ließ er alle Freunde und Nachbarn zusammenkommen, und sagt ihnen, er hätt' einen Knüppel mitgebracht. Trog fingen sie alle an entsetzlich zu lachen und zu lachen, meinten, er sei noch dümmer zurückgekommen als er gewesen, aber der Hans blieb ruhig, sagt nur: „Knüppel aus dem Sack!“ und ließ die ganze Gesellschaft ein Biischen herumspringen, daß

Jeder ein blaues oder braunes Fiecklein aufzuweisen hatte. Da hieß es: „Knüppel in den Sack!“ denn es bedünkte ihm genug. Da hielt er das Lischlein vor und das Schaafchen und ertraute die Zerbläuten mit einem ledern Mahl und schenkte einem Jeden eine Handvoll Goldstücke. Nun lebten sie Alle in Verlichkeit und Freuden, und es muß wohl noch sein, falls sie das Lischchen und das Schaafchen noch haben, den Knüppel aber behielt der dumme Hans bis an sein seliges Ende.

Halgrim und Hildegund.

Von Dr. Johann N. Bøgl.

Im Urwaldhale in Norwegen lebte ein junger Landmann, Namens Halgrim mit seiner Mutter, für welche er die kleine Wirtschaft besorgte.

Es fehlte ihm nichts zu seinem stillen Glücke, als eine Hausfrau, und dennoch schien es, als ob ihm die Freuden der häuslichen Liebe von dem Gesichte für immer verjagt bleiben sollten.

Halgrim liebte nämlich mit all' der Gut eines jugendlichen Gemüthes eine Jungfrau mit Namen Hildegund, deren Herz nicht unempfindlich war gegen die Gefühle des wackeren und jugendkräftigen Halgrim. Leider theilten ihre Eltern nicht die Gesinnung ihrer Tochter, und zwangen sie, einem Reichen ihre Hand zu geben.

Aus dieser Ursache kostete Halgrim den Aufschuß sich nie zu verheirathen und lebte nun an, still und in sich vergeschlossen mit seiner Mutter.

Da aber geschah es, daß der schwarze Tod seine unverbesslichen Fährten auch über Norwegen erstreckte. Mehr als zwei Dritttheile der Bevölkerung wurde durch die schreckliche Seuche dahingerafft und ganze Landstriche verödet.

Auch Halgrim und seine Mutter waren von der Seuche ergriffen worden und gaben sich für verloren. Lange war Halgrim ohne Besinnung gelegen, als er wieder zu sich kam, war das erste, was er erblickte, die Leiche seiner Mutter.

Wüthend entrafft er sich seinem Lager, kniete vor dem Leichnam hin und betete, dann wollte er die Nachbarn erlösen, daß sie ihm helfen sollten sie zu begraben.

Als er aber in die Nachbargäuser trat, war auch in diesen alles stille, finster und öde, und

nur die Leichen der Besigter oder ihrer Angehörigen lagen dort umher.

Da erriff ein tiefes Entsetzen den armen Halgrim und er sah nun selbst die Ueberreste seiner Mutter auf den Rücken und trug sie hinaus auf den Friedhof und bestattete sie mit Thränen, als ein guter Sohn.

Was sich aber auf dem Wege nach dem Friedhofe und auf demselben weiten Wäden darbot, war nur dazu geeignet das Grauen und Entsetzen in seinem Innern zu steigern. Bobin er blickte, sah er nur verzerrte Leichengestalten, entstellte Opfer des schwarzen Todes. Nirgends aber gewahrte er ein lebendiges Wesen. Das ganze Thal in Handanger war ausgeschorben.

Von Entsetzen und Angst gereizt, sah er hierauf die Gegend und wagte es nicht, das Haupt zurück zu wenden. Nur sein kleiner treuer Hund folgte ihm, er aber bemerke ihn nicht in seinem schreckendem Schmerze.

So sah er wie der erste Brudermörder von Thal zu Thal, von Berg zu Berg, aber überall het sich ihm dasselbe Schauspiel dar, überall grünte ihm nur der Tod aus hehlichen Augenböhnen der Hungersdürre, aus den bettenlosen Häusern und den verlassenem Hütten entgegen.

Der Gedanke, daß er allein übrig geblieben sey von Allen auf der Erde, erfüllte ihn mit Verzweiflung, und er beschloß daher, seinem schrecklichen Gesichte selbst ein Ende zu machen.

Mit der Faust des Wahnsinns erlöom er eine Felsen Spitze, welche weit über schauerliche Klüfte und Abgründe ragte.

Noch einmal sank er auf die Kniee und bat Gott, daß er ihm verzeihen wolle, daß er der Natur vorgreife, und als er gebetet hatte,



Halgrim und Hildegund.

Von O. J. N. Vogt.



Die Zehntenjagd der Ditmarscher.

Von L. Wupel.

worff er den Mantel über sein Antlitz und schiedte sich an, sich in den Abgrund hinabzuführen.

Gewaltfam wurde er aber zurückgehalten. Halgrim lichte verwundert um und sah seinen Hund, der den Mantel erfasst hatte.

Seine namenlose Freude, daß doch Ein lebendes Wesen noch ihm noch auf der Erde sei, bemächtigte sich seiner. Er drückte den Hund, der freudig und heulend an ihm emporsprang, an seine Brust und küßte und liebkoste ihn, und die Verzweiflung in seinem Innern löste sich zu einer tiefen herzbestimmenden Trauer.

Nicht lange, so sah sie er wieder Muth, seine Wanderung nach lebenden Menschen fortzusetzen.

Jetzt gedachte er, daß er nicht mehr ferne von dem kirchspiele Graven sein könne, dem Orte, wo seine geliebte Hildegund mit ihrem Gatten wohne. Dabin beschloß er vor allem andern seine Richtung zu nehmen.

Unausgesehen wartete er mit seinem Hunde vorwärts, nachdem er sich an den Beeren, welche in diesen Wäldern den Wandel des Lichtes erliegen, gelabt hatte.

Die Abendstunde vergelbete mit ihren letzten Strahlen die einsamen Thäler, allein kein Laut ertönd all sein Ohr, kein lebendes Wesen beglänzte seinen Blicken.

Nun hatte er die Höhe erreicht, welche in das Thal hinabführte, dort war Hildegunds Behausung.

Sein Auge suchte, wie das Auge eines Hellen, ob, alles dort, alles leere, alles leblos!

Da griff es wieder jermahnend in sein Herz, und laut schluchzend sank er in die Knie und verhäufte sein Antlitz. Als er aber wieder aufblickte, da schien es ihm, als ob sich ein ganz dünner leichter Nebel durch die schwarzen Fichten wende, welche einen Theil der Felsen verhäufte.

Er blinzte schäfer — ein Schrei entrang sich seiner Brust, es war kein Schrei, es war Muth, der aus einem Schloffe träufelte, und

ihm zugleich die Ueberzeugung gab, daß er dort auf lebende Menschen stoßen müsse.

Außer sich vor Freude, Hoffnung und Ungewißheit taumelte er wie ein Trunkener die Höhe hinauf. Ein Fluß wälzte sich an seinen Füßen vorüber, ohne sich zu besinnen fürzte er sich in denselben und schwamm an das jenleitige Ufer.

Jetzt hatte er dieses erreicht und schleppte sich weiter, bellend sprang sein treuer Begleiter voraus zur Hütte, aus welcher Halgrim den Rauch wahrzunehmen hatte.

Kirchensied trat Halgrim in die offene Thüre. Auf dem Herde des geräumigen Gemaches brannte ein Feuer. Wie jandste Halgrims Herz, ein Feuer! Hatte er doch dieses Schauspiel so lange nicht gesehen. Bald aber kränzte es ihn nach dem Wesen zu suchen, das dieses Feuer angezündet. Er schwannte vorwärts, plötzlich regte sich etwas im Dunkel, es war eine Frauengestalt, welche im Dunkel mit verhülltem Antlitze saß. Jetzt vernahm sie das Geräusch des Nahenden, hastig erhob sie das Haupt — ein weitbeschallender Schrei entfuhr ihrem Munde.

Halgrim! — Hildegund! erscholl es fast zugleich, und beide lagen sich überflüchtig Wonne in den Armen. Sie waren Beide die Einzigen, die in ihren Thälern der schwarze Tod vertrieben hatte.

Es war ein klarer freundlicher Herbstmorgen, welcher diesem Abend folgte, als sich Halgrim und Hildegund nach dem verlassenem Getreebauke begaben und dort vor dem Bilde des Allerhöchsten sich voll frommer feierlicher Nahrung die Hände reichten und geliebten, hinfuhr nur Gutes für das Andere zu leben und einander nie mehr zu verlassen.

Der Morgen nach jagete auch der Himmel ihre Verbindung, welche so einsam und prunklos, nur vor dem Auge des Vaters aller Dinge, geschlossen wurde, und Gleichgültiger gingen von diesem glücklichen Paare aus, und die Namen Halgrim und Hildegund leben noch jetzt in dem Gedächtnisse der Norweger.

Die Jethntenjagd der Ditmarscher.

Von Ludwig Wörpel.

Ueber Ditmarsch Land kaum grant der Tag,
Da rast es sich droben im Schloß,
Und Trepp' auf, Trepp' ab, von Gemach zu Gemach
Geschäftig eilet der Dienertrok.
Nun' gilt es ein rascheses Niden und Wollen
Und die Speicher des Schloßes bereit zu halten.

Es war der Michaelistag,
Der Jahlunagtag für's Vont,
Des Volkes Freudent kameder lag,
Geschäft vom mächtigen Adelsband.
Es mußte den künftigen Weill beynigen
Und den Jethnten heute zur Feinsburg bringen.

Schon ligt auf dem kunkelbaggigen Balken
Graf Andolf, des Landes Vogt.
Es funkelt sein Auge den grimmi'gen Hehn
Und den Spett, der tief ihm im Pulen weat;
Ringe um ihn stehen als schützende Wächter
Bewaffnet des Landes eile Geschlechter.

Da dorch, aus dem Thale drinat Dampf empor
Geräusch und Reitschmuck,
Und hinter dem Walde schon fahren hervor
Die schwer beladenen Wagen all'.
Die riesigen Führer, den Ruten in den Händen,
Zieh nach dem Gungang des Burghofs wenden.

Und der erste Waagen schon fährt hinein,
Es folgt ihm der zweite in Hast,
Und alle die andern schnell hinterein.
Der Burghof ist überfüllt fast;
Doch immer noch wird kein Wagen geleert.
Kein Bauer wieder hinunterfährt.

Es stehen die Diener verlegen im Kreis
Und starrten den Hof entlang,
Kein spottendes Wort, sie küstern nur leise,
Es ward ihnen heimlich im Pulen bang;
Denn auf den Wagen in allen Ecken
Scheint es sich zu bewegen und heimlich zu reden.

Doch ob auch erschreden der Diener Schaar
Aus dem Burghof aufwärts schaut;
Nicht nehmen es drehen die Ritter wahr.
Als wildes Geräusch schallt überlaut,
Und Eretz und Betrachtung fliegt immer wieder
Auf die düsterblickenden Bauern nieder.

Und mit Hehngeklächter Graf Andolf schreit:
„Se, Bauern, nun ist eure Pflicht,
Nacht schnell euch zum Hehen des Hehens bereit
Und seht, daß es nitend an sich gebührt,
Zerst laß ich die Feilschen der Ruten dringen
Und euch stürze Punkte zur Arbeit zwingen.“

Wie wenn's in der Tiefe weat und wallt,
Und groß die Erde bebt,
Doch noch des Boges Borte verhält;
Zu drehenden Ruten im Burghof erhebt;
Zur Seite alle Führer zwingen
Und doch empor auf die Wagen sich schwingen.

Und mit Donnerstimme der Vorderste spricht:
„Graf Andolf, gnade dir Wen!
Es kulden die dümmerischen Bauern nicht
Noch länger des Hehs Hehn und Spett;
Erschienen ist dem die Vergeltungshand,
Auf, wehre dich gegen die Bauernbunde!“

Und „Röset die Rinder!“ es drüllend erklang
Von allen Seiten im Chor;
Und alsbald von jedem Wagen sprang
Eine Schaar bewaffneter Bauern hervor.
Fast unabhiebar weat das Gedränge,
Und näher schon wälzt sich die wüthende Menge.

Da plötzlich verstummt ist Hehn und Spett
Und das wilde Lachen zumal;
Es drat aus dem Burghof der grimmi'ge Tod,
Das Antlig der Ritter harzt leichenfahl,
Sie stürzen binab, die finstern Gestalten
Vom Gungang des Schlosses juristsubalten.

Doch gleich dem Meere, das wild erregt,
Die wegenden Dämme zerichelt
Und Verderben hinaus in die Lande trägt,
Wuthschäumend den Ruten entgegen schnell
Die wegende Menge mit lautem Geheule,
Geschwängert fliegende Schwerter und Peile.

Und es dröhnt die Art, es flirrt das Schwerdt,
Der Rachegefang erschallt,
Und, kull der Lebenskreis nichtelährt,
Zu Boden sinkt manche Rittergestalt,
Und heber schon thürmt sich Leiche auf Leiche,
Und immer verderblicher fallen die Erreiche.

Bel hemmt sich entzogen der stürmenden Schaar
Graf Andolf mit Vönnkraft;
Doch mit Rutenstritten steigt die Gefahr,
Schnell wird der Repte dahingerafft.
Da über ihn hüber's in weitem Gedränge,
Und getreten liegt er im Ruten der Menge.

Und sich! aus dem Burghof flammende Glut
Heß ledert am Thore empor.
Weiterdend wälzt sich des Feuers Flut
Durch die Hallen hin und flammt hervor
Im Ru aus allen Fenstern und Spalten,
Grell leuchtend auf dümmerischen Rachegehallen.

Und es krachen die Balken, es lüft das Gesein,
Die Feinsburg in Trümmer sinkt;
Denn bricht die Nacht über's Land herein,
Das Feuer erlischt, der Värm verfliehet,
Es legen die Bauern zum Schlaf sich nieder:
Als trübs Weil erwachen sie wieder.

Der Jauberer im Sarg.

Altenglisches Volksmärchen von Dr. Joh. Nep. Bögl.

Es lebte einst ein Gaar, mit Namen Gbemi, dieser Gaar hatte drei Söhne, von welcher sich der erste hieß Jarewitsch, der zweite Adam Jarewitsch und der dritte Sila Jarewitsch nannte.

Die beiden älteren Brüder hielten den Gaar um die Erlaubnis in fremde Länder reisen zu dürfen, um andere Menschen zu sehen und sich selbst zu zeigen.

Der Gaar bewilligte ihre Bitte und gab jedem von ihnen ein Schiff, in welchem sie nach den fremden Königreichen reisen konnten.

Aber auch der jüngste Bruder, Sila Jarewitsch hat den Gaar Gbemi, daß er ihm die Erlaubnis ertheile, mit seinen Brüdern zu reisen.

Gaar Gbemi aber sprach: Mein vielgeliebter Sohn, Sila Jarewitsch, du bist noch zu jung, und der Mühseligkeiten einer Reise nicht gewöhnt, daher bleibe lieber zu Hause.

Sila Jarewitsch aber hatte ein zu großes Verlangen, fremde Länder zu besuchen, und hörte nicht auf, den Gaar Gbemi, seinen Vater zu bitten, bis dieser ihm seine Bitte bewilligte und ihm auch ein Schiff gab.

Als die drei Jarewitschs ihre Schiffe bestiegen hatten, befahlen sie vom Lande in Hespern.

Und als sie auf die offene See gelangten, fuhr das Schiff des ältesten Bruders voran, nach ihm das Schiff des zweiten Bruders, nach diesem noch der Sila Jarewitsch.

Nachdem sie drei Tage fortgeritten waren, sahen sie einen Sarg auf dem Meere. Die beiden älteren Brüder ließen ihn unberührt, während der jüngste Bruder aber befaht seinen

Schiffsteuten den Sarg aufzufangen, und auf das Schiff zu bringen.

Am nächsten Tage erhub sich ein gewaltiger Sturm, welcher das Schiff des Sila Jarewitsch aus seiner Bahn warf und in eine unbekante Gegend an ein felsiges Ufer trieb.

Sila Jarewitsch befaht den Schiffsmann den Sarg ans Land zu bringen, und als dieses geschehen war, lag er allbereit ihn in die Erde zu vergraben.

Darauf sagte Sila Jarewitsch zu dem Schiffsknecht, er solle hier auf ihn drei volle Jahre warten und wenn er nach Verlauf dieser Zeit nicht wiedergekommen sei, so könne er in das Gaarthum seines Vaters zurückkehren.

Darauf nahm er Abschied von ihm und den Schiffsteuten und ging nach seiner Heimat, ohne einen Menschen zu erblicken, weder vor sich, noch hinter sich.

Am dritten Tage endlich befiel er einen Menschen hinter sich lassen, welcher ein weißes Kleid anhatte.

Sila Jarewitsch wendete sich um und bemerkte, daß der Fremde ihm schon nahe gekommen sei und sein Schwert, denn er befürchtete, daß es ein Dämon sei.

Als aber der Fremde ihm eingeholt hatte, warf er sich vor ihm nieder und dankte ihm für seine Rettung.

Sila Jarewitsch fragte ihn: wofür dankst du mir und für welche Gnade?

Da sprach der Fremde auf seine beiden Hüfte und sagte: Ach, du junger Mensch, Sila Jarewitsch, wie sollte ich dir nicht danken? ich lag ja in dem Sarge, welchen du im Meere

auffangen und am Ufer verhaaren ließe, und wenn du das nicht geihan hättest, so wäre ich vielleicht weit auf dem Meere herumge- schwommen.

Wie aber kamst du in diesen Zaig hinein? fragte ihn Zila Jarewitsch.

Ich werde dir alles erzählen, antwortete Jwaschka. Ich war ein mächtiger Jäuberer. Meine Mutter aber erfuhr, daß ich den Menschen durch meine Jäuberthaten großen Schaden zufügte und betahl, mich in jenen Zaig zu legen und diesen ins Meer zu werfen.

Ueber hundert Jahre trieb ich auf dem Meere umher, aber Niemand mochte mich fangen, dir aber danke ich meine Rettung und will dir dafür dienen und in allen Nöthen bestehen.

Vor Allem muß ich dich fragen, ob du nicht gefonnen wärest, dich zu verheirathen. Ich kenne eine schöne Königin, Namens Truda, welche wohl würdig wäre, deine Gemahlin zu heißen.

Zila Jarewitsch antwortete: Wenn diese Königin schon ist, so möchte ich sie wohl heirathen.

Jwaschka mit dem weißen Hemde sagte, daß sie die vollkommenste Schönheit auf dieser Erde sei.

Als Zila Jarewitsch dieses vernommen, hat er den Jwaschka, ihn in das Reich der schönen Königin Truda zu führen. Dieses Reich aber war von einem argen Zaun, als wie von Pallisaden umgeben, und auf jedem Zaunstede war ein Haupt aufgeschloßt.

Als dieses Zila Jarewitsch erblüete, erschrad er sehr und fragte Jwaschka, was dieses für eine Bedeutung habe.

Jwaschka antwortete: Dies sind lauter Halben, die um die schöne Königin Truda sich bewerben.

Zila Jarewitsch erschrad, als er dieses hörte, und wollte gleich wieder in seine Hühnath zurückkehren, ohne sich dem Vater der schönen Königin Truda zu nahen.

Jwaschka aber sagte, daß er sich nicht fürchten und nur dicht mit ihm gehen sollte, und Zila Jarewitsch folgte ihm und beide gingen miteinander.

Als sie in das Reich der Königin Truda gelangten, sprach Jwaschka: Höre Zila Jarewitsch, ich werde von jetzt anfangen, deinen Namen zu rufen. Wenn du in die Heinerne Othmader gelangst, so grüße den König Zalem, und wenn er dich fragt weder und aus welchem Reiche kommst du, und welches Vaters Zehn bist du, und wie du dich nennst, so sage ihm

Alles, und verschweige ihm nichts, auch nicht, daß du gekommen seist, um seine Tochter zu heirathen, er wird sie dir mit großer Ärcute geben.

Zila Jarewitsch begab sich in das Schloß, und als König Zalem ihn erblickte, kam er ihm entgegen, nahm ihn bei seinen weissen Händen, führte ihn in die weissen Heinerne Othmader und fragte ihn: Ach, du guter König, woher und aus welchem Reiche bist du, welches Vaters Zehn und warum bist du zu mir gekommen?

Ich bin aus dem Reiche des Viazars Gheini, nenne mich Zila Jarewitsch, und bin zu dir gekommen, um die schöne Königin Truda zu werden.

König Zalem freute sich über die Nahe, daß der Zehn eines so berühmten Viazar sein Schwiegersohn werden wollte und befaßl seiner Tochter, sich zur Hochzeit gleich bereit zu machen.

Und als der Tag kam, an welchem die Trauung vor sich gehen sollte, gelot König Zalem allen seinen Fürsten und Bejaren sich im Schloße zu versammeln.

Nachdem dieses geschehen, luden sie in die Kirche und Zila Jarewitsch wurde mit der schönen Königin Truda getraut.

Hierauf lebten sie in das Schloß zurück, setzten sich zu Tische, aßen und tranken, und waren guter Dinge.

Als aber die Stunde kam, an welcher Zila Jarewitsch, in das Brautgemach gehen sollte, führte ihn Jwaschka auf die Türe und sprach: Höre Zila Jarewitsch, wenn du deine Gemahlin in das Brautgemach arüber, so hüte dich, sie zu umarmen, denn thust du dieses, so wirst du nicht am Leben bleiben und dein Kopf auf den leeren Platz, welchen du aroben hast, achschut werden. Sie wird dich führen und dir helfen, du aber darfst nichts mit ihr sprechen.

Zila Jarewitsch fragte den Jwaschka: Warum aber verbiethst du mir dieses Alles?

Jwaschka antwortete: Weil die schöne Königin Truda mit einem Heide in Verbindung steht, welcher sie jede Nacht in Gehalt eines Menschen bringt, die Lust aber in Gehalt eines heidnischen Tranks durchschwat. Wenn sie daher ihre Hand auf deine Brust legt, und die Küssen in Nähe wird, so springe auf deine beiden Hüte, und schlage sie so lange mit einem Stede, bis sie franties in Peden sinkt. Ich aber werde um die Zeit bei der Thür deiner Schlafkammer Wache halten.

Als Zila Jarewitsch dieses vernommen,

begab er sich mit der schönen Königin Truda in das Schlafgemach.

Nicht lange, so begann ihm die schöne Königin zu lästigen, aber Zila Jarewitsch sprach seine Züße und reagte sich nicht.

Als aber die Königin Truda ihre Hand auf seine Brust legte, und ihn so gewaltig drückte, daß er kaum zu athmen vermochte, sprang er auf seine beiden Füße, ergriff den Stiel, den ihm Jwaschka hinachschickte, und begann sie tüchtig durchzurütteln.

Gleich darauf erhob sich ein Sturm und ein schelförmiger Trache kam in das Schlafgemach hereinzufliegen und drohte Zila Jarewitsch anzufliegen.

Jwaschka aber ließ ihn nicht bis zu diesem anlangen, ergriff ein scharfes Schwert und hing an, mit dem Trachen zu kämpfen. Die kämpften drei volle Stunden und Jwaschka biß dem Trachen zwei Köpfe ab, worauf dieser wieder fortlief.

Darauf geht Jwaschka dem Zila Jarewitsch sich schlafen zu legen und seine Hurd zu haben.

Zila Jarewitsch aber, sagte sich nicht und schlief bis an den Morgen.

Saum als dieser anbrochen, ließ sich der König Salom erkundigen, ob sein vielgeliebter Schwiegersohn noch lebe, und als er vernahm, daß er noch am Leben und gesund sei, freute er sich sehr darüber, da er der erste war, der sich vor seiner Tochter getraut hatte, und befohl, ihn sogleich zu ihm zu bringen, worauf sie den ganzen Tag mit Lustbarkeiten zubrachten.

In der darauffolgenden Nacht sagte Jwaschka zu Zila Jarewitsch, daß er auch in dieser Nacht, wie in der vorhergehenden mit seiner Gemahlin verfahren sollte.

Als sich Zila Jarewitsch mit seiner Gemahlin in das Schlafgemach begeben, und sie abermals ihre Hand auf ihn legte, sprang Zila Jarewitsch auf und hing wieder an, sie durchzurütteln.

Gleich darauf kam der Trache wieder und drohte Zila Jarewitsch anzufliegen.

Jwaschka aber sprang mit seinem Schwerte hinter der Thüre hervor und kämpfte mit dem Trachen und biß ihm abermals zwei Köpfe ab.

Darauf entließ der Trache wieder und Zila Jarewitsch legte sich schlafen.

Am frühen Morgen befohl der König seinen Schwiegersohn zu ihm zu bringen, und sie brachten auch diesen Tag mit Lustbarkeiten zu.

Auch in der dritten Nacht geht Jwaschka dem Zila Jarewitsch dasselbe zu thun und dieser that wie ihm geheißen wurde.

Jwaschka biß diesmal dem Trachen die

letzten zwei Köpfe ab, verbrannte jedoch die, welche kammt dem Kumpje und verführte die Nische auf dem Felde.

In der vierten Nacht fragte Zila Jarewitsch den Jwaschka, ob er jetzt seine Gemahlin umarmen dürfe, aber Jwaschka sagte, er sollte es nicht früher thun, bis er es ihm heißen würde.

Auf diese Weise lebte Zila Jarewitsch bei seinem Schwiegervater ein volles Jahr, ohne seine Gemahlin zu umarmen.

Darauf sagte Jwaschka zu ihm, er sollte sich von seinem Schwiegervater die Erlaubniß erbitten, in sein Vaterland zurückzukehren zu dürfen.

Zila Jarewitsch that, wie ihm geheißen, er versagte sich in dem König Salom, um ihn um dieses zu bitten.

König Salom bewilligte seine Bitte und gab ihm zwei Abtheilungen seines Heeres zur Begleitung.

Als sie die Hälfte des Weges zurückgelegt hatten, sagte Jwaschka zu Zila Jarewitsch, daß er nun Halt machen und ein Lager aufschlagen sollte.

Zila Jarewitsch gehorchte und befohl die Hütte zu errichten.

Am nächsten Tage legte Jwaschka mehrere Stübe Heu von dem Felde des Zila Jarewitsch aneinander und brannte dieses an.

Darauf führte er die schöne Königin Truda aus dem Felde, entließ sie und als sie ähnlich nach war, biß er sie mit seinem Schwerte aneinander.

Zila Jarewitsch erschrad über und meinte bitterlich, aber Jwaschka sprach zu ihm: Gedulde dich nicht, denn sie wird wieder lebendig werden.

Erst als die Königin Truda in zwei Hälften geschnitten war, froh aller Österlinge aus ihrem Leide hervor, wußte Jwaschka sogleich in das Feuer warf.

Zich zu, sprach er zu Zila Jarewitsch, was ich in dem Leide deiner Gemahlin für Österlinge beunten hat: dich alles sind diese Österlinge, die in ihr aufgewacht.

Nachdem Jwaschka alles Österlinge verbrannt hatte, legte er den Leib der schönen Königin Truda wieder zusammen, bestrichte ihn mit dem Wasser des Lebens und die schöne Königin wurde sogleich wieder gesund und war nun eben so milt, als sie vorher böse gewesen war.

Da sprach Jwaschka zu Zila Jarewitsch: Jetzt erlaube ich dir deine Gemahlin zu umarmen, denn von nun an hast du nichts mehr

von ihr zu fürchten. Hierauf sagte er: Lebewohl, Elia Jarewitsch, nun wirst du mich nie wieder sehen, worauf er vor seinen Augen verschwand.

Elia Jarewitsch umarmte nun seine Gemahlin auf das liebevollste und betrahlte sodann die Jelte abzubrechen und begab sich in sein Vaterland.

Als er an die Stelle kam, wo ihn sein Schiff erwartete, bestieg er dieses mit der schönen Königin Truda, entließ seine Begleitung und segelte ab.

Sobald er in das Gaarthum seines Vaters zurückkam, wurde er mit Kranzenschüssen be-

grüßt, und der Gaar Schotni kam ihm aus seinem Gemache entgegen, nahm die schöne Königin Truda bei ihren weissen Händen und führte sie in die weissen heinneren Gemächer. Hier legten sie sich zu Rube, aßen und tranken und beschügten sich auf verschiedene Weise.

Elia Jarewitsch verweilte hierauf durch zwei Jahre bei seinem Vater, sodann fuhr er wieder in das Reich seines Schwiegervaters, des Königs Solum, erhielt von diesem die Krone und herrschte von nun an mit der schönen Königin Truda in großer Liebe und Eintracht.

Helias, des Schwanenritters, Tod.

Volkssagen von Ollen, erzählt von Jay.

Fern der Welt, die aus der seligen Kindheit ihm zum Kampf getrieben mit der Bescheid fern dem Kampf nun auch, des er als eitel und vergeblich fröhe sich begaben, lebte Helias in der Umhüllung seines Klosters gottverfügte Tage.

Wenn das Medien silberbellens Klanges durch die Bergentummenung schall, erbeb er seine sich vom Vager in das Kirchlein Güt' er mit dem Abte, seinem Freunde, und dem frommen Eltern Gott zu dienen, und verbrachte Mittags so und Abends Alles, wie des Hauses Regel verordnete.

Allen Menschen, die dem Waldreißer Rabe kamen, war er mild und freundlich, Unbegabt und ungetröflet ließ er Niemand von sich, denn die Kraft des Segens War bei ihm geblieben. Fremde Werke Schuf er rings im Land, wie er gedachte, Das die Erdennoth sie mildern konnten. Dem nicht lieb' er längeres Verweilen Bei den Pilgern, ihren Aeden lauscht' er Güt'zen Chres wohl, doch war sein Wert nur Ja und Nein, um ihnen zu geraden, Und dann schied er. An den stillen Bassern, In der Einsamkeit durch lange Stunden Kennt' er schweigend gehn, er schloß dort nur Friedlich sich drückte wie in der Kindheit Und allein, wie es sein Herz begehrt.

Lebend wohl gedacht' er noch Delenens Und der Tochter, die sie ihm geboren,

Tod nicht anders, als wie man Verstorben Liegend druck. Denn daß in starr Kengier Sie um ihn geforcht, der unverschämte Und mit ganzer Zeit er sich trugten, Das bei Gastenskind und Mutterfreude Weltlich sie bedacht hieß, kann's Wohlstand Nicht zerkeln, vermochte mit Verdrüssung So ihm zu erfüllen, daß, gewinnan Von dem Sinn in seiner Brust, er gänzlich Wieder sie verließ. Doch sie zu ehren Und zum Denkmal ihrer ersten Eintracht, Vag ein Schloß er bauen bei dem Kirchlein, Das in allen Stücken ihrem Schlosse Willen gleich in dem Aedenlande Und er gab ihm auch den Namen Willen. Dort nun hat er seinen Vater Cillan Und Beatrix, seine große Mutter, Obdach sich zu nehmen, nah der Städte, Wo sie einst im Walde sich gefunden. Doch ihm selbst in bähre Anwendung Wie ein Hüter angethan, genügte Seine Klosterzelle und ein Vager, Wie sich's auch der Aemste mag bereiten.

Tag und Nacht indes auf ihrem Schlosse, Sieben Jahre schon, verbrachte einsam Und in Witwenrath und Witwentrauer Still Selma und mit ihr die künste Ida, die in fremder Nacht sie aufzog, Und uns großen Leid sie aufzog. Das es oft, daß noch ihr Auge frucht war, Das zum Schlaf nicht, daß zu bitterm Weinen Abends sie gelenkt. Ach, unaußdölich



Helias Tod.

Tag von Eilen.

Dachte Helias' sie, des theuren Gatten,
Den durch' ige Schuld von ihrer Seite
Sie vergess' vertrieh, und unverschuldet
Sande Boten sie in alle Länder,
Um ihn aufzufinden. Doch zu finden
War er nicht, und ohne jede Verhoffung
Lebten sie die Entlinge jählich.

So auch hatte einmal sie auf Kundschaft
Ihren Diener Pentius gesendet
Von Jerusalem, ob nach der heil'gen
Stätte er vielleicht den Weg ankommen.
Doch umloest an Christi Weg' und Grabe,
An dem Jertanuser und am Tabor,
Hörte Pentius und kam bekümmert
Und er wieder nach der Heimat kehrte.
Da am fünften Tage fand er Ginen
In der Kleidung seiner Ordensbrüder,
Dah als Vorkommend schnell er ihn erkannte.
Und er fragte ihn: woher des laudes
Pfl' zu, Freund? Der sprach: Ich bin aus
Belichland,
Und ein Abt der Willen, doch mein Nam' ist
Gerhard. Sage mir nun auch, wer du bist?

Pentius versetzte: Ich auch komme
Hierher aus Willen und heiße Pentius.
Sei mir drum willkommen, denn es freut mich
Sehr, daß ich dich fand als guten Vorkommend.
Wid' du des lustigen nun, so mag es
Gottes Wille sein, daß wir selbster
Wieder uns nach untrer Heimat kehren.

Gern versprach das Gerhard und sie kamen
Vorkommend, des Landes nicht'gen Zultan.
Der ein großes Aß begann die Herrschaft
Seinem Sohn Vorkommend zu geben,
Dah er sie in ließe mit Belichschaft.
Vorkommend befragte viel der Sitten
Und Gebräuche sie des Abentlandes
Und da ihre Weis' und kluge Rede
Ihm gar wohl gefiel, endlich er willig
Sie mit reichen Gaben in die Heimat.

Fremd noch stehen an des Heilands Grabe
Pentius und Gerhard, daß der Himmel
Unendlich ihrer Fahrt sei, und kann sagen
Sie an Joppe, wo ein Schiff sie bringen
Für die Heimkehr. Und sie fuhren glücklich
Ueber See dahin und durch Italien
Hinter den hohen Scherzbergern
Nah sie zu und kamen wohlbehalten
Sehr der Heimat nahe, daß bereits sie
Ihre Lieben zu begrüßen dachten.
Doch da stah' es Gott, daß eines Abends
Sie in einer Wüsten irre gingen

Und nicht wußten, wo und wie des Weges.
Aber guten Rathes durch das Dunkel
Fahren fürbist sie, bis sie am Berge
Vor dem Schloße und dem Kloster fanden
Welche Helias erbaute und Oriant.
Da sprach Pentius, der seiner Herrin
Schloß zu sein vermeinte: Zeit, wie pflüglich
Gott in untrer Heimat und gelübt hat!
Kein, versetzte Gerhard, Freund, es dünkt mich,
Dah es noch gar fern liegt. Die Wüsten
Sind nicht wie Akenauwald. An hundert
Stunden sind wir fern noch. Da sie also
Sich befragten, kam ein Mönch des Weges,
Den befragten sie. Das Schloß heißt Willen
Und gehet in Willen's Händern,
Sprach der Mönch: Doch waren sie voll Staunen
Und vermeint, daß sie träumten wären.
Weiter aber sprach der Mönch: Ihr Pilger
Staunt, daß ihr in Willen seid und doch nicht
In dem Land, das eure Heimat sein mag.
Wißt dann, daß unter König Helias,
Der vereint ein Heros war in Willen,
Diees Schloß zu Ehren seiner Gattin
Hier erbaute und auch Willen genannt hat.
Denn ich selbst bin in dem Land gewesen,
Das ihr meint, und kenn' es wohl. Der König
Jag mit seinem Schwann dahin und lebte
Hier dem Schwann nach sieben Jahren endlich
In den Seimen heim. Im Schloße wohnen
Oriant und Beatriz, seine Eltern.

Froh der Verhoffung, laut auf seine Arme
Pentius und dankte Gott, daß also
Gott von seinem Herrn die Spur gefunden.
Und erbebend frag er kann: Wein Bruder,
Sag mir auch, ob schon der Ritter lebt ist?
Kein, erwiderte der Mönch. Er lebt noch,
Denn vor sechs Tagen sah ich ihn gehen,
Denn er wehrt als Bruder still und heilig
Mit uns in dem Kloster, das sein Vater
Oriant gebaut hat, und manches schönes
Wunder hat um sein Gebet der Himmel
Schon gewirkt, an demgeheuren Wunden.
Alle glaubet mir, wie ich euch sage.

Da nun führten Tränen aus den Augen
Des entzückten Pentius, und rannen
Reichlich in den weissen Bart ihm nieder.
Gott sei lob, daß ich die Zeitung hörte,
Auf er laut und blick in frommer Führung.

Warum freust dich daß so sehr, mein Bruder?
Frag der Mönch. Weil lange Zeit sein trenner
Nächst ich war und noch bin, sagte Pentius,
Hier seit sieben Jahren schon ich wachte,
Wen zu suchen, weil ich sehr ihn finde,

Wieder ihn begrüßen kann, und weil ich
Seiner Gattin nun und seiner Tochter,
Die voll bangter Sehnsucht nach ihm schmachten
Und nach ihm von Land zu Land mich senden,
Ärbe Verischaft melten kann. Doch führe
Nehst mich hin zu meinem Herrn und Herzoq.

Also ging mit Ventius und Gerbard
In das Schloß der Wönd, wo bei dem neuen
König Gmmerich der alte König
Triant und die Königin Beatrix
Mit den Kindern froh beisammen waren.

Gmmerich frag: Von wannen kommt ihr Männer?
Ihm verrieth Ventius: Von Pellen
Komm' ich, Herr, und bin auf langer Wallfahrt
Herbin bis Jerusalem ar-eien,
Sieben Jahr ichen ließ' ich durch die Wände,
Einen Nitter weiter aufzufinden,
Der mit einem Schwane einst nach Pellen
kam, des Vautés Herr und Nitter wurde,
Gitem auch der Herzoqin, dann plötzlich
Uns auch wieder von dem Schwan entführt ward.
Ach, ich suchte ihn mit treuem Herzen
Und verheißt nun zu Gott, im Kloster,
Wie der Wönd mir sagt, ihn anzutreffen.

Alle schauten freundlich auf den Alten;
Gmmerich aber sprach mit vollem Vöseln:
Freund, ich kenne dich, dein Nam' ist Ventius,
Doch du selbst wirst schwerlich mich erkennen,
Denn der Schwan war ich und den du suchst,
Ist mein lieber, frommer Bruder Helias.

Und er lebt noch? fragte wieder Ventius.
Ja, sprach Gmmerich, er lebt und sicher
Wird er gern von Frau und Tochter hören.
Folgt mir alle alle gleich, am Altar
Wird mein Bruder sein, ich führ' euch zu ihm,
Seinen alten Herrn soll Ventius selber
Dort zuerst von Frau und Tochter grüßen.

Und sie gingen alleamt vom Schloße
Nach dem Kirchlein hin, wo am Altare
Sah sie Helias sitzen lahn. Mein Bruder,
Sagte Gmmerich, sich her und höre,
Was ich Neues und Willkommnes bringe.
Da erhob sich Helias und wandte
Zu den Seinen sich und gleich erkannte
Er den alten, treuen Knecht und freundlich
Sprach er: Sei willkommen, guter Ventius!
Sag, wie es Helena geht und Ja?

Und nun sagte Ventius, wie die Sehnucht
Von Helena und ihr Zeit gar groß sei,
Wie auch Ja nach dem theuren Vater

Sträudlich schmachte und wie Beide schmerzlich
Nur brachten, wieder ihn zu sehen.
Weinend schau' er dabei auf den schönen
Nitterlichen Mann und sprach voll Jubelst:
Lieber Herr, o kommt zurück nach Pellen!

Nie und nimmermehr verrieth Helias,
Dier im Kloster will, so lang' ich lebe,
Ich verbleiben, denn ich habe hier erst
Meiner Seele Seligkeit gefunden.

Das vernahm voll Leid der alte Ventius,
Rühte ihm die Hand und sprach: So will ich
Meiner Herrin, Guter Ggemmahtin,
Und der besten Ja es vermelden,
Dass ich euch grüßen lasse, Ja, Ventius,
Sagte Helias, las im Gebete
Gestühlich meiner allzeit sie denken,
Und als Zeichen, daß du mich suchtest,
Bringt dir diesen Ring, den sie mir selber
Am Vermählungstage einst gegeben.

Alle schieden sie mit vielen Grüßen.
Gmmerich aber führte Ventius weiter
Und auch Gerbard in das Schloß, gar köstlich
Sie mit Tran und Speise zu bewirthen.
Darauf ließ er noch ein hässlich Waulstier
Schütren und den Triant, Beatrix,
Gmmerich und sämtlichen Ggwidernern
Wurde es mit seinen Kestbarkeiten,
Steklein und Geld und Stedenstoffen
Reich beladen als ein Anzinde
Für Helen' und ihre Tochter Ja.

Ventius nahm dann Urlaub und mit Gerbard
Zog er über Kammweg heim nach Pellen.

Und es war um Himmelst, als Beide
Mit dem Waulstier sich dem Schloß von Pellen
Näherten. Helena hatte fern schon
Ihn erkannt und trat ihm schnell mit Ja
In den Bes, anruseht: Tragt ihr endlich
Heitung mit von meinem theuren Gatten?

Ja, sprach Ventius, und das zum Zeichen
Schickt er mit viel Grüßen diesen Ring Euch.
Groß war da die Freude bei den Frauen
Und Helena nahm den Ring mit Reinen
Und viel Beklagn, küßte ihn und sagte:
Ja, dies Zeichen ist wahrlich, Ventius,
Denn den Ring hab' ich ihm selbst gegeben,
Als mich Kaiser Otto ihm vermählte.
Woh' mir, daß ich mich an ihm vergangen
Und so früh mich von ihm scheiden mußte!

Ventius führte drauf herbei das Waulstier,

Und die Vasi herab und sprach: Ihr möget
Reicht an diesen Schätzen, die sie henden,
Es erkennen, daß des Herzogs Eltern
Einem armen Stamme angehören.
Denn sein Vater ist der alte König
Triant von Velleert und Mändern.
Seine Mutter heißt Beatrix, Königin
Ist sein Bruder Emrich jetzt, er selber
König die Krene auch, bevor er auszog.
Herzog hier zu sein nach Gott's Rathschluß,
Doch jetzt ist er Mönch im Waldesloster,
Das sein Vater baute. Viele Wunder
Hat an ihm und durch ihn Gott beschieden.

So erzählte Pentius und haumend
Kaußten auf sein Wort Helen' und Ida,
Dazu Gerhard, der von dem Gefährten
Sich nicht trennen wollte. Und sie dachten
Alle Helias voll Lieb' und Ehrfurcht.

Darauf sprach Helena: Ob' ich sterbe,
Will ich ihn noch sehn. Ich kann nicht sterben,
Ob' ich ihn sehe. Laß ohne Weilen
Alles rüsten, daß sofort mit Ida
Ich nach Velleert und nach dem Kloster
Fahren möge, wo mein Gatte Rinch ist,
Ich, durch meine Schuld ist er's geworden!

Andern Morachs reißten sie. Die Pferde
Ziehen sie zu raschem Gang und mochten
Nimmer raffen, also daß zur Nacht sie
Neue Pferde freilich und beim Richte
Guter Aadel, welche Pentius führte,
Nach dem neuen Willen eilten. Endlich
Sahen sie die wohlbekannten Thüren
Und vermutheten fast, als ob zur Heimath
Sie zurückgelangt, und einen Diener
Fragten sie nach Helias. Der sagte:
Er liegt schwer erkrankt auf seinem Bette.

Wach und witternd nahen sich die Frauen
Seiner Kiefernalle und es ließ sie
Helias zu sich an das Bett bescheiden.
Und Gott weiß, mit welcher Himmelsfreude
Sie einander sahn. Helena weinte
Um denranken Mann, die fremde Ida
Klachte um den Vater und er selber
Beinte auch voll Rührung über Beide,
Ueber Wirth und Tochter, die noch einmal
Er nun wiederah. Denn er erkannte,
Daß sein Zündlein nah war, daß von aller
Erkennung ihn Gott erlösen wolle.

Also schlief er still und voller Demuth
In den Armen seiner Frau und Tochter
Ein und starb. Sein alter Pflegerater
Helias und Triant mit Beatrix,
Emrich auch mit allen fünf Geschwistern
Standen um sein Sterbepett. Es klagte
Ida laut, daß sie so bald den Vater,
Kaum gefunden, wieder schon verlor,
Doch Helena lächelte verklärt und legte
Still sich an des toten Helias Seite
Und gab freudig ihre Seele Gott auch
Wieder hin und starb mit dem Geliebten.

Also waren Helias und Helena
Nun und ewiglich im Tod vereinigt,
Der uns frei macht aller Schuld und Sünde.
Und der alte Helias sprach den Segen
Gottes über sie und dann in einem
Sarge wurden sie am Hochaltare
Festlich beigesetzt, wie ihnen zulang.
Bei im Land' umher war tiefe Trauer,
Alt und Jung erdienen, die lehte Ehre
Helias und Helena darzubringen
Und für ihre Seelen Gott zu bitten.

Ida's Jammer hätte wohl den harten
Marmorstein erweicht, so war das schöne
Haisentheil voll Schmerz. Da aus der Ritter
Kreie trat ein hoher Herr gar freundlich
Zu ihr hin und hob an seine Brust sie.
Und als Alle auf den Ritter binstabn,
War es Helias Freund, der deutsche Kaiser
Otto, der an Helias Grab mit Trauer
Und Weher nicht fehlen wollte. Ida,
Erzählte er zu der tiefbetäubten Jungfrau,
Sei mein Kind jetzt, wie ich selbst dem Vater
Vern sein will, und Helias vor Zeiten
Angehebt. Zeig mir als meine Tochter
Hin nach Penn, wohin mich Kaiserpflichten
Jetzt zu ziehn gebieten. Nimm von Triant
Und Beatrix, meines Vaters Eltern,
Auch vom alten Helias und dem König
Emrich und den Andern nun Urlaub,
Also will's dein Freund und Pflegerater.

Und sie nahm den Urlaub mit viel Thränen
Vor den Eltern Grabe und den Zeugn,
Und dann fuhr sie mit dem hohen Kaiser
Und des Kaisers Ehegattin von dannen,
Aufwärts an dem Rhein, wie Kaiser Otto
Es gebot, als Pflegerater des Kaisers.

Der Dube in der Conne.

Folgendes Volksmärchen von W. Herrchenbach.

Ein Knabe, der nirgends gut thun wollte, wurde von seinem Vater zur Erziehung in ein fremdes Land geschickt und einem Lehrer übergeben, der wegen seiner gerechten Strenge und weissen Erziehungslust berühmt war und eine große Anzahl von jungen Leuten in seinem Hause hatte. Unter allen diesen war nicht einer, dem Fleiß und Gehorsam so schwer ankamen, als diesem. Paul, träge und nichtempfindlich, wie er war, ließ er sich häufige Verweise und Strafen zu. Das bezaute ihm nun ganz und gar nicht, und er nahm sich vor, bei der ersten Gelegenheit zu entlaufen.

Da begab es sich einmal, daß der strenge Lehrer eine Reise zur nächsten Stadt machen mußte und also dem bösen Puben nicht beaufsichtigen konnte. Er hatte aber einen zahmen Fuchs, der Menschenverstand beß als und alles that, was ihm sein Herr befohl. Zu dem sprach er: Gib mir auf den bösen Puben wohl Achtung, und wenn er entläuft, so bringe ihn zurück. Der Fuchs nickte mit dem Schwanz und nickte mit dem Kopfe.

Sobald der Lehrer hinweggegangen war, machte sich der Knabe auf den Weg und lief davon. Der Fuchs aber folgte ihm unmerklich.

Nach langem Wandern kam der Flüchtling in einen Wald, wo er den Weg verlor. Furchtsam stand er unter einer Eiche stille und überlegte, was zu thun sei, als er von Weitem eine Räuberbande auf sich zukommen sah, die ein Fäß in ihrer Mitte trugen und ein lebendiges Schaf am Seile nachzogen.

Da überfiel ihn noch größere Angst, und er kletterte auf den Gießbaum, um von den Räubern nicht gefangen zu werden.

Eine aber kamen schnurstracks auf den Baum zu und ließen sich in seinem Schatten nieder. Sie schlachteten das Schaf, hängten ein Feuer an, braten das Schaf über demselben und tranken aus dem Fasse.

Der Rauch des Feuers und der Duff des fetten Jagen dem Knaben, der ängstlich zwischen den Zweigen bedekte, in die Nase, so daß er niesen mußte. Die Räuber lachten erdrossen auf und dachten, daß sie verrathen wären. Da

sie aber ringsumher Niemanden gewahrten, so setzten sie sich wieder um das Fäß herum, tranken und schnitten Stücke von dem Fleische ab.

Der Knabe mußte noch einmal niesen, und dies Mal stärker als zuvor. Da sprangen die Räuber wieder auf und suchten alle Sträucher und Höhlen ab, ohne Jemanden zu finden. Fäß und lustig und guter Dinge kein, sprach einer von ihnen; Niesen bedeutet gutes Wetter und das können wir im Walde brauchen.

Bei diesen Worten knachte es im Gießbaume, und in nämlichen Augenblicke stürzte der Dube mit dem Fische, auf welchem er geiffen hatte, herab und mitten zwischen die Räuber, die nicht anders meinten, als der laibhaftige Teufel selber sei unter sie gefallen. Da sie aber sahen, daß es nur ein Knabe war, und nicht der Teufel, so begannen sie fürchterlich zu lachen, und einer derselben gab den Rath, daß man ihm den Fäß umtreiben sollte, damit er nichts ausplaudern könne.

Der Räuberhauptmann aber lachte und sprach: Schämt euch, den Knaben also zu fürchten, was könnte er ausplaudern, da er uns nur essen und trunken sieht? Er soll leben und mit von dem gekochten Schafe essen und von dem gekochten Weine trinken.

Der Dube war froh, daß er mit dem Leben davon kam, und aß und trank, bis er toll und voll und seiner Sinne nicht mehr mächtig war. Da wollten sich die Räuber einen Spah mit ihm machen, deshalb stießen sie ihn in das leere Fäß hinein und verschlossen es wieder mit dem vorher ausgeschlagenen Boden. Dann rollten sie das Fäß einen Berg hinab, an dessen Fuß es liegen blieb. Von dem Gerüttel und Geknetel kam der Knabe wieder zu sich und wurde zu seinem Schrecken gewahrt, daß er sich in dem Fäß befand.

Der kluge Fuchs hatte Alles mit angesehen und kam nun herbei, zu sehen, was er bequeme und wie er den bösen Flüchtling nach Hause zurückbringen sollte. Als er noch nachdachte, stieß der Knabe eine Hand durch das Spundloch und tappte umher, ob er seinen Gegenstand verlassen konnte, der ihm dienlich wäre. Alsbald

streckte ihm der Jüdisch den Schwanz entgegen, den dieser sogleich ergriffe.

Als das der Jüdisch merkte, setzte er sich in Trab und zog das Fäß mit dem Anaben hinter sich her. Dieser hielt in seiner Angst so fest, als ihm möglich war und schrie ganz erbärmlich dabei, weil er fürchte daß es ihm an das Leben anging. Der Jüdisch aber fürchte sich nicht an sein Schreien, sondern trabte immer vorwärts, bald über Stein, bald durch Gräben und Wasser.

Nun wäre nichts leichter für den Anaben im Fasse gewesen, als die Hand wieder einzuschieben; aber aus lauter Angst dachte er so weit nicht, sondern hielt den Schwanz nur um so viel fester. Nach langer Fahrt kam der Jüdisch mit seinem Fasse endlich vor dem Hause des Lehrers an, wo dieser mit seinen Schülern vor der Thüre stand und sich wegen des sonderbaren Auftritts ver wunderte.

Die Schüler wollten vor Lachen fast auseinanderbrechen, als sich aus dem Fasse heraus die wohlbekannte Stimme ihres Mitschülers fliegend und winkend vernommen ließ. Der Lehrer schlug dem Fasse mit einem Hammer den Boden ein; da froh der Dummkopf heraus und sah mit Stutzen wohin er gerathen war. Unter Spott und Lachen wurde er in den Schulsaal geführt, wo er zur Strafe seine Grelchwisse erzählen mußte. Der Jüdisch stand dabei und nickte mit dem Kopfe, zum Zeichen, daß Alles war so.

Seine Fluchtversuche sah er jetzt auf, begann zu arbeiten und ward einer der fleißigsten Schüler der ganzen Anstalt. Daraus bezieht er den Spottnamen Jüdisch, bis ein neuer Schüler kam, der eben so wenig taugte, wie er früher. Seit jener Zeit wurden alle neue Ankömmlinge Jüdische genannt.

Crescentia.

Von Hermine C.

In Rom lebte vor alten Zeiten ein König mit seiner tugendhaften und schönen Gemahlin sehr glücklich, da sie sich innig liebten und auch von ihren Unterthanen außerordentlich verehrt und geliebt wurden. Nur einen Kummer hatten sie und der war leider groß und verdrub ihnen die wahre Freude am Leben. Sie waren nämlich schon betagt und hatten noch keinen Erben, mußten also fürchten, ihr schönes Reich der einst fremden Händen zu überlassen.

So beteten sie zu Gott, ihnen einen Sohn zu schenken, und das Volk betete auch darum. Und siehe da, als sie es schon nicht mehr hofften, da begab es sich eines Tages, daß die Königin ihrem Gemahl zwei Knaben auf einmal schenkte. Darüber war der Jubel sehr groß, aber die Kinder waren einander sehr unähnlich. Oerhard war ein schöner Knabe, stark von Gliedern und weiß von Angesicht, Dietrich dagegen schwächlich und fast gelblich von Farbe. Alles Volk jubelte über das Ereigniß und viele Jüde wurden den jungen Prinzen zu Ehren gegeben. Am glücklichsten waren aber der alte König

und seine Gemahlin. Sie dankten Gott von Herzen und erzeigten ihm zur Ehre ihre Kinder mit steter Sorge. Bevor der alte König starb, hat er noch seine Söhne, sich, wenn sie mündig würden, nicht um die Herrschaft zu streiten, sondern sie dem zu überlassen, der zuerst eine Gemahlin gefunden haben würde. Die Söhne versprachen es, der Vater segnete sie und starb.

Als nun Oerhard und Dietrich erwachsen waren und einer das Scepter führen sollte, gedachten sie der Worte ihres Vaters und gelobten sich, nach seinem Willen zu thun.

Sie überließen das Reich noch dem Vermund rühten sich und sahen heraus, sich Gemahlinnen zu suchen.

Nach einiger Zeit, als sie schon lange vergeblich gesucht, kamen sie an den Hof eines afrikanischen Königs, der eine wunderthöne Tochter, Namens Crescentia, hatte. Aber Beide verliebten sich gleichermassen herzlich in die junge Prinzessin und boten den König, sie einem von ihnen zu geben. Sie hatten sich aber ernstlich gelobt, sich nicht darüber zu ver-

feinden, welchem auch der König den Vortzug geben würde.

Der König war sehr erfreut über ihre Werbung und sagte, er wolle Gerescentia gern einem von ihnen geben, aber sie solle entscheiden, wem sie angedenken wolle.

Der König und so Alle dachten nun nicht anders, als das Gerescentia Gerhard wählen würde: denn er war so schön geworden, daß Jeder ihn mit Wohlgefallen betrachtete. Besonders trat seine Schönheit sehr hervor, wenn man ihn neben seinem wirklich unschönen Bruder sah. — Gerescentia jedoch achtete weit weniger der äußeren Schönheit als der Herzensgüte, die sich in Dietrichs Gesicht und Rede ausdrückte, und entschied sich daher, ohne viel sich zu bedenken für diesen, und die Hochzeit wurde alsbald mit großer Pracht gefeiert. Daran reißt sie nach Rom, wo Dietrich zum Könige gekrönt wurde.

Einige Zeit lebten nun die Beiden recht glücklich und waren es auch wohl bis an ihr Lebendiges geblieben, wenn nicht feindliche Schicksale ihr Glück getrübt und sie auf lange Zeit unglücklich gemacht hätten. Denn kurz nach der Krönung fielen plötzlich Feinde in's Land, verheerten Alles und schleppten Menschen und Beute mit sich fort, so viel sie ergreifen konnten. Königin Dietrich mußte also seine Herrschaft aufheben und den Feinden, die über dem Meere wohnten, nachsehen, sie in ihrem Lande zu überfallen und ihnen die Beute wieder abzuholen. Ungern verließ er seine junge Gemahlin, doch konnte er nicht Anders. Er ließ daher seinen Bruder zu sich kommen, bat ihn, die junge Königin wie seinen Augapfel zu schützen, damit ihr kein Leides geschehe, und nahm dann unter Thränen von seiner Gerescentia Abschied. Diese weinte noch tagelang nach Dietrichs Abreise, es war ihr als ob sie ihn zum letzten Mal gesehen hätte. —

Und nicht lange war der junge König davongekommen, als die arme Gerescentia auch recht Uelache hatte, sich über ihre Einsamkeit und Verlassenheit zu ärgern. So trat nämlich ihr Schwager Gerhard vor sie hin und suchte ihr argelohes Herz durch Versprechungen und Liebeshefungen für sich zu gewinnen. Er geizte ihr, daß er sie noch immer heiß liebte und daß sie, je rüchlos das auch war, um Geschiede. Wie sehr da das Herz des armen Weibes, das sich von ihrem Reizungen so verzarrten sah, und wie jammerte sie über ihre Schwäche und Hilflosigkeit. Sie bat unter tausend Thränen um Gien um Trost und Hülfe und es gelang ihr, sich des erst ästhetisch einen,

den und dann räthselhaftes drohenden Feindes zu erwehren. Dieser war endlich durch die Weigerungen Gerescentia's so in seinem Stolge empört, daß er ihr Verderben beschloß und einzig darauf sann, wie er sich am Besten vor der gerechten Strafe sichern und zugleich an ihr rächen könne. Durch Geld beschaffte er viele seiner Unterthanen, fälsches Zeugnis wider die Königin abzugeben und es durch erdichtete Angaben, die dem Könige gemacht werden sollten, zu behändigen. Als er nun die Rückkehr des Königs erfuhr, reißte er ihm eine Strecke entgegen, stellte sich, als ob er bekümmert und sehr unglücklich wäre und beweg den König, ihn zu fragen, was ihn so bekümmere. Da berichtete er unter Zeugnissen vieler Umwader von der Schlechtigkeit der Königin, erzählte, wie dieselbe in seiner Gegenwart Männer seine Auslagen beschwören und das auch noch den entführten König, ihm die Strafe der Königin zu überlassen. Dietrich war außer sich vor Schmerz. Lange sah er sprachlos und wie betäubt, dann sprach er zu seinem Bruder: „Habe ich eine Kather an meinem Ouben erwidert, o ich Unglücklicher, Bruder, so thue mit ihr was Recht und Gerecht fordern und laß mich nicht mehr von ihr hören. Komm auch du jetzt die Krone. Mit ihr vereint sie zu tragen war mir süß, jetzt ist sie mir eine brüdenende Last.“ — Dann war er wieder still und sprach tagelang kein Wort.

Gerhard aber war über des Königs Auspruch sehr glücklich. Er eilte zurück zum Hofe, ließ die arme Königin, die Nichts ahnte, ergehen und suchte und dann an den Fuß bringen und sie durch seine Knechte von der Brücke hinabwerfen. Welch ein Wehklagen bei Gerescentia's Frauen und Dienerrinnen über diese That entstand, ist nicht zu beschreiben. Auch mußte Keiner, weshalb die arme Königin so gerichtet wurde, da ihre Tugenden offenbar waren und ihre Treuehaftigkeit nie einen Adler an ihr bemerkt hatten.

Der König aber, der sein Weib so vorzeitig schuldig erlaucht, und der die Schwager, der Alles angriffet, wurden von Stund an von einer entsetzlichen Krankheit ergriffen, davon sie Niemand heilen konnte. Im Vollstand auch bald das Gemurmel, es sei ihnen die Krankheit von Gott gesandt, weil sie die unschuldige Königin so grausam geädelt hätten. Ihr eigenes Gewissen sagte es ihnen gewiß auch selbst. —

Die Königin indes, die man allgemein

als lebt besaßte, behielt wunderbarer Weise das Leben. Unschätzbare Schutzgeister erbarmten sich ihrer als sie im Wäher dürrück, und als sie fern von ihrer Heimat wieder erwachte, dankte sie Gott inbrünstig und auf den Knien für ihre Rettung.

Ein Hüter hatte sie, als sie wohl einen ganzen Tag lang den Strom hinab getrieben, im Wierichste gefunden, sie hinaufgehoben und in seine Hütte gebracht, wo die arme Hüterin voll Barmherzigkeit der schönen Frau sich annahm, sie neu kleidete und in ein warmes Bett legte. — Als Gredentia wieder ihre Gedanken gesammelt und erfahren hatte, wo sie war, dankte sie den armen Leuten recht von Herzen. Sie besaß sich in einem kleinen Herzhause. Der Herzog, sagten die alten Leute, sei ein sehr guter Herr, der sich der Unglücklichen gern annehme. Gredentia beschloß deshalb, siehst sie ferne, auf das Schicksal zu geben, um dort vielleicht ein väterliches Unterkommen zu finden.

Nach als sie wieder Kräfte gesammelt, ging sie auch in Begleitung des Hüters getreu zum Herzog hin. Dieser und die Herzogin nahmen die Arme freundlich auf, erkundigten sich nach ihren Schicksalen und fragten sie, ob sie bei ihnen bleiben wolle, um ihren Sohn zu unterrichten. Gredentia erzählte, sie sei eine unglückliche Frau. Das Schicksal worauf sie sich befunden habe, sei gescheitert. Was aus ihren Geschwären geworden, wisse sie nicht, sie selbst sei durch den Hüter gerettet. Da sie keine Verwandten habe, nähme sie das Anerbieten des Herzogs gerne an, und so blieb sie dort, in treuer Sorge der Unterweisung des Prinzen bedacht.

Nach nicht gar langer war sie am Hofe des Herzogs, als dieser und auch die Herzogin sie schon sehr lieb gewonnen hatten. Beide verzeihen sie ihrer Wildheit und Ecmuth, sowie auch ihrer Unwissenheit und Arroganz willien und bemüht sich vereint, ihre Beobachtung und Liebe in der armen Frau auch Allen offenbar zu machen.

So lebte nun Gredentia einige Zeit ruhig und glücklich, dankte Gott für seine Fürsorge und that ihr Bestes, dem Herzog sich dankbar und eckentlich zu zeigen.

Leider dauerte aber ihr Glück nicht lange. Es sah den Vögel am Hofe mit Misgunst auf die fremde Frau hin, die in so hohem Maße vom Herzog und der Herzogin geliebt wurde, und es regte sich der Neid von Tag zu Tag mehr gegen sie auf.

Wann besonders heftig wurde Gredentia von dem Haushofmeister und Rathgeber des

Herzogs behandelt. Dieser hatte bis dahin sich gerühmt, ausschließlich der Vertrauten seines Herrn zu sein, und lenkte es deshalb Gredentia nicht vertragen, daß sie ihn, ohne es zu wollen, von seinem Plaze verdrängt hatte.

Erst suchte er nun Gredentia allerlei in den Weg zu legen, um sie vom Hofe zu verdrängen. Er behandelte sie wie ein Ausgesessene, besonders in Gegenwart der andern Frauen des Hofes, und suchte sie auf alle Weise zu kränken und zu demüthigen. Aber die treuliche Frau ertrug seine Beschwerden mit Milde und vergalt sie ihm mit Güte.

Dadurch ergrimmte der Bösewicht erst recht. Er beschloß nun Gredentia's Untergang. Wie aber sollte er das beginnen, da der Herzog und die Herzogin in ihrem Vertrauen in der armen Waise gar nicht zu erschüttern waren?

Mit Verläumdungen jeglicher Art hatte er es schon versucht, doch immer wollte man nicht auf ihn hören. Er mußte etwas Auserordentliches ausdenken.

Endlich glaubte er gefunden zu haben, wodurch er sich nicht nur an Gredentia, sondern auch an dem Herzog rächen könnte, weil ihm dieser sein Vertrauen entgegen.

Der Herzog liebte mit der größten Zärtlichkeit seinen kleinen Sohn, den Gredentia unterrichtete. Eines Tages spielte das Kind im Garten ganz allein. Der Haushofmeister hatte den Augenblick erwischt: er schlich sich leise hinzu und während das arme unglückliche Kind ihm freundlich um's Leben. Dann nahm er das Messer, stieß damit heimlich in Gredentia's Zimmer und verbar es dort. —

Als das arme Kind todt gefunden wurde und groß Wehklagen bei dem armen Hofe war, wußte der Haushofmeister es so einzurichten, daß man das blutige Messer im Zimmer der armen Gredentia fand.

Ein Diener brachte es dem Herzog und erzählte, wo er es gefunden. Nun deb der Haushofmeister wieder an, Gredentia zu beschuldigen und dem Herzog vorzubringen, daß dies die Strafe für das übergroße Vertrauen sei, womit er das fremde Weib überhäuft habe.

„Wehe Euch, Herr“, sprach er, daß Ihr so mit Blindheit geschlagen werdet. Ihr seht doch dafür gesorgt werden. Euer liebes Kind zu retten, in es war zu spät, nicht aber die treue Dienerin zu strafen. O wie muß es schwer klingen! Ueberlaut es mir, Euer Kind zu rächen.“

Obse der Herzog, der vor Schmerz noch wie betäubt war, etwas erwidern konnte, eilte der Schenkdiener davon, um sein Nächsteamt zu verrichten. Er fand die arme Greescentia bedenkend in ihrer Kammer, deren Thüre er mit den Fingern einfiel. Hastig sprang er auf sie zu, ergriff sie bei den Haaren und schrie: „Du Giesse, Deine Stunde ist gekommen! Jetzt sollst Du wieder hin, wo Du herkamst.“ Greescentia wollte sich wehrtreten, doch der Unhold drehte sie zu erdicken, wenn sie nicht gleich schriege. Dann rief er weitebre Knechte herbei, die er schon lange vorher gegen die fromme Frau aufzumeigeln gerüstet hatte, befaß ihnen, sie zu fesseln und sie wieder in den Fluß zu werfen. Das geschah auch um Gnüggen Alter, die es anjahen: denn Keiner glaubte an Greescentia's Schuld. Viele daten den Haushofmeister um Gnade für die fremde Frau, doch dieser wurde darüber noch zorniger und wüthete je länger, bis sein Befehl ausgeführt und die gute Greescentia wieder den Wellen übergeben war.

Sobald das aber geschehen war, trat den Pöbelwicht die wohlverdiente Strafe. Er hatte sich nämlich nicht lange seiner Unthat getreut, als er krank wurde und Geschick, Gehör und Sprache verlor. Dieelbe Krankheit, war nicht so bösig, kam auch über den Herzog, weil er es nicht verhindert hatte, daß die unschuldige Königin so mißhandelt wurde.

Während nun im Schlosse des Herzogs großer Kummer war, schwamm Greescentia wieder, wie einst, auf dem Wasser ungeschädelt dahin. Sie sollte auch dieses Mal nicht ertrinken, da Gott sie noch zu seinem Werkzeuge machen wollte, um durch sie Segen unter ihre Mitmenschen zu bringen.

Als sie schon zwei Tage fremdadrats getrieben war, schloß sie plötzlich die Augen auf und sah sich, der Hekeln entleert, am Ufer liegen. Sie war aber so ermartet, daß sie bald in tiefen Schlummer fiel. Und nun hatte sie einen wunderbaren Traum. Es dünkte sie nämlich, einen Engel zu sehen, der also zu ihr sprach: „Liebe Greescentia, der Herr hat Dich hart gerührt und Dir viele Leiden geschickt. Er hat Dich aber fromm und handfast befunden und also beschien, Dir jetzt seine ganze Gnade angedeihen zu lassen. Du mußt aber Deinen Feinden von ganzem Herzen vergeben und ihnen ihre Havel mit Wein vergelten. Flüde von dem Kraut, das hier am Ufer steht, bereite ein Tranklein daraus und gebe dann fremdadrats. Du wirst so an das

Schloß des Herzogs kommen, der wie auch der Haushofmeister sehr krank darniederliegt. Reide Dich bei ihm und nimm ihm von dem Tranklein, auf das er geruhte. Werber sollen sie aber laut ihre Sünden beichten, sonst kann der Trank nichts helfen. Der Herr ist mit Dir.“

Tamit war das Traumbild verschwunden. Greescentia erwachte und obgleich sie lange Nichts gesehen, fühlte sie sich doch gedreht und kräftig genug, ihr Amt auszuführen. Als sie sich erheben und ihr Kistgen in den Wellen beibehalt, suchte sie erdbecht zurück, denn sie konnte sich selbst nicht wieder, so sehr hatte der Kummer sie verändert. Es war ihr aber ein Trost, wenn sie dachte, daß sie auch Andern nun unentzittlich wäre. —

Als sie von dem Kraut, das in großer Masse am Ufer stand, geschloßt hatte, schritt sie rüthig fremdadrats und siehe da, nach einiger Zeit schon befand sie sich in der Nähe des herzoglichen Schlosses.

Zuerst richtete sie nun ihre Schritte der Küchenscheite zu, wo sie schon einmal gastlich aufgenommen war. Sie bereite dort ungesannt ihren heilsamen Trank, ließ sich von den Leiden des Herzogs berichten und ging dann auf das Schloß, wo sie vorzag, sie hätte von der Krankheit des Herzogs gehört und kame, wie es in ihrer Macht stände, ihn zu heilen.

Alsbald führte man sie zum Herzog und sie sagte zu ihm: „Gott hat mich gerührt, Dich zu heilen, so Du Deine Sünden laut beichtest und sie bereuen willst.“ — Als das der Herzog hörte, wüerte er nicht, sondern berichte alle seine Sünden und wüthig sagte er noch: „Das Unglück ist über mich gekommen, weil ich es ungelassen habe, daß man ein armes Weib als Mörderin meines Sohnes beschuldigt und anstamm in die Wellen geworfen hat. Gewiß war sie unschuldig und ich muß mir darte Berruäre über ihren Tod machen.“ Darnach weinte er sehr und die mitleidige Greescentia richtete ihm von ihrem Trank, worauf er sich baldtad wieder ganz wohl fühlte, so daß er das Wort verlassen konnte. —

Alle im Schlosse waren sehr freude und vielen die wunderthätige Frau und dankten ihr; doch sie sprach: „Gebet Gott die Ehre und danket ihm für seine Güte. Ich bin nur ein schwaches Weibchen in seinen Händen.“

Darnach nun sagte man Greescentia, es sei noch der Haushofmeister krank, sie möge auch an ihm ihre Kunst versuchen und der Herzog gedachte ihr viel Geld und Gedächtnis, wenn sie auch ihm herbeilen wolle.

Grescentia ließ sich hinführen und sagte auch zu ihm, sie habe einen Trank, von dem er genesen würde, wenn er seine Sünden laut beichten und aufrichtig bereuen wolle.

Nun schien es aber dem Bösewicht zu hart, seine Sünden vor Andern zu offenbaren. Er wollte sie Grescentia allein beichten, doch diese sagte, dann könne ihr Trank nicht helfen. Da war der falsche Mann genöthigt, vor dem ganzen Hofe seine Missethaten kund zu thun. Als er Alles gesagt, tödtete er sich plötzlich selbst. Der Herzog war während der Offenbarung ganz außer sich gerathen. Er hatte seinen Hausbedienten geliebt und mußte jetzt erfahren, wie dieser ihm seine Liebe vergolten.

Er wollte den Teufeln gleich den Gezeiten überliefern, doch war dieser so reuig und so vernünftig, und Grescentia hat so sehr für ihn, daß der Herzog ihm endlich das Leben schenkte und ihn nur aus seinem Reiche verbannte.

Darauf nun wollte Grescentia sich wieder entfernen und es abwarten, was Gott ihr jetzt weiter beschicken würde. Sie verschmähte Alles, was der Herzog ihr an Kostbarkeiten anbot, und nahm nur etwas Speise und Trank. Als sie eben im Begriffe war, das Schloß zu verlassen, erfuhr sie noch, daß der König Dietrich, dem der Herzog unterthan, sowie auch sein Bruder Gerbard ebenfalls krank darniederlagen und daß es bis jetzt kein Arzt vorhanden habe, sie zu heilen. Gleich beschloß sie, an den Hof zu gehen und nahm vom Herzog und den Seinen Abschied.

Nach einigen Tagen kam Grescentia in Rom an und eilte alsobald an den Hof. Es gelang ihr, den armen König, der sich sein hartes Verlahren gegen seine Königin mit viel Zerknirschung vorwarf, wieder zu heilen, worauf dieser sie bei, auch seinem Bruder mit ihrer Kunst zu dienen.

Gerbard hatte indeß seine Kunst gehabt, über seine Falschheit nachzudenken. Er erbat Alles unter Thränen und mit aufrichtiger Reue. Seine Krankheit wich auch gleich von ihm und nun warf er sich seinem Bruder und Könige zu Füßen und bat ihn um Vergebung und um gelinde Strafe.

Grescentia gab sich darnach zu erkennen und plötzlich änderte sich auch ihr Antlitz so, daß jeder sie wieder erkannte. Sie verließ ihrem Schwager und bat für ihn bei ihrem Gemahl um Gnade und war so trübsinnig, daß der König ihr nicht mehr sehen konnte und dem Bruder Alles verzieh.

Darauf nun war große Freude bei Hofe und alles Volk jubelte und Jeder eilte, die todt geglaubte und wiedergeborene Königin fröhlich zu begrüßen. Und feste wurden gegeben und viele Nachbarn dazu geladen, und es dauerte lange, ehe die Spiele und Kämpfe bei Hofe ein Ende nahmen. Grescentia wurde hoch geehrt und ihr Name war in Aller Mund.

Auf Geheiß des Königs, der ihr nochmals im Traum erschien, gab sie den Rath des Trank, seine einem Priester, der, so lange Grescentia lebte, mit diesem Wunderbalsam die Kranken heilte. Erst nach Grescentia's Tode wurde das Glüchchen lost.

Dietrich und Grescentia lebten nun noch lange glücklich vereint und herrschten weise und gerecht über ihr Volk. Bevor sie starben, hatten sie noch das Glück Kinder und Kindesfinder um sich erblühen zu sehen.

Gerbard bereute innig sein böses Verlahren. Um Buße zu thun, baute er Klöster und Kirchen und gab all sein Hab und Gut den Armen. Er selbst ging in ein Kloster, wo er nach einem kurzen aber göttlich-auslichen Leben ruhig und getrost starb.

Ritter Bruno.

Eine heimliche Sage von Rabricius.

Jerusalem, die heilige Stadt, senkte seit 1137 wieder unter dem Joch der Sarazenen, und die Wiedererobnung der Stadt war durch die Uneinigkeit der Fürsten bisher gescheitert. Viele Tausende hatten den blutigen Tod gefunden.

Ganze Heere waren aufzuziehen worden. Das deutsche Volk war durch innere Kriege zerrüttet, und um das Jahr 1212 war die Aegänzerung für die Kreuzthue trotz aller Ketten bedauerlicher Weise gescheitert.

Mitter Eyne hatte ichen lange mit allen Entbehrungen gekämpft! Er fühlte sich mit jedem Tage mehr dabinwinken und mit sein festes Vertrauen zur Himmelfahrt gab ihm einige Fortdauer und Trost. Eines Abends war er eingeschlummert, nachdem er im Gebete nochmals sich in Gottes Hände befohlen und träumte, die himmlische Fürsprecherin trate an sein elendes Lager und löse mit eigener Hand die Fesseln.

Beller Freude erwachte er, sprang vom Lager auf und war bestrahlt sein Entzücken, als er sich in der That von den Fesseln befreit sah. Des Kaisers Thüre stand offen und von einer überirdischen Macht geleitet, eilte er ungelesen durch die Stadt hinaus in das Lager zu seinen Waffengefährten. Hier aber fand er ermattet zusammen und konnte er auch seinen Antheil am Kampfe nehmen, so hatte er doch

die Freude, im November 1219 die Stadt in die Hände seiner Waffengefährten sehen zu sehen. An der Erstürmung theilhaftig sich zuzugeweihe die Köhler, Gelländer und Arien. Drei Jahre hatte die Kaiserin von Damiette getrauert Achttausend Kreuzfahrer waren vor der Stadt geblieben. Von den hochbegabtesten Vorkämpfern blieben kaum dreitausend übrig und 1221 schon fiel Damiette wieder in die Hände der Sarazenen. Unter den „Reichthümern“, welche von diesem ruhmwürdigen Juge in die Zerstörung vertheilten, war auch Mitter Eyne von Wamndem. Neben der großen Kirche unserer lieben Frauen zum Khlasse erhebt sich bald durch die Thürme des Minarets eine Kapelle über dem Mitter Eynes Grabe, wo er auch seine Kessel und Waffen aufhing, welche noch heutigen Tages hier dem Fremden gezeigt werden.

Barbara.

Ein Märchen von Auguste Tenbasse.

In Kanten am Rhein, wo der schöne Dem steht, lebte ein Mädchen, das hieß Barbara. Sie war eine arme Waise und diente bösen Menschen als Magd, die sie hart behandelten und eines Tages aus dem Hause vertrieben. Da stand sie nun unter freiem Himmel und wußte nicht, was sie thun sollte. Aber Barbara war fromm und ihr Herz unskuldig und rein, sie betete zu Gott und ihr war, als höre sie eine tröstende Stimme in ihrem Innern sagen: Verzage nicht! Der, welcher die Pilzen flendet und die Sperlinge ernährt, der wird auch dich arme Waise nicht verlassen. Das machte sie wieder froh und vergaß, und sie lenkte müßig ihre Schritte zum Dome hin, um ihre Schutzpatronin, die heilige Barbara, um Beistand anzusuchen, denn ichen weilte sich der Tag und sie wußte nicht, wo sie die Nacht zubringen sollte.

Das stille friedliche Abendgeläute riefte ihr entgegen, denn eben ging die Pöper aus. Manches alte Mütterchen bezaunte ihr mit Anekdote und Gebetsbuch, manche Andere, die bestummert ausziehen wie sie, und ihr stiller Zeit der heiligen Jungfrau, oder dem gekrönten Heilande schloß hatten. Ich will auch hineingehen und sehen, dachte Barbara. Ach,

sie waren ja ihre einzige Zuflucht immer gewesen, diese schönen, geweihten Gassen! Hier hatte sie in schweren Tagen still weinend und gebetet, an dem allererlösenden Orte, denn da hing die heilige Barbara über einem Altare von Marmor, vor welchem nur wenige Betende niederfielen. Hier hatte sie Sonntags nach der Kinderleide gewartet mit Mitters Vater, wenn ichen fast alle fort waren, und dann hatte er ihr die Gebete der dreihundert Wirtener gesagt, die vor dem Wirtenthore auf einer Zelle hingenäht worden; sie waren in einem altem Schrank mit jedem Silber beschlagen aufbewahrt. Auch die Wunder Kette schate er ihr, woran ein frommer Knecht sein Leben lang geschmiedet und gearbeitet hatte und an der viele Wunderdinge zu sehen waren: Abraham und Isaac, sein Vater Mai und viele Andere, und das wußte ihr Vater alles anzuweisen, denn er war klug, viel klüger als Barbara, er hatte armen behalten, was der Kaplan, der sie einstmal als heilum anführt, von vielen Dingen erzählt hatte.

Sie ging hinein. Die Kirche war fast leer, und nur sie und da verrückte ein laiches Gemurmel, das noch Menschen darin waren. Barbara ging an all' die schönen Altäre und

den prachtvollen Hochaltar, auf welchem eine Tede von der Kaiserin Helena eigener Hand geschnitten lag, vorkam, um einmalem Altare ihrer Schutzpatronin. Hier war! sie sich auf die Knie nieder und betete so inbrünstig, daß sie alles vergaß und nicht einmal bemerzte, daß es dunkel, ganz dunkel zu werden begann. Sie wollte sich entfernen, und eilte zum Haupteingange hin, aber da war alles verschlossen, alle Thürhüter, und sogar der Küster, der immer das letzte Blick hinaus. Vesperer mußte Barbara nicht gehen haben, da sie sich ganz heimlich zu ihrem Lieblingsorte gesessenen hatte.

Was sollte sie nun anfangen! Wachte Andere würde sich eutsetzt haben, eine Nacht in der dunkeln Kirche zuzubringen, wo nur die ewige Lampe brannte, und rings umher wunderbare Gestalten und Bilder standen, die, von diesem matten Lichtschimmer erleuchtet, ein unfläres, geisterhaftes Ansehen erhielten, oder wo gar die große Gestalt von Bronze, vorne am Eingange, die Siegfrieds Kampf mit dem Drachen vorstellte, jetzt wie ein wirtliches, leibhaftiges Wesen anzuweichen war. Aber Barbara war nicht furchtsam und verzärtelt, wie die Kinder glücklicher Eltern es oft sind. Ich will die Nacht hier schlafen, sagte sie ruhig vor sich hin, ich wußte ja doch nicht, wo ich bleiben sollte, es ist besser hier als unter freiem Himmel. Und als sie das gesagt hatte, rapsie sie nach der heiligen Barbara zurück, legte sich auf die Stufen ihres Altars nieder, und ihren Rüssel unter den Kopf. So wollte sie einschlafen; der Todten bedurfte sie nicht, denn es war eine laue Sommernacht. — „Heilige Mutter Gottes! heilige Barbara, hilf für mich!“ — betete sie noch einmal fromm und innig, und dann schlief sie ein, als wenn sie auf Rosen schlief und ein Launen Rissen unter ihrem Kopfe gelagert hätte. Ihr träumte, sie wäre weit, weit weg, von Lanten, vom Dome, von Mitters Rister, der heiligen Barbara und Alim, was ihr lieb, in einer großen, großen Höhle, wo nichts als Sand und Fels und kein Wasser und keine Menschen waren. Sie verdamndete fast vor Durst, und hatte Zehn sucht und Quenueh nach dem Orte wo sie geheren war, da ward sie so traurig daß sie laut weinte — und davon erwachte. Aber o Himmel! was war das! und wie erschrad sie, als sie die Augen aufschlug, und sich von einem wunderbaren Lichte umflossen sah. Mitten in dem Lichte stand eine Frau von so wunderbarer Schönheit, daß Barbara fast gekendet ward, denn ihre Augen leuchteten wie die Sonne, und von ihren Schultern fiel ein langer Balken-

mantel nieder. Sie trug ein Diadem von Zernen und eine Krone, die war reich und golden wie das Abendroth. Vor der Brust hielt sie den Mantel, und in der Rechten einen Heilenskranz von Steinen, die wie Diamanten und Rubinen glänzten, und eine Vlie, welche weiß war wie der Schnee.

„Ach, wer bist du?“ fragte Barbara, habe Erbarmen mit mir, ich kann deinen Glanz nicht ertragen, denn ich bin nur eine arme Waise, die heute von bösen Leuten aus dem Dienste geschickt ist, und noch nie habe ich Jemand so Vernehmtes gesehen als du bist.

Ich gehörte einst der Erde an wie du, erwiderte die Göttliche, und starb auf ihr eines klutigen Todes. Aber mitten unter den Warten des Hentes sah ich den Himmel offen, ein Engel schenkte mir die Krone entgegen und trug meine Seele zum himmlischen Paradiese hinauf, wo ich ein seliges Leben führe, und nie mehr der vorzigen Qualen gedenke. Dort bist ich für Alle, die sich in meinen Schutz begeben, und wache über sie. Auch über dich wachte ich, armes Kind, und freute mich, wenn du dich hier vor meinem Altar niederwarfst und inbrünstig betest, dazu wisse, ich bin Barbara deine Schutzpatronin.

Barbara! heilige Barbara, tief das erschreckte Mädchen, außer sich vor Freude, bist du von deinem Himmel zu mir herab gekommen? Ach wie danke ich dir! Nun will ich gerne noch einmal so viel leiden als bisher, da meine Augen dich in deinem himmlischen Glanze gesehen haben! O reiche mir deine Hand, damit ich sie an meine Lippen drücken und küssen kann!

Hüte mich nicht an, entgegnete die heilige Barbara, denn meine Gestalt ist wie die Luft, keine menschliche Hand vermag mich zu erfassen. Aber nimm diese Vlie und diesen Heilenskranz, die eine trage auf deinem Herzen und bewahre sie als die heiligste Reliquie bis an's Ende Deines Lebens. Wenn dann deine Augen matt werden und du von der Erde scheiden mußt, dann erhebe ich dir wieder, um die Vlie zu rückzufordern und als Lohn, wenn du sie treu bewahrt hast, dich zu mir in den Himmel aufzunehmen. Den Heilenskranz schlinge um deinen Hals, er ist von glänzenden Gesstein, aber du wirst ihn nur kurze Zeit besitzen, denn ein Aelz, der unsichtbar in der Luft schwebt, wird ihn zerreiben, und du wirst nicht wissen, wie es geschehen ist. Bestimme dich aber nicht deshalb, denn so lange du die Vlie bewahrst, bin ich dir zur Seite.

Als sie das gesagt hatte, verschwand sie. Barbara fühlte sich umgeben von einem leisen

frischen Wunde; der Rosenkranz hing schon an ihrem Hals, die Vlie hatte schon an ihrem Herzen und sie wußte nicht wie es geschehen war. Sie sah mit der einen Hand nach ihrem diamantenen Rosenkranz und mit der andern nach der Vlie auf ihrem Herzen, die anlab wie eine würdige Vlie, aber viel schöner duftete, und nur weß werten konnte, wenn sie sie von ihrem Herzen verlor. Sie war so glücklich über die Ehre und darüber, daß ihr die heilige Barbara erschienen war, daß sie ihr ganzes Ansehen vermaß und innerlich froh und vergnügt war. Sie setzte sich wieder auf die Marmertafeln nieder und überachte alles das, was ihre Schuppentrenn gelagt hatte, denn schlafen konnte sie nicht mehr, auch war es ihnen weit in der Nacht und durch die hohen bunt gemalten Fenster graute der Tag. Als sie so eine Weile geistlich hatte und es heller und heller ward, da machte sie sich auf, um alle Herrlichkeit ringsum in der alten ehrwürdigen Kirche, woran sich ihre Augen seit ihrer Kindheit gewöhnt, noch einmal zu sehen. Die Thurmuhr schlug eben vier, das es durch die weiten Hallen dröhte, und nun waren es noch zwei Stunden eh' der Küster kam, um zur Frühmesse zu läuten, dann wollte Barbara für immer scheiden, denn sie hatte sich entschlossen, weit weg in ein fremdes Dorf zu gehen.

Noch einmal ging sie zur heiligen Maria hin, die in wunderbarer Schönheit, im Bilde sitzend da lag, und von einem Engel, mit dem Himmelsgrüße: „Geüßst seist du Maria!“ angeredet wurde. Noch einmal ging sie hin zu den drei Königen und dahin, wo Christus im Grabe lag und wo sie so oft in der Charwoche, mit allen Gläubigen gebetet hatte. Auch zum Chore und zum Hochaltare ging sie, auf welchem die Decke von der Kaiserin Helena's eigener Hand schick lag — zu der Büchel Jesu, den Gebekern der dreihundert Märtyrer, und zu vieler andern Dingen, die ihr heilig und lieb waren.

Als sie nun so durch das Ober ging, und an die Zäffriß kam, wo die vielen Regenschürer, Überzüge und Priestermäntel hingen und Kauschläffer und Weibbeden am Boden standen, da war es ihr, als läße sie durch's Gitter, welches die Zäffriß verließ, sich etwas regen hinter den Gendarmen und als höre sie ein leises Gemurmel. Aber wie erschrad sie, als plötzlich ein Mensch im langen schwarzen Rocke und mit einem triechigen Hute auf dem Kopfe, mit sählem, erschwarzen Gesichte — das ihr kam einem menschlichen ähnlich schien, — vor ihr stand. Er starrte sie an mit hohlen,

gläsernen Augen, und machte mit der Hand eine drohende Gebärde.

„Ich du mein Gott, sagte Barbara vor Schreden blaß, ich thue dir nichts Böses, ich kam um zu meiner Schuppentrenn der heiligen Barbara zu berein, da ward es spät und man schloß die Thüre zu.“

Zürchte nichts, erwiderte der Mensch, ich bin ein Unglücklicher, der verdamm ist für vergangene Verbrechen aus dem Grabe aufzusehen, und bei nächtlicher Weile umher zu irren. Die Menschen hielten mich für fromm und heilig und man begrub mich in diesem Tempel, weil ich vor den Augen der Welt ein göttliches Leben führte. Aber der, der Augen hat wie Feuerflammen und in das Verborgene hinein sieht, kannte alle meine Taten, sie waren böse und lassen mir im Grabe nicht Ruhe. Guck, als ich, ein frommer Knabe, mich dem Dienste des Herrn gelobte mein Verhalten, da wehte ich mich der heiligen Barbara, die gab mir einen Rosenkranz von Rubinen und eine Vlie, die war weiß und glänzend wie der Schnee. — Die Vlie trage auf deinem Herzen, sagte sie, und den Rosenkranz um deinen Hals. Diesen wird man dir einst rauben und du wirst nicht wissen, wie es geschehen ist, aber jene vermahnte wie deine heiligste Keime bis an's Ende deines Lebens, keine Nacht der Erde kann sie dir rauben und du verlorst sie nur aus eigener Schuld.“ — So sprach sie, aber meine Wege gingen dem Bösen nach; ich oerakß die Vlie auf meinem Herzen, achtete nicht auf sie, und bald war sie verloren, noch eh' mir der Rosenkranz geraubt war, und nun steigt ich allnächtlich aus dem Grabe, in welchem ich keine Ruhe finde und suche meine Vlie — meine verlorne Vlie wieder.

So sprach der Geist mit hehl dröhnender Stimme, und als er das gesagt hatte, das sich ein Stein unter seinen Füßen, ein rieses Gewölbe öffnete sich und er hing hinein. Der Stein bedeckte das Gewölbe wieder und die erschredte Barbara sah nur die einfache Steinplatte, über welche sie so oft hingelritten war. Der Stein schien so fest gemauert, als wenn er schon Jahrhunderte auf seinem Orte getragen und niemals aus seinen festen Angen gerissen wäre. Zum ersten Male bemerzte sie Figuren und Inschriften auf diesem Steine, die sie weiter sehen noch verstehen konnte und in der Reue fand mit großen Lettern der Buchstaben der Trappisten „memento mori!“

„Um! wie es Barbara grante, trotz dem hellen Tage und der Morgenröthe, die jetzt

erleuchteten waren, und ihre leuchtenden Strahlen auf Mäure und Silber warfen. Sie sah ängstlich nach der Pforte auf ihrem Degen und dem Hakenkranz um ihren Hals. Ich will euch hüthen wie mein liebstes auf der Welt, sagte sie, wie hielt ich mit der Rechten ihr Herz, mit der Linken die Perlenkette, da rasselte es mit Schlüsselchen vorwie am Haupteingang; der Küster trat ein um die Frühmesse anzukünden.

Barbara schlich sich leise hinaus, kiffte draußen die Schwelle des heiligen Gotteshauses und eilte die Straße hinab. Sie kam beim Hause der bösen Leute vorbei, welche sie verfluchen hatten. — Größt euch Gott, sagte sie, sich gegen das verfluchte Haus wendend, ich vergehe euch Alles was ihr mir gethan habt. Aber als sie um die Ecke bog, wo Häusers wehten, die ihr immer gut und freundlich gewesen, dort Alles verfluchte war, und auch Victor noch im sanften Schlummer ruhte, ohne zu ahnen was ihr begegnet war, da stießen heiße Thränen aus ihren Augen. Wie gerne hätte sie ihn noch einmal gesehen, um ihm zu danken für alle Freundschaft und alles Gute was er ihr erzeigt hatte.

Sie ging zum Rheine hin, denn sie wollte sehen ob nicht da ein mitleidiger Schiffer sie nach dem jetzigen Ufer hinüber setzen könnte. Die Sonne brannte, und als sie ankam waren alle Schiffer und Nachen voll und nur der große Fährmann lag noch da, dessen Fährmann aber noch und dort war und sie nicht ohne Geld hinüber setzen wollte. Sie mußte warten bis zum Abend, wo die kleinen Nachen und die andern Schiffer wieder herunter traten. Es war heiß und Barbara müde und hungrig. Sie suchte sich eine schattige Stelle am Ufer, rief es kühl und erfrischend war und Brombeeren die Hüfte wuchsen. Dieß ah sie; dann setzte sie sich dicht an's Ufer und sah in den klaren Rhein hinab. Sie stieg die Hand unter ihren Kopf und überdeckte alles was sie in der vorigen Nacht gesehen und gesehen hatte. Aber es währte nicht lange, so schlief sie vor Müdigkeit ein. Sie hatte aber nicht daran gedacht, daß sie einschlafen würde und sich zu nahe an's Wasser gesetzt. Das machte sich der Rheinfloß zu zeigen, der immer in der Mittagsstunde, wenn alles still ist, aus dem Wasser hervor auch am nach Deute zu sehen. Er lieh, besonders schöne Mädchen und wo er sie am Ufer findet, sind sie unentbehrlich verloren. Als er nun Barbara da liegen sah, die im Schöße der Perlenkette mit der Rechten ihr Herz, mit der Linken die Perlenkette gefaßt hielt, und so selig lächelte wie in der letzten Nacht, wo ihr die heilige Barbara er-

schienen war, die wie die lebhaftige Jugend und Unschuld zu schauen war, da ergriff ihn ein stürmisches Verlangen, sie durch die Röhren in seinem gläsernen Pallaste hindurchzutragen. Er zog Barbara leise nieder hinab, umfing sie dann sanft mit seinen langen Armen und trug sie zu den Tischen des Rheines. Sie erwachte in einem Bette von Kristall, auf Kissen von Weizenlaub und mit einer Tede von Weid. Weizenlaub rante sich rings um ihr Bette herum, mit Trauben behangen, die groß waren wie Rüsse und durchsichtig wie Glas. Der Fußboden war von Marmor, die Wände von Kieselstein, die Fenster und Thüren, die Stühle und Tische von Kristall. Und vor ihrem Bette lag der Rheinfloß, eine riesige Gestalt, umhüllt mit einem sandgelben Mantel von Wolken, auf dem Haupte eine Krone von Bernstein, und in der Hand ein Scepter von Diamant. Mit der Linken hielt er das Scepter und mit der Rechten Barbaras Hand.

Fürchte dich nicht, mein Kind, sagte er zu ihr, als sie sich erschrecken und verwirrt umah, du bist hier im Pallaste der Rheinfloß, wo dir kein Leid's geschehen soll, denn ich liebe dich und alle meine Diener gehorchen meinem Wille. Sieh dich nur ordentlich um, dich zu nicht die köstlichen Trauben? Die darfst du in Gasse genießen. Nicht daser alles Leid, das du ertragen mußt; aber bei mir brauchst du gar nicht, und kostbare Kleider sollst du tragen von den feinsten Wolken, und eine Krone von Bernstein und ein diamantenes Diadem.

Ah, du mein Gott, erwiderte Barbara, und sah sich verwundert nach all den Herrlichkeiten um, indem sie mit den Händen nach den runden, saftigen Trauben griff, das hat gewiß die heilige Barbara, meine Schutzpatronin gethan. Wie das hier glänzt und blüht! Solche Trauben habe ich noch niemals gesehen und solche kostbaren Wolken und Steine!

Der Hakenkranz um deinen Hals ist schöner und glänzender, als alle Steine meiner Krone, sagte der Rheinfloß.

Gott verhöte auch, daß er mit jemals getraute werde, entzogene Barbara ängstlich, er ist mein einziger Schutzherr und ich liebe ihn fast so sehr, wie die Schutzherrin Velle, die mir auch meine Schutzpatronin gegeben hat.

Als eine seltsame Dämon befiel sie auch! fraute der Rheinfloß, nun, die wirst du mir doch schenken, denn ich liebe seltsame Dämonen, und die Vellen gebe ich auch in dem Garten meines Pallastes. Nicht wahr, mein Kind, die schenktst du mir zum Dank, daß ich dich bei mir

aufnahm und ihr ein Leben ohne Sorgen und Mühe versprach.

„O, du mein Gott! antwortete Barbara erschrocken, die schenke ich nicht um alle Schätze der Welt! Die müßte ich mich schämen, wenn die heilige Barbara mir wieder erschiene und ich ihre Gaben so leichtsinnig vergaude und um eines bequemen Lebens willen verschwendet hätte. Nein, dann will ich lieber in der ärmsten Hütte mein Brod mit Stricken und Nähen und Fingerringen zu verdienen suchen. Ach! es würde mir ergehen wie dem Mönche in der Kirche, ich würde im Grabe nicht Ruhe haben und aus ihm erstehen müssen, um meine Sünde zu sühnen.“

Du bist eine kleine Märrin, sagte der Rheinfelsig lachend, von einer heiligen Barbara habe ich nie etwas gehört, und von Auferstehung der Mönche auch nicht; im Uebrigen werden sie dir hier in meinem Palaste niemals erscheinen, davor kannst du sicher sein. Ich liebe keine Mönche noch Heilige, sondern bloß solche niedliche Mädchen, wie du bist. Nun, ich hoffe, du wirst dich bequemen, und nun trinke einmal mit mir, dieser perlende Wein wird deinen ermatteten Gliedern wohl thun. Und er nahm einen kristallinen Kelch mit funkelnden Steinen befüllt, zerbröckelte eine Traube darin und reichte ihn Barbara. Diese setzte sich aber betrübt in eine Ecke auf einen gläsernen Stuhl und wollte nicht trinken, denn sie achtete nicht mehr auf alle Herrlichkeiten ringsum, seit sie gehört hatte, daß ihr ihre Sünde und ihr Kosenkranz geraubt werden sollten. Da läutete der Rheinfelsig mit einer seltsamen Glocke und eine ganze Schaar schöner Mädchen stürzte singend und tanzend zur Thüre herein. Sie trugen Kleider von Wolken, einen Gürtel von Diamanten und auf dem Kopfe einen Kranz von Weidenlaub mit Rosen von Verlen.

Wie süßst du da in der Ecke und siehst traurig, sagten sie zu Barbara, schäme dich, so zu weinen um einer Sünde willen, wir alle hatten solche Kränze und Hüten, wie du hast, als wir zum Palaste des Rheinfelsigs hinauf kamen, aber wir haben sie mit Kreuzen geackert, und wir hier ein freudiges Leben führen, und wir mehr zu der Welt da oben hinauf mögen.

Das mag sein, erwiderte Barbara ernst und seß ihre Thränen trocknend, aber ich bleibe der heiligen Barbara treu bis an's Ende meines Lebens, wie ich ihr versprochen will, was sie mir anvertraute. Immer kann ich obenhin nach dir blicken, und wäre es so schön, wie im Himmel selbst, ich sehe mich schon versündet nach unten und nach dem Dome, denn da ist

Jemand, den ich liebe wie meinen Bruders und der heist Victor.

Als sie das gesagt hatte, stiegen alle ein lautes Lachen aus, schalteten sie als eine, die nicht wisse, was sich schide, und verböhrten sie. Dann umtanzten sie den Rheinfelsig, tranken mit ihm aus einem Kelche, lachten und kicherten, daß die kristallinen Thüren und Fenster klirrten, und sanken zuletzt beinahe in die Erde auf den marmornen Fußboden nieder. O, wie Barbara schauderte vor diesen backenlächelnden Ausgucke. — Nieher willst du verkürzen, dachte sie, als von solchen Trank trinken, und Hunnards sterben, als dich von solchen Früchten nähren. Aber das war noch nicht alles. Sie sah zum Fenster hinaus, um zu erspähen, ob dort gar nicht hinauszukommen sei, da herrte sie plötzlich eine wilde raschende Ruff, und ein großer Knaben, in welchem sich mutwillige Kompen aus und ab durch die Klappen rubelten, kam dicht an die Fenster des Palastes. Als die Kompen den vorausgehenden Rheinfelsig, die Schloßkinder in der Ecke und die weinende Barbara erblickten, stieß eine von ihnen durch ein lautes Schreien einen schellen Schrei aus, worauf alles was im Palaste war erwachte und hinaus eilte. Man sang, schrie und lachte mit wilden Gehebrden und umtanzte den Rheinfelsig. Die arme Barbara wußte nicht was sie vor Angst und Schrecken machen sollte, sie sah ängstlich nach ihrer Sünde und war getrübt sie noch immer zu begehnen. Da stürzten drei der wildesten Kompen herein und fraßen mit drohender Gehebrde: „Willst du dem Rheinfelsig deine Sünde geben?“

Kommern! antwortete Barbara, ich bewahre sie der heiligen Barbara gegen bis an's Ende meines Lebens, und wenn ihr mich auch in die Hölle brennen dürft, so will ich nicht.

Das wäre eine zu schöne Strafe für dich, sagten sie, du sollst sieben Jahre in einer finstern Höhle sitzen, ganz allein im Palaste, wehen weder Sonne noch Mond dringt, da magst du sitzen und an die heilige Barbara denken und deine Fehler bekehren.

Nun ich hab jede drei Mal mit der Hand auf den kristallinen Tisch, da war plötzlich als früher wie die schwarze Nacht, und Barbara stand allein in einer Höhle, in welcher nichts als Wassertratten und anderes Ungeheuer zu sehen und zu hören war.

Dar ist es doch noch besser als bei der wilden Herde da oben, dachte sie, hier wird mir Niemand meine Sünde rauben und hier will ich zum lieben Gott beten: Damit er mich aus dieser Höhle errette, wie er den Verbrechern

Jenas aus dem Reibe des Salbendes errettet hat.

Da sah sie nun lange, lange, bewacht von einer alten Heze, die ihr täglich rebe frische brachte, und dachte an den Dem und an die heilige Barbara und an Victor, der ihr Kisse und Äpfel gebracht, der ihr schöne Gelschichten erzählt und ihr die Geheime der drei hundert Wärtner und die Wurzel Jesse gezeigt hatte. Und wie sie eines Tages wieder so sah, die Hand unter dem Äpfel, und nach der Blume ihres Herzens sah, da hörte sie ein leises Flüstern an einer Spalte der Höhle; es wurde immer lauter und lauter, bis sie zuletzt ganz deutlich „Barbara“ sagen hörte. Sie stand auf, legte das Ohr an die Spalte und fragte dann mit leiser Stimme, wer da sei. „Es ist Victor, der dich erretzt will“, sagte es von außen herein, und darauf begann ein fröhliches Ziehen und Ziehen, daß die erschauerte Barbara nicht wusste was sie der Bewunderung anfangen sollte. Endlich war ein großes Loch gebrochen, so daß sie hindurch konnte. Komm getrost hervor, sagte Victor, ich trage dich durch die schäumenden Fluthen, die heilige Barbara, deine Schutzpatronin beschützt dir's. — Aber sie ätterte so sehr vor Freude, daß sie erst ein wenig warten und sich erholen mußte, denn sie sah das helle Tageslicht wieder und Victor, der so groß und schön geworden war, daß sie ihn fast nicht wieder erkannte. Er kam jetzt zu ihr in die Giebelhöle und ergählte wie es in Lanten seit ihrer Abreise ergangen und wie er zu ihrer Rettung gekommen sei.

Ich war sehr traurig, als du fort warst, sagte er, Niemand wollte wohn zu leise, nur daß du am Abend vorher bei der heiligen Barbara gebetet hättest, das wusste man. Ich dachte immer an dich und als ich die Verküzt bei meinem Vater zu Ende hatte und als Giebele in die Welt reiste um mir Arbeit zu suchen, da fragte ich überall, aber Keiner wusste von dir. Nun geschah es, daß ich im St. Johannes Armes nach Hause kam und nach der Beper in den Tem gina. Nach der Beper, dachte ich, war es, wo Barbara zum letzten Male hingina. Ich kniete vor den Altar deiner Schutzpatronin nieder und betete viele Vaterneßer, daß Gott mir die Gnade gebe, dich endlich zu entdecken. Da sah ich mich plötzlich von einem wunderbaren Lichte umstrahlt, und als ich mich umsah, stand eine Frau, die ichen war, wie die heilige Barbara selbst, hinter mir.

Erstirid nicht, Jüngling, sagte sie zu mir, ich komme dir zu sagen, wo deine Barbara geblieben ist. Der listige Meinsönig daß sie hinunter getragen zu den Tiefen des Abmes, wo man ihr die Kille und den Meinsönig, welche ich ihr anvertraute, rauben wollte. Aber seine Verdungen des Bösen vermachten die Kille von ihrem Herzen und den Meinsönig von ihrem Halse zu reihen. Barbara blieb Handbist und dafür schmachtet sie in einer finstern Höhle, wo sie von einer Heze bewacht wird und wo Wofferratten ihre einzige Gesellschaft sind. Tsch die Stunde ihrer Rettung hat geschlagen. Gile um die Mittagsstunde zum Aben, stürze dich muthig hinein, wo er am tiefsten ist, dein Leben wird erhalten bleiben, denn ich begleite dich binab in die Tiefe, und die heilige Mutter Gottes sendet ihre Engel, daß sie dir zur Seite stehen und du mit Barbara zurückkehrst zu unsrer und aller Guten Freude. Wenn du Glauben hast, so eile dahin und es soll dir kein Haar gekrümmt werden.

Die Wandertate war verschwunden, sagte Victor weiter, aber ich ägerte nicht länger und stürzte mich hinunter. Da fand ich dich, meine Barbara, meine liebe verlorene Barbara wieder, und er umarmte und küste sie. Dann traten sie die Kesse an durch die schäumenden Fluthen. Es währte nicht lange, so waren sie am Ufer, denn die heilige Barbara beschützte und beschützte sie, so daß sie unbeschadet hindurch gingen. U. wie glücklich waren sie, als sie das helle Tageslicht wieder sahen, und den Fuß auf heimathlichen Boden legten. Tana gingen sie in die Stadt und jurst zum Dome hin, wo sie vor dem Altare der heiligen Barbara fromm die Hände falteten und ein Dankgebet für die erlangte Rettung hinausschickten.

Und nun gina Victor nicht mehr in die Welt hinaus: er hatte ein neues Zimmchen von seinem Vater geerbt und damit wollte er sich als Welter niederlassen. Barbara ward seine Hausfrau; sie liebten sich treu und lebten bis an's Ende ihres Lebens froh und vergnügt. Der Meinsönig aber war verschwunden, und Barbara wusste nicht, wie es gekommen war, gleich wie die Jugend und die Schönheit dahin gehen, ohne daß man es gewahrt; es geschah alles, wie es ihre Schutzpatronin gesah hatte. Aber als sie nun alt waren und starben, da wurde auf Victor's Grab ein grüner Palmbaum und auf Barbara's eine schneeweiße Kille, und Niemand wusste, wer sie gekrönt hatte



Das böse Weib und der Teufel.

Märchen von Joh. N. Vogl

Das böse Weib und der Trübsal.

Nächten von Dr. Joh. Nep. Vogl.

Vor vielen Jahren lebte in Slavonien ein junger Bauer, Namens Jela, der mit einer theilvollsten Gelassenheit begabt war, und dessen liebste Beschäftigung darin bestand, des Winters auf seiner Tenkbank und in den andern Jahreszeiten auf einem Baumstumpf vor seiner Hütte zu sitzen und den blauen Wölfchen nachzusehen, welche er aus seiner Tabakspfeife blies.

Nun würde höchst wahrscheinlich nie etwas von ihm gehört haben, ja ich selbst wäre außer Stande gewesen, besagten Jela den Fehlen dieses Wärdensbuches als den Haupthelden eines Volksmärchens auf- und einzuführen, wenn er nicht unglücklicherweise das Unglück gehabt hätte, ein Weib zu heirathen, welche Jant und Juretsch in demselben Grade liebte, als Jela den Ficklen.

Diese lebenswürdige Frauenerpion machte sich nun das jenseitbare Vergnügen, ihren Ehegatten zu allen Tageszeiten bis auf das Blut zu ankleben, sie unterließ sogar nicht, wenn dieser sich eben nicht sehr an ihre reinerischen Ergießungen lehrte, ihren Meinungen umweilen eine handgreifliche Auslegung beizufügen, welche verschiedene Erinnerungszeichen in dem weithen Anblicke ihres launmüthigen Eheherrn würdlich.

Das Widersprechen war ihr so sehr zur Gewohnheit geworden, daß der arme Jela sich endlich gar nicht mehr trauete, sie nur um das Geringste zu bitten, geschweige einen eheberrlichen Befehl an sie ergehen zu lassen. Denn, wenn er auch mit all' seiner angebornen Guimüthigkeit zu ihr sprach: Sieh, liebes Weib, ich dachte, daß du die Sache auf solche Art angreifen solltest, sohrte sie allseitlich: Weil du es meinst, will ich gerade das Gegentheil thun.

An einem Morgen verließ Jela seine Hütte, um eine Wiese, welche er erst kürzlich an sich gekauft hatte, abzumähen. Er hatte kaum ein paar Stunden gemäht, als ihm auch schon seine theure Gattin einen Besuch abkattete, um zu sehen, wie weit er in seiner Arbeit vorgerückt sei, bei welcher Gelegenheit sie nicht ermangelte, ihn nach ihrer gewöhnlichen Art und Weise über seine Faulheit auszuscherlen. Als sie nun meinte, ihn zum Morgemüh bis genug mißhandelt zu haben, entfernte sie sich wieder mit der Trobung, daß er die Wirtag das Feld abgemäht haben müsse, im Falle er anders ein Gefühle nach einem Wirtagobrore trage.

Der launmüthige Jela versprach lächelnd, sein Möglichstes zu thun, und griff frisch wieder

zu seiner Sense, da er aber sah, daß sein Weib ihren Weg auer durch die Wiese nehmen wollte, rief er ihr zu. Stehen zu bleiben. Warum? traate das Weib, indem sich eine neue Gewitterwelle auf ihrer Stirne bildete.

Jela. Weil du leicht ein Unglück haben könntest.

Sein Weib. Was schneht der Trost da wieder?

Jela. Habe ich dir es nicht schon gesagt, daß auf dieser Seite der Felder sich ein alter Brunnen befindet, der jetzt ganz von dem Grase überdeckt ist. Wie leicht kannst du auf diese Stelle geraten und in den Brunnen hinunterfallen.

Sein Weib. Wahrhaftig, man sollte es nicht glauben, wie sehr du um mich besorgt bist. Jela. Du zweiffelst doch nicht an der Wahrheit?

Sein Weib. Nichts desto weniger.

Jela. Nun also —

Sein Weib. Nun also — thue ich gerade, was ich vorgenommen habe. Meinst du mich, du Tölpel, mit deiner List herumzutreiben, deinem einsältigen Kopfe zu folgen. Das erlebst du nun und numermehr!

Jela. Aber sie höre doch —

Wer aber nicht hörte, war die erbitterte Ehehälfte, welche, nachdem sie ihm noch einige Ehrennamen an den Hals geworfen hatte, mit jedem Schritte ihren Weg auer über die Wiese fortsetzte.

Jela warf sogleich seine Sense hin, um ihr nachzuseilen, schon hatte er sie beinahe eingeholt, da stieß sie einen schmerzlichen Schrei aus und — war aus seinen Augen verschwunden.

Sie war wirklich in den Brunnen gefallen, vor dem er sie gewarnt hatte.

Jela sprach sogleich zu dem Wande des Brunnens und schrie hinunter: Geh! du noch, Wirta? lebst du noch? — aber keine Antwort scholl zurück, auch konnten seine Augen wegen der Tiefe des Brunnens nichts in demselben unterscheiden.

Als er noch einmal vergebens hinabgerufen hatte, ließ er so schnell als er nur konnte nach seiner Hütte, holte die längsten Stricke, die sich in der Hütte vorfanden, und ließ sie in den Brunnen hinab, indem er sein Weib ermahnte, alle ihre Kräfte zusammenzuwerfen und sich an den Strick festzubinden, daß er sie wieder herausziehen könne.

Nicht lange, so spürte er, daß der Strich geschüttelt wurde, worauf er aus allen Verhekräften drauslesugewandte begann. Der Schmerz stand ihm in tiefen Furchen auf der Stirne, und das Gewicht seiner theuren Überhülle drückte ihm um vieles betrüblicher, als er sich vorstellte hatte, so daß er oftmals mit seiner Arheit inne halten mußte, um neue Kräfte zu sammeln.

Nach lauem Mühen sah er endlich die süße Taft aus der nächtigen Tiefe immer näher und näher kommen, doch schien sie, zu seiner nicht geringen Verwunderung, ganz schwarz zu sein, welches er jedoch der Finsterniß zuschrieb, die sie umgab.

Wie erstickt er aber, als er nun dem Rande des Brunnens ganz nahe gekommen war, und er in ihr nicht sein Weib, sondern den Teufel in eleganter Person erblickte.

Dieser Anblick setzte den antwärtigen Josa, obgleich die Verwundung eben nicht so ganz außerordentlich war, dennoch so sehr in Angst und Schrecken, daß er plötzlich in seiner Arbeit inne hielt und mit sich zu Rathe ging, ob er den Teufel herausziehen oder wieder in den Brunnen zurückfallen lassen sollte.

Der Teufel aber, welcher seine Gedanken sogleich errieth, daß ihn in den tödtlichsten Ausdrücken ihn vollends herauszuziehen, und versprach ihm dafür eine reichliche Belohnung, durch welches Versprechen sich Josa endlich auch bewegen ließ, sein Rettungswort zu vollenden.

Als der Teufel wieder seinen Boden gefaßt hatte, fragte er: Sage mir, kennst du das Weib, das vorhin in diesen Brunnen hinunterfiel?

Josa. Nun freilich kenne ich die Unglückliche, sie ist ja mein eigenes Weib.

Der Teufel. Dem Obenweib? und wie lange lebst ihr mit einander?

Josa. So sind über zwei Jahre.

Der Teufel. Wie, zwei Jahre?

Josa. Nicht anders, warum erstaunt du darüber?

Der Teufel. Zwei Jahre! Ich habe nicht volle zwei Stunden mit ihr verbracht, und wie du siehst, hat ihre Freiheit und ihre Zankstucht gemacht, daß ich auf dieser einen Seite ganz blasi geworden bin.

Josa fand in der That, daß der arme Teufel auf der einen Seite munter schwarz sei, als auf der andern. Nachdem er ihn über den Verlust seiner verblühte bedauert hatte, fuhr jener fort: Du kannst dir wohl denken, daß ich den Teufel, welchen du mir geleistet, wenn du mich der Gesellschaft eines so schlimmen Weibes entzogen, gehörig zu schätzen weiß, und sollst da-

her auch sehen, daß ich dich dafür nach meinen Kräften belohnen werde. Ich will jetzt an den Gehalt des Königs Rats und werde dort von dem Ritz: der jüngsten Prinzessin Verpf. abholen.

Erichreht über den Zustand, in welchen sie meine Emanationierung notwendigerweise versetzen muß, wird Rönia Rats, ihr Vater, sogleich die reichlichsten Kräfte zu ihrer Heilung betreiben, und demjenigen ungeheure Summen Geldes versprechen, dem es gelingen wird, sie wieder herzustellen. Wenn nun alle Kräfte ihre Versuche fruchtlos angewendet und die Kaiserin der Prinzessin ihren Pfuhl erreicht hat, erscheinst du vor dem König und versprichst ihm, seine Tochter zu heilen. Führt er dich nun an das Lager der Kaiserin, so sage dich über sie und murmele zum Scherz einige Worte, und ich werde sogleich meinen Platz räumen, worauf man die Herstellung ihrer Gesundheit mit dir zuschreiben und dich dafür auf das Reichlichste belohnen wird. Auf viele Weile glaube ich dein künftiges Glück zu begründen und meine Dankbarkeit an dich abzutragen.

Josa beachtete sich sehr höflich bei dem Teufel, und dieser fuhr, nachdem er noch einen betrübten Blick auf seine blasse Hälfte geworfen hatte, durch die Lüfte davon.

Raum war ein Monat verschwunden, so verbreitete sich schon das Gerücht, die Prinzessin sei von dem bösen Geiste befallen. Aus den entferntesten Ländern kamen Kräfte herbei, in der Hoffnung, die ungeheuren Summen zu gewinnen, welche König Rats für denjenigen bestimmte, der sie von dem schlimmen Geiste befreien würde.

Allen obgleich auch die Kräfte des Königs einem großen Krankenhanse zuzö, in welchem man mehr Doctoren sah als Häusern in einer Bauernschule, blieben doch alle Bemühungen derselben fruchtlos, ja, die Krankheit der Prinzessin schien sich sogar mit jedem Tage zu verschlimmern.

Fast bis zur Verwundung gebracht über den Zustand derselben und höchst erbittert über die Unkenntnis der Kräfte, ließ jetzt der König selbsten Aufsch durch seine Heile bekannt machen: Es sei hiemit Jedermann zu wissen gemacht, daß derjenige, welcher im Stande ist, die Gesundheit der Prinzessin wieder herzustellen, nicht nur allein die Hand derselben, sondern auch das Erbschaft auf den Thron des Königs zur Belohnung erhalten soll.

Se ansehend aber auch dieser Versprechen an und für sich kein mochte, so bejahte es doch auch nicht einem einzigen der anwesenden Heilkräftigen, daß die Heile demselben noch den

kleinen Unflant bestügten: daß derjenige, der den Versuch wagen würde, ohne daß binnen dreien Tagen eine Besserung erfolgte, ohne Gnade und Erbarmigkeit würde schicksal werden.

Eine natürliche Folge von der Bekanntmachung dieses Auftrages war daher, daß sich die geachteten Herren allmählich wieder von dem Königshofe entfernten. Jetzt, meinte Jelsa, sei es die rechte Zeit für ihn, Hand an das Werk zu legen; eräumte daher nun nicht länger, seine Reise nach der Residenz anzutreten.

Zeit angelangt, verfügte er sich sogleich nach dem königlichen Pallaste und beachtete von den Trabanten, welche die Pforte desselben bewachten, als ein berühmter Arzt, der ankommen sei, die Prinzessin von ihrer Kaserne zu beilen, sogleich bei dem König gemeldet zu werden.

Die Trabanten freuten sich, als sie diese Nachricht ernahmen, über die Kassen, und ließen in größter Eile zu dem König, ihm dieselbe zu hinterbringen.

König Rata befohl, den vermeintlichen Wunderarzt augenblicklich in den Pallast zu führen, nahm ihn auf das freundlichste auf und geleitete ihn sogleich in das Gemach der Prinzessin.

Diese las, als sie dasselbe betrat, von den Wächtern gehalten auf ihrem Lager, mit Händen und Füßen um sich schlagend, und rief auf das schmerzlichste wimmern. Da sieht, sprach König Rata, welche ansehnliche Krankheit mein armes Kind befallen. Versucht nun, ob ihr im Stande seid, ihm zu helfen. Ach, mein geliebtes Kaiserthum läßt mich nichts anderes erwarten, als daß meine Tochter todt bleiben wird, und ich Gaud auf dem Rasen schicksal erliden werde.

Jelsa aber, ohne auf die Worte des Königs zu hören, trat mit ernster Würde zu dem Lager der Prinzessin, legte verschiedene Male seine Hand auf ihren Kopf und murmelte einige unverständliche Worte.

Augenblicklich verließ der Teufel, dem Versprechen gemäß, seinen Wohnsitz, den er in ihr aufgeschlagen hatte, und räumte nur noch, bevor er sich davon machte, dem Wunderdochter in das Ohr: Ich glaube dich nun hinreichend für deinen Freundschafsdienst belehrt zu haben und werde mich jetzt zu der Prinzessin des benachbarten Königreichs verfügen. Wagt es aber ja nicht, sie von mir befreien zu wollen, denn deine Würde würde vergeblich sein.

Jelsa versprach ganz nach seinem Willen zu handeln.

Die Prinzessin aber fühlte von der Minute an ihre Besserung und sowohl König als Hofstaat waren bald von Freude darüber außer sich.

Erhöhet ließ sogleich seine Tochter mit Jelsa vermählen und diese Zurückkunft in seinem ganzen Reiche bekannt machen.

Die Prinzessin, welche bald wieder vollkommen hergestellt war, lebte darauf mit ihrem Gemahl, den sie als ihren Lebensretter betrachtete, in der größten Gutmuth und Zufriedenheit. Der Teufel aber trieb mit der Tochter des Nachbarkönigs ein sehr arges Spiel, daß das ganze Kind darüber in Schwermuth gerieth, welche Ursache sich auch bald auf seine erkrankte, über welches König Rata zu schreien that.

Der benachbarte König hatte sein Kind unverletzt gelassen, die geachteten Ärzte und allen Rathgebern beirathend, um seine Tochter von dem Fieber zu befreien, aber alle Versuche blieben fruchtlos.

Unter den vielen Rathschlägen jedoch, welche die Prinzessin befolgte, bestand sich auch einer, welcher sie eben an König Rata's Hofe aufgeschaltet hatte, als Jelsa der Tochter dieselben die Heilbarkeit wieder versicherte.

Er erzählte dem König, was sich an Rata's Hofe begeben, und rief ihm, ich an Prinz Jelsa zu wenden, da dieser wahrscheinlich der einzige Mensch auf der Erde sei, welcher die Prinzessin retten könne.

Sogleich sandte der König mehrere seiner ersten Hofbedienten mit kostbaren Geschenken an Rata und dessen Tochtermann, und beauftragte den letzteren in einem eigenen Handschreiben, die Prinzessin mittelst seiner Wunderkraft von dem bösen Geiste zu befreien.

Die Abgesandten kehrten aber traurig und niederzugeslagen von der Rücksicht zurück, daß Rata's Tochtermann sich durchaus nicht dazu verstehen wollte, sein Begehren zu erfüllen.

Der König schickte darauf noch reichere Geschenke an diesen, aber immer vergebens.

Endlich darüber in Zorn gebracht, sandte er an den König Rata die Befehle, daß, wenn sein Tochtermann nicht in kurzer Zeit erwidere, um die Prinzessin zu retten, er zur Vergeltung für seinen Drog, sein Land mit Krieg überziehen und kein Menschenleben verschonen werde.

König Rata wurde durch diese Erklärung in seine geringe Verlegenheit gesetzt, da er der Macht seines Nachbarkönigs durchaus nicht gewachsen war. Er hat daher Jelsa auf das Dringlichste, die Prinzessin zu retten, wenn sie nicht beide von Thron und Land kommen sollten.

Als dieser sah, daß alle seine Ausflüchte vergebens seien und Rata nur noch immer mehr in ihn drang, ergab er sich endlich in dessen Willen und reiste nach dem Reiche des Nachbarkönigs, in der Hoffnung, durch vieles

zureden den Teufel endlich doch zu bewegen,
die Hölle aufzugeben.

Als er aber in die Nähe des himmlischen
Palastes gekommen war, besann er sich plötzlich
eines andern.

Er besaß seinem Gefolge zurückgelassen,
und ließ, so schnell er nur laufen konnte, nach
dem Palaste. Hier anlangend, hörte er, zur
Verwunderung aller Wachen und Hofsleute, wie
ein Wahnwimmer von Osmach zu Osmach, bis
er, die Türe mit Schwere bedrückt, das Kranken-
zimmer der Prinzessin erreichte.

Das erste, was er dort nach der Türe hin-
den erblickte, war sein irdischer Freund,
welcher, als er leiser ansetzte, das Ge-
sicht in grimmiger Falte zog und ihm mit jern-
feindlichen Augen entgegenstarrte: Was willst
du hier? Habe ich dir nicht verboten, mich
hier aufzuhalten?

Ich, antwortete Jofa, mit angstvoller Miene
nach der Türe sehend, ich will ja auch gar
nichts von dir, noch sonst Jemandem, aber...

Der Teufel. Nun?

Jofa. Mein Weib...

Der Teufel (erblickend). Dein Weib!?

Jofa. Ich unglücklichsterweil wieder und
dem Heirathen gekommen und folgt mit auf
der Hölle.

Kaum hatte der Teufel dieses gehört, als
er ohne weiter ein Wort zu erwiedern, in aller
Eile zum Fenster hinausfuhr und sich in das
Weert hinunterstürzte.

Die Prinzessin erdachte sich hierauf jähwähnd
und der König überließ ihren Lebensretter
mit Gleichmuth von unermesslichem Werthe und
schloß mit König Rada ein ewiges Freundschafts-
bündniß, worauf Jofa, verzagt über seine ge-
langene That, wieder in die Arme der Seinigen
zurückkehrte, mit welchen er von nun an ein
glücklich zufriedenes Leben führte. Dem dem
Teufel aber war seit dieser Zeit nichts wieder
zu sehen.

Der Sprung vom Giebelstein.

Altenglische Sage von L. Wörpel.

Was tut mir das aus dem Giebelstein
Und schau' ich in die Saale hinein:
Denn er lag allein und verlassen
Ob nachte ich an des Kaisers Thron,
In die Hölle, die heute in Erde liegt,
Und das er schwer sich vertragen.

Da, herab, farnat singt Höllestein,
Und laubend tönen alsdahl dem Wall
Des Schließes grüne Klänge,
Und wider tönt es im dicken Laub,
Eden laurt die Brüste, die sanft heutz,
Ob wegt blüht die Menne.

Wohl hört der Graf den Jutefflang,
Der schneidet ihm in's Herz drang,
Es schneidet sein Bild in's Giebelstein:
Dort sausen die Wälder, die Hölle glühn,
Und im Zennemaste die Adler sich
Hoch über die Höllestein.

Und auf dem Alus riefen wiegt
Ein Nachen sich, und ein Adelnlein fliegt
Den Strom hinab geschwenkt,
Und am Ufer drüben schiffet dort
Der wüste Heuer und laubst und scharrt,
Ten oft seine Hand gelockt.

Da kommt sein Anze, da laßt sein Rump,
Da streckt er die Rechte zum Himmelstump,
Wie hebt er den Schug und Zogen:
„Herr Kaiser, nun mögt ihr halten Werthe,
„Doch wirt, ich stiele mich heute nicht,
„Noch kommt mir der Tod nicht gelegen.“

Und hoch auf die Seidung mit festem Schwung
Eden fliegt der Graf, und legt — ein Schwung:
Hilt Gott, ein Schwung in die Tiefe!
Tumpf dall's erwer — es sticht am Wall
Der Alus — verschunden ist die Seidung —
Es hatten die Höllestein.

Doch sich! da wendet's wieder und wallt,
Und dervor aus dem Wasser taucht alsdahl
Der Graf mit Faden und Graden,
Und laubst schwingt er sich in den Aden,
Dann fliegt er über die Höllestein,
Das schäumende Wälder entziehen.

Nun firt an's Ufer, drauß der Firt!
Eden firt Graf tut mir das hoch zu Ren
Und grüßt die Höllestein:
Er atmet laubend des Kaisers Firt,
Und, frei wie der Rat in gelbes Firt,
Hinterrenn er durch's Giebelstein.

Havelok und Argentilla.

Ein deutsches Volksmärchen von Oden.

Nur langer, langer Zeit lebte in Dänemark ein König, der Guntber hieß und nur ein einziges Söhnchen Namens Havelok hatte. Von dem will ich erzählen, wie es ihm wunterbarlich ergangen ist.

Bei Seitenkönig Artus überleg Guntber mit Krieg und achteich ganz Dänemark sich unter zu machen. Das wäre ihm nimmer gelungen, denn die Dänen waren freitbare Krieger und ihrem Könige gien. Aber ein Feindwicht und treuloser Beräuber waren unter ihnen, Hedulf genannt, der aus Lüge und Schindwerk dem Könige an die Haut, also das er in allen Schlachten reich war und endlich König Guntber selbst um's Leben brachte. Das vermag wohl ein Schwur in Weis zu bringen, wie wir Hebeliches jeden Tag erleben.

Artus machte diesen Hedulf darnach zum Statthalter von Dänemark, wo er auswärtigen Regiment führte und Allen, die es im Zillen noch mit König Guntber hielten, übel mißgielt.

In diesen Dingen gehörte Sagar, der eben so reich an Verstand wie an Gutsdauern war, also das ihm der böse Hedulf nichts anhaben konnte. Ihm hatte König Guntber vor seinem Tode auch das Heer gegeben, das nur er und seine treulichen redmüßigen Rathmannen blieben konnten.

Ein anderer von den Rathmannen hieß Grim, ein gar treulicher Mann, der ein festes Schloß am Meer besaß, alles Guntber Frau mit ihm verwahrt hatte, da der Krieg ausbrach. Als nun der böse Hedulf ankam, alle königlichen Schätze in erbeuten, führte er auch mit viel Gewalt auf Grim's Schloß ein

und brach Mauern und Thüren durch die Gewalt der Waffen.

Das ersch Grim und beschloß im Nachteil ein Schifflein, das er im Schloß abgerufen hatte und heimlich auf das Meer niederließ. Es hatte nur für ihn, die Frauen, seine zwei Söhne, den kleinen Havelok und wenige Diener Platz. Aber er vertraute Gott und ließ bald mit dem Schifflein in See.

Als nun Hedulf seinen Mordanschlag von neuem Sturm ließ und in die Duna einbrach, war das Reich leer und der kleine Havelok glücklich gerettet.

Havelok war aber ein kräftiges Kind und hatte ein Feuer im Leibe, wie es nur selten vorkommt, also das ihm beim Schloß ein heisses Klammchen mit dem Rücken aus dem Munde fuhr.

Da sie nun treulich hinfanden und schon an asiatische Küsten in adanien bestien, wurden britische Seeräuber über anseht, erbeuten ihr Schifflein und alldah besaß ein frommer Kauf. Grim wehrte sich wie ein Löwe und erschlug viele Feinde; endlich aber vermochte er nicht mehr der Uebermacht zu widerstehen. Schon war die alte Königin, Havelok's Mutter, erschlagen, da saß Grim seine Frau und seine zwei Söhne, so auch den kleinen Havelok mit dem linken Arme und sprang in's Meer, sich mit ihr durch Schwimmen zu retten.

Und es gelang ihm, mit diesen Frauen bis an ein Ufer zu gelangen, weraus man deutlich sieht, das er kein gewöhnlicher Schwimmer war. Schätze und alles Gut aber,

das er mit im Schiffein gehabt, waren verloren und die gute Königin war todt.

Am Rande nun suchte Grim sich und den Seinigen, wem er auch Harelol übte, das Leben zu fristen, so gut es sich machte. Er ging auf die Jagd und den Fischfang und erwarb so viel, daß sie ein ärmliches Auskommen hatten. Ueber all ihre Noth trösteten er und seine Frau sich aber, da sie ihre Söhne und Adina Gündler's Kind gesund und frisch bei sich aufwachfen sahen.

Und wirklich waren die drei Knaben von unvergleichlicher Schönheit und Harelol dazu von einer Leibestraft, die Jedermann in Erstaunen setzte. Kein Gewächsemer that es ihm im Gingen und Laufen gleich, Jeder, der es mit ihm aufnahm, wurde zu Boden geworfen, selbst die härtesten Leute weit und breit. Dabei hatte er einen gar verhängnigen Sinn und trenne Kluge Augen, die Allen wohl thaten, auf die er sie richtete.

Wie er aber, der immer noch voll Sorge war, der böse Gottwill möge Harelol nachstellen, ihn zu verreiben, hatte ihm einen andern Namen gegeben und nannte ihn seinen Sohn, was denn auch Harelol selbst nicht besser wußte.

Also war Grim froh, wenn er auf ihn sah, und auch sehr betrübt, daß seines Königs Kind also unter armen Leuten aufwuchs bei niedriger Arbeit und in unglücklicher Jucht. Denn er achtete allzeit, daß Harelol einst wieder zu Oben kommen werde und den Thron seines Vaters bestiegen.

Nahm ihn darum eines Tages bei Seite und sprach: „Vieher Sehn, was ich dir sage. Wir leben hier als arme Fischerleute und Ihr werdet es Gutes Lebenlang zu Nichts bringen, wenn Ihr hier verharret. Larum habe ich mit Euch drei einen Entschluß vor und sage ihn dir, biemal du der Stärkste bist und der Verhängnißge. Nimm deine beiden Brüder mit dir und geh' hinaus in die Welt, zu sorgen, das Ihr aus Euch tüchtige Männer macht, die etwas sind und auch dafür gelten. Geht nach England, wo vielerlei Geschick im Gange ist, bemüht Euch alles rechtlich, thut Euch in Waffenhandwerk, in heber und gerinnar Arbeit um, so mag es Euch glücken und ich darauf noch Freude an Euch erleben. Viel Verdrißten mache ich dir nicht, da sie nur Worte sind, wenn Euch der rechte Sinn fehlt, und von einem flatterhaften Gemüthe binnzuwachen, wie Trüm. Was ich dir sage, ist, das du bedacht bleibst, von allen Verdrissen achtest und achtest zu werden. Wenn dir

das gelingt, so liebt dich auch Gott, dem ich reich und seine Brüder empfehle. Amen! — Nun reiset!“

Als Harelol das vernommen war, er frohlich und dankte seinem Pflegvater sehr, denn sein Herz fand ihm lange auf Ausfahrt und Abenteuer.

Grim hatte allbereit Kleider, Waffen und etwas Geld gerüstet, gab ihnen ein kleines Schiff und so fuhren sie dahin unter den Segenswünschen der Eltern. Sie hatten guten Wind, und da sie auf geradem Wege aufsegelten und nicht rechts oder links abwichen, kamen sie wohlbehalten gen Nichola und verließen sich guter Aufnahme bei den Leuten des Landes.

Nun muß ich kurz erzählen, in welchen Umständen sich damals das Land Nichola befand.

Es war ein zweitheilig Königreich, aber aber beide Theile herrschte der König Alfi. Der König Udenbrecht, dem der eine Theil erb- und eigenthümlich gewesen, war frühzeitig gestorben und hatte nur eine Tochter hinterlassen, die Argentilla hieß, ein überaus schönes und frommes Kind. Sie hatte er somit dem Reiche seinem Freunde und Waffendruder Alf vor seinem Tode anvertraut und sich von ihm heilig angeloben lassen, daß er sie sein Erbschaft erziehe, das Erbe ihr ohne Gefährde erhalte und bereite, wenn sie erwachsen wäre, ihr den stärksten Mann im Lande zum Gemahl wähle, um Welchen jedam das Erbe zu übergeben sammt Eiläuten, Schloßern und Dörfern, die er nunmehr verlassen müße.

Das Alles hatte König Alf feierlich geschworen auszuführen, aber hörten wir, wie er sein Wort hielt.

Er achtete, niemals das schöne Reich Gedenkrechts wieder herauszugeben und wich deshalb alle Freier, wie hoch und mächtig sie waren, mit hundert Worten ab, wenn sie kamen, sich um der reigsten Argentilla Hand zu bewerben.

Das vernahm Argentilla wohl und war darüber traurig in ihrem Herzen und hat oft viele Stunden weinend am Meerestrange, denn sie ersehnte wem ein able Behantlung von König Alf und dessen Hofgeleit, also daß sie sich binnzuschneute und gar bereit war, auf ihr schönes Erbe zu verzichten, wenn sie nur wieder in heuren Leuten stäme.

Aber das heile Königskind so arbeits hätte, Hindernisse auf der Reisenstiege am Meere ähnet und voll Sehnsucht binnzu- harrent, ob ihr nicht ein Schifflein Hüffe und

Rettung bringe, der hätte gewiß ein christlich Erbarmen mit ihr gefühlt.

Und als sie eines Tages wieder da kam und mit den Händen ihr schon aeltgeht Haar flecht, das leucagane war, und sich mit den Händen dann die Thränen trochete, die ihr reichlich aus den Augen flossen, — siehe, da schaukte sich nahe vor ihr ein klein Schifflein auf den Wellen und drei Jünglinge, die darin saßen, sahen sich viel Mühe, es durch die Brandung und zwischen den Felsen hin glücklich an das Ufer zu bringen.

Das war aber verachtlich, denn der Landwirth war gewaltig im Ganze, also daß der Ostich besch aufbraute und die Jünglinge sich in eitle Arbeit abmühten. Er konnten sie kaum das Land sehen, so spritzte das Wasser um sie, das auch in ihr Schifflein drang und es in den tiefen Meeresgrund zu versinken drohte.

Argentilla vergaß ihr eigenes Geretsch über die Gefahr, in der vor ihren Augen die drei Jünglinge schwanden und hätte ihnen gern geholfen, wenn sie gekonnt hätte. Sie eilte aber auf die Felsen, die dem guten Landwirthes umschloß waren, und winkte mit ihrem Schleier durch die Luft, daß die drei Seefahrer erkännten, wohin sie zu halten hätten, um an's Land zu kommen.

Harcelot, der am Steueruder saß, erkannte auch bald den wehenden Schleier und die schlanke Jungfrau, welche ihn schwenkte. „Das bedeutet uns Heil!“ rief er und drehte das Schifflein nach dem Felsen hin, auf dem Argentilla stand. „Nun rudert nur tüchtig!“ rief er und warf selbst die Segel herum, also daß ihr Schifflein wie ein Pfeil durch die stürmische Brandung ides. Mit hundeter Hand hatte Harcelot auch selbst die Segelruder eingereicht und nun wachte sich das Schifflein in dem ruhigen Wasser dahin, das hinter dem Felsen eine Bucht bildete.

Die drei Jünglinge stiegen es verständig mit Seilen an das Land, hielten es an einem Baume fest und hingen aus, um ihrer Rettung entgegenzugehen um ihr zu danken. Dann schenkte hatte Argentilla sie gerettet. Ohne den wehenden Schleier, der sie wie ein Leuchtbild leuchtete, wäre ihr Schifflein sicherlich an den Felsen zerstückt und hätte sich nimmer in die gute Bucht und die Bucht hineingefunden.

Argentilla ging ihnen einige Schritte entgegen, denn sie freute sich sehr der jungen Leute, weil sie gerettet waren.

„Danke dir, helbe Ketterin!“ sprach

Harcelot, „ohne dich wären wir nimmer zu Lande gekommen und lägen jetzt in der Muth, den Felsen und Seemannsbecken um Beute. Dir danken wir unser Leben, sage uns, ob wir die Leiden können in einer Art, was du uns anthust.“

„Habe ich Euch gerettet?“ versetzte Argentilla und Thränen flossen aus ihren Augen. „I kann danke ich Gott, denn riefte ich die schöne Stunde meines Lebens. So laßt mir, wer Ihr seid, damit ich meine Freunde kenne und ich Euch Alles sagen kann, was mein Herz betrübt.“

„Schöne Jungfrau!“ sprach Harcelot, „mit fünf Seefahrer und drei Weiber. Unser Vater ist der alte Grim und hat uns hinausschickt, in der Welt unser Glück zu suchen und Abenteuer zu begeben, die uns Ehre machen. So gebiete nun über uns, wie die geliebt.“

Tadel schaute Argentilla auf ihn hin, wie er so in blühender Jugendlichkeit und voll Kraft in allen Aemern vor ihr stand, und es ward ihr um's Herz, wie noch nie, daß sie sah sprachlos war und ihm ihre Hand darreichte, als seien sie alte Bekannte. Trüder erwarnte es Harcelot und er küßte ihre schöne Hand, was sie gern ließ. Denn es kam auch in sein Herz das Gefühl der Liebe und wie er auf sie drückte voll irdischer Begierde, so ihr Bild durch seine Augen ihm in's Herz, darin zu wohnen für alle Zeit.

„I meine Königin!“ sagte er nur, weil er sie anbetete voll Liebe, meinte aber nicht, daß sie eine Königinstechter war. „Ja“, versetzte sie, „ich sollte wohl eine Königin sein, denn ich bin Argentilla, Königin Oesterich's Tochter, dem das halbe Reich. Nichola erbt hat. Aber mein Reich befindet sich in Gefahr und ich fürchte, er wird es so anfallen, daß es mir schicklich eracht.“

Wie die drei das vernahmen, hielten ihre Augen und ihre Hände ballten sich unwillkürlich. Ohne es zu sagen, hatten alle drei selbst sich selbst, für die missbändete Königinstechter mit all ihrer Kraft und Klugheit einzuweisen und ihr Leben für sie nicht zu theuer zu achten.

Harcelot beklagte es wunderbar ergriffen. Einmal war es ihm bald leid, daß sie eine Königin war, denn er vermehrte, daß sie nun für seine Nichte in hoch stände. Dann aber ließ er alle Gedanken um sich fahren, dachte nur an die schöne Maid und wie er ihr zu ihrem Rechte verhelfen konnte.

Er warf sich demnach ihr zu Füßen und

daß sie höchlich, wie um eine Gnade, daß sie seine und seiner Brüder Dienste nicht verdammen, sondern williglich annehmen möchte, denn sie seien stark und verschlagen.

Das vernahm Argentilla nicht ungern und erbatte ihnen darauf ganz ausserordentlich ihre Güte und ermahnte sie zur ärgsten Vorkehr, damit Könia Alti ihres Vertrahens nicht inne würde und sie umbringen laße.

Harelef und seine Gefährten versprachen das auch gerne und nun wurde ausgemacht, daß sie am Hefe kleine Stellen zu erhalten suchen sollten, um Argentilla allseitig nahe zu sein um mit ihr sprechen zu können, wenn es Noth thue.

Somit trennten sie sich unter freundlichem Händedruse. Harelef verkaufte das Schiffein an einen Schwemmann, der in der Nähe Güter zu verkaufen hatte, theilte den gemeinsamen Besitz mit seinen Brüdern und dann gingen sie einzeln in die Stadt, um sicherer zu sein. Aber auf dieser Abschiedsreise versprachen sie alle vierzehn Tage sich wieder zu treffen, um zu überlegen, was Alles zu thun sein möchte, um Argentilla zu retten.

Die beiden Söhne Chim's nahmen Dienst als Wärmer bei einem reichen Herrn. Harelef aber stieg gerade in das Königsschloß von Nichela, wo Alti guten Hof und viel Gethirre hielt.

Als der Leibschef des schönen und starken jungen Mannes ansichtig wurde, achte er ihm wohl und er behielt ihn festest bei sich, ihm in Küche und Keller zu helfen. Das war Harelef wohl antrieben und setzte sich alobald arbeits in allen Tugenden. Er konnte Kassen heben, Felle halten und Wasser tragen, wie sein Ansehen, mußte dabei auch die Schüsseln, die von der Königs Küche kamen, abtragen und reinigen, — ein schlechter Dienst, aber er gab manchen guten Rissen, der sich da verlor, als die anderen starren und Stochte, die stets guten Hunger hatten und Harelef deshalb sehr viel gewannen.

Dabei war er essen und traurig, das Mächtigste seine Freunde an ihm hatte. Weil er dabei aber ständlicher Weise viel herrliche Gemalte sah, hielten sie ihn für einmahl und nannten ihn Guarán, das ist in deutsch so viel wie „Aushenker“; aber seine Abne, was mit Guarán noch gedehnt sollte.

Als die starren vor und nach der übergebenen Knechtschaft des Guarán abwärts wanden, tranken sie ihn öfters vor zu Ritt und Herrn, das er mit den stärksten Männern, die sie kannten, ringen möchte, und Guarán warf

sie alle in Boden. Das gab denn viel Gelächter und Lust, denn Jeder schämte sich, daß der Küchenpeter seiner Herr geworden. Es war aber nicht anders. Und wenn Einer über ihn schimpfte und Streit erhub, so band der Guarán ihm mit viel Gethirre Hände und Füße und auf ihn so lange an einen Hals oder Bauman, bis wieder Alles vergangen und vergangen war.

König Alti selbst vermutete sich höchlich über die Stärke, die er an dem Guarán wahrnahm, den er nicht anders behandelt wie seinen Hensarten. Das ließ sich Harelef indig stellen und dachte bei sich, das Harelef dabei nicht. Jeht der Stärken aus des Königs Gemüte konnten Nichts gegen ihn ausrichten, und wußt Harelef vermehren nicht die Lust zu haben, die er wie im Spiele auftrieb und von dannen trug.

Nur Gines berührte Harelef sehr, das er nämlich die ichene Argentilla nicht sah, er ihr doch seine Güte gedehnten hatte und sie liebte auch seinen Herrn.

Damit war es aber so bemerkt, das die Herrn und Ritters aus Könia Gedenkrechts Reich mit dringendem Ansuchen in Alti gekommen waren und verlangt hatten, er solle sie einem starken Herrn vermählen, das der ihr Könia wärte. Denn Argentilla hatte bereits Alter und Größe erreicht, das sie in die Ehe treten konnte.

Dies Ansuchen verdross Alti sehr, und da er fürchtete, die Herren möchten Argentilla heimlich entführen, so brachte er sie in ein Gemach, wem sie nicht erlaubt werden konnte.

Darum sah Harelef sie nicht, wie viel Mühe er sich auch darum gab.

Gedenkrechts Ritters und Boten gab Alti aber im Antwort, er sei willig zu thun, was sie begeherten, sie möchten ihm nur Ritt lassen, einen würdigen Gemahl für seine Nichte und sein Mündel auszuwählen. Das waren sie antrieben und es wurde ein Tag festgesetzt, an dem Alti ihnen Argentilla's himmligen Gemahl verkündigen sollte.

Das hatte Alti aber nur gesagt, um eine Zeit zu öffnen. Deshalb ist es erstallt seine Vertrauten und Henschen um abnehmen Ritt zusammen und offenkundig ihnen, das er sich immer von Gedenkrechts Reich zu weichen gedachte; lieber wolle er den auszuwählen geizig werden, als das Land herausgeben. Sie sollten ihm nur raten, was er gegen das Begehren von Argentilla's Anhängern antworten sollte.

Da beriethen sich seine geberamen Diener sehr und saaten, es sei gewis Gottes Wille, daß er das Land besitze, da es sein Wille sei. Endlich beschloßen sie einstimmig einen Rath und ihr Bescheidener sagte also:

„Lasse, o Königin Alti, die Juaran mit mir führen über das Meer zu Britanien und beschütze sie keinen guten Beten darob, auf das die sie in ein Kloster faden, dort mag sie Rente werden und ihr heiliges Gott dienen, das wird ihrer Seele das Beste sein.“

„Gut Alti und Gute Bescheid ist denn auch“, beklachte Alti darauf. „An die Ausfahrt habe ich auch gedacht, aber sie genügt nicht. Wo könnte ein Brautpaar die Jungfrau dort aufwachen machen und sie erlösen, wenn sie gewis gern die Hand könt und so sagte, dann hätten wir bald alle Familien im Lande mit mir weiß, wie es dann auge. Ich habe ein besseres Mittel ausgedacht, das ich auch ausführen werde, die Welt mag dann sagen, was sie will. — Alle Königskinder hart, mußte ich ihm in Guter Alti Gegenwart schwören, sie dem höchsten Mann zu vermählen, der sich im Lande finde. Und diesen Schwur will ich rechtlich halten, das wisst! Nun ist Jedem bekannt, daß leichtlich kein Starker gefunden werden kann, als der Guaran, den Ihr Alle habt einen sehen. Er ist rechtlich halber einseitig, aber das schadet nicht. Dem will ich sie geben und Argentilla mag dann Königin der Schönen, Keisel und Mannen werden. Ich selbst will Alles in's Werk richten und ihren Arcanden am bestimmten Tage hinführen. Wäre's nicht dann Guter, so fahre ich ihn in's Gefängnis und gebe sie dem Küchenjungen doch. Nun geht.“

Als die Küche diese Worte ihres Königs gehört hatten, riefen sie geschrienet Wasen seine Bescheid und verabschiedeten sich. Alti aber ließ den Tag herankommen, der bestimmt war, und sprach dann zu den Arcanden Argentilla's, wie er beschloßen hatte.

„Mein Schwur“, sagte er, verbietet mich, sie dem Stärksten im Lande zu geben. Da nun keiner stärker ist, als Guaran, so werde sie sofort dem Guaran. Wollt Ihr sie dann noch mit Königin und den Guaran zum Könige, so ich, wie Ihr sie trachtet.“

Früher erhob sich ein großer Lärm und es war wohl anders gekommen, wenn nicht Alti, auf Widerstand achtend, einas hundert Kerkern in den Verminnen aufschüttet gehabt hätte. Die aus sein Oeser nun in's Lämmer wanden und Jeden in's Gefängnis führten, der seine Zustimmung zu dieser Vermählung verweigerte.

So war es bald wieder still, denn mit Selbsten läßt sich aus Stille schenken.

Alti beschloß aus Jeter, Argentilla herbeizuführen und einen Bräutigam, auf das er die Juaran verheirathe. Das geschah, und Argentilla weinte recht bitterlich, als sie vor ihren beien Oheim geführt wurde und verließ sich eines bösen Schicksals.

„Nun helf mir auch ihren Gemahl!“ rief Alti. „Der war aber nirgendwo zu finden, denn es war gerade heute sein freier Tag, an den Garedel zu seinen Brüdern auf die Aftenklippe gegangen war. Er hatte es wohl heimlich angesehn, aber die Häcker fanden ihn, als es bereits dunkelt und er den Rückweg antrat. Darum haben sie nicht, das er ein anderes Gewand trug, als vordem in der Küche, und bewarnt war, wie ein Ritter.“

Garedel hatte nämlich seine Ungeheub der schönen Argentilla heimlich zu sein, nicht mehr bewahren können und mit seinen Brüdern sich bewarnt und geräthet, um sie auf allen Schloßern umher zu suchen und sie frei zu machen. Alles war verabredet, wie Jeter gehen und suchen sollte, und sie hatten sich eben getrennt, als Alti's Häcker sich auf Garedel stürzten, um ihn zu fangen.

Sie ließen aber über an Garedel's reg burria sein Schwert und bald lagen die meisten Häcker in ihrem Blut. Einige waren indess nach dem Schloße gerannt, Lärm zu schlagen und Hülfe zu holen. Guaran stürzte von den Thoren aus und wurde abgedrückt, aber auch denen erging es zur schlimm, und so mehr über sich an Garedel heranwachten, um so mehr wurden auch in das Gras beissen.

Endlich vernahm auch Königin Alti, daß der Guaran, wie er sonstiger Weise nur genannt wurde, sich zur Flucht setze und schon viele Mannsdast um's Leben gebracht habe. „Seht Ihr, rief er da laut und lachte, das ich den rechten Mann für meine Nichte gefunden habe! Aber sehet es mein halbes Herz, ich werde den Willen Odenbroch's erfüllen und noch heute aus meiner schönen Nichte und dem Küchenjungen ein Paar machen!“

Alle wurden immer mehr Thoren hinaus, gerannt um den Widerwärtigen zu jähnen und Garedel hatte saure Arbeit. Schon längst war er in Schwere gebracht, aber es lief auch bereits das Blut stromweis aus den vielen Wunden, die man ihm geschlagen hatte. Seine Brüder hatten längst sich wieder eingetheilt, um ihm zu helfen, aber sie trachten in Oerdränge unversen und konnten Garedel endlich in der Dunkelheit nicht mehr sehen.

Dietel war endlich denn doch müde geworden und suchte sich zu schlafen, da die Zahl seiner Wunden nicht geringer wurde, wie viele er ihnen auch eingelegt. Als Argentilla mußte ich mich setzen, dachte er und wollte über einen Graben springen, um in die Nacht hinein zu entkommen.

Aber der Sprüßling mislana, er fiel nieder und seufzte wegen der Schmerzen über ihm, so ihn zu binden, daß er kein Glied ragen konnte. Damit schloßten sie ihn auch ohne viele Umstände vor den König, der ihn lachend ansah und ausrief: „So recht, Guarán, du hast den Beweis liefern wollen, daß ich Gedenkbüchlein Gerecht recht ausübte. Nun schnell den Priester her, damit mein Spruch vollzogen werde.“

Harcelot's Kräfte waren indes geschwunden. Er hatte die Worte Alfi's noch verstanden und wechselte nicht daran, daß der Priester ihn auf seinen Tod vorbereiten sollte und daß sein Schicksal schon entschieden sei. Dann fiel er in Ohnmacht, nicht aus Todesfurcht, sondern weil er an drei Stunden schlief und allbereit sein theures Blut verloren hatte.

Somit blickten ihm zwei Händer empor. Und ebenso mußten zwei Dienerinnen die arme Argentilla aufrecht halten, die auch das Bewußtsein verlor, als sie sah und hörte, daß sie mit einem halbtooten Menschen, den sie nicht erkannte, vermählt werden sollte. Die Trauung wurde aber in Alfi's und anderer Zeugen Beisein richtig vollzogen. Das Paar wurde eingesegnet und darauf in bewußtlosem Zustande in die armselige Hütte des Guarán geschleppt, die in einem der hinteren Gärten stand, und dort unbarbarisch seinem Schicksal überlassen.

Man hatte Guarán, dessen Wunden noch unausgeleitet bluteten, auf sein Bett geworfen, so daß es Meigens wie eine Blutlache war. Argentilla lag am Boden. Wenn sie aus einer Ohnmacht erwachte und das schreckliche Schicksal bedachte, in das sie gestürzt war, so vernahm sie immer die Stimme von Neuem. Endlich fiel sie in einen tiefen Schlaf und hatte einen Traum, von dem ich hernachmals erzählt will.

Als danach die liebliche Morgenröthe das Gemach beleuchtete, kam Harcelot zu sich und sein erstes Wort war: „O Argentilla!“

Das vernahm Argentilla und es klang ihr die Stimme bekannt und gar freundlich in's Ohr. „Wären doch Grim's Söhne hier!“ rief sie, denn sie wagte nicht, sich zu erheben.

Darüber sprang Harcelot auf, denn er hatte sofort die Stimme wieder erkannt, ob er sie auch nur einmal gehört hatte. Und darnach erkannten sie sich gegenseitig und starrten einander sprachlos an.

„O Weit im Himmel!“ sagte Argentilla, „dieser Mann hatte mir Hülfe geleistet und nun ist er mein angetrauter Ehegatte!“

Das verstand Harcelot nicht, denn es war ihm von der Trauung Nichts gesagt, so daß Argentilla selbst ihm enthüllen mußte, was mit ihnen geschehen war. Darüber schämten sich Beide außermaßen, denn ob sie sich auch gar inbrünstig liebten, so hatten sie sich ihre Liebe doch noch nicht geteilt und waren nun Mann und Frau.

Harcelot ertröhete Argentilla indes und sagte, er werde sie allzeit wie eine Königin achten und wie eine Hülfedürftige und eine Schwächeren ehren und sein Wohlthun halten, daß er ihr auf der Hellschiffreise gegeben.

Argentilla war darüber sehr gerührt und versetzte: „Nein, mein Freund, weil wir getraut sind und ich dich von erster Stunde ab, wo ich dich getroffen in mir treten sah, wahrhaftig geliebt habe, so will ich auch recht deine Frau sein, wiefern du es willst. O mein Gemahl, nimm mich mit willigen Herzen als deine Gemahlin an, denn auf Erden ist kein Jüngling oder Mann, den ich lieber zu meinem Gemahle wünschete, als dich, den mir ein hartes Schicksal doch so freundlich gegeben hat.“

Als Harcelot die Worte vernahm, konnte er sein Glück nicht erweisen und tragen. War auch noch alle schwach, daß er nur leuchtete: „O meine liebe Argentilla!“ und wieder ohnmächtig auf das Lager zurückfiel.

Es that nun Argentilla, was allzeit guter Ehefrauen Pflicht ist. Sie stellte Wasser und Balsam und bereitete reines Leinen, um ihn zu verbinden, so gut sie es vermochte. Auch lag sie die Stunden kühnlicher ab und legte seine Hände unter, die sie in Harcelot's Hände sank. Und als sie das thaten hatte und sah, daß er im Schlummer lag, legte sie sich zu ihm, um zu erwarten, daß er wach werde.

Plötzlich erwachte sie aber so, daß sie an allen Gliedern litt. Denn wie dem guten Harcelot im achteten Schlate die Kräfte zurückkehrten und das innerliche Feuer in seinem Blute sich wieder anzündete, kam auch mit seinem Attem wieder das lichte Flämmchen von seinen Lippen, von dem ich schon Einiges erzählt habe.

Argentilla hätte stehen mögen, wenn nicht

das fremde Gesicht des Schlafenden sie beugte hätte. Wie sie nun so auf ihn hinschaute und sich wackeln seinen Rand wackelte, gedachte sie eines alten Einsiedlers, der nabebei im Walde wohnte und ihr schon oft Trost und Geduld einzuflößen hatte. Den beschloß sie herbei zu gehen und hatte sich bald geschnitten, um hinaus zu gehen. Sie sah, daß ihre Gatte ruhig schlief, schloß also die Hütte verständig und war bald im Walde bei dem Einsiedler.

„Lieber Vater“, sprach sie, „kennst du doch schnell mit mir dort durch die Gärten, wo ein Kranke, der mein Gatte ist, Guere Hütte bedarf. Ach, er breunt und ich kann ihn nicht helfen.“

Der Einsiedler ergriff seinen weissen Stab und schritt schnell mit der Argentiilla nach der Hütte, wo sie Harelef noch fanden, wie Argentiilla ihn verlassen hatte.

Das Klammchen stand nicht über dem Munde des Schlafenden. Als der Alte es sah, sprach er lächelnd: „Liebes Kind, halte getreu deinen Finger in das Klammchen, es wird sich nicht verformen.“

Argentiilla that es und wirklich fühlte sie davon seinen Schmerz, vielmehr eine angenehme Gluth, die sich auch wohlthätig in ihrem ganzen Leibe verbreitete, so daß neue Kraft und große Freude sie durchdrang.

„Siehe, liebe Argentiilla“, sprach der Greis, „der hier liegt und schläft, ist kein gewöhnlicher Mensch, sondern ein Auserwählter Gottes und sicherlich ein Königssohn, wenn er es auch selbst nicht wissen sollte. Ich weiß, daß Ahn dich mit ihm vermählt hat, um dich zu erlösen, aber er hat dich erhöht ohne Gleichen, darum ist froh.“

Und das war Argentiilla denn auch recht von Herzen. Sie konnte es nicht unterlassen, ihrem Gemächten ersten Schützern dank auf seine noch bleichen Lippen zu drücken und lag dann mit dem Einsiedler am Bette nieder, der Kranken zu pflegen, der wie versichert da lag.

Da erzählte Argentiilla dem Einsiedler auch ihren Traum, wie es sie bedrückt habe, daß sie mit dem Guaran, von dem sie nicht gewußt, daß sie ihn schon gesprochen, als seine Frau über Meer gefahren sei, gar bitterlich weinend und Heilmitteln. Da seien sie in einen Wald gekommen in fremdem Lande. „Ach“, sagte sie, „es war ein schrecklicher Traum. Ich sah einen milden Mann, der eine kleine Nische bei sich hatte, alle das sie seine Gegenwart davon erfüllt war. Die wollten alle den Guaran anfallen, aber da kamen von der anderen Seite viel starke Hunde, die ihn vertheidigten, und

einer von den Hunden auf den Bären nieder und erlegte ihn. Die Nische ließen, als sie das sahen, dann wieder kamen sie einzeln zu dem Guaran gesprochen, als wollten sie um Gnade flehen um Meere und wurde ein herrlicher Mann, wie ein König anzuwenden. Und die Bäume des Waldes neigten ihre Äste vor ihm und das Meer schnell mit gewaltigen Wellen bis vor seine Füße, als wolle es ihm hulden. Da lächelte der Guaran recht wie ein Herrscher. Ich aber war so von Angst erfüllt, daß ich erkrankte und dann pieglisch auch meinen Namen von ihm auszusprechen hörte. Nachher erkannte ich ihn wieder, denn ich habe ihn vor drei Monaten mit seinen Brüdern, den andern Söhnen Grims, an das Land hergekommen und er hat mir damals freundliche Worte gesagt und mir seine Dienste gewährt. Ach, Vater, nun ist er mein angeheuerter Götzenbild und ich liebe ihn ganz unaussprechlich. Tröste du mich und sage mir, ob diese Liebe süßhaft ist.“

Der Einsiedler hatte ihr heilig zugehört und dabei bald auf Harelef, bald auf Argentiilla hingesehen. Als sie schwieg, sprach er mit Händelchen ein Gebet zu Gott und legte ihr dann den Traum also aus:

„Liebe Argentiilla“, sprach er, „was du von deinem Gatten geträumt hast, wird bald in Erfüllung gehen. Ich sage dir, sei frohlich, denn ich erkenne, daß er aus königlichem Stande ist und daß mancherlei mächtiges Erbe ihm zufallen wird. Seine Welterlader — und er hat mächtige Welterlader — werden zu Schanden werden und sich vor ihm beugen, viel Volk wird zu ihm kommen und er wird König sein und zu Königen. Was ich dir versüßte, wird sicherlich geschehen.“

Und als sie noch so sprach, erlosch die Flamme über Harelefs Lippen, und er erwachte.

Da sprach der Einsiedler: „Ah, mein Sohn, sage mir, wer du bist und von wo du gekommen bist ein Nichte?“

Harelef versetzte: „Ich bin von Grimsbay gekommen, wie wir die Stadt nannten, an der mein Vater sich ansiedelte hatte. Mein Vater ist Grim, der Häupter, und meine alte Mutter heißt Sabura. Als zwei Brüdern bin ich bisher ausgefahren, aber ich weiß nicht, ob sie sie nach dem Unfall von Göttern noch am Leben finden werde, denn man hat uns tödtet.“

„Zieh deine Brüder auf“, sagte da der Greis, „und ziehe mit ihnen und deiner Frau Argentiilla fort von diesem Lande, das du einst

wiederselben wick, wie ich die verflumtge. Nehre nach Grimeban zurück. Dort wird sich erfüllen, was Gott mit dir beschließen hat. Und nun reißt bald, dort sehe ich deine Brüder kommen, die dich suchen."

Damit gab der Ginnelker seinen die Hand, schaute sie und ging wieder in seine Wälder. Klauke Gleich darnach traten auch die zwei Söhne Grim's in die Hütte, um nach Harelief zu sehen, weil sie fürchteten, er sei tot. Sie mußten sich nun wohl sehr verwundern, als sie die schöne Argentilla an seiner Seite sahen, aber noch mehr erschauerten sie, das Beide Mann und Frau waren.

Argentilla trieb aber bald um Aufbruch und sagte: „Ihr Freunde, laßt mich hier nicht die Zeit verstreichen, denn es grauet mich vor diesem Lande. Es ist besser, in der Fremde ein neues Glück sich zu suchen, als dabei ein taumelndes Fährdasein zu führen.“

Harelief antwortete: „Ja liebe Frau, aber wenn wir dereinst härter sind, als jetzt, so wollen wir wiederselben und an dieser heißen Bruch Nache nehmen.“

„Ja!“ sagte Argentilla und nun machten sie ihr wenig Habe in vier Bündel und wanderten nach dem Meere zu, wo die Schiffe ankerten.

Und Harelief hatte bereits alle Kräfte wieder und seine Wunden thaten ihm nicht mehr weh.

Im Hafen fanden sie bald einen Schiffsmann, der willig war, ihnen ein Schiff zu verkaufen, und als die Vier es beklagten, fanden sie, daß es ihr eigenes Schiff war, mit dem die drei gekommen waren.

„Steigst gleich ein, liebe Argentilla“, sagte Harelief, „es hat auch für Vier Raum. Als ich damit abruhe, gedachte ich nicht, daß ich mit einer schönen Frau so bald in ihm wiederselben würde. Aber sicherlich ist es so Gottes Wille.“

So stiegen sie ein und ließen den Landwein in alle Segel blasen, daß sie bald von den Mauern und Thürmen Nikela's nur noch Weiden sehen konnten und auf hoher See dahin fuhren. Nach einigen Tagen landeten sie auch glücklich in Grimeban und der alte Grim war voller Freude, als er sie sah, und auch Frau Sabura, die viel Thänen vergoß.

Aber ist denn die schöne Frau, die ihr mitgebracht hast, meine Tochter? fragte sie.

„Ja sie eine Frau oder eine Jungfrau?“

„Sie ist eine Frau und eine Jungfrau“,

sagte Harelief, „ganz wie du willst, liebe Mutter, denn sie ist mir ehelich angetraut und

doch nicht meine Frau, denn ich habe nicht Ja gesagt, als und der Priester trante.“

Dabei lächelte er und Argentilla wurde roth über und über und lächelte auch und sagte leise: „Ich habe auch noch nicht Ja gesagt.“

Das klang nun so verwunderlich, daß Grim und seine Frau Sabura sehr neugierig wurden, Alles zu vernehmen. Sie gingen aber in das Haus, wo Sabura keines Leinen aufdeckte, Salz und Brod und Aelich und Weid und andere gute Sachen auftrug und suchte Alle in einer fröhlichen Madschkeit einlad.

Die schmeckte ihnen nach der Seelarbeit vortrefflich und als sie nachher vertauschlich zusammenliefen, erzählte Harelief Alles, wie es sich zugetragen hatte, und daß er Argentilla sehr liebe und sie ihn.

„Das ist ein gut Abenteuer!“ rief der alte Grim lustig. „C besser konnte es nicht kommen!“ rief Frau Sabura ein Mal über das andere Mal und freudlich der schönen Argentilla das gelbene Haar und küßte sie recht mütterlich auf die Stirn.

„Nun steht dir noch viel gutes Werk bevor zu thun, junger Obmann!“ sagte Grim.

„Ja“, sagte Sabura, „wir wollen gleich dem Todpriester antragen, daß er die Trauung noch einmal vollzieht, damit wir es hören, das Argentilla gern Ja sagt.“

Also überzogen und lachten sie in einträchtiger Zeligkeit und während Grim mit den Beiden zum Priester ging, ihn in das Kirchlein zur Trauung zu befehlen, rühten Frau Sabura, was Küche und Keller vermachte, in einem kleinen, vergnügten Hochzeitschmaus und richtete auch sonst Alles vortrefflich an. Ihre Söhne gingen ihr dabei flink zur Hand und so waren sie auch für und fertig, als Grim an's Ändler flehte und rief, sie sollten nun kommen, der Priester sei schon in der Kirche.

Da stiegen sie sehr und traten vergnügt am Altare hin und Harelief und Argentilla baten den Priester des Herrn, ihr heiligen Handlung zu weihen.

Grim trat aber plötzlich ernst hervor und sprach zu Harelief: „Mein Sohn, weißt du, wer du bist und wie dein Vaterdame ist?“

Harelief sagte: „Du weißt Grim, meine Mutter heiße Sabura, die hier steht, ich bin Euer Sohn und viele Beiden sind meine Brüder.“

„Nein!“ versetzte Grim. „Aber du kennst es nicht anders wissen. So höre denn, daß dein Vater der König Günther war, der über die Lanen herrschte. Viele wei sind meine

Söhne, du nicht. Aber ich habe dich gern als Sohn bei mir gehalten. Denn der gellgelige und triebhüblige Hofmann Hetull, der Verkäufer und Verräther, führte seine Glieder in's Verderben, sich um Gewinn, und brachte es dahin, daß dein Vater das Leben verlor. Dein Erb ließ er von König Artus rauben, der es ihm himmelstreich umkehren gab. Da bin ich mit dir entflohen, auf das du dein Giantum Tümenst einstens wieder gewinnen kennst. Auf der Flucht kam deine gute Mutter auch um, ebenso die Knechte, die ich bei mir hatte. Wir gelangten mit Gottes Hülfe in diese Bar, wo ich mich niederließ und dich erlosse und die nach dem Leben trachte. Auch durfte Niemand deinen wahren Namen kennen, selbst du nicht, den alle nur Sabura und ich wußten. Aber du heißest Harelek, König Günftler war dein Vater und Tümenst ist dein Erb' und Giantum. — Nun, guter Barte, traue das junge Königspaar um deines Pundes, auf daß Harelek bemach sein Reich und das Reich seiner Frau zu erben aussehe."

Alle sechab es und das junge Paar war wie bezaubert von Glückseligkeit. Laut und freundlich sprachen sie gegen ihr Ja und umarmten sich erst danach herzlich, wie Eheleute thun.

Das Hochzeitsfest war aber ein sonderlich feierliches, bis Harelek seine junge Frau in das Kammerchen führte, das Sabura auf das Euterliche für sie bereitete hatte. —

Als danach die liebliche Morgenröthe das Gemach beleuchtete, in dem sie die Nacht verbrachte, sagte Harelek: „T liebe Argentilla, unsere erste Brautnacht war voll Blut und Thränen, voll großen Kummer und Leidens, aber nun hat uns Gott um so glücklicher gemacht, als wir je in weiten getachten Tarnen las und ihm danken!"

Und die Glücklichen knieten am offenen Fenster nieder, ein herrliches Gebet zu sprechen. Und der blaue Himmel und das staubige Meer schaueten auf sie und Gott hörte ihr Gebet gern an.

Danach blieben sie an einem halben Mond in Grimdeban und hatten unaussprechliche Freude Tag und Nacht. War auch kein schöneres Paar je gesehen worden weit umher im Lande, wie alte Leute sagten, die sie hatten am See-Strande wandeln sehen.

Darauf aber ließ der Prinz Harelek sein königliches Blut nicht länger feiern, gedachte auch, seine liebe Argentilla bald wieder

auf einen Thron zu geleiten, wie es ihr zukam.

Alle hielten das gut, zumal der alte Grim, der denn auch Alles nach Nothdurft zu rühen unvertreten war. Er machte ein großes Schiff feierlich, für das er auch bereits viel junge streitbare Mannschaften angeworben hatte, und gab hinein an Waffen und Gewand, so viel sich in Grimdeban beschaffen ließ.

„Nun nennet eure Namen und euer Verhaben nicht allseitig“, vernahmte er sie beim Abschied, sondern fahrt nach der Stadt, wo mein alter Freund Sagar, des Königs Günstler getreuer Zenschal, anmoch wehnet und der Größungsstahl mit Zehnhand barret. Er wird Euch wohl aufnehmen und bald vielleicht laßt Ihr mich dann rufen, damit ich die, mein Harelek, als dem neuen und rechtmäßigen Tümenstönige bringe. Zwer aber kniee hier vor mir nieder, auf daß ich die den Ritterschlag gebe, wie es Brauch ist."

Da kniete Harelek nieder und wurde von dem alten Grim zum Ritter geschlagen.

Und dann führte er Argentilla in das Schiff, die sich in keinerlei Drangsal und Gefahr von ihm trennen wollte, und Grim's Söhne saßen mit ein, um ihren Heirath bei dem künftigen Königspaar zu stehen.

Das Schiff fuhr lustig in See und der alte Grim mit Frau Sabura wünschte ihnen noch lange nach. „Bald trage ich die Tümenstönkrone auf meinem Haupte“, sagte Harelek zu Argentilla, „wenn du mir demnach ein Kindlein schenkst, so heiß ich in Gott, das wir dann bereits achtund geachtet sind."

Bei Sagar's Stadt anlangend, ließen sie Schiff und Mannschaft im Hafen und wanderten selber auf des Zenschal's Haus zu. Der alte Zenschal empfing sie in aller Gastlichkeit, ließ sie, da es eben Grundszeit war, oben an der Tafel bei sich sitzen und sagte Allen, besonders der besten Argentilla viel Freundliches. Auch anmuthete ihn Harelek's Gehalt, Gesicht und lebendige Kraft wohl an Günstler, da er aber ein vornehmer Mann war und der böse Hetull allezeit Epäher bei Sagar hielt, so schweig er wohl still, um die Fremden zu prüfen.

Gegen Abend ließ er seine Knechte und Knappen, die viel Fremdlinge in ein Gasthaus führten, das ihm gehörte und das er für sie hatte einrichten lassen. Er mülte sie freundlich und herzlich sie auf den andern Tag wieder zu sich.

Aber er sollte sie schon früher wiedersehen und nun vernahm, auf was wunderliche Art

Als sie nämlich durch die dunklen Straßen hingingen, um ihr Galtbäus zu erreichen, waren ihre Begleiter heimlich mit Geduld Kriegesknoschen einverwandelt und geschrien, die drei Männer zu erschlagen, die schöne Argemilla aber, die Allen fentersch achsel, zu rauben und danach denn als Sklavin zu verkaufen. Denn in jener Zeit wurden Menschen noch verkauft, wie unvermüthliche Thiere.

Stürzten alle verabschiedeter Weise an der Stadtmauer wohlbewahrt und in großen Häufen auf die Pier her und meinten bald mit ihnen fertig zu sein. Aber es kam anders.

Harcel trat Argemilla in die Thür, nickte eines hoben und argen Mauerburchs und trat mit seinen Gefährten vor sie, um sie zu weisbediagen und den Angriff abzuwischen. Ihre drei guten Schwerter waren nicht träge und bald lagen viele der Angreifer im Blute, die übrigen liefen fort, neue Genossen zu ihrer Schandthat herbeizubelen.

Inzwischen sah Harcel sich um, konnte aber nicht Hitz noch Steg erkennen, beschloß aber den Mauerthurm zu öffnen und im Thurm Argemilla zu schützen. Also thaten denn auch die Drei, verschloßen die Thüre hinter sich, versammelten sie auch mit Balken und Steinen von Innen wohl und waren damit eben fertig, als von allen Seiten her die Schandbaren Gezielen und Kriegesknosche Geduld herauswachten, den Thurm anzugreifen und ihr Verhaben nun in Ausführung bringen wollten.

Harcel hatte indes Argemilla in einem kleinen Thurmsaale wohl untergebracht und war selbst mit den Fremden eben auf die Ainnen geschlagen, um von dort den Feind zu erwarten.

„Ja kommen sie!“ rief er, „und nun Ihr Muth, macht es wie ich.“ Und damit löste er einen der schweren eiseren Steinquadern los und schickte ihn mitten in den veranbrannten Haufen, das wohl ein baldes Lohent auf der Zelle toll blieb.

Darüber wurden die Soldaten Geduld bisig und trüben sich an den Thurm heran, vermindert, mit ihrer ersten Anzahl der drei Aemterlinge halt Herr zu werden. Aber die Steine des Mauerbaues auf dem Thurm floßen unausgesetzt und nicht wie Hagelkörner unter sie, so das bald ein Wall von Steinen und Trüben unter den Thurm aufstand. Und Harcel warf die großen Steine, die besten jungen Ohm die Heimchen, stießen allezeit gar gut und warde ihnen dieser Kampf, der gar lange dauerte und nicht aufhören wollte, schier eine artige Beschäftigung gewesen, wenn

sie nicht um der schönen Argemilla wegen Sorge gehabt hätten.

Dazu auch hatten sie bald den halben Thurm heruntergeworfen, so daß er nur noch die halbe Höhe hatte und sie bereit die Treppentufen zu Burtschüssen gebrauchen mußten, die in Argemilla's Zustände führten.

Es war schon über Mitternacht und die ganze Stadt in Aufruhr. Da sah Harcel, der eben wieder mit einem glücklichen Burtsch einen Ketersmann und zwei Schiltschnappen niedergeworfen hatte, mit Adeln und viel Mannschafft den allen Schar heranziehen. Und sah es gar herrlich aus, wie der lange, weiße Bart des alten Herrn im Adelslichte und der Nachhut bin und her wehte.

„He, bellah! Feinden!“ rief er, „haltet ein, ich bin der Senechal und werde die Anführer dieses bösen Auftrubs fassen.“

Damit trat er an den Thurm und wie er das Stüd Arbeit sah, das die drei bereit vollbracht hatten, war sein Staunen nicht geringe und biß alle Mannschafft rings umschien, auf das er mit den drei Tapieren auf dem Thurm sprechen könne.

Harcel stand ruhig oben, eine halbe Steinmaile in den Armen haltend, und seine Genossen rissen neben ihm die Steine los, damit sie für weiteren Kampf gerüstet wären.

Die Schar nun hinaufschauend, bedachte es ihn, als Harcel härter wäre und gewaltiger, als wer. Das hatte die Freiwiligkeit des Kampfes geihan, die allezeit den Tapieren ichene und härter macht.

Ja rief Schar: „So ruhte mein guter König in der Schlacht aus, wenn er neuer Feinde hatte. Wirt nicht mehr, junger Kämpfer, ich ache Wachenruhe, aber sage mir, wer du bist, denn ich meine, keinen Stamm zu kennen.“

„Ja!“ rief da Harcel, „ich bin König Gunters Sohn, Harcel ist mein Name und wer es mit seinem Königsbaute recht meint, sehe zu mir!“

Damit schwang er sich von dem Thurm nieder und biß einen seiner Freunde ihm folgen, den anderen ließ er in Argemilla's Schutz auf dem Thurm.

Schar aber brühte beide Arme aus, Harcel auf seine Brust zu drücken, und rief laut: „Gehet sei die Zunde seines Gmings, nun mögen die Götter freiesprechen, aber sitzen soll, wer Gerecht begehnen darf!“

Und so gleich ließ er sich König Gunters Herrn reihen, das Niemand zu blauen vermehrte, als wer aus Gunters's Blut entstammt war.

Sigat hatte es mitbringen lassen, weil er schon Harelde's Stamm abnte und ihn prüfen wollte, ob er auch fidele's Hündchens Zehn sei. „Blase dies Horn!“ sagte er, „wenn du Harelde bist, wie du sagst, so wirst du damit bald deine Getreuen um sich versammeln. Blase!“

„Ich bin wohl kein Hornbläser gewesen“, erwiderte Harelde, aber ich will auch die Kunst erlernen!“ Zog er also das Horn, das schwer von Oelf und mit Gedächtnis beugt war, an den Mund und wie er zu blasen anhub, erklangen die Töne gar gewaltig und hell durch die Nacht, daß es für alle Getrechten eine Freude war, es anzuheeren.

Aber ein Schreck ergriß die Hetul's schon, daß sie sich abtheilen machten und bald nur Hündchens Getreue auf dem Plage waren. Harelde ließ das Horn aber luthig weiter erklingen, als ob es Jubel und Schlachtmuth wäre und hatte große Freude.

Da kamen Argentilla mit ihrem Schöpfer aus der Furgung zu ihm und dergleichen viele Eingeborne der Stabt und Alle huldigten ihm als ihrem rechtmäßigen Herrn und Könige.

Sie legten darauf in des Zenschal Sigare's Schloß und sandten Boten aus nach allen Seiten, daß die Getreuen Hündchens sich in seinem Zehne und Erben schafften.

Und schon am Morgen war ein kreistbares Heer versammelt, das von Stunde zu Stunde wuchs. Denn aus jedem Terte kam, wer Krieg und Zuchtart führen konnte, und so ordnete Harelde sie, so, wie es die Kriegs- und Vertheidigung, und führte sie nach der Hauptstadt, wo Hetul's Hof hielt.

Tiefer hatte schon Kure von der Kundschaft Harelde's erhalten und alle seine Inverren schnell zusammen gerufen, um den Angriff zu beschleunigen. Aber Harelde war eher da, als Hetul's sich dessen verah, und ließ sein Heer rufen, als er Hetul's's Anführer anständig wurde. Er nahm sein Schwert zur Hand und stürmte allein in das Lager, denn er fürchtete sich vor Nichts in der Welt.

Und als er in das Lager hinein stürzte und das königliche Heer erkennen ließ, war ein Jittern und Beben bei allen Hetul's'sen. Hetul's aber selbst wußte, daß ihm sein Reich gerettet werden sollte, und stand gerüstet vor seinem Zelte. Da kam mit hellen Heimgängen Harelde heran. Hetul's legte sich auch schnell auf sein Zuchtschwert und wachte es Harelde entgegen.

Aber der Streit währte nicht gar lange. Harelde schlug mit dem ersten Hiebe Hetul's

das Schwert aus der Hand und mit dem zweiten trennte er ihm das Haupt vom Rumpfe, das es weit dahin rollte in den Sand.

So tödtete er den Verdräber vor all seinem Volke und war keiner, der weiter zu kämpfen Lust gehabt hätte. Alle setzten um Gnade und verdräben ihm willig und neu zu dienen. Und Harelde ließ allen Verführten Gnade widerfahren und im ganzen Lande Frieden und Wiederkehr der alten Rechte und Gerechtigkeit ausbreiten, über die Treubruchigen aber ließ er strenge zu Gericht und schenkte ihnen keinen.

Dann aber ließ er das Schloß für Argentilla neu herrichten und Alle, die er dorthin, Jung und Alt, Arm und Reich, dienten dem herrlichen jungen Königspaare mit Treue und Sorgfalt.

Wegen die Krönungszeit aber sandte er Orimo beide Söhne, die er zu den Erben unter sich gemacht hatte, gen Orimobay, um seinen alten Hagestee mit die gute Frau Sabura abzuholen, und als sie gekommen waren, wurde die Krönung sehr Jubel und viel Feierlichkeit vollzogen. Jenseit aber waren die beiden anständigen Helden Siar und Orim obmühen erweist und blieben als treue Räthe und Freunde Harelde's minnere immer an seinem Hofe.

So waren sie in Ehren und Würden Herrscher von Länemaß und genante sich keiner, mit dem starkmüthigen Harelde in Aebte zu treten. Darüber wurde ihr Reich immer mächtiger und blühte, wie nie zuvor oder später. Auch bekam die edle Argentilla ihren Gatten in vier Jahren zwei starke Knaben, deren ersten sie Carl und den zweiten Waldun nannten. Und daren allerer Gott, das er sie in seiner neuen Hüt gewachsen und geblüht lasse.

Tanach aber vermahnte Argentilla ihren Gemahl, nach England überzuwachen, um ihr Erbe zu gewinnen, das ihr König Alin, ihr Onkel, schändlicher Weise entzogen hatte. „Wir haben noch Kache an dem Buben zu nehmen“, sagte sie. „Nicht leicht giebt er willig heraus, was ihm nicht will.“ Weigert er sich, so las ihn seine Wacht füttern.“

Harelde sagte Ja und ließ eine kleine Flotte mit wenigen, aber starken Männern ausbreiten, denn er wollte kein großes Blutbad anrichten und das Volk nicht selbst thun.

Und nach einer langen und mühsamen Fahrt, auf der er viele Schiffe verloren hatte, kam er nach Galesburg, wo er Lande und Besitzthum an Alin schickte, er solle das Land

berausgehen, um das er Gedenkreutz Urbin Argentilla schmählich betrogen habe.

Als aber, der ausgleichsüchtige hatte, das Havelck Unzulust zur See gehabt habe und nur mit einer kleinen Mannschaft gekommen sei, verhöhte die Boten und zog sofort mit seinem ganzen Heere gegen Garlesfur, um sich, wie er sagte, den Gnanan wieder einzufangen.

Der Kampf begann und wurde sehr heftig geführt, denn jeder Däne mußte für zehn Mann kämpfen. Als wurde es Abend und dennoch kam es zu keiner Entscheidung. Viel Mische waren gefallen, aber auch die meisten Tünen, so daß Havelck nur noch ein geringes Häuflein bei sich hatte, als wegen der Dunkelheit die Schlacht eingestellt werden mußte.

Da klang es eine Kriegsflut und ließ in der Nacht viel große Plübe schneiden. Viele wurden selbsterst in die Erde geschickt und alle gefallenen Tünen daran aufgehängt, so daß sie Lebenden ähnlich sahen. Jedem gab man eine Zweifart so in die Hand, als ob sie eben in den Kampf rennen wollten.

Havelck selbst stellte sich vor diesem Tötenscheit mit seinem Häuflein auf und erwartete sie den Morgen.

Als wollte auch sofort die Schlacht wieder beginnen. Als aber seine Ritter alle die gefallenen Tünen wieder aufrecht und kampfgerechter sahen, da hielten ihnen die Haare vor Schrecken zu Berge, sie verloren den Muth und riefen von stampe ab. Als selbst kehrte über den unerwarteten Anblick und wollte Arleten töten und Göttern schaden.

Es war Havelck aber nicht gemeint. Er fürchte mit den beiden jungen Gnanan und einer kleinen erlesenen Schar auf Als ein und hatte sich bald durch dessen Leitharnen in ihm durchgeschlagen. Als steht wie ein Verzweifelter, wurde aber so getroffen, daß er für tot zusammensank. Damit war der Sieg errungen, Als's Männer aaben sich gefangen, die Heldentun wurden gebunden weggeführt, die Truppen entlassen und in ihre Heimath entlassen.

In Kurzem hatte Havelck die Hülfe der Regierung in Händen. Als war wieder in sich gekommen, sah aber bald ein, daß er an seinen Wunden sterben würde, weshalb er um Verzeihung und Gnade bat, bevor er starb, die gewährte ihm Havelck auch, worüber Als so gerührt wurde, daß er Argentilla, da er selbst ohne Leibesleben war, um Urbin seines Reiches einsetzte.

Dann starb er. Und so kamen damals alle Lande von Helland bis Glescher unter dänische Herrschaft und machten zusammen ein großes Reich aus.

Havelck aber lebte mit Argentilla noch viele Jahre in Glück und Segen und theilte vor seinem Tode die Lande unter seine beiden ältlichen Söhne, wobei es gekommen ist, daß die Länder hernachmals nicht mehr ein Reich ausmachten.

Und seine Regierung war eine so glorreiche, daß die dänischen Säger viel edlere Väter darüber gemacht haben. Der Tod aber, wo er endlich kam und auch mit Argentilla beiseite wurde, hatte damals den Namen Sinterlie.

Frau Holle und ihre Nahe.

Nach von Dr. Joh. Hen. Vogl.

Es war ein heiterer Sonntag, die Sonne leuchtete über glühenden Wald, kuckte auf die nach Regen lebende Erde, als rief wegedämmte Wänter am Abhang des Waldes, berges aueruben, welcher sieben Stunden von Ganel sein Haupt bei 24-4 Fuß über die Meeressphäre erhebt.

Es war ein Landmann aus Nischenbach, mit seinem Weibe, und seinen drei Kindern, einem Mädchen von elf und zwei Knaben von fünf bis sieben Jahren.

Der Alte hatte Püdel und Stoden hingeworfen, und sich auf den dünnen Grasboden gesetzt, über welchen eine riesige Pude, an deren dummeren Stamm sein Gewicht und die Kinder Plog genommen hatten, ihren süßen weithärtigen Schatten breiteten.

W! rief Gernar, so nannte sich der Alte, indem er sich den stromenden Schweiß von der Stirne wusch, das ist ein toller Weg.

Ja wohl, fügte sein Weib hinzu, und



Frau Holle und ihre Katze.

(Märchen von D. J. N. 189.)

doppelt sauer, da das Ziel derselben und noch unbekannt ist.

Na, Sorge dich nicht, Gertraud, erwiderte Gernar, hat uns auch der geldgierige und boshafte Amtsbegier unverschuldeter Weise von Haus und Hof gejagt, so werden wir doch irgendwo anders eine Zufluchtsstätte finden. Leute, die seine Arbeit scheuen, kriegen überall Arbeit. Von allen Andern müssen wir jetzt suchen Häuser zu erreichen.

Na, und was dann? fragte Gertraud.

Was dann? — nun, dann überlassen wir das Aeußere dem lieben Vergelt und der Frau Solle, die aus dem alten Weidner häuften soll, laßt Gernar sichernd fort, ohne zu bemerken, daß ihm in diesem Augenblicke ein uraltes verkrümmtes Mütterchen ganz nahe gekommen war.

Von Frau Solle spricht Ihr? fragte dieselbe. Ob sie wird Euch nicht viel helfen.

Rein! du Alte? erwiderte Gernar.

Ja wohl, sagte dieselbe, es gehen wohl viel gute Tagen im Lande Hesse herum von Frau Solle, aber noch viel mehr der schlimmen. Sie soll den Spinnerinnen vor nächstlichen Weile das Garn vermirren und den Klatsch anjucken.

Ja, erwiderte Gernar, denen, die lieber faulenzen als spinnen wollen.

Sie soll den Tienen die Bettrede vom Leibe ziehen, und sie nach auf das Steinpflaster legen.

Ganz recht, versetzte Gernar, wenn sie nicht früh genug aufstehen mögen zur Arbeit. Nehmt Euch in Acht, nahm hierauf die Alte mit leiser Stimme das Wort, sie soll auch die Kinder in Wechselbälge vermandeln.

Die Bösen, ja, so sagt man, die fremmen aber macht sie zu Glückseligern, darum haben die meinen nichts von ihr zu fürchten.

Ihr habt einen festen Glauben auf die Bergzau, sprach hierauf die Alte, aber Ihr werdet sehen, daß er an ihr zu Schanden werden wird. Nun meinerhalben, thut was Euch beliebt, ich habe es gut mit Euch gemeint und Euch gewarnt.

Darum danken wir Euch auch für eure gute Meinung, sagte Gernar, und wollen Euch eine kleine Bezahlung nicht verjagen.

Aber bedenke doch, rief Gertraud, als sie Gernar seinen mageren Geldbeutel aus der Tasche ziehen und denselben öffnen sah.

Gi, was ist da zu bedenken, entgegnete Gernar, ein Wenig mehr oder weniger, macht und nicht unglücklich und die Alte scheint, ihrem Neugier nach, seiner wohl zu bedürfen.

Na, ja wohl, versetzte das Mütterchen und

nahm die dargebotene Münze. Danke, danke viel tausend Mal für Eure Gabe, möge Euch der Himmel Eure Mühseligkeit belohnen. Nach diesen Worten kniete und nickte die Alte noch mehrere Male mit freundlich grinsendem Gesichte, und verschwand sodann hinter dem Gebüsch.

Und nun laßt uns unsere Wanderung wieder fortsetzen, sagte Gernar, wir haben jetzt ausgerubt genug und noch einen hübschen Weg zu machen, bis wir Häuften erreichen.

Auf diese Ermahnung erdub sich die ganze Familie, und setzte ihr n Weg durch das wilde und unwegsame Gebirge fort.

Die düstern Schatten welche das Zweigengebüsch über ihren Häuften verbreitete, bot ihnen eine angenehme Fraudung, nur bereute Gernar, die Alte nicht um den nächsten Weg nach Häuften befragt zu haben, da es aber nicht geschehen war, so legten sie ihre Abreise auf das Gedächtnis fort.

Sie merkten bereits mehrere Stunden durch die Wildnis gewandert sein, als Gernar bemerkte, daß sie wirklich irre gegangen, und darüber nicht wenig bekümmert wurde. Er nahm die beiden Knaben auf die Arme und ermahnte sein Weib und sein Töchterlein, rüstiger vorwärts zu schreiten.

Aber immer dichter und dichter wurde die Waldwüste um sie her, und immer dunkler und dunkler die Schatten der Bäume, deren Blätter im frischen Abendwinde zu rauschen begannen.

Na, da entwand Gernar alle Hoffnung und schon gedachte er mit den Söhnen die Nacht im Walde zubringen zu müssen.

Wigelig aber rauchte es im Gebüsch, und zwei leuchtende Augen funkelten auf Gernar aus dem Dunkel. Es waren die Augen einer schwarzen Kage, welche sich gleich darauf zu ihm gesellte.

Gi sich doch das hübsche Thier, sagte Gernar, wie mag sich nur die Kage in den Wald hieher verloren haben?

Wenn es auch nur eine weltliche Kage ist, meinte Gertraud, und nicht . . .

Und nicht eine Waldhexe, erwiderte Gernar. Laß dir doch so etwas nicht träumen. Sieh nur, wie sie ihr silbernes Häubchen an meinem Fuße reißt, und so unheimlich schnurrt und fohrt. Gewiß ist hier irgend eine Hütte in der Nähe, wohin sie arbt.

Na, wenn es doch so wäre, sprach Gertraud, ich kann fast nicht mehr weiter.

Und ich auch nicht, sekundirte ihr weinendes Töchterlein.

Aber schon lief die Kage vor den Verirrten her, sah sich nach ihnen um, lehnte sodann zurück, als wolle sie die Jägernden ermahnen ihr zu folgen, und lief wieder voraus.

Germar und seine Familie hatten keine andere Wahl, als ihrer feisamen Leiterin zu folgen.

Es mochten aber kaum noch einige hundert Schritte fortgegangen sein, als Germar laut aufjubelte, denn aus dem finsternen Gebüsch schimmerte ihm plötzlich das Licht eines Fensters entgegen.

Die Kage hat uns nicht angeführt, rief Germar freudig aus. Hier ist eine Wohnung, hier finden wir auch Aufnahme, laßt uns nur schnell darauf losheuern. Bald hatten sie das einsame Häuschen erreicht, auf welches die Kage gleich lossprang und heftig zu schreien und zu miauen begann.

Die Thüre that sich auf und eine junge hübsche Frau mit bleichem Anzuge stand vor ihnen, eine Amsel in der Hand.

Ihr habt Euch gewiß im Walde verirrt? rief sie die Wanderer mit wohlthönder Stimme an. Nun tretet nur herein. Ihr sollt hier Nachtmüßig und Unterkunft finden.

Mit vieler Dankszungen folgte Germar mit den Seinen dieser Einladung, und trat in die geräumige Wohnstube, welche einfach aber höchst zweckmäßig eingerichtet war. Nur konnten sie sich nicht genug über die vielen Kagen und Käzchen wundern, von denen die Hausbesitzerin eine ganz beizendere Freundin zu sein schien, denn überall sprangen und flatterten diese muthwilligen Thiere umher, und trieben sich spielend und balgend durch die Stube.

Die wädrere Hausfrau aber war indessen nicht müßig geblieben, und hatte bereits auf dem Herde ein lustiges Feuer angefaßt, und zwei große Tassen mit saurer Milch und Butter und fettsaugetrichen Käse herbeigebracht, nebst dem Hahnenrei den sie ihnen selbst bereite, zum Nachtmahl verleihe.

Germar und die Seinen ließen sich auf das Beste schmecken, und hatten sich lange nicht so frühlich und wohlgenuth gefühlt, als jetzt unter dem Tische der göstlichen Wirthin.

Als sie ihr Nachtmahl beendet hatten, führte sie die Frau in eine kleinere Stube, in welcher fünf reinliche Schlafstellen, als wie eigens für sie bestellt, bereitanden, und ermahnte sie nun, ihrer Ruhe zu räumen.

Die überglücklichen Wanderer dankten noch vielmals ihrer Wirthin, und überließen sich bald einem wohlthönder Schlummer.

Die Morgensonne strahlte bereits zum Fenster ihrer Gemächer hinein, als sie sich ihren Pöhlen entwandten, um ihre Wanderung wieder fortzusetzen, aber schon auch nahte die freundliche Wirthin mit dem Morgenbrode.

Als sie dieses zu sich genommen, und sie den Kindern auch noch die Stube mit rothwangerlein Heu vollgeköpft hatte, fragte sie Germar: Nun sagt mir, wohin Ihr zu wandern gesehnen seht, damit ich Euch Auskunft ertheile, und Ihr Euch nicht wieder verirrt in dem großen Walde, denn nicht überall dürftet Ihr eine gleiche Aufnahme finden, wie heute Nacht.

Wir wollen nach Hausen, sagte Germar, in der Hoffnung dort Unterkunft und Arbeit zu finden.

Da habt Ihr noch einen weiten Weg zu machen, erwiderte die Frau, und es wird am besten sein, wenn ich Euch einen Wegweiser mitgebe. Nach diesen Worten schellte sie mit einer Glocke und rief in die Küche hinaus: Kiechen, Kiechen, Kiechen, schnell herein! und alsogleich erschien eine roth und schwarz gefärbte Kase unter der Thüre.

Geb' gleich mit diesen Leuten, sprach sie zu der Kage, welche ihre Herrin mit klugen Augen anblidte, und führe sie den nächsten Weg nach Hausen. Folgt nur der Kage, fuhr sie zu Germar zwendet fort, sie wird Euch schon den rechten Weg geleiten. Auch könnt Ihr sie als ein Angedenken an mich behalten, Ihr seht ich habe der Kagen genug, welche mir die köstlichen Käse vertreiben, von denen dieser Berg keinen ursprünglichen Namen erbielt. Ach, wie können wir Euch für alles danken, was Ihr ... sagte Germar.

Spart Euren Dank, erwiderte die Frau, es freut mich gute Menschen unterstützen zu können. Doch sehet wohl, meine niederelichen Hausgenossen und Oheimsinnen haben heute ihr Morgenbrod noch nicht erhalten und ruhen schon darnach. Und wirklich erbebt sich auch ein lautes Kagengeheul und Geheul in der Nebenstube, in welche sich die Hausfrau eiligst verflüchte.

Germar und die Seinen verließen hierauf das Haus und folgten der Fagertage, welche ihnen eine kleine Stiede voranzugangen war, und sich nach ihnen umschau.

Lustig lief uns das leichte Thier vor ihnen her, und ergöhte durch hundert heiserliche Kreuz- und Querstränge Germarks Kinder. Die mit ihrem neuen Gesellschafter bald gute Kameradschaft gemacht hatten, über die Mägen, so

daß sie einmal über das andermal laut auf-
lachten.

So mochten sie bereits mehrere Stunden fortgewandert sein, als die Kage mit einemmale müde zu werden schien und langsamer vor ihnen berging. Ja, als sie in die Gegend des Haselbaches gekommen, war sie so ganz und gar ermattet, daß sie sich die Lucre über den Weg legte, und wie leblos liegen blieb.

Die Kinder gingen laut zu weinen an, da sie meinten, das liebe Thier wolle sterben, seihst Gernar, der um die Kage betruet wurde, trat zu ihr, und wollte sie eine Strecke tragen, aber er fand sie so schwer, daß er sie kaum erheben konnte.

Als er sie aber kräftiger erfaßte, sah er, daß die Kage heif und tobt, ja noch näher Beschichtigung fand er sogar, daß es nicht einmal eine wirkliche Kage, sondern ein zerschmettertes Kagenbald sei, der an Hals und Bauch mit Nesseln und Nieren zusammengebunden war.

Woll Erhäusern über diese seltsame Ent-
deckung läßt Gernar die Nesseln und — o

Himmel, der ganze Kagenbald war mit eitel
Gold und Silber ausgefüllt.

Da sanken Gernar und sein Weib auf die
Kniee nieder, und beide dankten mit Thränen
im Auge ihrer gütigsten Wohlthäterin, in
welcher sie jetzt nur zu gut die Bergfrau des
Waldes, die berühmte Frau Hossel erkannten,
welche sie wohl früher in der Gestalt des alten
Mütterchens auf die Treue gestellt haben
mochte.

Als aber ihr erster Freudentaumel verfliegen
war, verriethen sie das Geschenk wieder in
den Kagenbald, und eilten sordlichen Herzens
und Gemüthes nach Hausen, von denen
Kirschbäume ihnen der Gaben wie ein Glid
verheißender Propheet über die Baumspiel
entgegenblitzte.

Nach wenigen Tagen schon kaufte Gernar
in Hausen ein reinliches freundliches Bauern-
gehöfte sammt Ackerland an sich, und lebte in
diesem mit den Seinen noch lange ein ruhiges
und zufriedenes Leben, als dessen Stützein
noch Gernars Onkel die wohlthätige Frau
Hossel mit gerühmtem Herzen verehrten.

Der Teufel und der Schmied.

Einiges Nachdenk, nach dem Besuche von H. Herchenbach.

In Irland lebte einmal ein Schmiede,
der trotz seines Alters und seiner Rechtschaf-
fenheit auf seinen grünen Zweig kam. Daran
mochten zwei Dinge Schuld sein, nämlich seine
allmähliche Liebe zum Wisky und seine Zeh-
nbarkeit. Was letzteres betrifft, so war er
in der That ein dreifacher Mann, der ganz und
gar von der allgemeinen Handlungsweise der
Völkchen abwich.

Zu diesem Schmiede kam einst ein Engel
und degierte Speise und Rachtberze. Ob-
schen nun unter Zunderling selbst nicht viel
zu beissen hatte, so nahm er den Bittenten, der
in zerlumpter Bettlergestalt vor ihm stand, den-
noch freundlich auf und übte die Irische Gast-
freundschaft, so weit es seine Kräfte vermediten,
trachtete auch, dem Bettler mit allerlei Kurz-
weil die Zeit zu vertreiben und den Aufenthalt
in seinem Hause angenehm zu machen.

Am andern Morgen streifte der Bettler

sein armes Gewand ab und stand mit glänzenden
Schwingen und leuchtendem Antlitz vor seinem
Wirth. Siehe, sprach er, ich kam, dein Herz
zu prüfen, und da du die Probe so glänzend
bestanden, so will ich dich so gut belohnen,
daß du dein Lebenlang an meinen Besuch mit
Freuden zu rückdenken sollst. Du bist arm und
darfst dich kümmerlich durch das Jahr; thue
nun drei Wünsche und sei vertrieben, daß sie
in Erfüllung geben, seien sie auch noch so
lähn.

Der Schmiede trappte sich bei diesem un-
erwarteten Anerbieten am Kopfe und schien zu
überlegen, bei welchem Wunsch er sich am
besten stehe. Gutlich wurde er; So wünschte
ich erkens, daß Jeder, welcher sich auf den
Zufl da in meiner Schmiede setzt, so lange
sigen bleiben muß, bis ich ihm erlaube, auf-
zustehen; zweitens, daß, wer meinen Schmiede-
hammer anfaßt, so lange feststehen muß, bis
ich ihm davon erlöse; drittens, daß Alles, was

in meinen Geldbeutel kommt, nicht wieder hinauslaß, bis ich es erlaube.

Da verfluhrte sich des Engels Gesicht über die drei überirdischen Wünsche, die ihm selbst zum Berderben gereichen konnten, und er ging zürnend von dannen.

Der Schmied arbeitete indeß unverdrossen und trank Whisky, so lange er Geld hatte; da es ihm indeß zu selten doch gar zu schnell ging und er den Whisky ganz ertheben mußte, so dachte er darüber nach, wie er seine Lage verbessern und aus den drei Wünschen Nutzen ziehen könne.

Eines Tages schlenderte er müßig umher und sprach ein über das andere mal vor sich hin: Für einen Keller voll Whisky und ein sorgenloses Leben würde ich meine Seele dem Teufel veräußern, und er könnte mich in fünf Jahren holen.

Der Teufel hat seine Ohren, und wenn von ihm gesprochen wird, so ist er gleich bei der Hand und bietet seine Dienste an. So trat er auch diesmal vor den Schmied und sprach: Wenn dir dein Auerbieten ernst ist, so lege nur rasch deinen Namen unter diesen Contract. Der Schmied war keiner von denen, welche eine Kasse im Zade fassen, darum buchstabirte er sich erst das Papier durch, und da er fand, daß er richtig für seinen Leib und seine Seele das Gewünschte erhalte, so rißte er sich den Arm, daß ein halber Blutstropfen hervorauell, tauchte die dargelegte Hahnensfeder hinein und schrieb seinen Namen ohne Zucht und Besonnenheit darunter.

Hammer und Anze hatten nun gute Tage, der Whisky aber spielte eine Hauptrolle und der Schmied führte ein Leben, wie Gott in Frankreich. Den nächsten hatte er indeß gut im Kopfe und als die fünf Jahre zu Ende waren, ging er in die Schmiede, um den Teufel zu erwarten. Der ließ auch nicht lange auf sich warten, sondern kam mit böhmischen Wädlachern herein und hielt ihm den Contract vor die Nase.

Nun, in Gottes Namen, sprach der Schmied, legt euch eine Seele auf den Esel da, daß ich von Jean und Kindern Abschied nehmen.

Der Teufel that, wie ihm geboten. Da schlug der Schmied feuerroth ein helles Gesicht an, ging hinaus, schloß die Schmiede zu und freute sich, daß er den Teufel gefangen hatte. Der aber war nicht gewillt, seine Beute fahren zu lassen, sondern wollte aufspringen und den Schmied greifen. Aber er ließ sich und verreckte nicht, sich zu erheben. Einen

Tag und eine Nacht hielt er es aus, dann begann er zu brüllen und zu schreien, daß das ganze Dorf herbeilief, den gefangenen Teufel zu sehen.

Vas mich los, sprach er, und ich will den Contract auf weitere fünf Jahre verlängern.

Wenn du jeßu achst, ist der Handel geschlossen, sah der Schmied zur Antwort.

Weiterwegen denn! brüllte der Teufel, und ward von seinem Stuble erlöset.

Die bekümmerten zehn Jahren gingen ebenfalls mit Whisky trinken und Kaulsenjen herum und der Tag des neuen Termins rückte heran.

Wieder ging er in die Schmiede und begann auf dem kalten Amboss zu hämmern. Plötzlich stand der Teufel mit raschelnhaubendem Gesichte vor ihm. Indem er heimwärts nach dem Stuble schielte, sprach er: Wirst den Hammer in die Gde und komm, ich habe des Wartens satt. Der Schmied aber that, als ob er ihn gar nicht, sah und ließ sich nicht fieren. Da riß dem Teufel die Gekulb. Er wollte ihm den Hammer entreißen und ihn auf die Schulter packen; aber, so wehe, sobald seine Krallen den Hammer erlösten, hing er an zu fliehen, wie dachsel, und der Schmied stand dabei und lachte. Der Schwes rann dem betrogenen Teufel entlich aus allen Herten, die Janne bang ihm vor dem Wunde und er schnappte nach Athem, wie ein Windhund. Dennoch mußte er hämmern, und es würde wohl so bis in Ewigkeit fort gekauert haben, hätte der Schmied nicht einen Vergleich vorgeschlagen. Gid mir noch fünfzehn neue Jahre, versah er, so bist du frei.

Der war der Teufel frey. Er willigte ein und machte sich rasch aus dem Staube.

Insekten amgen auch die fünfzehn Jahre um, und der Schmied stand zum drittenmale in der Schmiede. Der Teufel aber hatte sich veranemmen, diesmal klüger zu sein; in ein Geschick verwandelt, lag er auf dem Amboss und wartete des Augenbids, wo der Schmied zu eukstehen würde, um ihn dazuzugraben.

Der Schmied sah seinen Beutel aus der Tasche und ideb das Geldstück mit einem Zucke Gifen durch. Nun war der Teufel abermals gefangen, und diesmal ging es ihm schlafter, als je, denn der Schmied nahm seinen schweren Hammer und dramm ihn in derbeiten, daß ihm alle Knopen fraßen, und er wie ein altes Weib heulte.

Du bist die längste Zeit Teufel gewesen, dachte er, wenn du nicht fiem bezugst, darum schrie er: Vas mich los und ich will dir nichts anhaben, bis zu deinem Tode.

Nichts da, emigante der Schmied, du sollst mir gar nichts anhaben! Gleich den Contract heraus oder ich schlage dich todt.

Da die Schläge immer bagelichter fielen, so mußte sich der Teufel bewegen, wie ungern er es auch that. Der Schmied aber vertraute den Contract in der Eile und begann sein lustiges Leben von Neuem. Aber er war schon alt und das viele Wirthetrunken machte ihn gebrechlich und schwach, so daß er bald starb.

Es wird wohl noch ein Bläschen im Himmel für mich sein, wo sie doch auch Schmiede brauchen, dachte er und machte sich auf den Weg. Der bellige Petrus aber wies ihn ab

und sprach: Dich können wir hier nicht brauchen! Gehe du zur Hölle, wo du mehr Bekanntschaft hast.

Als er nun sah, daß es dem h. Petrus damit wirklich Ernst war, so machte er sich zur Hölle auf und floh mit großem Gepolter an das eiserne Thor. Der Teufel freute sich auf neuen Zuwachs und öffnete rasch; da er aber des Schmiedes ansichtig wurde, brach er in ein ängstliches Geheul aus und schloß ihm die Pforte vor der Nase zu.

Der Schmied aber wandert nun bis zum jüngsten Tage umher und sucht vergebens einen Ort, wo seine Seele Ruhe finde.

Traumliebe.

Ein Kindheitsmärchen von Ellen.

Märchenhafte Ereignisse sind ohne Zweifel Bereiche unserer Kindheitsperiode. Was uns auch bezaubert, bei späterer Erinnerung fliehet es sich in ein mehr oder weniger poetisches Gewand. Die dazwischen liegenden Zeiten in den Hintergrund, die Empfindung, mit der das kindlich unbefangene Gemüth den Gesamteindruck empfing, bleibt allein in der Vorstellung zurück, und es betraut meistens nur der einsamen Gesaltung, um das Gelebene als reines Phantasiegebilde erscheinen zu lassen.

Ich möchte wenigstens gern für das nachfolgende Märchen die Wichtigkeit dieser Behauptung in Anspruch nehmen. Wesentlich habe ich keinerlei Ausschmückung hinzugefügt und Alles rein nach der Erinnerung nieder geschrieben.

Der Inhalt des Märchens ist eine herrliche Angelegenheit. Wie überraschend es genannt werden mag, in das frühe Alter von sieben oder acht Jahren, in dem man die Geschichten größerer und selbst schöner Mädchen noch mit vollkommenen Kälte aufzunehmen pflegt, fällt dies mein erstes Abenteuer ästhetischer Art, ein Märchen, traumhaftes Liebesvergnügen, das viele Jahre mit der größten Lebendigkeit in mir fortgewirkt, und im Gewissen eine größere Gewalt auf mein Inneres ausgeübt hat, als wohl irgend eine spätere Begegnung.

Wer möchte es glauben, das ursprüngliche das Gesicht eines kleinen, keineswegs sehr

schönen oder sehr sterblichen Mädchens von meinem Alter, das wahrscheinlich ehelicher Hand, werthlose Kind war, mein Herz vollständig einzunehmen, und zu verfrühen im Stande war? Ich habe das Kind nur selten gesehen und nie gesprochen. Oben so wenig habe ich je erfahren, wer sie war und wie sie hieß, aber ich habe auch nie das Bedürfnis empfunden, mich nach ihr zu erkundigen, oder sie aufzusuchen.

Einmal sie gesehen zu haben, reichte vollständig bin, mich dem tiefen und schmerzlichen Eindruck, den die Kleine auf mich gemacht hatte, für lange zu eigen zu geben. Sie war in das Traumleben meiner Kindheit eingetreten und mir damit dergestalt zu einer Genossin meines rein innerlichen Seelenlebens und zu einem lieben Gegenstand geworden, das ich eben so wenig nach dem Verfluge dieses Dinges zu verlieren gewillt war, als ich auch über ihre wirkliche Person außer Sorge blieb.

In langer Folgezeit sind ihr Gesicht und besonders die dunklen, stillen Augen, bald in entzückender, bald in erschreckender Weise durch meine Träume gegangen. Ihre körperliche Gestalt war durch die kindliche Phantasie vielleicht feiner und edler geworden. Die Umgestaltung, in der sie mir erschien, mochte etwas Märchenhaftes gewonnen haben, aber Gesicht und Augen blieben dieselben und gehörten trotz der verschiedenartigen Traumscenen bis der ersten Erinnerung dieses Märchens an.

In einer der Kirchen, in welche ich als

Kind geführt zu werden pflegte, erblickte ich das Kind, wie es neben andern Kindern, am Altare stehend, die wüthenden die Altarverträge fallenden Götterle aufstank.

Ich weiß, daß ich unverwandt in ihr saß, noch und wie verklärtes Gesicht und in die mächtig aufgeschlagenen Augen gestarrt habe und dabei von einer unbegreiflichen, aber mich vollstänbig aufhörenden Wonne ergriffen gewesen bin und reichliche Thränen vergossen habe. Nur diesen Zustand eigenthümlicher Rührung und Jenseitsheit hat ohne Zweifel die geheime Kunst nicht wenig mit eingewirkt, besonders die einseitig berührte Seite in einigen Feuerwerken, eines feinen Fenscheib, die wie sie mir jetzt noch deutlich nachklingt, aus drei nahe bei einander liegenden Ketten und Halbketten (h. l. und des.) besteht. In vertheilten Ketten haben mir diese Töne mit der ganzen Macht, welche sie während ihrer Träumliche auf mich ausübten, mein Inneres wieder erfüllt. Bei der Erinnerung an dieselben habe ich in gewissem Grade leicht die ersten alten Empfindungen und das Bild der wunderbaren Tönen in mir wachrufen können. Träten bin ich erst, noch als Zuhörer, wieder in dieselbe Wunde gegangen, um wieder von Sündenstimmungen denselben Gesang zu hören, ohne das es mir gelungen wäre.

Aber der Grund dieses Kindergrußes, und der eben so unendlichen als einfachen Weite ist in jener frühen Zeit lange so lebhaft in mir gewesen, daß er mit im Schlaf Traume von unbegreiflicher Zellsheit und nicht minder von dem tiefsten Jenseits verknüpft fenne. In unvollständiger Schlummer sah ich plötzlich das Gesicht, herte die Kunst, und selbst was meine Phantasie geschäftig, mich in das bunte Meer der Zinnarien und Zeichen zu versetzen, die lange andauern, und noch das allmächtige Weisheit der Fortsetzung, Bilder und Gegenständen, immer wieder in der einfachen Kunst und dem feinen, neuen Gesicht zurückkehrten. Die wenigen Töne waren allein die selben, eben so hatte das Gesicht stets denselben Ausdruck, nur das es bald mir in, bald mit abgerundet war. Wente es sich ab, weil ungleich die Kunst verunreinigte, so durchdrang mich ein tiefer Schmerz, es so, daß ich im Traume zu heben glaubte, und dann mit tiefen Athemzügen und in Schweiß gebadet erwachte. Nur gewöhnlich aber bestand ich noch mit dem feinen Gesicht und den süßen Tönen in einer überirdischen Atmosphäre und in reiner Selbstdarstellung, die Kinder sich wohl den Ausblick im Himmel vertheilen mögen, und schwebte

in Zellsheit und Glück. Dann wieder sah ich mit meiner kleinen Begleiterin an einem mächtigen Wasser, dessen Spiegel sich ruhig und weit vor und ausdehnte und aus dem das Bild des aufgehenden Mondes widerstrahlte. Ueber uns bog sich lichtgrünes Schilf und bunte Wasserlilien zu einer dichten Laube zusammen, die Kunst erklang leise flüsternd, als wenn sie von dem in den Schilfblättern saß. Ich sah die Binde herüber, und wir saßen zusammen und hatten uns die Hände gegeben und lauschten auf Mäthen, die Niemand erlaubte, und hörten auf die Kunst, ohne zu wissen, woher sie kam. Dazu hatte meine kleine Geliebte ihre Augen groß und wie zu einer bedeutenden Verheerung auf mich gerichtet, bis sie plötzlich von meiner Seite auf in die Luft sich erhob, um im schwarzen, lang wallenden Gewande über den See hinüberzufliegen und dann in ihm zu versinken. Und wie sie versunken war, und ich in unsäglichem Herzeleid, angst auf die Wasserlinge hinliefte, die von der Stelle, an der sie untergegangen, ausgingen, schwebten andere Gestalten, alle in schwarzen, lang wallenden Gewändern und lautlos hinter mir empor, Gregenmutter, Mutter, Tanten und Andere. Eine Zeit lang schwebten sie über dem Wasser, und versanken dann in dem Wasser, eine nach der andern. Dabei war es unheimlich still um mich her, in der vor mir stehenden Mondscheibe glaubte ich wieder das geliebte Gesicht zu sehen, ich hörte wieder die Kunst, und von Einsamkeit, Schmerz und Sehnsucht überwältigt, versank ich endlich selbst in der Fluth und sahle mich langsam und seltsam herbei. — Mit andern ähnlichen Geschehnissen kehrte mir besonders diese in meinen Träumen häufig wieder, doch mag es genügen, sie allein erzählt zu haben.

Nur in der Kirche habe ich, wie ich glaube, das kleine Mädchen nur noch einmal gesehen. Es war eines Abends spät, als ich noch von meinen Eltern begleitet wurde, war einer Fest, die am entgegengelegten Ende der Stadt wohnte, einen Brief, der einen Morgen früh mitzunehmen war, hinaustragen. Es ist nicht im Geringsten ähnlich war, so wählte ich durch eine kleine Gasse zwischen Gärten und Gärten hin den nächsten Weg und war fast schon am Ziele, als ich vor einem kleinen Häuschen vorbei zu gehen hatte, aus dessen einer Thür helles Licht auf die dunkle Straße fiel. Der Thür gegenüber angelehnt, bemerkte ich, daß das Licht von einem im Hintergrunde des Hauses hell leuchtenden Heerdefeuer herrührte. Zugleich aber sah ich, daß

vein in der Thür zusammengekauert ein Mensch lag, in dem ich wegen des blendenden Lichts glanzes erst nach längerem Ansehen meine kleine Gelsichte erkannte, das erste Gesicht und die großen stillen Augen feierlich auf mich gerichtet. Ihre Züge veränderten sich nicht, als ich mit achteinem Minuten einige Minuten auf sie blickte. Dann ging ich langsam weiter, ohne

Acht, daß sie mich nachlaufen oder nachkommen möge, aber durch den Gedanken beunruhigt, daß sie mich nachsähe.

Es war mir, als habe ich einen Verrath an ihr bezangen, aber ich konnte nicht anders handeln, und nahm, als ich meinen Brief abgegeben hatte, einen andern Weg, um zu dem Hause meiner Eltern zurück zu gelangen.

Die Meer-Frau.

Nach von W. Herchenbach.

Hamburg in Holland.

Am Strande zu Scherzungen wandelte eine bede Mannerschaft in tiefen Gedanken auf und ab, während die Lämmerung das sanfte Glanze in Dunkel hüllte und die Nacht ihren schimmernden Sternemantel über das rauchende Meer ausbreitete. Ringumher war Stille und Einsamkeit, nur aus den Kerkern der fernen Häuser schimmerte Licht zu dem einsamen Wanderer darüber. Von Zeit zu Zeit stand er stille und neigte sein Haupt zu den Wegen hinab, gleichsam, als ob er in den Tiefen des Meeres etwas ergünden wolle.

Und wirklich gedachte er in diesem Augenblick an die Wüster des Meeresbedens, denn so lange sein Herz in schlafen bezogen, war es stund von einer stillen Sehnsucht nach diesem unendlichen Wasserstraß erfüllt gewesen und nicht selten hatte er ganze Nächte sich in seinem Beete auf den Wellen schaukeln lassen, ebgleich er kein Seemann war. In solchen Nächten hatten ihn die süßen Schauer unerklärlicher Gerüche durchdrückt, denen er seine ganze Mannkraft entgegenbringen mußte, um nicht in das ferne Element hinabzufallen.

Auch heute war es ihm wunderbar um's Herz, seine Pulse schlugen schneller, seine Wangen glühten, seinen ganzen Körper durchdrachte ein belebendes Feuer.

Da stieg ihm von Weitem eine wunderbare liebliche Stimme entgegen, die den Wegen zu entspringen schien. Wie in seinem Leben hatte er etwas Ähnliches gehört. Der Gesang war so eigenbühlich fremd und dabei doch so charakteristisch, daß sich der Einsame versam, als bürde er sich in einer andern, körperlosen Welt. Lange stand er und dachte in seliger Zeit.

aufklärung, dann aber drängte es ihn der Stelle zu, von welcher der Gesang kam. In seinen Gedanken aber ertönten die Töne in seinen Scherzungen aus, als ob sich selbst Ziele nach glaubte, und ein leuchtender Streifen durchs Meer zu seinen Füßen das Meer.

Er hatte die ganze Nacht an derselben Stelle, immer bestend, die Töne von Neuem zu hören; vergebens: Die Sonne tauchte aus den Klüften, der Strand belebte sich, Vögel sprangen am Ufer auf und ab und die nächtliche Klänge war verschwunden. Da schreite der Mann bürstet in seiner Bura zurück, die nicht weit vom Meere lag, und schloß sich, ohne Speise und Trank zu nehmen, in seine Zimmer ein.

Sobald der Abend wieder kam, ging er von Neuem hinab an's Meere und wartete der zauberlichen Stimme. Er wurde in seinen Erwartungen nicht getäuscht, denn während er über das getriebene Ereignis sinnete, am Ufer stand, erlangte wieder der Gesang, und diesmal dicht zu seinen Füßen. Es drängte ihm heute noch wundervoller als gestern; wie sehr er aber auch seine Augen aufreißte, das Wesen zu erhaschen, welches der Nacht so süße Lieder streute, so gewahrte er doch nur den weißen Uferstrand und die fräuliche Bewegung des heranrückenden Wassers.

Lange stand er an die Stelle gebannt, am ganzen Körper von unaussprechlich süßen Wohl umflossen, dann aber stieg er verwirrt, seine Nacht wäre im Sande gewesen, ihn zu halten. Doch kaum hatte er seinen Ort verlassen, so hörte er einen leichten Plump in's Wasser und vor seinen Augen lag sich ein

hell leuchtender Dunst durch's Meer, aus dessen Mitte sich, wie ihm deuchte, eine reglose, in schwachen Umrissen gezeichnete Gestalt emporhub und in die Tiefe tauchte.

Wiederum ging der Burgherr trauernd nach Hause und schloß sich mit ungestillter Sehnsucht in sein Gemach, ungeduldig den Abend erwartend, um abermals hinaus zu flühen.

Weraume Zeit schon hatte die Nacht ihre Schleiер über die Erde gehüllt, aber vergeblich harrete er an der lieben Uferküste des Meeres. Sein Herz jührte den Abdrücken, denn aus einem Hause des Städtchens scholl rauschende Lärmhölzer und mischte sich mit dem Rauschen des Meeres, das heute in gewaltiger Aufregung den Tünenrand verströhte.

Von dem vielen Wachen ermattet, setzte er sich in das dornige Kraut, welches die Anhöhe bedeckte, worauf er sich besank, und fiel in Schlummer. Trüben tönten noch immer die Hörner und zu seinen Füßen tobten die Wellen, aber er hörte sie nicht; denn ein lieblicher Traum hielt seine Sinne gefangen. Ein göttergleiches Wesen, aus dem Schaume des Meeres und den Tüften des Himmels gebildet, hieute vor ihm und umfing seine glühende Stirne mit einem Kranze von Algen und Korallen.

Gegen Mitternacht wachte er auf; stille war's in den Tausfälen und das Toben des Meeres hatte sich in leises Murmeln gewandelt; aber ferne am Strande tönte wiederum die Stimme. Sein Ohr wurde von deutlich erklingenden Worten berührt. Folgende Strophen trug der leichte Westwind zu ihm herüber:

Wieg weit' ich auf dem fruchtbaren Grunde
Zwischen Riff und zwischen Klippen,
Und geschloffen die zur Abenddämmerung
Zind die Liebestraut'nen Rippen.

Ach, wie lang' im Hause von Korallen
Weich' ich Arme angelehnt?
Dreimal darf ich nur nach Eden wachen,
Dann werd' ich in's Meer getrieben.

Einer nur kann meine Hefen brechen,
Reinen Leib der Fluth entziehen,
Doch ich armer Weib, ich darf nicht sprechen,
Dart ich nimmer kommen heissen.

Ein Meerweib, sprach der Burgherr in tiefer Bewegung, ein unglückliches Meerweib! Rathlos stand er nun stille, er stierte nicht mehr, wie verblüht, über die Gluth verzehrte

ihn fast. Was sollte er beginnen? Sie aufsuchen oder hinweggehen? Von dem Orte, wo die Geister weilen? Darf er nicht vorthem von Sterblichen gehört, die sich eine Meerfrau zum Weibe genommen und zeitlich und ewig unglücklich geworden waren? Auch, sprach er zu sich selber, recht auf solchem Bunde, denn der Sterbliche soll nicht über seine Späße hinauslangen in das lustige, körperlose Gebiet der Wesenlosen. Doch sein Mund sprach nur so, sein Herz drängte ihn unaufhaltsam vorwärts und noch hatte er seine bedenklichen Warnungen gegen sich selbst nicht vollendet, als er die Sänctin des Meeres vor sich sah. Ein leichtes Hergewand überdeckte einen Körper, wie nie ein idöner auf der Erde gemeist hatte: dieses von Thränen verheilte Auge ergoß einen Reiz über das ehe Antlitz, das der Burgherr von Bewunderung und Ehrfurcht erfüllt, nicht wagte, näher zu treten. Von den schwellenden Gliedern der Meerfrau ging ein Glanz aus, der ihre ganze Erscheinung in einen sanften Schimmer einhüllte, und der sich in den zahllosen Orbschnecken der Sterne widerspiegelte, die sie auf dem Haupte trug.

Je länger er aber stand und die Erscheinung anschaute, desto wilder wurde die Gluth, welche in seinem Innern brannte: die Furcht, noch einmal könne sie ihm entfliehen, ließ ihn alle Vernunftseelen vergessen, und ohne die Tragweite seines Thuns zu erwägen, ließ er sich vor ihr auf ein Knie nieder und rief in leidenschaftlicher Erregtheit: Lebere nicht zurück in die Klüften, sei mein Weib!

Die Meerfrau stieß einen großen Schrei aus, und ließ das schöne Haupt beklümmungslos in den Sand des Ufers sinken. Der Burgherr glaubte nicht anders, als sie habe plötzlich den Geist aufgegeben, darum nahm er sie mit Raschgeiz in seine Arme und vermüthete den Tag, wo er werth das Meer gesehen.

Aber das Leben lehrte wieder in das kochende Herz zurück und indem sie das Haupt unter seinem Schluken an seine Schulter lehnte, sprach sie in köpferlichem Tone: Wohl will ich dein Weib sein und die treu anhangen, wenn du nicht herbes Ziel mit mir treibst. Doch, daß nicht zu und ich zugleich versterben, so höre meine Geschichte, die du dein Schicksal an das meine setzest. Wer Niemand weiß, daß ich keines jener Wesen bin, die dem Meere angehören und ohne das nasse Element nicht leben können. Ich bin ein sterblicher Mensch wie du, aber schon Tausend Jahre bin ich in die Tiefen der Fluth verbannt und werde für abermals Tausend Jahre dahin zurückkehren,

wenn du mich nicht zum Weibe nehmen willst. Treulich war ich dieses Landes Königin und lebte in Pracht und Herrlichkeit, aber der Hirsch, mit welchem ich den Thron theilte, war ein Wüstling und Schwelger: meine Liebe konnte kein verdorrtes Herz nicht ausfüllen und seine abgemessenen Lebensgeister nicht zu neuer frischer Blüthe erwecken. Da, er begann mich am Orte zu haßen und dachte darauf sich meiner zu entledigen. Dazu ward ihm die Gelegenheit, als ein Zerräuber an der Küste kreuzte und sein Schiff mit Elaren besetzte. Er verkaufte mich an diesen Unheld, der mich mit Ketten an die Schiffswand schmiedete. Viele unglückliche Weiber theilten meine schreckliche Lage. Wir wünschten uns den Tod, um der Knechtschaft zu entgehen.

Unser Wunsch schien bald in Erfüllung gehen zu sollen, denn schon am dritten Tage erhob sich ein so fürchterlicher Sturm, daß das Schiff zerbröckelte. Da trieben wir armen unglücklichen Angeschmierten auf den Fluthen umher und die eine nach der andern versank unter schrecklichem Jammergeschrei. Die Plank, an welche ich angelchmet war, begann ebenfalls mit mir zu sinken, als plötzlich, auf einem Delphin reitend, eine hässliche Männergestalt vor meinen Augen aus den Wogen emporstach. Das Leben und ewige Jugend sei dein, sprach er, wenn du als Königin und mein Weib in meinen Palast kommen willst. Die schreckliche Angst vor dem Tode machte mich zu Allem willig, ich versprach, mich seinem Annehmen zu fügen.

Da heb er mich auf seinen Delphin und führte mich binab, wo mir alle Bedienten des Meeres, als ihrer neuen Königin kultigen. Tausend Jahre bin ich nun, wie ich dir sagte, in der Tiefe und ich würde ewig dort bleiben müssen, wäre der Wuth der Geister nicht auch eine Schranke gesetzt, die sie nicht überschreiten dürfen. Alle tausend Jahre darf ich an drei Abenden auf die Oberfläche, er kann mir's nicht wehren. Treffe ich dann einen Menschen, der mich um meiner selbst willen liebt, so bin ich errettet. Wird mir aber der Gatte untreu, so muß ich wieder binab und darf nie mehr die Erde betreten, bis am jüngsten Tage die Leiber aller Geisterlosen im Thale Josaphat zum jüngsten Gerichte erscheinen. Der Treulos aber wird von den Meergeistern in die Tiefe geschleudert, wo er dann verdammt ist, die verüberrückenden Schiffe unter dem Hiele anzuheben, daß sie mit Menschen und Ladung hinabstürzen in ihr naßes Reich.

Der Burgherr, der sahen das Ende ihrer

Akte erwarten konnte, sprach: Wache die seine Sorge, daß ich dich je verlassen oder dir untreu werden könnte: So lange Odem in meiner Brust ist, wird jede Art für dich schlagen, jeder Gedanke dir sein.

Außerdem fuhr die Meerfrau fest, wird mein jegiger Gatte nicht aufhören, dich zu verfolgen und jede Gelegenheit, dir zu schaden, eifrig benutzen. Er wird so erkundungreich in seinen Nachstellungen sein, daß du entweder großen Muth bezeugen mußt oder im Kampfe erliegen. Und nun sage, ob du mich noch zum Weibe willst?

Und wäre die Hölle selbst gegen mich, gab er zur Antwort, so würde ich doch immer von dir lassen, sondern es ewig und überall bekennen, daß du allein mein Weib sein sollst.

Da saß ihm die Meerfrau in die Arme und beide ließen sich lange weinend umschlungen. Die Meerfrau aber trat an das Wasser, nahm die leuchtende Krone vom Haupte und schleuderte sie hinein.

Da entlief ein Brauen unten in der Tiefe und ein Feuerstrahl stieg rasch empor und fiel unter einem strahlenden Funkenregen auf die Wellen zurück.

Der Burgherr und seine Frau aber schritten dem Schiffe zu, das zwischen grünen Tannenbäumen verhielt, nicht weit vom Ufer entfernt lag.

Es war rings umher mit breiten und tiefen Gräben umgeben, mit Mauern und Zinnen wohlverwahrt. Lieb, mein Leben, sagte der Burgherr, unser Schloß ist fest, wir können wohlgemuth dem Feinde tropen. O mein Lieber, entgegnete die beste Frau, auf deinem Schiffe droht und keine Gefahr, denn die Meergeistern haben nur Gewalt über die Leuten, welche sich ihrem Elemente anvertrauen. Doch versich mir, dich nicht unvorsichtig hinauszuwagen auf das Wasser, denn dort allein lauert das Verderben. Wille sollte ich dir's nicht versprechen, antwortete der Burgherr, da ich dich heile: das Schicksale, was das Meer bieten kann.

Bald wurde die Hochzeit mit ungewohnter Pracht gefeiert: die weiten Räume des Schloßes klangen die Menge der Gäste laun, denn die wunderbare Kunde von der Meerfrau hatte von Nah und Fern die neugierigen Verwandten und Freunde herbeigezogen. Alle bewunderten die seltene Schönheit und die Anmut der jugendlichen Braut.

Nach acht Tagen verließen die Hochzeitsgäste das glückliche Paar und ein stiller Liebesleben begann im Schloß; ein Glück reichte

sich an das andere strahlend an. Doch hatte der Burgherr sein Versprechen etwas leichtsinnig gegeben. Die Schminde nach dem Noere und seinen Wundern regte sich von Neuem und häßler als je in seinem Herzen. War ihm doch von derher das Viehe geworben, was er je sein genannt.

Er wagte es nicht, seiner Gemahlin die heimliche Schminde zu erkennen, aber auf seinem kleidenden Gesichte hauch der Kummer geschrieben, den die liebste Gattin mit Schreden gewahrte, denn sie ahnte wohl die Quelle, der er entspringe. Mit Betrübniß sah sie, wie er manchmal auf den hohen Thurm hinauf und auf die Wasser schaute, beiderseits, wenn sie, von Sturm bewegt, die Ufer mit hoch aufspritzenden Wässern peitschten.

Von Tag zu Tag wollte er mehr hin, und es ging nicht mancher Monat ins Land, so lag er auch mit bebenden Wangen auf dem Zickbette. Keine Arme half ihm, kein Kuss konnte ihm Trost einsprechen, nur die liebste Gattin war verbannt, ihn für Augenblicke zu erheitern. Aber auch sie verlor die Gewalt über sein Herz, und nun herrschte Trübseligkeit, wie sonst Ehen und Freuden regierte. Die tag Tag und Nacht in den Häupten seines Lagers, weichte ihm in der verumteten Aether, die den süßesten Trank und betörende süßen blauen Mund unwiderrlich mit süßen. Die Thränen hörten nicht auf, ihren schönen Augen zu entströmen.

Ging, da sie vom langen Nachwachen der Schlaf übermannte und das müde Haupt schlammend auf ihren Brust drückte, erhob sich der Kranke vom Lager und schliefte sich auf dem Gemache die Thurmterre hinauf; dort lehnte er den kranken Körper an die Balustrade und blickte die Arme nach dem Noere aus, welches in wilder Wuth stürmisch lebte und im hellen Westwindeln die Aetherbarben mit Unschön bin und herwart.

Einnal noch auf seinen Thron saßen, ob ich steh! künftige er.

Da umfasste ihn der Arm seiner Gattin, die angelassen hinter ihn getreten war. Komm, sprach sie mir zitternder Stimme, dein Wunsch soll erfüllt werden, aber du gehst nicht allein, zusammen werden wir dem Tode verfallen.

D nicht dem Tode verfallen, ließe die Kranke freudig, neues Leben werden wir schöpfen aus dem ewigen Brauch der Gewässer.

Schweigend ergriß sie den Arm der Gattin und führte ihn die Treppen hinauf zum Ufer zu. Dort lag noch wie eben das Beet vor Anker, das ihn selber über die Wogen hinauf und hergetragen. Mit einem Sprunge war er darin, denn schon der kleine Duft der See Luft bang seine Herzen geküßt, sein Herz schlug gemacht.

Komm, mein Leben, sprach er, die Meer- geister werden uns nicht zürnen, weil wir sie nicht lassen können! Tausig reite sie sich an seine Seite: das Ziel läßt sich, das Beet wurde von den leuchtenden Wogen stillschweigend dahingetragen. Bald in der Höhe, bald in der Tiefe ergriffen das schiffende Paar, plötzlich aber fuhr ein hammerartiger Wog über das Wasser, ein Donner Schlag erschallte, das ganze Meer stand in gelber Gluth. Wie von einer Kienstaub gewacht, wurde das Schiff in die Tiefe gezogen, die Wässer schlugen über denselben zusammen. Wüster und wüster rasteten die Wellen. Die Schiffer fanden am Ufer und schauten auf die Jenseits, der sie nicht wehren konnten.

Als der Morgen anbrach, war der ganze Strand mit Schiffstrümmern bedeckt. Die Klüften aber hatten, den Strand durchstreifend, ihren Weg in dem Schiffe genommen, welches in den Wässern verfunken war. Dort eben, wo der einst der hohe Thurm gestanden hatte, standen die Aether drei zeiden, die sich im Tode fest umschlungen hielten: es war der Burgherr und die Noerhan. Ihre Glieder, behaupten die Aether, seien in der Tiefe, auf ewig den Meeressieger dienstbar verfallen.

Märchen.

Von Dr. W. Mannhard.

I.

In eines Königs Reiche hauste einmal ein wilder Ober, der alle Bienen verwüthete

und Land und Leute zerstückte. Da ließ der König in aller Welt bekant machen, daß er denjenigen, der den Ober tödtete oder ein-

bringe, seine Tochter zur Gemahlin geben wolle.

Als das zwei Söhne eines Bauern im Kante vernahmen, beschloßen sie, die Jagd auf den Ober zu wagen, denn sie waren hart von Auehen und maglich und wenig zur Arbeit genügt.

Sie hatten aber noch einen jüngeren Bruder, der bei Allen der dumme Hans hieß, weil seine Feute und die Nachbarn meinten, Gott habe ihn wenig mit Verstand gesegnet. Sie verachteten ihn deshalb und sagten ihm von ihrem Vorhaben kein Wort.

Jetzt zog der Härtliche aus und der Vater gab ihm Wein und Auehen mit auf den Weg. Er war aber noch nicht weit in den Wald gekommen, als ihm ein kleines Männlein mit grauem Kede begegnete und ihm bat, ihm ein wenig von seinem Wein und Auehen zu geben. Aber der Bauernsohn wies ihn barsch und hartbözig ab und sagte, er wolle seine Vederhosen lieber selbst verzeihen.

Obzagt, geschah. Das Männlein schaute der Waidjagd hüthweizend zu und sah, wie der Bauernsohn nun in den Wald ging.

Als er aber in die Nähe des Ohrs kam und das Geringe hörte, wurde sein Herz so von Angst und Grauen erfüllt, daß er schnell umkehrte, ohne das Unthier nur gesehen zu haben.

Sein Vater und Bruder lachten sehr, als er ankam, und schalteten ihn sehr, was er auch verdiente. Der Bruder packte nun Wein und Auehen ein, und machte sich auf den Weg in den Wald.

Da begegnete auch ihm das Männlein im grauen Kede und bat ihn um etwas Wein und Auehen, erhielt aber denselben Bescheid von ihm, wie von dem Bruder.

Mit dem Ober erging es diesem Bruder nicht besser, denn als er ihn von Fern erblickte, da ließ er in größter Eile, bis er nach Hause kam.

Wie sich nun der dumme Hans auf die Beine machen wollte, lachten ihn die andern aus und als er freudig darauf bestand, gab ihm der Vater Auehenplätzchen und ein Krüglein kochendes Wasser mit. Im Walde trat er auch das Männlein, das hat ihn wie seine Brüder, und der dumme Hans gab ihm gern von seinem schmalen Vorrath. Das Männlein dankte ihm und gab ihm eine gelbe Kette. Die Auehenplätzchen aber und das Wasser wurden zu köstlichen Auehen und Wein verwandelt; denn das Männlein war der liebe Gott, der Alles kann.

Der dumme Hans ging immer tiefer in den Wald, und als er das Schreien sah, suchte er sich nicht und wart ihm die gelbe Kette um den Hals. Da ward es ihm und ließ sich gern von ihm führen. Aber die andern Brüder waren ihm nachzusehen, erklügten ihn und begruben ihn unter einer steinernen Brücke; darauf führten sie das Schreien vor den König, als hätten sie es gesehen. Der König hielt sein Wort, und die Tochter mußte dem einen Bruder die Hand reichen —

Terüber gingen mehrere Jahre hin, und die beiden Brüder lebten in Freude und Gesundheit. Da zog eines Tages der königliche Jäger in den Wald und fand an der steinernen Brücke ein steinernes Horn, auf dem blies er; da fing das Horn an zu sprechen und sagte:

Sch lieber Jäger das nicht so sehr,

Ich weiß, daß mein Bruder nicht das mit geschlagen;

Woh! um das große wilde Schreien

hab um des Königs Tochterin.

Terüber erkannte der Jäger und brachte das Horn dem König. Und als die Brüder das Horn erblickten, ward ihnen ganz eigen um's Herz. Der König gab es seinem Schwestern, er sollte darauf bliesen; aber den erging ein Schauer und er wart das Horn auf die Erde. Plötzlich stand der dumme Hans aus der Erde lebendig auf und erzählte ihnen, wie sich die Geschichtegetragen. Da sprach die Königsleider: „Wenn man den alten Schalk wiederfindet, wißt man den neuen fest.“ gab ihnen neuen Beschlus, die Hand und wart mit ihm verhandelt. Die beiden andern aber erblickten die verdiente Strafe für die böse That.

II.

Es war einmal eine Frau, die hatte drei Kinder, eine rechte Tochter und zwei Zwillinge, die beiden Willwollen und verheßen, das waren stamme, gute Kinder, nämlich die Zwillinge, denn die rechte Tochter der Frau hatte ein böses Gemüth.

Einmal zog sehr Schrecken an den Born um's Wasser zu holen. Da ließ ihr der König in's Wasser, der sie am Jünger hatte. Wie sie nun betäubt daselbst, kommen drei Männlein, die wünschten ihr gelbes Haar, zum andern, daß ihr Geld um dem Wünsche käm, und dreier Wünsche Erfüllung — Sie geht frühlich nach Haus und erzählt, was ihr begegnet ist. Das hört die rechte Tochter, spricht zur Mutter: „Will doch auch wissen, was

mit die Mänlein führen.“ Galt auch noch dem Vorn und rüht die drei Mänlein, die wünschen ihr oder allerlei Böses an: Sie solle einen Weichselkopf haben und Reiten ihr aus dem Wunde fallen, und damit ging sie nach Haus und war sehr bitterböse auf ihre Stiefschwester. Als wurde aber so wie die Mänlein gesagt hatten. — Da wünschte sich Reinken jener ein Schick für ihren Bruder, mit dem fuhr er über Meer, weit, weit hin- aus, bis er in eines Königs Land kam. Dem bot er seine Dienste an und wohnte lange Zeit in seinem Reiche. Da fuhr der König wie Wilhelm den oft ein Ditzung und Reink fuhr und heimlich sieht. Doch fragt er ihn, was für ein Bild das wäre. Spricht Wilhelm: „Das ist meines Schwertes goldenes Bild, und trüht es dem Könige hin. Man sieht der König das Bild, wie es so schön war, und sein Herz ward ihm von Liebe entzündet, spricht alle zu Wilhelm: „Nehmt heim, und holt Deine Schwester, denn ich will sie zu meiner Gemahlin.“ Das thut Wilhelm, kommt nach Haus, mit Mänteln Reinken, die ihm der König mitgegeben für sein Schwertlein, und heilt sie ab. Aber die Stiefmutter und Stiefbrüder sahen auch mit; wie sie nach auf dem Meere fuhr, laßt die Mutter Wilhelm und er schloß darüber auf ihrem Schooße ein. Da nimmt die böse Stiefmutter Reinken, gibt ihr die königlichen Kleider an und weist sie in's Meer; die Kleider aber legt sie ihrer Stiefbrüder an. Als sie beim Könige ankam

men und der die Stiefbrüder sieht, wie sie über alle Maßen häßlich war, und meinte doch es wäre Wilhelm's Schwester und seine andere, ward er gewaltig zornig und läßt Wilhelm in einen tiefen Thurm einsperren, beirathet jedoch die häßliche Tochter, weil er's einmal so verprochen hatte. Aber Reinken war nicht im Meer ertrunken, sondern fuhr als Geste zu dem Thurm, wo ihr Bruder eingekerkert war und sang:

Heute Reinken Wilhelm,
Was hat Du hier gesungen,
Bei Cembra und bei Schwaben,
Wie hießen Deine Brüder,
Wie hießen Deine Brüder,
Wie hießen Deine Brüder.

Das wiederholte sie, schloß man um den Thurm drei Tage lang und sang daselbst Lied, bis es des Königs Dieners aufhiel und fuhr dem Könige sagen: Da fuhr sie der König die Thore öffnen und auf sein Schlafzimmer bringen, und als er bei ihm war, da wußte er nicht lange, da fand er als schöne Jungfrau vor ihm, und der König erkannte sie als seine Braut und wurde die Hochzeit mit großer Freude vollzogen. (Ihren Bruder Wilhelm, den wünschte Reinken ein Königreich, wie sie's selber man mit ihrem Gemahl regierte in Frieden und Freude.) Die häßliche Königin jagte er fort und die böse Stiefmutter empfing ihre gerechte Strafe.

Deutsche Schwänke.

Von H. Pöster.

1. Das Pferd in Gemeinschaft.

Bürgermeister und Superintendent in Schönbach hielten sich eine Zeit lang ein Pferd in Gemeinschaft, der Gemeindevorstand, denn sie calculirten, das ein Pferd auch nur für eine Fracht, wenn allerdings nicht viel Echarfmann ardebt. Wollte der Superintendent in die Kirche, so kam er erst während des Fests. Der Bürgermeister war daran geübt und schickte ihm das Pferd zurück. Mit der Bürgermeisters von Rathhaus, so sah der Superintendent in seinem Arbeitszimmer, wo er seinen Gaul nötig hatte. So trug es sich eines Tages zu, daß beide an einem und demselben Tage

nach Braunschweig reisen mußten. Man war guter Rath schenke. Endlich hatte der Bürgermeister den klugen Einfall, er wolle mit dem rechten Fuhrer in den Steigbügel steigen, während der Superintendent mit dem linken hineinfuhr, so könnten sie gemeinsam die Arbeit nach Braunschweig machen und Jeder des Pferdes froh werden. Als sie Beide durch den Rath traten, waren sie im Stillen froh, das nur ein Stiefel bedrängt wurde, denn wider der Eine gelassen und der Andere geritten, so wären jenem doch beide Stiefel schmerzhaft geworden.



Das Pferd in Gemeinschaft.

(Mitwirk. von Dr. N. H. H. H.)

Helias Tochter.

Vollständigen von Eden.

Wahr'ger Rhein! du weithin unvergleichlich
Herrschst über der kaskadenartigen Ströme,
So viel auf dem Erdball durch die Lande
Sich ihr Bett gewöhlt, ich himme freudig
In das Völkchen ein, das dir von tausend
Neu erheit. So lieblich und gewaltig
Als kein Strom wie du. An keinem Ufer
Nicht so leicht und frei das schöne Leben
Und vorbei, als die von deiner Ruten
Voll'gem Ausfall sind beugt. Wo neigen
Solche Berge sich in's Thal? Wo wölbt sich
Ueber Berg und Thal ein solcher Himmel?
Ach, und wo scheint auf zu Berg' und Himmel
Ein so lachend aufgeschlagenes Auge.
Wie dein Auge ist? In deinem Grunde
Kuhlt der Kieselungen Gold, in jedem
Hertse alangt es uns aus deinen Gärten
Auch vertheilt an, und ba, wie verit es
Dann im Hölzerglase! Ja, es merke
Gütlich sich, wenn es ein Gott beichtet ein,
Dass er altern darf in deinem Ansbau!

Wenn das Ruder schlägt in deine Wogen,
Und der Kiel die grünrothallenen Tücheln
Weithin jeh, das schnell das Schifflein hinführt,
Dankt gelübt von deinem Hauch die Segel,
Welche Lust! Und der der Schiffer Blicken
Welche Bilder wechseln dann! Wer hätte
Nie mit Freunden sich von deinen Wellen
Schaukeln lassen, Rhein? Wen hätte nimmer
Solange Schmach in die huzetrichen?
Wenn auch hätte nie bei deinem Ruder
Sich das Herz zum reinen Glück erschlossen?
Kostt der Tod ihn was, bevor er deiner
Gwigem Schöne theilhaft war, so hat er
Traum umsonst gelebt, trotz allen Reichthum!

Ja, es hat, wir wissen, in dem Laufe
Von Jahrhunderten schon manche Rheinfahrt
Zerbliche beglüht, doch war wohl selten
Eine Rheinfahrt schöner, als da Kaiser
Otto fuhr in stättlicher Begleitung
Weit von Romweg zu den sieben Bergen.
Goldne Schnäbel, reichverzerrte Kränze,
Zammertepiche und seine Wimpel
Spiegelten sich in der Fluth, das saumend
Auf dem Grund die Schaar der Räte tauchte,
Bläselnd auf der Fläche mit den Schiffen
Aufwärts zog, von ihren Silberkuppen
Ost den Glanz der Sonne widerstrahlend.
Und wie selb lauschte da der Tiele
Stumme Brust! Denn laut zum Seiteniele
Schall der Winckelinger Lied, des beien
Kaisers Obr und Herz erheben.
Wehlsang von Schiff zu Schiff! Und jubelnd
Grüßten Ritter sich und jatte Frauen,
Lüchert schwelken, und die Becher bebend.

Aber bei dem Kaiser und des Kaisers
Gegemahl und seinem Hofarline
Künste schicktern an der Wand des Schiffes
Auch, des Adia Helias Tochter,
Ein gar lieblich Frauenbild vor Allen
Und der Trumth Spiegel. Denn sie hatte
Sich in ihrer Keienerit gar manche
Trübsal anzeihn, die aus der Menschen
Gutem, hartem Sinn entkeimten, Unheil
Auch der Unschuld bringen. Jhres beuren
Vaters Tod und ihrer Mutter Leies
End' erwege sie still bei sich und süßte
Nun so einsam auf der weiten Welt sich,
Wie die Einsamen nur Frauenbergen
Fühlen können. Wohl getrübt warnte
Auf dem kaiserlichen Mann, den schönen

Otto, sie den Blick der ihr als zweiter Vater Schutz und Beistand lieb, doch konnte Sie des Rufens tiefgeholte Seufzer Nicht beherrschen, unter ihren Wangen Glänzten heimlich Thränen und verlauden In des Rheines Bogenbraus. — Nicht alle Thränen bleiben angethan. — Es dachte Otto seines Pflegevaters und schaute Siegend nach ihr um, daß sie gerathsam Jähren Kummer Gubalt that und Liebelied Zu ihm hintrat, seine Hand zu lösen, Die er heil ihr bot, um in den Jubel Aller auch ihr junges Herz zu drängen.

Ira, liebes Kind, du bist nicht fröhlich Mit und Fröhlichen, sprach sanft der Kaiser, Auf die Schulter seine Hand ihr legend. Doch ich weiß, daß Vieles du verdammerst Und was dich bedrängt hat, daß im Laumel All der kaiserlichen Heilichkeiten Dir nicht wohl sein kann. Doch laß mich sorgen Und besorgen, wo ich eine gute Stätte für dich finde, Trost und Zuflucht Dir verschaffe, wie sie dir gemiß sind.

So der Kaiser. Und mit Flüßern sagte Ira: Sorge du, mein heher Kaiser!

Da erob sich an dem grünen Ufer Humberbürgung Köln mit seinen Kirchen Und Kapellen fremmer Macht. Es winkte Hecheln helos Thürnerwerk mit schönen Giebeln und viel Giebeln von der Kaiser Neiden Häusern. Auf den Kauerfelsen, Belcher Brund von Plaggen und Gewinden! Wie läßt Vorkarkeit! Im Jähernate Stand der Rath am Ginfahrtsther, dem Kaiser Wie nur Kariern giem, mit höchten Ehren Willkomm! zu entbieten. Das Gewässer Wimmelte von Adeln, Freudentule Feiten durch die Luft und wie ein Vater Seiner Kunter sich erstaut, erstaute Kaiser Otto sich der freien Köpfe. Nach Köln! he ruf er, eine Kriene Ist mein Köln und ich in ver allen Städten!

Weiter ging die Fahrt dann. Dunkelstättig Para Tringas Jinnen lebe Ratzung, Nur der Kerner freiliches Gschmelter Klang noch heimer laut, durch awollig Und mit erstem, feurlichen Schweigen, Der dem Kaiserange sich die sieben Ferge wagen, blau in lichtem Lufte. Staunen fand der Kaiser, mäktia kenne Seine Heilichkeit sich, bei die Heite Nicht er beilen mochte: Schönes Deutschland, Vaterland, ich bin dein froher Kaiser!

An sein Schiff da legte sich ein Schiff an, Drauf Gussach, ein Graf von Penn, sich nable, Der des Kaisers Viebling und ein schöner Junger Ritter war. Er wollte fröhlich Früher als die Stadt den Herrn begrüßen, Den er kindlich liebte. Kalch die Treppe Schwang er sich empor, und vor dem Kaiser Knie er hin, der kulturell ihn emporob.

Mein Gussach, sprach Otto, sei willkommen! Gern empfang' ich dich jurell, denn weiß, Eine Gabe hab' ich für dich bei mir, Die nicht wohl im Anasicht der Gesser Man verhehlt. Komm her, grüß' die Tochter, Ira, helios Kind, schau diesen Ritter, Der mein Freund, an dessen Brust die gute Stätte ist, die ich dir herzlich gönne, Und auch für dein Herz die süße Zuflucht Und der Trost, der dauernd dich getroßt!

Wie die junge Fille vor des Tages Herzenskraft erstarrte, vor der Schönheit Schaut um ersten Mal und durch sein Leuchten Liegend sie verlor, daß doppelt lieblich Nüchlich sie erscheint, le herte Ira. Als Gussach sie sah und Kaiser Otto's Freundlich einkies Wert vernahm. Sie barg sich Schüchtern hinter ihm, als könne kalch Nicht ihr fremden doch Gussach, durch ihren Heben Viebreiz erst entzünd, gekendet Und entzündet dann, trat mit Giebeln Zu ihr hin und ihre Hände süßte, Zuckt' er mit dem Aug' ihr Aug', ihr Herz mit Seinem Herzen auf und halt ansetzten, Was sie ihm im Arm. Ihr Köcheln schaute Otto auf das junge Paar und reichte Siegend sie zum heil'gen Giebeln.

Als sie dankbarlich vor ihm sich neigten, Sprach er mild: Tod glücklich, meine Kinder, Welt wird Guei wagen, wie ich bitte.

Auf das Berderkes mit dem Geiselas Schritt er dann, sich selbst die Peden einig Ueberlassend, daß in treanter Jureitung Sich die selige Währung löse. Trum er sie befragen sah. Sie trühten Vanz' die Hand sich sum, dann lauchten jöbernd Und mit summer Kraze sie einander Zu das beherrennte Antik, entlich Sprachten sie, ted was sie irachen, es, es War so Schöna und ted so unhallich Red und gar so wunderbar und heimlich, Ted es zu vernellen nicht der Dichter Sich erkönnen mag. So wollen Ira Und Gussach wir auch sich überlassen.

Das ist der willkommenste der Dienste,
Den wir Erhebden zeigen können.

Wo sich über Penn die Mauerbürtme
An dem Zell erheben, drängten rothweiss
Am das Land die Säufte. Kaiser Otto
Trat zurst davor. Auf einen weichen
Selter schwang er sich, die Ritter selaten
Hob dem Herrn zu Kell, in reichen Säntzen
Führten sie zum Schick des Kaisers Tamen
Und auch Ida. Etelz und seligen Deryens
Eprengt' Gussach an ihrer Seit' und hob sie
Süchlich an dem Schloßthor aus der Säufte.
Selbst sie in den Ikenjaal zu geleiten.

Als danach vorüber die Bratung
Und zum Hefedahl die Gähle eilten,
Liek an seiner Seite Kaiser Otto
Ida fügen und Gussach, die alle
Selig und wie träumend um sich schauten,
Als ob sie dem Himmel angehören.

Krebe Heste, so begann der Kaiser,
Sieben ans bevor in Penn. So mögen,
Ida und Gussach, sie euren Dedyt-
Tag juglich verdrerlichen. Ich habe
Euch zu trau den Bischof iden gebeten.
Mergen sei die Trauung. Meine Tochter
Will ich zum Altare selbst geleiten.
Wenn ihr schönstes Hest ist, wie vor Zeiten
Ihre Mutter auch. Wollt ihr des Reichthum
Karm und Treiben, die hier folgen werden,
Euch entziehen dann, so hab' ein Schloßchen
Ich hier in der Nähe, das als Mälst
Meiner Tochter Ida ich verehere.
Terthim mögt ihr dann einziehen, in Frieden
Eurer jungen Lieb' euch zu erkennen.
Nabe liegt's dem Weg, das wenn nach Bepford,
Frankfurt, Worms und Speier ich dann weiter
Meinen Jag reschühre, ich zum Jumbis
Bei euch weilen kann. Des Schloßes Kam' ist
Gedekera, aus alten Zeiten, vielleicht wohl,
Weil es weit mit seinen schönen Gaden
Ueberreicht gekant hat. Auf Giden
Können ihre Hüfken schöner wehen,
Als ihr wehen werden. Flekt auch alldüch
Terst allget. So wünscht' ich euch von Deryen.

Ida und Gussach vernahmen schweigend
Diese Kaiser's und seiner heben
Gnade wussten sie ihm nur mit Güssen
Tanz zu sagen, denn das laute Güssen
Aber Gähle und der Tsch der Jinken
Und der heben Gombeln wena sie schweigend
Je verbarren. Und wie Otto sagte,
So geschah's. Am nächsten Mergen wurden

Sie getraut und Kaiser Otto legte
Segend seine Hand auf ihre Häupter.
Wenig Zeit nur wohnten sie der Heste
Buntum Jubel bei, von dem kaum Ginas
Sie zu hören und zu sehn vermerkten.
Denn sie sahn und hörten nur einander,
Wo sie wollten. Dann entfielen heimlich
Sie am Gedekera. Am Berackitige
Jagen sie dahin, auf einem Selter
Ida, doch Gussach auf einem schwarzen
Dengst, den mit grübler Hand zu hanstem
Gana' er weng. Es war im Herbst. Die Sonne
Stand schon tief, es stredten lang und länger
Sich die Schatten, heimwärts von den Aedern
Bog der Schmiter Schaar, und von den Bergen
Wingenn und Winger, froh der Grante
Und des schönen Lebens. Ihre Vieder,
Ihre beiten Gröhe stanzen Ida's,
Ob wie fremdlicher Wältemm, es war ihr
Vall gar heimlich zu Sinn. Und als dann
Auf dem Hellenpfad des Berges Höhe
Sie erreicht, vorn auf die Klippe treten,
Trauf der schlanke Schloßthurm stah, als nieder
In das Paradies des Rheins sie schauten,
In die wunderborlich schöne Landtschaft,
Jutend in d. d. Abends Tuft und schimmernd
Von der Wellen weik und reihen Kelen,
Da entführten reichlich Adran' auf Adrane
Ihren Aug' und schloßgend, überalldüch
Zauf sie an die Brust des Hestgachetien.

Jühr' ich euch wohl in die Schloßbaumächer,
In den Mitteraal, der seiner Jöhler
Kanze Reich' dem Rheine zeigt? Die Zimmer
Und die trauten Kümmerchen, in denen
Ida's Hand nun waltete, öffent' ich
Sie vor euch? Klopft wohl mein Jünger leise
Auf die wohlgeflüchten Schrein' und Spinden,
Die auf Otto's Wink dort ihrer barren
Und zu liebenswürdigem Pau-framleure
Süchlich sie entsüden? Treit' ich mit euch
An das wohlbezerrte Gterkenstier,
Dran ihr Ely nun ist, kurz dessen runde,
Vielgachter, larkig glühende Gläfer
Sie knabtschaut in die unüberbarte
Welt zu ihren Hüfen? Seht den breiten
Peterberg, den hatlichen, den Anberg
Mit der Malmose, die er anstredet
Nach dem Dommertich, den Karmenstremberg
Hier, fern dort die schlanke Fwerburg
Kegelspye, kann wir heber Borkung
Hier die Welfenburg, der Wellen heimath
Und karnach den herrlichen von allen,
Recht des Rheines ewigen, antickstollen
Dort und Wächter mit dem nervig starken
Zreptz nachten Hestgachetmaschen, den

Drachensfeld! Ja, kunnest nur hindern.
Denn seit viel Jahrtausenden ist Trauen
Er gewohnt, und wehe dem Geschickte,
Das ihm seine Helseniten zertrümmert,
Seine Sinne füllt, mit der den Weg er
Uns zu weisen hat in Gottes Rheingau! —
Nolanddesh, dem Drachensfeld genüber,
Schaun, wie deht es sein mit Buchenreiz und
Wein umfränzt, liebliches Basaltbaup
Auch zur Wache auf! Doch nicht die Landschaft
Ueberwacht es, nur die grünen Inseln,
Grafenwerth und Kommenwerth, zu wahren
Scheint es hingestellt, der frommen Jungfrau,
Die dort wohnen, treuer Schut. Denn brausend,
Wo der Jungfrau Lieber und Gebete
Jetzt erschallen, brach vereint des Rheines
Hüthenschwall siegreich durch das Gehrige.
Tönnend tobten dort die hohen Bogen,
Die jetzt lieblich um der Nachtigallen
Still Gefühl hinfließen. Rheingepfläucher,
Nachtigallengelang und Jungfraunlieder,
Klingen nicht die dreie gut zusammen? —

Doch wohin verliert sich meine Rede?
Ach, vergeht, wenn gar zu überschwinglich
Ich gepriesen, was doch unerrückbar
Ist für Dichtervort. Es geht die Lyre
Leicht ja über, wenn das Herz uns voll ist.

Rehren zu der jungen Handfrau Ida
Wir zurück, die nun schon einen Mond lang
Weilt auf Godesberg und alle Zuflucht
Und den besten Trost, der Liebe Segen,
Bei Gustach gefunden. Umsia schallend
Gilt sie durch die Zimmer, erduend, weisend,
In der Küche muftert selbst und follet
Sie der Küche fleißig Werk, der hohe
Mutteraal erglänzt von Blumenfränzen,
Mit dem Auerleinschen des Kellers
Kist jersam Gustach die Tafel zieren,
Niemerglaser bei gefüllten Krügen
Rünten auch, das eines hochacerten
Gastens heut die jungen Wirthe harten.
Also ist's. Ihr begehlicher Kaiser
Also kommt. Es tritt Gustach mit Ida
An des Saales Fenster ost und weither
Sehn den Jng sie nahm. Kom' aus den Thoren
Er von Köln berer erst, traum, ich glaubte,
Dass vor lauter Liebe sie auch dort schon
Ihn zu finden mit den Augen strebten.

Jetzt erntet des Wärters Kern. Zur Antwort
Kist Janstater laut der kaiserliche
Gereth klagen. Lustig auf dem Bannet
Plänternd, schwebt empor den Berg der deutsche
Reichsbaar, weiten Hülfschlag. Nun schallt und
Tröhnt auch schon der stimmenden Kesse Hülfschlag.

Auf steht Thor und Gatter. Kasseind nieder
Erntet die Bräute sich, da tritt der Schlossherr
Zu dem Kaiser hin, den laßt des Koffes
Kaden klopft, kist jersam Baum und Vogel
Und entbeut ihm Willkomm. Wie ein Jüngling
Kast vom Kest springt Otto, in den Thorgang
Rast in Arm binstreitet mit Gustach er
Und ruft laut: Führ mich zu deiner Handfrau!
Sacht ihr einer junger Frau verklärtes
Antlig je, wenn sie zum ersten Male
Einen Wast empfängt am eignen Herde,
Dann seht Ida seht auch. Lächten Berlen,
So vermeint' ich wohl, daß Ida's Augen
Solchen Berlen gleichen, süße Rube
Ueberfliegt ihr Antlig, von den Lippen
Kist sein Wort sich ab, doch zwischen ihnen
Schämig, schelmisch, und wie glänzen
Ihre weißen Zähnen! Leicht sich neigend
Tritt mit solchem Liebreiz vor den Kaiser
Ida hin, der übertraut ihr Händchen
Kast und lächelnd selbst dann übertraut ist,
Dass er es gelüßt. Doch jarter Frauen
Liebreiz kann so Männerinn begauben,
Und ich meine wohl, daß nie im Leben
Ida diesen Handkuss wird vergessen.

Welch ein Festtag auf dem Godesberg da
Ward gefeiert, will ich nicht versuchen
Guch zu schildern. Doch es war der Kaiser
Also froh bei seinen Wirthen, daß obn'
Ende seine Rede floß, daß laut sein
Schertzwort klang und hell sein Lachen,
Und er kaum der schweren Kaiserkrone
Noch gedent blieb. Goldig in der Römern
Schimmerte der edle Wein, es war auch
Aber Herz heut mit der eilen Freude
Gold erfüllt und jeder Gram vergessen.

Da erhob sein Glas der Kaiser Otto
Und sprach laut, daß jedes Auge barrnd
Auf ihn hingewandt war: Diesen Römern
Verr' ich auf das Wohl der schönen Kinder,
Welche unsre liebe Wirthin meinem
Freunde schenken wird! Was wohl gedien
Diese Godesberger Jucht in Gottes
Treuer Vaterhut und ihm zur Ehre!

Und da wollten Jubelruf und helles
Gläserklingen lange nicht verkummen.
Nun verbedhte, trübliche Doffnung strahlte
Aus Gustach's Gesicht wohl, doch verblühtert
Und bis auf die Stirn erdröbend, schaute
Ire nieder in den Schoß. Es kam ihr
Dieser Wunsch gar unerwartet, schmerzlich
Paß, zu zeitig schon er ihr, verlegte
Leide sie und nur mit Beben konnte
Sie am Becherrand die Lippen nehen.

So verstrich das Fest in klarer Freude,
Dann schied Otto, um bei einem Freunde
Unsern King vor Nacht noch einzutreffen.
Und mit Neide gedacht' er, als vom Kesse
Er zu Helands Burg empor sich wandte,
Welches Leid die Liebe Ritter Heland,
Welches Heil Gussach gewährt. Dann war er
Friedgemuth, daß Helias eile Tochter
In so seligem Gluck er kugeleitet.

Langs noch vom Säuler schauten Ida
Und Gussach dem Juge nach, dann küßten
Sie einander, bräunten in den Augen,
Da gar frommen Kusse, wie nur treue
Ehegatten können. Beide eilten
An ihr Brief jedam, auf das des Schlosses
Käume nach dem schlichten Gelage
Küßelicher Bezauglichkeit sich wieder
Ersueten. Und noch am selben Abend
War die Nub im Schlosse wieder heimisch.

Aber Ida, da sie dann zum Schlummer
Sich gelegt und ihres hohen Gönners
Wort und Wunsch erwegt, hat im Gebete
Gott, daß treu er ihrer walten möge,
Wie er stets gethan. Dann fiel in Schlaf sie
Und ihr kam ein Traum, daß sie bedachte,
Bei sich habe sie drei Söhne,
Jedlicher mit einem gültigen Kränlein
Auf dem Haupte. Und als darnach den jüngsten
Fest sie an sich zog, fiel seine Krone
Auf den Hüft und zerbrach. Da hörte
Eine Stimme sie, die sprach: Drei Söhne
Wirst du, liebe Ida, König Helias
Kind, gebären, dir zur großen Freude
Und Gussach und der gelammten, großen
Christenheit zum Heil, nur hüte sein dich,
Daß nicht eine andre Frau, du selbst nur
An der Brust sie nährst. Also ist es
Necht und heil'ge Mutterpflicht. Das wisse! —

Dann erwand der Traum und andern Morgens
Wachte sie, nicht ohne Scham im Antlitz,
Ihren Traum dem Gatten offenbaren.
Necht erkant zog an die Brust Gussach sie
Und von Herzen gar geliebten Bräut,
Daß allein sie Mutter sein, daß trenlich
Sie allein dem Söhnen Nahrung reichen,
Selle nach dem Traumwort, keine Andre.

Und der Traum ging herrlich in Erfüllung,
Denn in dreien Jahren schenkte Ida
Ihren Gatten drei so schöne Söhne,
Wie je Söhne waren. Und sie taufen

Gottfried ihren Ältesten, den zweiten
Valtun und nach dem Vater nannten
Sie Gussach den jüngsten. Ida nährte
Sie mit süßer Schale und wahrte
Alle drei wie ihre Augenkinder,
Doch was Gott in seinem Rath beschloß,
Das geschieht und Niemand mag es wehren.

Denn als mit Gussach am heil'gen Pünktfest
Zur Kapelle sie gegangen, freuden
Sinnes für ihr Gluck zu danken, und als
Allzu lang' die Messe wähnte, da ward
Wach in der Sohn Gussach, verlangte
Schreien nach der Mutter und vor Hunger
Beinte er gar bitter'ich. Das hörte
Eine Freundin Ida's und voll Mitleid
Lezte sie an ihre Brust den Säugling,
Daß er Nahrung habe und sich stille.

Gierig trank das Kind, da nahte Ida
Voll Verlangen selbst nach ihrem Säugling.
Aber wie erdraf sie, als ihr Kind sie
Zah an ihrer Freundin Brust! O wehe!
Nicht sie laut, Frau, gute Frau, was thut ihr?
Ach, nun wird mein armes Kind der hohen
Würdigkeit verlustig, die von Gott ihm
War bestimmt. Weh mir, daß ich so lange
Es verließ! Nun wird er dienen müssen,
Während seine Brüder Kronen tragen.

Also klagte sie und weinend sagte
Ihre Freundin: Ach, vergelt mir, Ida,
Nicht mir nicht, ihr wißt, aus gutem Willen
Thut ich, was ich that. Dem armen Kindlein,
Das um sein Verlangen ich belagte,
Weint' ich eine Wohlthat zu erzeugen.

Vielreich auch mit vielen milden Worten
Tröstete Gussach sie, doch vergebens,
Denn sie nahm es sich zur Schuld, zu lange
Von dem Kind entfernt, ihm seine Krone
Selbst gerant zu haben, sie, die Mutter.
Nicht sie ak und trenn den ganzen Tag nicht,
Necht' auch Niemand sehen, der frohe Pünktfesten
Freundlich ihr zu wünschen in das Schloß kam.

Langs konnte sie, was für ein großes
Trübsal sie nun einmal hielt im Herzen,
Nicht vergehen und mit Thränen bewachte
Sie gar oft des Kindes frühlichem Spiel zu.
Dann verzach sie's doch, wie fremde Mütter,
Wenn sie ihre Kinder gut und mützlich
Wachten und gediehen sehen, Alles
Ueber solches Peil jähzt vergehen.

Mit Gussack zog fremm zu ritterlicher
 Tugend und zur wahren Gottesfurcht sie
 Ihre Söhne auf und Geist belebte
 Und aequat ihr Werk, denn Gottfried,
 Der zuver ein Herzog war zu Füllen,
 Und nach ihm dann Balduin wurden Könige
 Von Jerusalem, das sie der Heiden

Feindeshand entrissen, und es waren
 Gottfried, Balduin und Gussack von Allen,
 Die das Kreuz erwarb, die dessen Ritter
 Alletzt und würdig ewiger Ehren.

Und nun schlicht mein Lied, das auch der fremden
 Menschen viel' als Vorbild vor den Sinn stellt.

Des Teufels Presse.

Sage von Fabricius.

Um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts
 wohnte zu Köln in der Nähe des Domes in
 dem Hause zum goldenen Kreuze der von
 Andern nach Köln eingewanderte Michael
 Wassermey, ein in der Kunst des Buchschrei-
 bens weit und breit berühmter Mann, der
 trotz allem Fleiße und der Hülfe von einigen
 zwanzig Abschreibern und Malern doch nicht
 alle Aufträge ausführen konnte.

Unter den Arbeitern glänzte des Meisters
 Tochterlein Metta, die von dem Vater die Kunst
 gelernt, die Bücher mit Initia'en, Randver-
 zierungen und Bildern zu schmücken, und von
 allen Schreibern wegen ihrer Geschicklichkeit
 bewundert wurde.

Die Beschäftigungen nahmen immer überhand,
 und als der alte Wassermey lange Zeit vergebens
 nach neuen Schreibern gesucht hatte, mußte er
 ihn erwünscht sein, als sich ihm eines Tages
 ein junger Mann, Namens Caspar, vorstellte,
 der, außerordentliche Proben seiner Kunstfertigkeit
 vorlegend, wie der Meister deren niemals gesehen,
 um Arbeit bat.

Bald waren die Beiden handeleins; der
 Meister lud den Fremden zum Imbiß und als
 Metta mit dem Frühstück ins Zimmer trat,
 wurden ihre Blicke feuerroth unter dem Bilde
 des jungen Schreiber, welcher an Ziertheit
 und Anmuth wohl seines Gleichen suchte. Auch
 Caspar geriet in süßliche Verlegenheit bei
 dem Anblicke so vieler Reize und wies sich
 ängstlich, in dem Hause des Meisters Wassermey
 Beschränkung suchen zu haben.

Meister und Schreiber lernten manches
 Gutes und waren bald gute Freunde.

„Wozumal also sagst du an für mich zu
 arbeiten?“ hob der Meister an, „da hat mit
 mein Freund, der Abt von Altenbera, eine
 Abschrift der Psalmen bestellt und da ich den

heben Herrn immer gern zufriden stelle,
 so sollt ihr als mein besser Schreiber das
 Werk unternehmen, aber macht's fein, hübsch
 und sauber, denn der Herr Abt ist ein hoch-
 gelehrter Mann und großer Kenner.“

„Ihr sollt schon zufriden sein“, lachte
 Caspar, „doch noch Ems! Ein jeder Künstler
 hat wie ihr wißt so seine eigene Kunsttaste.
 Ich arbeite nur dabem in meiner Wohnung,
 wenn ich ganz allein bin. Ist Euch das recht,
 so laßt ihr binnen drei Wochen die Abschrift,
 wo habt, so sind wir geschickene Leute.“

Der Meister bejahte sich hin und her, und
 willigte endlich darin, dem Schreiber die
 lesbare Handschrift auf Papier zum Abschreiben
 anzuvertrauen, wenn dieser ihm seine schwere
 goldene Kette zum Unterpfande lassen wollte.

Caspar ließ die Kette dem Meister Wasser-
 meys und entfernte sich, nicht ohne vorher noch
 einen glühenden Blick auf Metta zu werfen.

Der Meister war natürlich geknaut auf
 des Schreibers Werk, noch mehr aber Metta,
 welche keinen Zins arbeiten konnte, so lange
 Caspar neben ihr in der Werkstätt saß, und
 da sah er den ganzen Tag, wenn er sich nicht
 auf dem Tanzboden oder in der Malerschule
 herumtrieb, wo ihn alle wegen seines ein-
 mensenden Namens lieb gorenamen! Ein solches
 Leben konnte dem Meister nicht gefallen, der
 sich freute, doch wenigstens aus Verzicht die
 goldene Kette unversehrt zu haben! Die
 antern Schreiber lachten beobacht in sich hinein
 und lichen hier und da Worte fallen, welche
 den Meister demüthigen mußten, aber als er
 eines Tages Caspar zur Kette stellte, an-
 merkte dieser gelassen:

„Meine drei Wochen sind noch nicht ver-
 bei, ihr sollt schon leben!“

Die drei Wochen gingen verüber und

Meister Wassermeß stand ungelblich am Fenster, zu schauen, ob sein Schreiber noch nicht des Wegs daher komme, sein Werk zu halten. Endlich erschien Gaspar und legte die Abschrift vor. Wassermeß traute seinen Augen nicht, denn eine so saubere, fertige Abschrift war ihm noch nicht vor Augen gekommen! Die Geißen wurden herbeigeholt und schlüßen beschämt von dannen. Freutlich sahst Wassermeß den betorgenen Sohn, und bat den Schreiber, ihm ferner mit seiner Arbeit beizustehen.

„Dersich gern!“ sagte Gaspar, „und wenn ich mich ein wenig aufreize, so sollt Ihr in den nächsten vierzehn Tagen noch zwei Abschriften haben!“

„Junges Muth, toller Muth!“ lachte der Meister, „wenn Ihr mir in der Zeit schon eine Einzage liefert, will ich gerne zufrieden sein!“

Hatte Gaspar in den vorhergehenden drei Wochen schon wenig zu Laue geiffen, so that er in den folgenden schon gar nichts mehr! Die Abschrift der Psalmen war von dem Abte sehr gut beurtheilt worden und der Meister hatte neue Bestellungen bekommen.

Die vierzehn Tage waren kaum verstrichen, als der Schreiber die versprochenen beiden Abschriften dem Meister einbrachte. So zufrieden auch Wassermeß war, sah er doch als erfahrener und geübter Mann ein, daß solches nicht mit rechten Dingen zugehen könne, allein der Meister brüchwidrigte sein Geheiß, denn ihm galt das Geld von jeher mehr als alle guten Gründe! Metta bewunderte die Geschicklichkeit des Schreibers um je mehr, als sie ihm von Herzen gewarnt war und auch Gaspar seine Unwissenheit veräumte, ihr Bewein seiner Zunahme zu geben.

Nach wenigen Wochen, welche Gaspar wie gewöhnlich in der Herberge müßig verbrachte, trat er eines Morgens mit einem schweren Gelanten in die Hofstätte und ludte vor den erstaunten Augen des Meisters und der Geißen eine ganze Büchel auf, welche er in dieser kurzen Zeit abgeschrieben haben wollte. Das war zu viel! Die Geißen fingen an zu murren und schrien hoch und heiser, daß solches nicht mit rechten Dingen zugehe und Gaspar mit dem Beken im Grunde stehen müsse!

Der Meister nahm nicht ohne Schonen die Büchel in die Hand, allein auch dießmal trug der Tusch nach Welt wieder den Sieg davon über sein Geheiß.

Meister Wassermeß hatte wohl bemerkt, daß seine Tochter dem Schreiber nicht abholdig sei und in seinem Innern tauchte der Plan auf, Gaspar durch Metta mit seiner

Tochter auf immer an sich zu fesseln. Metta liebte den Schreiber zu sehr, um die bösen Vermuthungen der Geißen theilen zu können, und auf ihre desfallsigen Fragen antwortete Gaspar immer mit einer so ungebundenen Liebenswürdigkeit, daß auch der letzte Rest von Mißtrauen aus ihrem Herzen schwand, und sie war doch erfreut, als sie vernahm, daß Gaspar endlich auf dringendes Bitten des Meisters sich entschloß, in ihr Haus zu ziehen. Nur hatte sich Gaspar ausbedungen, daß er zur Wahrung seines Geheißnisses allein auf seinem Zimmer arbeiten wolle. Gaspar kam ins Haus, änderte seine Lebensweise nicht, scherte den ganzen Tag, lag Abends in der Herberge und reichlich lieferte er binnen sechs Monaten zwölf Büchel und noch einige Blätter, so daß der Meister der Hälfte seiner Geißen den Abschied geben konnte. Wassermeß verlor fast den Verstand über Gaspars Treiben, der nie bei Tage arbeitete und auf des Meisters Fragen nur antwortete: „Ob ich bei Tage oder bei Nacht arbeite, ist Euch gleich! Wenn ich nur meine Schuldigkeit thue!“

Die Krüger ließ den Meister nicht ruhen und eines Nachts schlich er hinauf vor Gaspars Kammer, um sich zu überzeugen, ob Gaspar wirklich zur nächtlichen Stunde arbeite. Der Schein der Lampe fiel durch das Schlüßloch, der Meister berichte, aufste beugte und schaute durch eine kleine Ritze hinein in die Kammer. Was sah er hier zu seinem Erstaunen? Gaspar lag ruhig im Bette und ersuchte sich eines gesunden Schlafes.

In der andern Nacht schlich der Meister wieder hinauf — der Schreiber schlief wieder.

Die verabschiedeten erkrankten Geißen erzählten interessent draußen Jedem der es hören wollte, der Meister Wassermeß habe einen Schreiber im Tusch annehmen, der mit dem Pein in Punde stehe und wandert fremde Christ gna nicht mehr an des Meisters Hause vorbei, ohne sein Kruden zu schlagen.

Meister Wassermeß kümmerte sich wenig um das Gerüde der Nachbarschaft, so sehr war er von dem Gedanken eingenommen, das Geheißnis seines Schreibers zu erfüllen. Die hatte Wassermeß so blühende Geschäfte gemacht, er konnte um die Büchel und Blätter billiger und sauberer als jezt andere liefern. Alles bei der der Meister auf an Lieberding und Schwereleien, um des Schreibers Geheißnis zu erfüllen, allein vergebens! Umfehl hatte er die Tochter zu bewegen gesucht, ihm bei der Erziehung des Geheißnisses beizustehen zu sein. Metta war dem Schreiber zu gewogen, um ihm

Schaden zuführen und Meister Wasserberg, sich nicht länger haltend, nahm eines Abends den Schreiber mit sich in eine entlegene Kammer. —

„Jetzt halt ich's nicht länger aus!“ sagte der Meister. „Euer Schaffen kann nicht mit rechten Limen zueben! Also essen heraus mit der Sprache!“

„Das ist leicht gesagt, Meister“, versetzte der Schreiber, „und noch leichter gethan, falls Ihr auf meine Bedingungen eingeht, wo nicht, so sind wir geschiedene Leute!“

„Und die wären?“ fragte der Meister. „Ihr geht mit Euer Töchterlein zum Weibe!“ erwiderte Gaspar.

Meister Wasserberg ging einigemal unruhig in der Stube auf und ab, überlegte seinen Vortheil und sagte endlich: „Unter der Bedingung ist sie die Gute!“

Die Zeiten brachten es zu Papier in aller Eile zu schreiben und nun erzählte Gaspar, wie sein Geheimniß ein ganz Einfaches sei, und der Bürger Gutenberg in Mainz eine Kunst erfunden habe, Bibeln und alle anderen Bücher in so viel Exemplaren zu vervielfältigen, als man nur immer wolle und in der kürzesten Zeit.

„Und Du kannst diese Kunst?“ fragte der Meister.

„Nein!“ sagte Gaspar, „die Kunst selbst ist des Erfinders und seiner Gehülfen Geheimniß. Ich selbst habe die Bibeln und Walter nur zum Verkauft. Noch fünfzig Stück habe ich verräthig, aber kann deren so viele anschaffen, als Ihr nur haben wollt und zwar um einen billigen Preis. Wenn wir das Geheimniß für uns bewahren, können wir so viel Geld verdienen, als wir nur immer wollen!“

Meister Wasserberg war nicht ganz zufrieden mit dem Vorgebotenen, auch dann nicht, als Gaspar ihm Mittel und Wege an die Hand gab, die Bibeln direkt zu beziehen. Aus der größten Bereitwilligkeit gab er über alles Auskunft und noch an demselben Abende freite er mit Hedda seine stille Verlobung. Das junge Paar war liberalistisch.

Nicht so Meister Wasserberg, dem es gar hart anging, mit seinem zukünftigen Schwiegersohn den alten Verdienst theilen zu müssen. Er kam ihn und der auf allerlei Weise, wie es ihm wohl mochte, wurde, das zu verdienende Geld ganz allein einzuheben. Gaspar war schon zu Hedda gegangen, Hedda hatte auch ihre Kammer aufgeschickt und noch immer sah Meister Wasserberg allem, den Kopf in die Hand gestützt.

Nitternacht schlug, als sich unten an der Hausthüre ein entsetzliches Pochen vernahmen

ließ. Meister Michael sprang aus seinen Trümmern aufgebracht auf, ging ans Fenster und rief: „Was da?“

„Ein Freund!“ lautete die Antwort. „Meine Freunde besuchen mich nicht um Nitternacht!“ sagte der Meister. „Ihr seid wohl so ein schlechter Geselle oder Begehrter! Geht Eurer Wege und kommt wieder beim hellen Tageslicht, so Ihr es nicht zu scheuen braucht! Gott befohlen!“

Der Meister wollte bei diesen Worten das Fenster ausschlagen, aber der Unentscheidende flüchtete mit kaum vernembarer Stimme:

„So Ihr Euren Vortheil lieb habt, hört mich an, denn ich komme von Mainz und bringe gute Nachricht wegen der Bibeln!“

Mit einem Sage war Meister Michael an dem Thore, öffnete es und ein Mann, im dichten Mantel eingehüllt, trat ein.

„Ein Wort hier! man könnte uns hören!“ flüsterte der Meister, dem Fremden die Hand auf den Mund legend, „setzt mir!“

Den Fremden an der Hand fassend, zog ihn der Meister fort in die entlegene Kammer. „Setzt Euch und sprecht!“ sagte er dann.

Der Fremde warf Hut und Mantel ab und stand vor dem Meister ganz roth gekleidet. Gleichgültig schaute er in der Kammer umher, während Meister Michael rief:

„So richtet Euren Auftrag auf! Was habt Ihr mir zu sagen?“

„Kein armach!“ sagte der Fremde. „Gut Ding will Weil haben! Ich komme von Mainz, wo ich mit meinem Freunde Gutenberg gearbeitet habe.“

„Mit Gutenberg?“ rief entsetzt der Meister. „Sprecht leiser!“

„So hört mich an!“ fuhr der Fremde fort. „Ich habe mit Johannes Gutenberg eine Erfindung armacht, welche die Welt in Erstaunen setzen wird! Wo früher der Mensch Monatslang mit seiner Hand, Arbeit kann eine Bibel in Stände bringen, schaffe ich deren hundert in der Woche!“

„Ich weiß!“ flüsterte der Meister, „aber um Gotteswillen spricht leiser!“

„Ich habe mich von Gutenberg getrennt!“ flüsterte der Fremde, „und bin hierher gezogen nach Köln, um für mich allein zu arbeiten. Da ich aber nicht Bürger bin und auch einen angrischen Mann gekraude, damit ich nicht verfolgt werde wegen der Erfindung, so will ich Euer Compagnon werden!“

„Unter welchen Bedingungen?“ fragte der Meister. „Soll ich etwas des Profits mit Euch theilen?“

„Keinewegs!“ lachte der Fremde. „Geld brauche ich nicht, wohl aber ein gutes, braves Weib im Haushalte. Ich lehr Euch die Kunst, so viele Pöbeln zu drücken, als Ihr nur möcht, wenn Ihr nur Eure Adetta zum Weibe acht!“ „So wollest Ihr nicht mein Compagnon sein?“

„I nun ja!“ lachte der Fremde. „Euer Compagnon, wenn Ihr's so nennet. Die Arbeit theil' ich mit Euch, aber den Profit behaltet Ihr ganz allein. Ist das Euch recht?“ „Aber meine Tochter ist schon verlobt und schriftlich ist es auch!“ murmelte der Meister. — „Kartenspiessen!“ lachte der Fremde, „wollt Ihr etwa Euer Kind verheirathen, daß sie nach drei Tagen eine Witwe werde?“

„Eine Witwe?“ rief der Meister erschrocken. „Ja eine Witwe!“ widerholte der Fremde. „In der That ist es ruckbar geworden, daß Euer Schreiber arbeitsame Dinge treibt und morgen werden ihn die Schiffe der Gericht laden, und dann ist's aus mit ihm. Euer Haus ist bewacht, schaut hinaus zum Fenster. Die Kathedriker schleichen in der Gasse umher, Euer Treiben zu beobachten!“

Meister Michael trat zitternd ans Fenster und fuhr entsetzt zurück, als er unten auf der Straße einige dunkle Gestalten erblickte. —

„Nun?“ haarte der Fremde, „entschließt Euch! Da oder nein?“

„Aber meine Tochter wird nicht einwilligen!“ seufzte der Meister, „sie ist in den Purichen vernarrt, das weiß ich!“

„Wird sich schon machen!“ lachte der Andere. „Löst Euch von ihr einen Schein geben, daß sie mit Leib und Seele Demjenigen anhängen wolle, welchem Ihr sie zukümmet. Da sie glaubt, es wäre für den Aufschwung, so wird sie's Euch schriftlich geben und dann ist Alles gut!“ „Wann sie aber nachher nicht will!“ bemerkte der Meister.

„Das ist meine Sache!“ sagte der Andere, „wird sich schon geben!“

Meister Michael ließ wie toll in der Stube herum. Der Gedanke an das viele Geld, welches er durch das Geheimniß verdienen konnte, verzerrte ihm den Kopf. Pflöblich blieb er vor dem Fenstern stehen und rief:

„Aber wenn Ihr nun ein Verräther wäret!“

„Ich kenne Euch nicht!“

„Nun, wenn's weiter nichts ist!“ versetzte der Fremde, „so heffe ich Euch allzuleich von dem Gewissen zu überzeugen!“

Dabei trat er ans Fenster und fuhr fort: „Die Kathedriker sind fort! In der Nähe warten zwei meiner Gesellen! Zieh ich sie herein?“

Und ohne die Antwort des Meisters abzuwarten, that der Fremde einen grüßenden Pfiff. Gleich darauf wurde draußen eine Leiter angelegt und zwei häßliche schwarze Knaben sprangen mit allerlei Balken ins Zimmer. Sprachlos stand der Meister da, der Dinge barmherzig, welche da kommen sollten.

Auf einen Wink des Fremden hingen die beiden Gesellen an zu summern und zu hämmern, aber in einer Weile, daß dem Meister die Haare zu Berge standen, denn die Zimmer floßen auf und nieder auf das Holz, ohne nur das mindeste Geräusch hervorzurufen und nach wenigen Minuten stand eine Tugendruderterrasse da und der Fremde ohne ein Wort zu sprechen!

„Geh!“ haarte endlich der Fremde und entfaltete vor den Augen des Meisters Michael einen Beutel, woraus der Anfang der Bibel in dem ideellen Lettern gedruckt war.

„Haltet Ihr mich noch für einen Verräther?“ fragte er dann gelassen den Meister. Dieser aber stand regungslos neben der Presse, dann sich ermannend, rief er: „Nein, fürwahr Ihr seid ein großer Künstler! Mühte ich's nicht mit eigenen Augen erlebt, ich müßte Euch für einen Anhänger des Teufels halten!“

Der Fremde und seine Gesellen lachten laut auf.

„Nehmt mir's nicht für unangenehm!“ rief der Meister. —

„Sprecht leiser!“ haarte nun der Fremde. „Schickt Eure Gesellen fort!“ fuhr Meister Michael fort, „laßt uns allein bleiben, damit wir handwerksmäßig werden!“

Die beiden Gesellen blickten zum Fenster hinaus, so schnell wie sie gekommen waren, und der Meister blieb mit dem Fremden allein.

„Den Schein sollt Ihr haben von meiner Tochter!“ rief der Meister, „aber sagt an, was machen wir mit dem Caspar?“

„Das will ich Euch sagen!“ lachte der Andere. „Morgen früh werden ihr die Schiffe anlangen nehmen und der Schwarzwald anliegen! Ihr laßt sie ruhig machen! Nutzt der Schreiber Euch zum Feind an, so sagt Ihr, der Caspar sei mit dem Pöbel im Punkte und habe bei nächster Zeit allerlei arbeitsame Krimelram in seiner Kammer anzuhaben!“

„Aber das wäre ja ein falsches Zeugniß!“ rief Meister Michael.

„Macht Euch doch keine unnötigen Sorgen!“ lachte der Fremde. „Belieben ist es ja Euch und ein böses Zeugniß ist wohl erlaubt!“

„Aber die ewige Verdammnis!“ — „Kartenspiessen!“ lachte der Andere, indem

er sich vor den Meister stellte. „Narrenspeisen! Gleich Barmherzigkeit! Ein bißel Barmherzigkeit! Ich raub abeileig und schnell vergessen! Das hier halt länger!“

Dabei lehrte der Fremde seine Taschen um und schüttelte ganze Haufen von Geld auf den Tisch.

Dem Meister Michael verging es schier die Sinne. „Gehalt!“ rief er, „es sei wie Ihr wollt! Topp es gilt!“

„Topp!“ schrie der Fremde einschlagend, und verschwand durchs Fenster.

Dem Meister Michael gelang es leicht, sich von seiner Tochter, welche in dem guten Glauben war, es gälte ihrer Verbindung mit Caspar, den Schein zu verschaffen. Die Sucht nach Geld hatte aus ihm ein Vaterherzgen die letzte Spur von Liebe vertilgt.

Ein fürchterliches Lärmen unten auf der Straße weckte den Meister aus dem Sinnen und Prüfen, welchem er sich am andern Morgen überließ. Er eilte aus Fenster und fand sein Haus von der wildlebenden Menge umringt. Eben trat ein Gerichtsdiener ins Haus. Dem dies galt, wußte Meister Michael. Das Gewissen hielt ihn ab, der Arrestation seines Schreibers beizuwohnen. Er versteckte sich hinter einen Schrank und hielt sich beide Ohren zu, damit das Geschrei der Verurteilung, welches Metta auf der Treppe ausstieß, nicht zu ihm dringte. Wenige Augenblicke darauf schleppten die Gerichtsdiener den schwer mit Ketten beladenen Caspar unter dem Beifallrufen der Menge davon.

Der Meister wachte sich endlich aus seinem Bettsack hervor und fand seine Tochter bewußtlos auf der Erde im Hauseflur. Mit Gültze der Wäde trug er sein Kind in ihre Kammer und überließ sie der Sorge der Frauen. Er selbst schwankte herunter in das Zimmer, wo die Presse stand und laut erdämpfte ins Sopha. Das Bewußtsein fing an sich in ihm zu rühren, er veramante den Handel, welchen er mit dem Fremden eingegangen und war im Begriffe auf das Gericht zu gehen, als der Fremde eintrat. „Wo geht Ihr hin?“ rief er, den Meister beim Arme zurückhaltend.

„Ihr's Gericht!“ erwiderte dieser, „den ganz'n Handel anzuzeigen!“

„Ihr sprecht wie ein Kind!“ lachte der Fremde in einem edleren Tone als früher. „Wohin Ihr um auf's Gericht oder Ihr nur einen Schritt für den Schreiber, so reiz' ich Euch an! Die Presse steht da in den Augen der Menge als im Aufseizeichen gegen Euch. Ihr rätet den Schreiber nicht und seid selbst verurtheilt!“

„Wer seib Ihr? daß Ihr also zu mir sprecht?“ hob der Meister entsetzt an.

„Wer ich bin gilt gleich! Was schert's Euch?“ rief der Andere. „Gehandelt ist gehandelt!“ Dabei entriß er dem erschauerten Meister die Verschreibung Metta's welche unter dem Namen hervorging.

Caspar's Proceß war eingeleitet. Der Zauberei angeklagt, verheuerte er vergebens seine Unschuld und berief sich auf das Zeugniß des Meisters. Dieser aber beschwor, daß ihm das Treiben seines Schreibers vor jeder verdächtig und er nichts zu seinen Gunzen sagen könne!

Das Todesurtheil erging über Caspar. Er ward verdammt vor dem Tode auf dem Scheiterhaufen verbrannt zu werden und gezeugen, verbrüht vor dem Hause des Richters, welches er durch sein Zauberverk sich schützte, öffentlich zu bekennen und Abbitte zu thun.

Der Tag der Hinrichtung erschien. Caspar, von der lebenden Menge umgeben, hielt auf dem Armfänger der Karren vor dem Hause des Meisters. Mit Ketten befaßt, erbebte er sich auf dem Karren und rief mit fester Stimme: „Ich schwöre zu Gott, daß der Meister Michael ein solches Zeugniß gegen mich abgelegt hat! Mein Blut leumme über ihn! Jense ihm und seinem Hause!“

Mit dem fürchterlichsten Gebrüll unterbrach die Menge den Schreiber und fort ging es zum Tempelhof, wo der arme Jüngling unter den größten Qualen endete.

Trinnen im Hause aber sah der Meister Michael in Schweiß gebadet. Starr starrten seine Augen auf den Boden und als von trüber das wilde Geklänge der Menge vom Tempelhof zu ihm herüberklang, da hielt er sich nicht länger. hinaus stürzte er in das Zimmer der kranken Metta, und drach zusammen, denn in dem Fette lag die Tochter mit blauem Angesicht und eisefalt! Neben dem Bette stand der fremde Companion und sagte: „Schaut her mein Bräutchen, Meister Michael!“

Wochen waren vergangen. Der Meister Michael Hoffnung hatte sich langsam erholt und sein Companion war verschwunden. Des Meisters erster Witz war hinab in das Zimmer wo die Presse stand und laut redete sein Herz, als er nicht allein die Presse, sondern auch noch all das Geld verlor, welches ihm der Fremde geackert! Der Schmerz über die Tochter war bald vergessen; der Meister entließ alle seine



Die Katze im Brauhaus.

Verbreitet von M. H. H. H. H. H.

Gelesen, aber bei stiller Nacht stand er an der Presse und da er in jener Nacht die Kunst erlernt, fügte er nach Brauch die buchenen Stücken zusammen zu Worten und fing an zu drucken. Binnen Jahresfrist hatte er eine schöne Anzahl von Bibeln zusammen gebracht. Sein Plan war, deren noch mehrere hundert zu drucken, um sie in entfernten Gegenden um hohen Preis zu verkaufen. Da kam eines Tages der Abt von Altenberg und verlangte eine Bibel; der Meister holte ihm eine aus seiner Vorathskammer, aber wer beschreibt sein Entsetzen, als der Abt beim Aufschlagen des Folianten ausrief: „Hüweg mit diesem Teufelswerk!“ und die Bibel weit fortjerkulerte in die Kammer.

„Wie kommt Ihr also meine Arbeit beschimpfen?“ rief während der Meister und stürzte sich auf die Bibel. Allein todtenbleich wandte er sich, denn während den Worten der heiligen Schrift audten bössche, teuflische Tragen hervor als Initialen! In einer dieser Tragen hatte der unglückselige Meister das Portrait seines verschwundenen Compagnons wiedererkannt.

Noch am demselben Tage wurde der Meister

Michael Balthasar der Zauberkunst angeklagt. Die Schiffe tanzten in seiner Wohnung alle die Bibeln, deren Eine wie die Andere die Teufelsfragen enthielt! Auch die Presse stand da nun als ein Werkzeug des Teufels gegen ihn zu zeugen! Alles Vergnügen und Pöten half nichts. Gerade ein Jahr nach dem Tode Casparys und um dieselbe Stunde wie jener, starb Meister Michael eines schmächtlichen Todes auf dem Scheiterhaufen.

Das Haus stand lange verlassen und öd. ächzt. Wer vorbeiging, beugte sich. Nur Nachts um die stille Mitternachtsstunde hörte man darin ein Geräusch wie das Klappern einer Ruckdruckerpresse! Alle Fenster schienen erleuchtet und trepp auf, trepp ab hörte man schwere Schritte, vermischt mit einem schmerzvollen Ziebnen. Und als die Geistlichkeit sich eines Abends auf den Weg machte, den Pöten aus diesen Räumen zu bannen, da schlugen plötzlich aus allen Fenstern die lichten Flammen empor, und nach einigen Stunden war die Wohnung Meisters Michaels nur noch ein Schutthaufen.

Die Kake im Brauhaus.

Holländisches Märchen von B. Verdenbach.

In Holland lebte ein Bierbrauer, der wegen seines prächtigen Pörs im ganzen Lande bekannt und berühmt war. Den ganzen Tag über hielten die Karren vor seinem Hause, welche nach entfernten Städten das Bier abholten; so konnte es nicht ausbleiben, daß er bald ein reicher Mann wurde, der sich für schönes Gold anschaffen konnte, was sein Herz begehrte.

Nun hatte-unter reicher Bierbrauer aber dennoch sein Kreuz, wie es andere Leute auch haben, und es waren besonders zwei Lirag, welche ihm das Leben verbitterten. Erstens konnte er seine Frau nicht in die Kirche bringen, wie inständig er sie auch bat und wie er auch täglich mit einem guten Beispiel voranzug. Die Kirchenscheu seiner Frau wurde sogar von Jahr zu Jahr größer und da er nun sah, daß all seine Bete nur das Gegentheil hervorbrachten, so schickte er am Ende stille ein trug sein Pörs heimlich.

Zum zweiten traten jede Nacht eine Anzahl Kagen in sein Brauhaus und vollführten dort mit Sprünzen und Wäuen ein schreckliches Spectael, bis die Glocke zwölf schlug. Zwar hatte der Meisterknecht die Versicherung übernommen, jede Nacht im Brauhaus zu schlafen und die abschrecklichen Kagen mit Gewalt zu vertreiben. Aber gleich nach der ersten Nacht hatten sie ihm Gesicht und Hände betari zerkratzt, daß er dem Meister erklärte, lieber seinen Dienst zu verlassen, als auch nur noch eine einzige Nacht im Brauhaus zu verbringen. Der Meister nach hatten nun alle die andern Knechte die Wache halten müssen, aber von Anst getrieben, führten sie alle wieder die Treppe hinauf, ohne Mitternacht zu hemmen.

Die Holenbergscheu seiner Knechte ärgerte den Meister und er beschloß, in der folgenden Nacht sich selbst von seinen Hölern zu befreien. In seinem Schloß wurde er insofern gewahrt, daß er sich selbst zu viel und seinen

Arbeiten zu wenig vertraut habe; denn bald erfüllte sich das Brauhause mit greulich schwarzen Ragen, die auf allen Bettischen umherkriechten; aus ihren schwarzen Haaren und den großen Augen heraus luchstete es wie Phosphor, und dabei mianen sie, daß der Brauer in Verwesung geriet. Während er sich nach einem Nahrungsmittel und schlich in die Kette hinein, aber o weh, wie es ihm da schlecht erging! Voran ein riesiges Thier, machten die Ragen Front gegen ihn, bissen und trugten ihn derart zu Schanden, daß er sechs Wochen lang keinem Menschen sein Angesicht zeigen durfte. Seine Frau war die einzige Person, der er sein schreckliches Abenteuer anvertraute, und diese, weit entfernt, ihn zu demüthigen und ihm freundschaftlichen Trost zu spenden, konnte doch auch wohl füglich den armen Ragen das bischen Freude gönnen, daß sie sich im Brauhause machten, da sein Weib dabei zu Schaden komme.

Zeit jener Zeit ließ er die Ragen rumoren wie sie wollten, rief aber wohl seiner Frau, die im Nebenzimmer schlief, leise zu: Hörrst du sie? Die Frau aber gab denn keine Antwort und der Brauer schlief endlich ein.

Eines Tages geschah es nun, daß Soldaten in dem Orte, wo der Brauer wohnte, einquartirt wurden. Auf den Brauer fiel ein martialischer Corporal mit einem wilden Schourbarte.

Hört, guter Freund, sprach der Brauer, meine Zuben sind alle beiegt, und ich weiß euch nicht anders unterbringen, als im Brauhause; dort aber kommen jede Nacht ein Hund Ragen hin, die einen furchtlichen Lärm machen und sich vor keinem Viehe fürchten.

Wenn's weiter nichts ist, entseanete der Corporal, so laßt mich nur ins Brauhause, und geht mit einem guten Trank zur Gesellschaft!

Das war der Brauer wohl zuvorken, führte den Corporal hinauf, gab ihm Bier die Weinse und dazu Kartesteln, die er in der Küche braten konnte.

Da nun der Corporal allein war, verließ er alle Angst und Züden, vertte das Feuer richtig auf, brat Kartesteln in der Hitze des flammenden Feuers und trank das köstliche Bier dazu. Endlich wurde er müde und ver schlief helien ihm selbst die Augen zu. Da sah er sich nach einem geeigneten Schlafplätzchen um, und da es recht kalt war, so dachte er: Eben auf dem einmauerteten Kessel da ist es hübsch warm, da willst du dich legen. Gelsag,

gethan! Bald war er im Schlof versunken, aber er hatte sich mit dem Kessel so nah an den Helm gelegt, daß ihm selbst die Haare brannten, deshalb erwachte er. Wie er nun eben im Begriffe war, sich auf die andere Seite zu wenden, da sah er im Scheine des Feuerherdes eine greulich schwarze Kasse auf dem Boden liegen, wo er vorhin die Kartesteln in der Hitze gebraten hatte. Oh dauerte nicht lange, so geleiste sich eine zweite und eine dritte hinzu. Bald war der ganze Raum erfüllt.

Sonderbar, dachte er, ich weiß doch genau, daß ich alle Thüren und Fenster verschloß. Sind die Thiere denn aus dem Boden gekommen oder durch die Schließelöcher gelaufen?

Während er noch seine Betrachtungen hiesiger anstellte, sah er, wie die Ragen sich die Berberpfoten reckten und im Kreise herumtanzten, indem sie mit den langen feurigen Schwänzen um sich schlugen und ein abren beläubendes, schreckliches Geschrei ausstießen. Witten im Kreise aber lag eine rothe Kienkasse, welche die Augen wie feurige Kugeln im Kessel umherstellte. Plötzlich buchten sie mit Springen inne, setzten sich aufrecht auf die Hinterpfoten und schauten zu der Decke herüber, die während und pfundend ihren Untergebenen einen Vortrag zu halten schien. Nach einer Weile saßen sie sich wieder an und der Lärm war nochmal schlimmer als vorher. Dem Corporal standen fast die Haare zu Berge und es schloß nicht viel daran, so wäre er über Hals und Kopf davon gelpirren, aber beschämte er sich doch, und da es ihm unmöglich war, den Lärm länger zu ertragen, so leg er seinen Säbel und schleuderte ihn mit dem Aufse: So schert euch in Gottes Namen zum Teufel! unter die Ragen.

Ein schrecklicher Tumult entstand unter den Thieren, stalt sich gegen den Angreifer zu wenden, wie sie es bei ähnlichen Gelegenheiten stets gethan, suchten sie das Weite; der Corporal sah zu seinem Erannen, daß sie alle zum Scherstein hinauskulren.

Na, sprach der Zeltat, sind sie vor dem ver Verhagen wohl bange gewesen, so hat sie wohl nur der Name Wettes zum Scherstein hinaus getraut.

Dem Kessel hinunterspringend und seinen Säbel weiter nehmend, bemerke er einen Treifen Mutes an der Schwanz. Da dachte er auf dem Boden umher und fand eine abgebaunte Kagenpfote, welche er in die Tasche steckte, um sie am nächsten Morgen seinem Brauer zu zeigen.

Während der übrigen Nacht wurde er von

seinem Arm gelehrt und schlief ruhig fort, bis der Brauer ihn am andern Morgen weckte und fragte: Nun, wie hat's gegaugen, mein lieber Korporeal?

Nun, wie sehr's gegaugen haben! Ich habe ihnen die Quarkmilch mitten durchs Gehirn, als sie in den schönsten Kas waren, und da ihnen das so ganz unmerklich kam, so stoben sie alle aus dem Tanzsaal heraus, ohne die Musikanten zu bezahlen; eine aber ließ einen Handkuss zurück, den ich für Sie aufbewahrt habe. Damit seg' er die Kasperle aus der Tische, um sie dem Brauer zu überreichen. Wie erkrankt er aber, als aus der Pforte ein menschenlicher Jünger anzuwandern war, an dem ein goldenes Trauringlein glänzte.

Der Brauer erkrankt noch mehr, denn der Ring war ihm wohl bekannt, weil er ihn selbst vor vielen Jahren bei einem Goldschmiede in Harlem hatte anfertigen lassen.

Gülzig lief er hinaus in die Schlafkammer seiner Frau. Tiefe aber lag fraul im Bette und that so jämmerlich, als ob sie gleich sterben müßte.

Da vergaß der Brauer auf einen Anblick den Finger mit dem Ring und brachte ihr eine Tasse Thee. Die Frau weilt: erst nicht trinken, und da der Mann nicht aufhörte,

sie zu nöthigen, so griff sie die Tasse mit der linken Hand und hielt die rechte unter der Bettdecke verbergen, welche ganz blutig gefärbt war.

Warum nimmst du den Thee mit der linken Hand, fragte der Brauer, du verflüchtst ja so den Trauf!

Seh' du nur wieder auf's Stof, sprach die fraule Frau; ich kann mit der rechten Hand nicht fassen, weil ich mir gestern Abend mit dem Predmester in den Finger geschnitten habe. Zah einmal leben! sprach ihr Mann.

Aber sie wollte bei Thee die Hand nicht ziehen. Da riß der Brauer ihr die Hand unter der Decke hervor, und sieh, der Ringfinger fehlte. Den aber heilte der Brauer aus seiner Tische und sah mit Schreden, daß er die Wahrheit geahnt hatte.

Da gerieth er in furchtbaren Zorn, ging zum Bürgermeister und gab seine Frau als Vete an.

Nur leugnete sie, aber es half nicht. Mitt in der Nacht, als die Glocke 12 Uhr schlug, wurde sie auf den Matzplage in Harlem unter dem Zulaufe einer großen Bellemenge gegeben.

Seit jener Zeit aber hörte man nie mehr eine Klage im Brauhause.

Die Bergfräulein des Feldberges.

Von C. W. Reht.

Wenn du von Aichburg im Preigau durch das Hententhal aufwärts achst, und im Eichenast, am Aus der Hölle, mit einem Achenast, und sonstigen Wäldchen dich erlost hast, so führt dich dein Weg die heile Hölle hinauf dem Tüfel und Hentisch zu. Raum aber daß du die Höhe erreicht, so breitet und thürmt sich dir zur Rechten die greuliche Gebirgslandschaft, die du haben kannst.

In tiefem dunkeln Thale wohnt sich zu deiner Linken, über Achenäste, braun, von Feld zu Achen düpelt die schäumende Wäld, zu deiner Rechten liegt der dunkelgrüne Tüfel, überhöhet von hohen Tannenwäldern, ruhig, wie schlummernd hingelagert, an den Fuß der hohen Berge. Zur Rechten deines Weges stehen sich schwarze Felsbänken, und wenn du vom Tüfel aus durch das schauer-

liche Bärenthal hinaufbringst, tief und tief aufwärts in die Berge, so tauchst du endlich empor aus der Wäldnacht und siehst über unruhige Wäldchen hinauf auf den breiten und langen Rücken des Feldberges. Hohe Tannen bedecken dich bis ziemlich weit hin an den hohen Gipfel, aber reicht der breiten Spitze, in deren höchstem Westgründ blauer Gneis eine freundlichen Gleden stünd und traumliche Gneisphen über reihen Blüten, tiefen schallst in verbergen thürmen.

Wie der Fuß eines Kiefernarten lagert sich der felsale Rücken des Berges auf eine Lage von beinahe einer Stunde nördernig vor dir hin, und streckt sich weigend, waldbedeckten Gipfel weit hinaus in die rüchse Berglandschaft. Ein mächtiger Altertümmer führt der Feldberg mitten in dem ringum

wegenden Morte kleinerer Berge, welche auch von der Tiefe der Thäler aus gesehen, selbst wieder mächtige Kiefern sind.

Auch das dunkle, wüste Gewebe dieser Berge brechen sich zahlreiche, anfangs höher schattige, dann immer freundlicher und klarer sich öffnende Thäler ihre Bahn hinaus in die blautüchtige Landschaft, übrige Wasserläufe fließen an den grauen Felswänden und schmelzen sich friedlicher fließend an den grünen Felsen der Thalgänge, in der Ferne spiegeln sich an dem vorstimmenden Horizont die Umrisse wechsellagerter Thäler der Ecken, die Hügel und Deme ragen in die Welken, die fernem durchschneiten Bergstege des Gesanges weichen ihre Umrisse auf den schimmernden Hintergrund des Himmels, der Rhein zieht sein Silberband, wie einen glänzenden Rahmen um den westlichen Saum des Gemäldes, und im fernem Süden reihen sich vom See bis zum Westhange Gipfel am Gipfel die Schneeketten, in abendlicher Purpuralut leuchtende Häupter der Alpen.

Um dich her, da, reist an den fennigen Grashallen weiden harmlose Heerden, und zu deinen Füßen, wenige Minuten unter dem Stamme des Berges, lehnen sich einzelne verschiedene Hütten mit ihren selbstbesetzten Strohdächern, an die schwelenden Neessteppiche der Abhänge.

Da hebt der Mensch über dem Menschen, er fühlt sich empor erheben, wie auf den Hüften einer höheren Abnuna, auf dem Reiche des Schellens in das Reich der Geister.

Darum weben auch die Geister in den Edelnuten tiefer Berge, und die Rebelle und Waldhändler in dem Dunkel der Farnenferle, und lübbliche Wasseriten an den sprudelnden Quellen der Bergabfälle. Auch des Heilberges Eingeweite hat die Sage mit ihren Weibilden bevölkert.

Fast im Innern des mächtigen Berges wehnt seit Jahrtausenden in bedagewellten Erklamern der Riehe des Weiberges, und so weit die Dornwelt der schwarzgrünen Farnen sich schließt, und so weit der Lauf der Heilbergschneise und Lücke ist, tragen sie die Kunde von dem Nischen in Scherze des Heilberges.

Am Tage, so berichtet die Sage, wehnte der Nische still in der Tiefe des Berges, vergnügt im Kreise von vier blühenden Töchtern, welche dem Tage in viele Stunden, keiner mit künftlicher Zerstreuung, und ihm Kunde brachten von der Außenwelt, in welche sie manchmal heraustraten. Sie wandelten dann

leisen Schrittes durch die einsamen Oedüste, blühen verließen durch die runden Fenster, schoben, und wenn der Geliebte beruht, waren sie verstreut. Wenn ein Überdauern fragte, warum nicht in Liebe und Eintracht, und es kam in den ersten sechs Wochen das Bergkälte an's Fenster, so wusste man schon, was in Monaten darauf in's kinderleise Haus besetzt wurde, und wenn an einem Krankenbette um die mitternächtigen Stunden das leise Geulen derselben sich vernehmen ließ, so galt es als eine Bedenkung halbtägigen Lebens. Wenn am Abende in den Frühlingmonaten wie leichter, ruhige Weibchen die weißen Schürze der Jungfrauen um die Hüften des Heilberges schüttelten, so verführten sie den Heilbergschneisen ringsumher warme Mientage und ein gesammeltes Jahr, und wenn am heiligen Abende die niedere Stufe des Heilberghauses strahlte von Lampenlicht und jubelnden Kindergeräuschen, so stand sicherlich ein Bergkälte draußen vor der Thüre, oder in einer Ecke der Stube, und kate mit unthätiger Hand den Kindern buntes Spielzeug unter dem Heuboden, und lächelte still vergnügt zu den Freudenthären, die von Eltern über die Wanden glitten.

In hellen Mondschneidern sammelten sich je zwei in die umwohnenden Bergschneisen auf der Kuppe des Berges, und selbst die fernern Alpenriesen sandten ihre Töchter und Töchter, wenn auf der lustigen Höhe die Hosen der vier Winde erklangen, und die Gänge alle in wildem, rauschendem Reigen über die schwelende Neesbede umherwirbelten.

Auch des Heilberges Töchter fehlten da, bei natürlich nicht, und bald gewachte der bestimmte Vater, daß dieselben nicht mehr die Hüften, seltsamen, einträchtigen Kinder von früher waren, daß sie ihre ebenmäßigen Glieder in den Bergbüthen mehr und mehr verläumten, und daß etwas Besondere ihnen durch Kopf und Sinne gina. Vergebens suchte er ihnen ihre Oedelmis abzufragen, vergebens sie zu offener Rede zu bestimmen.

Warum diese Versteirung?

Bei den heiligen Westschneidern war auch manchmal ein Bergkälte und dem Alpenlande drüben erschienen, der war stumm an sich, und seine Augen leuchteten hell und freundlich wie Krähel, und um seine Schüden schoben dunkle Schärze von Alpenkräutern und Alpenrosen, und jedesmal hatte er auch für des Heilberges lübbliche Töchter ein Stückchen der Erinnerung mitgebracht.

die Gine, durch die stille Aluth des Schluchses zieht sie ihres Laufes rauschende Furchen, eilt vorwärts, immer weiter durch kühnere wilde Thalgründe, hoffend, vor der ältren Schwester das Ziel zu erreichen. Aber wenige hundert Schritte vor demselben trifft sie mit der eilenden Schwester zusammen und steht mit ihr in den Armen des Geliebten.

Untersuchen hat sich auch die Alpenjungfrau, die schäumende, wilde Tochter des Nar, gleichers mit ihm vereinigt, und mächtiger und lebentlicher werden wieder seine Wogen, als hätte die stürmende Alpenstürmer ihm neues Leben in die Adern geblasen.

Tod auch die bräute der Feldbergschäfer, die lieblichste von Allen, hat ihre eilende Wanderung begeben. Zur Rechten im schäumenden Wasserfall von den grünen Bergwiesen Todtauberaue, von den kühlen im rieselnden Silberbach in's liebliche Thal eilend, zieht sie zwar eilenden, doch nicht betrübten Schrittes daher. Man sieht es ihr an, daß sie nicht in beunruhigter Hast ihres früheren Lieblingsgeschickes verfallen hat. Sie blüht ringum den Wanderer mit süßlich verübenden, aber freundlich grüßenden Augen an, sie ergötzt sich im kalten dunkelgrünen Watten, und wo ihres Laufes Spuren sind, da spreit und treibt der üppige Frühling aus dem gesunkenen Schooß der Erde, und die gesicherten Säger heben an ihrem Weie, und der traute Säger Alsmann's schöpft aus ihrem cristallinen Quell den durchsichtig klaren Strom seiner lieblichen Geläute.

Mit mächtigen Eichenbäumen schmückt sie das glühende Gr, mit starken Armen drückt sie reiche Käfer und Wildbäume, mit trauntem Geleise labet sie lebende Wanderer ein zum süßen Bade in ihrer köstlichen Aluth, an ihrem fließenden Herzen. Unge, jögend, langsamen Manas verläßt sie die übrigen Gründe ihres Thales, fast scheint es sie zu reuen, daß sie dem Jüngling so weit schon

nachgezogen, daß sie ihre frostallene Heimath in den Bergen verlassen, sie zieht sich müden Schrittes, ännend, eine Zeitlang längs den Platen des eintellenden Alpenjoches hin. Da an der letzten Grenze seiner Bergge, kommt er plötzlich um die Gde vorfragender Berge hervor, blickt sie an mit dem freundlichen Auge der Vöde, und der Heimath, und des lieben Thales, und der liebgeübten Menschen; der Heimath vergessend, führt auch sie sich in seine ausgebreitete Arme, mit ihm in fremden Ländern Leiden und Arcuden zu theilen.

Die vierte Schwester aber will sicher sein, daß er ihr nicht entrinnt. Sie eilt schnellen, süchtigen Laufes nach Norden hin, bricht sich schäumende Bahn durch die himmelanstrebenden Hellen des Höllenthales, eilt, ohne Aufhalt, durch die lieblichen Auren des Himmelsreichs, ruft der ragenden Kuppel des dreisäuer Wänters ihr letztes Lebenswohl zu, und erreicht endlich, nach längerer Verfolgung, neuen Weien sich wendend, den Hüchtling, der selber Äter geworden, und langamer daher schreitend, kaum noch der früheren Freundin sich erinnert, als wäre sie ihm zu alt oder gar unterwegs eine Weisweiser geworden.

Seitdem sind die Namen der Schwestern vom Feldberg verloschen. Ihr Leben ist in dem Schooß des gewaltigen Alpenjoches verschwunden und mit ihm in den Sandflächen seiner Ebenen verlegt.

Aber noch trauert der arde Riese im Feldberg um seine verlorenen Kinder, und seit Jahrtausenden ist die Quelle seines Schmerzes, das Kinnial seiner Thränen nicht verstetnet. Auf den Platen, auf denen sie aus der Heimath entflohen, liegen bis zu dieser Stunde die Vöde seiner Thränen, und die Unwesner haben denselben nach ihrer Weise, hat den verschollenen neue Namen gegeben, sie nennen sie Wutsch, Schluch, Weie und Treisam, und der Alpenstern, der sie eurführt hat, ist der mächtige Rhein.

Märchen aus dem Marchsfelde.*)

Von Dr. J. R. Vogl.

Auf einem Sommerauszuge hatte ich bereits eine große Zude der fernreichen March-

felder würdige, als ich meinen Blicken die Gruppen einzelner mit Dämen umhagener Däner darboten, die von einem grauen alerbühmlichen Thume übertrag wurden. Es war das freundlich gelassene Städtchen Marchfeld.

* Das 6. Heften hatte und 3. Heften hatte fruchtlose Wege in Österreich.

Noch aber hatte ich zu vernichten eine bedeutende Strecke und war so ermüdet, um nicht den Schatten einer riesenhafte Höhle zu denken, die sich unten der Wegnahme seierte, und ihren dichtbedünagten Schatt, gleich dem tiefen Raute eines Schiffs, lüftig und süß über die weite Fläche erhebt.

Bereits unter dem grünen Schirmende der gahllichen Höhle dahingestreckt, ließ ich mir die kühle eräusende Luftströmung durch die Haare spielen, als ein greiser Landmann, von bitterem Aussehen, die Straße gewandert kam und ebenfalls den Schatten dieses Baumes zu seiner Orbelung suchte.

Mit einem freundschaftlichen Grusse legte er sich an meine Seite, wählte sich den Schwanz von der braunen gekrümmten Stirne und ergoß sich bald in eine Rede auf den schönen Baum, der durch das Arm, das seine Nadeln verbreiteten, und durch die Kühle seiner Schatten und Beiden seine Graulichkeit verdrängte, so daß ich ebenfalls in dasselbe einsinkte.

Ja, ja, sagte er, es würdigt wohl ein Jeder, der an diesem Baume verübergeht, denselben seiner Aufmerksamkeit, aber gar wenige wissen, welche märchenhafte Begebenheit sich an ihm knüpft, deren Mitteilung sich wohl schon durch Jahrhunderte von Sehn auf Unsel vererbt hat.

Eine märchenhafte Begebenheit? fragte ich. Ja wohl, und wenn Sie nicht abendsicht sind, selbe zu vernennen, so will ich sie Ihnen wohl erzählen, obgleich dieselbe Dinge wenig in unsere aufklärte Zeit passen. Meiner Meinung nach ist aber alles, was nur immer dem Volke angehört und in dem Munde desselben lebt, ob wahr oder erdichtet, immer werth auch der Zukunft aufschreiben zu werden, da es uns meist einen flarerer Bedarf von der Gefährlichkeit und Tönnweise eines Geschickes giebt, als alle Bücherreiber, die ihr Wissen gewöhnlich nur aus beschauten Papieren und toten Buchstaben holen.

Ich muß Guter Ansicht vollkommen beipflichten, versetzte ich, und in allen Zeiten wird es Freunde solcher Ueberlieferungen geben, denen die Mittheilung derselben Vergnügen bereitet. An mir habt Ihr aber Einen getroffen, den das Mädchen, das in einem Volke lebt, von jeder beirerter anspand, daher beginnt nur Guter Geschichte, insofern ich mit dem Haupte an den saßen Stamm gelebt, meine Augen in den frischgrünen Zweigen der Höhle schweifen lasse.

Als jener Thurm, dessen Merauf der Landmann, den Sie dort erblickten, und der zur St.

Margarethkirche gehet, noch nicht hinaustrage über die Kernfelder, Wälen und Hügelreihen, die ihn umgeben, lebte in dieser Gegend ein junges Mädchen, das an Frömmigkeit des Herzens und Lieblichkeit der Gestalt eines Engels schien hatte.

Sein Wunder daher, daß viele der jungen Türlche sich um ihre Günst bewarben. Der Allen aber war ihr Giner ausgehen, der als Knecht im Dienste eines Bauers hand und seine Gelegenheit woverräumt ließ, ihr Beweile seiner Juncigung zu geben.

Wohl empfand auch das Mädchen in seinem Herzen eine geheime Neigung für den lannenschlanen und treuberrigen Jungen, doch wich es sorgfältig jeder Annäherung aus, da es, selbst einarm, als Waad bei einem Bauer, seine Hoffnung hatte, sie ihm auf rechtmäßige Weise angedehnt zu können.

Kuuferte nun gleich dieses Verhältnis eine schlimme Einwirkung auf den Nicht, insofern dieser seinen Beschäftigungen nicht mehr mit dem gewöhnlichen Eifer nachging und oft die längste Zeit in träumerischer Unthätigkeit zubachte, so hernte es daeagen das Mädchen zu noch genauer Beobachtung seiner thätlichen Verpflichtungen an, um durch fortwährende Thätigkeit das aufgeregte Gefühl seines Inneren zu beschwichtigen, und nie hatte ein Dienstherr größere Ursache, mit seiner Waad zufrieden zu sein, als eben jetzt, obgleich er, ein alter, in der ganzen Umgegend verkappter Geizhals, selbst die größte Anopferung des Mädchens eben nur als eine pflichtgemäße Schuldisigkeit hinnahm, ja der Tullstamen sogar noch immer größere Vürden auflegte.

So mußte ihm seit einiger Zeit die arme Waad bei jedem Morgenraun aus das Feld gleiten und ihm dasselbe bestellen lassen, gleich wie ein Knecht.

Auf dem Wege nach dem Ader mußten sie nun jedesmal an dieser Höhle, die eben damals als ein harter Baum in die Kiste ragte, verübergehen.

So oft sie aber an die Höhle gelangten, saßen sie an dem Stamme derselben ein altes verkümmertes Mütterchen sitzen, das ihnen einen freundschaftlichen Morgengruß bot und sie mit malsüßer Stimme um ein Almosen ansehte.

Der datternis Bauer fertigte, so oft dieses geschah, die Alte mit mürriichen Worten ab, das mitleidige Mädchen hinaeagen konnte nicht umhin, ihr jedesmal die Hälfte ihres Morgenbretes zu überlassen.

Hierüber erob, schwärmete der active Dienstherr die Türe, und als dieses nichts fruchten

wollte, schnitt er ihr mit jedem Tage das Vest kleiner und kleiner zu, und also sie denen ungeachtet dasselbe noch mit der Bettlerin theilte, verabschiedete er ihr am Ende gar keines mehr, so das die Aermste für das Alben der Alten nichts mehr als ihre heimlichen Thränen hatte.

In jener Zeit geschah es, das der geistige Bauer eines Tages in einem Hochzeitshause nach einem benachbarten Orte geladen wurde und dieser Einladung Folge leistete.

Bei Gelegenheith und Aßberrlang war der Tag nach üblicher Weise dahinbracht, und schon hatte die Nacht ihre schwarzen Hüfte über die Kläben der Rastfelder gelehrt, als der ziemlich betrunkene Bauer seinen Heimweg aus dem Hochzeitshause antrat.

Er mochte eben nicht auf den geradesten Wegen zu dieser Höre gekommen sein, als er zu seinem nicht geringen Erstaunen an der Stelle des Baumes ein großes palastähnliches Gebäude erblickte, dessen hohe und hellerleuchtete Kuppel weit in die Nacht hinausglimmerten.

Woll von Verwunderung und Neugierde über dieses so plötzlich aus der Erde herausgewachsene Haus, näherte er sich der offenen Eingangsthore und gewahrte in einem prächtvollen mit Blumenquirlen verzierten Saale eine noch prächtigere Tafel, an der eine Frau von überaus großer Schönheit, in Mitte vieler reichgeschmückten Gäste saß, während die herrlichen Musikanten die Halle erfüllten. Nicht lange aber hatte der Neugierige noch dort gestanden, als er von der Dame erblickt und eingeladen wurde, an der Festlichkeit Theil zu nehmen.

Tiefes ließ sich der geistige Bauer nicht zweimal sagen, und im nächsten Augenblicke schon sah er an der Tafel, die von bildhübschen Jungfrauen formwährend mit den künftigen Gerichten bedeckt wurde, während reich gekleidete Diener den Gästen kunstvoll geförnte Gefäße darreichten und sie mit dem herrlichsten Weine füllten.

Der Bauer ließ sich sich vortreflich schmecken, und befreite sich, mit nicht geringer Aufmerksamkeit, seine immer mehr zunehmende Trunkenheit so viel als möglich vor den Augen der Hausfrau und ihrer Gäste zu verbergen, und ludte Alles besser, um seine Anwesenheit gegen dießten an den Tag zu legen, was freilich immer sehr schwierig ausfiel.

Aber auch die Dame und ihre Gesellschaft ließen es nicht an Zurechkommenheit gegen ihren lästlichen Gast fehlen, und also sie von der Tafel auftraben, um im anwesenden Saale den Freunden des Tanzes zu kultigen, zu dem

der Bauer, seiner wankenden Beine wegen, durchaus nicht zu bemerken war, nöthigten sie ihn, noch seine Taschen mit Nachweil und Zuckerraden vollzufüllen.

In einem Zimmer unten mit abbrechenden Ausbesserungen, in den ihn das eben Erlebte verlegt hatte, gelangte er in seine Wohnung, weckte sogleich sämtliche Hausgenossen und erzählte ihnen, was ihm bei der großen Höre begegnet war.

Als er aber aus ihren ungläubigen Mienen erlah, daß sie an der Wahrheit seiner Worte Zweifel hegten, legte er seine Taschen, um sie durch den Ausweis von dem Vorgefallenen zu überzeugen. Wer aber schildert seinen Schrecken, als er statt des Zuckerrades nichts als schwarze Kohlen erblickte.

Während der Zorn über den Streich, den man ihm gespielt, sowie über das Gelächter der Anwesenden, rasste er rasch die Kohlen zusammen und schleuderte sie der Maad in die Schürze und rief: Da hast Du die saubere Bekehrung, die kannst Du morgen mit Deiner alten Here theilen!

Die Verböhrte nahm gethulig die Verböhrung und den zugeworfenen Kohlenhaufen hin und besaß sich in die Küche, um lehteren auf den Heerd zu schütten. Wie sie aber dort die Schürze entfaltete, da stümmerte und funkelte es ihr aus derselben gar wundersam entgegen, und also sie darauf den Inhalt der Schürze bei einem Kienabne näher betrachtete, erblickte sie lauter blanke funkelnde Geldstücke.

Alsogleich eilte sie wieder zu ihrem Dienstherrn zurück, der bereits sein Nachtlager gesucht und sich eingeschlossen hatte und pöchte bestig an die Thüre.

Was giebt es? rief der Trunkenebel unwirsch.

Ich bringe Euch Queren Schatz zurück, antwortete die Maad, es sind keine Kohlen wie Ihr geglaubt, es sind

Geb' um Gnade! pösterte der Alte, und wenn es lauter Geldstücke wären. Ich schenke sie Dir, sie sind Dein, ist's doch nichts als eitles Pleinweil — und daß Du nicht wieder kommst!

Unschlüssig was es weiter thun sollte, begab sich das Mädchen endlich langsam nach seiner Kammer und bewachte den Schatz.

Raum aber, das der Morgen um den Rand der Rastfelder die ersten Lichtstrahlen jag, sprach es auch ihnen wieder von seinem Vater auf und eilte hinaus zu der Höre, um den Schatz mit der armen Alten zu theilen, wie der Dienstherr sie geheißen hatte.

Wittlich sah auch schon das Mütterchen wieder an seiner gewohnten Stelle.

Als aber die Nacht mit freundglühenden Bananen sich ihr näherte, um ihr die Hülfe ihres unerwarteten Besuches anzubieten, verwandelte sich die Alte plötzlich in eine schlank liebreizende Braumächdchen. Ein blühendes Lächeln von Fröhenen glänzte um die Lippen, die mit dem Schme wettstelte, während eine hübsche gelbe Keder den alabasternen Hals umringte und ein Kieck, das aus den satten Braumächdchen hervorsah zu sein schien, ihre anmuthigen Wimpern umfloss.

Tu fremdes Mädchen, sprach mit kühnem Lächeln die Braumächdchen, behalte, was der Unverwandt Dir anvertraut, und verleihe es mit Klugheit und Wäpung. Ge laue in meiner Nacht, Dich mit grünen Schuppen zu überhäuten, als Du erhalten hast, aber mehr geben heisst es weniger geben. Bleibe fremd und tugendhaft, wie Du bist, und Dein Glanzthum wird wachsen und Dir fremden. Gedanke der Weisheit dieses Baumes und erinnere Dich bei dem Anblicke desselben noch oft dessen, was sie Dir gesagt. Nach diesen Worten verschwand die hübsche Erscheinung vor den Augen des Mädchens, das vor ihr auf die Knie gesunken war, in immer leichtere Nebel, bis sie endlich seinen Augen gänzlich entwand.

Von einem Meere von Gefühlen die Brust durchweht, eilte darauf die Nacht mit ihrem Schuge nach Hause, und erwiderte in freudiger Lebhaftigkeit der jungen Tochter das Verschallene. Jeder konnte ihr von Herzen das Glück, das ihr zu Theil geworden; nur ihr stilles Lächeln deutete sich denacht darüber, das es bald darauf der Galle stank.

In kurzer Zeit beiseite die Nacht ihren schwachen Reiter, und es noch lagen Erde und Felser auch noch mehrere mit ihnen unter dieser Höhe und grachten in dunkler Erinnerung des stillen Weins, das der Gräber ihre Lebensglück zu werden.

Tief, Herr, ist die Geschichte von dieser Höhe, die mir, so ich noch ein Kind war, mein Vater mitleidlich, der ich seinen Oberwäter erzählt hatte. Der Baum aber ist noch heutzutage als die verzauberte Höhe im Märchelsche bekannt.

So sprach der Landmann, erbebte sich sodann und ging, mich noch freundlich zum Abschiede grüßend, seine Straße weiter, ich aber ließ meine Blide noch laue in den grünen richten Nadeln der Höhe schweifen; und die märchenhaften Gehallen der jungen Nacht, des grünen Baums und der Driade des Baums als also Mütterchen an meinem geistigen Auge vorbeizweilen.

Mainfagen.

Von H. Fried.

Das Stadtkreuz bei Bentheim.

Ist Zeit, da die Ritter Hund auf ihrer Futz zu Bentheim in Olanz und Herrlichkeit standen, ging es im Ort sehr oft lustiger und lebhafter zu, als best in Tage der Zeit ist. Ritter und Herren saßen bei den weinmüthigen Pöschertten und mit ein; reiche Herrliche, leute beten ihre Waaren sehr; Geistliche und den vielen benachbarten Rittersen gingen ab und zu; da gab es alle Tage was Neues zu hören und zu sehen. Am liebsten aber ging es am Christenfest zu. Mit und Jung in Fest und Ungezogen freute sich darauf das ganze Jahr durch, denn an diesem Tage fand das „Hästerfest“ statt.

Die Geschichte des Hästerfestes behauptet

in einer überlieferten Nachabmung der Turmerte^{*)}. Die Wäffen, die dabei gebraucht wurden, waren lange Schwertspangen, und das Ziel, um das die Theilnehmer sich wüßten, ein Platen von der Größe eines Pfanzers. Dieser Platen war, auch schreien von ihrem Geiste, ein weiches Rundwerk von Platten; denn es mußte eben und unten mit Röhre und Zügelstücken befestigt sein und demnach auf beiden Seiten der Olanz einer gelblichen Farbe haben. Kein Platen in der Regel verstand ihn zu bedien;

^{*) Das ist die Geschichte eines Festes, das immer noch auch ein gewisse Bedeutung hat, wie zum Beispiel der Zerknirschung eines Mannes nachgelesen wird.}

nur bei den Böhern der neuen Mühle unterhalb des Orts erble sich das Gebräusch der Verfertigung von Rind zu Rind fort.

Am Tage des Festes sammelten sich die Theilnehmer am Mittessen, die erst weit aus dem Orte drückten, auf dem Burgstufel und waren dann mit Sträuben und Äpfeln gesättigt, unter Trompeten und Paukenhall durchs Dorf hinauf auf die Grotte. Hier hielten sie sich nach dem Reiz in Reih' und Glied mit sitzen dann, nachdem der Gladen aufgeschickt und ein Fischen mit der Trompete gegeben war, so schnell sie vermochten, hinauf zur neuen Mühle, schwenkten da und sprangen dann wieder gegen das Dorf hinab, wo das Ziel dem Wellend gleich den Reitern entgegenleuchtete. Wer bei der Rückkehr den Gladen mit der Stange durchschlug, bekam vielen zum Dank und wurde zum Gladenknecht ernannt. Nachher ging der Zug durchs Dorf zurück,

hielt aber an jedem Judenbause an, um eine Geldabgabe zu erheben. Diese ward dann dazu verwendet, einen Theil der Feste zu bezahlen.

Diese Festlichkeit endete einst sehr blutig. Einer der Theilnehmer beschuldigte nämlich seinen Freund, mit dem er *in Freit' und Freit'* zum Feste geritten war, dieser habe, als er schon nahe daran war, den Gladen zu durchschlagen, ihm durch Völl sein Pferd zum Sturz und ihn dadurch um den Dank gebracht. Dem Wortwechsel kam es zu Händelschlägen und von diesen zu den Messern. Ob es die Anwesenden verhindern konnten, lagen zwei Jünglinge, der feuch die besten Freunde zusammen waren, verblutend auf der Erde da. Die Stelle, wo dies geschah, hat der fremde Sinn der alten Zeit durch ein einfaches Steinkreuz bezeichnet, das bis auf den heutigen Tag das „Hadenkreuz“ genannt wird, weil der Streich des Osterladens wegen entbrannt war.

Das Happenkreuz bei Wittenberg.

Ein vornehmer Herr in Wittenberg wollte einst auf die Reise sich begeben und ritt früh vor Tage auf seinem treuen Knecht, einem Happen, dem Hause weg. Allen Zerknechte von ihm hatten erfahren, daß er fortzöge und wollten diese Gelegenheit zu seinem Verderben benutzen. Sie lauerten daher auf ihn nahe bei der Stelle, zwischen Wittenberg und Kleinbuch, wo der untergegangene Ort Buchhausen stand, felen ihn an und brachten ihn um's Leben. Sie wollten sich auch des Happen bemächtigen. Der schlug aber fern und hinten aus, rannte wie Wind und Hatter wieder nach Hause und blieb vor dem Thore stehen. Aus diesem Umstände entstanden die Angelegenheiten des verarmten Herrn, das Verloren ein Unschuld müßte anstellen sein. Die forschten überall nach, aber ohne eine Spur zu entdecken, die auf das Schicksal des Verschwindenen führen konnte. Das Happen aber brüht man, immer noch befest, von Hore seine mitzubringen und sich ihm: *warum nicht?* Ja, so war es. Jedoch unglücklich! Jahre an Jahre vertrieben und von dem Verschwindenen war nichts mehr zu hören.

Eden schon das Verhängnis in dieser Lage ganz vertriebt, da trat der Stallknecht, der den Happen zu weihen hatte, auch vor seinen Herrn und sprach: ich kann nicht länger

mehr verschweigen, was ich an unserm alten Happen schon seit Jahren bemerkt habe, und gesteu wieder sah. Jedermal nämlich, wenn ich mit ihm nach Heubach reite, oder ihn auf die Wiesen dort zur Weide bringe, hält er an der Stelle, wo der Weg nach Wittenberg abführt, still, nißtet auf dem Boden am Begrande umher, schnarrt dann mit dem Hufe und ist nur mit Mühe wegzubringen.

Ich habe anfangs nichts Sonderliches darin gesehen; aber weil das Thier jedesmal es so macht, so ist mir der Gedanke gekommen, ob nicht die Stelle sein möchte, wo unter lieber alter Herr verunglückt ist.

Der junge Herr ließ sogleich die angezeigte Stelle untersuchen. Da fand man, nach kurzem Umhören des Bodens wenige Schuh tief unter der Oberfläche die vermoderten Überreste eines Mannes. Aus Herberbleichen der Kleidung und Haken der Leinwand, den Sporen und anderen Kennzeichen erachtete sich auf's Deutliche, daß dies die Leiche des verarmten Herrn sei, der dort gemordet war von den Diebsten im letzten Lande, denen nicht verfahren werden war.

Auf der Stelle errichtete man zum Andenken an dens, das noch heute, weil der arme Happen hat auf die Spur des verarmten Herrn geleitet, das Happenkreuz heißt.



Schildhorn.

Engelshorn, 1840.

Und von lächerlichen
Sprengt er nicht in die Havel
Und der ein'ge seiner Wunden,
Der bis jetzt ihm wehlich selste,
Bleibt allein am Strand zurück.

„Jano, großer Wundenteile“,
Also ruft er zu ihm nieder,
„Traue nicht den tödlichen Kluthen,
„Die hier noch viel unbarbarischer,
„Als die Christenfeinde sind.“

Jano fühlt es, wie vom Kesse
Nach dem heißen Kitz die Kräfte
Schwinden, — fühlt, daß seines Kesses
Schwun, kampftastend, ihren
Dienst verlassen, — daß es sinkt.

„Doch, allmächt'ger Gott der Wenden,“
Also ruft der Wilhan Jano,
„Gott, der meine Väter kügte,
„Willst Du mich denn ganz verlassen?“
Immer tiefer sinkt das Kop.

„Nun wehlan! Ich will's versuchen,
„Ob der Christengott mich rettet!“
„Ich gelebe, mich zu weichen
„Seinem Dienste, falls mich glücklich
„Durch den See mein Trübsal trägt!“

Kraft es und drückt seinen Kesse
Beide Seiten in die Weiden,
Dass es, gleichsam neu erhasend,
Mit gewalt'gem Aufschlagn schwimmend
In der Havel vorwärts kämpft.

Aber ach! In welcher weiten
Hintermässigen Entfernung
Liegt das andre Ufer brüchig,
Dass der Kluth'ge aus erreichen,
Wenn er will gerettet sein!

Fließt darüber nach den Bergen,
Die dort aus der Havel fließen: —
Tausendjähr'ge Kienastheiden,
Waldende Hüdenbäume
Scheinen Strandweid nur zu sein.

Schwimmen hat der Wundenteile:
Nadel, Wunde haben Mädel:
Wunden und Wunden haben:
Aber nicht ein Klein von Hien,
Nicht ein wundenteiler Hiel. —

Armend naht die Schaar der Heinde. —
Sie erblicken aus den Wunden,
Welcher, mit erhasenen Armen,
Krausgeses nach einer Stelle
In der Havelkuthen harrt.

Und sie folgen seinen Blicken. —
„Ha! Das ist der Wundenteiler!“
„Jener Heindlich dort im Wasser
„Ja, er ist's . . . er ist verloren
„Jetzt hat ihn der Strom erfasst!“

Staunen naht die Christenritter
Bei dem Anblick dieses kühnen
Feldgewissens Wundenteiler,
Und sie harrten, gleich dem Wenden,
In den Havelsee hinaus.

„Ha! Dort jenseits, wo der Stromlauf
„Wieder ruhiger geworden,
„Wo das weichenste Wasser
„Nur den Himmel wiederlegt —
„Jetzt ist dort der Heindschmud nicht!“

„Jetzt ist dort nicht auch die Harte,
„Welche jene Bahn bezeichnet,
„Die der Wundenteiler mit seinem
„Nehr als wunderbaren Kesse
„Durch das Havelwasser nimmt!“

„Ja, er ist's!“ — Doch kaum die Hälfte
Jener weiten Wasserfläche,
Die ihn von den Fickelbergen,
Seinem Rettungsort, trennte,
Hat er sich zurückgelegt.

Länger schon als eine Stunde
Kämpft er mit den Havelkuthen,
Und den Blicken seiner Heinde
Ist er lange schon entschwunden,
Doch — das Ufer liegt noch fern.

Länger schon als eine Stunde
Kämpft sein Kess das schwarze Wasser:
Schon erhasen seine Glieder
Und sein Schwanden wird ihm Kesseln: —
Doch — das Ufer liegt noch fern.

Obes Kess, Dein Herr verweicht,
Zuckst Du mit Zorn und Fange,
Zuckst Deine letzten Kräfte
Nur zum allerletzten Kitz
Für des Leibes Rettung auf. —

Wasserlilien künden Hoffnung! —
Ha! Der Fuß hat Grund gefunden
Dort, wo sich ein „Herr“ des Landes
Weit hinaus vom lauten Ufer
In den Havelsee ertrinkt.

Langsam steigend — wieder sinkend
Hebt das Ketz sich in der Havel.
Aus der Wäbne strömt das Wasser.
Nur noch eine kurze Strecke
Und das Ufer ist erreicht!

Um die toedematten Glieder
Schlingen sich die Wasserlilien: —
Kesseln seine letzten Kräfte: —
Und die kalten Havelwasser
Teden Ketz und Ritter zu

Ha! — Das Ketz hebt sich von Neuem
Und der Helmichmud seht sich wieder.
Kopf und Hals und Brust und Rücken
Und der Reiter bis zum Sattel
Steigen aus dem See empor.

Aus der Wäbne strömt das Wasser;
Von dem Rücken peilt es nieder.
„Gott der Ehrlichen! Weltberücker!
„Städte meines Kessels Kräfte
„Noch für diesen kurzen Kitz!“

Langsam steigend — wieder sinkend
Hebt das Ketz sich in der Havel;
Aber seine Glieder beben,
Gleichsam von der eignen Schwere,
Von der eignen Last ertrückt.

Und am „Landborn“ angekommen,
Sinkt das Ketz zurück ins Wasser —
Und der Havel schwarze Wogen,
Die so lange es bekämpfte,
Lefsen ihm ein weites Grab.

Und der Havel schwarze Wogen,
Die so lange es bekämpfte,
Tragen eines kühnen Throns
Von der Leiche seines Kessels
Nur sich fest in's Weltmeer:

„Triblig, Perle meines Reiches,
„Einem unglückreichen Herrscher
„Woll die Krone Du gewettet;
„Aber mehr als eine Krone,
„Triblig, war's Du selber werth!“

Alles ruht der Herrschers Flaum;
Klimmt empor am Uferhaum;
Tausend dem Ehrlichen die Rettung;
Hängt dann an die höchste Gide
Zum Gedächtnis seinen Schild.

* * *

Deinad hiebenhundert Jahre
Sind darüber schon verflohen: —
Unter kühnen anten Tammes
Herrichen in denselben Landen,
Lie der Wendenkele Jaxe
Gibt sein eien hat genannt: —
Kelter wuchsen, Wälder fielen,
Stämme wurden wasserarm;
Trüber ging der Hand der Zeit,
Und ihr Hauch nahm Völler, — Sprachen, —
Ja, selbst Ketz'enen mit: —
Aus dem Bude der Nationen
Wart das Wendenfell geschrien; —
Viel veränderten die Zeiten: —
Aus den unscheinbaren Döckern
Wurten große, schöne Städte;
Rotterdam und Berlin erstanden,
Gegen die das alte Köppl
Wie ein bloßes Torf erdeint,
Während andre Wendenkäre,
Julia, Abetra und Vincia,
Spurles von der Erde schwanden: —
Viel veränderten die Zeiten: —
Auch die Gide ist azialen,
Die des kühnen Schilt getragen;
Viel veränderten die Zeiten:
Doch — es blibt der kühnen Schild!

An der hohen Sandsteinsäule,
Die ein Jellern lich errichten,
Hängt der Eisenschild noch immer,
Der dem „Herrn“ das hier das Festland
Ausgesiecht hat in die Havel,
Seinen Namen „Schiltborn“ gibt.

Weit hinaus vom hohen Ufer
Schaut er über Land und Wasser,
Und erinnert sich, o Wand'rer,
An den Wechsel aller Dinge,
An die Kämpfe grauer Voreit,
An die Wälder küd'rer Jaxe,
An den letzten Wendenkele,
An das Ketz der Kesse Triblig,
An den Kitz, den wunderbaren,
Durch den weiten Havelsee

Sagen.

Von Dr. Mannhardt.

Die Gründung des Klosters in Karthaus.

Da wo heuteutage die Ruine des Klosters Marien-Paradies in Karthaus liegt, war einst ein fruchtbarer Meerbusch, auf dem ein herrlicher Wald nur hie und da mit Geklüppel zu sehen erlaubte. Es lief derselbe zwischen den beiden Seen, dem jetzt sogenannten Krug- und Kleckersee hin, an denen damals zwei stattliche Burgen standen, die eine an diesem, die andere an jenem Ufer. Die Burgherren waren in blutige Fehde gerathen und häßten sich tödtlich. Nun traf es sich gerade, daß der eine Burgherr eine Tochter hatte, ein sehr hübsches und geistreiches Mädchen, und der andere einen Sohn. Der war ein Jüngling aller Ehren und Tugenden voll. Die Väter wollten nicht ein in den Haß ihrer Väter, sondern hatten einander gar lieb und hielten treulich zusammen. Bei Tage durften sie sich nicht sehen und sprechen. Aber Abends, wenn Niemand da war, schlichen sie hinaus und kletterten, der Gefahr nicht achtend, von einem Walenbuckel zum andern, bis in die Mitte zwischen den Seen. Da trafen sie sich. Sie hatten dann

ihre Kurzweil, wie Liebende pflegen, mit Erzählen und Lachen und Losen. Als sie einst nun wieder kamen, brach ein furchtbares Dunkel herein, so daß man keinen Schritt vor Augen sehen konnte. Da warteten die Beiden betrübt und umschlangen einander weinend. Wehl verlorste der Jüngling noch einen sicheren Rückweg zu finden, aber zum Unglück traf er einmal sehr und stürzte mit der Jungfrau hinab in eine tiefenlose Tiefe des Bumpfes. Als das den Eltern kund wurde, waren sie untröstlich und verwünschten ihren unglücklichen Haß mit seinen traurigen Folgen. So-then aber in Eintracht, ließen sie den Meerbusch wüchsen, so weit es ging, und zwischen den Seen, wo der Jüngling und die Jungfrau verunglückt, mit gemeinschaftlichen Kosten das Kloster erbauen. Die Mönche aber sollten auf ewige Zeiten die Verquickung haben, Seelenmessen für beider Verlebten zu lesen, damit sie nach zeitlichem Leide der unvergänglichlichen Freude gewürdigt würden.

Der Duseisenstein bei Karthaus.

Nabe bei Karthaus liegt an der Landstraße nach Danzig ein gewaltiger Stein, der die deutlich wahrnehmbaren Eindrücke eines Querschnitts zeigt. Hier spielte einmal der Fels-ter haust, als er in unsere Gegenden kam, mit dem Tausend Karten. Lange schwankte das

Glück hin und her, aber keiner gewann, bis der Teufel sich doch überlisteten ließ und die Wette verlor. Darüber ergrimmt er sehr und kämpfte mit seinem Pferdehuf auf den Stein, so daß das Duseisen sich gleich darin abdrückte, wie es noch heute zu sehen ist.

Die Burgfrau in Wittschau.

In Wittschau ist noch heutigen Tages die Stätte zu finden, wo in alter Zeit eine Burg gestanden. Da erscheint alle sieben Jahre die Schlossfrau in weißem Gewande und führt zwei liebliche Kinder an der Hand. Menschen und Thieren sichtbar, wandelt sie auf den Wäldern des umliegenden Waldes um-

her und schaut so wehmüthig und gleichsam wie bittend aus ihren blauen Augen, daß ein jedes Herz sich bewegt, aber noch Niemandem gab sie sich zu verstehen, und über der Geschichte ihres Verlebens, wie über der Art und den Bedingungen ihrer Erlösung ruht der Schleier des Geheimnisses.

Tameth und Ballastra.

Orientalisches Märchen, erzählt von Ellen.

In dem vermalien Herrschthume Vethrin-
gen lebte vor langer, langer Zeit ein jüdischer
Zauberer, Namens Mattath, der über viele
verborgene Künste Herr, dabei aber ein bes-
tafter und habüchtiger Mann war. Deshalb
war er allezeit umwunden, trachtete nach mehr
und begehrte beständig ein Wunderthum in
besitzen, von dem er in einem Buche über
Schwarzkunst gelesen, daß es in einer afri-
canischen Höhle sich befände und die Kraft
habe, seinen Besizer zum Gebieter der mäch-
tigen Geister zu machen.

Er ließ nicht ab zu forschen, wie er des
Wunderthums habhaft werden könne.

Nun hatte er einen Ring, an den die
Zustäuffer gebunden waren. Den dachte er
derum, alle das über Thiere erziehen und
besaate sie um ihren Rath. Sie saßen, nur
durch Witz könne er das Wunderthum gewin-
nen, nicht durch Gewalt. Er wählte einen
turkischen Knaben in seinen Dienst nehmen,
der ihm in allen Stücken geheriam und dazu
noch ein ganz unschuldiges Kind sei. Ein
solcher allein könne das Wunderthum aus der
Höhle herausheben, aber auch nicht ohne Ge-
fahr.

So saßen sie ihm, was sie wußten. Und
abthats gab Mattath: „Bringt mich nach
Konstantinopel.“

Da umfahen ihn die drei Zustäuffer und
schlossen wie ein Bisp mit ihm fest über
Turckland, Ungarn und die Türkei. In
wenig Minuten setzten sie ihn dann am gel-
tenen Herrn bei Konstantinopel nieder.

Mattath entließ die Geister und ging nach
der Stadt hinein, einen Knaben suchend, wie

er ihn bedurfte. Er hatte schon viele Stra-
ßen verächtlich durchwandert, alle Knaben, die
er sah, schienen ihm untauglich. Endlich fand
er den jungen Tameth, ein armes, mütterlees
Kind, der mit seinem Vater sich kümmerlich
von Bettengängen nähete. Der gefiel dem
Zauberer, weshalb er ihn fragte:

„Mein Sohn, wie heißest Du?“

„Tameth!“

„Und Dein Vater?“

„Achim!“

„Und wo webst Dein Vater?“

„Nicht weit von hier.“

„Gut, Tameth, so führe mich zu Deinem
Vater.“ Das geschah und da fragte Mattath
nun den alten Achim, ob er ihm den jungen
Tameth zur Bedienung geben wolle, so lange
er in Konstantinopel sich aufhalte. Das be-
willigte Achim gern und war auch behüßlich,
daß Mattath eine solche Bedienung fand.
Dals war die Bedienung eingerichtet und
ein gutes Mal bereit. Aber Mattath of-
ferte selbst nichts, da er durch Zauberkunst sich in
samien verstand, und ließ Achim und Tameth
Nackt verschicken.

Das achte Seiten gut und noch glück-
licher wurden sie, als Mattath seinen Diener
rann entließ und ihm ein Geldstück Tagelohn
gab. Achim brauchte sich nun nicht mehr mit
harter Arbeit zu bemühen, sondern konnte herr-
lich und in Reizen leben. Jeden Abend
brachte ihm Tameth ein Geldstück nach Hause
und dante dabei den höchsten Herrn.

„Thue Deinem Herrn nur alle Dienste,
wie er sie verlangt,“ sagte Achim zu seinem
Sohn, „und lerne ihm jeden Wunsch an den

Augen abzuweichen, denn Du hast den besten Herrn in der Welt."

Das Oberbefehlsgewalt Lameth auch getreu. Denn er war gern bei Mattetä, der ihn allzeit freundlich behandelte und geduldig den Tag erwartete, an welchem es ihm möglich war, die afrikanische Höhle für Lameth zu öffnen.

Endlich war dieser Tag da und Mattetä hatte befunden, daß Lameth unschuldig und ihm seltsam sei, wie der Zauber vertrieben.

Darum beschloß er nun, das Wägelch um das Wunderschloß zu gewinnen und gebot Lameth, zwei Pferde für sie Beide zu mieten, auf daß sie nun auch die Herrlichkeiten in der Umgegend ansehen möchten; die Stadt kenne er bereits genau.

Lameth war bald mit zwei Pferden da und nun reiteten sich Beide so prächtig, als es nur anging, und da sah es gar seltsam aus, den alten langbärtigen Mattetä mit dem jungen schönen Lameth zum Thore hinauszuritten zu sehen.

Lameth war fünfzehn Jahre alt und schlank wie eine Lanne, also daß weit und breit kein schönerer Jüngling gefunden werden konnte, das sah man erst recht, als er so überaus stattlich gekleidet war.

Wer dem Thore ritt Mattetä erst noch langsam, aber bald peitschte und spornete er sein Pferd, daß Lameth ihn kaum folgen konnte und über die Hüle seines Herrn in großes Staunen gerieth.

Wüstlich hielt nun auch Mattetä die Lankefrage nicht mehr ein, sondern jagte quer waldrein.

"Mein Herr," rief Lameth, "wie werden ihre Reiten, laß uns auf dem Wege bleiben." Aber Mattetä hörte darauf nicht, sondern jagte weiter, Lameth winkte, daß er ihm folge.

Endlich auf einem ebenen Plage im Walde machte Mattetä Halt, stieg ab und Lameth that gern ein Gleiches, denn er war das Reiten noch ungewohnt, besonders so wildes über Felsen und Gräben und zwischen den Waldesbäumen hindurch.

Knagelig, was sein Herr in dieser Einsamkeit begann, hielt Lameth die Pferde an, während Mattetä ein großes Buch hervorholte und ernst darin las. Nach einer Weile wandte er sich dann zu Lameth, und sagte: "Erstreck nicht mein Zehn über Alles, was Du jetzt sehen wirst, sondern bleibe guten Muthes und thue gehorham, was ich Dir sage. Dafür will ich Dich hernach zu einem reichen Manne machen."

Lameth versprach das gern und sofort drehte Mattetä den Zaubertrug an seinem Finger herum und ließ die Lustgeister erscheinen. Denn ein launicher Taubenstern kamen sie hoch aus den Wäldern herab und standen im Umkreis bei ihm, fragend:

"Derr, was befehlt Du?"

Darüber erschrak Lameth so, daß er zitternd zwischen die Pferde sprang und sich da zu vertheidigen suchte. Mattetä sprach ihm aber Muth ein und sagte, es werde ihm kein Leid geschehen.

"Bringt die Pferde wieder nach Konstantinopel in ihres Herren Stall!" gebot Mattetä den Lustgeistern und augenblicklich lösten sie selber die Fäden der Pferde und waren sofort verschwunden.

"Nun tragt uns nach der afrikanischen Höhle, in der sich das Wunderschloß befindet!" Und schnell waren auch sie von weichen Händen ergriffen und schwaben mit den Geistern in der Luft dahin.

Lameth schwindelte, daß ihm Hören und Sehen verging. Er glaubte, sein letztes Stündlein sei da und er werde niemals seinen Vater wiedersehen. Als er die Augen aufschlug, verschwanden bereits die Thürme von Konstantinopel in weiler Ferne. Bald flogen sie über dem Meere dahin, dann erschienen unter ihnen wie ein großer Triefel das Land Italien, weiter wie ein dreieckiges Stück Auchen die Insel Sicilien, dann wieder sah Lameth lange nur Lust und Meer und glaubte bereits wieder vor Schreck ohnmächtig zu werden, als der Flug niedriger ging und er plötzlich wieder festen Boden unter den Füßen fühlte.

Laumelig stand er da und mußte sich an Mattetä's Mantel halten, um nicht zur Erde zu fallen. Als er umfaß, erkannte er, daß sie in einem Felsenstalle sich befanden, wild und unbewohnt.

"Lameth, lieber Lameth," sprach nun Mattetä, "die Stunde ist jetzt da, in der Du Dich durch treue Befolgung meiner Befehle zu einem reichen Manne machen kannst. Darum laß Muth und thut, wie ich Dir sage. Tiefer Hellen wird sich aufstehen und eine geräumige Höhle sehen lassen, in deren Tiefen launischer Zauber sich befinden, von denen Du nach Herzenslust nehmen magst. Restbar, seien, wie Du dort sehen wirst, gibt es noch nicht auf der weiten Menschenwelt, für mich will ich Nichts, als ein altes ruhiges Schloß, das Du in dem Hintergrunde der Höhle, im dritten Saale an einer Marmersäule aufgehängt finden wirst. Es ist mit einer Perlen-

schmer dort aufgehängt. Wie die ob und bringe mir das Schloß, so will ich Dir danach geben, was Du verlangst, lieber Lameth, und Dich aus meinem Dienste frei lassen und zu einem großen Herrn machen, wie nur einer ist."

Das Alles hörte Lameth und blickte es auch wieder nicht, versprach aber gern, sein Möglichstes zu thun.

Nun kaufte Mattetä vor einer Heilmwand viel Kleing und trocknes Wurzelweiz auf, that Weidrauch, Myrthen und viel andere kostbare Specereien hinzu und umgab das Ganze mit einem Zauberkreise und zündete es dann in heulenderen Flammen an, wobei er geheimnissvolle und unverständliche Worte murmelte. Ein starker Wohlgeruch verbreitete sich ringsum, Lameth stand jittersnd dabei und auch Mattetä sah von dem starken Zauber etwas bleich und angegriffen aus.

Da entstand in dem Hellen ein dumpfes Getöse, als ob Elig und Donner drin hielten, und mit einem ungehörten, mächtigen Knall sprang dann die Heilmwand auf und aus der Öffnung juden viel feurige Flammenzungen hervor.

Nach einiger Zeit wurde es ruhig, Mattetä trat aus dem Zauberkreise hervor und sprach zu Lameth, der nicht wußte, ob er noch lebte oder schon todt war:

"Mein Sohn Lameth!"

"Wie bin ich, mein Herr!" sagte Lameth. "Höre nun, mein Sohn Lameth, was ich Dir sage. Ein schwerer Zauber ist glücklich verbrochen. Ihne nun, wie ich Dir gesagt habe, so werden wir Beide die glücklichsten Menschen der Erde."

"Ach Herr, ich fürchte mich so sehr."

"Fürchte Nichts, mein lieber Lameth. Ich stecke diesen Ring an deinen Finger, der Dich schützt, so lange Du ihn Dir nicht nehmen läßt. Währe ihn wohl." Damit steckte Mattetä ihm den Ring, an den die Luftgeister gebunden waren, an den Finger.

"Geh nun freudig in die Höhle, elzig und ohne Umfassen, immer gerade aus, bis Du an die Wärmersäle gelangst, daran das Wunderthier hängt. Das ist und bringe es mir. Was sonst Du mitbringen willst, ist Alles Dein, aber halte Dich nicht zu lange auf, laufe ohne zu sprechen auf dem geraden Wege zu mir zurück, damit die sieben Minuten nicht verstreichen, welche die Höhle geöffnet ist, laß durch Nichts Deine Rückkehr hindern, denn das bringt Dir Gefahr."

"Herr, erlasse mir's! Ich fürchte mich und bin doch noch ein Kind," sagte Lameth.

"Nein, Lameth, ich erlasse Dir's nicht. Geh' und thue, wie ich Dir sage."

"Herr, ich bin's Guck! Ich kann nicht!" Damit fiel Lameth vor Mattetä auf die Knie. Dieser geriet nun aber in großen Zorn, denn die Minuten verfloßen rasch und das Wunderthier war ihm so nahe. Somit ergriß er den armen Lameth am Haar, warf ihn zu Boden und schrie:

"Ich bringe Dich auf der Stelle um, Du Unandbarer, wenn Du meinen Befehl nicht ausföhrst."

Da hat Lameth um Gnade, versprach Alles zu thun und sofort war Mattetä wieder freundlich wie zuvor.

Er bed ihn an, wuschte ihm den Staub ab und gab ihm würzigen Wein zu trinken, den er im Korian bei sich trug. Das stärkte Lameth's Muth sehr. Er machte sich auf zu gehen und Mattetä begleitete ihn bis an den Eingang der Höhle, wo er sich niederlegte und mit ungebüdigem Verlangen Lameth's Rückkehr erwartete.

"Laß Dich durch Nichts irre machen, lieber Sohn Lameth, durch Nichts, durch gar Nichts! Stehst Du ohne das Wunderthier zurück, so ist es Dein Tod!" rief er ihm noch nach und murmelte dann für sich: "Neugierig bin ich, ob er wieder kommt."

Lameth schritt indeß in der dunklen Höhle rasch vorwärts, behutsam mit den Händen vor sich hinstoßend, um nicht an den Felsen anzurennen. Es umwehte ihn eine kalte Luft, es schritt ihm um die Schläfen, als wären's Nadeln, er fühlte, wie's ihm hinten am Kleide klappte, als rüge man ihn zurück. Der Wein hatte ihm aber Muth gemacht und so ging er vorwärts, die Zähne zusammenbissend und die Hände dalkend.

Er harrete in die Finckerniß, als wolle er sie mit dem Glanze seiner Augen erblicken, und glaubte auch schon, einen fernen Lichtschein zu sehen, da hörte er hinter sich rufen:

"Lameth, lieber Sohn, nun ist's genug, komm zurück, Du hast die Probe bestanden, komm zurück, lieber Lameth, jetzt Dein Leben nicht unnütz weiter in Gefahr!"

Das klang ganz wie Mattetä's Stimme, aber es he's auch sei, wußte Lameth sich nicht zu fügen. Hatte er doch im Augenblick vorher noch ganz anders gesprochen.

"Vi was!" dachte Lameth, "mag er's sein oder nicht, jetzt will ich's getrost wagen und weiter gehn. Hab ich's angefangen, soll

mich vor'm End' nicht bangen, wie mein Vater Adam zu sagen pflegt."

Wing also vermehrt und war nach wenigen Schritten in einem hellerleuchteten Saale, in dem aus leuchtenden Gefäßen viel herrliche Blumen und Stauden auf ihn anwuchsen. Ein Springbrunnen ließ süßduftendes Wasser casper und der seine Staub des Wassers rieselte auf ihn herab.

Aber Lameth ging weiter.

Da kam er in einen Saal noch schöner wie der erste und aus Körben und Schalen von getrockneten Vögel blühten ihm Perl-, Gold-, Silber-, Goldschmuck und auch viele Goldmünzen entgegen, die er wohl kannte, aber sein Sinn war nicht darauf gerichtet, er lief weiter.

Kam nun in den dritten Saal, der wie ein himmlischer Garten ihn anlachte. Von den Blumen, deren Blätter smaragdgrün schimmerten, gingen weiße, rote, gelbe, bunte und andere zuckersüße, gar schöne Früchte hervor. Die sah er gern und mit Verwundern, weil er so schöne gläserne Spielbälle, denn dafür hielt er sie, noch nie gesehen hatte. Er riß deshalb im Vorbeilaufen einige der schönsten ab und füllte damit seine Taschen, soviel nur hineingingen.

Gleich darauf sah er dann auch die Wermersäule, von der Mattetä ihm gesagt hatte, fand das alte, recht reizige und unscheinbare Wunderkleid und löste es sammt der Perlschnur ab, mit der es an der Säule befestigt war. In eine Tasche konnte er es nicht mehr stecken. Die waren alle voll. Er widmete deshalb seinen Turtan auseinander, verbarag Schloß und Perlschnur in den Hals und band sich den Turtan dann wieder um den Kopf.

Nun fiel ihm aber ein, daß er eilen müsse, um nicht die Zeit zu veräußen, bis sich die Höhle wieder schloße. Er lief also noch schneller, als er herangekommen war, den Weg wieder um und war schon dem dunklen Gang nahe, war schon darin, sah schon das Tageslicht ihm entgegenströmen, er blinzte schon Mattetä, wie er schnüffelt vor dem Hellen wartete und mit den Händen ihm winkte und mit lauter Stimme rief:

"Lameth, Lameth, daß Tu's, daß Tu das Wunderkleid? Lauf, lauf rasch, lieber Lameth!" Eden glaubte er mit drei Schritten im Hiren zu sein, da begann ein gräßliches Geseul, Geseuch, Gedenner und Schwören um ihn, als hiele der ganze Berg zusammen. Blaue Flammen zuckten ihm entgegen, daß er

sich Wuth lassen mußte, hindurchzulaufen. Und sie brannten ihn auch nicht, wehten ihn vielmehr kühl und wohl an, aber da erschütterte sich plötzlich der Grund, auf dem er lief, und mit einem Donnerstöße, der ihn betäubte und niederhürte, schloß sich die Höhle vor seinen Augen zu.

Die leblo'se Lag er in der undurchdringlichen Finsternis, wie in einem Grabe, und wohl zehn klaffter Fels trennten ihn von Mattetä.

Der hatte bis zum letzten Moment gewinkt und geschrien:

"Komm Lameth, spate Dich, lauf, lauf, senk ich es aus mit Dir!"

Da schloß sich die Höhle und die feurigen Flammen sapten Mattetä und schweberten ihn über eine Stunde Wegs weit in einen Wald, daß, in dem er beinahe um's Leben gekommen wäre. Mit leeren Sträßen schleppte er sich an's Ufer und war nun in größter Verwirrung, denn er hatte die Aussicht, das Wunderkleid zu erhalten, verlieren, und dazu den Jauerring, dem die Lustgeister gehorchen, eingebüßt. Nur die Wassergeister waren ihm noch unterthan und das war sein Glück.

Denn mit Gehrüll und Jöhnerischen kamen Löwen und Tiger der Wüste an den Bach, um zu trinken, und waren nahe daran, Mattetä zu verschlingen, als ihn die Wassergeister retteten und wieder nach Verbringen brachten. So hatte er von ihnen verlangt.

Aber er blieb voll großen Bedrusses über seine Verluste, und daß sein Unternehmen mit Lameth mißglückt war. Ueber das Unglück des Jünglings fiel ihm nicht ein sich Sorge zu machen und das war recht ein Zeichen seines schlechten Verstandes.

Nicht unglücklich aber fühlte sich der alte Adam. Er suchte ihn gräßlich und ernst, wo er ihn finden zu können glaubte, er hörte, die Vögel seien in den Stall zurückgebracht, aber Niemand rüste von Lameth ein Wort. Er harte von Stunde zu Stunde, von Tag zu Tag auf die Rückkehr seines Sohnes, aber immer vergeblich. Endlich verweichte er, verzitt sein Haar, warf sich weinend zur Erde, webei er andriest:

"O duer Mattetä ist ein Verführer und Kinderläuber: Möge ihn alles Unglück der Welt treffen!"

Lameth hatte indes Stundenlang ehnmächtig in der finstern Höhle gelegen. Als er die Augen aufschlug und sehen wollte, wo er war, sah er Nichts vor Dunkelheit und rieb ihm leise seine Augen, denn er meinte, ihn habe ein böser Traum geäst.

Endlich fiel ihm Alles wieder ein und wie es gewesen und gekommen war. Da wollte er hinterlich und suchte einen Ausweg, einen Zugang zu den verfallenen Säulen, aber er fand sich nicht durch. Der Jammer und Müdigkeit schielte er nicht ein und lag zwei Tage und zwei Nächte schlafend auf dem hartem Fellegerath der Hehle.

Der Hunger plagte ihn sehr, als er wieder wach wurde, aber keine Gladtschmecken waren wohl schon und schimmerten in der Dunkelheit, da er sie berühren, aber einen Hunger konnten sie nicht stillen, und von Nahrung sah er die Hände, welche sehr und rief: „O mein lieber Vater Achim! Wenn ich dich doch nie verlassen hätte! Welche Unruhe wird du mein Ansehnen machen! Und nun muß ich hier eint unkommen!“

Da aber hatte sich bei den kampfbastischen Hünterlingen der Jauherling, den Wastia ihm an den Fingern gestift, verlohben, und plötzlich erschienen der ihm zwei der künftigen, welche dem Besizer des Ringes unterthan waren.

„Was begehrt du von uns?“ sagten die lichten Geister. „Wir sind die Geister der Luft und durch den Ring an deinem Finger bist du unser unumschränkter Gebieter.“

„Ach!“ fuhr der erschrockene Kameib auf, ich bin der dümmste, kühnste Mensch auf der ganzen Welt!“

„Sage das nicht, o Herr, wüßtest du, welche Macht durch Ring und Schloß in deine Hand gerathen ist, so müßtest du den Ozeanplan nicht mehr denken wollen. Alle deine Wünsche kannst du befriedigen.“

„Ich habe nur einen Wunsch, nur einen! Bringt mich zu meinem Vater, zu meinem lieben armen Vater zurück, so will ich auch ewig dankbar sein.“

„So sei es geschehen,“ sprachen die Geister. Damit entfernte sich auch schon trachtend die Hehle, Kameib war wie von einem Wundelwinde ergrißen, gleich darauf aber stand er wohlbehalten in den Hanteln auf der Schwelle seines väterlichen Händchens.

Glück lief er in das Haus und stürzte jubelnd auf seinen Vater zu, der mit rothgeleuchten Augen in einem Winkel lag und den vermeintlichen Tod Kameibs beklagte.

Nun war Vater Freude groß. Sie fielen sich um den Hals und Achim fragte:

„Wo bist du gewesen, Kameib, mein Kind, und wo ist dein guter Herr?“

„Guter Herr?“ vertiepte Kameib. „Ein Glückselig ist er und ein guter Jauherer.“

Darauf erzählte er, was er erlebt hatte und Achim wollte ihm lange nicht glauben, bis Kameib die Gründe aus der Thatte sah, die auch sein Vater zur Kinderspieltage hielt. Auch den Karban wußte er, wie das alte Schloß an der Fellegerath und nun glaubte Achim Alles, meinte aber, um sich ein elend richtig Schloß zu zeigen, er auch seine drei Schwestern geben.

„Nun las das Alles mit ihm!“ sagte Kameib, „wir sind wieder zusammen, das ist die Hauptsache und dann, guter Vater, gib mir zu essen, denn ich habe den größten Hunger!“

Da wurde Achim sehr traurig, denn er hatte den letzten Lucian angegeben, als er Kameib hatte.

„Ach,“ sagte er, „Nichts habe ich, mein Sohn, alles Geld ist fort. Aber wart, ich gebe dir das alte Schloß; vielleicht reicht dir der Schlüssel noch ein, daß es brauchbar ist. Dann gibst du mir Karban, der Schloß, einige Geld dafür, daß ich dir Reis und einige Leuten dafür kaufen kann.“

Damit wußte er Staub und Reis von dem Schloß und verpackte den Schlüssel umzubringen, was nicht gehen wollte. Gütlich gelang es mit einem lauten Schnurre, aber o Wunder! In demselben Augenblick stand auch ein riesenmäßiger Geist im Zimmer und fragte:

„Was verlangst du von mir, o Herr?“

Achim erschrocken so gewaltig, daß er ebnmächtig hinter sich fiel. Kameib, schon an Geisteserregungen gewöhnt, wachte sich wenigstens so weit zu fassen, daß er das Wort auszusprechen konnte: „Guten!“

Der Erdgeist verschwand, war aber sofort auch mit zwei großen Silberzacken wieder da, bedeckte mit den schönsten Speisen und eingemachten Früchten. Er legte Alles auf den Tisch und sprach:

„Nicht senk Nichts zu Diensten?“

Kameib, der beschäftigt war, seinen Vater aus der Ohnmacht zu erwecken, rief ohne sich umzusehen:

„Auch zu trinken bringe ich.“

Und als der alte Achim die Augen aufgeschlagen hatte, stand auch ein großer Silberseffel mit viel Flaschen des leckersten Weins auf dem Tische.

„Gut, was befehlt Ihr weiter?“ fragte der Erdgeist.

„Jetzt Nichts!“ sagte Kameib, worauf der riesige Erdgeist verschwand. Zugleich schlug Achim die Augen auf und nun saßen beide nicht wenig über die leihbar besetzte Tafel.

Es jagerten auch nicht zuzulangen und tiefen sich's vortheilhaft schmecken. Solch ein Wahl hatten sie in ihrem Leben nicht zu sich genommen.

Nach einigen Tagen war aber wieder Schmalhans bei ihnen Küchenmeister. Sie dachten um so mehr, als ihnen nach den fürstlichen Redereien die Keisele nicht schmecken wollten.

„Kameth,“ sagte Achim, „gehe hin und verkaufe die eine Schale an den Zinnäseher, so haben wir wieder für eine Woche zu leben, denn er glaubte die Schale sei zinnern.“

Kameth nahm eine Schale und ging da mit fort. Aber gleich an seinem Hause begnügte ihn ein Jude und fragte:

„Wobin willst Du mit der kostbaren Schale, mein Sohn?“

„Ich will sie dem Zinnäseher verkaufen.“

„Wiehst sie dir, mein Sohn. Ich bezahle Dir das alte Zinnäsehergut?“

Aber der Jude wußte recht wohl, daß die Schale Silber war, bezog also den Kameth.

„Jude, was giebst Du?“

„Zwölf Löwenthaler und seinen Deut mehr.“

„Nimm sie,“ sagte Kameth vergnügt, „und gieb mir die zwölf Löwenthaler.“

Das geschah schnell und glücklich über den, wie er meinte, guten Verkauf, eilte Kameth heim. Die zwölf Löwenthaler reichten mehrere Wochen, in denen Achim und Kameth sich wieder gütlich thaten. Als sie verzehrt waren, sagte Achim:

„Kameth, trage auch die andere Schale zu dem Juden, vielleicht giebt er Dir wieder zwölf Löwenthaler.“

Das wollte Kameth thun. Auf der Straße sah ihn aber ein Herr und bot auf der Stelle fünfzig Löwenthaler. Mit Freuden gab Kameth sie hin, dachte das Geld beim und nun schimpften beide sehr auf den Juden, der sie also betrügerisch angeführt habe.

Das Geld langte nun für vier Monate aus. Dann kam der Silberfessel daran und Kameth ging gleich direkt zu einem Goldschmied, der wohl eßlich sein würde.

Der Goldschmied unterrichtete den Kameth und sagte:

„Es ist keines Silber, Kameth, aber ich kann Dir nur den Silberwerth bezahlen, denn die Arbeit ist veraltet, so daß ich doch den Fessel einschmelzen muß. Ich will den Fessel wiegen und Dir geben, was er an Silber werth ist.“

Kameth willigte ein und erhielt fünfhundert

Löwenthaler, was ihn so erfreute, daß seine Augen glänzten. Betrogen war er aber auch dies Mal, denn die Arbeit war so kunstvoll, daß der Fessel wohl das Doppelte werth war.

Auch Achim war seichtend und sie bedachten nun, besser mit dem Geste umzugehen, weil sie ihren letzten Schlag vergeblich zu haben meinten. Vierhundert Löwenthaler legten sie auf Zins, kauften für das übrige neue schöne Kleider und richteten sich so anständig und artig ein, wie sie glaubten, daß sie es nun wohl dürften und daß es sich für sie schide.

Sie führten nun ein besaglich und sorgentriches Leben und wünschten nur, es immer so gut zu haben. In seinen neuen Kleidern sah Kameth gar herrlich aus, daß man ihn wohl für einen Prinzen hätte halten mögen, denn er war schlank und behende, wie wenige Jünglinge.

Nun begab es sich eines Tages, daß er in einem der Lustgärten des Sultans spazieren ging, als die Kamenen aus der Terrasse losbrennten, zum Zeichen, daß die Frauen des Harems ausgehen würden und jeder Mann sich aus dem Garten fernmachen müsse.

Kameth aber, der gerade an einem dicken Myrthengebüsch stand, wünschte sehr, die schönen Frauen einmal zu sehen, und verbarz sich deshalb in dem Gebüsch.

Nicht lange so kam auch der Zug vorbei und da begab es sich, daß die goldene Sänfte, in der die Ästle und schöne Tochter des Sultans, die heile Ballastra, getragen wurde, ein wenig zerbrach, so daß sie auf die Erde stürzte und laut wimmerte dalaq.

Schnell kamen ihre Dienerinnen herzu, ihr debüßlich zu hin. Auch Kameth trat ein wenig hervor, denn er hätte ihr gar zu gerne auch geholfen, aber es wäre das kein Tod gewesen. Verbarz sich also schnell wieder.

Ballastra sah ihn aber und starrte unversehrt auf sein schönes Gesicht. So auch er und darüber wurden Beide Herzen in bester Liebe zu einander entzündet. Kluge Weiser sprach Ballastra kein Wort. Als sie nun aber wieder in die hergeköhlte Sänfte gesessen und weiter getragen wurde, den schönen Kameth also nicht mehr sah, wurde es ihr gar weh ums Herz, so daß sie abwechselnd weh und lach wurde und zuletzt in Ohnmacht sank.

Man trug sie in den Palast zurück und glaubte, sie sei von dem Unfall, der ihr begegnet, angegriffen, aber sie war trank von Liebe zu Kameth.

Auch Kameth ging es nicht viel besser. Lange blieb er noch still im Myrthengebüsch

sahen und sah auf den Blumenweg hin, wo Ballastra's Schritte verschwunden war. Dann schlich er kummervoll und doch auch seligen Herzens durch die Schönheit Ballastra's und seine Liebe zu ihr nach Hause.

Adim erkannte gleich, daß seinem Sohne etwas Ungewöhnliches bezaubert war, denn Kameth war bleich und kühl und in seinen Augen sah man wohl, daß geheime Sehnsucht an ihm lebe.

Lange wollte Kameth nicht sprechen. Endlich gehend er seinem Vater Alles und klagte dabei sehr, daß er nun doch unglücklich zu werden verdammt sei, denn Ballastra zu gewinnen, hielt er für ein Ding der Unmöglichkeit.

„Das ist auch unmöglich,“ sagte Adim, „ichlag Dir darum das Mädchen aus dem Sinne. Denke an andere Dinge, denn los und auf Reisen gehn, da findest Du vielleicht ein Mädchen, das Dir noch mehr gefällt als Ballastra und die man Dir gern zur Frau geben wird.“

„Mein Vater, ich gehe nicht fort. Ich kann nicht. Wird Ballastra nicht mein, so bleibe ich und erweilt mein Verlangen und sterbe bald eines traurigen Todes. Denn die Liebe ist jetzt meiner mächtig, also daß ich mich ihrer nicht entziehen kann.“

„Aber wie ist Dir zu helfen, lieber Sohn? Wir sind von den geringsten Türken im Lande und Du willst Deine Augen zu des mächtigen Sultans Tochter erheben?“

„Ach, Vater, mir muß geheißen werden und in der That kann es auch der Geringste, wenn er's nur recht anfängt, zu was Großen bringen.“

„Das ist wohl wahr,“ seufzte Adim, „aber wie langen wir's recht an? Wer wird uns beirathen?“

„Hör,“ sagte Kameth, „ich habe einen Einfall: die schönen Glasfrüchte, die ich aus der Wunderhöhle mitgebracht habe, sind sicher, sich auch von beheim Werthe, wie das Geschick, denn sie sind wunderherrlich und leuchten bei Nacht. Nimm davon einige Stüke in frischen Weintranen und trage sie zum Sultan und sage ihm, Du habest einen Sohn, der Ballastra brünftig liebe und höre, welchen Bescheid er Dir giebt. Nimm auch eine kleine von den Beeren mit, so eine rotte und gib sie dem Kämmerling, denn in aller Welt ist's so, wer zu den Großen hin will, muß die Kleinen unter ihnen bezaubern.“

Tamit bedankte er Adim die Früchte und bat ihn zu geben.

Lange wollte sein Vater nicht, bis er zuletzt durch die schenitlichen Bitten Kameth's bestimmt wurde. Das Herz ätzte ihn, als er dem Kämmerling, der voll Begehr an ihn blindelte, sein Anliegen vortrug. Sobald er ihm aber die rotte Beere in die Hand drückte, die dieser sofort für einen Rubin erkannte, öffnete er die Thüre und führte Adim zu den Sultan.

Er warf sich zu Boden, wie es im Morgenlande Brauch ist. Der Sultan ließ ihn sich erheben und fragte, was er bringe. „Hoher Herr,“ sprach nun Adim, „ich bringe Euch diese edlen Früchte, die mein lieber Sohn Kameth aus Arii a mitgebracht hat. Wollt sie gnädig als Geschenk Eures treuen Unterthanen annehmen.“

Lächelnd ließ der Sultan sich die Früchte reichen, dann aber, als er sah, daß sie überaus herrlich waren und schöner als das Beste in seinem Schape, sagte er:

„Gefregier, laß alle Trabanten abtreten, bleibe Du mit Adim allein bei mir, denn hier ist ein Schatz sonder Gleichen.“

Es geschah also und nun bewunderten der Sultan und sein erster Minister die Edelsteine gebührt, die Adim gebracht hatte.

„Was heißen die Steine?“ fragte der Sultan.

„Hoher Herr, welch sie als ein Geschenk meines Sohnes annehmen. Ach, er ist sehr unglücklich.“

„Wie so, guter Adim?“ fragte der Sultan.

„Ach,“ versetzte Adim, „welch verzeihen, was ich sage, aber Ihr habt mir gezeig, zu reden. Durch Zufall hat mein Sohn Eure heilselige Tochter Ballastra gesehen und liebt sie nun mit seiner heissen Liebe. Er läßt durch mich auch um ihre Hand werden, so Ihr sie ihm geben wollt, und verspricht Euch dafür den reichsten Brautschlag, den Ihr nicht reicher würdet verlangen können.“

Da lachten die Beiden sehr und der Grefregier, der für seinen Sohn schon lange um Ballastra's Hand geworben hatte, flüsterie seinem Herrn in's Ohr:

„Das wäre schön, die erlauchte Härsin feld einem Rantfahrer zu geben.“

Der Sultan sagte danach:

„Adim, ich danke Dir für Dein Geschenk. Laß Dich über sechs Wochen wieder bei mir melden. Ich will mich beraten.“

Ueber diesen Bescheid war Adim sehr froh und auch Kameth, als er ihn vernahm, sagte Muth und gedachte auszuhalten, wie der Sultan geboten hatte.

Der Großvezier heischte aber Lameth zu verurtheilen, ließ die Geißel im Schatz auf eine Stelle legen, wo der Sultan sie nicht wohl sehen konnte und sie denn auch bald vergaß.

Ebenso vergaß der Sultan Achim und Lameth gänzlich, der Vezier hüthete sich wohl, ihn an sie zu erinnern. Vielmehr betrieb er die Werbung seines Sohnes um Ballastra so eifrig, daß er auch bald die Zusage seines Herrn erhielt und Alles zur Verlobungs- und Hochzeitsfeier rüsten durfte.

Achim vernahm das in der Stadt und erbatte es mit Bestürzung seinem Sohne. Der blieb aber ruhig und heiter, was Achim sehr erstaunte, indem er sagte:

„Ich frage sie doch!“

Als nun der Tag herangekommen und von dem schließlichen Zurückgehen ganz Konstantinopel unruhig geworden war, ging Lameth in sein eintam Stübchen, deckte den Jauherkranz an seinem Finger herum und betrat die Lustgäster. Sie erschienen feiert und fragten:

„Herr, was ist Euer Besatz?“

„Ich will wissen, ob Ballastra den Sohn des Großveziers liebt?“

„Nein, sie liebt ihn nicht.“

„Wer liebt sie?“

„Sie liebt Dich und Dich allein. Tag und Nacht denkt sie an Dich und das Werthungsbüch, in dem sie Dich aetehen hat. Deshalb geht sie oft und sieht Kränze von kleinen Werthungsbüchern.“

Lameth war glücklich, das zu hören, und sprach:

„Um welche Stunde soll die Hochzeit beginnen und Ballastra den Schleier vor dem Sohne des Großveziers erheben?“

„Um die vierte Stunde.“

„Ouf! Um diese Stunde entfähet den jungen Mann in den Verbermal von Damaskus und halset ihn dort so lange verweilt, als es für mich nöthig ist. Ihut ihm aber kein Leid an.“

Die Lustgäster versprachen es und es geschah Alles, wie Lameth gebeten hatte.

Ballastra, obwohl sie Lameth liebte, hatte sich dem Willen ihres Vaters nicht widerlegen können und stand reinend im Brautschmud und Brautkleide da.

Aber der Bräutigam kam nicht. Er war verschwunden, Niemand wußte wohin? Alles fragen und Suchen blieb vergeblich. Der Sultan war sehr zornig, der Großvezier sehr traurig, Ballastra aber froh und ebenso La-

meth. Durch seine Lustgäster ließ er the ein Blumenkränzchen in die Hand werfen, das Ballastra nach der Blumenprache deutete:

„Hatte aus in Gekult und Freudigkeit, denn es wird der, den Du liebst und der auch Dich mehr liebt, als sein Leben, es möglich machen, daß er zum vollen Glück zusammenkommt und ein Paar werdet wie Ihr Beide wünschet.“

Also wurde das Ach in Schanden und Ballastra legte den Schmud freudig ab, den sie traurig angelegt hatte. Ihr Vezier aber erklärte das Verlöbniß für nichtig und seine Tochter wieder frei.

Nun hatte aber auch der Sohn des Großadmirals Absicht auf Ballastra's Hand und nach einiger Zeit erhielt er um der Verdienste seines Vaters willen die Zusage. Achim hatte sich wohl bemüht, beim Sultan wieder Zutritt zu erlangen, der Vezier hatte es aber in der eiteln Aemst und ihn mit schwerer Strafe bedrohen lassen, wenn er sich wieder im Palaste zeigte.

Achim war traurig, Lameth froh. Er beauftragte die Lustgäster, es mit dem Sohne des Großadmirals zu machen wie vorher mit dem des Großveziers und so geschah es auch. Als er zur Hochzeit sich auf's Pferd gienet hatte und nach dem Schlosse des Sultans reiten wollte, wurde sein Pferd rückwärts, lief aus der Thore in einen Wald, wie die Lustgäster es führten, und bestand sich in dem Bemerkenbald bei Groß-Haire, wo es mit seinem jungen Herrn, der sich vergeblich gar ungeheuerlich stellte, schachelten wart.

Die Verwirrung im Schlosse war nun wieder sehr groß und Herrn und Dineren waren durcheinander, den verlorenen Sohn des Großadmirals zu suchen. Ballastra allein war guter Dinge und wurde um so fröhlicher, als sie von ungeschickter Hand wieder ein Blumenkränzchen erhielt, welches ihr die tröstlichen Verheißungen gab.

Nun hielt Lameth es an der Zeit, selbst um Sultan zu sehen und sich ihm den schönen Ballastra Hand zu werben. Er beschied aber vorher die Lust- und Geküster in sich und ließ sich von ihnen in allen Dingen unterweisen, um in würdiger Art sich benehmen zu lernen.

Da führten ihn beide Weiber nach der Insel, auf der das Wasser der Weidheit fließt und in dem sie ihm nur durch vereinte Kraft den Zugang verschaffen konnten. Auch war es für Lameth mit großer Lebensgefahr verbunden, denn wenn Einer, der nicht reines

und stinklichen Geruchs ist, in diesem Wasser sich badet, je ist er des Todes. Er wurde von den Wächtern des Bades auf viele Proben gestellt, die er aber sämtlich bestand, da er so gesund und gut geblieben war, wie ein kleines Kind es ist.

Da wurde er nur in Sinn und Zune also verändert, daß er gebildet war, als alle Jünglinge jener Zeit, und die Weisheit, deren er theilhaftig geworden, lag wie ein Weihrauch auf seiner Stirn und leuchtete aus seinen Augen. Auch war seine Liebe zu der schönen Ballastra nunmehr reiner und edelbarer geworden und er fühlte, wie ein Königssohn fühlen soll.

Adim war sehr eräutert über Kameth, doch sah er, das er allzusehr sein ergebener und treuer Zehn geblieben.

Von den Brüdern, die er noch hatte, nahm Kameth nunmehr die schönsten und trug sie selbst in den Palast. Zehn hatte der Oberkammerer und Oberadmiral bei Seite, als Kameth sich näherte.

„Ihr Herren,“ sprach Kameth, „se ihr mir günstig sein wollen, was ich Euch wohl helfen, Eure Töchter wiedermachen, die mit mir nach dem Begehre der schönen und unvergleichlichen Ballastra geschickt haben. Aber verspricht mir, daß sie ihren Ansprüchen entsagen, so werde ich sie am Tage meiner Vermählung um Taafel beibringen.“

Seine versprochen, was Kameth verlangte und führten ihn sofort vor den Sultan.

Der war sehr über die dankseligen Gaben erfreut, die Kameth brachte, nicht aber noch über den Jüngling selbst, den er in seine Arme schloß, als wäre er schon sein Zehn, indem er rief:

„Du bist Kameth, Adims Zehn, und an den schönsten Mädchen, die Tu mir bringst, sehe ich, daß Tu der Sohn warst, der um meine Tochter geworden hat.“

„So ist es, großmächtigster Sultan,“ versetzte Kameth, „denn habe ich sie geliebt, aber es hat hingewirkt, mich in ewiger Liebe zu ihr zu entzünden. Jetzt bitte und werde ich selbst bei Dir um die Hand Eurer Tochter.“

Wollst Du mir eine Probe auferlegen, welche es sei, so will ich mich ihr gern unterziehen.“

Kameth, lieber Zehn, ich will Dir keine Probe auferlegen, aber wenn meragen mit Deinem Brautstande in's Schloß, so will ich Dir selbst die Thüren öffnen und Ballastra soll Dich begrüßen. Liebt sie Dich, so will ich Dir meine Liebe als Vater und meine Huld als Sultan nicht verweigern.“

Hier war hebrer als Kameth? Er verabschiedete sich, wie es schicklich war, und betrat, als er heimgekehrt war, sofort die Gassen der Erde und der Luft und ließ ihnen den prächtigen Brautstand rufen, wie nie zuvor ein schönerer arabischer weiden sei.

„Bringet mir,“ sagte er, „sechs Kameele mit Geschleichen und Perlén, sechs mit Gold und Goldschmuck, sechs mit Silber und silbernen Geräthe. Bringet mir zwölf arabische Kasse, reich aufgeschmückt und von bester Luft, dazu zwölf weiße Zedaren und zwölf schwarze Zedaren, welche die Kasse füttern. Auch bauet mir an der schönsten Wüste einen Marmerpalast, welcher sich mit den königlichen Herrschaften der africanischen Wunderböde, also eingerichtet und angefüllt in Erde und Keller, umgeben mit Gärten und springendem Gewässer, Pferde und Wäldern in den Ställen, Obstgärten und Schiffe auf dem Wasser, dazu alle Tierrichthum, wie ich einem solchen Palaste nöthig ist. Weist ihr, mein getreuer Diener?“

„Herr, wir wollen es gern und kein Gebot soll verachtet werden, wie Du es wünschest.“

Und Alles war bereit, wie Kameth gesagt, so vollkommen, daß er selbst staunte und sein Vater Adim weit die Augen aufth.

In der Stadt Kenkanimere herrschte der größte Jubel, als der Jüngling durch die Straßen beregte und vor dem Schloß hielt.

Der Sultan erdrieh, wie er versprochen hatte, den Festen und empfing Kameth, um ihn selbst in Ballastra zu führen. Sie handelten hinter den Herdängen der Häuser, um schnell ihren Hekling zu haben und sich zu überzeugen, das Kameth diente wäre, den sie in Wundenacht des Zehntagsarrens gefest hatte. Er war es und war schön als je zuvor.

Wie ritterlich schwang er sich von dem blühenden Schimmel, als der Zug anhielt, wie sein und ergaben hütete er vor ihrem Vater nieder, mit welchem arabischen Anstand erob er sich dann und — ach, als ob eine Ahnung sein Auge geblutet hätte! mit welcher Jählichkeit blühte er dann in Ballastra empor, sie durch einen Blick heimlich zu grüßen.

Ballastra lächelte, wie eine Lilie, welche der Abendwind bewegt, als der Sultan mit Kameth eintrat. Verschoben hinter ihnen setzte der alte Adim, denn Kameth mochte seinem Vater die Hände nicht tauben, bei seiner Werbung zugegen zu sein.

Aber es war nicht viel zu werden. Kameth war Kameth vor Ballastra hingetreten, als sie

ihm mit hellen Thränen und launem Jubelschrei an die Brust küßte, und nur die Worte ausdrückte:

„Du mein Heißgeliebter!“

Da knieten Beide vor dem Sultan nieder, der ihnen gern seinen elterlichen Segen gab und dann Aßim winkte und sagte:

„Guter Aßim! Dein väterlicher Sohn hat erreicht, um was er schon früher durch Dich werden ließ. Komm, gib mir Deine Hand, als väterlicher Vater meiner Tochter Ballastra und segne auch gern dies glückliche Paar.“

Das that denn der alte Aßim und wußte kaum, wie ihm selbst dabei geißah.

Dann wurde der Brauttag gemustert und herrliche Aßim'se und Aumerk'se feierten, so sehr, daß Kameth und Ballastra Zeit genug bekamen, sich ihr Glück zu genießen und sich innig die Hände zu drücken.

„Ach, lieber Vater,“ sagte dann Ballastra, „muß ich nicht fürchten, daß mir auch dieser herrliche Brauttag wieder daren geküßt werde? Ich lasse ihn nicht wieder los und halte ihn fest mit meinen eigenen beiden Händen.“

„Du hast Recht, liebe Ballastra,“ versetzte der Sultan, „auch ich bin in Sorge und will, daß sogleich das Hochzeitsfest beginne.“

Da wurde die Trauung auf türkische Weise vollzogen und es war eine Festlichkeit, als wäre Kameth ein geborenes Fürkenkind.

Seine Götter bedienten ihn unaufgefordert mit allem verborgenen Reichthume der Erde, so daß der Sultan und sein ganzer Hofstaat hauchte und gehand, Schöneres nie gesehen zu haben.

Und doch sollten sie noch Unkrautlinderes sehen, als Kameth nach der Hochzeit alle Wälder in den Marmirpalast am Meerestruß führte. Aber davon will ich schweigen.

Ich will nur noch erzählen, daß Kameth mit seiner schönen Ballastra das glückliche, von keinem Leid getrübbte Leben führte. Sie liebten sich mit der treuesten Hingebung, und durch die schönen Kinder, welche Ballastra ihrem Gemahl schenkte, wurden ihr Glück und ihre Liebe immer größer.

Ebel wusste sich Kameth nicht bloß die Gunst des Sultans zu erhalten, er gewann auch die größte Verehrung von Hoch und Niedrig im ganzen Lande durch seine Weisheit und sein äugig freundliches Benehmen. Niemand that an ihm eine Fehlbildung, Verdächtig half er, ohne daß sie ihm um Hülfe anzusprechen, und der Sultan, der seine Zühne besaß, verordnete, daß Kameth nach seinem Tode sein Nachfolger auf dem Throne werden solle.

Darüber war das ganze Land freudig und so endet die schöne Geschichte von Kameth und Ballastra.

Der Felsen der Geheimnisse.

Märchen von W. Pöschelbach.

I.

Der Mai schüttelte seine Blüten von den jungen Kirschbäumen, die rings um ein hübsches Landhäuschen standen und danelbe wie in einem duffigen Strauß einklinkten. Das Häuschen mit dem Garten und dem grünen Pflanzengarten war ein gar lieblicher Aufenthalt, denn Alles strahlte von Fröhlichkeit und Anmuth. Auf den ersten Blick erkannte man, daß eine sorgende Fräuleinhand hier walte, die nicht ohne Unauferkeit und Ueberwachung aufkommen ließ. Durch die offenkundige Handthier schimmerte der mit weissen Zäun bebaute bläue Ziergarten, Thüren und Fenster glänzten im laubigen grünen Kaffische, umrankt von den jungen Weinstöcken, welche die Sonneneiche des Hauses umgaben. Trauben im Garten waren, mit Hülsen von Schnur und Spaten die Wege

regelmäßig abgekehrt und mit allerley lieblichen Zierpflanzen besetzt, dort, wo sie sich freuten, mit hohen Pyramiden-Rosen bepflanzt, die sich in der Höhe in einem Blumenhain wölften. Am äußersten Ende stand eine Jasminlaube, die über und über so dicht mit laubigen Blüten bedeckt war, daß das freundliche Sonnenlicht nur durch die Eingangsöffnung seinen Eintritt fand.

Trinnen im traumatischen Halbtrunkel aber sah Zuseher, die lange Frau, das freundlich lächelnde Antlitz an die Schulter Bertram's, ihres Gatten geküßt. In hübschen Kleid verfunken, lasen sie lange schweigend nebeneinander, ein jedes in Gedanken sich die Freuden der Zukunft ausmalend, denn erst seit wenigen Monaten waren sie ein Paar. Zuseher war armer Leute Kind und hatte da unten im



Der Felsen der Geheimnisse.

(Märchen von W. Herzensack.)

Thale manches Jahr die Biegen gehübet, die Bertram sie einst getrennt und innige Liebe für sie empfunden.

Nun hatte der Bertram ein schönes Anwesen und war sichtlich der hübsche Purche weit und breit, aber er war dem Trunk und dem Ziele ergeben und brachte ein ganze Nacht trunken mit wüsten Weichen zu. Zuckchen wußte das recht wohl, denn seine Schwestern lebten in aller Rande, und es gab Leute genug, die ihr sagten: Zuckchen, nimm den Zausaus nicht; sein Anwesen wird nur allzuweit in der Schenke vertruken sein und dann bist du ein unglückliches, verrathenes Weib, das für drei zu sorgen hat und noch Schläge ebendrin bekومت. Zuckchen war nicht blind für Bertram's Fehler, im Gegentheil gab es vielleicht Niemanden im Thale, der sie schärfer sah und den sie mehr schmerzte, als gerade sie. Auch hatte sie Augenblicke genug, wo sie sich all das Glimd ausmalte, welches dem Weibe eines Zuckers und Spielers bevorstand und doch wollte und konnte sie nicht von ihm lassen, denn die Liebe hatte sich gar zu tief in ihr Herz eingegraben. Lieber ließen ihre Thränen auf die Waas, liebten der Wiele, wenn sie an ihre Zukunft dachte, doch diente sie nur dazu ihre Liebe zu vergrößern und jede Thräne war gleichsam ein besuchender Thau, der sie desto lustiger grünen und blühen machte. Aber so ist es so häufig im Frauenleben, je theurer es einen geliebten Gegenstand durch Leid und Kummer erkauft hat, desto hefter flammert es sich an denselben, desto größer wird die Furcht, ihn zu verlieren.

Ihr Umgang hatte auf Bertram nach und nach einen veredlenden Einfluß ausgeübt, man sah ihn seltener bei Ratten und Brandwein, als, und je mehr er diesen Lässern den Rücken wandte, desto bezaubernder strahlte er in Schönheit und Jugendfrische. Da geistete sich allgemach zu ihrem heimlichen Kummer ein Oberleben des Treues: sie wollte ihn nicht allein lassen und pflegen, wie es eines treuen Weibes Pflicht, sondern ihn auch zurückbringen von dem Wege des Verderbens und als reitender Schuppengel an seiner Seite wandeln. In diesem Vorlage hatte sie noch ein eigenthümlicher Verfall befaßt, den sie auf Rechnung einer höheren Macht schrieb. Als sie nämlich einmal unter Thränen auf ihrem Lager kniete und die Heiligen um guten Rath in ihren Entschlüssen anrief, da war laut und vernehmlich eine Stimme wie aus weiter Ferne in ihr herübergedrungen, welche sprach: Werde

kein Engel! Und das hatte sich in drei Nächten wiederholt. Seit jener Zeit hätten alle Nächte der Erde nicht vermocht, sie von ihm zu trennen. Am andern Tage schon, als er fragte: Zuckchen, willst du mein Weib werden, antwortete sie mit feierlicher Stimme: Ja, ich will es!

So ließ auch die Hochzeit nicht lange auf sich warten und mit ihr schien das Glück und die Nüchternheit in das Haus einzuziehen zu sein, denn Bertram war wie sichtlich umgewandelt und schien selbst die Erinnerung an seine wüsten Genossen verlassen zu haben. In Arbeitsamkeit und Thätigkeit wandelten sich Haus und Garten, die lange je verödet am Wege gelassen hatten, in ein Paradies um, und die Zeit verfloß nun noch aus einer ununterbrechenden Kette von Glück und Frieden.

In einer solchen stillen Stunde hielten wir sie in der Jasminlaube. Zuckchen erbeut den Kopf und mit dem Finger hinauf ins Thal sagend, sprach sie: Lieb, Bertram, wie da unten die Wälder grünen und der Thau auf den Wiesen liegt! Wie schön! Wie schön! Wohl ist es schön da unten, gab Bertram zur Antwort, aber nirgendes ist es doch schöner als bei dir, Zuckchen.

So schlang die junge Gattin den Arm um seinen Nacken und lispelte: Ich weiß das du mich liebst, und so weit es immer bleiben, wenn wir treu zusammenhalten. Und doch habe ich je oft gefürchtet, daß es anders kommen könnte! Wenn du wüßtest, wie viele Thränen ich um dich verlossen habe, wie ich für unsere Zukunft fürchtete. Dem Herrn und den Heiligen Laus, das meine Furcht nur überdachte Einbildung war! Nicht wahr Bertram, du bleibst nun immer je gut und liebst mich mehr zu den Ratten zurück?

Und würdest du mich weniger lieben, wenn ich's thäte? fragte Bertram. Gewiß nicht, gab Zuckchen zur Antwort, ich kann nicht anders, ich muß dich lieben! Würdest du selbst Lich und Wörter, mein Herz würde nicht aufhören, ewig warm für dich zu schlagen, aber ich würde leiden, und, nicht wahr, das willst du nicht?

Sei ruhig, mein Kind, antwortete Bertram, ich weiß, was ich dir schuldig bin. So lange du mir bleibst, bin ich sicher vor den Hölischen des Fieus, der mir einst unaußerlich noch schickte und mich wider Willen anhängen nahm. So gib mir ein feierliches Versprechen, dränge Zuckchen, daß du nie mehr eine Karte anirdest oder dich vom Geiste der Trunkenheit willst beherren lassen!

Ein Schatten lag über Bertram's Gesicht; es schien ihn zu verdriessen, das Zusuchen so wenig Vertrauen in sein Wort setzte, aber die schwermüthige Hand der Gattin verdrückte diesen Anflug des Unmuths bald, und indem er sie mit beiden Armen umschlang, sprach er mit feierlichem Tone: So wahr mir Gott helfe und du mein liebes Weib bist, ich schwöre, für immer von dem zu lassen, was dir verhasst ist! Wenn ich aber je wieder eine Karte anrühre, oder ein Brantwein Glas an meine Lippen lege, so mag der Satan Gewalt über mich haben und mit mir thun nach seinem Wohlgefallen.

Da suchte Zusuchen zusammen und brach in einen Strom von Thränen aus, denn wie sehr sie auch die Heiligkeit seines Willens freute, so ätzte sich der Schwur wie ein Unheil verfluchender Nul in ihrer Seele wie der. O, einen solchen grässlichen Schwur hatte sie nicht gereut; er deutete ihr eine Vorausforderung und Gotteslästerung. Mit Schwören gedachte sie der Nöthigkeit, das er zur Wahrheit werden konnte, und als ihr thränenunterbrochen Auge hinabzusehe in's Thal, da zeigte ihr die erhabte Phantasie die Gestalt des Gottlieblichen mit Schwert und Harnisch, klein und zergerathen stand er unten auf einem Fingerrücken und grinste schadenfroh hinauf. Seine Gestalt dehnte sich und er wuchs höher, bis sein gehörnter Kopf sich über die Giebel emporhob und allmählig die Raube überragte. Dann langte er mit der muschelhaltigen Plauenhand herab, ergreif ihren Gatten bei den Haaren und entführte ihn durch die Lüfte.

Ein weinlich schallender Schrei entfuhr ihren Lippen, dann sank sie wie leblos auf die Meereshaut nieder. Bertram, der seine junge Frau nie in einer solchen Aufregung gesehen und das tödtliche Bild ihrer Einbildungskraft nicht kannte, erschauete sich verzweifelt in Vermuthungen über die Ursache ihrer Ohnmacht, die er jedoch in keiner Angst für einen plötzlichen Tod hielt. Händeringend warf er sich über sie her und rief: Zusuchen, mein Zusuchen, mein Lieb, mein Leben, werde nicht! Da sie immer noch kein Lebenszeichen von sich gab, so nahm er sie in seine Arme und trug sie in das Haus. Lange lag sie bewegungslos und Bertram suchte in ihren Ähren, unaufhörlich jammend: Zusuchen, mein Zusuchen! Entlich sprang er auf beide Hüfte und schloß sie juchend in seine Arme, denn sie hatte die Augen aufgeschlagen; aber ihr Blick war hier und brennend. Indem sie sich langsam erhob,

spiegelte sich Angst und Entsetzen in ihren Jähen und mit verzückten Augen suchte sie umher. Noch einmal streifte ihr Blick hinab in's Thal, dann zog sie mit ausgetriebenen Armen auf den Gatten in und schloß ihn kühnlich an die heilig gedachte Brust.

Tausch ihren ihre Kraft gänzlich gebrochen; sie sank auf das Lager zurück und eine schwere Krankheit hielt sie monatelang darauf zurück, denn ein heftiges Herzklopfen hatte sie ergriffen. Bertram wich nicht von ihrer Seite, Tag und Nacht widmete er ihrer Pflege und nur dann legte auf Augenblicke ein flüchtiger Schlaf seine Augen, wenn die Natur abwich, sich der Rechte selbst machte. Eine Mutter kann nicht liebender für ihr krankes Kind bemüht sein, wie Bertram es für Zusuchen war. Die kleinen Absichten der Liebe machten ihm zum Arzte und Krankenpfleger und all die tausend kleinen Tunkte und Handlücken, die ein solches Amt mit sich bringt, lernten nicht später, nicht ironischer gegeben werden, wie er es in ihnen verstand. Wohl füllten sich seine Augen oft mit bitteren Thränen, wenn sie dämig anfuhr und, geistlos um sich stehend, mit den Händen in der Luft steht, unter solchen unerkündlichen Asten lagert ein Phantom von sich abweichend, aber dann schloß er bei Zittern; denn die Gattin sollte seinen Kummer nicht sehen. Einmal suchte sie in der Nacht empor, streckte den Zeigefinger aus und rief: Da, da, da ist er! Nicht, Bertram rief! Nein, nein, er soll dich nicht haben! Weib, mich soll er haben — für dich! Der Angewandte hand ihm aus der Stille, er sank wieder auf die Knie und schloß die Hände zum Herrn um das Leben seines theuren Weibes. Auch Zusuchen suchte die Hände und bewegte sich und immer schneller die Lippen. Als er sich erhob, riefte sie ihm lächelnd die Hand und sprach: So ist's gut! Nun schlafe Bertram, er wird nicht wieder kommen, denn ich habe das Kreuz nach ihm geworfen. —

Nach und nach verminderten sich die wilden Ausbrüche der Krankheit und es trat allmählig die Genesung ein. Wie jubelte Bertram, als er sein Zusuchen zum erstenmal hinausblickte in den Garten, wo Ines das Unkraut alle Wege überwuchert hatte. Auf seinen Arm geküßt schritt sie langsam dahin, mit stillen Vätern die Umordnung betrachtend, die während ihrer Krankheit überall überhand genommen hatte. Der der Laube blieb sie einen Augenblick stehen und fuhr mit der weissen weissen Hand über die Stirne, als

wenn eine ferne Erinnerung in ihr auftauchte, dann aber schalt sie weiter und sprach: In es lange her, das wir hier nicht gesehen? Ich kann mich ja gar nicht erinnern, wann wir zuletzt hier waren. O, es ist noch nicht gar lange, gab er lächelnd zur Antwort, jedoch, tag die Erinnerung auf's Neue einen heiligen Eindruck auf sie machen konnte. Jedoch war seine Handt ungeschändet. Wohl, langer schaute sie Plätschen von der Laube und plantete, wie ein Kind, das nach dem Winter zum erstenmal in's Freie kommt. Die ganze Vergangenheit schien aufzuleben, ohne eine Spur ungeschändet zu haben, und Vertram konnte sich nicht durch irgend ein ungeschändet Wert auf diese zurückkommen.

II.

Dann, wie wir im vorigen Kapitel gehört haben, Vertram einen friedlichen Schmerz gekostet, der in der Seele dieses geliebten Weibes einen so tiefen Eindruck zu machen vermochte, so war er doch lieber auch hart geworden, denn nicht einmal in Ostaufer zu bleiben, sondern wieder mehrere Monate seit Zuchens Wohnung verlassen waren. Er schamte draussen in Gärten und Feld und war unermüdet thätig, was ihm die Gärten und die friedlichen Gesänge als ein Verstecken heimlich, dann jedoch, wenn er nach Hause kam, verlor er vollständig einen Bewußtstand in der Zukunft und hatte den Schlüssel löscher in sich. Er wußte nicht warum, doch verübte er ihn unangenehm, das etwas Ähnliches wieder ihm in seiner Hand war, und da sie ihm im Leben einmal lag, man müßte den Händen nicht alles mittheilen, da lachte er war, aber es war ihm geistig, als ob eine kalte Hand sich zwischen ihm und Zuchens dränge. Ein unbekannter, ein gefährlicher Mord begann in seinem Herzen zu leuchten, dessen er mit der größten Aufmerksamkeit nicht weichen werden konnte.

Eines Tages hatte er im Garten zu stehen, und da sein Blick zufällig auf die Laube fiel, erinnerte er sich jener Stunde, die der friedlichen Aufregung und der Kraft seiner Hand vorausgegangen war, und des Schwur, den er damals Zuchen in Liebe geschworen. Habe ich nicht Alles für sie hingeben, sprach er zu sich selber, habe ich sie nicht erprobt, wie meinen Ansehen, und Ja und Nein auf ihren Willen schenken? Warum denn verbiest sie mir etwas? Warum liegt ihr Herz nicht offen vor mir, wie das

meinige vor ihr? Je länger er sich solche Fragen stellte, desto ungeschändeter wurde er, desto mehr füllte er sich innerlich verlor. Halt, fuhr es ihm durch den Kopf, sollten ihre wüthen Kräfte während seiner Krankheit, ihre Angst, ihre unerschütterlichen Kräfte etwa mit dieser Heimlichkeit in Verbindung stehen? Das fuhr sie wie eine Bombe auf ihn herein und es war ihm nicht anders, als hätte eine Kugel mitten in sein Herz hineingestochen. Das Licht seiner Betrachtungen leuchtete sich unter diesen Umständen in eine ungeschändete Welt, aber nichts gab ihm einen sichern Anhaltspunkt, auf dem er weiter hätte fortzueilen können. Es wurde ihm sehr bald heiß und eine ungeschändete Lösung bedrückte ihn, seine Gatten heimlich zu belauschen.

Volle Muth er auf, stahl sich durch die Hintertür in's Haus, und in ein dem Wohnzimmer gegenüber liegendes Gemach. Dort hing ein großer Spiegel, in welchem durch die halbgeschlossene Thüre Zuchens Bild fiel. Sie hatte den Rücken nach ihm gerichtet und sie konnte er nicht gemahren, was sie that, doch bemerkte er, das sie sich über einen Gegenstand beugte, den sie aufmerksam zu betrachten schien. Halt, sprach sie da nicht? Er lausche mit dem Ohr gegen die Thüre und hörte deutlich die Worte: So war es wirklich still und heimlich durchgeführt! Vertram hat nichts erfahren, wie notwendig er auch war, aber was brauchen die Männer auch Alles zu wissen? Hat nicht ihre Frau ihre Heimlichkeit?

Vertram littete vor Aufregung und beugte sich mit dem Kopfe die Thüre, daß sie knarrte. Zuchen fuhr empor, richtete einen Blick aus, als sie ihn sah und rückte den Gegenstand abgah in ihre Schürze. Warmer Mann, wie du mich erprobt hast, viel ist, und spreng die Zunge hinaus, von wo sie bald mit ihren Händen zurückkam.

Vertram ging hinaus durch den Garten in's Feld und weiter in den Wald hinein. Es lag ihm keine Ruhe bis er mitten im Dickicht war; dort lagte er sich auf einen breiten Wurzelstock und schaute, den Kopf in die Hände geklammert, grübelnd in das Weid in seinen Ästen. In den Wipfeln sangen die Vögel, im Grate blühten und streben unblühende Aehren, aber er sah und hörte nichts von Allem, was um ihn herum verging. Nur ein Gedanke kam ihm immer und unermüdet wieder: Zuchen hat ein Geheimnis, welches sie mir zu verbergen sucht. Zuchen hintergeht dich und sie wird von friedlichen

Gedanken geplagt, die mit ihrem Geheimnisse in Verbindung stehen. —

„Und warum suchst du nicht hinter dieses Geheimniß zu kommen?“ sprach dicht neben ihm eine beistete, unangenehme Stimme.

Bertram blinnte auf und sah ein altes verkümmertes Weibchen da stehen, das ihn mit grauen schwebenden Augen anstarrte. Das vergammelte Gesicht und die schwammig gelben Haare trafen aber nicht geeignet, die Heiligkeit in dem Beträuten seines Kummers zu machen, darum hob er kühnlich an: „Wer hat euch gefragt und was geht's euch überhaupt an, was ich thue und was ich lasse?“

„An geht es mich gerade nichts, gab die Alte zur Antwort, aber ihr habt darum nicht gerade nothwendig, so beschämlich zu thun und eine alte Frau mit Greddheiten anzuschmeißen, zumal, wenn diese weiß, wo euch der Schuh drückt und auch Mittel hat, dem Schaden abzuhelfen.“

Bertram fuhr sie unwillig an: „Was wißt ihr? daß ihr eine alte Bettel seid, das wißt ihr, und sonst nichts.“

„Loch noch ein Weniges mehr, so i. A. daß ihr dem Zuchden nicht traut und daß sie etwas vor euch verbirgt, was euch um den Verstand bringen könnte, wenn ihr's so gut, wie ich kenne. Hat sie diesen Gegenstand nicht vor einer Stunde die Treppe hinaufgebracht und zerlegt in die Kommode verpackt? Und wüßtet ihr denselben nicht über ihre Schultern im Schreie haben liegen sehen, wenn ihr leiste hinter sie geschlichen wäret, arthatt wie ein Narr in dem Spiegel zu schauen und am Ende gar die Thür in's Kinnere zu bringen?“

Leufel, rief Bertram, sie weiß Alles!

„Arthall weiß ich Alles, ich weiß noch viel mehr als das. Aber hier ist nicht der Ort, euch das zu sagen; doch drüben, da wo die Heilen mit den Köpfen zusammen stehen, da ist mein Haus, das übrigens nicht für jeden offen steht, dem es beliebt, mich eine alte Bettel zu nennen.“

Bertram hatte eine Frage auf der Zunge, aber die Alte war verschwunden. Da setzte er sich wieder auf den Wurzelstumpf und wartete mit dünnem Seife in das Noth. Die Worte der Alten hatten einen Auftrieb in seinem Innern hervorgerufen, den er vergebens bekämpfte. Es sehte, leberte und brannte in seinem Herzen, wie in einem lebenden Vulkan. Lange, lange sah er unbeweglich: schon legte sich die Dämmerung auf den Wald, da sprang

er auf und sprach: Ich muß es wissen und wenn es mir das Leben kostet! Wo die zwei Heilen mit den Köpfen zusammenstehen, ist ihre Wohnung. Er konnte die beiden Heilen wohl und wenn er auch nie dort aber in der Nähe ein Haus gesehen hätte, so wüßte er doch nicht an der Wahrheit ihrer Worte, denn jene Stelle war weit und breit verödet und gemieden, weil eine alte Jaunderin dort wohnte, die in's Berbergeze sehen und bei der sich jeder Rath holen konnte, der sein Weib im Verdachte der Untreue hatte. Er that einen Schritt vorwärts, dann blieb er wieder stehen, denn ihm schauderte vor dem Gedanken, daß er bei der gefürchteten Herr, denn diese war es ohne Zweifel, gegen sein Zuchden, sein liebes Zuchden, Rath suchen sollte. Hätte er diesem Gefühle gefolgt, es wäre ungleich besser gewesen. Aber er vermochte den Sturm, der alle seine Nerven durchwühlte, nicht zu be-schwichtigen und schritt vorwärts, in der an-gedeuteten Richtung. Der Wald war stille geworden, die Vögel schlammerten in den Wipfeln und in dem niedrigen Strauchwerk; nur die Gule, des Menschen und der Sonne Feind, flatterte über seinen Haupte und die um da sich der Lüft sein däßliches Geschick aus. Jetzt nahte er dem Bache, der friedlich murmelte dahinfloss, und auf dem jenseitigen Ufer ragten zwei hohe Heilen empor, die eben zusammengeknien waren und aus Hufe ein Ider liegen, das gleichsam in den Derg hin-einführen schien. In dieser weiten Entfernung schimmerte ein grünes Licht zu ihm herüber, das auf ein niederkachend, halt die Heilen mit hergallischen Klammern von oben bis unten einbüllend, bald zu einem reinigen Hinstücken sich zusammenziehend, der einsamen Radlan-schaft etwas Unheimliches und Unheimliches ver-lieh.

Bertram durchstochte das Wasser und hing die Heile binan. Erden angestrichen haunte er über das, was sein Auge sah: Durch hohe Fenster schaute er in lange, hellerleuchtete Säle, in welchen sich im bunten Durcheinander eine Menge von Herren und Damen in seidenen Kleidern bewegten, hauchthide Diamanten blig-ten auf der Brust der schwangelschönen Herren, indes das seine Haargelichte der Damen mit kleinen Vincenten Goldsteinen überlitt war. Bertram stand und haunte: Dem Schicksal bis auf die seidenen Schuhe binan strahlte und glühten an diesen schönen Frauen alles von Silber, Gold und köstlichen Weihen. Auf langen Tafeln standen einladende Gerich-tungen, von denen jeder nahm, dem es beliebte,

indes andere nach den Klängen eines tanzenden Leibes sich im Tanze drehten.

In dieses Ansehen vertieft würde er vielleicht seinen Kummer und den Jock seines Gemüths vergessen haben, hätte ihn nicht eine eilig laute Hand berührt. Es war die Alte, die ihm mit aufstrebendem Ärmel gegenübersat und in gedämpftem Tone sprach: Wie da Bernam, da dein ist Gesellschaft, die von keinem Fremden gekostet sein will, tritt hier herein. Mit diesen Worten drückte sie auf einen Stein im Felde, worauf sich denn als bald eine Thür öffnete, die in einen dunkeln Gang hineinführte. Nachdem die Alte die Thüre hinter sich geschlossen, ließ sie ihn voran schreiten. Bernam aber tappte im Dunkeln und stieß mit dem Kopfe gegen die Mauer. Er sprach die Alte, wo bleibt denn der Gedächtniß? Was die Pette doch wohl nicht machen! Sie reichte darauf mit dem Knöchel gegen die Holzmauer, aus welcher sofort röhrende Strahlen ausgingen, welche den langen Gang mit einem reinen Schimmer erleuchteten.

Nach einem langen Marische gelangten sie an eine eiserne Thüre, die sich von selbst öffnete. Hier, sagte die Alte, indem sie die Thüre rücksichtlich verschloß, ist die Kammer obenauf, in welcher ich jedes Menschen Thun und Treiben beobachtet kann und webte er auch auf den Tiefen des Meeres. Hier habe ich gesehen, wie du an Zuckens Krankenbette standest und sie pflegtest, während sie in wilder Raserei aufsaß und allerlei sonderbare Aute ausstieß. Hier kannst auch du Jeden sehen, den du zu sehen wünschst.

So lass mich sehen, was Zuckens jetzt thut! rief Bernam.

„Treit nur vor jenen Spiegel dort, sprach die Alte und schaute aufmerksam hinein.“

Bernam that, wie ihm geheißen.

„Was siehst du?“

Ich sehe mein Haus und meinen Garten.

„Schaue genauer!“

Ich sehe Zuckens, sie liegt in der Laube, den Kopf in die Hand geküßt, sie scheint zu trauern.

„Was hat sie in der Hand?“

Ich kann es nicht erkennen, doch, doch, es wird heller: auf ihrem Schooße liegt eine gekrümmte Schärpe, die sie mit der linken Hand an den Hüften drückt, um sich die Thränen abzutrocknen.

„Und weber hat sie diese Schärpe?“

Ich weiß es nicht.

„O, ist derselbe Gegenstand, den sie beim Uch gekriegt und heute die Ziege hinauf getragen hat. Was siehst du mehr?“

Ein junger schöner Mann, ein Jäger tritt in den Garten, er eilt zur Laube und wirft ihr Kuchlein zu. Zuckens steigt ihm entgegen und in seine Arme! Hölle und Teufel!

Wie diesem Kluge kam Bernam bewusstlos zu Boden. Als er wieder zu sich kam, war die Nacht verschwunden; er befand sich außerhalb jenes Zimmers vor den Ästen, aber die Zule waren verschwunden, nur die hohen weidverriegelten Zweige des A. sich seinen Augen. Die Bilder des geliebten Abends, Zuckens Schmerz und Untergang standen klar vor seinem Geiste und er wandte heim, von Schwindel und Schwäche oft zu Boden zu werfen. In seinem Geiste angekommen suchte er vergebens nach Zuckens, denn sie war in Todesangst hinweggerafft, ihn zu finden, weil sie dachte, daß ein Unglück ihn betreffen habe. Da er sie nicht fand, so stieg er die Treppe hinauf; dort lag die Schärpe, welche er in dem Spiegel gesehen: ein Zipfel war nach.

Da, schrieb er, das sind ihre Thränen, die einem Andern galten, und die sie mir geküßt hat! Jetzt schreie sie wohl mit dem Jägerwunden umher und laßt meiner Arglosigkeit für ihn alte arbeitete sie so heimlich und vernehten, indes ich in treuer Aufhänglichkeit um sie sorgte und um mich wußte vom Wogen bis in die Nacht. Doch, er sollte nimmer den Triumph haben mit diesem Linder-Geschenke seinen Leid zu schmücken! — Die Schärpe zu sich nehmend, öffnete er einen Kasten, nahm Oehl und Kräftigkeiten und eilte hinweg. Unten im Walde hielt er seine Schritte an und legte sich in den Schatten der Pflume. Sein armer Kopf wühlte an dem Uhae der sich lagenden Gedanken leuchtete nur ein Eingelassen deutlich hervor: Wer wollte er, weil fort! In einem fernem Lande, wo ihn nichts als sein Kummer an Zuckens erinnern konnte, wollte er ungestört leben, bis das Leben seine Brust verpöngte und der Tod seinen Schmerzen ein Ende machte. Wohl reichte er sich auch ein, Zuckens könne dennoch unerschuldet und Alles ein Blendwerk des Satans sein, aber dann schüttelte er traurig mit dem Kopfe, hatte er doch zu deutlich im Spiegel gesehen, wie sie die Treue brach und dem fremden Manne anhing.

Der Hunger fing ihn an zu quälen, der Durst peinigte ihn. In der nähen Wiese schloß er Lauerampfer und trank aus dem Bach, dann streckte er sich in das hohe Gras

hin und verlorf von Neuem in ein hartes Hinbrüten, das seine Lebensgeister nach und nach erlosche und ihn einschläferte. Gräßliche Träume umgafelten ihn, wild zerrante seine Hand Gras und Blumen und er stieß von Zeit zu Zeit ein beßeres Lachen aus, welches nur zu wehl erdosen ließ, das Kadepläne seinen Schloß durchkreuzten.

Als er erwachte war die Dämmerung angetreten und von den Felsen herüber leuchtete wieder die grünlüche Flamme. Mit Macht zog ihn wieder Lüt an, als er sich die geßrigen Bilder in's Gedächtniß zurückrief. In dem Verlangen, mehr zu schauen, verließ er sein: Schloß, überstieg den Bach und kam eben an, als gerade eine schallende Muf aus den beleuchteten Sälen drang, die sich in sein Ohr bohrte, als sei es der Ruf aus seine Mundschaftigkeit, an seine blutige Kade.

Wieder schaute er in das hunte, prächtige Gemälde, das seinen herrschte, und war im Besitze, sich durch die hohe Mafhöhe in drängen, als die Alte aus einem Winkel trat, seine Hand ergriff und sprach: Saate ich die nicht schon achtern, daß du verdün nicht gelangen kannst. Das sind lauter Auerwölfe, die, durch erlöschene Lurche und Schmach geläutert, die Welt von sich abachneit haben und in bester Jurisdiktion hier den Feind ihrer Schwestern füttern. Auch du, mein Sohn, wech, aber dein Leben ist erst die unterste Stufe der hohen Leiter, welche in die Wohnungen der ungeschmälerten Freuden führt.

Freuden? sprach Vertram: Ich würde sie nicht, ich will Wahrheit um jeden Preis und deshalb fomme ich zu die. Sieh, mein Zudien war die Liebe selbst, und nun — sollte ich in der That mein Glück so schnell in Zeit geradelt haben, sollte die Liebliche in Wirklichkeit ein so falsches und verwerfendes Dey haben, wie es mir dein Erloß sagte? Zuwid, verding mir nichts, doch verlange ich Wahrheit, volle unverleugte Wahrheit!

Höre wie doch Linc den hochflabenden Alten an, gab die Alte freudlich zur Antwort, du ich vielleicht seine Dienerin, welche verpflücht ist, ihm zu sagen, was er gerne und nicht gerne hört? Ich würde doch, die alte Karla hätte lange genug den Felsen der Geheimnisse bereubt, um nicht von dem Geigen Zeiten, der ihr in den Wurf fomme, Rechte annehmen zu müssen. Was geht mich überdauert euer Zudien und ihr Jäger an?

Vertram streckte schend, sah weinend, die Arme nach ihr aus, indem er die Worte der,

verließ: Nehmt das nicht so, Karla, der Unglücksfälle überlag die Worte nicht allgenau, sondern irrt, wie es ihm der Augenblick eingeht. Karla ließ harnenberg, sagt mir Alles!

Die Alte ließ sich erweichen, führte ihn wieder durch den Gang und vor den Spiegel. Kaum hatte er seinen glühenden Blick hinein gerichtet, als er einen großen Schrei ausstieß und wie ein Saad in Boden dürrte. Karla deutete sich über ihn und schaute ihm mit häßlichen Hebelachen in die vorquellenden Augen, indem sie sprach: Darin steht man nicht, Vertram, du wirst schon wieder aufwachen, wie die Andern vor dir, und dann geht das lustige Leben auch für dich los.

Wirklich dauerte es nicht lange, so schlug er die Augen auf und schaute umher. Karla, rief er, als er sich allein fand, laß mich hin, aus, ich will nicht länger leben!

Da schaute sich geräuschlos eine bis dahin verborgene Thüre und herein schwebte eine Jungfrau im Schmucke jugendlicher Anmuth und Schönheit. Sie bettete einen langen, fast traurigen Blick auf Vertram und sprach: Bemerke Mann, was hast du gethan, daß die Schicksal dich so hart reißt? Du bist hedelos und rein, du solltest den Himmel auf Erden haben und statt dessen fährst du die Hölle. Du, auch ich war eins, gleich dir grenzenlos unglücklich und rief die Berge an, daß sie über mir zusammenstürzen möchten, doch die Berge blieben stehen; mein Leid aber verband in einer flüchtigen Secunde, als ich vom Wasser aus dem Quells des Felsens der Geheimnisse trank. In diesen Hallen der Freuden blühte mein Dey dem ewigen Frühling auf. Wie mein Leben, so ich das keine Klügelstheil eingeereten und hat in der fährigen Zeit die höchste Stufe erreicht, daraus aus kann du schon heute in diesen heiligen Tempel einreten, in dem ich Andere nur durch adreilanges Ringen den Eingang haben fennen.

Vertram sah der Jungfrau in's Gesicht, sie war so schön, unbeschreiblich viel schöner als sein Zudien; ihr sanftes Weien war von einem unaussprechlichen Reiz umflossen. Vertram war gekendet von all dem Glanze, welchen die Jungfrau um sich verbreitete und mußte vor ihrem ermanternden Blicke die Augen zu Boden schlagen; aber sein Dey schlug nicht weiner, seine Pulse bewegten sich nicht schneller, denn noch gab es für ihn nur ein Weib auf Erden, aber diese eine hatte, wie er glaubte, sein Vertrauen schmachlich getadelt.

III

Komm, sprach die Jungfrau, indem sie ihn mit der wunderbarlich geformten, lachenden Hand näher zu sich zog, komm, auch du sollst aus dem Caelli trinken und Ruhe und Oasen finden! Im Hintergrunde schwebte eine reine Blüte und umschwebte den Anblick auf einen weissen Fels, in dem schattige Tauchgänge mit heiteren Rubeligen, von aufsteigenden Reienlauben umschlossen, in süßen Tälern einluden. Die schwebenden Stauden und Blümen, die glühendsten Blumen Rosen und Stillsäulen auf den Wiesen und auf dunklen Felsen. Auf Blumen und Tälern wogen sich Papilien und Paradiesvögel, ein dalsmüthiger, mit Hebelrücken umworbener Hauch durchströmte den Garten, so das sich der Garten, dem doch in dieser Stunde so wenig an Welt, Himmel und Erde gelegen war, nicht umhin konnte, die Freude zu leben, den Göttern der Welt in Blüten und den Tälern zu stehen; doch er that es, wie ein Verwundener.

Die Jungfrau aber war ihm verwandt, in immer schattiger, dunklerer Pforten, bis sie zuletzt in eine Oase blühten, die von Tagelilien nur wenig Zutritt ließ, und doch schimmerte, leuchtete und blühte wie von einem dem nächsten Stern. Mitten in der Oase war ein Springbrunnen, rings umher mit Tepsien, Emarsagen und andern Edelsteinen eingeseht, die im ruckartigen Sprühen über höherer widerstrahlten. Umhüllt dem Wasser aber schloß die Einfassung ein wie Tennen, deren dunkelster ungeschwelter Diamant, welcher in feinschwerer Aufsteckung sich wie ein großer Stern aus der Caelli loste. Aus der Mitte des Springbrunnens aber stieg ein lichter Rauch empor, der, in wunderbarem Schimmer speisend, auf seiner Höhe einen lieblichen, lachenden Knaben trug, der sich mit ihm bed und letzte und anzuhauchen war, wie aus Blumen und Zunderstrahlen gewoben.

Der Knabe blühte in den Caelli hinauf; neugierig das erig demonten Plüschens schaute er in unermessliche Tiefe, wie es ihm drückte, sein namiger Welt und hinter sich die schwebende, schwebende Gestalt der Jungfrau, die mit höchstem Lächeln die ganze Hand auf sein Haupt legte und es mit sanftem Zange hinaufdrückte in den ringenden Treppen, bis sein Mund das schwebende Nas berührte.

Kaum hatte es seine Lippen berührt, so schloß er es mit glühendem Lichte in sich hinein, wobei die Jungfrau schlan Lächeln die Hand auf seinem Haupte ruhen ließ. Endlich

erheb er sich, die Hand seines Innern war einer sanften erhellenden Wärme gewichen, die ihn mit einem weithinenden Gefühl von innen und außen umwob. Ein tiefer Seufzer erfuhr seiner Brust, wie wenn er das tausend lachende Web hinwegtrage in entfernte Regionen. Dann lud er mit der Hand über die Augen, wie Jemand, der keine Erinnerung sammeln will, aber keine Gedanken werden fern und schallend und sein bestimmter Ort, obwohl mit der seine Seele, die, verhebt ein verheißener Pforten, nun wie ein weiser Papirbogen erschien, welcher die ersten Schweißchen darbt. Er wandte sich um; die Jungfrau schloß ihn an und rührte ihm die Hand. Die Hand an seine Lippen drückte schritt er mit ihr hinweg durch den Fels, den er jetzt erst in seiner vollen Pracht und Schöpfung erhalten sah. Er kam sich vor, wie ein Kind, das zum erstenmal an der Hand der Mutter in die blühende Wälder und den schattigen Wald hinabgeht.

Von Zeit zu Zeit fiel sein Blick auf die Jungfrau, welche seine Hand leicht trug und in ihm sagte: Ich fühle dich jetzt in die Halle der Eichen, wo ein Leben voll Göttern und Reue sich die erblühen wird. In eine Lebenswelt einblühend, gelangten sie in einem Wasser, das wie die Regenwolke glühte. Im Alter schaute eine leuchtende Gestalt, an silbernen Seiten waren zwei Schätze verpackt, deren Flügel im weissen Licht durch den roten Schimmer glänzten. Die Jungfrau sprach hinein und wies ihm zu folgen; dann legte sie sich auf das weisse Pforten, ergriff eine Mandelzweig und entließ den ersten wunderbaren Fels, während der Knabe mit der Hand in der leuchtenden Welt glühte und die Schätze die Gestalt verlor.

Im wunderbaren Baumgarten, blühen, den Wäldern und lachenden Schattenschein verließ gelangten sie endlich zum entgegengesetzten Ufer. Die Jungfrau führte hinaus und schritt ihm voran durch eine Gasse von beschatteten, dem leuchtenden Schattenschein, welche in der hohen Treppen eines Palastes führte. Einen Augenblick blieb der Knabe stehen und schaute das Schattenschein, die Mandelzweig und die hohen Treppen an, dann legte er ihrem Wäldern und gelangte in dem schattigen Pforten, wo rüchliche Wälder mit gewogenen Schattenschein den Eingang bewachten. Die Treppentritte waren seine Brust neugierig, sprach sie: Gehe ein in Hallen der Reue!

Eine breite Marmertreppe lag vor ihm, welche in die oberen Gemächer führte; rechts

und links auf der Zuh. — „Ist nicht diege
Schönheit, welche ich meine Plume vor seine
Augen streuten und mit tausendfachen Wohlgerüchen
in den Hinausfächeln. An eben Ende der
Treppe stiegen abermals zwei gleich reiche
Mädchen die Treppe hinauf und sprachen:
„Gehet ein in die Gärten der Herrlichkeit!“

Jetzt traten sie vor eine hohe, in reichem
Schmucke aufgeführte Thür, deren beide
Flügel von zwei wunderlichen Cheruben auf-
gehoben wurden, indem sie in den Saal hin-
eintraten: Perseus kam!

Perseus sah in einen weiten Saal, der,
von lauter Kronleuchtern erhellt, an seinen
Wänden prächtige Bilder mit lebendigen
Figuren zeigte, die seinen Gemüth als
lebendige Weisen zu sein schienen, denn es kam
ihm vor, als wenn Augen und Lippen sich
regten und den Betrachter anredeten. Der Saal
war erfüllt von Herrn und Frauen, die ihm
lächelnd entgegen kamen und die Hände zum
Grüße heben. Mehrere der Frauen traten
heran, umfassen seinen Leib und trugen ihn
unter dem Schalle einer wunderbaren Musik
durch den Saal, während die übrigen in
einem reichen Musikzuge hinter ihm her-
zogen.

Am eben Ende des Saales stand auf
erhabener Treppe ein leuchtend Ithra, von
blühenden Cranen und Meerestauten umgeben.
Dort ließen sie ihn nieder, und die Jungfrau,
von den Heiligen „Her des Paradieses“ ge-
nannt, nahm Platz an seiner Seite, indem sie
die Schärpe aus seiner Hand nahm und ihn
damit umgürtete. Beim Anblicke der Schärpe
stand Eusebius still und schaute vor seiner Seele,
denn sein Gedächtniß der Dunkelheit, seine Seh-
nachts bebildlich seine Seele, denn beides war
im Springbrunnen geliebt, von dessen Wasser
er getrunken hatte.

Nun schaueten sich alle um den Ithra,
schlangen gelbte Kränze mit einer schau-
nenden Champagnerartigen Blüthe um die
Haupter und trugen Perseus einen goldenen,
dessen Fuß mit schwarzen Brillanten besetzt
war, welche im Schimmer der Kronleuchter
glitzerten. Die Her des Paradieses nahm
aus ihrem Gürtel einen kleinen, leuchtenden Gegen-
stand und warf ihn in den Boden. Alles gleich
schlummte derselbe bis zum Rande empor und
vertheilte über, so da) blühende Tümpelchen be-
niederkam und die Schärpe betrafen.

„Ihr!“ sprach die Her des Paradieses.

Perseus legte den Finger an den Mund,
auf dem Boden lächelte ihm das Bild der
Her verführerisch entgegen. Der schöne Mund

bedeckte sich höher und höher aus der Hölle
empor, bis er seine Lippen berührte. Da
schlang eine Flamme durch alle seine Glieder
und er stand den Boden in einem Jage leer.
Als er abfiel, erhellte der Boden seiner Hand
und erhellte die Treppe des Himmels hinauf.
Auf dem Boden strebte es in viel hundert
Stunde, die sich als bunte Paradiesvögel be-
schrieben und mit lauten Gesängen durch die
größte Zaalthür hineinragten; dem Gesänge
des weittragenden Vögelers folgte in weicher
Aene ein dumpfes Geräusch, wie ein fernes
Schmelzen und die zur Erde gesunkenen Treppe
lebten wie lebendiges Feuer empor und
erleuchteten die Himmelhöhen mit einer hellen
Macht.

Die Her des Paradieses aber schaute ihm
mit einem unaußprechlichen Blicke an, der
das Feuer in seinen Adern noch mehr schürte.
Der Traum wurde ihm durch alle Glieder, seine
Augen umfassen sich mit einem blauen Tuche,
er sah nicht mehr, was um ihn her vorging,
nur die Her sah er, ihr Bild leuchtete durch
den Nebel, der seine Augen verdeckte, und
je länger er es anstarrte, desto schöner, desto
begehrter wurde ihm sein Bild vor.

Schleife nun! sprach sie: morgen kommt
neue Lust, neue Freude. Mit diesen Worten
berührte sie seine Schürze und atmete tief
erwiderte in den Ithra und erwiderte.
Aber ein gewisser Traum bedrückte seine
Denk, denn er dachte ihm, die Her des Para-
dieses veranlaßt sich plötzlich in die alte Maria
und die gewöhnlichen Herrn und Frauen schmelzen
in die blühenden Weisen zusammen, die beim
Gesänge einziger Linsen unerschrocken. Nach
und nach wurden sie des Himmels müde und
eine nach der andern fielen in den Erd-
boden empor, in welchen sich der lebendige
Ithra veranlaßt hatte, und legte sich auf
seinen Leib. Mehr und mehr des Himmels
Gedächtniß wurde an ihm bewusst und zuletzt
sah er die alte Maria in einer tiefen,
ganzigen Kiste, liegt sich mitten auf seine
Brust und schaute ihm lebhaft mit den hei-
nen Augen an.

„Ist! und Gezeiten erliegen ihm, er wollte
das Gedächtniß von sich abschneiden und erlösen,
aber er konnte kein Gedächtniß nicht einmal
einen Augenblick ausbreiten. Als er erwachte,
lag er wie ein in seinen Gliedern, der
Kopf war ihm wie ein Stein, doch um ihn
her lag noch immer die Gedächtniß der schlichten
Abende aufgetrieben und die Her des Para-
dieses lag in lebendiger Schönheit in seinen
Augen und lächelte ihm entgegen. —

Auf dem Latten der Schenke glückte eine Kasse der andern, nur thaten sich immer mehr der Wunder auf. Vertram war glücklich, nur die blässlichen Tränen kullten ihn. Wundt Alenst, da die Gesellschaft auferstehend zum Diner war, schlang die Aer des Paratichs vor, ein Sackpfeife zu machen, was von Allen mit höchster Freude, nur von Vertram mit Widerwillen aufgenommen wurde, denn wenn er auch Tögenheit für sich halten konnte, so war ihm doch die Erinnerung an den Schmerz ablichen, den er sich selbst angethan. Doch die Aer hatte so viele Miete, daß er nicht zu widerstehen vermochte und sich mit an den Tisch setzte. Mit ihr wurde ich spielen, mein Kind, sprach er. Nein, gab die Aer zur Antwort, der da ist dein Mann, indem sie auf eine wilde Weise, stürzend schreiend Schall spielte, welche den der Gesellschaft der Rührungsgenuss machte.

Lein Rührungsgenuss war nun gerade nicht geeignet, Aufzucken zu erwecken, aber die Aer des Paratichs wachte ihm so freundlich vor, daß er es für unethisch hielt, ihr, der er seine Aufmerksamkeit in den Hallen der Straße verband, durch Kleinigkeiten abzuweichen. So spielte er sich hin und suchte nach Welt in den Zeichen.

Hier spürte man nicht um Welt, keine der Rührungsgenuss, überhaupt daß da nur einen einzigen Gegenstand, den ich des Gutes würdig halte, keine Schärpe, wegen ich meine Heiligkeit habe.

Vertram war unwillkürlich einen Blick auf die Schärpe, denn eben bei ihrer Erwähnung verstand er sich deutlich und es kam ihm, als hätte eine Gedächtnisse: Vertram, ihm es nicht! Doch die Aer schlang den weichen Arm um seinen Hals und flüster: Schweig, du' dich während den Boden der Auren schreien.

So konnte Vertram nicht widerstehen; er mochte die Karten und theilte sie aus, nicht bemerkend, daß von der Gesellschaft einer nach dem andern hinter ihren Tisch schlich und mit schmerzlichen, vergeblichen Blicken in seine Karten schaute; auch bemerkte er nicht, daß die Dämonen suchten und sich wie von Schicksalshänden gelenkt, auf dem Tische umlegten und allerlei schändliche Klammern spielten. Wundt Alenst, da schlang der Rührungsgenuss, indem er ein blässliches Gesicht anstarrte, mit der geballten Faust auf den Tisch und schrie: er mit der Schärpe, ich habe sie gewonnen! Aber nicht, Ungeheuer, in die Schärpe ist

keine Karte eingelegt und der sie gewonnen, das ist der Teufel. Die Aer trat in dem unendlichen Vertram, wach die Schärpe von seinen Hüften und überreichte sie dem Rührungsgenuss.

Alenst hielt ein Leinwandstück durch den Saal, und wie Vertram es im Innern anblickte, so schied es jetzt in Wirklichkeit: der Saal wurde zu einer blässlichen Höhle, die Herren und Damen zu blässlichen Figuren, welche mit ihren Fingern hinter Schürzen berührten. Die Jungfrau verabschiedete sich in die alte Maria, welche ihm behaglich die alte Hand entgegenstreckte und sprach: Hi, Vertram, was gefällt dir jetzt meine Schärpe? Hi, freilich, sprach der Aer des Paratichs mit der alten Maria ist ein gewaltiger Rührungsgenuss! Ichre nun hin aus meinen Hände und überließ sich der Verwirrung, denn weiß, die Schärpe, welche ich dir sagte, waren Trug und Fälschung. Zwischen ich ein und schreie: du aber hast an die Schärpe und den schändlichen Schmerz abgeben, den du dir in einer glücklichen Stunde angethan. Die Schärpe aber, die du an den Teufel verloren, habe sie heimlich für dich gerettet.

Vertram starrte und fand nicht, wie eine Wand, Schamme! schreien seine Lippen.

Die Höhle leuchtete kein Schamme! Ichre die Rührungsgenuss, welcher mit der Schärpe um die Höhle ihm gegenüberstand, und auf beiden Augen, als er sich selbst entsetzte, Klammern aufzubrechen.

Eine Ohnmacht überkam Vertram, und der er vor einer Schärpe wieder erwachte, wenn er sich seine Hände verdeckte und verhielt hatte. Nachdem er seine Erinnerung geklärt, wurde sein Herz mit unstillbarem Schmerz erfüllt. Zwischen war sein und schändlich, aber er dachte mit Unruhe und Schärpe, beimzufallen dem Teufel durch den geschreckten Schmerz. Er dachte an Alenst, stellte sich den Blicken und dann in dem Namen des Rührungsgenuss, aber wie war es möglich, so vor der neuen Schärpe zu stehen, und indem war ja auf Erden keine Höhle mehr für ihn. Er dachte sich nicht und schlang mit geballter Faust gegen seine Brust. Erß ich denn nicht verloren sein, sprach er vor sich hin, so will ich meinen Völkern leben, nur, daß der Saal leuchtet, kein Gebirg zu bekümmern. Und hinein trat er in die Schärpe, wie in welchem Thum seine einzigen Lebensweisen um den Tisch lagen, tranken und spielten.

Als sie Vertrams anstarrte wurden, umzingeln sie ihn mit freudigen Schreien und bliesen

ihn willkommen, denn sie gebieten ihm um sein Wohl zu denken, wie sie es früher thaten. Willig lieh er sich mit ihnen hin und schaute den Prachtwagen in sich hinein, das er bald denkwürdig auf die Faust anstoßen und von allem, was um ihn herum vorüber nicht gewahrte.

In der Nacht aber bekamen die Spieler Streit und hielten sich mit Weinen an, so daß der Wirth, wüthend getroffen, den Geist aufgab. Eine Zeitlang bewachte Schrecken und Verwirrung unter ihnen, weil sie Rath und Rathen vergeblich suchten. Einer aber riß auf den schmerzhaften Verarm und sprach: Er hat seine Kinder und ich besser zu erlösen, als einer von uns; gehen wir einstimmig ihn als den Thäter an, so wird man uns glauben. Dieser Vorschlag fand Beifall, und beizunige, welcher ihn gemacht und selbst der Thäter war, hegte Verwundung. Wüthend aus diesen Laide und Stille, ob in die stürmische Stunde, alsbald ein verheerendes Jüngling für seine Schuld. Dann verließen sie ihn die Schenke. Im andern Tage verbreitete sich das Gerücht von der ganzen That, man fand Verarm noch schlafend bei der Leiche, sein Wasser in dem Garten.

Am Montag wurde er, mit Ketten gebunden, zwischen zwei Gerichtsdienern in das Gefängnis geführt.

IV.

Indes Verarm auf dem Heilen der Verheißung vernichte, liest Eudoch durch Berg und Thal, von Thier zu Thier, um den Gatten zu finden, von dem sie nicht anders dachte, als daß ihm die Unglück zugefallen, das ihn verhängen, zu beschreiben. Oben hing sie von einer Höhe hinab und schaute, indem sie die Augen mit den Händen beschützte, spähend in's Thal, ob sie irgend eine Spur von ihm entdecke, da sah unten Verarm in der Mitte der Gerüchthener stehen.

Da sie mit der Ursache seiner Abänderung nicht vertraut war, übernahm mehr Fragen für den Gatten, als ihre Begleiter hatte, so hinstieg sie den Berg hinab, umherstern seinen Namen riefend. Als sie bei dem hainigen Jungs ankommen, wehte sie Verarm um den Hals, schenkte ihm ein Glanzlichter wehte ihn, freudig: Ungeklärtes Weib, geh nach Hause, verleihe dich in die entlegene Kammer, damit deine Eltern nicht die schreckliche That erfahren, die dich heute Nacht zur Waise gemacht hat.

Eudoch verstand seine Rede nicht, warnte sich mit gefalteten Händen an den Gefährten

und sah ihn mit einem trübsamen, tragenden Blick an.

Eine die Augen von Thier in erheben wehte Verarm sie mit der geschlichen Hand ab, indem er mit seiner, lebender Stimme in ihre sprach: Ob nach Hause; ich bin von jetzt an leise für dich. Ob — dein unwürdiger Mann ist ein Wüthender geworden. Wüthenden haben ihn in Trank und Trank und in der Knechtschmerz geliebt. Schenke des Schwur, den ich dir einst schickte. Ich habe ihn gebrochen und bin in die Hände des Satans gefallen, aus dessen Klauen keine Verrettung ist in Zeit und Ewigkeit.

Eudoch hörte ihn langst nicht mehr. Gestarrt stand sie am Wege, ein Bild des Schreckens, unbewußt wie eine Todte. Wüthend ging der Jüngling, Eudoch's Augen umher, sah, sie sah ihn nur noch wie durch einen kalten Nebel.

Wüthend, Wüthend! tönte es unaufhörlich in ihren Ohren. Verarm im Wüthend!

Sie wandte heim. Die Passagieren blickten herab, schauten ihr mittheilend nach und sprachen im Stillen ein Vater Wort für die Unglückliche. — Das Wüthend las sie vor ihrer Thüre, seines Ockanens, seines Entschlusses. Dann sprach sie plötzlich auf und ging hinweg. Wohin wollte sie? Wie werden es leben, folgen wir ihrer nächsten Wanderung!

Zuerst ging ihr von Monte belandeter Weg in's Thal hinab und den Bach entlang, der sich in vielfachen Windungen, selbst murrend, zwischen den blumigen Wiesen durchwand, allmählich aber, wie der Auszug mehr davon flüchtete, ungemüthlicher beschleunigte, sie und da Strudel und Wirbel bildend und schäumende Fäulnis hinter sich zurücklassend. Jetzt entfernte sie sich von dem Bache und nahm ihren Weg zur Rechten durch einen Bergwald von hohen Ähren. Sie weiter sie hinansteig, desto majestätischer tauchten die Wälder über ihrem Haupte, desto mehr aber erfüllte sich ihr Herz auch mit Furcht und begann wieder in rasenden Schritten zu fliehen.

Allmählich wurde der Weg enger, unebener und mühsamer zu steigen, denn er wendte sich jetzt an steilen Klippen hinauf, in deren Spalten seines Trauerschneefelds, das ihre Hand ergreift, um den erlösten Körper nachzuweisen. Auf diesem Wege, der nicht nur noch unermessliche Spuren von Ausruhen trug, als ob es mehr als eine halbe Stunde aufwärts, und je höher sie stieg, desto mehr veränderten sich die Felsen, desto fahler waren

die Helsen von Gestein aus, standen, bis sie
auf einem vollständig nackten Plateau
ankam, wo auch nicht einmal ein Graubalm
auf dem feinen Gerüst lag. Unregelmäßig
vertheilt blühte dieses Gestein bedeckten das
Fergahaupt, um dessen Scheitel und Fenden
sich die dunkeln Höhlen legten. Einer dieser
Granitblöcke, der hob vor den andern durch
seine Größe auszeichnete, war durch lang-
währende Bemühung einer menschlichen Hand
in einer Klauenerhebung ausgemeißelt und
dabei Zehntheile, von aufeinandergehörten
Granitblöcken gehalten, machten einen über-
ordentlichen Eindruck in dieser Gegend. Hinter
der Klauenerhebung öffnete sich ein laßer
Abgrund, in dessen Tiefe man das Felsen des
Waldtades vernahm, der seinen weissen Felsen
an dem umliegenden Gestein anpreßte.

Tiefes Felsen und das von der Felsen-
nung gemachte maassige Felsen der Höhlen
war das einzige Lebenszeichen, das sich auf
dem Berge fand. Das Felsen fand einen
Kauentisch und schloß sich. In dem sie
mit der Felsen den Felsen von der Felsen
reichte, der sich selbst bemerkt. Dann
war sie auf einen der Granitblöcke zu, an
denen Kanten ein großes Felsen befand war.
Mit einem Felsenliegenden Felsen dagegen
schlagen, erfüllte ein dumpfer gedehnter
Schall die Höhle. Felsen erwartete mit über
der Felsen geführten Felsen den Felsen,
der bald nachher mit einer Felsen Kanten
erschien und sprach: Wer steht in dieser
Nacht meine Felsen?

Felsen war näher. Als der Felsen
beim Felsen der Felsen sie erkannte, hob er
mit weicher Stimme an: Felsen du es, mein
Felsen, und du fennst, mir deinen Felsen
zu fagen und Felsen in deinen Felsen zu
erlangen?

Ja, mein Felsen, antwortete Felsen, ich
bin sehr unwillig, denn —

Halt ein, mein Felsen, unterbrach sie der
Felsen: Ich weiß alles, rührte seinen
Felsen nicht von Felsen auf durch die Felsen
Abnung seiner Felsen. Wenig, was die
Felsenfelsen der Felsen fenden, bleibt mir
verborgenen und insbesondere Felsen mir die
Felsenfelsen der Felsen bekannt, die ich liebe.

Felsen Felsen, mein Felsen, Felsen verläßt
die Felsen nicht. Um seines Felsen und
seiner Felsen Willen wird er auch Felsen
nicht fassen lassen und keinen Felsen Felsen
vernichten: doch erweist das Felsen, welches
du zu dem Felsen verläßt, keinen
ganzem Felsen. Du magst dich fassen mit Un-

erschreckenheit, denn du wirst den Felsen von
Felsen in Felsen fassen und Felsen nicht
vor ihm fenden, oder Felsen ist für Felsen
und Felsen fenden.

Felsen fenden, aber sie dachte an Felsen-
fenden und das sie ihm fenden fenden und fragte:
Fagen mir, Felsenfelsen Felsen, was ich zu
ihm fende, Felsen wird mir mein Felsen fenden
und mir Felsen fenden.

Setz dich auf diesen Felsen, antwortete
der Felsen, und erhalte die Felsen meiner
Felsen weise ein, das du fenden fenden.
Nachdem Felsen fenden, wie ich fenden
das er an: Du fenden den Felsen der Felsen-
fenden, in dessen Felsen du so oft mit deinen
Felsen fenden. Du fenden dich vor diesen
Felsen, weil Fagen von Felsen Felsen fenden
unheimlich machen. Felsen, mein Felsen, diese
Fagen fenden nicht ohne Felsen, denn fenden,
das fenden der Felsen und die Felsen Felsen
die Felsen fenden, weil eine Felsen der Felsen
fenden, die nur durch dich von ihm fenden
werden fenden.

Auf jenem Felsen fand der Felsenfenden
ein großes Felsen, das wegen seiner Felsen-
fenden im ganzen Fenden fenden war. Ein
reicher Felsen fand den Felsen und fenden von
Faden und Faden fenden, dessen Felsenfenden
zu fenden. Nun war dieser Felsen fenden Felsen
und lebte in Felsenfenden Felsen mit Felsen
Fenden Felsen, dessen Felsen auf diesem
Fergahaupt fand. Ich war dessen Felsen-
fenden und fenden ihn wie meinen Felsen, weil
er fenden und auf war.

Auf meine Felsenfenden ging er zu dem
Felsen des Fenden, damit dieser seinen Fenden
in's Fenden fenden. Der Felsen machte
sich auf und fenden, wie ihm mein Felsen an-
fenden. Fendenfenden wurde er fendenfenden, da
er aber fenden das Fendenfenden in Felsen,
seiner Fendenfenden fendenfenden, so fenden die
Felsen einen Fendenfenden und fenden ihn so aus
dem Fenden. In der Fendenfenden wurde er
fendenfenden.

Als sich die Fendenfenden von dieser Fenden-
fenden verbreitete und auch zu den Fenden meines
Fenden fenden, so fenden fenden fenden
fenden seinen Fenden zum Fenden fenden.
Der Faden fenden die Fendenfenden, so das sie
sich fendenfenden die Fenden fendenfenden und
mit Fendenfenden auf den Fenden fenden.

Als bald fendenfenden die Fenden und unter
fendenfenden Fendenfenden fendenfenden fenden
Fendenfenden, nur die Fendenfenden fenden, wenn der
Felsen unter fendenfenden Fendenfenden fenden, das
meine Fenden ihm fendenfenden Fenden fenden, mit

Aus den Hellen, auf dem Hellen weilen und ihre Umhaken reihen, bis der Janker abbrechen, ich aber ward um Hülfe jener Grabstätte bekehrt und lehne mich nach Ruhe.

In jener Kapelle weilt Zalam, die Schärpe Bertrams um die Leiden gewunden. Viele mußte um die Leiden entseihen und damit in den Gerichtssaal eilen, wo ihrem Gatten das Leben abgesprochen werden soll. Vollbringst du dieses, so ist Bertram gerettet und der Janker gebrochen. Doch nimmermehr würdest du dann im Stande sein, ohne einen achseligen Gegenstand, den ich in diesem Zwecke seit drei Jahrhunderten aufbewahre.

Er setzte in die Kasse und kam bald mit einer Laterne zurück, deren Gläser mit geheimnißvollen Charakteren bemalt waren. Nimm die Laterne und lehre damit nach Hause zurück, sprach er, und wenn der Mond sich erneut, dann wandle in der Mitternachtstunde zu dem Hellen, wo du die alte Maria mit dem Zeichen des Kreuzes zwingen wirst, die Feuer zu reichen, wem du die Laterne anzündest. Das Weitere wird der Geist dir eingeben. Gehe nun!

Zusohen wandte sich hinweg und hiez freudigen Herzens in's Thal hinab, die Laterne sorgfältig in ihrem Schlafgemache aufbewahrend. Obet und Hänen, fromme Vorbereitungen zu dem Werke, welches sie ausrichten mußte, erfüllten ihre Zeit, bis der Mond sich erneute.

Klopften Herzens, wankenden Schrittes erließ sie vor Mitternacht ihr Hand und alte durch den Wald dem Hellen der Geheimnisse zu. Die Laterne fest mit der Hand umschließend. Mit einem inbrünstigen Gebete rief sie an dem Berge empor, der ihr immer so viel Furcht eingekeimt hatte. Je näher sie kam, desto größer wurde ihr Bangen, desto unsicherer waren ihre Schritte. Endlich war sie oben. Mit fahlen Gesicht und zornsprühenden Augen trat ihr die alte Maria entgegen und drohte, sie umzubringen, wenn sie nicht alsobald umkehrte.

Zusohen aber wandte sich nicht, sondern sprach: Wie ist Feuer für meine Laterne! Da bedeckte die Alte den Tisch empor. Zusohen aber streckte die Hand vor und machte das Kreuzzeichen gegen sie, wobei sie ihre Aufsehung wiederholte: Wie ist Feuer für meine Laterne! Da stieg Maria einen Auszug aus, näherte dem blickenden Kopf der Laterne und ein feuriger Strahl entfuhr ihrem Auge, der alsobald die Kerze in der Laterne entzündete, daß sie hell brannte.

Freudigen Herzens, von der Anfang ihres Werkes gelungen, schritt sie weiter den Berg hinauf, indes Maria unter Seufzen und Trübsen sich gegen den Hellen lehnte.

Sie wusste nicht, ob sie links, ob sie rechts sich wenden sollte, da kam ihr das Licht in der Laterne zu Hülfe, indem es seinen Strahl aufwärts sandte den steilen Fels hinauf. Sie schaute empor und es schien ihr unmöglich, da hinauf zu kommen, so fiel sie den glatten Wände ab; der Gehsteig an Bertram aber gab ihr Kraft, den Versuch zu wagen, ebensich beim ersten Schritt, den sie hinaufzumachen sich bemühte, oben auf dem Gestein schüsselförmig sich setzten, welche die Flammenmäuler drohend aufsehten und sie zu verschlingen drohten. Sie debte einen Augenblick zurück und sank bedend an die Erde. Als sie dann wieder aufwärts sah, beleuchtete der Strahl aus ihrer Laterne einen Steigleiter: mutig setzte sie den Fuß hinein und hiez empor; je höher sie gelangte, desto mehr wichen die Felsen zurück, desto sicher wurde der Fuß in ihrer Hand.

Endlich stand sie oben, vom Scheine des Mondes verklärt. Der Fels, den sie eine alterthümliche Kapelle, deren Thüre nur angelehnt war. Verächtlich und leise trat sie ein. In dem leeren Räume hallte ihr Zutritt in vielen Echo wieder; die Heiligenbilder an den Wänden starrten sie an und jagten ihr den neuen Furcht ein; aber sie schaute ihre Angst nieder und schritt weiter den hohen Berg hinauf, wo sie sich einen Augenblick auf einen Steinsetzwerk niederließ und Gott um Hülfe anflehte. Hinter einem halbverwageten Vorhang verarbeitete sie das Grabmal des Büchseis, dessen Bild in reichlichem Ornate dort auf dem Steinplatte ruhte.

Nach dem Gebete schaute erob sie sich, unerschrocken, was weiter zu thun sei, als plötzlich eine verwirrte Gestalt hinter dem Vorhang hervorgerungen kam. In mittelalterlicher Tracht gekleidet, mit heiler Krone um den Hals, deren, hohen Zirkeln und weiten Plüschbeisen, die ihr wohlbekannte Schärpe um die Leiden, blüht ihr kein Zweifel, daß dieser der Klosterveigt, oder besser gesagt, der leibhaftige Geistesbesessene sei. Wils ruhenden Augen schritt er auf sie zu und deutete mit dem ausgestreckten Finger nach dem Ausgange. Da wurde sie von Unisgen ergriffen und ließ die Laterne auf den Boden fallen, daß das Thürchen derselben flirrend aufsprang. Aber das Licht verflachte nicht, es brannte nur um

je heller und erleuchteter ihre angestrichelten Züge.

Wenn ich jetzt wankte, dachte sie, ich bin in Verfall geraten. Nicht alle, nicht! Mein Augenbild noch schärfer, die eine Hand an der peinigten Stirne, die andere gegen den Beschuß gerichtet; dann aber ermannte sie sich, machte das Kreuzzeichen gegen die unheimliche Wuth und streckte die Hand nach der Schärpe aus, die sie im nächsten Momente in den Händen hielt. Da sprühten Flammen aus der Brust des Zankes und mit einem furchtlichen Donner ertönte sich der Boden und verschlang ihn.

Zusden hörte nicht das die Vogel, von umschwebenden Händen getrieben, fremde Melodien durch die wieder geschalligten Räume ausgehen, das ein Ober von Stimmen sie belebte und die Ketten auf den Mäuren sich von selbst anstimmten. Auch sah sie nicht, daß auf dem Rücken der Geheimnisse plötzlich eine große, schöne Frau stand, an deren Ferse die alte Karla mit umgekehrtem Gesicht lag, sah nicht, daß sich über den Höfen auf dem Granitberge ebenfalls ein Schloß erhebt, dessen Banner fliehet in den Lüften weht. Sie hatte nur für Eines Augen, für die Schärpe, die in ihren Händen ein Rettungswerkzeug für ihren Väteren werden sollte.

Wohl kamen die Leute vor die Thüre, als sie mit der noch immer brennenden Latene und der flatternden Schärpe verübte, ohne Jemanden eines Ortes, eines Platsches zu würdigen. Aber was that ihr das?

Guthart kam sie vor dem Gerichtsaal an, wo Bertram des Bruders harrte, der ihn um Tede vernehmen sollte. Wie flochten Haaren und dem Schrei: Bertram! Bertram! du bist gerettet! drängte sie sich durch die Volksmenge und brach sich Bahn zu ihm.

Der Richter wartete ihr einen würdevollen Platz zu und befaß den Dienern des Geheges sie hinauszuführen, da Wahnwitz ihre Sinne gefangen hatte. Zusden aber rief: Nicht wahrhaftig bin ich, höret um der Vornahme, seit des Himmels Willen meine Worte, damit ihr nicht den Rind eines Wunders auf euch laßt. Bertram ist unschuldig und die ihn anklagen, sind selbst die Mörder.

Womit beweisst du das? fragte der Richter ernst und streng. Mit dieser Schärpe, gab Zusden zur Antwort, nur der Unschuldige

wird sie um seine Ketten gürtet können, ohne von der Noth des Himmels gehet zu werden. Da Bertram, legte die Schärpe um. Bertram wurde von Zusden erfasst, als er den Gegenstand sah, der an all dem Unglücke Schuld war, das ihm übersehen hatte, und nur mit Widerstreben ließ er es geschehen, daß Zusden sie ihm umwand. Wunder aber, sobald die Schärpe seinen Leib berührte, belebte sich sein Gesicht, eine alte Jugendzeit sahte seine Wangen und er sprach zu dem Richter: Wohl habe ich mich des Mordes schuldig erklärt, da ich des Lebens überfrühig war und überdem nicht wußte, wie dem Tode theil zu ertheilen sei, jetzt aber sage ich, daß ich unschuldig bin und wie ein so schändliches Verbrechen begangen habe.

Die Jungen sahen sich untereinander an; einer hat ver, daß die Schärpe an sich und sprach: Was beweisst dieses Ding das? Nicht! Auch ich lege sie um meine Hüften und sage —

Er reichte den Zap nicht, die Jungen traten ihm vor die Höfen, er seht mit den Händen in der Luft umher und schreie. Ach, rief er endlich, ich habe den Mord begangen und, um die Schuld von mir zu wägen, Bernam's Mörder in die von mir getragene Tedeerunde gesetzt.

Da traten auch die übrigen Jungen vor und bekundeten, daß jener die Wahrheit gesprochen.

Der Richter war erschüttert. Weber, fragte er Zusden, wurde dir die Kunde von seiner Unschuld und die Geheimnisse der Schärpe?

Zusden erwiderte nun im Gerichtsaal ihre Geheimnisse; der Richter aber warnte den Bild durch das Denken des Zankes und tief verwundert aus: Wahlich, es geschah Wunder! Alle Anwesenden folgten seinem Wille und sahen deutlich zwei Burgen, die eine über den Höfen auf dem Granitberge, die andere auf dem Felsen der Geheimnisse.

Nimm keinen Bertram, sprach der Richter zu Zusden gewandt, — jene aber sollen in selbes Gewahrheit alzeit werten. — Bertram und sein neues Weib pilgerten heimwärts und stiegen noch in denselben Nacht den Höfen, berg hinauf, um dem Klandner zu danken, aber er war verdunkelt. Da machten sie ihre Schritte von Felsen der Geheimnisse zu, und dort bingarn sie Schärpe und Latene an dem Targe des Bildes auf.

Sagen.

Von Dr. Mannhardt

Das verwünschte Schloß zu Harthaus.

Auf hohem Berg bei Harthaus lag in alter Zeit ein Schloß. Das schaute mit seinen Thürmen und Thürmen weit über Land und triegelte sich in den Wellen des noch heute so genannten Burgsee's. Jetzt ist es verwünkt und noch gar lange mag es dauern, bis der Ketter sich findet, der es erlösen wird. Denn verflucht hat es schon Mancher, aber der Fluch ist noch nimmer gekommen.

So weidete vor etwa dreißig Jahren ein Hirt seine Herde am Fuße des Berges. Da sieht er plötzlich eine Jungfrau vor sich stehen. Sie war schneeweiß und goldene Locken umwallten ihren Hals und Nacken. Als er sie nun gewahr ward, da sprach sie, er solle sie in den See tragen. Das wollte sein Schade

nicht sein, nur auf eines möge er achten und unterwegs nicht hinter sich schauen.

Der Hirt versprach es und lud alsobald die Jungfrau auf den Rücken. So dünkte ihm gar leicht die süße Bürde zu tragen. Aber er hatte einen meerigen Grund zu durchschreiten und da wurde sie schwer und immer schwerer, so daß er bald die und da hinauf und Hilfe sehen mußte, sich auszuheben. Doch noch schwerer ward sie und er konnte nicht weiter. Nun ward er unglücklich, dachte nicht des Verheißes und schaute zurück. Da stand — o Wunder! — das alte Schloß bald erhoben vor ihm und schaute, wie ehemals, fest in das Thal hinab. Aber jetzt kam es, wie es gekommen, unter die Erde zurück, und als der Hirt sich umsah, war auch die Jungfrau verschwunden.

Die versunkene Kirche zu Bunkau.

Im Bunkauer Walde liegt der schwarze See, ein dunkles, schlammumwachsenes Gewässer, inmitten eines öderlichen Thales. Auch hier erzählt die Sage von einer versunkenen Kirche. Stüßte man die Glieder noch lauten, ja mühsamer stieg sie jetzt aus der Tiefe empor und man hat sie über dem Wasserpfad gesehen. So gewahrte einst ein Hirt in der Nacht, wie die eine weiße Glocke emporstiege, und schnell eilte er hinzu, sie zu fassen und ans Land zu ziehen. Aber ehe es noch geschehen, kam, wie der Muth, ein alter schwar-

zer Kesselschiff (Kesselschiff, der erste Theil aus dem pehnischen Kozza die Jäger) aus der Nacht gefahren und brämlte sich zwischen ihm und die Glocke. Er gab darum kein Verhaben nicht auf, sondern griff rüstig immer zu über den Kesselschiff hin, eine ganze halbe Stunde lang. Immer jedoch blieb es vergeblich, und als die halbe Stunde um war, sanken plötzlich Glocke und Kesselschiff in den See zurück. Von unten darauf tönten die Worte: Hütet euch nach dem Kesselschiff gefahren, so wären wir erlöst, nun gehen wir verloren.

Der versteinerte Brautjung bei Bittschkau.

In Bittschkau sollte eine Hochzeit sein. Die Brautleute und mit ihnen die Gäste waren aus ihren Träumen nach der Ehlbauer Kirche gegangen und die alte Mutter, welche in Bittschkau geblieben war wartete mit Schmerzen ihrer Wiederkunft. Aber sie hatte lange vergebens und schon war Stunde auf Stunde verstrichen und kein Brautjung ließ sich bilden. Da ward sie unwillig und sprach: O ihr

Teufelsbrut, das ihr doch all zu Zeinen wurdet. Als sie das sagte, waren die Leute schon auf dem Heimweg und hatten Bittschkau bei nahe erreicht. Da trübten sie plötzlich ihre Wege hin und schwer werden, und die Kälte wuchs immer höher. Mit einmal stanken sie fest und alle ihre Glieder waren in Stein geworden. Noch heute steht zu dem Wege über seltsamen Felsengestalten.



Das verwünschte Schloß zu Karthaus.

Das leere Grab.

Ein neues Märchen vom Ruhejäger.

In vielen Gegenden Deutschlands ist unter dem Volke der Glaube verbreitet, daß die Götter als eine Verbedeutung erscheine, und wo sie sich mit ihrer krächzenden Stimme vernommen lässe, eine Warnung vor nahender Gefahr verkünde. Am häufigsten sind von diesem Glauben die Wildjäger und Holzfrevler besessen, die in dem Gesänge dieses Vogels das Herannahen des Jägers erkennen wollen und dann nicht veräußern, sich zu verziehen oder den Ort ihres Aufenthalts häufig zu verlassen.

Ebenfalls von diesem Glauben durchdrungen, fand einmal im harten Winter ein armer Schuster im Walde des niederen Harzes doch eben auf dem Rufen einer Fledermaus, circa mit dem Zeile beschäftigt, sich einen Ast Holz vom Stamme zu trennen. Er that es, um damit seine armselige Wohnung bei der großen Kälte erwärmen und das frugale Kartoffelmahl für seinen Hausstand genossbar bereiten zu können. Da erhob sich nicht fern von ihm die Götter von den schneebedeckten Ästen und fleg krächzend von dannen. Dadurch erschreckt, und da die bereits abgehaunten Zweige verfallend auf dem mit Schnee bedeckten Boden umherlagen, schauend vor der nahen Gefahr vom Jäger entsetzt zu werden, floh er im bedenklichen Angst eiligt vom Baume herunter und ließ in entgegengesetzter Richtung, von wo er die Gefahr vermutete, dem Waldbäume zu. Bei seiner häufigen Eile vergaß er aber das Wort von der Erde aufzuheben, daß er vorher schon hinweggeworfen hatte, um leichter vom Baume hinunter steigen zu können.

Einige Minuten kaum hatte sich der Frevler entfernt gehabt, da erschien auf der von ihm

verlassenen Stelle ein anderer Geiße von gewöhnlichem Aussehen und trübend von Schweiß. Dieser, ein gefährlicher Wildschütz, von den Hunden des Förstlers in seinem Hinterhalt aufgegriffen und verdrückt, verlor sich ebenfalls durch die Nacht zu retten. Der Jäger mit seinen Hunden verfolgte aber die Richtung des Flüchtlings unverändert und die Hege war diesem schon ganz nahe auf dem Rücken, als er den Ort erreichte, wo kurz vorher der Holzfrevler begangen worden war. An ein Entkommen war jetzt nicht mehr zu denken. In solchen Momenten reißt in der Regel der Fluch der bösen That und auch der entflohenen Wildschütz lautete nicht in der Wahl, sich zu erkranken oder sich zur Wehre zu setzen, und so schnell er das Gefahervolle seiner Lage überdachte, eben so schnell fand er bereit, es mit seinen Verfolgern aufzunehmen. Das kurze Schwertschwebel hatte er aber früher schon, als er sein Heil noch in der Nacht zu gewinnen vermeinte, als lästiges Hinderniß von sich geschleudert und es in wahrcheinlich, daß er sich schon eher zum Kampfe anseheits haben würde, wenn er die entbehrte Waffe noch zur Seite gehabt hätte.

Da fiel nun des Unangenehmsten Bild auf die unglückselige Handart des vor ihm eintretenden Wildschützes und ehe er sie erfassen konnte, fand ihm der Jäger in gerechter Zukunftsgegenüber, eben im Begriff, das mörderische Heil aus seiner Wunde auf ihn abzuwerfen. Beim schnellen Niederfallen veränderte er aber das Ziel für den abdrückenden Schützen und die Kugel schlug über seinem Kopfe weg in den Baumstamm an, das die

Stelle erstarrten und der ledere Schnee von Arsch und Keis im lichten Mondenrauge verwich. Gleichzeitig stürzten die Hunde hinein, die nur um so wüthender auf den Ringenden einknagten, je mehr er sie mit dem Beile abzumehren suchte: indes schloste sich aber der Jäger an, die Büchse von neuem um seinen Vertheidiger zu laden.

Jetzt steigerte sich die Angst des Petrovich bis zum Wahnsinn. In der Verzweiflung um sein geistbildetes Leben sprang er in einigen Schritten bis dicht vor den Schützen und führte, ehe dieser Zeit zur Besinnung und zum Ausweichen besam, mit der Schneide des Beils einen so gewaltigen Streich nach dessen Haupte, daß er blutend zur Erde stürzte und nach wenigen Minuten röchelnd den Geist aufgab. Als das Schreckliche geschehen, wurden die Rüden schreuer, ließen ab von ihrem Töben und Wüthen und liefen nur noch furchtiam das warme Blut ihres Herrn von der flatternden Bunte: unterdessen gelang es aber dem Wärdter, ohne Nachsichtung zu entkommen.

Als der Goldschreier, der inzwischen ängstlich am Waldsaume lauerte, das Hundegeheul und den Schuß aus der Ferne vernahm, dankte er der Vorsehung, daß ihn die Gister noch zur rechten Zeit gewarnt und vor Unglück bewahrt habe. Als es aber wieder stille geworden war, wagte er es dennoch nicht, in den Wald zurückzukehren, sondern begab sich nach seiner düstlichen Hütte, wo man seiner Ankunft mit einem Bündel Heis schnuchtwortlich barrie. Das arme Weib, elend geküßelt, weinte Thränen der Jammer über Mangel und Noth der Kleinen, die zusammengekauert und schatternd vor Käse im Winkel saßen.

Wie an dem Jäger verübte blutige That konnte nicht lange verborgen bleiben und führte noch an demselben Tage zur Entdeckung. Als konnte auch nicht ausbleiben, daß sich der erste Verdacht auf den Armen lenkte, dessen blutige, trankefne Zeit man neben der harten Leiche fand, und so geschah es denn, daß dieser als verdächtiger Wärdter ergriffen und eingekerkert wurde. Das Verhör des Mords konnte und wollte er als sein Eigentum nicht ablassen, und im Verhör eröfnete er den Vorgang, so weit er ihn betraf, ganz der Wahrheit gemäß, gekleidet mit rubigen Schwestern den verdunkelten und achtern Goldschreier wie auch seine Ansicht freimüthig ein, bezeugte aber dabei, die Zeit liegen gelassen, den Jäger aber gar nicht zu Gesicht bekommen, gleichweige gemeldet zu haben. Aber weder seine Zeelenruhe noch die heiligen Versicherungen seiner

Schuldlosigkeit konnten ihn vor seinem Untergang bewahren: er wurde zuletzt der That als überführt erkannt, und nach der ganzen Strenge des Gesetzes zum Tode verurtheilt.

So lag nun der verkannte arme Sünder nach Verurkundung des Richterspruchs in Thränen gebadet in seinem darten Kerker, wo man ihm noch drei kurze Tage zu leben gönnte, um sein Gewissen zu reinigen, sich mit dem licken Herrgott auszuöhnen und überhaupt, um sich zum letzten Gange vorzubereiten. Mit seinem Gewissen war er aber längst im Reinen, denn er trug ja keine Schuld im Herzen, er flagte daher nur gegen die Härte seines unverdienten traurigen Schicksals und lobte dennoch Gott mit williger Ergebung in das Unvermeidliche. Unausgesagt dankte er aber keine velle Unschuld an dem Verbrechen vor allen Menschen, die zu ihm in die Hölle zelle kamen, und bestie im Zillen, daß des Himmels Gerechtigkeit sein Verbrechen nicht ulassen könne und sich vor dem bedrohten Untergange seiner erbarmen müße.

Am meisten drangte ihn unglücklichen der Kummer über Weib und Kinder nieder, auf welche nach seinem Tode das schmachvolle Andenken eines Mörders und Übereidigen übergehen sollte, und vieler nagende Wurm an Geist und Körper ließ ihm nicht einmal die Ruhe mehr, den träuben Sinn im kurzen Schlafe zu verschleiden. Hinabgedrückt auf dem elenden Strohlager und mit schweren Ketten beschert, hob er von Zeit zu Zeit die Arme kramphast in die Höhe, indem er sein Stos, achte an den Himmel richtete, von welchem er allein noch Erlösung von seinen Todesqualen hoffte.

Da öffnete sich plötzlich in der Nacht die gewichtige Eisenthüre des Kerkers, die sonst nur stierend und knurrend aufging, ohne jedes Geräusch, und vor dem Geprühen in Ketten, sah stand ein Mann in der gewöhnlichen Tracht des Volkes, aber groß wie ein Riese und mit einem langen grauen Barte, welcher sprach:

„Grüßede nicht vor mir, Unglücklicher, denn ich bin gekommen, die Treß im Leid zu bringen, damit du in deiner Standhaftigkeit des Glaubens nicht unterliege: nimmermehr sollst du untergehen unter dem Urtheilsspreche furchtlicher Menschen. Ich kenne deine ganze Unschuld, und dein Glend hat Erbarmen gefunden vor mir, vertraue darum auf mich, ich werde dich zur rechten Zeit erretten. In der letzten Nacht vor Ablauf der dir gegönnten Lebensfrist werde ich wiederkommen und dich

beizeien, sei guten Muths deshalb: doch schwärgte von dem, was du eben sahst und hörtest.

Nach diesen Worten entfernte sich der unerklärbare Mann eben so still wie er gekommen war, und die Thüre schloß sich wieder so lautlos, als bewege sie sich leicht in launigen Feder. Der durch diesen Vorgang überrastete Gefangene, zuerst stumm und starr vor Schrecken, trennte sich lange noch nicht über die geheimnißvolle Erscheinung zurecht finden und traute kaum seinen ebenbürtigen schon halb verkörperten Sinnen: in seinem endlosen Vertrauen auf den Himmel und dessen Allmacht, glaubte er zuletzt aber, daß dieser ein Wunder an ihm geschehen ließe, und erwartete getrübt und genährt die verhängnißvolle letzte Nacht.

Der häßliche Mann löste aber wirklich sein Versprechen und Wört, denn als die Mitternacht vorüber war, nach welcher dem armen Sünder die liebe Sonne zum letztenmal aufgehen sollte, erschien er in der Zelle auf die selbe Weise wie in der ersten Nacht, nur trug er diesmal einen Bündel unter dem Arm und eine Blendlaterne in der Rechten, die er öfnete, nachdem er die Kerkertür leise in den Riegel geschlossen hatte.

„Die Stunde,“ sprach er, „ist jetzt gekommen, daß du fort mußt, denn wenn der Hahn zum erstenmal kräht, sollst du weit von hier sein.“ Während dieser Rede löste aber der Senderbare die Hefeln des Gekerkers an Händen und Füßen mit leichter Mühe: dann entfaltete er den mitgebrachten Bündel, hellte daraus einen vollständigen Anzug eines Lebendbrenners hervor und wies seinen Schöbling an, sich damit zu bekleiden. Als dieser darauf die Vermuthung bemerkt hatte, schickte ihn der Graubart nach Oefen und Hühne, übergab ihm die Blendlaterne und beauftragte ihn zugleich, den Vor seiner künftigen Zammerd zu verlassen.

„Gehe getrost deiner Wege,“ sprach er, „du wirst kein Hinderniß finden. Jede Thüre des Hauses wird sich dir öffnen, so du sie mit der Hand berührst, und sich wieder schließen, sobald du sie hinter dich gelassen. Nimm deine Richtung nach Osten, wo die Sonne aufsteigt, und wandle die zu dem großen Oefen, das die Welt bekannt sein wird: von dort gelangst du, wenn du der Strömung des Bergwassers entlang ziehst, an den Gaisentellen, wie er im Munde des Volkes heist, und der mit seinem wüthigen Geblüde die Grotte überzagt, daraus das Gewässer entwallt. An dieser Stelle magst du denn fergleßbar barren, die ich lennte,

die dein weiteres Verhalten mittheilen. Jetzt ziehe hin mit gutem Muth.“

Der Tereb. Verzeihe, seiner Befreiung so nahe, vergaß in der Freude und Aufregung die ersten Tadelnwerke gegen seinen Retter, nahm die Patrone zur Hand und entwich aus dem Gefangenhaufe, indem sich ihm Schläfer und Riegel gleichsam von selbst öfneten. Ungeleben im nächtlichen Luntel durchschritt er die angegebenen Wege und Ziege und stand, als die aufstauende Sonne das junge Morgenroth verlornte, an der Oefen: das plätschernden Tuckels, der sich schlingend über die Stufen des Gehirges ergoß. Da hol er mit strömenden Augen auf die Kniee, schloß die werten treuen Hände über einander und dankte seinem gerechten Schöpfer voll Anbrunn für seine wunderbare Errettung aus Roth, Pein und Gefahr.

In derselben Stunde, als der neue Tag anbrach, zeigte sich aber in dem Orte, wo der Würder die Strafe der irdischen Oerthigkeit mit dem Leben büßen sollte, ein niegeheimes Regen und Treiben, denn das neugierige Volk kam in großer Menge aus allen Ecken der beirgshreim, um das seltene Schauspiel einer Hinrichtung zu gesehen.

Der häßliche Mann, der dem unschuldigen Missethäter die Freiheit gebracht, war an dessen Stelle im Kerker zurückgeblieben, hatte die äußere Gestalt des Unwürdigen angenommen, die Hefeln über die eigenen Glieder gelegt, und schmückte so Wächter, Eisenmeister, Richter und überhaupt die ganze Menge, denn Jedermann wußte, nur den wirklich Verdammten vor sich zu sehen. Allgemein sprach man von dem armen Christen, denn es traten sich gar viele Stimmen, die an seine eöthige Unschuld glaubten, und die Ärktern bezaugten ihn wegen seines barten Schicksals wegen und beklagten Weib und Kind, die er hilflos zurücklassen mußte.

Der arme Christen sprach Taas vorher schon die Freispindungen der Kirche empfangen, so daß an dem aus dem Leben Schreitenden nur noch die letzte Zustimmung zum Galgen übrig blieb, an die jetzt der Oefener mit seinem Rucketen binntrat und die Verberetung an dem Peute. Tsalanten vernahm. Man über ihm das Hauptstahl hinst ab, entlöste ihm den Nacken, band ihm die Hände mit einem Strid an dem Nacken fest und führte ihn so langsam zum Hochgericht hinaus.

Der Verurtheilte dankte seit diesen Worten sein Weib mehr gesprochen und das künftige Benehmen, welches sich der hingekettete Fremte

aufgelegt hatte, wurde allgemein für tiefe Zerknirschung und willige Schicksals-Ergebung bingenommen, die Mitleid und Milderung bei der Menge hervorrief, welche den Zug zur Kirchstätte umregte und den hölzernen Dreifuß umhant.

Das Verhängen beim Aufhängen war von schier kurz Raum hat der Todes-Gewerbe die Strecken der Leiter erliegen, so schlingt der bedachte Henker auch schon den Strid um seinen Nacken, und mit einem Ruckstoß ist der Mensch vom Leben ausgewiesen, das er fröhlich einmal immer verlieren muß, aber auch nur ein einziges Mal ertheben kann. Daumelt dann der erlöste Körper zwischen Himmel und Erde, so ist das Volk in seiner Schaulust, so kurz sie auch immer ist, dennoch vollständig bestrahlt, trotz allen Mitleids und der Kühnheit, die ihm das Wasser aus den Augen treibt. Und gerade so war es auch hier der Fall.

Nach Zennen-Unterzang schnitten des Schärfrichters Geißeln den Entsetzten vom Galgen wieder ab, gruben ein Loch am Fuße des Abenkeins und verscharrten darin das Opfer des Weiges. Ueber dem niedern Aufwurf wuchs alsobald das Gras und als die grüne Kratte über der Grube die Blöße der Erde bedeckte, war das Ereignis auch bei, nahe schon wieder vergessen und des armen Christen trübseliges Andenken nur noch im Kreise seiner Hinterbliebenen wach.

Wer die vielen seltsamen Handlungen und Thaten des Vergeißtes im Harze, genannt „Rübezahl“, kennt, jenes Aien voll Gummer und Grun, wird leicht errathen, daß er bei dem Vergange mit dem armen Christen auch weiter seine Hand im Spiele hatte.

Rübezahl, dem nichts unbekannt blieb, was sich in den Wäldern und Bergen seines Herrscherreichs that, war natürlich auch um den Sachverhalt mit des Ritters Tod: das unerschulterte und unverdiente Schicksal des armen Christen rührte aber sein Mitleid, und daher beschloß er, den Unglücklichen zu retten. Vermoß seiner abheimen Nacht, zu allen Zeiten hienie Schalten anzuwenden, war es ihm ganz leicht, die Kette des Galgenkreuzes bis an das Gute zu spulen und die Welt zu forren, wie es geschah. Wenn er es auch selbst geweten, der sich zur Kirchstätte schleppen ließ, so benutzte er doch den Augenblick, wo der Henker die Halsklinge ausseinen Körper dem Inhaft nach in eine Kiste zu verpacken und endlich auf unheimlichem Wege, gleichfalls, als die Kiste von der Leiter glitt. Es dauerte auch nicht lange, da schlug

über der Stelle, wo man den vermeintlichen Gahner verbarret hatte, eine mächtige Kiste aus, welche die schon Verüberragenden fürchtam und staunen belahen, und nicht begreifen konnten, wie sie hier entstanden sei.

Als Rübezahl vom Galgen verschwand, verzog er sich schnell an den Ort, wo der arme Christen der Bestung gemäß seiner hatte, indem er vor demselben in der nämlichen Gestalt und Kleidung erschien, wie er sich bei seinen Besuchen im Kerker gezeigt hatte. Christen kurzte sich jetzt seinem unbekannten Retter vor die Höhe, umflammerte keine Feine und benetzte seine Hände mit Freudenröthen, die ihm die Stimme erlähnten, daß er die Dankesworte nicht einmal hervor, sammeln konnte, auf die er sich während des Wartens sogar mühsam vorbereitet hatte. Der gresmüthige Riese kam ihm aber zuvor, indem er alle Herzensergießungen ablehnte, und zu dem Verzeihen sprach, daß es jetzt nicht lange Zeit dauere, sondern daß er vielmehr auf sein weiteres Herkommen bedacht sein müsse.

„Begie dich noch drei Meilen tiefer in das Gebirge“, hob er weiter an, „dann hast du die Dammmeile überschritten und du bist sicher vor Nachstellung und Entdeckung. Kommt du in den großen Bergkessel, dessen Wände mit Tannen dicht bewachsen sind, so findest du das harmlose Köhlerloch, das abgetheilt vom großen Gebirge der Menschen friedlich in diesem Raume hauset. Keine seltsame Kleidung und dein Aussehen kennzeichnet dich als einen Menschen und es wird dir leicht werden, unter ihnen dein Leben zu führen, wenn du den Rittler dauen und die Bluth reichlich schüren läßt. Feiner Hinterlachen wegen magst du dich des Summers entschlagen, denn ich werde für sie sorgen, bis deine Unschuld einmal an das Licht kommt und du frei zurückkehren kannst in deiner Hute.“

Als der Vergeißt gehend, verschwand er spurlos vor Christen Augen, der durch vor Angst und Schrecken ein Schweißperle schlug und sich beschleunigte. Doch überließ er nicht lange, vor der Kiste hatte überhand sein moß, sondern betrat starkesessen Raub und ließ die Kiste anzureißen, um dort auf gut Glück seine Kiste anzuwenden, denn es schien ihm immer noch nicht abetser, so lang er sich mit Leib und Seele in der Dammmeile beund.

Der Wildschütz, der zur Zeit der Jagd erschlagen, und nur welchen der arme Christen mit dem Leben einstecken musste, lebte von der Stunde seiner schrecklichen That an in furchterlicher Angst und innerer Qual. Er selgte

aufmerksam dem Gange der Untersuchung, die höchst summarisch geführt wurde, und daher bald in die Öffentlichkeit drang, und seine Gewissensteiler erreichte den höchsten Grad, als der Unglückliche dem Verurtheilten überreicht wurde; doch daß er nicht Zeichen der Reue, sich als den Thäter des Verbrechens anzuerkennen und dadurch das Uebel seiner Schuld vom zeitlichen und sich selbst vom ewigen Verdien zu reiten. Zeit dem für ihn so preiswerthen Ereigniß entlagte er aber seinen ehemaligen vererblichen Handwerk als Kürtisch und bemühte sich, seinen Unterhalt mit ehelicher Arbeit zu gewinnen. Er lebte vom Saalobn und fand seine Beschäftigung hauptsächlich in den Wäldern, wo die Schläge abgetrieben und das Holz gesägt wurde.

Zehn Jahre waren unterdessen verstrichen, seitdem Christoph aus der Zahl der Lebenden als ausgestrichen galt, aber immer noch unentdeckt und ruhig unter den hiesigen und treubereyigen Ködern lebte, die ihn arbeits und auslisch aufgenommen hatten. Mühsal hatte auch reichlich Wert gehalten, und die verlassene Familie unter allerley schicksalen und thumlichen Verwänden reichlich unterstützt, das sie vor Mangel und Noth völlig geschützt war. Viel blühte der arme Christoph oft schnuckelvoll hinüber in die Gegend, wo die Seimann hausten, von denen er in der langen Zeit seine Kunde erhalten hatte, und längs ihnen war er mit dem treuesten Gedanken vertraut geworden, sie je wieder zu sehen, da er bereit an der Hoffnung verzweifelte, das seine Unschuld vor seinem Ableben je an den Tag kommen würde.

Aber des Himmels Erbarmen und ewige Gerechtigkeit sollte dennoch nicht ausbleiben. Der Nachfolger des erkrankten Jägers zog eines Morgens mit einer Schaar Arbeiter zum Holzstaken in den Wald, unter denen sich auch der Wäldersche von damals befand. Der Ort, wo diesmal das Saalwerk begonnen wurde, umfaßte dieselbe Strecke, auf welcher vor einem Decennium das Blut des Hirsches zur Sübne floss, und unsäglich wurde der unerkannte Wörter an denselben Baume angeschlossen, auf welchem der arme Christoph damals durch das Geschehnis der Wälder in seinem Arevol gelöst worden war.

Der Stamm, am Stumpfe schon ganz tief eingedrungen, stand dem Umsturz nahe, und es bedurfte nur noch des Anstoßes der an den Asteln beschlagenen Seile, um ihn vollständig umzuwerfen. Der Arbeiter stand zur Rechten, ein anderer Arbeiter zur Linken, und als sie

beide thätig waren, den grünen Nieten zur Erde niederzuziehen, trachten nach und nach die Asteln des letzten Halbs und mit zunehmender Wucht tauchte die gewaltige Krone durch die Luft. Aber plötzlich veränderte der Baum beim Falle die terminale Richtung, neigte sich mehr seitwärts nach rechts und, ehe der Hölzer Zeit gewann, auszuweichen, lag er hinabrecht und höhnend unter der furchtbaren Last des umgefallenen Stammes und rechte die verwundeten Glieder. Ebe der Arbeiter, angeworben aber unter den Alten und Jungen herausgearbeitet und hervorgezogen werden konnte, verging geraume Zeit, und als man darauf die verwundeten Glieder untersuchte, war der alte Brand hinzugezogen und an Erhaltung des Lebens nicht mehr zu denken.

Als man den Verwundeten nach Hause gebracht und auf sein Lager gebettet hatte, lebten ihm die realen Sinne noch einmal zurück, wobei er merkte, das sein letztes Stündlein gekommen und das es mit ihm aus sei. Da fiel ihm denn der doppelte Noth, des Jägers und des armen Christoph, schwer auf's Herz, er erkannte des Himmels große und nie ausbleibende Gerechtigkeit, und nahm sein Glanz als einen verdienstlichen Lohn gerühlig hin. Auf dem Sterbebett beichtete er denn auch die Erinnerung des Hirsches mit allen Nebenständen und beschloß mit ruhiger Seele, das er sich zugleich auch noch den schuldlosen Tod des armen Christoph auf sein Gewissen geladen habe.

Mit dem Bekannwerden dieses Geschehnisses reiste sich das allgemeine Mitleid für den am Galgen schwebenden Christoph zwar von neuem und wuchs noch im höheren Grade als früher, aber nicht ein einziges Mal mehr fremden. Das Geringe überragte, was zur Rettung seiner ertönten Schmach und zur Wiederherstellung seines ehelichen Ansehens geschehen konnte, sollte geschehen, und daher keine unter den Habsichten verfahrenen Lebersteine auszuscheiden und an ständlicher Stätte im geweihten Boden beigesetzt werden.

Dem Totengraber folgte die ganze fremde Gemeinde bis zum Grabe unterm Galgen, auf dessen einsamem Hügel seit den verstrichenen zehn Jahren in jedem Herbst frische Kränze leimten. Wie groß war aber Aller Erstaunen, als sich in der jetzt geöffneten Grube keine Spur menschlicher Lebersteine mehr verlor, denn Richard konnte sich das Wunder erklären. Der große Laufen zog immer noch Hause, doch bald hatten die verdorbenen

artigsten fabelhaften Begriffe, worin der Aberglauben seinen Ausweg fand.

Es konnte nicht fehlen, daß die Wundergeschichte des leeren Grabes bis zurück zum Nord des Ritters durch das ganze Land drang und sich sogar bis ins friedliche Thal der Köbler verbreitete, wo nun der arme Christoph mit eigenen Ohren hören mußte, daß die Engel des Herrn seinen Leichnam aus dem Grabe geholt und direct in den Himmel getragen hätten, und Aehnliches mehr. Als sich der Verdammte aber gerechtfertigt sah und als unschuldig erkannt, frei fühlte, da leistete er auf sein Anrecht der Heiligsprechung Verzicht, spreite den Köblerglauben von sich ab und gab sich zu erkennen. Die Köbler in der Runde kamen nun zusammen, wäntchten ihm Glück und sühten ihn im Triumphzuge in seine Heimath, wo er kaum Sprache genug finden konnte, dem Haarenben und ferbtig überaussthen Volk den Hergang seiner Leiden- geschichte unähnlich zu erzählen und immer zu wiederholen.

Der kätige Mann, wie Christoph seinen Ketter beschreiben, wurde dabei allgemem als

der Vergessl Küberzahl erkannt, was bei den guten Leuten schon demnach für zweifellos gelten mußte, da ja die Küber über dem Grabe hervorgewachsen, ohne daß sie durch Menschenhand gesetzt oder gepflanzt worden waren. Auch hatte sich der verstorbene Ketter des Ritters noch vor seinem Ende dahin ausgelassen, daß es ihm, als der verhängnisvolle Baum umgürzt, vorgekommen sei, wie ein grinzendes Lachen gellend in sein Ohr gedungen, und dies konnte nach der Beurteilung der Anderen ebenfalls nur von Küberzahl hergerührt haben, der mit seiner Kückenwaise den Baum beim Umfallen in eine andere Richtung gebracht haben mußte.

Durch diese eble That an dem armen Christoph jemand der Vergessl aber neuerdings wieder an seinem ehedem schon arden Ansehen, und wenn ihn daher auch Alle als den weislichen Ketter des Mannes verachten, so veragten sie doch nicht, Welt in der Höhe mit ihrem Vobe zu veruchen, ohne dessen Anordnungen und Willen seines Sterblichen Pulse schlagen noch fioden.

Die schöne Elsbeth.

Märchen von Auguste Tondacff.

Es war einmal ein Königssohn, zu dem sprach sein Vater: Seitdem deine Mutter, die Königin Ulrike, gestorben, ist es öde und traurig in unserm Hause. Wehe jetzt dir eine Frau zu erwählen, damit ich noch Freude und Wonne in meinen alten Tagen erleben möge. Zwar wird es mir lieb sein, wenn sie bold und schön von Angesicht ist, damit auch des Landes Welt sich an dem Anblick einer lieblichen Königin erasse, aber sich vor allem zu, Zehn, daß sie ein gutes Herz hat, sonst bist du übel dran dein Lebenlang.

Da antwortete der junge Prinz: Dafür laß mich nur sorgen mein Vater, ich will die Rechte schon finden, so ich sie die mein bringe wenn du dich wunderst und mich leben.

— Gi, Gi! sprach der Vater, wie weise sich das Zednchen dünkt! schon manches Fürstchen sprach so, es es in die weite Welt hinaus, und wurde am Ende doch betrogen.

Aber warte, ich gebe dir ein Räthlein mit, das die vortreffliche Dienste leisten laun. Tief in der ächte Ring des Königs Salomons Zehn, der den Stein der Weisen umfante. Der Stein ist verloren gegangen und seitdem steht es in seines Weisens Nacht mehr alle seine Wünsche zu betriechen, der Ring in dessen beist noch immer so viel Zauberkrast, daß, macht der Fessler drellen einen weiten Gebrauch davon, er damit noch glücklich werden kann. Wenn du ihn am Auser bemundrecht und einen Wunsch ausspricht, wird er aus alter Anbinalkeit an unter Kamille, dir diesen nicht verlassen. Aber wie drei Wünsche, lieber Zehn, kann ich dir aber nicht erlauben, dem Könige auszuweichen, denn mit der Zauberei ist es eben- bin kalt vorbei.

Da schickte der Zehn den Ring lachend an den Jünger und sprach: Zehn gut mein



Die schöne Elsbeth.

(Märchen von Auguste Tschisakoff.)

Vater; morgen will ich unsere Furg verlassen und sie nicht wiedersehen bis ich bringen kann, was unser Herz wünscht.

Am andern Morgen zog der Prinz mit häßlichem Gefolge von dannen: die Helme blühten im Sonnenstrahl und Herr und Diener traten auf munterm Rossen lustig des Weges dahin. Süßliche Schätze an Geld und Silber führten sie mit sich, zum Geschenk für die Deut.

War herrliche Länder durchritten sie und kamen an manch prächtigen Schloß vorbei und wurden gütlich empfangen. Viel edle Frauen und Jungfrauen schauten aus den Fenstern dem schönen Prinzen nach, wenn er wieder fort zog; sie hätten ihn gerne länger beobachtet, aber er eilte weiter mit ruhelosem Sinn. Wenn ihm seine Diener daran erinnerten: daß sie schon lange von Hause fort seien und ob er diese oder jene Prinzessin nicht heimführen wolle, so hatte er immer etwas einzuwenden. Die Eine war ihm zu groß, die Andere zu klein, die Eine lachte zu viel, und wieder eine Andere sah so weinlich aus. Da mußten seine Diener wohl immer wieder mit, so gern sie auch nach Hause geritten wären, denn die Weichen hatten ihr Liebchen dabei. Als aber des Herumziehens kein Ende war, sprachen sie eines Tages zum Prinzen: Wenn ihr durch die ganze Welt reiten werdet, so thut das allein, wir wollen jetzt heimkehren. Dieser bat nun seiner Zeit, sie möchten doch noch eine kurze Zeit verweilen; sie könnten sich mit Tanz und Spiel die Zeit verkürzen, inzwischen wolle er einmal allein sein Glück versuchen und dann sehr bald an diesem Orte wieder mit ihnen zusammenstreffen.

Im Lande am Niederrhein war wohl und breit derüht die schöne Giebeth, welche auf ihrer Hand die Ziele der Glühertume in Felsen hand und Fels verkaufte. Ihre Schätze, die war so unerschöpflich, daß mancher Leute behaupteten: sie wäre ein Engel, der nur deshalb auf die Erde gekommen sei um zu leben, welche Menschen sich armen Kinder für ein Paar Pfennige Felsen abkaufen würden. Doch das war nur ein Gerücht. Die Giebeth war eine Waise, die sich rechtlich mit Felsenbänden ernährte.

Nun kam es, daß der Prinz durch dieses Landritt: sein Dienst führte ihn über die einsame Giebeth, wo die Giebeth ihre Felsen zu

binden pflegte. Gerade ruhte sie aus und schüttete Felsen vom wilden Rosenstrauch der am Wege stand. Da sah sie den Ritter heran kommen und stellte sich erschaut an den Weg hin. Solch blanke Rüstung, solch Blühen im Sonnenchein hatte sie noch nie gesehen. Als der Prinz aber näher heran kam, dachte sie bei sich selbst: wie schön du doch so albern hier und so schön! und lief schnell hinweg.

Der Prinz hatte die schöne Giebeth gesehen; die war ihm nun gerade recht nach seinem Sinn; sie war nicht zu groß und nicht zu klein, sie lachte und weinte nicht. Aber wie sollte er es anfangen sie wiederzusehen, sie mußte sich irgendwo verbergen haben, er gewahrte sie nirgend mehr. Daß sie schön ist, dachte er, daß du wohl, ob sie gut und fremd ist, weißt du aber noch nicht. Da fiel ihm der Ring ein: er drehte ihn rasch am Finger herum und sprach:

Augen, Augen doch dich an,
Nach mir, alt und nach mich krumm!
Seht das holde Kind vorbei,
Daß ich dann kein Prinz mehr sei.

Augenblicklich wurde der Prinz ein altes krummes Männlein. Er setzte sich auf einen Stein am Wege und wartete die Giebeth zurückkam. Das geschah auch wirklich. Da sprach er: Ach liches Mädchen, geh nicht verderb! Hilf einem armen Wandersmann. Meine Hüfte wollen mich nicht weiter tragen; vor Hunger und Thun verkrümte ich fast.

Wie dauert ihr mich, guter Mann, sagte Giebeth. Ich weiß eine Höhle im Sandberge, nicht weit von hier, da wohnt vor Zeiten ein Steinleser mit seiner Familie, dahin will ich euch geleiten: ruhet dort aus, unterdessen ich zur Stadt eilen will um meine Felsen zu verkaufen und um Brod und Milch in eurer Stärkung zurückzubringen.

Der Alte folgte Giebeth und wartete in der geräumigen Höhle, wo er Nees in einem Lager fand, bis sie wieder kam und ihn mit Brod und Milch erkaufte: Bleibt nun hier, sprach sie, morgen will ich wieder kommen und sehen wie es euch geht.

Als Giebeth am andern Tage wieder kam, ging es dem Alten viel schlechter; er verlor die aber Jemanden keinen Aufenthalt zu vertragen und bat, sie möge doch alle Tage kommen ihm etwas zu essen zu bringen. Das versprach die Giebeth zu thun und fragte noch ob sie ging: ob sie ihm die Giebethschätze sehen sollte — Ja, das brauche nur, entgegnete er, ich kann es jetzt gut gebrauchen. Der Prinz

fremte sich im Stillen, denn er merkte an dem Allen, daß sie gut und fromm war.

Nun mußte sich die Glöcketh tüchtig plagen. Das Weinbinten bring! schenkt nicht viel ein und jetzt mußte sie für zwei sorgen. Dazu kam, daß der Fremde, als er an der Pflanzung war, großen Appetit zeigte. Am Morgen sagte er zu Glöcketh: du bringst mir doch noch etwas zu essen vor Abend? Das that er aber, weil er so große Echn: suchte hatte sie wieder im Leben und er dachte: ich will es ihr reichlich vergelten was sie an mir that.

Glöcketh kam auch immer lieber zu dem Kranken und plauderte gerne mit ihm. Eines Tages sagte sie: Wenn du kein so silberweißes Haar hättest und so geschickt einhergingst, würde ich glauben, du wärest so alt noch nicht, auch ist es mir als hätte ich dich schon irgendwo gesehen. — O geht mir ebenso, meinte der Alte, ich glaube ich bin dir schon an einem andern Orte begegnet.

Am andern Tage sagte er: Ich bin jetzt wieder gesund und wohl, gleich will ich weiter gehen und du wirst dann die Mühe nicht mehr haben hier zu kommen.

Da wollte Glöcketh gehen, sie dachte sich aber noch einmal um und fragte: Sollte es sich wohl treffen des Sonntags, wenn ich zur Kirche gehe, auch auf dem Wege zu begegnen? Nein, meinte der Alte, ich gehe weit von hier und komme erst nach zehn Jahren wieder. — Kommt ihr dann in dieses Land? fragte sie weiter. Auch das glaube ich nicht, entgegnete er.

Da wachte sich Glöcketh mit der Schürze ein Paar Thränen aus den Augen, so leid that es ihr, daß er fort gehen wollte. In demselben Augenblick dachte der Feind den Ring am Finger und sprach leise:

Klingeln, Klingeln eile dich,
Wache jung und freuntlich mich!
Dah die liebe Glöcketh dort
Nimmer von mir gehe fort.

Als Glöcketh die Schürze von den Augen that, stand der schöne Feind da, den sie am Rosenkranz gesehen hatte. Der Erbknecht konnte sie kaum sprechen, endlich aber sagte sie: Warum habt ihr mir das gethan? So ihr jung und gesund wäret, künntet ihr euch selbst helfen und ich wäre nimmer zu euch gekommen.

Ich liebe Glöcketh, sagte der Feind, daß that ich Alles aus großer Liebe zu dir und will dir's reichlich vergelten, was du an mir thatest. So es die nun Leid verursacht von dem alten Wäcker zu scheiden, wirst du doch den jungen Feinden nicht verlassen wollen.

Da dachte Glöcketh nicht mehr und er dachte noch einmal den Ring am Finger und sprach:

Klingeln, Klingeln bringe doch
Einen Schimmel, der trägt fort
Meine schöne Königin,
Mit dem guten, frommen Sinn!

Gleich wicherte draußen vor der Hölle ein prächtiger Schimmel, auch der Feind verlor sich dahinter und hinterließ die herrliche Kleider, wie sie die Feindinnen tragen, lagen auf dem Schimmel, darin schlief sich Glöcketh.

Als sie da zu Pferde saßen, dachte der Feind, daß seine Augen noch niemals eine schönere Frau gesehen hätten.

Wie er wieder zu seinen Dienern kam, waren diese erschaut und beschürzten ihn mit Fragen, wo er die schöne Feindin hergeholet habe. Er sagte aber, wenn ihr mitgegangen wäret, hätte ich es gesehen, nun braucht ihr es nicht zu wissen.

Als der alte Vater die Glöcketh sah, wurde er vor Freude wieder jung und acht Tage lang wurde die Hochzeit mit großer Pracht und Herrlichkeit gefeiert.

Der Feuergeist.

Nach von B. Herchenbach.

In einem Dorfe lebte ein Bauer mit Namen Feuerbrand. Das ist ein etwas heiserer Name; und die Kinder werden gewiss fragen: Warum hieß er Feuerbrand? Nun

einstweilen hieß er so, weil sein Vater so geheißen, und einen andern Grund gab es nicht dafür. Eines Tages kam ein fremder Mann in's Dorf, der war ganz in Roth gekleidet von der Nase



Der Feuergeist

Märchen von W. Hordtkebach.

bis auf die Schuhe, und selbst diese waren von rothem Seiden. Sein Haupthaar und der lange Bart, welcher von seinem Kinn herabwollte, waren von derselben Farbe und leuchteten im Dunkeln, das man hätte glauben sollen, es leiteten züngelnde Flammen um ihn herum. Dieser Mann kletterte an alle Thüren an und das um ein Nachtlager, aber die Thüre schloß sich ihm und davor, daß er ihnen ein Wort anrufen würde. Als er auch in dem letzten Hause abgewiesen worden war, schüttelte er im Jern seinen roten Mantel und holte eine Faust gegen die Thorwächter. Aus dem Mantel aber fiel dem Schütze eine Welle von glühenden Funken, welche wie goldglühende Sterne zum Himmel emporstiegen und sich dort in eine dicke Funkenwolke zusammenballten, die mit einem benachbarten Kraden auseinanderplatzte und dann in blühenden Flammen herniederregnete, so daß einer hätte glauben sollen, das ganze Thor werde im Feuer vergehen. Das geschah zum Glück nicht, vielmehr hing der tolle Mann alle die züngelnden Flammen mit seinem Mantel auf und wandte sich dann um, das Thor zu verlassen. Da gewahrte er das Haus des Feuerbrands, schritt auf dasselbe zu und redete an der Porthüre. Als Feuerbrand einkam, fuhr er voll Angst zurück, aber der tolle Mann holte seine Hand und sprach: Dein Name ist Feuerbrand und schweigst du nicht in meinem Hause Herberge finden, denn das Feuer ist mir unterthänig und muß sich meinem Willen fügen!

Ehen war er in die niedrige Stube getreten, wo Mutter Margaretha mit Bernart und Johanna voller Schrecken einer Grabschreie entgegenstarrten. Alle drei brachen in ein Heulgeschrei aus, wie sie ihn in der Stube sehen sahen, die plötzlich wie im Feuer schwamm. Es glühte und glühte in allen Winkeln; das flackernde Licht strömte ihm aus dem Thor- und Porthaare, aus allen Fugen seines Mantels. Fürchtet euch nicht, sprach er, denn ich bringe euch nur Glück! Und zum Beweise schüttelte er seinen Mantel. Drießmal aber leuchteten seine Funken aus seinen Ästen, leuchteten eine Hundstelle glühender Weltküde hingelassen und die Zimmerdecken nieder. Da hob ihr die Herberge im Voraus bezahlt, fuhr er fort, und nun werdet ihr noch keine Gmündungen mehr machen.

Ohne Umstände legte er den roten Mantel bei Seite und nahm den Vorhang am Feuerherd ein. Margaretha warnte mit Schrecken

und Hinterzungen des Augenblicks, wie das ganze Haus in Flammen aufgehen würde. Da lachte aber nicht geschah, wie ihr Schrecken einem grenzenlosen Entsetzen und sie wagte es, den tollgen Mann mit festen Augen anzusehen. Auch Bernart und Johanna verloren allmählich ihre Furcht und ließen sich mit seinen leuchtenden Augen durch die ganze Stube führen.

Margaretha hatte einen alten Theil Kenntnis mit es sollte ihr in allen Anordnungen, in erlaben, welcher der abentheuerliche Gast komme und welches Gewerbe er treibe, aber sie wagte es nicht mit der Frage heranzutreten, sondern ging heimlich darum herum. Der Gast aber merkte ihr Verhaben allmählich und sprach lächelnd: Nun Margaretha, ich will euch nur die vielen Unschicklichkeiten sparen und auf eure Antworten eine dicke Antwort geben. Beiß ich der Feuergeist bin, darum wollte ich am liebsten bei dem Feuerbrande Quartier nehmen, und mit der Gefahr bei den übrigen Thorwächtern war es ebenhin mein Glück nicht, ich wollte mit ihre Herzen prüfen. Alsdenn kann ich's ihnen freilich nicht verstehen, daß sie mich von der Thüre weilen, denn mein Aussehen ist eben nicht danach gemacht, dem Menschen viel Vertrauen einzufößen. Wüßten sie aber, was ich Alles für sie gethan habe und noch täglich thue, so würden sie wohl anders handeln. Mein eigentlicher Name ist aber, Frau Margaretha, ist viel unten im Schreie der Erde. Seht wenn man hier unter dem Tische ein Loch bebrütet, immer tiefer und tiefer bis in den Mittelpunkt der Erde, dann würde man auf eine angebrachte Feuermaße stehen — und dort ist meine Residenz und meine Werkstätte.

Margaretha schaute schnell nach dem Fische unter dem Tische hin, als ob sie sich fürchtete, die glühende Löwe wohl schon dort betrugt zu sein.

Ja, fuhr der Feuergeist fort, das ist ein ganz gewaltiger Kessel, von dessen Größe ihr keinen Begriff habt. Die hohen Schieferalpen würden darin versinken, wie ein Reiter im Suppenkessel. Es brodet und kocht fortwährend darin und ködt nie auf zu sehn. In freistehenden Kassen müßte ich unaußerlich das Wasser wieder und stürzt dann wieder hinab. Auf tausende von Meilen hoch ködt dieser Kessel eine Lücke aus und erlöst die Erde weit und breit. Kein Schrein ist hart genug, das er nicht im Augenblicke in einem glühenden, flüssigen Feuer verwanzt.

Über dem Kessel befindet sich Schmelzrinne, die unten viele Brunnen weit hat, nach oben aber immer enger werden und in vielen Ab-

tungen die Erde hinausschleugen, bis sie auf irgend einem Gehirge an's Lagerloch treten. Wird die Gluth nun allmählig und dringt sich das leuchtende Element so aus, daß es keinen Tag mehr in dem Kessel findet, so heizen die wüthenden Wollen mit stürzenderem Donner und Brausen durch die Rauchlöcher empor bis zur Oberfläche der Erde, wo sie den flammenden Strom in hohen Feuergeräthen in die Höhe treiben, Steine und Asche mit sich führend, Zäune und Dörfer überfluthend und verheerend.

Aber, was! Feuerbrand beschicken ein, wo Niemand da aber der Augen für die Menschen, dessen du dich doch rühmst?

Dieser Augen, ruft Feuerbrand fort, ist größer, als du glaubst, auch um die dichs deutlich zu machen, will ich nur einiges anführen: Wenn der Kessel waltet und brauset und überströmt, dann wirft er oft einen Theil seines Inhaltes an irgend einer Stelle der Erde ab und läßt ihn da erkalten; nach vielen Jahrhunderten entsenden die Menschen unter hochschimmigen Felsen und Buchen einen selten Salatz Berg oder ein anderes Gestein, woran sie sich mit Hammer und Brecheisen machen, um es abzusprengen, ihre Häuser, Kirchen und Palläste zu erbauen. Manchmal hat dieses Gestein regelmäßige Formen mit klaren Flächen und Kanten, manchmal auch ist es ein einziger, gewaltiger Klumpen, nur die um und da von Andern zerhacken. Die Menschen, wenn sie diese Felsen mit Pulver sprengen und die abgelschossenen Stücke zu ihrem Vortheile verwenden, bedenken nicht des wohlthätigen Feuergeistes, der ihnen diese Wohlthat beschert. Wenn sie nur wüßten, wie sehr es mit ihnen in Uebereinstimmung wäre, wenn dieser Geist seine Thätigkeit einstellte! Sieh, Feuerbrand, wenn die Gluth im Innern der Erde nachläßt, und seine Wärme mehr nach oben austritt, dann würde die Erdrinde in kurzer Zeit erkalten und sich nach und nach mit einer Eiskruste überziehen: es würde kein grüner Dalm mehr wachsen, in ewiger Eise, ohne Nahrung und Wärme, müßte das Viehwildgesehele dafe erkalten und in Jammer und Noth ankommen, das auch nicht eine lebende Seele unter des Himmels unendliche. Aber die Wohlthaten des Feuers sind doch nicht auf die Noth der Menschen zu beschränken, sondern sein Rauch hat sich allen Dingen mitgetheilt: ein lebendiger Funke schließt in Holz und Stein, sogar im eigenen Körper des Menschen. Reibe deine Hand, sie wird sich erwärmen, schlage den Stein, der Funke wird daraus hervorströmen, reibe dich Holz, die eingeschlossene Flamme wird entsefelt

werden. Und so, guter Feuerbrand, habe ich meine Hand überall im Spiele; lausche mir! Hinter jeder ich alljährlich in die Welt hinauf und helfe ihnen, im kalten Schmelze der Nitter der Menschen zu brechen, die Schiffe und Dampfmaschinen zu treiben, das Feuer zu baden, die Spiele zu spielen und in millionenfacher Form das Leben der Menschen angenehm und fruchtbar zu machen.

Ährlich, fuhr er fort, werde ich auch manchmal göttlich: Wenn die Menschen in sorgloser Unachtsamkeit meine Kinder unter spielen lassen in Wald und Grotte, in Schenke und Haus, dann verzehrt sich nicht selten der Wald mit seinen verräthlichen Stämmen, Haus und Hof flammen wie ein feuriger Fünferzig gegen Himmel. Aber, wie man die Reinen Menschenkinder hört, daß sie kein Unheil anstiften, so soll man auch den Feuerkindern einen Tamm ziehen und sie sorgfältig beobachten, denn toben sie einmal in wilder Thut umher, so sind sie schwer zu bändigen.

Offenen Mundes hatte Feuerbrand, nehm! Iron und Kindern der nur halb verstandenen Schilderung gelauscht. Lange schwiegen sie, dann sprach Frau Margaretha das Schwestern und fragte: Was hat dich denn jetzt aus deinem Kessel an die Oberfläche der Erde hinaufgetrieben?

Der Feuergeist lächelte und sprach: Müßt ihr Menschen denn immer Grund und Ursache wissen? Könnt ihr die Dinge nicht nehmen, wie sie sind und Gott danken, wenn Alles zu eurem Heile ausschlägt? Doch ich habe meines Thuns kein Bedenken und zu maß es wissen: Jahr um Jahr gehet ich der Sonne, eure Körner zu reifen, eure Baumtrüchte schwachhaft zu machen, eure Spender und Vorrathskammern zu füllen, und so erfüllt den Auftrag leblich, aber nicht immer im vollen Maße. Von weis Jeder, daß der Wein eine Wohlthat für des Menschen Herz ist und er leblich macht. Viele Jahre aber mußet ihr mit dem lauten Zister verlich nehmen, die Heißheligkeit nicht aufkommen läßt, der das Herz einsamereicht und das Herz schwer macht, ohne den Glauben zu erlösen. Darum bin ich selbst aufkommen habe in meinem Wutzel das unerschöpfliche Feuer in der Seele hinaufgetragen und ihr anbehalten, es in hohen strahlen hinaufzuspielen auf die Menschheit, die in den Verzärtelten der Aufthaler wachsen. Meine Zeltner, die irrenden Kometen haben Auftrag, ihre flammenschwinge anzukündigen über die Erde und nicht zu weichen aus den frummenigen Bahnen, die der Wäner

im reichen Ginstetlegen seine Dankbitten gegen Himmel erhalten läßt.

II.

Der reiche Jüngertrug erhielt Herberge in Jüngertrug's Hause. Sein kühnheit vertheilte reichen Segen über Gärten und Felder und die Kisthe erheben stetig ihre Flügel, denn die Götter hielten von überirdischen Dingen und je mehr die Jüngertrug'sen, desto mehr schweben sie an mit festeren Füßen in den neuen ruhenden Strahlen der brennenden Sonne. Die Jünger erheben dankbar ihre Augen gegen Himmel und jenseits in ungetrübter Klarheit durch die Weinberge. Es bezog sich aber im Laufe des Sommers, daß alle Flüsse austrockneten und die Wälder vor der Zeit ihre Blätter abblühten, weil die lebende Erde ihren Wurzeln keine Nahrung mehr bot. Die Lärche nahm so zu, daß Jüngertrug'sen emkanten und ganze Städte und Dörfer in Asche gelegt wurden. Da war Jüngertrug und Giebt nach und fern und die Unglücklichen irren abwärts im Wald mit Asche umher.

Kaum war der eine Brand gelöscht, so wimmerte von Neuem die Brandglut durch die stille Nacht und weckte die schlafenden Dörfer, daß sie zu schmaler Hüfte herbeiziehen mochten. Da geschah es eines Tages, daß der Hof eines Bauern Feuer fing und in hellen Flammen zum Himmel aufstiege. Das Vieh in den brennenden Ställen brüllte entsezt und rannte sich an den fensternen Rängen fort die Fässer ab, aber Niemand mochte sich in die mit Rauchwolken unterlegten Flammen. Das Vieh wurde von Minute fürchterlicher und brachte die umstehenden fast zur Verzweiflung. Die Flammen schlugen zu dem Strohdache heraus und flackten durch die zerbröckelten Fenster des oberen Stockwerkes, als plötzlich ein hergerattertes Sommergeheul ertönte und die Kinder des Hofbauern an dem Fenster erschienen, indem sie unter gräßlichem Geheul um Hüfte riefen.

Die augencheinliche Lebensgefahr der Kinder spernte die umstehenden an, sich mit eigener Gefahr hinaufzuwagen. Bald brachte man reitend und muthig sieben mehrere handfeste Männer empor, den Kindern zuvorkommend, noch einige Augenblicke muthig zu verharren. Aber sie kamen nicht weit, bald trafen sie die immer schmelzender werdenden Sommerflammen zu, denn hatten die Flammen ihnen Fort und Ausweg verweigert.

Jedermann konnte einsehen, daß der nächste Augenblick Tod und Versterben bringen mußte

und daß keine irdische Macht im Stande sei, den Unglücklichen Hüfte zu bringen. Wie auf Betabrung suchte die Belfenmaße um das brennende Gebäude nieder und erließ unter lauten Schreien und Gebet die Hüfte gegen Himmel. Es war ein eiderdäusches und galsches elabenes Schreien, als viele Menschen im höchsten Nothstand zu Gott, von den lebenden Flammen erlöset.

Da der Jüngertrug'sen Mann, der einzige, welcher nicht kniete. Seine rüste Gestalt war in einen schwarzen Mantel gehüllt, dessen Spitze glühende Klänge, über den Kopf geschlagen, das etliche Gesicht einnahmte, in dem vor dem Gruppen Vorwärtse sah seine Hüfte zu leben waren. Er brütete beide Hände gegen den Brand aus und begann die Flammen in einer unbekannten Sprache zu beschwören; dann nahm er aus einer silbernen Tasche, welche er unter dem Mantel am Gürtel trug, einen weißen Staub und streute denselben unter Krumeln und leuchtenden Gebeten gegen das Gebäude. Nach vielen Geremonien sagte er sein Haupt bis auf die Erde, küßte dieselbe und schritt dann durch die intensive Hitze und machte mit dem aufgeschwungenen Finger eine cabalistische Figur auf einem Gefesteten.

Alsbald erlosch die Flamme und dieses geschah so unglücklich, als wenn sie der Mund Gottes mit einem einzigen Athemzuge hinweggeweht habe. Selbst der Rauch war erlosch und das Feuer noch so heftig flammende Gebäude, zeigte keine andere Spuren des Brandes, als die geschwärtzten Stellen. Die Kinder und das Vieh waren gerettet, das Haus war dem glücklichen Ruin bewahrt.

Alle Augen wandten sich dem Feuerbedrückten zu, und Bauer und Bäuerin führten bethei, um ihm zu danken, aber wie von der Erde hinweggeblasen eber in tiefste Abgründe gerathen, war er nirgend mit einem Auge zu sehen.

Dieses sonderbare Erscheinen, Verschwinden und Feuerbedrückten ereignete sich in verschiedenen Wäldern, so daß die kühnsten Geister den abentheuerlichen Geset allenthalben laut riefen und lachten und kein Aushalten noch hielten. Das Geheimniß, welches mit ihnen Schritten ging, machte ihn nur um so interessanter.

Einmal, da er eine Ritze vor dem Fenster bewahrt hatte und das Vieh sich um warzte, um ihm die Hüfte zu fassen, rief er den Knechten zu, indem er allmählich umherlief: Aber die Verblüfften überließ ihm denjenigen, welcher an all diesem

Gienke die Schuld trägt, so werde ich ihn unmisslich machen und brands nicht Tag um Tag den Schminz zu erleben, wie eure Hölzer in den Klammern aufstehen. Jetzt war er! Aber die Worte, welche er ausgesprochen, verdrängten mehr mit ihm. Es war also ein Kistenwärtiger unter ihnen, ein Brandstifter, der mit kaltem Blute und bester Freundes Laute zu Betteln machte. Die Muth demüthigte sich des ersten Laufens und sie schwenkte dem Brandstifter Leth und Verberben.

Kolgt mir unter die Fintel! Ichrie eine Stenierstimme. Alles Fell wälzte sich schreieud und deutete der mächtigen Kunde zu, welche ihre gewaltigen Arme über den Hügel ausstreckte, den sie beherrschte. Der Sprecher betrug eine der aufgespritzten Wurzeln und machte ein Zeichen mit der Hand, seinen Worten Gehör zu schenken: Alldahin legte sich das dumple Gebrause und der Sprecher hob an: Ihr seid mit Recht entrüstet über den schrecklichen Veleicht, der eure Hölzer und Schuppen, eure Kisten und Schulhäuser in Brand steckt, der eure Wälder und eure Gräben dem Brande übergibt! Bei diesen Worten erhob sich der Vorn des Neuen, welche Fläche durchgitterte die Luft.

Ihr wollt ihn strafen, wollt nicht ruhen, bis sein verrätherischer Kopf zu euren Füßen liegt.

Ja, ja! Das wollen wir!

Wer konnte sich darum tadeln! Ein artedtes Gefühl der Rache belebt euch und ich gebe euch den Hymen meine Zustimmung, aber saget mir, wer ist der Verworfene, der also euren Zorn gereizt hat?

Die Verammelten sahen sich einander fragend und verhielt sich an, aber Niemand konnte Auskunft geben.

Ein beständiges Räden flieg über des Mannes Züge, der auf den Vorderwurzeln stand. Nachdem er eine Zeitlang im Kreise umhergezogen hatte, rief er: Niemand kennt ihn. Niemand weiß seinen Schlafwinkel! Wohlthun ich aber fern von und ich weiß seinen Aufenthalt! Helfet mir, daß wir ihn an Händen und Füßen abführen, dem mächtigen Verworfene unterwerfen, der immer bereit ist, euch Hölzer zu bringen!

Sind wir es von den Vorderwurzeln und durchdringt die Menge, ein blankes Feld in der Wälder Schwärze. Der wüthende Haufe folgte ihm schnell und lebend nach. Der Verworfene schloß sich durch die Astkanten bis zu Feuerbrands auf.

Wer häßlich! sagte der Sprecher, denn im

Feuerbrands Haufe ist das Ungeheure verborgen, dem ihr den Tod geschnitten! Jaget! Ich sag er mit der Axt auf die Thüre, daß sie in zwei Stücke sprang.

Feuerbrand erdicht in der Entfernung und fragte nach der Bedeutung des massenhaften Beisammens.

Wich den Brandstifter heraus! Ichrie die Menge. Er muß herbei! Keine Gnade auf Erden! Möge er sich in der Eile zum Tode vorbereiten!

Ja, Ichrie der Anführer, zieh den Rothmantel heraus! Oder willst du etwa gemeinliche Sache mit ihm machen?

Es geht mir Arsch, flatterte Feuerbrand, daß ich meinen Gell befrage, ob er des Verbrechen schuldig ist, dessen ihr ihn anlaget! Und er ging in's Haus und sprach: Dein Leben ist bedroht! Was zeich dich der Brandstifterung!

Dachte ich's doch, daß der Rothmantel zu Antwort, daß der alle Giezapfen mit verfallen würde. Höre Feuerbrand, ich bin so wenig ein Brandstifter als du. Freilich, wenn ich in der Nähe weile, so muß man Hohn und Hof wohl in acht nehmen und nicht freventlich und leichtsinnig mit Stoffen umgehen, die leicht ihre Umgebung in Feuer verwandeln. Sie werden mich greifen, und du wirst nicht im Stande sein, ihnen zu widerstehen, aber wenn der Giezapfen seine Rache an mir geküßt hat, dann werden sie ihre That bereuen. In keiner Nacht aber liegt es, mich zu betreiben und der Unwissenheit einen Tienst zu leisten, nachdem sie sich in Arme dem Giezapfen als mich mir ungeachtet haben. Ein Tropfen des Todes aus der einzigen Vamppe wird brennen, mich und dem Haufe zu töten.

Eben schämten die Reutere heran, schon streckten sie die Hände nach ihrem rothen Mantel aus, da tauchte unter ihnen der Brandstifter auf. Ihm um sein Verh, sprach er, aber wendet seinen Mantel um und hängt ihn verkehrt über seine Schultern.

Sie hätten lieber drein geschlagen, aber da der Brandstifter es so wollte, so schlugen sie sich und hatten keinen Verstand bald angefaßt. Da zog der Mann einen langen hippian Giezapfen aus seiner Tasche und verbrühte damit das Feuergeflüster. Alldahin verlor sie ihren Glanz und die Wangen ihre Röthe. Er begann mit den Fingern zu klappern und fuhr sich um Feuer, aber dieses hatte aufgehört in jedem, nur schwächliche und blau flackerte das Alldahin und erlosch dann allmählich. Die Ketten und angebrannten Holzstücke erloschen auch allmählich, nur die graue Asche blieb übrig. Die Männer, welche den Feuergeist hatten

binden und tödten wollten, begannen ebenfalls mit den Jähnen zu schallern und stiegen mit den Hühen gegen den Beten, um sie zu erwärmen. Die Jemmer bedeckten sich mit Gieblumen, welche jetzt noch die strahlende Sonne vergoldete, die Menschen auch ausgemacht den Feuerbrand verlor und sich in dicke Schlier einbüllte.

Die erschauerten Leute leben sich verwirrt an und der eine fragt den andern: Welches schreckliche Wunder begiebt sich?

Da sprach der Feuerbeschwörer: Habt ihr's doch gewollt, daß ich ihn unschätzlich mache! Nun wehlan, sein Regiment ist zu Ende, das meinzige beginnt. Er wird euch keine Häuser mehr anjunken, weil ihm die Kraft gebricht; ich aber werde alles Feuer löschen und mit Kälte die ganze Erde und ihre Bewohner schlagen! Die Männer wollten ihn greifen, aber keine Gefahrlei verwandelte sich in eine Schauerwolk, welche durch den Scherstein entwichwehte und im Aufwirbelstigen Hagel und Eis auf die Untenstehenden hinwarf.

Welch ein Schreden fuhr den Bauern durch die Glieder, als sie alle ihre Felder und Gärten im Schmet begraben fanden, mit Eis Weizen und Felder überdeckt. Alle Scheunen, Ästen und Kästen waren bald leer und da Feld und Gärten nichts boten als befeuerte Pflanzen, so wurtte überall der Hunger und das Elend über die Wäshen groß.

Als die Begräbe ganz aufgezert waren, brach eine Hungerleude unter den Menschen aus, welche sie zu Laufenden hinweggrasste. Und wie viele gab es unter den Ueberlebenden, welche ihre vorausgegangenen Gräber um die Enlle des Todes und die Ruhe des Grabes beneideten! Nur im Feuerbrands Haule herrichte kein Mangel; war qualte ihn und seine Familie die tödtliche Kälte, aber es schelte ihnen nicht an Nahrungsmitteln. Vollaus versehen mit Allem, was zu des Lebens Nothdurft nöthig ist, fühlten sie die grimmige Kälte weniger, als die Armen Leute, welche in und auswendig nichts haben, was die entsetzliche Wärme zurückhält. Da die warmen Hüllsmittel endlich zu Ende gingen, fanden sie jeden Morgen Frod und Fleisch in hinreichender Menge auf dem Tische. So weit waren sie allerdings vor dem Verhungern gerettet, aber es leste mit der Zeit nicht wenig Mähe, die geschnittlichen Spenden zu steuern; denn, da keine Kunst auf Erden im Stande war, Feuer anzujunken, der Frost sich aber von Tag zu Tag verschlimmerte, so lag die Kälte die Thieren in einem Steine zusammen, welche nur Art und Peil zerrinnern konnten. Und wie lange dauerte es erst, bis

sich dann das harte Eis im Wunde erwiderte! Feuerbrand erinnerte sich in der höchsten Noth der Worte des Feuergeistes. Ein Tropfen des Eols and der ewigen Lampe wird hinreichend, mich aus dem Banne zu lösen! Tödtlich hatten ihm die Nachbarn angelogen und gelprochen: Erwarte und Vergeltung bei dem Wanne, den wir dem Verderben übergaben! Zerberbter Weihe erinnerte er sich aber erst heute der ehigen Werte. Alldat schritt er auf die Kirche zu. Der dem Altare brannte die ewige Lampe. Er hatte erwartet, sie erlösen und das Tel in Eis erharren zu finden. Da er statt dessen die Flamme und das gelbe Tel sah, durchfuhr ihn ein Schauer der Ehrfurcht, denn dieses heilige Licht war die einzige Flamme im Terte, die nicht erlösen war. Und viele einzige Flamme mochte nur seinen Augen sichtbar sein, denn als er die Nachbarn herbeirief, um ihnen das Wunder zu zeigen, erklärten sie ihn für einen Narren. Sobald aber Feuerbrand mit der Hand aus der Lampe arschöpfte hatte, leuchtete auch ihnen die Gottesflamme, und Alle hielten auf ihre Angehörigen und riefen den Almächtigen. Feuerbrand schwante hinaus, im Thnen liegend, was er mit dem Tole beginnen sollte, um den Jander zu löten. Er legte seinen Nachbarn den Hüll vor. Niemand wollte ihm zu rathen. Da scherte er in die Kirche zurück und schelte um Erleuchtung. Als er sich erhob, strahlten seine Augen, er schritt geraden Weges auf sein Haus zu, hielt die Hand über den Feuerbrand und trüpfte das Tel hinab. Kaum hatte der erste Tropfen den Tischel berührt, so scherte eine prasselnde Flamme empor und leste hier auf der Brandmauer. Den die Flamme and strahlte ein Angesicht und der Aethmantel schwelte Lileind auf venischen bemeriet und nahm seinen alten Plaz im Tessel ein.

Kaum drang der Rauch durch Feuerbrands Scheinthe, so entschledten sich alle Feuer im Terte, wie durch einen Handerkling und die halbaaren Thieren, welche noch als unerschaltbares Eis am Halsband hingen, fedten weiter, als es nichts verfallen so.

Nicht weniger wunderbar war es, daß Hetter, Wiken und Wälder wieder in ihrer Sommerpracht tahtanden und von anmalender Höhe erentlich schwelken. Die Leute gingen wieder mit Spaten und Harke hinaus und dankten mit allerkindem Herzen dem Feuergeiste, der sie errettet. Nur die vielen Thieren webten einen tiefen Traueren in die allgemeine Freude. Da sprach der Feuergeist: Sage den Leuten, daß sie alle ihre Tellen in einem Kranz um

die Kirche legen, die Hüfte argen das Gemüth geküht. Wenn ihr dann hinaus geht auf das Feld, so werth ich sie lebendig machen.

Die Gravadinen thaten nach des Feuergeistes Weisheit, nur die Kinder blieben im Lerte. Der Feuergeist sah auf seinem Schiel, indeß Erntzeit in der Stube spitzte und Jehanna sich tranken in ihm machte. Nimm ein Schwefelstübchen aus der Lese deut auf dem Gehirne, herab er zu dem Knaben. Schnell war dieser bei der Quast, denn er spitzte so gern mit Schwefelstübchen, weil Vater und Mutter es ihm stets verbot. Striche kamt über meiner Mantel, herab der Feuergeist. Der Knabe that es mit Begehr, aber plötzlich zerbrachen glühende Flammen aus dem Kleiderstübe und saßen in allen Richtungen durch die Stube und von da in die Stube und in den Stall. Die Flammen mit Rauch vermengt, schlangen bald zum Dach und zur Hausthür hinaus. Unglücklicher Weise war die untere Thüre verschlossen und der geängstigte Knabe bemühte sich vergebens, sie zu öffnen. Er schrie in seinen Knien so erbärmlich, daß das Schwertheim herbeilief und mit Schreien den Thurm gewahrte. Feuerbrand und seine Frau vernahmen ebenfalls das Klagegeschrei und da sie die Augen aufhoben, gewahrten sie ihr Haus in Flammen. Gilt ließen sie herbei, hoben den Knaben über die Kiste und wollten dann in's Haus dringen, um zu helfen, aber der Feuergeist trat ihnen jählings entgegen und sprach:

Hier eine Hand zum Fischen reist, ist des Todes. Die armen Leute mühen sich, wie er Lethen und den in die Flammen warf und die Kohlen überall hinstraut, wo sie leicht zünden konnten. Da, wie das Brennt! Ichte er voller Entzücken mitten in den glühenden Flammen und flüchtete vor Freude in die Hölle.

Feuerbrand schrie voller Entzücken: Wie doch ein Feuerschiffer! Wäge ihm der Herr anständig sein! Im Ha war das Gebirge ein Niederkommen. Die Kothbrenn umhaueten die Städte und der alte Haß begann wieder in ihren Herzen zu leimen. Der Geist aber nahm seinen rothen Mantel voll von der glühenden Hitze und rief: Helast mir! Heran schritt er zum Fischen, wo die Fische um die Kirche lagen, wie er angetrieben hatte.

Jetzt stellte er sich dem Hochaltare gegenüber und streute eine Hand voll Asche in die Luft. Durchdringt den Kreis der Schwefelstein, immer höher blies und Sprüche murmelnd. Mächtig erheben sich die, die im Kreise lagen und brennten den Herrn einen Verfallung an. Der Feuergeist aber zerbrach seinen Mantel auseinander und ließ alle kranke Flammen in den Hellen empfangen, wo er verbrannte.

Da nun nach einigen Tagen Feuerbrand mit betrübtem Herzen den Schwert wegzunehmen, um eine neue Hütte zu bauen, da fand er unter den Fundamenten einen großen Schatz glühender Feuersteine, welcher ihn zum reichsten Manne des Dorfes machte.

Tucas.

Wachen von Ludwig Dand.

In einem Dorfe lebte einst eine Witwe mit ihrem einzigen Sohne, welcher Tucas hieß, ein großer Lärmschrei; doch beide waren so brav und gut wie am.

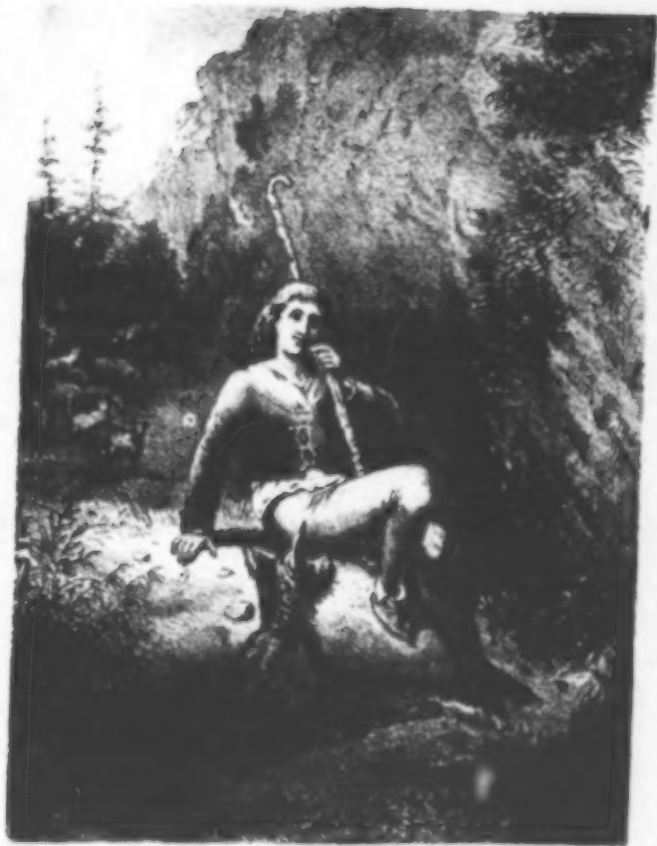
Tucas übte bei einem reichen Pächter die Schaufelarbeit, die Mutter trachtete eifrig die Spinndel, weil sie Hausmische und sonstige Bedürfnisse erhielt.

Tucas war als Kind immer schwach und kränklich gewesen, doch seitdem er Tag für Tag mit der Schaufel auf den freien Bergen umherlief, wurde er schön, stark und gesund. — Seine Mutter hatte ihm oft von dem Vater erzählt: wie er die Welt durchschweif, wie er als Krieger

in den Kampf gezogen, vieler Schlachten er mitgemacht und wie er zuletzt auf dem Schlachtfelde schwer verwundet geblieben sei.

Seine Grabschmerzen wichen mächtig auf das Herz des jungen Mannes, und wenn er mit der Schaufel einmal zwischen den Hellen umher schreute, war ihm immer das Bild seines Vaters vor der Seele; dann ließ er ihn nicht ruhen, dann erlosch auch ihn die Lust die Welt zu sehen.

Als er einst an einem schönen Herbstage die Jugendzeit sich sammeln und festsetzen sah, da wurde seine Brust von einer solchen Sehnsucht erfüllt, daß ihn die hellen Thäner



Lucas.

(Märchen von Ludwig Bünd.)

von der Menge helen. Doch nach kurzer Zeit hatte ihn ein anderer Gedanke erfaßt: er bedachte seine Ithelen, trieb die Herde zusammen und gerieth nach Hause. Bald fand er vor seinem verwundeten Herrn und mit aufgeregter Stimme sagte er zu diesem: „Herr, ich kann nicht der Huch bleiben: ich will in die weite Welt ziehen und mein Glück probiren.“

Sein Herr sah ihn mit großen Augen an. Er lies ihn ungern ziehen, denn er war brav und konnte gut mit der Herde umgehen, und da er ihm nicht nicht sterben lassen wollte, machte er ihm Verweise, das er seine Mutter verlasse. Doch sein Jureken und sein Bräutigam lernte den Tausch halten: der Richter gab ihm endlich den rückständigen Lohn und schickte ihm Glück auf den Weg. Mit einem Schwimmgang fuhr er zu seiner Mutter, doch als er sich ihrer Wohnung näherte, sah er ihn plötzlich auf der Höhe, lag sie unten allein wie eine Waise, und bei dem Gedanken blieb er stehen an der Pforte stehen.

Aber die Hoffnung, die sie wie sie sah, das Glück zu finden trieb ihn hinein zu gehen. Er war vor seine Mutter. Nicht erkannt, trieb sie auf seiner Umarmung und auf einem ganzen Flecken, das er etwas Besonderes auf dem Herzen hatte, und als sie ihm sehr ins Auge sah und dann vertraulich bei der Hand faßte, da schaute er mit abgewandtem Gesichte seinen Plan.

Im ersten Augenblicke stand die Mutter vernichtet da: Ithelen riefen über die gezeichneten Wangen, dann, nach einem tiefen Seufzer sprach sie: „mein Sohn, wie du es willst: ich bin bereit! Gott wird dich beschützen und meine innigen Gebete begleiten dich!“

Eben nach wenig Tagen stand Tausch mit einem leichten Kiesel, in dem er eine tiefergehaltene und einige Gedächtnisse hatte, zurückließ. Als die Sonne hinter den Bergen hervor kam, sah er sich schnell auf den Armen seiner weinenden Mutter, die ihn nicht loslassen wollte: er drückte sich den leichten Hut mehr auf die Wangen und eilte hinaus. Vor der Pforte wandte er sich noch einmal um und schied die Mutter sehr an die Brust: dann bog er schnell um die Ecke und bald lag das Dorf hinter einem Hügel. —

Wie damals Zeit war vergangen: Tausch hatte noch immer kein Wanderlust nicht bestritten. Er sah auf seiner Wanderschaft den Herbst schweben, den Winter kommen und schloffen und den neuen Tag erwachen, und

immer lag er weiter hinaus, lang sah ein laßiges Licht und war ganz Tausch. Dabei war seine Begeisterung bis auf drei Kreuze gekommen gekommen: viele aber wollte er zum Nachdenken an seine Heimat nicht ausgeben.

So kam er eines Tages vor eine große Licht, die rings von hohen Mauern umgeben war. — Das war die Festung eines großen mächtigen Königs. — Als er durch das Thor, drückte er sich, kam ihm ein altes Mitternachts entgegen, welches ihn um ein Mitternachts bat. Er schaute seiner Mutter, die er auf der Wanderschaft ständig vor Augen hatte, und eine Ithelen drängte sich in sein Auge: alsbald griff er in seinem Sack und gab der Alten seine so lang gehaltenen drei Kreuze.

„Nunest Leben!“ — sprach die Alte und freundlich lächelte sah sie ihn an und drückte ihm sehr die Hand.

Er schritt weiter, und als er die prächtigen Säulen sah, als er an den mit blauen weißen Marmorsteinen belegten großen Säulen vorbei ging, da wurde ihm endlich bange in der Nacht. Schicksal verfolgte er die langen Straßen und er wagte es kaum sich nach irgend einer Seite zu wenden, um etwas zu sehen: nur umvillen, wenn ein Wagen an ihm vorbeifuhr, blieb er stehen und sah der hellen Equipage und den schönen Pferden haunend nach. Endlich kam er an ein großes Gebäude, das rings von einem hohen Mauer umgeben war. Obelang und dabei schaute ihm auf allen Seiten entgegen, und lange kam er nach, was dort wohl für lustige Menschen zu sehen mochten. Er blieb stehen und sah nach den Fenstern und hörte auf die Töne, die von innen erklangen wurden.

Da gewahrte er an dem rechten Portale drei Schicksal einen Mann, im bunten, blauen Rock, mit Edel und Purpur bezaubert, eine Krone auf dem Kopf, der ruhig auf und niederlag. „Aha!“ — sagte Tausch vor sich hin — da weichen auch die Herrn zuhause!“ — Nun richtete sich eine ganze Hofgesellschaft auf den glänzenden Mann am Portale.

Der, als er sich verabschiedet sah, trieb seinen Janen, (denn es Schmeichler, warf sich in die Brust und lies seine Worte so sehr in der Sonne spielen, und nach und nach kam er dem Tausch, so weit er durch, näher.

Dem Tausch schrieben die Augen vor immer mehr: aber es lehrte ihn ein Zeichen, als plötzlich auf dem Portale ein armer Hase ohne Hosen, streifte seinen Arm, die sich in langen, schwarzen Hosen auf dem glänzenden

aussähen. Sein Herr sprach laut, als die ganze Schaar sich jetzt auf den Ruf eines Kommands drehte und wandte und mit der Wurste, wie mit einem Ringhilt spielte.

In der Nähe des Lucas hatten sich vier und noch eine Menge Jäuhener eingeschoben; doch er hatte sie alle nicht bemerkt, er hatte nur für die Selbstaten Sinn und war so beglückt, daß er mit Hand und Fuß alles nach-machte was die Schaar ausübte, wobei er seinen Reithöfen als Muster benutzte. Er nahm so gar nicht wahr, daß die Umstehenden über seine schlaffen Bewegungen herzlich lachten.

Gutlich riefen die Selbstaten wieder in das große Haus, und nur der, welcher ver-dien so laut gerufen hatte auch einige alte Graubärte blieben auf dem Platz zurück. Da ging auch Lucas von seiner Stelle; aber nicht die Straße hinunter, sondern geradweg auf den Platz, wo die Geueren stand. Mit dem Hute in der Hand ging er stöhn auf den Anführer los und dreht und laut sagte er, daß er alle hören konnten: „Ich will auch Selbstat werden!“ —

Man sah ihn vom Kopf bis in den Rücken; der Anführer aber trat ihm näher, nickte ihm freundlich zu, grüßte die Stärke seiner Arme mit einem kräftigen Gröbe und trug nach seinem Namen „Lucas“, antwortete er sich, und ein Lächeln zog über die Backen der Graubärte. Der Anführer hatte Gezeiten an ihm; er streifte ihm wohlwollend auf die Schulter und gab ihm mit dem Hundschlaue den Werkbefehl.

Man wartete er einem der Graubärte übergehen, der ihn in das große Haus und zwischen die blauen, ängstlichen Selbstaten führte, in deren Mitte er bald frohlich und ängstlich und jetzt glaubte er das Glück gefunden zu haben.

Es war große Parate; der König wollte seine Selbstaten muthen. Muffen und Lähel und Knipps waren so blau, als ob alles von purem Gold und Silber gewesen wäre.

Auch Lucas hatte sich in der Reihe; wie sich das Volk so drängte und wie er Alles so gerührt erblickte, da dachte er an: „wie meine Mutter doch hier; wie würde sie sich über die Treue und über ihren Sohn freuen.“

Der König kam; alle seine Feinden und Feindinnen und viele Knechte und Knecht folgten ihm in Reite und in Wagen. Mit einem lauten „Gurrah!“ wurden sie empfangen und der Jubel währte fort, als der König mit

seinem Gefolge die Reihen entlangritt. Die Feindinnen arbeiteten tapferlich und die Muffel schmeterte, daß es weit in der Runde widerhallte. Und das dauerte so mehrere Stunden hinter einander.

Als die Parate beendet war, mußte Lucas auf Wache stehen; er kam aus Finken vor ein kleines wasserabweisendes Schloß, das von einer Jäuhenerin bewacht war.

Die Jäuhenerin hatte dem Könige ein solches Leben gewährt, als er an einer unbefriedigten Rastzeit darniederlag, und dafür ließ ihr der König aus Dankbarkeit später das prächtige Schloß erbauen. Die Jäuhenerin war gut und außerordentlich mitleidig und nur irdischen Menschen war sie unerbötlich. Man liebte sie allgemein und sogar die Feindinnen belustigten sie oft in dem schönen Schloß. Aber sie hielt in die Ungnade des Königs, als sie der höchsten Feindin die Jäuhenerin lehren wollte. Er verbot ihm in das Schloß, verbot ihr daselbst nie mehr zu verbleiben und seinen Besuch zu empfangen. Das Schloß aber ließ er mit einem kräftigen, wasserfesten Graben umgeben und eine schmale goldene Brücke führte über diesen ins Schloß.

Da nun aber die Jäuhenerin trotz ihrer Macht das Schloß nicht anders als über die Brücke verlassen konnte, so glaubte der König sie stark genug bewacht, wenn er eine Schildwache vor die Brücke stellte, der ihr den Uebergang verwehrte.

Aber der König irrte sich; die Jäuhenerin lachte seinem Verbot, denn thätlich wußte sie die Selbstaten zu täuschen und in immer anderer Gestalt verließ sie thätlich das Schloß. Sie rückte sich auch am Könige für sein ungerechtes Verbot gegen sie; kaum war sie aus dem Schloß, so eilte sie nach dem Pallaste des Königs, und wo er sich auch aufhielt, wie er sich auch verhalten mochte, überall trat sie ihn, und wenn sie ihm gegenüber stand, fing sie so fürchterlich grinsen zu lachen an, bis sich seine Haare vor Grauen empor hoben. Später ging sie ruhig und gelassen in ihr Schloß zurück. — Die Schildwache wurde dann immer streng mit Furcht und Furcht bestraft, und keiner der Leibwache, ging ohne Furcht auf den goldenen Felsen.

Lucas war das erstemal hier und überhört auf Wache. Er hatte noch nicht lange gestanden; er dachte eben nach, was er thun sollte, wenn die Jäuhenerin erwiderte, denn er war von allen Seiten auf die Brust der Feinde aufmerksam gemacht, da sah er plötzlich aus dem offenen Thore des Schloßes ein

liebliches Kind kommen, das erst schüchtern um die Plüschdecke vor dem Schloße ging, dann aber lustig bis auf die Brüste sprang. Er nahm sich vor, das Kind mit einem tüchtigen Schütze zurück zu treiben, denn ihm ahnte wohl, daß die Zauberin unter der schönen Form verbergen war.

Das Kind kam näher und näher; jetzt war es nur noch einige Schritte von Lucas entfernt, da blies es plötzlich heben, sah ihn an, lächelte ihm freundlich zu und ging ruhig ins Schloß zurück. Lucas sah ihm erstaunt nach; er glaubte nun die Zauberin werde bald in anderer Gestalt erscheinen und die Flucht um so leichter versuchen, aber er täuschte sich: die Pforte des Schloßes, die hinter dem Kinde zugemacht wurde, blieb den ganzen Tag verschlossen, und während der Nacht hörte er eine wunderbare Musik, die ihn munter erhielt und ganz froh und glücklich machte.

Am andern Morgen wurde Lucas von seinem Vetter abgeholt und zum Könige gerufen. Mit Jucht und Jagen ging er hin, denn er glaubte, die Zauberin habe das Schloß trotz seiner Wachsamkeit dennoch verlassen.

Aber der König hatte die Zauberin nicht gesehen und dachte, daß er das der Klugheit des Veters zu verdanken habe, deshalb lebte er bieren über alle Maßen und gab ihm noch vieles Geld. —

Kaum hatte Lucas den Ballast des Königs verlassen, da wurde der König schon wieder durch das entgegengesetzte Thoren der Zauberin gesandt. Die Zeitungen wurden noch strenger bestraft; aber es half nicht, die Zauberin erschien alle Tage, bis Lucas zum zweitenmale als Vetter vor die Pforte kam.

Dieses Mal glaubte er nicht so glücklich zu sein. Inzwischen stand er auf seine Wuskete auf; er gedachte erst eine lange Zeit seiner Mutter, dann der Enkelin, die seine Kameraden erlitten hatten, und im Weide fühlte er sich die harten Prügel auf seinem Rücken.

Als er so stand und mahnend nach dem Schloße schaute, hörte sich leise die Pforte und ein kleines, schwarzes Hündchen kam verständig heraus geschlichen. Lucas stellte sich schnell mit der Wuskete bereit, um mit einem Schläge oder Steie das verauerbte Thier zurück zu jagen. Bald war das Hündchen ihm nahe; schon hete er zum Schläge aus, da blies das Thier plötzlich heben, sah ihn mit leuchtenden Augen an, wuschelte mit dem Schwanz und ging ruhig ins Schloß zurück.

Wieder blieb den Tag über die Pforte verschlossen, und als der Abend kam und

während der Nacht hörte Lucas wieder die liebliche Musik. — Als Lucas am andern Tage von Wache nach Hause kam, schloß ihm der König eine goldene Kette und ließ ihm vor allen Kameraden öffentlich danken. —

Bald kam Lucas zum drittenmale auf den gefährlichen Pöken; wiederum war in der vergangenen Zeit seiner keiner Verzöger ohne Strafe davon gekommen und deshalb schlug ihm jetzt das Herz vor Erwartung doch in der Brust.

Das Schloß war wie ausgehoben, nichts regte sich in den Wänden und die Tottenfüße theilte sich der ganzen Umgegend mit. Als die Sonne bereits gesunken war, wurde es jedoch lebendig umher, und in dem Schloße regte es sich geheimnißvoll und bald sah Lucas den hellsten Lichtglanz aus allen Fenstern strömen. Jetzt erst spannte er eine Ausrufersamkeit. Glücklich öffnete sich die Alagethüren des Schloßes und heraus kam eine alte, graubäupige Frau, die langsam auf die Pforte zuschritt.

Lucas blieb ruhig stehen. „Du“, — dachte er — „die laßt mir nicht so schnell daren!“ Die Alte kam langsam heran und als sie ihm auf einige Schritte nahe war blieb sie stehen und sah ihn lange schweigend an. Endlich sprach sie: „Du kennst mich nicht? Ich aber kenne dich genau, und gewiß kennst du auch mich wieder, wenn ich dir diese viel Kreuzer zeige!“ —

Jetzt wurde es dem Lucas hell im Kopfe; er erkannte in der Alten dieselbe wieder, der er beim Eintritte in die Stadt die drei letzten Kreuzer gab und wiederum und schon bildete er zu ihr emper. Die Alte merkte es und sprach: „Ich bin diejenige welche man hier bewacht, ich bin die Zauberin; doch fürchte dich nicht, du laufe ich nicht daren!“ — Du bist ein braver Burche und wirst einst noch recht glücklich werden.“ —

Nun sagte Lucas Antraten zu der Alten und mit gerührter Stimme sprach er zu ihr: „Wie soll es kommen, daß ich glücklich werde?“ —

Die Zauberin sprach: „Das warst ab!“ — Hierauf gab sie ihm eine glänzende Acher und eine duftende Blume, worauf sie weiter sprach: „Derjenige, welcher diese Blume von der he kommt, wird mit inniger Liebe an dich gekettet sein, und so lange du diese Acher besitzt, wird keine Krankheit dich befallen! Hüte sie wohl und achte sie mein!“ — Hiermit wuschelte sie sich dem Schloße zu. An der Pforte wünschte sie noch einmal, dann schloßen sich die Alagethüren und Lucas war allein. Die liebliche

Muß erschalle und schwirte die ganze Nacht um ihn herum.

Am nächsten Morgen glaubte er, alles sei ein Traum gewesen, doch Ader und Blume, die er an seine Brust gedrückt hatte, künften ihm die Wahrheit.

Kurze Zeit vorher, ehe er abgelöst wurde, ging die schöne der königlichen Prinzessinnen mit ihrem Gefolge spazieren. Sie kam an dem Schlosse der Jäuberin vorbei, das sie seit der Verbannung derselben nicht gesehen hatte. Sie wollte eilig vorüber gehen, da gewahrte sie plötzlich den Lucas an der Brücke und die schöne Blume und Ader an seiner Brust. Sie blieb stehen und sah den Lucas prüfend an.

Lucas fuhr zusammen, die Schönheit der Prinzessin war ihm bis ins tiefste Herz gedrungen. Er wusste nicht, daß sie die Königs-tochter war, doch er mußte sich abwenden, denn ihre Augen schienen ihn zu durchbohren.

Unwillkürlich redete die Prinzessin ihn an und bat um die schöne Blume. Lucas hatte bereits die Jäuberin und alle ihre Werte vergessen; es schwebte ihm im Kopfe, er fühlte nichts, dachte nichts, er sog die Blume mit der Ader zugleich von der Brust und reichte sie der Prinzessin. Tiefe ging dankend davon, Lucas blieb träumend zurück und nach kurzer Zeit wachte ihn das „Abgelöst!“ aus seinem Sinnen.

Die ganze Residenz war in tiefer Trauer: die schöne Prinzessin war krank, und keiner der vielen gelehrten Doktoren, die herbei gerufen wurden, wusste Rath; diese konnten nicht einmal den Grund ihrer Krankheit ermitteln, nur sie und die Jäuberin kannten ihn.

Die Jäuberblume, die sie von Lucas bekommen, hatte ihr die Krankheit gebracht. Sie litt am Herzen: sie liebte den armen Zeitweilen mit aller Gluth, und da sie sich selbst sagte, daß sie ihm für immer entsagen mußte, erlag sie dem Gefühl.

Auch Lucas kam in Gefahr: er hatte den Rath der Jäuberin nicht beachtet, indem er die Jäuberblume von sich gab, und dafür erhielt auch bald der durch sie abgehaltene Reiz.

Wenig nachdem Lucas zum drittenmale von seinem Fesseln kam, ließ ihn der König abermals in sich ruhen. Er beschenkte ihn reich und machte ihm den Vorschlag, daß er für Lucas ein Gäuschen an die Brücke erbauen lassen wolle, worin jener wohnen sollte, um der Jäuberin für immer den Uebergang über die Brücke zu verwehren.

Lucas war ganz mit dem Wunsche des

Königs einverstanden. Aber noch in dem Gemache des Königs wurde der Plan vereitelt: Lucas fiel plötzlich brunnungslos zu Boden und konnte nur durch die größte Mühe wieder zu sich gebracht werden. Sein Zustand erlaubte es nicht, daß er nach dem Zeitweilen-Spital gebracht werden konnte, deshalb wurde er auf den Befehl des Königs auf ein Zimmer des Schlosses gebracht, und alle die gelehrten Doktoren, welche die Prinzessin behandelten, mußten auch ihn zugleich besuchen.

Der König dämmte sich nun doppelt, denn er hatte den Lucas lieb gewonnen. Als er eines Tages bei der kranken Prinzessin, die sein Liebling war, am Bette saß, erzählte er dieser von dem Zufalle, der den Lucas so plötzlich getroffen. Die Prinzessin borchte auf; sie fand nach der Beschreibung des Königs gleich in dem Kranken denjenigen wieder, den sie so sehr liebte. Sie wollte besitz, und da der König bat, entdeckte sie ihm Alles: der König gab ihr die Oeffnung und von dem Tage an erholte sich die Prinzessin sehr schnell: bald war sie wieder ganz hergestellt und nun betam sie leicht dem Könige die Erlaubnis den Lucas zu besuchen und zu pflegen.

Aber der Zustand des Lucas wurde mit jedem Tage bedenklicher und schlimmer: alles nur Mögliche wurde aufgebracht, aber es war vergebens — eines Morgens fand man ihn todt und legt auf seinem Lager. —

Da war nun ein überaus großer Jammer im Schlosse, und die Trauer der königlichen Familie theilte sich der ganzen Stadt mit. Der König beflahl laut und aufrichtig den Verlust, die Prinzessin verschloß sich in das einsamste Gemach und vermachte Speis und Trank, und die Einwohner der Residenz schliefen still und stumm durch die iden Strapazen.

Die Leiche des Lucas wurde in kostbare Gewänder gehüllt und mit großer Pracht umgeben in einem Saale des Schlosses öffentlich aufgestellt; in der Stille wurde Alles zu einem glänzenden Begräbniß vorbereitet.

Da kam am selben Tage, als Lucas begraben werden sollte, ein altes, greises Wärrchen ins Schloß und bat um die Gnade, den König zu sprechen.

Das war die Mutter des Lucas. Sie hatte ihr Herz vor langer, langer Zeit verlassen, weil ein schrecklicher Traum, der ihr drei Nächte hintereinander erschienen war, nicht Ruhe noch Rast ließ. An Leib und Seele krank hatte sie sich mühsam von Ort zu Ort gelehrt. Sie wußte, daß ihr Sohn unglücklich sei, und wollte und mußte ihn finden.

Jahr wusste sie nicht wo, aber ein unbestimmtes, leidendes Gefühl zog sie rasches weiter, bis sie endlich an die Thore der Residenz gelangte. Hier war ihr die Jäuberin erschienen und hatte ihr Alles, bis auf den Tod von ihrem Sohne gesagt und sie bereitwillig zum Tode geführt.

Der König nahm die Alte huldreich und freundlich auf; doch als ihm diese sagte wer sie war und weshalb sie gekommen, da sagte ihn Schrecken und tiefer Schmerz. Langsam und schwebend bereitete er sie auf den Tod ihres Sohnes vor, bis er ihr zuletzt auch diesen verkündete.

Die Alte schrie laut auf und verhüllte fliegend ihr Gesicht. Die Prinzessin hatte den Schrei gehört; eine Ahnung durchstieg ihr Herz und alldahin kam sie herzu und als sie vom Könige die Bestätigung ihrer Ahnung vernahm, kränzte sie die Alte und weinte mit ihr.

Nun wurde die Mutter, die den Sohn zu sehen beehrte, von dem Könige und der Prinzessin geführt nach dem Saale geführt, und eine Menge Hofleute folgte schweigend nach.

Die Alte fiel schluchzend über die Leiche her und überstülpte sie mit heißen Thränen und Küßen, und zuletzt sank sie gebrochen und erschöpft am Lager nieder. Die Andern standen lautlos umher.

Da tauchte plötzlich zu Häupten des Lebetes die Jäuberin aus dem Boden empor. Sie war in ein langes dunkles Gewand gehüllt und in der Hand trug sie einen heißen Rosenzweig. Alles wich erschrocken zurück.

Seit der Krankheit des Lucas war sie dem Könige nicht mehr erschienen; er glaubte ihren kranken Sinn endlich gebrochen, und um sie mehr überraschte ihn jetzt ihr plötzlicher feisthafter Ausritt. Die Jäuberin trat, der Mutter gegenüber, an die andere Seite des Lucas und strich diesem mit der Hand dreimal über die Stirn.

In diesem Augenblicke fingen die Pulse des Erkrankten wieder ganz leicht zu strömen an, doch er blieb unbeweglich liegen; nur was um ihn her gesprochen wurde konnte er deutlich vernehmen.

Die Jäuberin schwenkte den Rosenzweig nach den Versammelten und über die Leiche hin und sprach: „Seid getrost, er wird erwasen, wenn er die Mutter zwischen vielen andern Weibern an der Hand erkennt!“

Die Mutter beehrte freudig auf; sie flammerte sich bald mit der Hoffnung. Die Prinzessin aber erbeute. Der König suchte

mit scheuen Augen die Jäuberin, doch diese war verschwunden, wie sie gekommen.

Nun ließ der König in aller Eile eine Menge Frauen und Jungfrauen in das Schloß beschicken, die sich auch bald zu dem wunderbaren Schauspiel einstellten.

Ein großer Theil der Frauen war in schwarze Gewänder schüllt, und viele alle bildeten für sich eine finstere Abtheilung; dagegen waren die anderen alle weiß gekleidet, und viele umgaben traurig, wie Engel des Lichts den Todten.

Die Mutter war nicht vom Lager des Sohnes aufgestanden, erst als die weiße Schaar sich mehr und mehr verammelte, schellte sie sich zu dieser. Der König mit der Prinzessin und der ganze Hofstaat hatte sich im Hintergrunde aufgestellt.

Es fing zu dunkeln an; die Lichter im Saale brannten bereits und eine tiefe, ernste Stille senkte sich allmählig auf den Raum hernieder. Man wartete noch und Niemand wusste warum. Da erschien wieder am Kopfende der Leiche die Jäuberin, in derselben Weise wie am Vorgen. Eine Weile stand sie da, unbeweglich, mit antragslosigen Armen, richt in ihr Gewand verhält. Garblich gab sie mit dem Rosenzweig das Zeichen zum Anfange.

Plötzlich erklang eine unsichtbare liebliche Musik, in leisen Tönen, und die Frauengehallen, die weißen mit den schwarzen vermengt, umzogen in weiten und immer enger werdenden Kreisen die Dahre und fassten die Hand der Leiche. — Die Prinzessin lebnte, vor Aurch und Erwartung atemlos, auf den König; die Jäuberin stand unbeweglich da.

Zwischen den schwarzen Frauen hatte sich ungeheuer eine lange, bager Gesicht geformt und diese hatte, sich immer verdünnend, schon dreimal die Hand gelöst und dabei leise geäußert: „ich bins! ich bins!“ — Doch Lucas blieb unbeweglich.

Immer neue Weiden kamen, schwellender und lauter wurde die Musik, und immer wieder drängte sich die bager Schwarze hüftend herzu; doch Lucas blieb unbeweglich.

Endlich kam die Mutter; inmitten vieler jungen Mädchen ging sie. Die lange Schwarze drängte sich noch einmal vor, doch Lucas rührte sich nicht. Die Knie der Mutter wankten, ihr Athem stockte und die Sinne drohten ihr zu schwinden; aber mit Melfenstark hielt sie sich aufrecht, denn die Jäuberin sah ihr forschend ins Auge. Jetzt war sie nahe, jetzt trat sie an die Leiche heran — die Prinzessin unter-

brühte einen Schrei und sank in die Arme des Königs — die Mutter sah die Hand. — Da durchdrang es den Lucas so weich, so warm wie Himmelskuss und Kindestraum; er brühte die Hand, die die seine erfaßt, er debte und rang und plötzlich sich doch aufrichtend rief er laut: „sie ist!“ und er öffnete die Augen.

Und sie war's; die Mutter lag weinend und lachend zugleich an seinem Halse und beider Arme umschlossen sich fest und innig. Die Mutter verstummte, die schwarzen Trauen stehen in wilder Hast aus dem Saale, die weissen aber bildeten einen Kreis um das Lager und theilten die Sonne der glücklichen Mutter.

Die Zauberin war verschwunden; ihr Rosenzweig aber lag auf dem Lager und alle die verbin geschlossenen Kneecyen an demselben waren erblüht und entkräuterten süßen Taft.

Endlich erbeb sich Lucas ganz vom Lager, aber noch immer hielt er die Mutter umfangen, und nur für sie hatte er Sinn und Gefühl.

Da führte auch der König die Prinzessin bei der Hand dem Geretteten entgegen; diese

hielt ihm lächelnd die Zauberkranz hin, und nun erst erinnerte sich Lucas der Worte der Zauberin. Entzückt sah er der Prinzessin ins erstorbene Antlitz und voll Ehrfurcht küßte er den Saum des Gewandes.

Der König stand überlegend da; als ihn aber der leuchtende, lebende Blick der Prinzessin traf, da schloß er den Lucas in seine Arme und legte seine Hand in die der Prinzessin. Die Rührung und Freude erfasste alle Anwesende und diese jubelten laut: „es lebt der König! es lebt das glückliche Paar!“

Nun wollte der König der Zauberin die volle Freiheit wieder schenken, denn sie hatte Alles zum Behn geführt, doch sie war nirgend zu finden. Sie kam auch niemals wieder; ihre Sendung war vollbracht.

Nach kurzer Zeit wurde Lucas mit der schönen Prinzessin vermählt, und das glückliche Paar besaß das prächtige Schloß der Zauberin. Auch die Mutter des Lucas wohnte dort und alle drei lebten zufrieden und von dem Glück der Zauberin beschützt bis an ihr Ende!

Drei Wünsche.

Märchen von Dr. Joh. Nep. Vogl.

Es war im Jahr der letzte Tag,
Der Schnee auf allen Giebeln lag,
Die Bäume hatten dicke Hauben,
Die Sträucher trugen weisse Trauben,
Der freistehende Kordweinst fuhr daher
Und wühlte die Kreuze und Läger,
Als wollte Fenster er und Thürnen
Mit sich durch alle Röhre führen.
Und wer dabei in seinem Haus,
Er wagte nimmer sich hinaus,
Und dankte Gott, daß ihm beschert
Sich schmelzend Dach, ein warmer Herd
Und so auch sah die junge Hanne
Täglich mit Toffeln ihrer Mante,
Doch fehlte es an Holz und Brot,
Denn bei den Weiden sah die Reith,
Die sich aragistig eingeschlichen,
Und nimmer wieder war entwichen.
Nun grämten sich die Weiden sehr,
Es war ihr Rees auch allzulauer.

Allein betachend war ihr Sinnen
Um Bret und Futter zu gewinnen;
Da fuhr mit Eins der Tödel auf
Und sprach zu seinem Weib darauf:
Es ist der letzte Tag im Jahr,
Und morgen erhet Januar,
Wie war's, wenn wir drei Schneegewölbe,
Pfeilern dort den eis'gen Hübel,
Auf dem zu jeder Winterzeit
Schneeförmig thronen in Herrlichkeit,
Und ihm wie andern Generitten,
Zum neuen Jahre granulieren,
Noch weiß ich einen schönen Reim,
Die Buttermilch und Beenglein,
Den unter Schutzhilf gedichtet,
So an den Gutsheeren gleich gerichtet,
Ob es nicht er, ich verheiß' es war wenig,
Doch wie mich's dünkt, auch auf den König.

Ach, leucht' Hanne d'rang, wer weih,
Ob wir uns auch durch Schnee und Eis
In seiner Hellenlaufe finden,
Die ganz verhebt in Vergewinden.

Toch Tiffel: Daran zweifle nicht;
Ich kenn den Pfad, auch ist's noch licht,
D'rum frisch daran nur, ohne Fagen,
Vielleicht, daß wir's zum Glücke wagen.

Und halt darauf sah man die Zwei
D'man die Hellenlachen klümmen,
Doch gab es manch ein Aß dabei,
Und manch Erbängen und Ergrimmten.
Denn bald glitt Hanne mit dem Schnee,
Der kellernd in den Aharund rollte,
Bald rih vom Feden los der Schlee,
D'rann Tiffel sich erbalten wollte,
Bald sanken bis an's Knie sie ein,
Und konnten nur mit Mühe weiter,
Bald ripte blutig sie ein Stein
Auf ihrer feß'gen Jakobslleiter
Schnee wollte Hanne fast verzaun,
Als Tiffel rief: Wir sind am Ort,
Schon sehe ich die Klause dort,
Nun laß uns frisch das Letzte wagen!

Jetzt hatten sie die Klause erreicht,
Die schredlichste, wie Jedem deucht,
Denn dichtes Dunkel harrie d'rang
Welchenstich auf das Paar beraub,
Aus dem zuweilen grausenvoll
Ein seltsam wirres Lönen scholl,
Indeh von Ranken, wie von Schlangen,
Der Rand der Höhle war umfangen,
So daß man zweifelhaft dabei
Das Weiße es von Weiden sei.

Da sanken auf das Knie zugleich
Die Reize bin, von Schreden bleich,
Und starrten lange dem Gesein
In's schaurig knist're Grab hinein.
D'rang aber röstte allen Muth,
Der je ihm noch bewegt das Blut,
Und dachte sich: In's Himmelenamen,
Und rief hinunter in den Schlund:
So laut noch jemals rief sein Mund:
Beruhe uns, großmächt'ger König,
Daß wir dir nahen untertänig,
Doch sag ein inn'rer Drang uns der
Und quig es auch mitunter schwer,
Ja selber jezuell auf Bieren,
So lichen kennest wir nicht ab
Zu klirren wie im Berg der Knapp,
Um Dir allhier zu gratuliren,

Da Gnd' ist heut des Jahres Lauf,
D'rum nimm die Wünsche gnädig auf,
Wir wünschen, daß von heute an
Der Kran Fortuna unterhan,
Wir wünschen, daß in jeder Stund'
Du wehlauf bleibst und achust,
Wir wünschen, daß an keinem Tag
Das Gld' im Säckel fehlen mag,
Wir wünschen, daß in jedem Wend
Du hast als Huetrakt dich verisont,
Wir wünschen: Steis nur Sang und Reben
Wir wünschen: Arthum immerdar,
Und daß du mögst noch länger leben
Im neuen wie im alten Jahr.

Und kaum als dies der Tiffel sprach,
So schmettert schon ein Trommenschall,
Der in den Hölen hundertfach
Nachdröht mit lautem Wiederhall,
Und vor den Weiden plötzlich steht
Die wunderliche Kassest.

Um den gewalt'gen Körper sieht
Aus Schneegeschloß' ein Demein,
Und wie Smaragde mit Rubin
Der Gürtel bligt der ihn umschleift.
Gisayen, die der Arm getraubt,
Als Krene ragen um sein Haupt,
Und von Krustall ein Repter trägt
Die Rechte, wie's ein König trägt.
Doch sind noch hinter seinem Rücken
Zwei plumpe Regel zu erblicken,
An Helm und Harnisch eingewinat,
Die's scheint aus Eis und Schnee gemengt,
Mit vergessenen Hellebarten,
Zwei Reittrabanten von den Gärten.

Schneekönig schaut die Knechten an,
Und spricht mit großer Müd' sodann;
Zum Jahreswechsel habet ihr
Mir manch ein Tummles dargebracht,
Doch sag' ich meinen Dank dafür,
Und da es steht in meiner Nacht,
Will ich drei Wünsche euch gewähren,
Doch mögt was Kluges ihr begehren,
Denn leider ist es meistens so,
Dah, wenn die Wünsche das erlangen,
Was sie am Schnellichsen verlangen,
Sie selten werden d'rüber froh.
D'rum überlegt und prüft genau,
Was euch den Augen ferne sein,
Gewiß das Wahre von dem Schein,
Denn der Verluher ist oft schlau.
Doch braucht ihr darum nicht zu eilen,
Ich gebe euch drei Stunden Zeit,
Doch seid nach dieser Frist bereit,
Wir eure Wünsche mitzutheilen.

Wohl überflüthete da vom Tanz
Der Reizen Mund, als plötzlich wieder
Schneeföhen in die Luft verfliehet,
Und Nacht sich schlang um seine Glieder,
Und schon auch sind wie er verschwunden,
Die hinter ihm als Wache stunden.

Wohl raffen d'ruf die Beiden sich,
Von Freud' durchdrungen innerlich,
Empor, und suchten von der Kluft
Den Rückweg nach dem fernem Hause.

Jetzt heist es, sagt nach einer Weil'
Der Köffel, sich zusammennehmen,
Dass Volnendes uns wird zu Theil,
Und wir uns hinterher nicht ärgern.
Spricht Hanne: Bessers als du,
Dass wünsch' ich sicherlich, ich wette!
Gi, lachte Köffel, sich nur zu,
Ich weiß, dass ich schon 's Rechte hätte.
Wie war' es, wir verlangen Geld,
Nicht viel, so gleich in ganzen Scheffeln.
Nicht doch, spricht Hanne d'ruf zu Köffeln.
Ich wünsch' ein Schleg mit Wald und Feld,
Ein Schleg, ruft Köffel, ei fürwahr,
Ein Schleg allein? das wäre rar,
Was voll Vanaireile d'rinn zu lauern?
Da wähl' ich lieber eine Stadt,
Die viele schöne Häuser hat,
Und hohe Thürme, starke Mauern.

Spricht Hanne: Hi, der Superflus!
Da glaubt er schon, es wär' genug
Und würde uns für immer frommen.
Kannst du schon eine Stadt befehlen,
So wünsch' dir doch lieber gleich
Ein ganzes großes Königreich,
Mit Kron und Zepter könnten drinn
Als König und als Königin
Wir Beide dann herumspazieren,
Und essen, trinken, und regieren,
Mit solchen und mit andern Aden,
Gewunden aus denselben Aden,
Gelangen sie, vom Herdgras
Turckwürst, legt in ihrem Haus.

Doch als die Thür' sie aufgaben,
Wie wehte sie's so frohlich an,
Der Fien harte, ohne Feuer,
Auf sie, ein schwarzes Ungeheuer,
Wie ein Gorgop sah der Schrein
Hervor, in dem nicht Trank noch Wein.

Da sank mit unmuthvollem Sinn
Auf einen Stuhl Frau Hanne hin,
Und seufzte d'ruf, voll Unbedacht:

C hätte ich doch nur zur Nacht
Jetzt eine Schüssel von dem Kraut,
Wie wir im vorigen Jahr gebaut.

Doch kaum die Wort vom Mund erscholl,
Ein seiner Luft durch's Zimmer aull,
Und eine Schüssel voll mit Kraut
Frau Hanne auf dem Tisch erschaut.
Wie nur erschrickt Frau Hanne da,
Als sie vor sich das Wunder sah:
Schon ist der erste Wunsch erfüllt.
Den sie im Reichthum ausgesprochen;
Sie meint, ihr sei das Herz durchschossen.

Doch außer sich der Köffel brüllt:
So wünsch' ich, die Wuch dazu
Hing dir zugleich auch an der Nase!

O unheilbringende Gräse!
Tenn schon erfüllt in selbstm An
Ward auch der zweite Wunsch, vor Schreden
Bermag kein Blick er auszusprechen.

Frau Hanne läuft zum Spiegelscherben,
Und schaut hinein — und glaubt zu sterben,
Ihr Antlitz ist zum Tod erblasst,
Tenn eine Wuch, zwei Spannen fast,
Die hängt unter allen Wangen
Sieht sie an ihrer Nase hangen,
Und ringt die Hände, schreit und weint,
Hast ihr Verstand verloren scheint.

Sie rennt wie toll herum im Zimmer,
Mit Jerngeschloß und mit Oestimmer,
Bewündet vor Allem ihren Mann,
Und schilt ihn: Treul und Rarian,
Und Haberdänder und Trann,
Und kist, von Wuch und Schmerz verzehrt,
Zulezt ehmäßig hin zur Heb'.

Nun füllt mit Jammerkrei das Haus
Der Köffel selbst und streckt die Hände
Gleichwie ein Weilenreiser aus,
Und ruft verzweiflungsvoll am Ende:
O König, höre und erbarme
Dich jetzt nur, und befehl' die Arme
Von der verdammten Wuch, die ich
Ihr angewünscht so ferrenstlich!

Und wieder schallt ein Donner Schlag,
Ein Blitz umleuchtet Haus und Gaa,
Und abermals vor Beiden steht
Schneeföhen hohe Majestät,
Begleitet von hellen Glühbirten,
Umblitzt von selbigen Schutten.
Doch ist zur selbigen Schutten
Die Nase auch der Wuch entbunden.

Ihr seht, darauf der König versieht,
Ich warte euch vergebens nicht,
Denn verlaßt habt ihr alle Beirer
Gewünscht, was euch gerecht zum Leide,
Se, das von Angst und Neid getrieben,
Euch nur noch übrig ist gelieben
Der dritte Wunsch, um auszuheben
Durch ihn, was Schlimmes sich begeben
Überhört darum, was geschah,
Nicht immer ist Schneeföhen nah.
Doch daß sich eurer Harm mög lindern
Nehmt dies Geschenk zum neuen Jahr,

Es wird ins künftige euch mindern
Die Noth, die euer Laster war.
Hintritt er drauf den beiden Gatten
Reich einen Sack voll Tulsien,
Und war das Glück seit dieser Stunde
Bei unterm Ehepaar eingekehrt
Und was den Beiden ward bescheert,
Ein Saame blieb's auf gutem Grund.
I'm Begehn sie in ihrem Sinn
Den Wunsch allein nur fürderhin:
Es möchte stets des Herrn Wollen
Ihr künzlich stilles Glück erhalten.

Sagen.

Von Dr. Mannhardt.

Der Schatzgräber.

In der Nähe von Genip an der Straße
nach Baitenberg liegt ein mächtiger Granit-
block. Daß unter diesem Stein ein Schatz ver-
borgen liegt, hatte der Himmelsucher Naikne
aus Genip, der alle solche Stellen um die Stadt
sehr wohl kannte, ausgemittelt. Schon oft hatte
er versucht, den Schatz zu heben und war mehr
als einmal dem Ziel seiner Wünsche nahe gewe-
sen, aber immer hatte der Teufel ihm einen
Querschnitt durch die Rechnung gemacht. Eines
Sonnenabends zur Nachtzeit machte er sich wieder
auf den Weg. Unter dem Mantel trug er die
nöthigen Geräthschaften, mit denen es ihm in
kurzer Weile gelang, einen Graben bis unter-
halb des Steines zu ziehen und nach geraumer
Zeit schlug der Spaten ganz deutlich auf den
kupfernen Kessel, der das Geld enthielt. Zu
seinem großen Leidwesen mußte er sich jedoch

in der Zeit verrechnet haben, denn es war
zwischenbemerkt heller geworden und auf der Straße
zogen Wagen und Fußgänger zur Kirche. Zuerst
achte er nicht auf sie, da sie aber mit Fingern
auf ihn wiesen, wandte er sein Angesicht von
ihnen ab. Es wurde immer lichter und lichter,
und immer mehr Leute zogen des Weges, ja
bekannte Stimmen riefen ihn beim Namen. Da
hüllte er sich in seinen Mantel und rannte quer-
felten.

Nach langem Umwege fand er sich auf
dem Kelmberge über der Stadt zurück. In-
zwischen hatte es wieder gedunkelt und schon
umgab ihn hochflurere Nacht. Er fand einen
Augenblick still, darüber betroffen. Da schlug
die Thurmuhre vier Viertel und dann einen
Schlag. Es war ein Uhr nach Mitternacht.
Im tiefsten Dunkel tappte er zur Stadt zurück.

Die Beschwörung.

In Danzig lebte ein reicher Rathsherr,
dessen schöne und tugendreichs Gemahlin in
der Blüthe der Jahre von seiner Seite gerissen
wurde. Der Wittwer verkaufte in Wismuth und
Trauer und zog sich von allen Staatsgeschäften
zurück und hatte nur den einen Wunsch,
seine Gattin noch einmal im Leben zu sehen.
Einst kam ein italienischer Schwarzkünstler

nach Posen und vieler versprach ihm die
Erfüllung seiner Wünsche möglich zu machen.
Nachdem in einem Saale die nöthigen Anstäl-
ten getroffen waren, ließ er ihn das ganze
Gesicht aus dem Hause entfernen. Die Be-
schwörung benutzte den bewilligten Urlaub sehr
gern, mit Ausnahme eines alten Dieners, der
von dem Vorhaben seines Herrn einige

Abnung hatte und denselben in einer so gefährlichen Lage nicht allein lassen wollte. Er verließ sich in einem Nebenzimmer. Der Jäuberer sog einen Kreis und begann seine Verwünschung. Aber seine Verwünschung wollte sich zeigen. Da argwöhnte er, das Jemand im Hause verhehrt sein müsse, und bald fand man den treuen Diener im anliegenden Gemache verbergen. An einem andern Tage wurde die Dienerschaft zum zweiten Male fertiggeschickt und auch der Alte entlassen. Derselbe fand jedoch Gelegenheit durch eine offene Pedenlücke in das Haus zurückzukehren. Wieder blieb die Verwünschung erfolglos, und nach kurzem Suchen wurde die Ursache entdeckt. Der Kathöberr, welcher den treuen Diener nicht fangen wollte, verließ die Handlung auf einen dritten Tag, nachdem er zuvor jeden Zugang zum Hause sorgfältig verschlossen und jedes lebende Wesen aus dem Hause entfernt hatte. Aber auch diesmal kam kein Bild zum Vorschein.

Erf ich das lebende Wesen welches noch im Hause ist, ichen? fragte der Achomant? Tu darst es, antwortete der Kathöberr, denn er meinte, nur eine Kage könne seinem Blide noch im Wege sein.

Der Jäuberer sprach einige Worte und mit dumpfem Krach fiel der neue Alte, der zum Kauschlang bereit geschlagen war, kopflos den Kamin herab. Tief erschreckt schaute der Kathöberr ihn an, als mit einmal seine junge Gattin fiels und stieß wie sie im Leben gewesen, aber trauernden Anlitzes in den Kreis trat. Er öffnete die Arme gegen sie, da aber trat sie zurück, blidte ihn wehmüthig an und war verschwunden. Willst Du noch Jemand sehen? fragte der Verwöcher. „Adam und Eva, die Ueltern aller Lebendigen.“ antwortete der Kathöberr, welcher vor Aufregung kaum wagte, was er gesprochen. Sie erschienen, hohe hebre Gesalten von wunderbarer Schönheit.

Sie traten bis an den Rand des Kreises vor und hoben drehend den Ärmel, zürnend weil er sie aus einer Kauer in ihrer Orabekrube gestört hatte. Ein Schauer durchströhte seine Glieder und als der Verwöcher wiederum fragte, ob er noch Jemand zu sehen begehre, verlangte er, seiner Sinne nicht mehr mächtig, „Wiltod den Kibauer Jünker“ zu sehen, der jünast in tartem Kampfe die Odenmritter besiegte hatte. Kaum war das Wort gesprochen, als man

Hierbegetrappel auf der Treppe vernahm und in blauer Kütung der Kibauerfürst mit goldenem Schwert in den Kreis trat. Er ritt grade auf den Kathöberrn zu, der mit dem Ausruf „Jesus Maria“ leblos zusammenfiel. Die Verwöcherung war im nämlichen Augenblick durch die flirrend verbrochenden Ärmel verschwunden, das Hand von Stund an den Weikern verfallen. Es erbielt zur Erinnerung den Namen „Adam und Eva“; auf die Handthür bildete man in prächtiger Schnitzerei den ersten Sündenfalle ab. Seit jener Zeit wagte kein Mensch in dem verrückten Hause zu wohnen. So oft man versuchte die Ärmel wieder herzustellen, fand man sie stets am andern Morgen von unsichtbarer Hand wieder zerbrochen. Wer es jedoch über sich gewann, eine Nacht an dem Orte der traurigen Begebenheit zu verweilen, fand am andern Morgen eine mit Weidwunden gefüllte Börse neben sich liegen. Damit war jedoch eine Verwöcherung verknüpft. Er mußte das Geld am Abend bis zum letzten Heller für sich selbst verbraucht haben. Ein nichtsnutziger Laubich hörte einmal diegen, machte einen Versuch und erreichte ein Viertel Jahr lang das Wunder der Erlöse. Er ergab sich dem schändlichsten Schwelgerleben. Einmal aber wurde er vor Ueberdünstung nicht aus noch ein und behielt einen Treter. Da drehten ihm die Weikern, als er zum gewöhnlichen Nachtlager heimkehrte, den Hals um. Als 1807—1815 die Franzosen in Tania lagen, richteten sie das Haus „Adam und Eva“ zur Kaserne ein, wurden aber von den Weikern durch nächtlichen Sturm sehr bald daraus vertrieben. Noch in neuerer Zeit ereignete sich der folgende Verfall:

Der jetzige Besitzer des Hauses ließ die alten herrlichen Holzschmuckwerke beraubt und das Gedächtnis, welches allein man zu betreten wagte, für eine Gentilerie berrichten. Bei dieser Gelegenheit blieb ein Maurer nach der Mittagsstunde bei der Arbeit, als alle seine Mitgesellen schon fortgegangen waren. Da hört er aus der rechten Mauerende eine warnende Stimme, die ihm verbietet zwischen 12 und 1 Uhr zu Mittag die Mitternacht im Hause zu weilen. Er achtet der Warnung nicht, und verweilt am nächsten Tage wiederum länger als die übrigen Arbeiter im Bau. Da bricht ein Brett unter seinen Füßen in Stücke und er sinkt verschmettert vom Gerüste auf den Boden.

Rübezahl.

Märchen von Elisabeth Grube geb. Diez

„Nur weiterbehalt ich nur im Leben,
Ewig jung ist nur die Phantasie.“ —

Dieser dichterische Spruch unseres großen Friedrich von Schiller erklang in meiner Seele, als ich vor einiger Zeit in alten vergilbten Papieren fränte und darin eine Begebenheit aufgefunden fand, die in ihrem wunderbaren Geschehnisse eine so glänzende Bekräftigung jener Dichterworte zeigte und zugleich in dem innern Zusammenhang ihrer Ereignisse so blendende Lichter auf die Schatten unserer Tage warf, daß ich mich nicht enthalten kann, dem wundergläubigen Leser die alte Mähr in neuer Mundart wieder zu erzählen.

Der junge Frühling hält gerade seinen Einzug in die grünenden Thäler, die wehenden Federn schmückt ein Veilchenfranz, Raasliebchen und Anemonen entsprechen seinen Segenstritten, Sonnengold streut er über die warm grünenden Saatsfelder und in der linden Luft jubeln Veichenlieder zu seinem Empfang. Blätter und Blüten weht sein Zauberhauch, bald säet mit schmelzendem Lieb die Nachtigall durch die dufenden Birkenhaine; dann atmen die Menschenherzen Hoffnung und Liebe, und der nüchtere Verstand vergißt seine trostlosen Berechnungen und lernt glauben an die ewige Liebe, welche die Gotteskinder der Schöpfung hervorgehruen. Und wenn dann der Mond mit sanftem Blick, der Abendstern mit hellem Glanz um Fenster herein blicken und drängen die stille Welt verklären; dann wird es dem Dichter heimlich zu Muth in seinem Stübchen; dann weht ein Geisterhauch um sein denkendes Stirn und seine ganze Seele giebt sich gefangen dem Zauber der Märchenwelt und der arme

Federfidel in seiner Hand wird auch ein mächtiger Stab, der die Götter bannt. —

So folge mir denn, freundlicher Leser, mit andächtigem Sinne zu der alten Märchenburg, welche der Geist des Riesengebirges auf der Schneeflosse bewohnt, las Dir noch einmal erzählen von dem alten Rübezahl, den du aus Müßens „Boskondrachen“ kennst, den der längstvergesene Heumaid so liebesherrlich als „Loret Winzold“ und verführte und den zuletzt Freiligrath in den traurigen Tagen der „schleichen Weber“ so bezugend herbei gerufen. —

Eine schöne Geschichte hab' ich aus jenen alten Papieren geleset, wie der wunderliche Kobold der schlichten Berge noch einmal sein gutes Herz walten ließ und manch' einem Liebespaar, das heut' zu Tag unter den fremden Formen der Wirklichkeit leidet, mögen die heitren Gelege des Geisterreiches, die leichten Schwingen der Phantasiegeister zum Troste gereichen. —

Kraft meines Dichteramtes erhebe denn der bannende Ruf: Erscheine — Rübezahl! — erscheine!

Seht — es wirkt der Zauber! — vor unsern Blicken erhebt sich der Kleinstenpfe schneegelocktes Haupt — aus den warmen Thälern, in denen Wärmbrunn's Heilquellen sprudeln, steigen Nebel auf und in der Anne's Kapelle klingen aus herzuübende Ave Maria. — Hirtenboeden rufen aus der Ferne und die kleine Kinderherde sucht die gewohnten Ställe der Hampelhaude. Ein vierbürtiger Busche mit fuchrothem Haar steht vor der Hüttenbühre und ist wenig geeignet, eine

ansiehende Staffage der Abendlandschaft vorzustellen; aber die Stallthüre öffnet ein Mädchen, deren schmuckreicher Arm so sanft und so gebiend zugleich sich entgegen streckt den braunen vierfüßigen Hausgenossen und ihr reißiges Antlitz schaut so freundlich in den leuchtenden Abend, daß jedes Menschenkind sich geöhrt und einladen süßten würde, wenn von solcher Wirbin Gintag zur Herberge ihm gehattet wäre. Sogar der rothhaarige Pfeil empfand ihre Nacht; mit lächerlicher Gilt hehert er den Kösen nach und wer weiß mit welchen Schwermüthen er der schönen Maid das Futter herbei tragen und bei dem Wesseln zwischen sich — Ueberlassen wir den Felsel seinen Bemühungen —

Der Abend ruht gar so lieblich auf diesen Bergen und ein häuschen märchenhafter Ruhe weht durch die Tanneneiriel über das Gehirg, hinter dessen malerischen Felsbänken des Mondes Silberglanz empor leuchtet und aus den tiefen Gründen daß sich ein Nebelgebild, in welchem wir Nüchtaale Wessergeschalt erkennen — die süßeste, steigende Nacht beherrscht seine mächtige Höhe.

Alles atmet nun Frieden und Stille, längst schon schlafen die Tagetränke die wendenden Gähner auf den gereinigten Kette, der wachsame Hahn schläft unweilen durch die Nacht und der Haudhund rasset hier und da an seiner Kette. Es klingen leichte Schritte durch die Bäume und ein Bergmann tritt zu dem mondbelegten Fensterlein der Hütte und liebliche Jitterklänge werden anmuthig die schlummernde Einsamkeit. Mit sanfter Stimme singt der Bergmann in der Jitter:

Der dunklen Lufe Gruenlands
Is viel-bunte Angentern,
Denn fündt ich des Bettes nicht
Und traue dem dem Herrn.

In seinem Schut, in seiner Huth
Steig ich hinauf, hinauf —
Die is schau, so sanft und gut,
Die bring ich mein Hündin!

Gut Nacht! Du Bergglocke! Du!
Zwei weiß mein Vieh dich ein,
Und sollen die die Hunden ja
Wird wess Dein Wächter sein —
Schlaf, laß schlafen! — schlaf ein!

Nicht schwer zu errathen ist es, wenn das sanfte Bergmannslied geöhlet: aber wie hoffen mit dem Sängern vergebens auf ein Zeichen der Theilnahme. Das Fensterlein bleibt verschlossen und ein tiefer Seufzer entkeimt dem

jugen Herrn, das so tart und innig in Klängen und Worten sein Sehnen ausgedrückt — Da wird es lebendig rings umher, aus allen Büschen tönen volle Waldbensflänge und rufen die Stimme der Ghe nach und legen sich bittend und flehend an jedes herhende Ohr.

Der Sängern tritt in den Schatten zurück und an seiner Stelle erhebt ein kleines Jägerher, die grünen Hüte mit Federn und Büschen geziert, als wären es sichere Siegeszeichen und unter den muthigen Klängen der Hörner und Klarinetten verschwindet wie ein leiser Seufzer das stille sanfte Lied des Bergmanns. Eine frische, kräftige Stimme erönt alsbald und den Reizain seines Liedes bildet jedesmal das jubelnde Trarah! Trarah! — Der Jäger singt:

Es reicht der Jäger durch den Wald,
Zehn Horn erönt Trarah!
Die Hantel schneit, die Büsche knist,
Die Lumber lacht, der Hest wagt —
Die gute Nacht is da —
Die guth is mit Trarah!
Trarah — Trarah — Trarah!

Arbeitsamt mein Vieh! den grünen Strand
Bring ich vor verbundene Hüt,
Die hält ich meine Kämpen aus —
Das Wandlicht spielt um die Hant,
Komm alterthümliche Jäger!
Wen Horn, es ruft nach Dir!
Trarah — Trarah — Trarah!

Dem Muthigen gehört die Welt und leicht erobert er ein Mädchenherz — auch jetzt hob eine weiße Hand den Vorhang vom Fensterlein, ja es öfnete sich sogar ein Rosmarinweidenlein fällt als Dankzeichen zu des Jägers Füßen. Der heft beglückt den Hest, sehn auf, während die Geliebten sich von dannen schreiten und der arme Bergmann häufig verführt, um dem Glücklich den Jäger zu entreißen.

Der Vollmond beleuchtet hell die Scene und kaum haben die beiden Jünglinge sich mit ernstlichem Jern ins Geheft gehen, so schreit der Knabe: um Gott! Herr Gott! — was führt euch dierher? — was wollt ihr mit eurem Liede?

Stille, still Du unwilliger Trager, entgegnete der Jäger und ludrie mit häßlichem Arm den Bergknappen wieder in den Schatten zurück — was mich dierher führt? — Die Liebe, und was ich will mit meinem Liede? — Der Liebster „gute Nacht!“ sagen — aber wie kommt du dazu, mein Junge, mir in den Weg zu laufen und was hast du für Recht an diesen Jäger aus Anna's Hand! —

Vergeß Junker! ich habe kein Recht — aber ich liebe auch die schöne Anna und ich bin nun unglücklich unglücklich! — Sie weiß nichts von mir und was wird sie nach meinem trauen Herzen fragen — auch wenn es auch nur ein Scherz wäre mit eurem Liebeslied! —

Wien guter Klaus, ich überreichte nicht — kennst du deinen alten Zweikammeraden Otto nicht besser? — Aber der Herr! dieser Jovig ist das erste Zeichen ihrer Gerechtigkeit und das, was ich gegen alle Welt vertheidigen kann — ich kann mir auf diesen Habitus nicht in die Tünte — ich könnte verachten, das du mein lieber Kindheits-Gefährte gewesen bist! Die Anna will ich — deshalb lieg' ich hier als Jäger verkleidet und von ihrer Schönheit ist mir mit des Ritters wappens Glanz überstrahlt — ich mein' es ehrlich mit dem Hirschenfuss. Sei gut und tritt heimlich zurück, oder ich breche dir den Hals und du magst deiner Haut dich wehren. —

Ach, gnädiger Herr! wenn Anna mich gewählt hätte, so wogte ich euren Lebensrecht — doch sie weiß es kaum wie gut ich ihr bin — und nun mag' ich nicht mit Euch um den Preis zu ringen.

Lass' du dich wohl! doch hier bin ich kein Ritterlehn, hier muß Anna selbst entscheiden, sie gab mir das grüne Hosenknäuelchen und darum hab' ich ein Recht dir gegenüber. Das Hine nur bist ich, verrathe mich nicht, hier will ich nur ein Jägerbüsche sein und du sollst nicht in Klauenthal oder auf der Harzburg erzählen, welchem Wild ich nachjage. Adieu du!

Der Bergmann ergreift des Jägers Hand — O, lieber Herr! verräth meine Kühnheit — was wird die anhängliche Götin sagen, wenn ihr Sohn ein Hirschenmädchen freit?

Das laß meine Sorge sein! Nicht die ganze Welt wird mich hindern daran und meine Mutter sieht ihren Sohn mehr als ihren Stammbaum. Doch nun mach' das du fest kommst; jetzt reicht du genug! —

Und der arme Klaus nahm still seine Ritzel, zerschlug sie grimmig an dem nächsten Baum und schritt dann lautlos in die Nacht hinaus. Otto fand sie zerissen und dachte in seinem Herzen: Gott richte das arme junge Blut! — dann nahm auch er sein töndendes Horn und ging nachdenklich denselben Pfad hinab in's dämmernde Thal. —

Doch die nächsten Sternstunden hatten noch kein Ende — die Thür der Hämelsbaube öffnete sich leise und der wennige Sohn der Baube, der rothhaarige Michel wurde sichtbar und hatte auch ein Instrument in der

Hand, ein krumm gewundenes Rubhorn und mit dem feine weiße gemurmelte Klänge: die verdammten Schurken! — ich kann auch bluten! — setzte er das Viechhörn an die runden Lippen und blies so entsetzliche Töne in die weinende, seltsame Weintnacht, daß der Hund aufbeulte, die Katzen wunderbar miauten und die Mäuse sympathisch einstimmen in die seltsame Melodie. Danach erbeb' er seine höhere Stimme und sang mit empfindungsreicher Hebräer:

Wien's Götter nicht Klang,
Nimm's nicht ich's Zang,
Nimm's derer's Götter-Klang
Nicht, du Götter's nicht! —

Und nach dieser poetischen Epilepsie nahm der liebelebhafte Michel adernals das krumme Hirschenhorn und blies herüberhörtend in die Nacht hinaus, indem von dem Hund, Hasenbläser ungleich ein Jägersich sich ihm gegenüber stellte.

Mit der Zahl, in Gehalt eines alten Jägers, beobachtete den Tödel, dessen Götter über-schnappte und als er eben die brillanteste Götter herüberhörtend, als er ihm einen solchen Strahl aus einem Wälderreim in das Horn, das der Jäger die hellsten Götterreime vernommen hat und beinahe ertrunken wäre an dem seltsamen Strom dieser unverwundlichen Zustimmung. Mit schadenfreudigem Gelächter entfernte sich der Geist und eben hinter dem verhängenen Hirschenhorn lag sich ein leichtes Röhren vernommen. Michel aber war: erregt das Horn zur Erde und rannte dunkel und kühnend in die Baube zurück.

Während nun die stille Weintnacht leise ihren Mantel müßelnd über die Gesichte des Hirschenknäuels deckt und aus Weiten friedliche Klänge atmen, will ich dem Leser näheren Bescheid geben über die Geschehnisse, welche der träte Abend vor unserm Angesicht führte und er wird adernals aus diesem Lebensbild die Chancen der Liebe kennen lernen, von denen zu erzählen alle Weisungen nicht ausreichen, und die zu beschreiben alle Tücherreime nicht Puckhaben genug malen können. Und es ist schon lange her, daß jene Stunden vor der Hämelsbaube gedrückt wurden. Jahrhunderte schon zogen über die reichen Aelstuppen seltsam; aber die Hämelsbaube steht noch, wenn es auch nicht mehr die alten Wände sind und es kann auch deut' zu Tage wiedergerücken, daß einem Götterreim dort aus den Augen eines Hirschenknäuels die Liebe ins Herz dringt. Wer könnte dieser Jägersin entziehen? — Davon weiß schon der Götterreim Jacob zu

erzählen Salomons „hohes Lied“ haucht ihre Seele durch alle Zeiten: die „Lied“ ist voll davon, der „Nebelungen Roth“ erwuchs aus ihrer That und Schaffenskraft und Wände sangen das ewige Lied weiter in unsterblichen Tönen. Und du mein lieber Leser, weh! du! weh! du! wenn du alle ihre That, all' ihr Leid erfahren hast und weißt du noch nichts davon: so sei des Himmels Will' geduldig und möge dann auch ein Schatzengel die Nahe sein mit Rath und That! —

Tod, vergieh du liebe Seele, welche mir jubelt, wenn ich durch meine Zwischenreden dich erheitert habe, das Gesehene kommt noch, darauf kannst du gefast sein; aber auch die Hülfe ist nicht fern und das ist immer das Schöne an den besten Liebesgeschichten: die müssen ein gutes Ende nehmen — sei es nun im Leben oder im Tode. —

Es war gegen das Ende des sechszehnten Jahrhunderts, nach christlicher Zeitrechnung, als jene nächsten Liebeslieber unter dem Aemter der jungen Himmels Anna gelangen wurden und die Kämpfe der theologischen und politischen Revolutionen jenen damals durch ganz Europa, als der Junker Otto seine Habsburg verließ und von der ferglommenen Mutter einem Rhein in dem schicksalichen Gebirge ufgelant wurde. Tott sollte der Jüngling unter der väterlichen Ebnung des eben und tapfern Verwandten aus ritterlichen Manne herantreten: denn der Vater, welcher ihm ein Vorbild hätte sein können, ruhte lange schon in der Gruft des ruhreichen Hauses. Die Verheirathungen waren damals noch nicht im Schwange und eher hätte man in den Mund zu reiten denken können, als das die Abnung eines Dampfeschiffes oder gar einer Eisenbahn in eines Menschen Seele gekommen. Auch waren die Mütter nicht so schreibfertig wie heute, sie wußten die Hett zu verdröhen, wenn nur hier und da ein fahender Scholast, ein reisender Handelsherr, oder auch der elegant abgerüstete Bete Grot und Biel von dem fernem Tode brachte. Und so kennt es denn auch geschehen, das den Junker Otto auf seinem Ritt über Borslau die Lust anwandte, voran das Gebirge zu durchwandern und nun dort, in der Hangelbaude von Annas Schönheit gefesselt wurde. —

Er kam schlicht einhergewandert mit seinem knappen Franz und die Wirtin der Hangelbaude dinsten die Reisenden für zwei Jäger, wie sie dort nicht selten einzusprechen pflegten. Das machte der liebetrunne Jüngling sich zu Augen: mit einem theuren Gibe verpflichtet

er den Franz und weißig ging der Groteskohn mit seinem Diener bei einem Ahrten in Tied, um dem Mädchen nahe zu sein, das unbekannt sein Hett in seiner Liebe entzündet hatte, das ihm die Treue der Schöpfung zu sein schien. Der Rhein wartete indessen geduldig und die Mutter dahem hestte den einzigen Sohn weglagergen. —

Der aber sah einen Kett um die Hangelbaude blühen, wie niemals in den Hangelwäldern ihm die Sonne gleeuchtet hatte; wenn auch erst der Liebe süßen Ahrten sein Hett schwellte. Doch sprengte die Hoffnung mit dem jungen Grün und Annas Blide rubten freundlich wie Sonnenchein auf dem schmutzen Jägerbüsch.

Und welch ein Verastind war Anna! — In allen Regionen der Erde nicht Gottes Hand Blumen von beidererer Heiligkeit und in allen Lebensverhältnissen, am großen Baume der Menschheit wachsen Menschenkinder, die Zeugnis geben von der Güte der Menschennatur und wer nur Sinn hat für solche Pläthen, wer die Augen aufthut und die Hände ausstreckt nach ihnen, der wird sie finden, überall auf Gottes schöne Erde, der braucht nicht nach der Märchenwelt zu suchen, der erkennt im Gedichte nur den richtig geschaffenen Spiegel der Wahrheit und die süße Liebe ist ihm das größte Wunder, der lebendig gewordene schöne Traum der Menschenwelt.

Anna, diese Himmelsblume des Rhein- gebirges, war das Brautkind in der Hangelbaude: ihre Mutter, ein kleines Burschenmädchen aus Borslau, hatte den schönen Ahrten von Zeitert gebräutet, während dessen Mutter die Schöpfung der Hangelbaude, eben wegen der Hangelbaude zum Übergegens erhoben. Anna wuchs lieblich zwischen der sanften Mutter und dem häutlichen Vater auf, da kam der unerbittliche Tod und legte beide Eltern ins Grab und das arme dreißigjährige Kind wurde zur Hangelbaude getragen, weil die Erde groß genug war um die Hänge zu zu lobnen und es ging wie ein Sonnenstrahl durch das rüderliche Zimmer, als das helle Rundgesicht hinein blühte. Zogar die hinde Brautweib Hangelwirtin rubte des Kindes Schönheit und der Rhein war erdentlich heil auf dieses Familienkud. Aber der ungelegene Wibel pushte das liebe Gesehene wo er nur konnte und hatte Krieg mit ihm allmählich, so später dem bösen Jungen der Datt wuchs und aus der kindlichen Knospe Annas junghäutliche Schönheit sogar seinen Mauerwurfsaugen deutlich wurde. Nun böten die Jänferen auf, aber das Mädchen litt unter seinen Kräftigen

mehr, als die Kunst ihm hatte wehe thun können: sie lachte fröhlich schon über das thörichte Wesen des Lummians und fand sich vor seiner Nothelt Schutz in der väterlichen Juncelung des Lcheims: wenn auch die Tante jede Unzucht ihres einzigen Erbslings, ihres Heirblantes, in beschönigen lachte.

Dann kam auch ein Vater aus Breslau ein zu der Humpelbaude und sorgte für die armen Seelen auf dieser Bergeshöhe: der machte sich auch viel in schenken mit der schönen Anna und es war gerade kein väterlicher Stid und Hinderbrud, mit welchem er das fremde Kind segnete, das so demüthig vor dem Lidenesleite niederkniete.

Dieken Vater, Lutz, wie die Bauern ihn nannten, hatte Mühsal besonders in Affection genommen: der konnte im Bereich der Humpelbaude nicht eine Viertelstunde ruhig seinen Weg gehen, sicher ließ ihm ein Haat zwischen die Beine, oder eine Wurzel streckte sich weithin und zerriß an dem Gewande des Ehrwürdigen und machte den heiligen Mann ängstlich hieselbst, oder brachten ihn gar zum Falle. Auch fand er stets die achtschlächtige Wirtin halt der lieblichen Anna in trüben und einmal sogar war der Kiegl an der Himmerthüre von außen verarschoben, als der dünne Vater und die dicke Wirtin bei einem Glase Brantwein, bei Käse und Dred ihre gottseligen Gespräche führten und kein Anderer als Mühsal konnte das thun, denn die ganze Baude war leer und Mühsal hatte gerade dem Jäger Lutz die Anna arbeits, die Küb' und Hegen düntet am sonnigen Bergaine las. Der Vater beschloß gänzlich seinen Kückweg durch das Aender zu nehmen und als er seine langen Beine heraus streckte, erhob der Kettenbund ein Wodfscatall und der Wirt eilte mit einer Kückgabel vorbei und ließ betroffen die Wasse fluten, als er den ehrwürdigen Vater Lutz durch die Lust veltigiren sah.

Lutz und Anna thaten auch nicht was man Beien nennt: aber ihre Blicke rubten selig in einander und in den jugendkommenen Herzen lebte und wehte des Menschenlebens höchstes Gntüthen. Sie sprachen nicht viel zusammen, doch als der Abend herauf dämmerte schien es ihnen als hätten sie einen schönen Augenbild lang geträumt. Beide mußten heimkehren zur Baude und zum Jägerhause und eben streifte der Vater vorüber, als sie zum innigen Abschied die Hände sich reichten. Der Klostermann bescheute sich, während Lutz und Anna laut bellend zu ihm hinsprang und einen Hegen aus der braunen Kute riß und kaum

beschämtigt werden konnte von dem Jurenen seines Heren.

Der Vater ist mein Feind, dachte Lutz, bei diesem Hundeiren, denn es war ihm schon beagant, das kein Haden schneller das drohende Uebel erkannt hatte, wie er selbst. Doch was kümmerte den Jäger die Kute? — in seinen Herzen grünte der Lickstrahl in weiniger Hoffnung und von des Hundes streben Erinnern umstellt, piß er ein trübses Jagdlied in die goldene Mientlust.

So kanten die Tachen bis in den Abend, mit welchem unter Wärdchen begann und die dreisachen Kückelieder wurden in einem Wendepunkt in der Geschichte der Humpelbaude.

Als am andern Morgen Anna, reiß und frisch wie der junge Lutz und geschäftig wie die Martha des neuen Testaments in die Weidnhube trat, fand sie die drei hohen Häupter der Baude in lebhaftem Gespräch: der alte Lutz fragte sich gerade unter seiner Jenseitige und der widmatische Michel laute nennend an den Kücken, während die Humpelwirtin, stirkst im Gschicht, den beiden Jühdern demonstirte, sie seien rechte Schachtskops, mit denen nichts anustanden — aber — legte sie hinzu: das will ich doch sehen, wer hier im Hause Reiter ist und zu welchem mir gerade recht, zu nichtsmuthiger Lirne Tu, berichtet sie der erdredenden Anna entgegen: sage mir, was ist das für ein Geleier, Gschläte und Gschings achtern Abend gewesen? — daß man sein Auge uthun konnte? und wer hat dem guten Jungen hier den Schachernad geprücht und ihn beinahe ertränkt mit dem Wasserluzer?

Anna mußte lachen, als sie des nassen Kinales gedachte und den Michel anlach, der noch wie dogessen drein schaute.

Ja, du machst wohl lachen! eierte die Wirtin weiter, mir geht es aber aus dem Epas und ich sage dir, wenn du das Gschue mit dem Jägerburschen nicht läßtst und den Bergmann mit seinem Liederhasen nicht fest-schickst, so kannst du dich festpacken, woher du gekommen bist, weist du das?

Das Wärdchen eridrad vor dem Jern der Tante, doch der Lheim kam auf von der Lfentbank und nahm das liebe Kind bei der Hand und sprach trübsale Worte zu ihm. Du, du — st schimm ist es nicht arneim, Anna! doch es ist Zeit daß du es hörst, du selbst den Michel beiraten und da mußt du freilich die andern Freier nicht anlehn.

Den Michel soll ich?

Ja, mich sollst du beiraten, greinte der Michel, sonst thu' ich mir ein Leid an und

dem Jägerburichin schlag ich die Beine entwei, wenn er noch einmal in der Haube sich sehen läßt — und das thu ich — und das mußt du! —

Anna hand freireweis da — betraffen? — den Michel? — aber —

Aber bin, aber der, geisterte die Tante, das ich nun beschließen und der Vater Zug kommt Morgen zu uns, und der soll die ganze Sache in Mithagel bringen, dem könnt' ihr Beide auch beistehen und dann soll er euch zusammen traufen in der Annakapelle und den Sonntag geh' ich mit dem Wirthe nach Seidenf und laute ein großes Bett und den Schreinermeister bestell ich, das er euch in der Kammer ein Gefaß stummert, wo ihr zusammen hauen könnt. Einen besseren Mann wie den Michel bekommt kein Mädchen im ganzen Gebirge — und so bleibst Alles bählig beisammen in der Familie und das Gebirge hat dann ein Ende und damit gut! — Nun — was sehest du denn, du dummes Ding, als hättest du die Heirathsage gehört? — kannst du nicht vier sagen, wenn du von der Hochzeit hörst? — und sehest du nicht ein, wie gut ich es mit dir meine? —

Aber Wabme! — herrerte die ältteste Anna, und brach in einen Thränenstrom aus, ich habe den Michel nicht zum Heirathen lieb — wie kann ich —

Tummes Zeug! polterte die Wirthin, mit dem Liebhaben! — dummes Zeug! ich hatte auch den Tiofel da nicht lieb und wir haben uns doch geheirathet und es ist Alles gut gegangen und die Hampelbaude kann sich sehen lassen und alle Welt ist zufrieden mit der Wirthschaft die wir führen und Gottes Segen ist über unserm prächtigen Jungen.

Der Mädchen blühte nach dem „prächtigen“ Jungen hin, der ihm gar nicht prächtig versam und in diesem Augenblick dachte sie an den schmucken Jäger, der wie ein schlanker Tannenbaum auslief neben diesem dicken Knorren von Weidenhumpf. — Woht sich mir bei! kuschte die Geküßte und hob stehend die Hände auf zu dem Hausvater. Tei nahm sich auch des Kindes an und sprach väterlich: sei brav Anna! nimme du den Michel, ich kann mir keine andere Schuur denken und wenn du renn und gingst, es drückte mir das Herz ab und wenn solltest du auch das dicken Vermögen lieber gönnen als deinen Höggeletern, die dich groß gezogen und den Michel, der einmal nach und die Hampelbaude erben wird.

Das schickte mir noch, ergänzte die kluge Alte, daß wir dem Ding gute Worte geben sollten: geh' der Junger Jimpertlich: gib dem

Präutigam einen Schmag und dann mach das du in den Stall kommst, die Kühe brüllen nach Futter! —

So sagte sich die betrübte Anna und sprach mit klarer Stimme: nein, ich kann den Michel nicht betraffen, aber ihr müßt' Alles behalten was mein ist, laßt mich nur euer Höggeletern bleiben: ich will Tag und Nacht für euch arbeiten: magst mich nicht — es wird euch nichts helfen und somit wandte sich das Mädchen und verließ mit entseelter Miene die Stube, in der man ohne ihr Wissen und Wollen über ihr Herz verfügt hatte.

Das Kind süßte zum erstenmal was es heißt: ein Herz haben und ihm wurde auf einmal klar, daß ein Mädchen diesen einzigen, eigenen Schatz nur freiwillig verliessen dürfte und in der tiefsten Kammer dieses Herzens tauchte eine Gehalt auf, der sie einzig und allein Blut und Leben dahin geben konnte und in solcher höchsten Haltung schritt die Jungfrau dahin: sie war einer Wärdte, einer Wärdte sich bewußt geworden, welche die Hirtin abeth und der Königin Krone ist —

Da haben wir die Beschwerung! schrie die Wirthin der fortelenden Anna nach, nun — was sehest du da und schneidest Gestirne wie eine Kage wenns weiterleuchtet? — geh' ihr nach, du Tölpel! und kenn mir nicht wieder vor die Augen, wenn du nicht ihr Jawert bringst — und somit hieß sie den Michel hinaus und der stolperte über die Schwelle und fiel hin wie ein nasser Sad und halt der Anna nachzusehn, rannte er in den Tannenwald und hieß die Stien an dem ersten besten Baum blutig und die dicken Thränen ließen ihm über die Waden. —

Lech Anna trieb ihre Kühe zur Weide und im stillen Morgenschein kniete das Mädchen hinter einem Farnbusche und betete: hilf, heilige Mutter Gottes und schüpe mich vor dem Michel! —

Ich will dir helfen, du gutes Kind! sprach eine tiefe freundliche Stimme zu dem Tannchen Mädchen und als sie aufblickte stand derselbe alte Jäger neben ihr, den sie gestern Abend vor dem blutenden Michel gesehen — er nahm sie bei der Hand und fragte sanft: was bist du so betrübt? — erzähle mir was dich trümmert.

Ach, lieber Mann! klagte das Mädchen, ich soll den Michel betraffen und ich habe — Einen Andern lieb? — nicht wahr? — ja, schäme dich nur, wie Jäger kennen der Liebe geheimste Fährte: warte nur, ich will den

Rechten die schon heulend rufen — fürchte dich nicht! — ich will euer Wächter sein.

Und ehe noch Anna sich bestimmen konnte, war der Alte in den Wald geschritten, wo er allezeit den Jägerwunden aus dem Firschanne fant, wenn er auch alle Kleinigkeiten hier und nur an die eine weiße Hirtin dachte. Der er nachsinnend nachdachte, über Tod und Leben!

Hör' mein Junge, sprach der Alte zu ihm, du thust wohl daran, wenn du hinaus gehst in der Wüste und das Wäldchen durchsuchst, dem du gestern Abend das Unheil beiseite gerufen hast mit deinem dummen Gebiete — — ich mich nur nicht so klug an — ich mein' es gut mit euch und es ist Zeit, daß ich für euch sorge. Aber höre du immer Zant! wenn du Schmeichelei treibst mit dem Gnaschente, der süßen Anna, so hast du es mit mir zu thun: denn ich habe das Märchen lieb und sie soll zu glücklich werden wie aus diesem irdischen Erdball nur ein Menschenkind sein kann. Und nun mach' das du fest kommst! —

Esse magte nicht was er von der Rede des Graubartens denken sollte — doch ein schlauer Instinkt des Herzens sagte ihm, daß er einen treuen Rathgeber vor sich habe — rasch drückte er dem Waldmann die Hand und eilte hin wo er die Anna zu finden hoffte.

Allezeit hörte er die Süßwälder läuten und als er nun auch das Mädchen erblickte, die sinnend und ernst auf einem moosigen Steine lag, da stürzte er freudig zu ihr und sein heller Morgenroth weckte die Jungfrau aus ihren schmerzlichen Träumen.

Um Gott, wo kommt ihr her? rief erschrocken Anna, und doch hatte sie nur an ihn gedacht und mit allen heißen Wünschen der Liebe ihn hierbei gewünscht!

Der alte Jäger, den ich für deinen Freund halten muß, schickte mich, antwortete Otto und ich hoffe, du erlaubst daß ich dich frage, warum stehen Thänen in deinen Augen? — was ist dir? —

Vor dem letzten weichen Ton, mit welchem der Jäger sprach, hatte Annas Herz, sie fühlte das liebliche Anrecht tief in ihre Hände und ein heftiges Schlingeln löste die Angst ihrer Seele. Otto senkte nieder vor dem weinenden Kind und sagte: liebe, liebe Anna! sei gut, so wie ich was dich betrübt? — ich habe dich so lieb — es soll Niemand dir ein Leid antun —

Da erhob Anna ihr helles Gesicht empor und machte eine so bittern Gebärde und sprach in steigender Dahn die Worte: o, ach von mir, lieber Herr! ich darf euch nicht wiedersehen, meine Phlegeltern jähren mir um euch und

ich soll — — doch die Stimme verlor sie ihr weiter zu reden und Otto sprang auf und rief mit harter Stimme: du irrst dich fort! — ich soll dich verlassen? — und an keinem Ort in der Welt müßt ich sicher sein, als bei dir und du hast keinen bessern Freund als mich, den du verschmähst und der dich doch über Alles liebt! —

Anna richtete die großen Augen klar und fragend auf den Jäger, der aber hielt den seinen Blick unablässig aus und sprach mit dem Ausdruck der Wahrheit und der innigsten Liebe weiter zu dem beschonten Mädchen: ja, du Engel! verzeih' es mir, daß ich dich liebe, so wie mir das du mein sein willst und dann setzen deine Phlegeltern dir nicht mehr wehe thun und gegen die ganze Welt vertheilige ich den höchsten Schatz meines Lebens. — Anna, liebe Anna! höre mich — um dir zu wissen bin ich hier, um dich ja! ich im Ohr, dir sag' — dich wünsch' ich zum Weibe — dir ach! ich mich ganz zu eigen — verheiß mich nicht! —

Da streckte das Mädchen die lieben Hände aus nach dem Jüngling und der sog sie an sein Herz und küßte ihr Mund und Augen und sie schluchzte an seinem Halse und Beide umfingen sich und tauchten Seele und Seele im süßlichen Kuß der Liebe —

Und als sie nun endlich sich bekümmen und gegenwärtig küßten, was der Augenblick nöthig machte, da ging den Beiden schnell das rechte Verständnis auf und ihre Herzen lebten auf zum ersten Bunde und Otto wusste allezeit was er zu thun habe.

Vertraue mir, du Schicksal! sagte der Jüngling, halte dich kurze Zeit nur geduldig und stark, ich komme bald zu deinen Füßen, eilen und fordere dich endlich als mein Weib von ihnen: jetzt muß ich fort, aber du bist mein und hier nimm einen Ring zum Zeichen, daß ich dein Verlobter bin und nimmst von dir laßt. Und somit streifte er den goldenen Siegelring vom Finger und drückte ihn der Braut an die Rechte und küßte sie noch einmal und ließ dann wie ein Fische in den Aeth und drückte eine Tanne in seinen Armen und dankte Gott, allmächtiger Gott! — ich danke dir! —

Dah hatte Otto seinen Aeng erreicht und sagte dem in bestimmtem Ton: ach, du Götter! nimm das schokke Ring und eile zu meiner Mutter, bring ihr diesen Brief und sage, daß auf der Tora Alles zum Empfang meiner Braut bereit wird.

Frant aber nahm leipstättelnd den Brief

des Junkers, hockte ihn behändig in sein Kissen und mit gerüstet in die West. Da grüßte sich Vater Zug zu dem Knechtchen und mußte durch allerlei flache Ironie, und Cautelaugen über seinen Herrn ihn antworten und der arglose Knecht, dem nicht gerade viel Mitleid, wie von der Natur verliehen, glaubte vor dem schwärzlichen Herrn mehr als er hätte thun sollen und das um so unerschütterlicher, weil ihm der ganze Knechtbhandel wie eine rechte Tummelheit verfiel und weil er schwer trug an der leichten Bürde des Dieners. —

Der Vater mußte mehr als genug und schmerzhaft aing et an dem alten Jäger vorbei, der diesmal in Gedanken vertieft, den feuch le Beichteten ruhig stehn ließ; auch kam in Knechtchens Gesichte keine Ahnung von den Küssen und Bissen eines Pfaffen, von den Hinterwäldern der Welt — er träumte sich vom dem Bild, das er seinen beiden Lieblichen zu bereiten gedachte. —

So trat denn Vater Zug wie ein Gräbter unter die Beerdner der Handelbaute und vernahm alsdort was man dort beichten und vertritt seinen Beichtant zu dem guten Werke. Anna wurde hergerufen und dem Beichtvater übergeben, damit er zu dem, was einzu ihre Pflicht sei, sie bereiten möge.

Liebes Kind! hab er salbungsvoll an und griff das heile Gesicht unter das Kinn und sah lustern in die klaren unschuldigen Augen, liebes Kind! vernimm was ich dir zu sagen habe und beteile wohl in deinem kleinen Herzen, das ich ein Diener Gottes bin und mein Mund die Wahrheit redet. Du bist aus schlimmen Wegen, der Böse streckt seine Krallen nach dir aus und dreht dich zu verschlingen, du armes Lamm! — In der Gehalt eines Jägerbüschels wohnt er um deine Seele und und du, ach! es ein, du liebst diesen vermaledeiten Büschel, du weißt —

Ja schwärzlicher Vater! entgegnete Anna, ja, ich liebe den Eute; aber er ist nicht vermaledeit und der Böse hat kein Theil an unierer Liebe. Sei heute Morgen bin ich seine Braut: dich hier diesen Ring das er um Halschen seiner Frau mir gegeben und ich dir! auch um Götterwillen, dessen Diener ich seit, bist um Seiden zu unserem Glück.

U, du leichtgläubiges Kind! kuspste Vater Zug und vertrieb die Augen vor Entsetzen, der Böse hat dich beherbt und ich will dich betreiben aus seinen Kallstriden. Wist denn, der Eute, den du für einen Jägerbüschel hältst, ist ein Gräbtenobd, der nimmt das Jüternädchen zu seinem Weibe machen will; aber noch mehr, der Eute ist ein

Kegler, ein Acherdünner von der heiligen, allein selig machenden Mutterkirche und seine Liebe wird dich geradezu Weges in den Höllenpfuhl führen, wenn nicht alle Heiligen dir beistehn!

Eute ist? — fragte Anna mit ihrem Bild.

Ein Lutheraner ist er, ein Pötechant!

Ein Pötechant! — was ist denn? —

C du arme Unschuld! ein Pötechant ist ein Ungläubiger, ein gottverächter Feind der Kirche, der glaubt weder an die allerschlimmste Jungfrau, noch an die Unsichtbarkeit des Stattdollers Jesu Christi, der kein nicht zu den heiligen, weiß nichts vom Argfeuer und das allerschlimmste Alard. Sacrament ist ihm ein Betrugnis. — Du weißt es nicht, was es heißt ein Pötechant sein und steht nicht die Klauen an seinen Hüften, die Häner auf seinem Haupte.

— Tsch mir, dem Diener im Heiligthume, ist kein ganzes Wesen offenbar und ich habe das Kraut ihm entgegen und schäme dich gegen den Teufel. —

Annas Herz eritterte, doch ihre Liebe war härter als die Furcht und das Entsetzen und mit ruhender Angst das sie: hört auf, schwärzlicher Vater! so ist mein Eute nicht. Berichte mir, ich kann nicht glauben, daß er böse, das er ein Pötechant ist: ich hab niemals et Entsetzliches von ihm gehört und gesehen. Erlaubt mir, daß ich ihn frage und wenn er sich reinigen kann von solcher Schuld, so verlaßt und curen Beichtant nicht!

Um Gottes und aller Heiligen willen biete dich vor jeder Gemeinheit mit einem Pötechanten, selge mir, ich will in einem steten Trostast dich vor seiner Nachstellung sichern und meine Arme breist ich aus zu deinem Schutze, du liebes Kamm! Und wie beschwörend trüfte der Vater das bebende Mädchen um seine Deut und als er des jungen Herzens Zügel durch seine grebe Kante fühlte, konnte er sich kaum enthalten, den jungfräulichen Mund zu küssen, der so lieblich ihm entgegen lachte.

Grüßeden ertrant sich Anna diesen schützenden Armen, in ihrem Inneren vermuthete fürte sie hinaus und verlaßt sich vor dem Vater und ihrem eigenen Grüßeden in des Lammwäldes tiefstem Tunnel. Da führte die Liebe auch den armen Klam bin, und als er die verwesende Anna erblickte, trat er zu dem Mädchen und fragte nach ihrem Kummer und seine Liebe war so laut, sein Bild so treu, daß die rathlose Anna den Bergmann wie einen Götterglaubten anah und mit aller Angst ihres Herzens ihn um Auskunft bat über Eute; den er so kennen mußte, weil sie die Seiden öfter zusammen gelehen.

Betreffen blühte der treue Klaus das Mädchen an und dachte, was er von Otto fragte, doch nicht im Sinne des Vaters: wie ein Freund sprach er von den ehemaligen Spielfamanten, aber behelligen mußte er, als Anna aus dem Geirich die Frage stellte: das Eine ein Geirich, ein Prechtant sei, wie Klaus lieber. Er meinte es wirklich, behennte der verdammte Lebende, um kurz ihr auch anzuweisen, er ist guter Dinge wütig.

Anna dachte still dem Besuche zu, dann wußte sie gebietend den armen Klaus von dannen und ging nun dänteringend über die Berge und versenkte an Ort und der Welt. — Nicht des Vaters Schreckenswort, nicht des Freundes Räte machten ihr den Geliebten verständig; aber in ihrer eigenen Brust entstand ein Kampf, der die junge Saat des Glückes niedertrat und ihren klaren Sinn verwirrte. Kahtles stand sie dem Ungehörigen gegenüber — jedenfalls war ihr Otto ein Betrüger — wenn denn die Nummer? das Verbergen der Wahrheit vor der Geliebten? — Was kennt die fremde Katholikin von einem Prechtanten erwarten? — Lehen Bild ihr Herz gar nicht zu fassen vermochte: — Das arme Hütchen! Wer sollte ihre Seele retten aus diesem Wirral? — Der Geliebte ein Betrüger — der Beschützer ein widerlicher Gegenstand ihres Gutes — die Pögeleichen erzürnt — der verlorne Widet! — O heilige Jungfrau! wie sollte das eiten, was ist denn wahr? — was ist recht, das ich thun soll? — So rief das geängstete Mädchen und trefflos lief sie immer weiter über die Berge. Da blühten ihr in der Nähe von Zeitweil die süßen Leiche so lieblich glänzend entgegen, die unterfinstete Sonne malte süßes Geld über dem Wasserpiegel und das Schilf am Ufer flüsternte trefflich durch die warme Abendstille. Anna's Wangen brannten in Feuerflammen, ihre Seele legte nach Kühlung und Ruhe und mit einem Schrei, der herzerstehend durch die heilige Stille drang, stürzte sie in die Tief Geiriche in die klare Fluth und die Wellen schlugen über ihrem Haupte zusammen.

Kübezahl! wo bist du? — Gott sei Dank! — Dort schreitet er mächtig auf den Leich um, er hatte den Leich nicht aus den Augen gelassen, der alte Jäger tauchte in die Tiefe, holte die Verirrte heraus und trug mit starken Armen die Dampfleiche auf des Ufers Wees und hauchte neuen Lebensodem in die erstarrten Glieder. In den Armen des alten Jägers erwachte Anna, seine väterlichen Ermahnungen schlugen an ihr Ohr und bald

erblühte sie sich wieder gebietet in einer Felsenhöhle des Gebirges neben der erweimerten Flamme eines Herdes, welchen der Berggeist herbei gehandelt und Alles erdicht hat wie ein Traum.

Kein, es ist nicht mehr! beben ihre Lippen, es ist nicht möglich — o, sage mir du lieber, alter Mann! — nicht wahr? Alles ist einge, Laidung — Otto ist tot — Otto hat mich lieb, er ist mein wie Geld — und der Vater

Der Vater ist ein Aufseher! brumste der alte Jäger und dein Otto ist ein lieber, zeltner Junge, nach du bist mein Kind und du sollst glücklich werden, so wahr ich der Kübezahl bin — ja, der Kübezahl! sprach der Jäger mit erbletem Zeue, und vor der erkannten Anna weichte sich die arme Felsenhöhle gut weiten Halle und des Jägers Gehalt ummalte der Gesirichmantel und eine Kneue bligte in den dunklen Felsen des erhabenen Herrichers vom Kübezahle. Sei ruhig mein Kind! sprach Kübezahl zu dem Mädchen, ich bin dein Freund, dein mächtiger Freund und wenn ich auch nicht weiß was dich in die Klüften trieb, wenn ich auch manche Dinge im Menschenleben nicht begreifen kann, so bin ich doch stark genug, um deine Liebe zu schügen und den Freund deiner Seele herbei zu rufen, damit er allen Kummer dir stille. Sei getrost, meine Tochter! erhebe dich von dem kalten Boden, izege meinen Falsen ein freunlich Ansecht.

Und Kübezahl blieb in sein alteses Heu und alsbald füllte sich die glänzende Halle mit Gemen und Jochen, die trugen goldschin reiche Leirische herbei, ordneten zünftige Kübezellen und bereiten ein festliches Wohl für die neu beehrte Anna mit den freunlichen Kneiz des Geirichs.

Die trübsende Nebel wichen die Zweifel aus Annas stürbender Seele, bald fand sie wieder reich und frisch auf ihrem feinen Hüben und freute sich wie ein Kind über alle Herrlichkeiten, die sie umgab. Und siehe, auf einmal wallten die Burverfalten des Berhangs von dem Ginzarne zurück. Otto trat herein, gestufen von des Geirichfürken leinem Gehet. Vor der glückseligen Anna kniete der Ginzarne nieder und nach kurzer Unterredung hatte alles Wangen und Hütchen ein seliges Gede.

Lieberlassen wir die Zeiten dem Schzuge Kübezahls und folgen dem keh-schamen und doch so unbehelmten Vorkehren, dem geschwüngen Kranz nach der fernem Parthura.

Der Thürmer hatte kaum die Anpriebe niedergelassen, als auch schon die Burgerlein

den Veten zu sich bezieht und ihre seine Dank mit mütterlicher Sorg den Brief auf-lehete. Den er dem lieben Zehn ihr übertrah. Wohl legte ihr das erste Geheiß der lieben Anna in seine Ähren, nachdem sie den Bericht des Zehners gelesen — doch Anna Gertrude trug ein so freimüthiges Gemüth in der Brust und ihr waren der viele wunderbare Tugenden kein Räthsel. Als bald bezieht sie den Pura-Gesell-schen zu sich und legte dem Otto's Begehren an's Herz.

Seine Heilighörwürden, der Magister Tre-viranus, waren ein eifriger Jünger im Hei-berge des Herrn und seine forpulernte Gehalt richtete sich doch auf bei dem Veten des Briefes und mit der Gebete eines Beschwörers trat er vor die stumme Herrn und begann folgender-maßen seine wohlgeleitete Rede.

Bereit, alle Frau Gräfin! der Herr Junfer sind auf einer bestimmten Fährte und es ist meines heiligen Amtes schwere Pflicht, auf die Heiligkeit dieses Heilighörwürden auf-merksam zu machen. Was soll die Heiligkeit in dieser gräßlichen Pura? — wie abhört die Kaiserliche an den Tug der Heiligkeit? — Ich bin auch alle Frau! heuert dem Heiligkeit, weilt auch gegen ein selbes heiliges Ansehen!

Was soll aus den gräßlichen Worten der Heiligkeit werden, wenn seine ersten Jünger händeln gegen die Gebete der neuen Kirche? — Ich werde nimmer den Zehn sprechen über einen Heiligkeit des jungen Grafen mit einer Kaiserlichen Braut und Ihr werdet Gaze Mutterrechte über den mündelstarken Zehn nicht vertragen! —

Ich werde nicht vertragen, daß der Mutter Zehn des Kindes Glück ist und meiner Rechte mich dazu betreiben, ihm das nach meinen Kräf-ten zu betreiben; auch hab' ich das Junfer in meinem Zehn, daß sein Herz weilt, was in seinem Heiligkeit und wenn Ihr, erwünscht Herr, euren Zehn verläßt, so werd' ich heiligkeit einen andern Heiligkeit finden, dem der Zug des Heiligkeit mehr alt, als die Tugenden der Kirche. Heiligkeit will ich selbst das Mädchen leben, welches Otto keine Braut nennt und ich beziehe euch die Braut so zu empfangen, wie es dem Heiligkeit meines Hauses geziem.

Doch der ehrwürdige Magister Treviranus erlaubte sich in der Bemerkung: „man muß Gott mehr gebühren denn den Menschen“ und „ich würde meine Hände in Unschuld“ über diesen Gräuel. —

Nach diesen, aus der heiligen Schrift geborgten Redespellen, wunkte die Gräfin ihre

Entlassung, der Magister trat zurück und sinnend wollte die Purgaten noch lange in ihrem Gießer, schrieb dann im Sinne ihrer eignen Ansicht ein Antwortschreiben an den Zehn und entliefte den Zehn damit zurück zu Schloßen. —

Die Wochen, welche zwischen diesem Son- und Herrenten des Heilighörwürden lagen, ent-flohen den Lebenden unter Küßbare Schug wie ein Sommerachts-Traum. Vor der Verehelichung des Heilighörwürden Anna's Bedenken leicht; doch konnte der protestantische Otto nicht so schnell die jatten Gärten der frommen, katholischen Anna überwinden und als in dieser Zeit der Erzbischof von Breslau in der Annafestle zur heiligen Handlung der Heiligkeit erschien, verlangte auch sie Theil zu haben an diesem Gaudium ihrer Kirche und Otto selbst geleitete die Heiligkeit das in dem Zehn des Heiligkeit, sogar der Zehn hüllte sich in seine Heiligkeit und verließ nicht, mit seinem lieben Heiligkeit das stille Wort-daus zu betreiben.

Otto hat um Gebet bei seiner Gmüney und der Heiligkeit schattete gern dem alten Zehn des rühmlich bekannten Hauses diese Heiligkeit. Auf der Höhe menschlicher Bildung und geistlicher Würden verschwunden gewöh-lich die Heiligkeit Bedenken und der freimüthige Heiligkeit hätte mit Aufmerksamkeit dem jungen Grafen zu, was er von seiner Liebe ihm mit-zuteilen hatte. Zehn erhabenem Zehn waren die heiligen Geleise der Natur nicht fremd und eine Heiligkeit des Heiligkeit leuchtete dem klaren Anz, als er den Heiligkeit anhöre, der in dem Heiligkeit die Heiligkeit seines Heiligkeit ihm vertheilte. Mit weiteverer Heiligkeit entrollte er dem Lebenden das Gemälde der Zeit mit ermahnte ihm: nicht die eimen Heiligkeit über zu führen, als uralte Rechte und heilig abhalten Litten es erlauben; oder gar die Gebete der Kirche schatteten. Glaube nur, mein Zehn, heuert er, in der Heiligkeit schwerem Opfer liegt im Zehn, der Heiligkeit in, als jede Heiligkeit selbstständiger Heiligkeit und Gott selbst hat die Heiligkeit der ver-schickenen Litten angeordnet und seine Kirche befehlt, diese Ordnung zu wahren. Es ist meine Pflicht, dich zu ermahnen, nach einer ebenbürtigen Gemahlin dich umgeben und die fremde Anna nicht der mütterlichen Kirche und ihrem stillen, friedlichen Leben zu entreißen.

Rein, Gaze Gnaden! Gott selbst hat der Liebe heilige Heiligkeit in unseren Herzen ent-gündet und auf seinen Schup befi meine Erde, wenn ich muthig und getreu diesem Glauben folge.

„Lächle dich nicht, mein Sohn! die Erde ist ein hübsches Glüd der Erde, die Erde aber ein Gebet des Himmels; der Mai ist nur ein Monat des Jahres, aber die Saat muß reifen, der Herbst bringt die Früchte und der Winter betat das fremde geklammte Leben. Du bist deinem Stamme eine Mutter schuldig, die sich nicht zu schämen braucht unter den Ahnen deines Hauses und niemals wird die Karthausin an dem alles Schmucke betrauten Altare deiner Kirche sitzen können.“

Anna kniet zu dem Gott der Liebe, der seine Sonne aufgehen läßt über Gerechte und Ungerechte und ich will mit ihr die Gottesmutter um ihren Segen bitten für unsern Obenbund O, nehm' Guter Wert an und bereich' meine Anna zu dem Bunde unsterblicher Zeiten!

„Wachte mir, mein Sohn! ich verstehe die Liebe mehr als du denken magst, ich habe geliebt wie du, und es dennoch vermocht, dem Vorsehungsworte der heiligen Kirche zu opfern und die Geliebte meiner Seele lebt als Heiligtum im Kloster der Franziskanerinnen zu Breslau und ihre Gebete vereinen sich mit den meinen an Gottes ewigen Thron. — Was mir ein Segen zuwenden, sollt es zu schwer sein für deine junge Kraft? —“

Ziel bewegt trübte Otto des armen Erzbischofs Hand zu seine Lippen, doch sein Herz jubelt in seinem Schmerz, als er nach seiner Anna klickte, die seinen Hauptes dieser Unterwerfung überste. Sprich du, mein Engel, für unsere Väter! Ichte endlich der jagende Jüngling.

Da erhebt die liebliche Anna den Blick zu der Götterwelt gebietenden Gestalt des Kirchenfürsten und mit dem innigsten Laut ihrer leisen Stimme bat sie um den Segen seiner Zustimmung.

„Ach! jedes Geschöpf Gottes sucht seine eignen Wege und wie die Natur die Vögel der Lüfte und das Wild im Walde leitet, so gebietet mir das Herz, was ich thun soll; ich gestehe, hochachtungsvoller Vater! daß mir Otto lieber ist wie Alles im Himmel und auf Erden — ich kann nicht anders — o, sagt es mir, daß ihr nicht zürnt — laßt mich auf Gottes gnädigen Schutze hoffen.“

So sprach das beryge Mädchen und da legte tief bewegt von der amuthigen Unschuld des Himmelskinder der Erzbischof seine weisen Hände auf die Häupter der Liebenden und segnete sie: der Herr segne euch und geb' euch seinen Frieden! Gehet hin und Menschen sollen nicht scheiden was Gott verbunden! —

Und sie gingen hin, die Geflohenen. Otto mit indeß, Anna mit erleuchtetem, selig beruhigtem Herzen. Und als sie nach dem Schloß ihre Liebe, dem armen Knecht erzählten, was der Erzbischof gesagt, da war es süß, wie der Sonnensturm sich demüthete, dem Sinn der armen Liebe nachzugeben; er mußte in seiner Geseßesmäßigkeit so wenig von den Aamen der Götterwelt wie von den Tugenden der Kirche, daß er in seinem Knecht, seine kennen konnte in diesen Betrachtungen. Er bligte und kennete um die Schmeichelei herum und dachte bei sich selbst: da werde einer hing an dem Gewände der Menschenfütter; wie ist doch die Wahrheit einfach! —

„Was sollt, das wußt ich schon.“

„Was ich wußte, ich haben.“

„Was gut ist, ich verstehen.“

„Was leicht, zusammen sein.“ —

Und als nun endlich auch Franz angetreten kam mit dem mitterlichen Reiche, da wurde der ganze Handel erst recht verwirrt, denn es hand' nicht allein Liebe und Güte des Klosterbergers zu viel von altem Freunde, ständlichem Gehege, Heiligung der Lüste u. i. w. in den Brüste, das Knecht als Zustimmung nicht zureichte zum rechten Verständnis; er mußte seinen andern Rath als an dem Dandarellischen Anzeichenenden sich zuhalten; an dem salubren Beweis der Liebe und reich, wie er hies in handeln pflegt, wenn der treue Jern ihm in die Kreise steigt, beschloß er allen Präliminarien ein Ende zu machen und die Heiligungsmacht des Jahres 1820 zum Zeitpunkt der Hochzeitfeier des Grafen Otto mit der Tochter der Kammerherrscher zu bestimmen. Die Aufgaben seines Reiches bereit er alsbald und alle Hände waren thätig zur Vorbereitung des Festes. Und das war ein Fest! — recht nach dem Herzen Knechts, und der Tochter, welcher diese ganze Heiligkeit niedergeschrieben, ist gewiß dabei gewesen, denn heute noch weht es mich aus den alten Blättern an, wie lauter Rosenkranz und wie Johannisfanten schwärmen die Buchstaben einen Juchzerraus auf dem vergilbten Papier. So hegefreudig und zuversichtlich ist der ganze Ton, in dem er das Fest im Knechtgebirge niederzulebte, daß ich Alles glaube und nur den Wank habe; es möge jedem treuen Baare eine so goldne Hochzeitmacht beschicken sein!

Wo eigentlich der Schauplay dieser Hochzeit gewesen, das hab ich nicht recht ermittelt können; die besten Wegweiser durch das Knechtgebirge haben jene Zauberküste niemals wieder

sinken können und ich glaube, das ist auch recht gut so; denn wüßte man das genau, wahrhaftig die Humpelbaute stünd nicht mehr so materialistisch unter den Fellen und es wäre dann vor zeugnenden Einzelnen nicht auszuhalten im Gebirge und alle unglücklich Verbunden diesen Tag und Nacht an den Zeichen auf und nieder und rufen Mühsal! — Mühsal! — An erdendliche, stürbische Trauungen und Hochzeiten in der Familie, mit Vettern und Nichten, wäre gar nicht mehr zu denken und die Bästerei, fabelhaft und ewigwählig, müßten aus Staatsmitteln entschädigt werden für die verlorenen Sportel, Gelder.

Tod, laßt mich zu Ende erzählen. Also: Jehannessen war es auf Erden, auch bis zu den höchsten Regionen des Hienengebirges stieg der junge Semmer empor und steckte seine Aeselsführer auf Weg und Stege. Die Alstertrauben kuckerten auf der reiche Fingerhut leuchtete durch das Grün der Gesträuche und neben dem grauen Schrein wie brennende Hochzeiterinnen. Die Schläpchen Irtanaen von Alt zu Alt, Lurcheitrauben wirtten von allen Baumspitzen und Büschen schwebten über die Hütte. Es war ein weiniges Singen und Summen, ein unmaßes Kräusen, Leben und Wehen aller Orten und Otto schritt mit seiner süßen Anna wie ein glücklicher König durch die feuerlich prangende Wälder.

Die Liebe hatte nun alle Bedenken des hohen Kindes vom Gebirge überwunden; schon mit den Augen des Lebens sah sie, daß Otto's geistlicher Asch mit elastischem Tritt sich bewegte und in seinem weichen Gescho suchten ihre liebenden Hände vergeblich nach einer heimatlichen Beherrschung; wie viel mehr aber strömte aus des Geliebten redlicher Seele ihrem offenen Sinne das Gedächtnis des Geistes, unbekante Schätze des Wissens, zu. Wenn auch der junge Kitter mehr noch dem Wandervogel und dem Waldweib ehelegen, als gelehrtem Studien; so war doch die Purz seiner Bäter von sehr einer Freisäule der Dichtkunst gewesen; Ulrich von Hütten hatte oft den feurig borchenden Knaben belehrt und auch in dem dicken Bekanten, der so gewissenhaft gegen seine unstatthalte Vermählung mit Anna geistert, sah ein ganzer Wissenschaft der Gelehrsamkeit, dessen Dentschem wegzulassen die Lippen des Jünglings gekostet. Und so redeten die beiden Liebenden in den langen Semmertrauen über mancherlei Dinge, o, wer es weiß, wie schnell eine Frauenleste wächst, wenn Demuth und Vertrauen in ihr zu dem Heber aufblinden, dem wird es nicht erschaulich sein, daß Anna, die flug war

wie alle unerdorbenen Persankinder, in kurzer Zeit mehr lernte, als manche Schüler in vielen Semestern, wenn sich das letzte Wissen und Können auch um andre Dinge handelt. Die stürblichen Streitigkeiten wurden unter den Fellen auf das Verblühte geschlichtet und wenn die glatte Jungfrau so eckelhaft und anmuthig an Otto's Seite durch der Waldes Hallen schritt und oftmals im Kranz in ihren Feden blühte, so schien es dem Grafen, als könne seine Kärntenerkeder ebenbürtig in die Reihe seiner Ahen treten, wie dieses Kind des Hienengebirges und in der heiligen Geschichte, wo die niedrige Maad, die Jungfrau Maria, den hohen Herrn der Welt geboren, lag für Beide ein Zeichen, daß Gottes Segen vorzugsweise auf die Stillen und Demüthigen herabströme —

Am Tage vor Johanns hatten Beide sich auf ihren Wanderungen weiter gewagt, als sie sonst zu thun pflegten und so erblühten sie auf einmal die Humpelbaute, die ihnen als der Ort der ersten Begegnung geweiht war, trotz aller dort erlesenen Tragale. Aber wie schaurig lag da: Bild vor ihren Augen! Als wäre der lichte Tag auf einmal grau geworden und die goldne Sonne eine bleierne Kugel, so schwer ruhte die Luft über der Gasse, die sonst in Otto's Augen ein Verklärungsalanz umgab, als noch die Urbe darin hauste —

Mit einem Feger in der hoch gehobenen Hauch stürzte gerade die Wirtin heraus und schenkte die Schweine fort, die sich dem Herde genast, die Hühner spreizten gackernd aneinander und der Hund bellte mit heiseren Tönen an der Kette. Michel lag betrunken von Brandwein auf dem Miststroh vor der Thüre und der Alte sah mit gelasteten Händen auf einem Holstode und ächzte so laut, daß es in die unheimlichen Töne der ganzen Umgebung als würdige Note anklang.

O, wie entsetzt ist die Natur, wenn nicht der Glanz der Liebe, der Fausch der Furcht auf ihren Werken ruht! — und wie entsetzt ihr Leben vor dem göttlichen Thun unentwerf Verheerungen! Otto und Anna fühlten mit einem Herzeinschlag diese Wahrheit, sie sanken sich innig in die Arme der dem Anblick dieser Verwilderung und eine Thräne perlte über des Mädchens lieblich erblühende Wangen.

Sei ruhig, mein Kind! tröstete der Freund, ich will dir den Garten sorgsam pflegen, in dem du wandeln sollst — laß uns aufbrechen nach meinem lieben Waldschloß, zu lange schon überließ ich der Mutter allein die Sorge für

das väterliche Gebot. An seinem Herde soll jeder Gedacht Gottes seinen Platz haben, sein und aus seinen Händen, zu Gebete, soll Licht und Wärme in's Land fließen. Wenn eine Mutter nicht das lehrt, wie ein Hochmaler in des Kindes Bewußtsein. O, sage mir, du Götze! daß du frommen Muth hast mit mir zu gehen. Ja, mein Kind! ich will getreue mit dir gehen und dir dich erweisen und Gott mit mir haben. Deiner Mutter in Lieb und Lamm zu dienen. Eine süße zu treuen Worte von den süßen Lippen und in Deiner Person kam ein Gedächtnis, so fromm, daß Engel im Himmel sich davon freuen konnten und als sie an der Kapelle verüber schritten, stand die Thüre geöffnet und Anna lag leise den Arm über die angetrocknete Schwelle. Und dem Mair hielten Worte und haben jemand die geselligen Hände im stillen Gebete immer und als sie nun voll andächtig Freude betraut waren, da lag die Welt wieder im Geirglanze der Liebe vor ihren Blicken und mit unendlichem Genuß haben sie bald nachher Hühnerzählend.

Dort war eine merkwürdige Gekühnheit und der Genußsüßheit hat ihnen entgegen mit den Worten: ich habe Guten Genuß genommen und es ist mir lieb, daß ihr endlich Willens seid, den Traum eurer Liebe zur Wirklichkeit zu verklären, denn nach rufen notwendige Gedächtnisse zur Unterwelt zurück und meine letzte Sorge auf diesen Gebirge soll nur Gedacht sein; nach diese Nacht kann ich einer Wirth sein, dann aber müßte wir verschiedene Wege gehen und ihr werdet in eure Heimat gehen. Ich kann der Welt Handel nicht verstehen und von all dem kassischen und reichhaltigen Leben wird mit der Kopf wehre; ihr müßt nun selbst sehen, wie ihr damit fertig werdet. Göt, meine Kinder und schmeckt euch zum Hele.

Anna betrat ihr Gemach und fand dort geschäftige, kleine Leute, die einen Anna ausbreiteten vor ihren erlauchten Blicken, wie er wohl einer Kassertheier hätte gefallen können. Aus bescheiden Galanterie hatte der liebenswürdige König des Gebirges einige Offenweiden aus den Harzwäldern in dem Hofe vertrieben, denn an seinem Hofe vertrieben nur männliche Lirner alle Dienste; aber zum Hochgenusse schienen ihm weibliche Hände die geschickteste Hülfe. Wir wissen ja, wie der ehrliche Hühnerzähl einmal von einer Bringsinn bei seinem Hühnerzählen überlistet wurde; seit jener Zeit war er wohl den Frauen gnuß. Dennoch schloß er die Liebe

und war besonders seinen Götzen angethan und so gewann er so dem auch über sich. Bräutliche Mä im enge Gefühlsleben zu Anna's Gedacht zu bitten und die schönen Götterbilder, welche sie gezeichnet, machten ist, wie ihm alle Götze.

Erzählung glänzen die Hände von Anna's Genuß und geben das volle Bild der Kunst vollständig wieder; mit fröhlicher Götze wurde das lange, schwere Haar zerlegt, dann umflectete die glän Götzer ein süßes Gewand von weicher Seide und die schlanken Fäden umschlang ein glänzendes Götze mit leuchtenden Fäden; sie hat die geschicklichen Fäden einen Perlenmahl um die Schultern legen und durch die Hände waren von Perlen und Kernen das süße Götze der Wörthe schlingen — wie war das Götze! hat so schön, so freundlich geschmeckt! —

Die Liebe ist ein, ein Götze von Pergamenten flug aus der Liebe, mit selbstem Spiel; die kleinen Wörthelein wurden so wieder und blieben so schön, die Liebe die Welt voll werden des hochgenussigen Götze. Aus den Fäden schien sich der Vogel hochgenussigste Schöner, wie merkwürdige Stimmen trau der Treuelein und Wörthe freies Fäden, die Freude wurde in dem süßlichen Zusammenhänge, was Hühnerzähl eben Götze bereit hatte und eine Stimme drang so klar und süß aus dem Hühnerzähl, mit so himmlischer Genuß, als wäre der dem untere Lirner ihren Jern trau eine verflachte Kassertheier und in Hühnerzähl Götzer trau Anna waren. Der Götze regierte den Lir, leger die Lirnen langen verzerrte Götze und die Götze brumme verzerrte in die Götzer trau, wenn ihr leger auch der Lirnen ein wenig wunder war. — Am lieblichen Lirnen die Blumen im Hochgenuss glanze. Am Hühnerzähl der sich der Kassertheier zum Götze der und alle Wörthelein reichen sich die Hühnerzählenden und blühten anmutigste Götze, weiche Götzelein und liebliche Götzelein für das hochgenussige Paar. Das Götze ließ seine verzerrten Lirnen durchschimmern und auf den Lirnen streuten die Götze Götzelein. Silberglänze und Kassertheier, so daß immer ein Götze trau so glänzend Kassertheier trau. War es die Kassertheier oder sang ein Engel der bescheiden Anna?

Der Götze thau vom Götzelein,
So halt der Götzelein,
So trau die Götzelein
Zu mit der heiligen Wörthelein
Zu trau Götzelein
Zu trau, du trau Wörthelein!
Zu Liebe findet der Lir.

Wunderthöne Oden trugen helle Aefeln,
an denen Lebensmühen auf und nieder
schweben, in den Winden, in Strömen sich im
Reiben auf, an dem Ganges des Gewalts
und Rausch that heraus, strahlend von Glück
und Schicksal. Keiner, führte sie den
Verdammung entgegen, dem selbe Leben dem
Bande wider, der in weichen Sammet ge-
kleidet eine blasse Schärpe trug und dessen
goldenes Schwert mit einem Kreuzesgriff ge-
ziert war, an dem ein Rubin funkelte. —

Der Geistesfürst aber strahlte in aller
Pracht seiner Geistes, lang hob der Mantel
von seinen mächtigen Schultern, auf seinem
Haupt trug er eine Krone, die Strahlen warf
durch die ganze weite Halle, ein edelmüthiger
Bart fiel über seinen auf seine starke Brust
herunter und vor seines Jockes leinem Hufe
neigte sich die Schaar der Geistes.

Unter einem Baldachin von Reichenbäumen
prangte ein Altar von einem Stein, und aus
einer feinsten Zählung des Verfalls leuchtete
eine Flamme, deren Weisheit den prächtigen
Raum durchdrang. — Trugenen und Hörtet
schmetterten gesalbt — ein unsterblicher
Singerthum künnte den Gedicht-Kommun an:

Der gute Geist
Der hier aufsteht,
Ihm weihen alle Geister:
Der heiligt sich
Dort den Altar,
Der glänzt Gedichtes.
Der Reichenbäume
Dinge zusammen,
Von ihm der Kabinen stehen
Gut in dem Raum,
Das am Altar
Zurück hangen! —
Gut in dem Raum!
Der seine Schatz
Und seine seine Schatz;
Gut das Geist,
Das himmel hoch
Um seine Gut und Gutes! —

Jitternd, in unsterblicher Stimme traten
Lute und Rausch vor dem leuchtenden Altar
und der erhabenen Aefel der Gewalten
Hörte legte hand sein Geistesbände auf
die fremde geistigen Haupt; dann zog er
die Seelen empor in seine Arme und trünte
sie vaterlich an sein Brust.

Gebet hin, ihr Geliebte meines Geistes,
sprach der himmlische Hüter, liebt euch frei
und verzweifelt niemals euren Freund auf dem
Reichesberge. Ich muß euch verlassen seht;
aber meines Schicksals ich versichert, wenn
auch das Leben führt und rechnet auf
den Lohn der Treue.

Alle Gleichgültigkeit hatten Hüter die Worte
durch die wider den Wegwahn der Jünger-
hölle und durchdrungen mit begehrender Kraft
die Herzen der Lebenden; in summet Selig-
keit umhingen sich ihre Arme und ein heiliges
Schweigen ging wie Engelstunde durch die
ganze Verfallung. —

Lebt wohl! — Gott segne euch! — Dielem
Schicksal dante laut Hüter die Stimme;
lebt wohl! Gott segne euch! flüsterle ein
tausendfaches Echo rings umher — dann sah
sich das Paar allein und unsterbliche Hände
aufeinander die Seelen von den hochgeheiligen
Gewalten, einisch künnte die Gewalten
sich einander gegenüber mit Lute und mehr
vor dem Geistesbäume, das immer lebend
Künste gewannen. —

Der Lebensmühen hat niemals eine
höhere Gedichtes geist, als durch sich
in Hüter die Geistesbäume der Schicksal
Alle die frische Reichenbäume am andern Tage
das Reichenbäume Gedichtes beichten, er-
wachten die glücklichen Schicksal und aus dem
seligen Traum der Nacht hing die Willkür
ihrer Liebe so froh und muthig, daß beide
müde aufstiegen und auf's Neue in der
geistigen Umarmung des stillen Se-
ges, sich verhielten. Noch einmal fanden
sie von Geistesbänden das Wahl bereit; aber
draußen wucherten schon die Kette und der
alte Raum, was herein und meiste, daß Alles
bereit sei zur Heiligkeit.

Wie mündete dem glücklichen Gatten der
Kergentrast, den die Lippen seiner jungen
Arme ihm freudigen, wie rasch hing er sein
gutes Kergentrast in den hellen Gatten und
nahm dankend Abschied von der stillen Gatten!
Trauen lag der Kergentrast seinen auf den
Bergen, Lute bereite seine Arme aus und
grünte die Welt, die nun nicht mehr im Jünger-
hölle des Geistesbäume erdigen; über die
aber dennoch Gottes Sonne mit liebevollem
Glanze warm beruht strahlte und an seiner
Seite stand die Geistes, die ihm als das
stillste Kergentrast war und als sein
treues Weib mit ihm des Lebens Gergentrast
geben sollte. Gott heil! sprach er laut und
beb dann die schlaue Geistes der beiden
Arme auf den Jünger, idem sich freudig auf
sein braunes Keth, nahm die Ägel des licht-
weisen Traders, der seinen liebsten Lebensbäume
trug, in die Hand und der erdliche Raum mit
weit voran durch den himmlischen Lantenwald.
Glück auf! zur Lebensbäume! —

So stand es in der alten Gergentrast und
ich vermag nicht zu berichten, wie's den beiden



Der Schwanring.

(Aus einem Essz. "Meister" von N. H. H. H.)

Als wannja Tenz mich umblüht
Voll Sonne in der Rutter Schatten,
Und milde Ströme mein Gemüth
Nebst nicht, wie jetzt, durchzogen hatten,
Da scholl an einem lichten Tag
Ein Klang von Hörnern durch die Gründe.
Es kuckte sich das Reh im Gaa,
Es kugte in dem Aier die Hunte;
Der Juchs, der seine junge Brut
In meinen Büsch springen liebt,
Karg sie im Ranz, fest und aut,
Die Kucke von schlauer Wälden hörte.
Das Guckern schick, das lacht und led
Auf meinen Armen senk ich wogte,
Auch auf, derübt von jähem Schreck
Und setz an meine Brust sich's kühnste.
Ich höhr' saunt', denn meinem Ohr
Kam nicht ein Lärn noch nicht vor.

„Pold raucht' es in dem Huterhol,
Ich hör' ein Rinden in den Fäden,
Dann dampft' ein Reh, in fürstlich Holz
Den weichen, grünen Hälberbren.
Sobald ich hör', wohn ich schaut',
Gewandt ich schweißbedeckte Hunte,
Ein Auen in der Erde graut',
Laf von Bedeutung viele Stände.
Und sch! ein Reiter, weidbarban,
Der Fide delle Strahlen kesseln,
Rach sich in meinem Hause Bahn,
Das ihm das Hälberbüsch verkleffen.
Er trug in seiner Hand den Speer,
Sein Weiden war voll Kraft und Wille,
Weit rief er durch die Fische her,
Ein Hirschen in dem Gölde,
Ein Feld, dem sich die Wäse bricht
Umstürt von der Höhe walt.

„Schnell sich der Mann vom Kasse schwang,
Da stürzten auf ihn in die Ruten,
Die neues Hornes lauter Klang
Mit dem Gefolge beidbeiden.
Das wählte bald ein Hälberbüsch,
Ein Teppich wurde hingebreitet,
Zwei hohe Krüge aufschloß
Und Becher, reichlich ausgemesselt
Denn perlt' der lustig süße Wein,
Den ihm freier ein Jägertrabe,
Lagu das Frey, so wuß und kein,
Gewahrt dem Hälberbüsch rachte rade,
Das sah'ae Reich vom jungen Gölde,
Der gellern seiner Hand erlegte
Und deut' gebraten in der Fische,
Vollendet des Wäldes Segen.
Im grünen Walde, lang und voll
Der Klang der Jägerhörner scholl.

Als nun der Mittagssonne Gluth
Berengert durch die Richtung brannte,
Zehn Ritz dort auf dem Hälberbüsch ruht',
Wo niederbringt des Jätens Rante.
Jum Schummer war's der rechte Ort,
Wart schienen seine Augenlider.
Er lachte das Gefolge fort
Und legte sich zur Ruhe nieder.
Die Jäger streifen durch den Wald,
Sie eingefert Hand den Herrn bewachte,
Indes auf grübelstängler Galt'
Im Reh die Lärnschande lichte.
Es kesselt am meel'igen Stamm der Fische,
Das Guckern auch begann sein Hälberbüsch,
Der Juchs lehr' fröhlich sein Hälberbüsch
Reißt sich zu sprunzen und zu schlüpfen.
Sank war es ihm im süßen Raum,
Ich selber nicht daß im Traum.

„Da doch! wie raucht's am Jellenquell,
Der durch die Brennerbüsche fließet,
Und jene Hälberbüsch alldieß
Tert in den kleinen Lärn erziehet.
Ich blühte auf, noch schimmernd
Und glaubt', den Augen nicht zu trauen.
Nebst heut'gen Tag erzieht's mich lebte,
Reizend ich, was ich selbst kühnen.
Ein Weib lacht aus des Hornes Mund,
Geschmückt mit aller Reize Prangen;
Es lenktete der volle Mund
Die Kosen, die erst anfangen.
Der Weib war wie der Hälberbüsch,
Der weiß und art und lustig scheint,
Die Blüde strahlen voll und Weib',
Denn lagen Nacht und Licht vereinet,
Und um der reinen Lärne Klang
Webt sich von grünem Schilf ein Klang.

„Das war die Fee vom Hälberbüsch,
Ich hörte einmal von ihr sagen,
Sie hab' der strengen Rutter Jörn
Dort hingebannt vor vielen Tagen.
Wie war sie dem freihallen Wand,
Der Silberfischen Grund entlegen,
Doch heute war die Fische aus,
Sie kuckte sich fern im Fische wagen,
Sie kuckte trunken Sonnenschein,
Am Blumenbange ruhend lauschen,
Sich ihres jungen Lebens freun',
Eingewöhnt in des Hälberbüsch Rauschen;
Ausströmen ihres Hälberbüsch Drang
In ihren besten, schönsten Vieren,
Und dann der Hälberbüsch süßen Sang
Mit kühnem, süßem Sang erwidern,
Weil sie für volle süßen Jahr
Des Hälberbüsches lebte war.

„Drob Schwanwitt Horn im Herzen trug,
Sie gab des Kaisers Frau das Leben,
Und einen karten, schweren Fluch
Hört' ich von ihren Lippen beben:
„Weil er gethan, was nimmer Recht,
Wird sich sein Reich auch bald zerpalten.
Um Ginzher nur aus Karls Geflecht
Kann seine Macht zusammen halten.
Ein Siegfried wird der Rede sein,
Dem muß die Keermaid sich verbinden,
Er wird dann in dem tiefen Rhein
Den Ort der Nibelungen finden.
Der Wunderring kehrt auch zurück,
Den einst Turpin im See geborgen,
Damit erwacht das höchste Glück
Ihm wie der Sonne Licht am Morgen.
Ihm huldigt die ganze Welt,
Die ihn zum Herrscher aufgestellt.“

„Dann wird er stürzen Christenmacht,
Und Wobans Völder neu erheben.
Dann wird auch Herka in der Schlacht
Mit den Walsüren ihn umschweben
Sie hilft ihm finden Jie's Schwert,
Er schwingt es in der Feinde Schaaren;
Wie Bligolich die Saat versüßet,
So wird er durch die Lande fahren.
Doch erst erdreb' ich seine Treu,
Ob lauter auch und ächt sein Lieben,
Ob er der Gattin würdig sei —
Dum lege sie der Jahre sieben
Vor ihm den Stamm, dem sie entproß,
Doch Wasserreiches sichtbar Zeichen,
Und fragt er sie, so wird vom Schloß
Im Augenblicke sie entweichen.
Denn wen nicht zwingt die Leidenschaft,
Hat nicht zum großen Werk die Kraft.“

„Der Schwanring ist von Wielands Gold,
Der ihn beugt, wird mächtig werden.
Ihm sind die alten Götter hold
Sie machen ihn zum Herrn der Erden.
Rund Frauen Jauherliebe d'ran,
Die über's Grab noch immer wähet,
So wird durch ihn dem besten Mann
Von Woban hohes Glück bescheeret.
Er ist der Preis, um den er wohnt,
Das Ziel, auf das sein Aug' gewendet,
Er machet, daß er nimmer stirbt,
Daß nie der Jugend Pfangen endet.
Wenn er die Probe wohl bestand,
Wird ihm sein Weib das Kleinod bieten,
Doch mag, wenn es einmal entschwand,
Er wohl sein Haus vor Leid bedühen:
Bald sinkt es, wie ein dürrer Ah,
Der von der Hand des Sturms erfasst.“

Das that mir einst die Eiche kund
In ihrer Blätter erstem Rauschen,
Ich ruhte still im Waldegrund
Voll Freude dem Bericht zu lauschen.
Wie Glockenklang herüberreicht,
Wenn schon des Abends Schatten steigen,
Und fromme Menschen zum Gebet
Ihr Haupt vor den Altare neigen!
So klang der Märe freundlich Wort.
Bald sehet ich zu der stillen Stelle;
Was ich vernahm an jenem Ort,
Was mir geküßert hat' die Quelle,
Was mir die Waldeblume leih',
Mit ihren Reichen zugeleitet,
Und was ich aus der Vögel Weis'
Für Wunderlagen mir gebrutet,
Das barg ich all' in meiner Brust,
Ich künd' es euch voll heher Lust.

Der kluge Fischer.

Von Fabricius.

Einstmals lebte ein alter und armer
Fischer, welcher kaum so viel verdiente, um
seine kleine Haushaltung zu verlieren. Was
er den Tag über arbeitete, brachte seine Frau
am andern Morgen zu Markte und kaufte für
den Gekochten die nöthigen Lebensmittel für den
kleinen Haushalt.

Nun wollte aber schon seit acht Tagen

das Glück dem armen Fischer nicht mehr.
Nichts hatte er gefangen und der Vorrath im
Kauze ging auch zu Ende. Da sah er nun
eines Abends tief betrübt am Ufer und merkte
es gar nicht, daß schon die Nacht hereinbrach!
Heute aber wollte er nicht heimkommen ohne
Beute und noch einmal warf er das Red aus
— aber vergebens. Wieder sog er nichts als

Graß und Schlamm aus der Tiefe. Bedrücktlich wollte er sein Fährgeräthe zusammen packen, als ihn noch einmal die Futh überkam; sein Glück zu verlieren. Er warf zum letzten Male das Riß aus und jähste hoch auf, als es beim Emvortreiben so schwer war, daß er es kaum an die Oberfläche des Wassers bringen konnte. Mit großer Kraftanstrengung gelang es ihm endlich, und in dem Augenblicke zeigte sich ein großer, leuchtender Kessel. „Aha,“ dachte der Fährer, „das war glücklich.“ Da giebt mir der Himmel wenigstens meine drei Thaler für, und so gewinne ich mit einem Schlage, was ich seit acht Tagen verloren!“

Der Fährer beachtete den Kessel von allen Seiten! „Wirklich,“ dachte er, „ist das ein großer Schatz darin und Frau und Kind haben genug für's Leben. Da laufe ich mir erst ein großes Haus und Stallung für Kühe, Pferde und Schweine! O, das giebt ein herrliches Leben!“ Nun hing der Fährer an den Deckel zu lösen, um sich von dem Inhalte des Kessels zu überzeugen. Das war keine leichte Arbeit, denn der Deckel lag sehr fest. Nach vieler Mühe und Arbeit wankte der Deckel. Der Fährer hob ihn mit gewaltigem Rucke empor und fuhr zurück, als aus dem Kessel ein erschauernder Dampf hervorwollte. Statt vor Schrecken stand Martin, so blickte der Fährer, denn die Rauchwolke nahm allmählig menschliche Formen an und gestaltete sich zu einem Kiesen mit einem ungeheuren Schwerte.

„Hut Dank!“ sagte der Kiese, „dass du mich aus meiner langen Gefangenenschaft erlöst hast. Ich wollte, daß es dir Glück bringen konnte, anstatt daß dich diese That nun das Leben kosten wird!“

„Herr Kiese! Ihr beliebt wohl zu scherzen?“ fragte Martin. „Nein!“ antwortete der Kiese mit seiner Donnerstimme! „Nein, ich habe ein Glücke gehabt, denjenigen, welcher mich aus des Meeres Grund erlösen würde, meinem Oberherrn zu opfern!“ Vor vielen hundert Jahren führten wir Krieg mit den Wasserzergen und als ich eines Tages am Ufer lauerte, um ihrer habhaft zu werden, verfiel ich in tiefen Schlaf. Dieses benutzten sie um mich in eine Rauchwolke zu verpacken und in diesen Kessel verpackt auf den Grund des Meeres zu versenken. In den ersten fünfzig Jahren gelebte ich denjenigen, welcher mich aus dieser Kasse befreite, mit Schätzen zu überhäufen. Niemand kam — In den zweiten fünfzig Jahren gelebte ich meinem Erretter alle Schätze der

Erde zusammen zu tragen — es kam wieder Niemand.

Endlich in der Verzweiflung that ich das Schicksal meinen Erretter dem Oberherrn, welcher weit von hier wohnt, zu opfern! Also bereitete dich zum Tode vor!

„Erarmen!“ schrie der arme Martin. „Habt Erbarmen mit einem Familienvater!“

„Nein,“ sagte der Kiese, sein Schwert ziehend, „doch will ich für dein Weib und deine Kinder sorgen, wenn du tust, was ich will.“

Das war aber keineswegs ein tröstender Gedanke für den armen Martin, der lieber selbst für Frau und Kinder gestorbt hätte.

„Ach,“ bat er, „muß ich denn wirklich sterben, damit ihr euer Wort haltet, so gestatte mir wenigstens Abschied zu nehmen von Frau und Kindern!“

„Unmöglich!“ herrschte der Kiese den armen Fährer an, „die Zeit verfliehet! Mit dem ersten Morgenstrahle sieht es mich fort von hier!“

Der arme Martin war so infam und abentheuerlich, daß er selbst den grausamen Kiesen erweichte.

„Beleitet mich zu Frau und Kindern!“ sagte der Fährer, „und wenn ich sie noch einmal gesehen und Abschied genommen habe, so macht mit mir, was ihr wollt! Ich wehne kaum eine halbe Stunde von hier.“

„Eine halbe Stunde!“ brüllte der Kiese. „In diesem Fall bereitete dich zum Sterben vor. In früheren Jahren machte ich wohl hundert Gefangenenschaft im Kessel habe ich erbeutlich das Leben verlorn!“

„Nun so weis ich ein Mittel!“ rief Martin: „ich mache es Euch recht bequem. Nehmt auf eine halbe Stunde Eure vorige Gestalt an. Seht Euch als Welle in den Kessel, so trage ich Euch auf meinen Schultern mit mir nach Hause. Dort nehmet Ihr Eure letzte schöne Gestalt wieder an, ich verabschiede mich von Weib und Kind und dann macht mit mir was Ihr wollt!“

Der Kiese, welcher im Grunde tiefes Mitleid für den armen Fährer empfand, willigte ein. So setzte sich in eine Rauchwolke auf und schlüpfte in den Kessel. Der Fährer bildete sich, als wolle er den Kessel aufheben, drückte aber statt dessen mit Hingeblichkeit den Deckel, legte ihn rasch auf den Kiesel und sich selbst darauf und rief:

„So, wenn Ihr mich nun zum Tode lasset, wisset, so müßt Ihr erst herauskommen, Weiser Kiese!“

Der alte Gefangene machte alle Kraft,

anstrengungen und vielleicht wäre es dem Fischer dennoch schlecht ergangen, wären ihm die Wasserniren nicht zu Hülfe gekommen, und froh, daß ihr Feind wieder unschädlich gemacht, lötheten sie den Kessel mit Blei an den Kessel fest und plautsch! lag der Riese wieder auf dem Meeresgrund.

Der Fischer aber hatte sich durch seine

Klugheit die Wasserniren zu Freundinnen gemacht! Von diesem Tage begünstigten sie seinen Fang. Wenn Martin das Netz aus dem Wasser emporhob, drohte es unter der ungeheuren Last zu reißen. So kam Wohlstand in die arme Fischerzunft und als Martin starb, hinterließ er seinen Kindern ein reiches Auskommen für ihr Leben.

Die Gründung der Kirche zu Gerresheim.

Eine Sage von H. Herchenbach.

Zur Zeit, da Ludwig der Deutsche auf dem Kaiserthron saß, sechs Jahre vor dem Ende seiner Regierung, Anno 870, also vor fast einem Jahrtausend, stand auf dem größten Berge zwischen Grafenborg und Gerresheim, die Haardt genannt, die Burg des Ritters Gericus. Dort, hinter man dort nur Haldekraut, Wintergestrüpp und Sand, und die fleißige Hand des Landmannes nimmt alljährlich ein Stückchen mehr von dem unfruchtbaren Boden unter den Pflanz, um ihm ein paar elende Halme abzutropfen. Nicht viele Jahre mehr, so wird auch von dem Gestrüppe nichts mehr zu sehen sein, das dem Berge jetzt noch zur Sommerzeit ein romantisches Ansehen verleiht. Fast mit Trauer sieht der Naturfreund diesem Zeitraum entgegen, aber der Wechsel ist ewig; war doch auch zur Zeit unserer Geschichte an der Stelle, wo jetzt die schöne Stadt Düsseldorf steht, ein üppiger Wald ohne Haus und Feld, und erst 400 Jahre später, da Gerresheim schon eine berühmte Stadt war, wurde aus dem allmählich entstandenen Fischerdorf die jetzige Stadt der Ränne.

Wenn du auf der Haardt bekannt bist, so ist dir, lieber Leser, gewiß das hölzerne Kreuz nicht entgangen, das ungefähr auf der Höhe, dicht am Wege steht. So einfach und funktlos es auch ist, so gibt es doch der Haardt einen Schmuck, einen Gedanken, und selbst derjenige, welcher von dem Kreuze weniger weiß, als ich, oder auch gar nichts, kann nicht umhin, zu bemerken, daß nirgends ein Kreuz besser an seinem Plage ist, als gerade hier. Nicht weit von diesem Kreuze, in der Richtung auf den Gallberg zu, daß du gewiß einen trüben, schlammigen Fluß bemerkst. Dort nun, wo jetzt der Fluß ist, bis an den bereits der Pflug und die Sichel reichen, dort soll das Gericus

Burg gestanden haben, worin er mit seinem holdseligen Lächeln Regenbirg lebte. Weber von der Burg aber, noch von dem Gallberge will ich dir heute erzählen, obgleich ich von beiden noch Manches weiß, was du dir vielleicht nicht träumst, vielmehr handelt es sich jetzt nur um die Gründung der schönen Kirche in Gerresheim, das da unten im Thale zwischen den Bergen so freundlich gelegen ist. Mit Ausnahme der alten Kirche in Dülk ist sie gewiß die älteste von allen, welche jetzt noch im Bergischen auf dieser Rheinseite bestehen, sicherlich aber von den ältesten die schönste.

Ungefähr 60 Jahre früher hatte Karls des Großen Schwert sich durch viele Gegenden einen Weg zu den heidnischen Sachsen gebahnt, und da sie gleich jenseits der Anger ihre Wohnsitze hatten und häufig in das Gebiet der kesseltigen Kranken fielen, so ist es gar nicht unwahrscheinlich, daß sie auf dem in Frage stehenden Gebiete manchmal blutige Raubzüge hielten, wie dies aus der Geschichte des heiligen Scharbeins in Kaiserswerth wohl bekannt ist. Wenn die Sage auch nichts davon zu berichten weiß, so ist doch anzunehmen, daß Gericus noch als Knabe bei dem Herrn Karls des Großen angehöre und mit hinüber gezogen ist, zu dem wilden Nachbarn. Dem sei nun aber, wie ihm wolle, jedenfalls theilte er den frommen Sinn dieses großen Kaisers und dachte darauf, in der Nähe seiner Burg dem Herrn einen Denkstein und ein heiliges Haus zu errichten, wo die Töchter des hohen Landesabts eine Zukunft finden und dem Herrn ungehindert dienen könnten, bis irgend ein Gewaltiger die Franken ihre Hand begehre und sie heimführe als sein christlich frommes Geweiht.

Gericus sandte darum in die Steinbrüche

und ließ das Brecheisen und den Meißel in Gang setzen, auch Haulente und Steinmeggen kommen, damit das Werk einen schnellen und sichern Fortgang habe. Den Grund zu der Kirche legte er um das Jahr 1710. Nachdem er mit der Reile den Meißel auf den ersten Stein geworfen und nach Brauch mit dem Hammer darauf geschlagen hatte, richtete er auch seiner frommen Zechter Regenbirg die Reile und auch diese nahm den Meißel und that drei Schläge unter einem kräftigen Gebete.

Zu jener Zeit nahm der Teufel ein rechtcs Aergerniß daran, wenn irgendwo ein Tempel gebaut wurde, und er gab sich alle erdenkliche Mühe, den Bau zu hindern oder wenigstens in die Länge zu schieben. Bei allen Kirchen, die in jener Zeit gebaut wurden, hatte er die Hand im Spiele, und wenn er auch überall den Kürzeren zog, wie eine Menge von Sagen berichten, so mißte er sich doch immer wieder von Neuem ein. So auch hier. Nur den gewöhnlichen Mühen konnte er hier zwar nichts anrichten; jene Schläge brauchte er nicht anzusetzen, da Gericus reich genug war, ohne fremde Hülf zu bauen, auch Hölz und Felser genug besaß, um sie reichlich zu finden. So mußte er denn auf andere Wege denken, um die Finger in eine Mauerpalste zu bekommen.

Die Noacht war gar öde und verlassen und außer für einen frommen Ritter auch ein rechter Autentball für den Teufel. Nachts, wenn Gericus in seinem Thurmgemache lag und an seinen Kirchenbau dachte, dann war der böllische Kürst im Hui vor seinem Bette, küßelte ihn an und sprach: Ohn, frommer Ritter, mit einem Kirchenbau wird's nichts, denn nicht Gottesfurcht, sondern eitle Ruhmsucht und Nebenbuhlerseien leiten dich beim Bau. Du willst deinen Namen groß machen unter den Franken und nebenbei den Zechtern des Landes, die nicht an den Mann kommen können, eine Versorgungsmöglichkeit gründen. Oh, ihr sagt immer, der Teufel sei der Vater der Lügen, aber gerade in deinen Augen und Gesichte, daß ich die Wahrheit sehe.

Ob solcher Reden wurde dem Gericus ganz trauung zu Muth und es drückte ihm zulezt selber, daß der Teufel Recht habe, darum hat er einfieltig und unbedingst zu Gott, daß dieser den Hochmuth und den Eigennutz von ihm nehmen möge.

Da der Teufel nun merkte, wie bößlich seine Saat in die Reden that, wurde er sehr munter und rief sich die Krallenfinger mit umigen Verzügen, wenn er in seinem Eberlachmantel um die Mauern der Burg herum

fuhr. Gericus konnte sich gar nicht vor ihm retten, überall tauchte er vor ihm auf, wo er ging und stand; manchmal geißte dieses selbst auf Gängen und Treppen, wo nicht eine Spalte, geschweige denn eine vermaurte asymmetrische Thür sich öffnen konnte.

Wenn Gericus am allerlebensmüthigsten war, dann spielte er so recht den Treppgen und Siegesgeriffen und sprach: Wie auch deine Kärner fahren, deine Handlanger schleppen, deine Steinmeggen weichen und deine Mauerer krepfen mögen, du bauest doch für mich, ja für mich, den Kürsten der Hölle, und nimmermehr kommt deine Zirkelsirke zu Stande mit dem stantlichen Krieger für Gericus.

Und was wirst du denn am Ende nahm sich Gericus einmal den den Muth zu fragen — aus dem Bau machen?

Dumme Frage, antwortete der Teufel, ein Spielhaus, wo man würfelt und taritet bis an den hellen Morgen und sich dem Teufel mit Lust zu eien gibt, das werde ich daraus machen! Ein kalter Schauer lief dem Ritter über den Rücken, da er dieses hörte und er sprach zu sich selber: Dann wäre ich ja mit meinem Begnaden schuld, daß die Seelen der Spieler in die Hölle wanderten.

Von dieser Stunde an nagte der Gham an seinem Herzen, Speie und Trank verschmäht und sah er tagelana in seinem Thurmgemache und krüete vor sich hin; er bewegte die Lippen, wie im eifrigen Geiprache, aber kein Laut kam aus seinem Munde. Auch pflegte er des Baitwerks nicht mehr, das doch sonst seine Lust gewesen war. Jagdhorn, Pfeil und Spieß hatten Kall, das Schwert reichte zu der Wand der langen Halle, die Meute kaffte vor Ungernd in den Ställen, die wilden Sonnen kamen aus dem Apertische bis an die Mauern seine Burg, aber Gericus blieb in stilles Praten versenkt und konnte seines Kleinmuthes nicht Herr werden.

Gust stieg er auf die Mauerzinne, um in's Thal hinab zu schauen nach seinem Vau, der nur langsam voranzug, seit er nicht mehr hinstach, die Arbeiter anzuheben. Da stand plötzlich wieder der Teufel neben ihm und sprach: Sei vernünftig und gib das Vauen auf, dann sollst du Ruhe vor mir haben. Thust du's aber nicht, so will ich dich quälen und peinigen bis an das Ende deiner Tage. Sieh, der Reden, worauf deine Burg steht und die Landschaft rings umher, bis an jene Berge dort, alles das war einst Morerebden und hing mit dem großen Weltmeere zusammen; das saule Gestein dieses Berges besteht noch heute von

oben bis unten aus verfeinerten Mischeln und Seetieren. Die Wasser sind zurückgetrieben und haben viele tausend Meilen Landes bloß gelegt, an denen mehr Kirchen entstanden sind, als mir lieb ist; soll ich mir auch diesen Fleck noch entreißen lassen, wo ich bisher Herr und Weiser war? Kummermehr!

Da lobete Gericus auf, die alte Manneskraft stieg noch einmal in ihm empor, und da ihn der Herr recht packte, streckte er seine Hand aus und schrie: Weiche von mir, Satan! Ich werde meine Kirche bauen! Und wenn du alle deine Genossen zu Hilfe rufest, so sollen sie mich doch nicht in meinem Werke hindern!

Ich weiche nicht, antwortete der Teufel, denn ich habe Gewalt über dich und dein Werk, und bauest du auch die Kirche bis zur Spitze, so sollst du doch für mich gebaut haben, denn das Haus wird ein Spielhaus! So du aber deinen Stolz bei Seite legst und eine Bette mit mir einlegst, so kann dir die Mächtigkeit bleiben, deinen Jock zu erreichen, denn es gelüftet mich, mit einem Menschenkinde zu wetten und die Mächtigkeit des Verlierers, so wie die Hoffnung des Gewinners soll dem ewigen Einkerl meines Daseins einen neuen Reiz geben. Sieh, du bist als der beste Springer im Lande bekannt und kannst ohne Anstrengung über drei Pferde weglegen. Ich will großmütig sein und mich mit dir auf ein Feld begeben, wo du mir überlegen bist.

Gericus hob den Kopf heraufstehend in die Höhe und fragte: Welchen Sprung denn bestimmst du?

Schmunzelnd antwortete der Teufel: Einen Rittersprung für dich! Wenn dein Pan bis zur Spitze fertig ist — notabene ohne Kreuz — so steigen wir beide hinauf, und wer dann am weitesten springt, dem gehört das Gebäude, der mag es zu seinen Zwecken verwenden.

Gericus ließ den Kopf wieder sinken und sprach: das ist kein Rittersprung und Keiner im Lande kann ihn machen, auch ich nicht; du aber kannst dich vermöge deiner Macht vom Boden in die Lüfte erheben, wie vielmehr also von der Spitze eines Kirchthurmes im Fluge zur Erde hinabgelangen. Mich drückt die Schwere des irdischen Körpers, dich aber behindert kein Fleisch. Die Bette ist also eine ungleiche, bei der ich verlieren muß.

Wenn du weiter kein Bedenken trägst, gegenwärtige der Höllefürst, so magst du dem Hellschilde abhelfen. Hänge schwere Glocken in den Thurm, so will ich mir die gewichtigste von Allen an's Bein binden. Stärker wird es mich dann doch zur Erde drücken, als dich

dein dürres Leib, durch den die Sonne fast scheint.

Das dankte dem Gericus ein annehmbarer Vorschlag und er ging ohne Zaudern darauf ein. Der Teufel aber hob sich mit Tadeln von dannen, denn er lebte der Gerechtigkeit, daß er den Ritter weit überbringen werde.

Eine Zeitlang war Gericus nun guter Dinge, er pflegte wieder, wie vordem Jagd und Weidwerk, stieg auch fleißig hinauf in's Thal, um den Bau zu beschleunigen. Das wäre nun eigentlich nicht notwendig gewesen, denn von Stunde an ging das Werk fast von selbst in die Höhe. Es war ein lustiges Bauen, worüber sich die Bauleute selbst nicht wenig verwunderten; kam es ihnen doch vor, als wenn über Nacht von unsichtbaren Händen gemauert und gemeißelt würde und der Bau am Morgen weiter vorgezogen sei, wie sie ihn am Abend verlassen. Es ging allerlei Gerede um, daß der Teufel mit im Spiele sei, und wenn auch Niemand recht Bescheid wußte, so ging es doch wie mit jedem Gerüchte: es war etwas Wahres an der Sache.

Jeneher es indessen der Spitze zürdte, desto mehr verlor Gericus seinen frohen Muth und seine Zuversicht, denn ihm dänkte, da der Teufel Kraft über die Herzen habe, so könne ihm die schwerste Glocke kein Hinderniß sein. Der alte Trübsinn überwältigte ihn abermals und düstere Schwermuth lagerte auf seinem Antlitze.

Da trat eines Tages sein Tochter Regenbirg in sein Gemach, fiel ihm weinend um den Hals und fragte nach seinem Kummer. Endlich erlöste Gericus ihr sein Herz und berichtete getreulich alle Nachstellungen, die er vom Teufel erduldet, so wie auch die Bette, welche er thörichterweise mit ihm eingezangen.

Entsetzte sich Regenbirg auch anfangs über das Gehörte und konnte sie nicht umhin, Thränen zu vergießen, so ermannte sie sich doch bald und suchte den besten Trost aus ihrem frommen, kindlichem Gemüthe hervor: Freilich hat der Teufel Gewalt über die Herzen, lieber Vater, sprach sie, aber nur über die der Bösen; du aber bist gut und gottesfürchtig, folglich kann er an dir und deinem Thun kein Theil haben. Auch mag mit Gottes Hülfe Rath werden, daß du bei dem übermenschlichen Sprunge den Sieg davon trägst. Gehe nach der Insel des heiligen Eutivertus; in dem Kloster, das er im vorigen Jahrhunderte dort stiftete, lebt ein frommer Mönch, der für alle Obedien der Seite Balsam hat und mehr als einmal die Hallsiride des Satans zu Schanden machte.

Als bald umfing Trost und Veruhigung des Ritters Herz, er stand auf, besaß sein Ziel und kam im gehetzten Galopp an der Insel an, wo der Jährmann eilig über den Arm des Rheines legte, der ehemals die Insel umschloß. Vor dem Rinde angekommen, reichete er seine Sünden und that ihm des Teufels Verführungen und die Bette fand, welche er mit ihm eingezaunt.

Der Wönd trostete ihn mit hebreischen Worten; und eßden er ihn für seinen leichtsinnigen Pact mit dem Bösen scharf tadelte, so gab er ihm doch Hoffnung auf glücklichen Erfolg. Nachdem er den Rest seines Gahes mit Trank und Speise geküßt, nahm er von seiner Brust eine silberne Kapsel, worin eine geweihte Hostie eingegeschlossen war, und sprach: Bring diese Kapsel dem Gledengieser, daß er sie in die glühende Gledengieser werfe. Sie wird nicht schmelzen im heftigen Feuer, ihre Kraft aber wird der Satan zu Boden ziehen, wenn er den freien Sprung magt.

Nicht sechste hatte Gericus diese Worte vernommen, als er sich mit der Kapsel aufmachte und hornreichs zu dem Gledengieser ritt, dem er nicht von der Seite wich, bis er mit eigenen Händen die Kapsel in das lebende Metall gesenkt hatte. Dann eßte machte er sich auf und brachte seiner Tochter Regenbreg Kunde von dem Geschehen.

Da war Freude in der Burg, die auch selbst der Teufel mit seinem bößlichen Hehnlachen nicht verheiden konnte; besonders freute sich Regenbreg, daß ihr Vater nun mit frohem Herzen und frühem Mutte der Stunde entgegen sah, wo er mit dem Teufel in die Bette springen sollte. Diese Stunde kam übrigens schneller, als sie erwartet hatte: Eines Tages knarrte ein großer vierpänniger Wagen auf der Straße daher, die von Werten über Gerereb ein und Stiden nach Geln führte, die heut zu Tage aber verschwunden ist. Auf diesem Wagen standen drei Gleden aufrecht, und in der Mitte eine gar stattlich große. Raum standen sie vor der neuen Stufstiege, so kam der Teufel zur Burg und machte den Gericus an seine Bette. Dieser meinte nun, die Gleden müßten doch erst im Thurme hängen, ehe man an's Springen ginge.

Nichts da mit deinen Finten, sprach der Teufel; der Bischof von Geln schenkte mir heimlich mit dem Weihwadel kommen und jem Wöcher drüber springen. Noch ist sie neu und von Rusterband nicht berührt. Auch soll es mir eben keine große Mühe kosten, sie hinauf zu bringen, darauf verlaß dich Gericus, denn du mußt wissen, daß unser eine mehr Kraft im Flei-

nen Finger hat, als du und deine ganze Ritters- und Knappenpfiffenschaft in allen Gledern und Gledern.

Gericus ging mit dem Teufel hinauf in's Thal, wo die Maurer und Stümpfen, mit sammt dem Baumeister um die neuen Gleden standen und des Augenblicks warteten, wo Gericus mit dem Teufel kommen würde, denn plötzlich dieß es überall: Es ist wahrhaftig wahr, Gericus und der Teufel springen um die Bette vom Thurm herab. Auf den Bergen rings umher, auf den Gledsäumen und Fichten klangen die Bewohner der Umgegend, die wie vom Blitzschwund herabgeweht waren, um das Schauspiel mit anzusehen. Die ganz Juchauer-schaar zerfiel in zwei Parteien; da gab es Sachen von jenem der Anger, die trotz des heftigen Schmerzes Karls des Großen noch dem Gledendienst zugethan waren, und Glühung von diesem. Während die Sachen in wilder Freude dem Siege des Teufels entgegen jubelten, flochten die Christen weinend an die Brust und schrien um Verstand für Gericus.

Den Teufel wurmte es nicht wenig, daß haben und trüben so viele Zuschauer veranlaßt waren, denn so sicher er auch immer seiner Sache war, so hätte er sie doch lieber um Trüben abgemacht, damit die Leute des Teufels geworden wären, ohne es zu wissen. Darum hülfte er sich suchend in das Gewand der Unsichtbarkeit, ergriß mit der strahligen Hand die große Gled vom Waagen und schnurte damit die Thurm-treppe hinauf, daß die scharfen Kanten von den Steinen abglanzen, wie der Wohlstand in der Mühe vom Teufel. Als Gericus oben ankam, stand der Teufel schon bereit und hatte die Gled wie eine Schelle am Beine hängen. Die Un- teufelenden sahen freilich nur die Gled, Gericus und Regenbreg aber auch denjenigen, der sie trug.

Bist du fertig? herrichte ihm der Satan zu. antwortete Gericus, indem er einen Stab vor sich hin hielt, mit dem er seinen schwebenden Leib in den Lüften zu balanciren gedachte.

Nun so mach! brüllte der Teufel und zählte: Eins, zwei, drei.

Gleichzeitig sprangen sie vom Thurme hinauf; die Gled am Fuße des Teufels schlug in den Lüften mit dem Köpfe an, was graulich in den Bergwäldern widerkündete. Die Ent- setzten gewahrten die betenden Christen, wie weit die fliegende Gled über Gericus hinausschlug, aber bald verwandelte sich ihre Angst in Frohlocken, denn mit unübersehlichem Gewichte neigte sie sich der Erde zu. Von Zeit zu Zeit gewahrte man an ihr einucken und hocken nach Vorwärts; eine furchtbare Kraft schien an ihr zu wirken, ohne sie bewältigen zu können.

Tiefer und tiefer neigte sie sich dem Boden zu, indes Gericus mit seinem Stabe krachte, wie auf Felsen vorwärts schwebte. Da unten aber war ein schlammiges Wasser, in dieses sank die Glode mit gewaltigem Brausen hinein. Ein furchtbares Geöse schallte aus dem Boden heraus, als sie versank und schwefelgelbe Blüthe schossen empor. Gericus aber kam wohlbehalten am Rande des Baltes nieder und schaute mit frohem Antlitz auf den Pfuhl hinter sich, worin der Teufel mit seiner Glode versunken war. Doch von der gewaltigen Fahrt durch die Pfiste war sein Körper wie gerührt und ein schredlicher Durst peinigte ihn. Dennoch vermochte er nicht aufzustehen, um in seiner Burg den Durst zu stillen. Da schlug er mit seinem Stabe auf den Boden und sprach in der Einsalt seines Herzens: Herr, ich verfluchte, gib mir Wasser!

Aus bald sprang eine sprudelnde Quelle des köstlichen Wassers unter seinem Stabe empor, worin er seinen glühenden Mund tauchte und in langen Zügen die erquickende Flut schlürfte. Ausbelebt erhob er sich. Von dem Berge und den Bäumen herab aber stiegen die Christen, näherten sich ihm und weinten Thränen der Freude. Auch die Sachsen kamen heran und thaten in seine Hand das Gelübde, Christum zu dienen und den Götzen abzuschwören!

Regenburg aber, die den glücklichen Ausgang von den Zinnen der Burg herab mit frohem Herzen ansehenden hatte, kam jubelnd herbei und führte den Vater in die Burg zurück.

Nicht lange Zeit nachher zog von Köln Erzbischof Willibert heran und weichte unter großer Heerlichkeit und vielem Geringe das Kloster ein, an dem der Teufel schändlich zu Schanden gemordet war.

Meine Tochter, sprach Gericus zu Regenb., was nützen uns die Güter der Welt, wenn wir sie nicht im Dienste des Herrn verwenden, von dem allein Segen und Frieden kommt. Sieh, du bist mein einziges Kind und besitzest reiche Güter und großes Einkommen: diese Burg mit den herrlichen Wäldungen, mit den vielen Leibeigenen, ihren Wohnungen und Aaen gehört dir; dein sind die Weinäcker zu Rinz, die Jähen zu Meberich, zu Somborn und Mintard, auch ein Theil desjenigen zu Bier. Aber ich werde bald von dieser Welt scheiden, und dann wirst du Gefahren und Verdrüssungen ausgesetzt sein, denen du vielleicht nicht zu widerstehen vermagst. Bringen wir darum bei Zeiten unser Heil in Sicherheit und bergen uns in dem neuen Kloster, wo die Hand des Herrn schützend über uns wachen wird.

Lieberer Worte hätten für Regenb. nimmer aus dem Munde ihres Vaters kommen können, denn seit sie mit Hammer und Reile den Grundstein hatte legen helfen, waren ihre Gedanken stets dahin gerichtet gewesen, dort in Ruhe und Abgeschiedenheit ihre Tage zu beschließen.

So ließ denn Gericus eine Urkunde auflegen, worin er alle seine Güter und sein sämmtliches Einkommen dem neuen Stifte schenkte. Es wurde ihm noch die Freude, Regenb., umgeben von der Blüthe der Weltkinder des Landes, als Äbtissin in dem neuen Damenstifte wirken zu sehen. Dann aber schloß er für immer die Augen und wurde in der Stiftskirche beigesetzt.

Dort im Schiffe links, unweit des Chores, ruhen in einem erhabenen kunstlosen Steinsarge, der mit hölzernem Deckel geschlossen ist, noch heute seine Gebeine. Tausend Jahre sind darüber hingegangen und immer sind sie noch nicht gang vermodert. Das Stift aber, in dem heute die Jugend von Gerreheim unterrichtet wird, hat bis in die neueste Zeit fortgeblüht, und Schreiber dieses kennt in dem freundlichen Städtchen eine alte Dame, die sich noch sehr deutlich, nicht allein der Pracht erinnert, welche an hohen Festtagen in der mit silberner-Kostbarkeiten geschmückten Kirche herrschte, sondern welche auch noch die letzten Stiftdamen von Angesicht zu Angesicht und mit ihren Namen genannt hat. Sie erinnert sich noch wie gestern des traurigen Tages, da das Stift säcularisirt wurde und die Damen in ihr Haus einzogen, bevor sie sich in alle Welt verstreuten.

Der Pfuhl, wohnen der Teufel mit der Glode sprang, liegt in der tothnen Wiese hinter der Kirche, seine Wasser sind schwarz, man nennt ihn nur den schwarzen Teich, und es geht die Sage, in jeder Neujahrsnacht töne aus der Tiefe die Glode heraus, und wer sich zu jener Zeit an den schwarzen Teich wagt, könne die einzelnen Schläge genau unterscheiden.

Auch der freundliche Brunnen, den Gericus mit seinem Stabe aus der Erde lodte, ist noch jenseits der Wiese am Baltrande, bist am Wege zu sehen. Unter dem Namen Sanct Gericus's Bächchen bekannt, kommen die Leute aus weiter Ferne her, um hier zu beten und Wasser aus der Quelle zu schöpfen, dem sie eine Heilkraft zuschreiben, die sich besonders bei Hautausschlägen der Kinder bewähren soll.

Für heute scheiden wir von dem lieben Gerreheim, um vielleicht später noch die eine und andere Sage zu erzählen, die sich an dieses Städtchen knüpft.

Kaiser Rothbart und Saladin.

Närrchen von Ellen.

Wenn oft den vielen Kaisern, die das deutsche Volk zu Herrn gehabt, ist ihm keiner mehr an's Herz gewachsen, als der Kaiser Friedrich Rothbart, und noch jetzt sehnt man sich vielerwärts nach ihm, als daß er wiederkomme und von Neuem das Scepter nehme über die Völker. Davon wäre viel zu sagen und ist noch mehr zu schweigen.

So wollen wir nunmehr wieder seiner uns erinnern und ein schön Stück aus seinem Leben erzählen, Nöckermännlein zur Freude, wie es der Reissmund berichtet.

Nach viel Heldenthaten zu Wasser und zu Lande war er zuletzt, als er gegen die Heiden das Kreuz genommen, durch päpstliche Heimsüße gekränkt genommen und gar jämmerlich in Banden geschlagen. Davon haben wir schon in einem früheren Bunde und auch vermeldet, daß ihn der Sultan Saladin liebgekommen wie einen Freund und Bruder. So hatten sie viel Verleher miteinander, sprachen oft über allerlei, wie es der Eine sagen konnte und der Andere es gerne vernahm, obgleich nach Kriegsbrauch der Sultan den guten Kaiser gefänglich hielt und halten mußte. Wie satt er kaket gegen ihn war, bewies uns, daß einst an einem überfreuten Abend, als sie zusammen unter einer Palme blutend saßen, der Kaiser fragte: Höre, Saladin, weshalb haben deine Güte Richter nicht laut von den Missethätigen zum Tode gerufen, Sünde und Gerechtigkeit ihm anzuzeigen, wie es Völkere Brauch und Sitte ist? Ich habe mich des gerühmt und wollte dich fragen, daß Tu mir Auskunft gibst.

„Freund“, versetzte Saladin, indem er still vor sich hinlief und mit der Säbelklinge Figuren

in den Sand zeichnete, „sicher danach nicht, weshalb müßtest Du es wissen? Ich hatte einen Grund dazu, einen Grund, den nur ich selbst weis.“

„Sage mir den Grund!“ fuhr Kaiser Rothbart fort.

„Nun, da du es doch wissen willst, so will'se“, sprach da lächelnd Saladin, „ich that es um Feindschaft, Freund Rothbart, die weil ich vernommen habe, daß es in deiner Heimat und von deinem Christenlauben verzeichnet ist, den Tag in Trübe und Ruhe, ohne alles öffentliche Geräusch und Glockengeläut zu verbringen, da er eures Herrn und Heilandes Todesfest ist. Also wollte ich auch in meiner Stadt, dich die alte Gewohnheit gewöhnen und durch lautes Rufen von den Thürmen nicht hören lassen in deinem Gedanken an euren Christen, den auch ich sündlich bedröht habe und gehört alle Zeit. Das ist der Grund!“

Darüber drückte ihm der Kaiser dankbar die Hand und schenkte eine Zeitlang Ruhe. Dann dem Saladin in seine elen, schwarzen Augen blickend, begann er wieder: „Ich habe es wohl längst erkannt und freudig bekräftigt, daß wir zwei echte Freunde sind, wie wohl der Gott alle Gütlichen Freunde sein lassen. In Ehren und deinem Gedächtnisse hältst Du mich gelassen, mehr als ich erwarten und verlangen mochte, und wenn ich nicht der theuren Heimat darbe, meines schönen deutschen Vaterlandes, so möchte ich kaum wenig sagen, denn ich lebe nicht wie ein Gelangener, sondern wie ein Fürst und dein Freund. Du hältst meinen Rath hoch, den ich Dir aufrichtig gebe.“

„Das thue ich“, sprach Saladin daraufhin.

„Freund Saladin, so gib auch Du mir jetzt einen Rath.“

„In welcher Sache?“

„Dabei habe ich ein liebes Töchterlein, das nun, dieweil ich von ihm bin, held und statlich zur Jungfrau erblüht ist und viel umwerben wird von den Ersten und Mächtigen meines Landes, wie ihre Mutter, meine treue und sorgsame Hausfrau mir in einem Sendschreiben vermeldet. Nun sage, wenn soll ich sie vermählen, denn Du kennst die Herrn alleamt, da wir oft von ihrer hohen Geburt, ihrer Würdigkeit und mannichfadem Anspruch verhandelt haben, wenn wir zusammen saßen. Sage mir, welcher wird mir der würdigste Gidam sein?“

„Du fragst mich in einer schwierigen Sache, Freund Rothbart,“ erwiderte darauf nachdenklich der Sultan, „in der wohl oft besagmelter Rath mit Unbank gelohnt wird. Aber da Du mich fragst, so will ich dir reulich meines Herzens Meinung sagen. Wähle den, der zumest ein Mann ist unter deinen Unterthanen und ähltle er auch an Geburt, Macht und Reichthümern nicht zu den Ersten. Viele Deiner Herrn und wohl die Besten habe ich gesehen und auch beachtet, als wir damals vor Salem lagen und oft zur ernsten Fehde aneinanderkamen. Sie waren männlich und tadellos, aber Ginen habe ich gesehen, der mir böß gefallen hat, denn Alle, und den ich wohl selbst zum Gidam nähme, wenn er mit sothaner Bitte bei mir anklopft.“

„Wer ist der?“ fragte aufmerksam der Kaiser.

„Er war dazumal nur ein Edelknecht, aber ein vortreflicher junger Kämpfer, hatte seine Augen und Hände überall, wo es Noth that, und hat gar oft wieder gut gemacht, wo deine Krieger es verschen hatten und in Verdrängnis waren. Wanch Föhnlein, das deinen Fahnenenträger im Götthimmel und Andrang meiner Saracenen entlassen war, hob er wieder, daß es lustig flatterte, mir wohl zum Verdruß, daß ich ihn gerne erlegt hätte. Aber ich hatte auch Freunde an ihm und als ich deswegen nach ihm fragte, vernahm ich, daß der Wäcker Guillalmet de St. Cyr heißt. Höre, Rothbart, der ist der Beste von den Deinen, dem gleich getreu deine Tochter, es wird Dir nimmer Leib sein.“

„So sei es auch,“ sagte der Kaiser, „er ist von anmuthigen und gar guten Sitten und ein Held vom Scheitel bis zur Fußspitze. Darum gefällt er mir und so wird er auch

meiner Hausfrau und meiner Tochter nicht mißfallen. Dein Rath war gut.“

Also ließ Rothbart ein Pergament kommen, beschrieb auch die Seinen zu sich, sagte ihnen, wie er den Kasus mit Saladin beraten habe, und auf das Pergament schrieb er: „Mit Bedacht nun sage ich Dir, liebe Ghefrau, unsere Tochter keinem Anderen zur Ghefrau zu geben, als Dem von St. Cyr, dem Edelknecht Guillalmet, weil er mir und meinem Freunde Saladin besten vor allen Andern würdig bedünkt. Ich dachte der Sache viel nach und beriet mich ernstlich mit dem Sultan, da hat der dem Guillalmet, den er oft und wohl im Kampfe beachtet, mir gar hochgepriesen und zum Gidam empfohlen. Also sei er unserer Tochter Gheherr, wie ich es will.“

Der Brief ging ab und kam seiner Zeit richtig der guten Kaiserin zu Händen. Wohl war die nun schier erstaunt, da sie des Guillalmet nicht gedacht hatte, ihm die Kaiserin Tochter zu geben, aber dem Willen ihres Herrn untertraug sie sich ohne Widerstand, wie es guter Frauen Weise ist.

Sagte also Bertha, die verschämt dasand, was des Kaisers Wille sei, und die wurde wechselweise bleich und roth, denn der schöne Jüngling hatte ihr von lange der wohlgefallen, ohne daß sie im jungfräulich reinen Gemüthe sich selbst nur es hätte geschehen mögen.

Also wurde Guillalmet zur Kaiserin beschicken und sie verkündete ihm den Kaiserwillen, daß Bertha ihm rechtlich am Altare angetraut werden solle und ohne viel Säumnis.

Da Guillalmet das hörte, verhand er kaum die Kede, und als er sie verstand, da sie doch klar genug war, wuchs sein Unmuth undummer gar sehr, denn wie er auch der holdseligen Kaiserin Tochter mit Herz und allen Sinnen ergeben war und sie um ihren tugendlichen Wandel und hohen Liebreiz hochhielt vor allen Jungfrauen, so hatte er doch nie vermocht und gewagt seine Augen bis zu ihr zu erheben, also daß sie die Seine würde.

Er bezwang aber seinen Zorn und sagte bescheidenlich und sehr: „Wicht wird die Tochter, welche den Edlen und Fürsten gemeinet würde, mir bestimmt sein von meinem Herrn, denn ich bin von geringer Geburt und ohne Verdienst, daß ich sie begehren dürfte. Also laßt euren Epon, dessen Sinn ich nicht einsehe, denn ich habe ihn nicht verdient um freventlich vermessene Wille und Worte, als gedächte ich der Minne eures Kindes und der Ehre des Kaiserhauses für mich.“

Danach wollte er den Saal verlassen, aber

die Kaiserin verbieth ihm den Ausgang und sagte: „Eilest Guillelmus, eil fallen Ehren dem zu, der sich ihrer am Nächststen vergiebt, und es wird der Brand der Einnahme aufgetischt, welche Weisheit und Gerechtigkeit davon war, die er erachtet. So lies nun den Rief meines Herrn und Gatten und suche auch selbst, daß es ihm Gunt war mit der Wahl, die er befolgte hat mit Saladin seinen Feinde und doch guten Freunde.“

Da lag Guillelmus den Hebel und erkannte, daß man seiner nicht sparte und war innerlich voll Glückseligkeit. Außerlich aber verbieth er sich diesen und sprach: „Hehn würde mir Mühe sein, als jedes Misgeschick, denn ich bin arm und Armut thut mir weh, wenn ihr auch Hehn noch insäht. Darum gebet mir, was dem Gtamm eines Kaisers zukommt, Land und Leute, Geld und Waffen, so werde ich Hureichlich haben und gerne werden um meine hohe Braut.“

Dessen verwundert sich die Kaiserin wohl, aber da ihr der Jüngling gefiel, gab sie ihm nach und versetzte, was er verlangte. So ward Guillelmus um die Kaiserin verheiratet und erhielt gerne ihr Jawort, daß sie mit herrlicher Seltsamkeit aussprach, verüber er ihr züchtlich die Hand küste.

Danach ging er zu seinen Mammern und der Nacht, die so plöglich sein war, und rühtete die Beisen und Gewandstücken zu einem Haufen, wie er des bedurfte, tapfer, verschlagen und gleichgültig gegen Wunden und Tod, wo es sich um Ehre handelt. Die ließ er insoheim reichertig machen mit aller Reichtum und setzte sie auf die schnelle Galtete, die weit und breit zu finden war, und von der Kühlung ließ er kein Weilein verlaufen.

Indes war der Tag, den man zur Trauung anberaumt hatte, herankommen. Alles war festlich bereitet, zumal aber Vertha in seiner Zeide und mit Schleier und Wrenschant angethan, wie es einer Jungfrau se unwergleichlich schön sieht. Aber Guillelmus schte, man suchte ihn, aber man fand ihn nicht, man fragte nach ihm, aber es war Keiner, der gute Antwort geben konnte.

Da wollte nun die Kaiserin schier umhelfen werden und Vertha selber bereits in Thränen, als ein alter Kriegerlicher Bedienter, zu vernehmen, daß er von Guillelmus ein Brieflein abzugeben habe an die Kaiserin.

Dassig wurde es erbrochen, aber Mutter und Tochter laßen um die Worte: „Jümet nicht, daß ich auch vertheile zu kommen. Eine Sint-öpficht ruft mich zu meinem Vater,

der ich nachgehe, wie mich mein Sinn eringt. Alse getrübet Euch. So Gott will, werde ich in einer Zeit heimkehren, und Allen zu einer Freude, die groß sein soll.“

Darüber wurden sie traurig, blieben aber doch voll Kummer, denn wer um Hochzeit gerüht hat, wird das nimmer gerne umföhet gehen haben. Musten sich aber finden und vernahmen nirgend, wehen Guillelmus sich angewendet und was aus ihm geworden sei.

Leben wir nun aber, was sich danach im Meerlande mit den beiden Herrschern begab. Im Eintracht und Freundschaft leiten sie beistammen, sich gegenseitig belehrend und erheiternd, wie Freunde thun, und hatten mancherlei Kitzweil mitstammen.

So sagten sie auch eines Tages um Meeresthrände um hatten einer Galtete nicht habhaft werden können, tierisch sie sties wieder in die Galtete entfangen. Soßen also ab von ihren guten Kessen, im Schatten der Bäume und der hitzigen Seeluft sich zu ergehen, als gar unvertiebt ein Fährlein franten aus einer verhedden Meerestucht herverbrach und sich auf die Jäger künzte, sie gefangen zu nehmen.

Saladin und Kaiser Reithbart hatten alsobald ihre Jagdspieße und trummen Säbel in Händen, des Heberalls der Franken sich zu erwehren und schlugen tapfer drein. Sie woten aber mit Schild und der Kühlung wohl verziehen, hatten auch die Wäre herabgeknist, daß man nicht erkennen konnte War ihrer auch ein aufhäufeln und ummaelte den Jagdtross so verständig, daß bald keine Aussicht für die Jäger war zu entkommen und sich gefasst und ihrer Wäre berantet wurden.

Bald waren sie in ein Netz gebracht, das sties schnell ab und wurde von heissen Rudern an eine Galtete geführt, auf welche die beiden hohen Götzenanzen steigen mußten. Alles war in wenig Augenblicken geschehen und Soladin und Reithbart wussten kaum, wie sie das so nur hatte geschehen mögen.

Standen also auf dem Berdecke und sahen sich um. Da nat der Souverain der Ritter zu ihnen, öffnete sein Visier und wen sahen und erkannten sie? — Guillelmus de St. Ger.

Er war es, es war ihm ein Strich gesungen, wie sich Keiner des verheben hatte und se war er Herr zweier Götzenanzen hochter Art und es bligte ihm die Weltentende aus den Augen, daß er gar verlich anstehen war. Sprechen konnte er nicht und hielt nur noch den gefangenen Fährlein die beiden Hände hin.

Die erkannten denn bald, wie und warum das so gekommen und haben herzlich an zu lachen und umarmten wechselseitig sich und den modernen Guikalmet.

„Nothbart, was giebst du mir für meinen Rath zu dem Gislam?“ sprach Saladin zuerst gar lustiglich.

„Saladin die Freiheit!“ rief der Kaiser und darin stimmte Guikalmet ein, denn er konnte dem Sultan nicht grofien um seiner Güte und edlen Freundschaft willen gegen den Nothbart. Also waren bald die drei einträchtig und glücklich bei einander, fuhren auch wieder ans Land, denn Saladin wollte sich's nicht nehmen lassen, die beiden Freunde, die er nun hatte, vor dem Abschiede festlich zu bewirtheten und Guikalmet und Vertha Hochzeitsgeschenke erlesenster Art zu rüsten.

Das geschah unter viel Jubel, also das

der Nothbart jagte: „Nun nimmt er uns wieder durch die liebenswürdigen Grofsmuth seines Herzens gefangen.“

„Nein!“ sprach Saladin, „sahst nur hin, ihr Freunde, und grüß mit eurer Hausfrau daheim und sagt ihnen, sie sollten nicht übel denken von uns Kusefmännern.“

So trennten sie sich unter viel herzlichsten Umarmungen und Küffen und ein guter Wind brachte die mit Geschenken überladene Galeere glücklich heim nach Deutschland und mit welcher Freude da Hochzeit gehalten wurde und welch Jureiten zum Kaiserhofe war von Rath und Herrn, das brauche ich wohl nicht zu sagen.

Also kam der geangene Nothbart aus dem Morgenlande zurück, wie ich habe berichten hören und wieder erzähle, weil mir's gefallen hat. Andere erzählen die Rückkehr anders.

Der Dombaumeister.

Eine kölnische Sage von Fabricius.

Erzbischof Conrad von Köln hatte beschlossen an der Stelle des im Jahre 873 durch eine Feuersbrunst zerstörten Domes einen neuen Tempel zu erbauen, wie die ganze Christenheit seinen weiten aufzuweisen habe. Häßliche Pilger, welche nach Köln kamen um die seit 1162 in der Stadt aufbewahrten Reliquien der heiligen drei Könige zu besuchen, brachten reiche Opfer, welche der Bischof zu dem Wiederaufbau des Domes bestimmte. Auch hatte der Papst Innocenz IV im Jahre 1248 in einer Bulle die ganze Christenheit aufgefordert, durch milde Gaben den Bau zu ermöglichen. Alle Fürsten und Gauen gaben freudig den herumziehenden Sammlern große Summen und der Erzbischof ging allen mit hohem Beispiele voran.

Im August des Jahres 1248 erfolgte schon die Grundsteinlegung und die Stadt vermehrte kaum die große Zahl der heranströmenden Gäste zu fassen. Vom ganzen Rheintrome waren die Bischöfe und Aebte herbeigezogen. In den Herbergen prangten die Schilder der edelsten Geschlechter, als ein Zeichen, daß die edelen Herren dort absteigen waren. Am 13. August war die Stadt in

der höchsten Aufregung. König Wilhelm sollte von Aachen kommen, das Heil mit seiner Gegenwart verherrlichen. Ganze Scharen von Rittern und Fürsten im feierlichsten Gewande zogen ihm zum Dahnenthore entgegen. Gegen Abend hielt der zwanzigjährige und schöne Herr seinen Einzug in die Stadt. Auf reich geschmückten Rossen in goldprangender Rüstung tritt er ein an der Seite der Gauen. Unter dem Kronenelme, den ein grimmer, aufsteigender goldener Löwe zierte, blickte sein freundliches Auge hervor und ruhte wolgefällig auf dem Gedränge der Bürger, welche auf den Straßen, welche der König passieren sollte, in dichten Reihen beisammen standen. Zur Rechten des Königs ritt der Cardinal Capocci und spendete den Segen bis zu dem Domplage, wo der König vom Erzbischof empfing, in der Wohnung des Prälaten abstieg.

Am 14. August, am Vorabende des Fests: „Maria Himmelfahrt“ wurde der Grundstein unter erbebenden Feierlichkeiten gelegt. Dann folgten Sängerspiele, Ritterspiele, Tanz und Festfahrten auf dem Rheine, von denen man sich noch Jabrelang erzählte.

Der Bau des neuen Domes, welcher rasch

voran schritt, wurde leider bald darauf durch den anhaltenden Streit des Erzbischofs mit den alten Geschlechtern der Stadt unterbrochen. Auch unter Gerhards Nachfolger, Engelbert von Falkenburg, dauerten die ungelichen Streitigkeiten fort bis 1270 durch Vermittlung des Albertus Magnus eine Ausöhnung erfolgte. Einen Augenblick sah man Hoffnung den Weiterbau des Domes in Angriff genommen zu sehen, aber schon unter dem Nachfolger Engelberts, Siegfried von Bieburg entbrannte der Streit aufs Neue und der päpstliche Bann lag außerdem auf der Stadt. Erst mit der im Jahre 1297 erfolgten Wahl des Erzbischofs Wido von Hoya wurde der Bann gelöst und dieser hohe Vermittler wurde bei seinem feierlichen Einzuge in Köln von den Bürgern auf das Herzlichste begrüßt. In den Kirchen wurden Dankefeste begangen; überall überließ man sich wegen des frohen Ereignisses der ungezügeltsten Freuden.

Beim frohen Mahle saß der neue Erzbischof, als ein solcher Bürgermann zur Thüre hereintrat und dem Prälaten eine Kasse überreichte mit der Bitte diese durchzusehen. Vom dem Erzbischofe und dem hohen Klerus auf das Freundlichste empfangen wurde der Mann bald dreißig und erklärte auf des Bischofs Frage, was die Kasse enthalte, einfach und kurz, es sei dies ein Plan wie der begonnene Dom mit Würde auszubauen sei!

Die Gäste drängten sich zusammen und Allen entfuhr ein Schrei des Entzückens, als sich die Kasse vor ihren Augen entfaltete und ein Plan zu einem Prachtbau zeigte, wie deren wenige existiren.

Unter den entzückten Rittersn und Prälaten stand im einfachen Ledermantel und Ueberwurf der Meister, welcher diesen Wunderplan geschaffen.

Der Erzbischof schüttelte bedenklich den Kopf und meinte, daß bei aller Pracht der Entwurf doch ein Nebenbau wegen der großen Schwierigkeiten nicht ausführbar sei, allein der Meister versetzte einfach:

„Das müßte ein schlechter Meister sein, gestrenger Herr, der einen solchen nach Raab und Recht entworfenen Plan nicht auszuführen im Stande wäre! Vielmehr muß der Bau entstehen, wie dieser Plan zeigt, wenn Gottes Wille dem Werke günstig ist und uns die Mittel nicht fehlen.“

Zur Stunde noch beischloß der Erzbischof den so lange vernachlässigten Bau wieder in Angriff zu nehmen. Nach wenigen Tagen eilten schon Boten nach allen Weltgegenden, um die milden Gaben zu sammeln. Bald waren die

Steinmeyer und Baumeister in voller Thätigkeit unter dem Befehle des Meisters Gerhards. Früher war der Meister ein lustiger Geselle gewesen, immer der letzte auf dem Tanzboden und der Erste in der Schenke, überall wo heitere Späße auszufließen waren. In allen Hütten des Rheins und am Rhein kannte man ihn, von seiner Wanderschaft her, als einen lustigen Bruders! Nur seit mehreren Jahren hatte er sich von Allem zurückgezogen und sich Wochenlang in seiner Wohnung eingeschlossen. Viele, welche ihn über diese Zurückgezogenheit verlor, fügten nun, da er mit seinem herrlichen Domplane an das Tageslicht trat, ihn zu bewundern an. Unter seiner Leitung entstand in Köln die vollkommenste Steinmehütte am ganzen Rheine. Der Ruhm von dem Bause und seinem Meister verbreitete sich bald! Es war für jeden Gesellen eine Ehre, mit an dem großen Werke zu schaffen, so daß selbst aus England die Arbeiter herüberkamen. Auch mochte der gute Verdienst viel dazu beitragen die Gesellen herbeizuloden, denn sie lebten wie große Herren und der Weinzug wurde den ganzen Tag über mit großer Schnelle geleert. Immer rascher schritt der Bau vorwärts. Schon im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts am 27. September einmündend dreihundert zwei und zwanzig war der Chor vollendet und wurde unter außerordentlichen Festlichkeiten für den Gottesdienst eingeweiht. In allen Theilen der deutschen Landen nannte man Meister Gerhards Namen mit Verehrung, doch je weiter der Bau voranschritt, desto mühsamlicher war der Meister. Todesgedanken bemächtigten sich seiner. Mit Schrecken dachte er an die Stunde, welche ihn mitten in seinem Berufe vor der päpstlichen Bulle des hohen Werkes von der Erde abberufen könne. Da sah er in der Abenddämmerung, wenn Steinmeyer und Gesellen schon längst Feierabend gemacht, in stillen Bräuten auf dem Gerüste. In dem Hause bei Weib und Kind wurde es ihm zu enge und zum erstenmal seit langen Jahren ging er Abends wieder in die Werberge.

Dies ging es seit einigen Tagen hoch her, denn ein fahrender Nageler war eingeleitet, um den sich Abends Alles versammelte. Es war ein vielgerissener Mann, wohlgeübt in ernsten und schmerzhaften Geschichten. Wenn Meister Gerhards zugegen war, dann lenkte der Fremde das Gespräch auf Aemter, die er alle gesehen hatte, aber keines, sagte er, kann sich mit dem Tempel zu Köln messen, der alles übertrifft.

Meister Gerhards gewann durch diese und ähnliche Reden den Fremden lieb und bald

verlebten sie viel miteinander. Gingen sie beide allein, dann lenkte der Magister immer wieder das Gespräch auf den Dombau.

„Ja,“ sagte er zu Meister Gerbard, „solch ein Werk ist wohl schön und groß und wäre eine angenehme Sache für den Meister. Aber wie Ihr's angelegt habet, dauert es zu lange und ihr könnt es sicherlich bei Lebzeiten nicht mehr vollenden.“

Solche Reden waren recht gerignet, den Meister Gerbard noch tiefsinniger zu machen und eines Tages vertraute er dem Fremden, wie es auch ihm quälte bei dem Gedanken, so viele Mühe und Fleiß vielleicht vergebens aufzuwenden, ohne vor seinem Scheiden aus der Welt den Gegenstand seiner Mühe vollendet zu sehen.

„Ja,“ sagte der Magister zutunlich, „Recht habt Ihr und darum thut mir leid um Euch, mein Freund! Es ist ein bitterer Gedanke, das nicht vollenden zu können, was man angefangen hat. Und wenn Ihr sterben solltet, wer sollte wohl wagen den so herrlich begonnenen Bau weiter zu führen? Und, fuhr er fort, käme Einer, der das Werk fortsetzen wollte, würde er nicht vom Stolz angezogen es anders vollenden, als Ihr es gewollt und so mit einem Male alles verderben, worauf Ihr Euer Leben lang alle Mühe gesetzt?“

In Meister Gerbards Inneren fing durch diese Reden der Sturm zu toben an. Tagelang ging er nicht an den Bau und kam er hin, so kannten Zeichner und Gesellen den alten Meister nicht mehr wieder. Wo er früher sonst und mild getadelt, da herrschte er jetzt die Gesellen unwillig an. Weib und Kind wollte er nicht mehr sehen. War er Abends daheim, so verschloß er sich in seine Kammer bei den Plänen und Kissen und sah oft bis in die tiefe Nacht hinein, die brennende Stinne in die Hände geklöpft. Er konnte den Gedanken nicht ertragen, das Werk seines ganzen Lebens in unwürdige Hände nach seinem Tode übergeben zu sehen und um diesem verweifelten Gedanken zu entgehen, beschloß er, den Bau aufzuwerfen und alle Pläne und Kisse zu verbrennen.

Einen kochenden in stiller Nacht die Flamme in dem Kamine. Alle Pergamentrollen lagen der Verwüstung nahe, auf einem Haufen zusammen. Ein Angtschweiß auf der Stinne rannte Meister Gerbard unthätig in der Stube auf und ab. Alle die schönen Stunden, in welchen er eifrig an den Plänen geschaffen, kamen ihm in die Erinnerung zurück. In diesen Pergamentrollen lag sein ganzes vergangenes Leben gleichsam vor ihm. Dem Meister wurde es heiß ums Herz. Mit einem Schrei der

Verzweiflung riß es das Fenster auf, um die brennende Stinne in der Nachtluft zu fällen — Da fiel sein Blick auf den vor ihm liegenden Wunderbau. Majestätisch bob sich der Chor in die mondcheinelle Nacht hinauf. Die Fenster des Chores schienen erleuchtet und wunderbare Lust trug aus seinem Innern berüber zu dem Meister.

Länger vermochte sich dieser nicht zu halten! Den seinen Gefühlen überwältigt sank er anständig auf die Knie und gelobte, zu Gottes Ehren das Werk zu Ende zu führen.

Von diesem Tage an wurde Meister Gerbard wieder der Alte. Den fahrenden Magister vermied er, wo er nur konnte und traf er ihn, so war der Meister kurz angebunden und vermied es so mit ihm eine Unterhaltung zu beginnen. Nach zwei Jahren war der eine Thurm bis zu der letzten Höhe geblieben und mit einem inneren Wohlbehagen und Stolz dachte der Meister daran, daß er das Ende des Baues doch wohl noch erleben könne.

Eines Abends sah der Meister oben auf dem Thurme mit Stolz sein Werk überblicken, als sich eine Hand auf seine Schulter legte, und als Meister Gerbard sich betroffen umdrehte stand hinter ihm der Magister, aber diesmal nicht in dem einsach schwarzen Leberwurst.

In rother Seide, mit Gold und Steinen verkränt, gekleidet, stand er nun vor dem Meister. Von dem rothen Barett erbeb sich grade und hübn eine ungeheuer große stolze Gestalt. Er bot dem Meister Gerbard den Steinmepens-Gruß, erging sich in Lobeserhebungen über den Bau und sagte dann wie damals:

„Schade ist es, Meister, daß ihr den Bau nicht vollenden könnt!“

„Kraft und Vertrauen habe ich wiedergewonnen! sagte stolz der Meister „was sollte mich also hindern, zu vollenden was ich begonnen? Jede Weite gebe ich darauf ein und wüßte es mit dem Teufel selbst!“

„Gute!“ lachte der Koth, „so viel Zuversicht ist fast Veressenheit. Auch ich bin erfahren in der Baukunst und hab' ein Stüd Arbeit im Sinne so groß wie das Eure. Ich habe ein unterirdisch Nächstlein, darauf die Guten schwimmen können von Eldn nach Trier, bevor Ihr Euer Werk vollendet, und demnach braucht ein gewöhnlicher Meister mehr denn drei Menschenleben für den Bau eines solchen Kanals.“

„Was wollet Ihr?“ rief entsetzt der Meister? „Ihr seid ein eiler Prabler und mich gerout's um die schöne Zeit, welche ich unnütz mit Euch verlaudere!“

„Wenn Ihr's nicht glaukt, so laßt uns

wetten!" lachte der Nethe. "Gewinn ich, so seid ihr mein, gewinnt ihr, so bin ich Euer für alle Zeiten."

"Zepp!" rief der Meister, die Hand hinhaltend.

"Zepp!" rief der Nethe einbläsend, daß es den Meister Gerbard eiskalt überließ und der Grenze war verschwunden.

Meister Gerbard saß noch lange eben auf dem Thurm und ließ seine Gedanken über den Bau schweifen. Als es ihn die Wette gereute, ließ er unruhig von einem Gerüste zum Andern, nachschauend, was noch zu machen oder wo noch etwas nachzubessern sei. Mühsamer als je wurde in den folgenden Wochen an dem Bause fortgearbeitet und flammenerregend waren die Fortschritte, welche die Arbeiter mit jedem Tage machten. Allein so sehr sich auch alle anstrebten, so waren sie doch nicht im Stande den Eifer des Meisters zu beiräumen. Unruhig ließ dieser hin und her, immer zu neuer That anreizend. War auch am Abend ein gutes Stück hinzugekommen, so konnte das doch den Meister Gerbard nicht beruhigen. Kam er nach Hause, so legte er sich ohne Abendbrot zu Bette. Im Traume wälzte er sich unruhig hin und her und oft hörte ihn seine Hausfrau die Worte murmeln:

"Mir bleibt mein Geheimniß und somit gewinne ich die Wette."

Vergebens frag die ehrsame Gattin den Meister nach dem Sinne dieser Worte. Meister Gerbard ließ alle Fragen unbeantwortet, wodurch die Neugierde seiner Frau immer mehr gesteigert wurde.

In den Tagessunden, wenn Meister Gerbard am Dem beschäftigt, kam wie früher der Magister zum Besuche bei der Meisterin. Seiner Verschämtheit gelang es, die Frau über den Gemüthszustand des Gatten auszuersuchen, und jene gestand dann alles und erzählte auch, wie ihr Ehemann oft im Schlafe unverständliche Worte murmelte.

"Ich befürchte," schloß die Frau ihre Mittheilung, daß auf dem Herzen meines Ehemanns irgend eine böse That ruht, welche ihn beängstigt. Rathet mir, ihr, der ihr ein vielgeübter Mann seid und mancherlei Erfahrung habt, was soll ich thun?"

Der Magister nahm seine einschmeicheleiende Miene an, als er versagte:

"Ja da ist schwer zu helfen! Ihr müßt Euren Ehemann bereuen, Euch das Geheimniß anzuvertrauen."

"Daß das ich oft vergebens gethan!" schluchzte die Meisterin.

"Ich wüßte wohl noch ein Mittel," fuhr der Magister fort, "aber einer ehrlichen Christenfrau müßten dabei Bedenken aufstehen. Zwar ist es nicht gerade gegen Wört und Glaube, wie Eure ängstlichen Mide wohl zu glauben geneigt sind, sondern ein einfaches Hausmittel. Ein sehr gelehrter Mann, den ich auf meinen Reisen kennen lernte, hat mir ein Kräutlein empfohlen, welches, in den Abendtrunk gemischt und je gegessen, auch den verischämtesten Menschen zum Ausplaudern seines Geheimnisses antreibt."

Nachdem der Magister auf die verischämtesten Art u noch geantwortet, daß der Meister durch den Genuß des Kräutleins keinerlei Schaden nehmen würde, einließ sich die Meisterin zur That. Sie rührte dem Meister bei seiner Heimkunft das Kraut in seinen Abendtrunk und dieser verfiel bald in kausen Schlaf. Bald wälzte er sich wieder unruhig auf seinem Lager umher und murmelte wie früher, vor sich hin:

"Die Wette gewinnt er doch nicht, ich hab mein Geheimniß!" Nun schlief der Magister aus der anderen Kammer hervor, in welcher er sich verborgen gehalten und frag den Thürwächter:

"Welcher Art ist denn das Geheimniß?"

"Sicherer Art!" antwortete der Schlafende; "ich gewinne sicher die Wette, denn baut er auch den Kanal, so fließt doch kein Tröpfchen Wasser, läßt er nicht von hundert Schuß zu hundert Schuß ein Lußloch und daran denkt er gewiß nicht!"

Kaum hatte Meister Gerbard also gesprochen, als der Magister mit einem fürchterlichen Hohnschrei zum Fenster hinausflog, während die befürzte Frau vor dem Bette ihres Gatten auf die Knie sank, welcher erwachend vergehend nach der Ursache ihres Schreckens frag.

Als Meister Gerbard am andern Abend eben auf dem Thurme stand, zog am fernem Horizonte ein schwarzes Gewitter darauf, immer näher und näher. Eine dumpfe Schwellen zog ihm voran. Plötzlich hing es an, sich in den Lüften zu regen! Näher und näher brauste der Sturm, daß die Arbeiter auseinander flohen. Von den Gassen reitete sich Jeder in seine Wohnung! Nur der Meister Gerbard stand von innerer Unruhe gelöst eben auf dem Thurme. Plötzlich horchte der Meister auf — ihm sträubte das Haar sich zu Berge, denn zu seinen Füßen sah ein Wädeln und in einem kleinen Rahne von zwei Enten gezogen stand stolz der Magister, wie an jenem Abende in rothem Kleide und die Hakenfedern auf dem Barett. Am Fuße des Demes angekommen, wuchs der Magister höher und höher, bis er

sich mit dem Angesichte dem Meister gegenüber befand

„Gleider Gedrump!“ brüllte er, „wie schaut es mit der Bette? Legt mache dich bereit zum letzten Lanze; ich will Dir Eines aufspielen lassen von meinen böhlischen Musikanten!“

Bei diesen Worten entlud sich das lang zurückgehaltene Gewitter mit wildem Grimme. Rechts und links brüllten die Donner und die Blitze zuckten rasch auf einander folgend hin und her. Start vor Schreden klammerte sich Meister Gerhard an den Domtrabnen. Da fuhr ein Blitz hernieder, gefolgt von einem entsetzlichen Donnerchlage und aus des Meisters

Bohnung wirbelten die Flammen hochauf. Dem Meister entfuhr ein entsetzlicher Schrei, als er die Kammer, welche seine Pläne enthielt, in vollen Flammen sah. Wilde Bergweilung erfaßte ihn und in heftigem Sprunge stürzte er hinauf von des Thurmes Höhe. Am andern Morgen fanden ihn die Arbeiter gräßlich verhängelt tot am Fuße des Domes.

Zur Erinnerung an des ersten Meisters Ende, zeigt noch heute der Stein. An der Südseite des Domes erblickt man ihn eben aus Stein gebauen, sich vom Thurme herabhängend. Der Böse selzt ihm in Gestalt eines jottigen Pudels.

Hyderic.

Märchen von Fabricius.

Einstmals hauste in Flandern der schreckliche Riese Rhinard, der ein Schrecken der Gegend war! Alle Wanderer hielt er an, beraubte oder erschlug sie, oder schleipste sie auch als Sklaven auf eine furchtbare, unbewingliche Burg, die er sich im Lande gebaut hatte! Viele Ritter und Edle waren schon zur Bezwingung des Riesen ausgezogen, aber Keiner war zurückgekehrt!

Nun geschah es eines Tages, daß Fürst Salwart aus Frankreich mit seiner Gemahlin des Weges daher kam, und der Riese trat dem Fürsten entgegen und forderte ihn auf zum Kampfe. Elmearde, Salwarts Frau wollte ihren Gemahl bewegen, dem Kampfe auszuweichen, doch schon hatte Salwart, der ein tapferer Degen war, sein Schwert gezogen und war auf den Riesen eingetrunnen! Rhinard führte gewaltige Streiche und nach kurzer Zeit lag Salwart todt am Boden!

Nun wollte sich der Riese der schönen Elmearde bemächtigen; diese aber fleh in das Gebüsch, wohin ihr Rhinard wegen der dicken Büsche nicht folgen konnte! Nah einer Quelle im Walde gebar Elmearde ein Knäblein! Hier lebte die unglückliche Frau mehrere Tage, bis sie die Knechte des Rhinard entdeckte! Elmearde hatte ihr Kind hinter einen Fels gelegt, und besah es in Gottes Hände; dann folgste sie gegangen auf das Schloß Rhinard.

Nicht weit von jener Quelle aber wohnte

ein frommer Einsiedler, Namens Hyderic; dieser fand das Kind der Elmearde, kaufte es nach seinem Namen und widmete sich ganz der Erziehung des Knaben!

Jahre waren vergangen, und der kleine Hyderic war zum schmucken Jünglinge herangewachsen. Der Einsiedler, bei welchem Hyderic erzogen, war in seiner Jugend ein schmucker Ritter, der wohlgeübt in den Waffen manchen harten Kampf bestritten; dieser lehrte den Jüngling die Handhabung der Waffen und ließ ihn dann hinaus ziehen auf's Stadtwahl, damit er Welt und Menschen kennen lerne!

Hyderic trennte sich mit schwerem Herzen von seinem Pflegevater, und gelangte nach vielen Abenteuer an den Hof des kräftigsten Königs, dessen Gunst er sich bald erwarb! Die vielen Höflinge aber häßten den einbringlichen Fremden und berebten den König, ihn aus dem Rege zu schaffen. Graciana, des Königs Tochter aber war dem Hyderic aetherlich; sie entdeckte ihm den ganzen Plan und beschwor ihn, zu flüchten! Hyderic aber war auch der schönen Graciana gar hold, und wollte sich nicht von ihr trennen, sondern erklärte, eher zu ihren Füßen sterben zu wollen! Die große Gefahr, in welcher Hyderic schwelte, beweg Graciana, mit ihm vereint nach Flandern zu Hyderic's Pflegevater zu fliehen.

Der alte Hyderic hatte inzwischen durch einen Knecht des Riesen Rhinard erfahren,

daß die Jean Ginegarde auf des Niesen Burg Mägdefröhen verrichten müßte, weil sie den Kiebes-Hinrichten des Niesen sein Gedeih schenken wollte, und daß Ginegarde im Walde ein Kind zurücklassen, welches Rhinard verzagend hatte aufsuchen lassen. Der alte Ginehler vertraute dies Alles seinem Pflagehehn, und fügte die Bemerkung bei, daß jene Ginegarde Niemand anders, als Ederics eigene Mutter sei.

Dann hatte Ederic das Gehört, als er sein Schwert ergriß und hinaus wollte, den Niesen zu bekämpfen! Der Ginehler aber sprach: „Unnütze Mühe, mein Sohn! Was wolltest du allein beginnen gegen den Niesen, der auf seiner mächtigen Burg trepet? Soll ich dir einen Rath geben, so siehe hin zum Könige Tagobert nach Frankreich. Erbitte dir von ihm ein Häuflein tapferer Knapen, und belagere mit ihnen die Burg des Niesen.“

Ederic willigte endlich ein und zog nach Frankreich zum König Tagobert: diesem erzählte er die ganze Begebenheit und erklärte mit feierlichen Worten, daß er den Niesen vertilgen wolle vom Erdboden, wenn der König ihm eine sichere Schaar seiner Truppen anvertrauen wolle.

Obgleich die Kunde von des Niesen Gräueltaten schon seit langen Jahren an den Hof des französischen Königs gedrungen war, so hatte es doch keiner der Ritter gewagt, zum Kampfe gegen den Niesen auszuweichen. Der König war nun hoch erfreut über die Tapferkeit des Jünglings, und befahl, ihm aus seiner Kuchtkammer die besten Waffen zu geben. Auch erklärte der König, daß er mit seinem ganzen Hofe mitziehen wolle, um Zeuge des Kampfes zu sein.

Vor des Niesen Burg angekommen, fanden sie die Zugbrücke aufgezogen, und Alles zum Widerstand bereit! Ederic ging auf die Burg zu und rief laut:

Rhinard! so du kein Feindling bist, der sich verkrücht hinter seinen Mauern, fordere ich dich zur Redenshaft wegen des schändlichen Mordes an Fürst Salwart!

Rhinard antwortete und von seiner gewaltigen Stimme erlitterte das Laub der Bäume: Ich habe den Fürsten Salwart im edelsten Zweikampfe erlegt; so es dir gefället, ihm nachzufolgen, will ich dir den Gefallen thun.

Ederic aber ließ sich dadurch nicht abschrecken, sondern wiederholte seine erste Aufforderung.

Nun erdichen endlich Rhinard, von Kopf zu Fuß gerührt und mit einem sieben Ellen

hohen Schwerte. Der König ließ sich auf einen erdichten Sitz nieder und mit dem ersten Treppentritte begann der Kampf! Rhinard führte gar gewaltige Stöße, doch Ederic wußte ihnen behende auszuweichen, bis der Niese über einen Stein frauchte und nun sprang Ederic hinzu und senkte ihm sein Schwert tief in die Brust!

Der König und alle Oelen waren von ihren Sitzen aufgesprungen, um Ederic in beglückwünschen. Dieser aber stürzte hinauf in die Burg und erdicht bald wieder, an der Hand seine Mutter führend. Der König drückte den Sieger an die Brust und sagte:

Weißt du dich also bedäckt hast als ein tapferer Ritter, schenke ich dir das ganze Land Plantern und dazu die Hand meiner Tochter.

Ueber sehr großes Glück vergaß nun Ederic ganz und gar die arme Graciana, welche er bei seinem Vliegerater zurückgelassen: er reiste mit dem Könige nach Frankreich und lebte am Hofe in Eoud und Prand! Nieht folgten auf Jacht, und Ederic vergaß gar bald in der Nähe der Königslechte die arme Graciana, welche ihm das Leben gerettet und aus Liebe zu Ederic Heimath und Familie verlassen hatte.

Schon war der Tag der Hochzeit bestimmt, da ließ sich eines Abends ein armer Weib bei Ederic melden. Dieser sah eben im trauten Gespräche bei seiner Braut und wollte das Weib nicht sehen, doch die Königslechte hat ihren Prunk, wenigstens zu hören, was die arme Frau von ihm wolle!

Ederic ging hinaus und blieb versteinert stehen bei dem Anblicke der bleichen, abgemagerten Graciana, die in Lumpen gehüllt vor ihm stand! Sie hatte den Weg von Plantern in kurzen Tagereisen zu Fuß zurückgelegt, und beschwor Ederic, seiner Verpflichtungen und Schwüre zu gedenken. Ederic, durch das Glück übermüthig geworden, ließ sich nicht durch das Flehen der Unglücklichen erweichen, sondern jagte sie vielmehr ihrer Wege mit der Trobung, sie einzuheeren zu lassen, falls sie jemals nach Frankreich zurückkehre.

Weinend und im Inneren erschüttert machte sich Graciana auf den Heimweg, und Ederic hatte in der Nähe seiner Braut den unglücklichen Ausritt bald vergessen.

Endlich nahte der Tag der Hochzeit, und ein dreitägiges Fest sollte die Verbindung Ederics mit der Königslechte krönen. Drei Tage waren in Tanz und Schmaus vergangen,

und für den dritten Tag war ein großes Turnier angelegt, welches die Ritter und Edlen von weit und breit herbeigezogen hatte. Auf hohen Estraden rings um den Kampfplatz saßen die schönsten Frauen und Fräulein, darunter Gimgerde und ihre königliche Schwägerstöchter! Schon waren viele Ritter von der Weger aus dem Sattel geworfen, als ein neuer Kämpfer in die Schranken ritt und durch den Wappenerdb bekannt machen ließ, daß er mit Ederic mit Schwert und Lanze zu fechten wünsche! Der fremde Ritter, dessen Angesicht durch das herabgelassene Visir verdeckt war, saß in gebückter Haltung zu Pferde, woraus hervorzugehen schien, daß er nicht mehr ganz jung sei.

Vergebens wollte der König den Fremden bewegen, von dem Kampfe für heute abzulassen. Dieser bestand auf seinem Vorhaben und ließ seine Aufforderung von Neuem an Ederic ergehen. Da schwang sich Ederic auf sein Ross, legte seine Lanze an und rammte mit wildem Ungestüm auf den Fremden ein,

sanft aber in denselben Augenblicke von des Gegners Lanze zwischen Helmtragen und Panzer getroffen rückwärts vom Pferde.

Während ein Schrei des Entsetzens die Reiben der Zuschauer durchflog, sprang der Fremde vom Pferde, duckte sich über Ederic und schlug sein Visir zurück, der sein Angesicht erbleicht von dem Fremden abwandte, denn es war kein Pagenvater.

So weit mußte es also zwischen und kommen! rief der Eremit, doch lieber ist mir, Du fällst von meiner Hand, als Dich lebend zu wissen in Schimpf und Unehre. weil Du Graciana von Dir gewaltsam fortgeschoben.

Vergeißung! jammerte Ederic dem Tode nahe.

Vergeißung? entgegnete der Eremit betrübt, sie werde Dir dort oben, leb' wohl!

Damit wandte sich der Alte weg, schwang sich auf sein Pferd, und ritt von dannen!

Nach wenigen Minuten hatte Ederic aufgehört zu leben.

Der Mörder von Hagen.

Eine Sage von ES. Perchenbach.

In Hagen wohnte ein altes Mütterlein, etwas abseits des Ortes. Weil sie gerne an Arme spendete, so viel es ihre spärlichen Mittel erlaubten, so galt sie für reich. Da kam es denn einem Altebube und Spieler zu Ohren, daß die alte Frau viel Geld im Keller verborgen habe. Ginst, da er beim Kartenspielen nicht allein seine Boarschaft, sondern auch den Mittel verpielt hatte und seine Genossen nicht borgen, sondern bahren Ginstig haben wollten, verließ er mit Fätschen die Wirtstübe. Ach, wußt schon, wo es Geld giebt, sprach er, indem er den Weg zu dem Hause der alten Frau einschlug.

Es war spät am Abend, das Heerdefeuer flackerte und warf einen rothen Schein durch die offene Thüre. In Andacht versunken saß die Besenweim vor dem Feuer und ketete mit lauter Stimme den Rosenkranz. Dieses alte, ehrwürdige Gesicht strömte Liebe und Mithung ein, aber des Spielers Gefühl war abgestumpft und seiner guten Neigung fähig. Auf den Jehen

schlich er sich hinter die Betende, riß sie an den Haaren zu Boden und forderte Geld.

Die auf den Tod erschrockene Alte mochte noch so doch und bellig beibehalten, daß sie arm sei, er bestand auf seiner Forderung und schleppte sie unter grausamen Mißhandlungen die Kellertreppe hinauf. Als sich nitigens Geld fand, warf er sie zu Boden, legte den eisendickelagenen Schuh auf ihren Hals und drohte, sie zu tödten, wenn sie nicht auf der Stelle alles Geld hergäbe.

Sie aber wimmerte leise und flehte um ihr Leben, indem sie sich eifrig verschwor, daß sie keines Hüllers mächtig sei.

Da fürzte der Bösewicht die Kellertreppe hinauf; schon glaubte die Arme, daß sie gerettet sei, als er mit einem Beile untrübschle und ihr die vorgestreckte Hand abhieb. Das Blut rieselte ihm über die Hemdärmel, aber es schreckte ihn nicht. Anie nieder, alte Dexe, schrie er in wilder Wuth, jetzt hat deine letzte Stunde geschlagen!



Florian und Florinchen.

(Märchen von Auguste Tenhaeff.)

Die Frau weinte kläglich und bat bei allen Heiligen, ihres Lebens zu schonen; doch bei dem Wüthenden war kein Erbarmen. Da sie nun sah, daß seine Rettung ist, fiel sie auf die Knie nieder, ihren Wüther um fünf Minuten Verzug bittend, damit sie dem Herrn ihre Seele empfehle.

Auch das nicht! schrie er, in der Hölle ist für alte Weiber der rechte Ort.

Herr, rief sie da, indem sie den blutenden Armstumpf in die Höhe hob, nimm meine Seele auf, diesem aber verzeihe seine That und laß ihn nicht auf ewig verloren gehen!

Da sank sie das Weib nieder; der Kopf der Greisin war bis auf das Kinn gekippt.

Seine That zu verzeihen grub der Wüther ein Loch im Keller und scharte die Fische ein.

Als er nach vollendeter That zu seinen Spielgenossen zurückkehrte, sahen sie das Blut auf seinem Hemde, und als sich am andern Tage das Gerücht von dem Mord in Hagen verbreitete, gaben sie ihn als Thäter an.

Das Gericht verurtheilte ihn zum Tode am Galgen und begrub seinen Körper am Rabenstein. Mit der weltlichen Gerechtigkeit hatte der Wüther seine Rechnung nun abgemacht, nicht aber mit der ewigen. Am dritten Tage nach seinem Tode erschien er plötzlich im blutbesetzten Hemde seinen Spielgenossen und sprach mit grüßhafter Stimme: Aus der Ewigkeit muß ich kommen, euch vor des Spieles Folgen zu warnen! Als blutiges Wahrzeichen

sah ich vor euch! Zur Hölle verdammt, sollte ich auf ewig dem Jüngern Trachen verfallen, trüb die Gemerete siehst in ihrer Todesstunde für mich, und als ich vor dem schrecklichen Richter stand, erschien sie vor meinem Throne in einem weißen Tüchgewande und sprach für mich. Da mühtest dich der Herr des Herrn und er hob mit Donnerstimme an: Um ihrer Anreize willen soll dich das Schlimmste nicht treffen; doch sollst du in Feuer und Qualen liegen, bis du durch die Erde einen Weg von deinem zu ihrem Grabe gebahnt hast. Aldundert Jahre darfst du hinausschlagen und um die breite eines Rabenenschrittes die Erde ausböhlen. So sprach er; ich erschrak vor Schrecken und Verwundung und doch jubelte mein Geist in Freude, daß ich nicht auf ewig verdammt war. Wissen aber nun, daß der Gana, den ich zu graben habe, durch seine Hellen geht, und daß meine Seele in manya Millionen Jahren erst zur Anschauung Gottes gelangen wird.

Der Geist war verschwunden. Die Spieler starrten auf den leeren Ort hin. Sie rührten in ihrem Leben keine Karte mehr an.

Dreihundert Jahre sind seit jener Zeit verfloßen und dreimal hat man an dem Plage des Rabensteines ein blutiges Gespenst in die Erde sinken sehen, und den Mord abgelesen, den es antrichtete. Aber es sind erst drei Rabenschritte, die es ausgebohrt hat.

Florian und Florinchen.

Märchen von Auguste Tenboeff.

Auf dem Riesengebirge lebt seit langer Zeit ein finsterner, sehr mächtiger Zauberer, Hühnzahl genannt. Die Zwergen, die aus dem tiefen Erdenschoße dort das Erz zum Tageslicht befördern, haben diesem, ihrem gefährlichsten Gebieter, eine geräumige Wohnung in einem Berge eingerichtet. Zuweilen nimmt er die Gestalt eines alten Mannes an und erscheint so den Bewohnern der naheliegenden Städte und Dörfer, wo er schöne Mädchen durch List oder Zwang an sich lockt und sie heimlich durch die Luft davon trägt, um sie nie wieder zurück zu bringen.

Nun lebte in einem kleinen Städtchen, nahe dem Riesengebirge, ein kleines, sehr mutwilliges Mädchen, Florinchen genannt. Kein Spiel war für sie zu mild, und außer ihrem Nachbar Florian konnte es ihr Niemand im Laufen und Springen zuvor thun. Mit Florian allein lief sie um die Bette nach einem bestimmten Ziele und genöthe ihm den Preis, wenn er für sie unerreichtbar war. Florian hingegen hatte manchen Kampf Florinchen wegen zu bestehen. Wenn sie einem seiner Gefährten einen mutwilligen Streich gespielt hatte,

und dieser sich rächen wollte, so besam er es mit Arian zu thun und machte diese Beule an seinem Kiefer gegen Arian die Nachtzeit des für sie bestimmten Kampfes.

An einem schönen Sommerabendtag entfernte sich Arian weit von ihrer Wohnung, streifte durch die Felder und hing zu den Bergen hinauf, pflückte Blumen zu einem Kranz und legte sich zuletzt ermüdet auf dem grünen Rasen nieder, wo sie bald einschlief. Unter dessen zogen Gewitterwolken am Horizonte herauf; in der Ferne hörte man den Donner rollen; die Vögel suchten ihre Nester und jedes lebende Wesen seine Zufluchtsstätte zu erreichen. Der Himmel wurde immer schwärzer, es schien nicht mehr Tag, sondern Nacht zu sein und nur unweilen ward die Dunkelheit durch einen leuchtenden Blizstrahl erhell. Da erwachte Arian und sah mit Schrecken die veränderte Natur. Ihren Rückweg konnte sie kaum entdecken, denn diese Staubwolken erhoben sich von der Erde und der Sturm trieb sie immer rückwärts. „Rieber Arian!“ rief sie in der Angst ihres Herzens aus, „wärest du hier, du gähest mir deine Hand und wir liefen zusammen durch Sturm und Regen.“ Raum hatte sie also gesagt, als ein Bliz, von einem heftigen Donner begleitet, dicht vor ihren Füßen niederfiel. Erschrocken sank sie zu Boden, aber im selben Augenblick stand ein altes Männlein vor ihr und suchte sie wieder aufzurichten. „Warum rufst du nach Arian, der dir doch nicht helfen kann?“ reichte das Männlein sie an, „vertraue mir, ich bringe dich in einem Augenblick zur Thüre meines Vaters zurück.“ — O, gutes Männlein, thue das! bat Arian den flehentlich. — „Ich thue es gleich,“ entgegnete der Alte, „wenn du mir versprichst, keinen Andern zum Wanne zu erwählen, wenn du eine große schmecke Jungfrau geworden bist, als mich.“ — Da lachte Arian und dachte: Das Männlein ist schon so alt und hat schneeweißes Haar, gewiß lebt es nicht mehr, wenn ich groß bin. Sie kusste ihn beim Hant und sprach: Es soll so sein, bringe mich jetzt nur schnell nach Haus. Arian trauete ihren Augen kaum, denn diese Worte waren ihrem Munde noch nicht ganz entflohen, als sie auch schon vor ihres Vaters Thüre stand; das Männlein war verschwunden.

Weber der Vater noch die Mutter Arian erfuhr etwas von ihrer Begegnung mit dem fremden Alten, nur einigen Aeußern erzählte sie es später, die dann erschrocken ausriefen: Das ist Rubezahl gewesen! —

Als nun noch einige Male der Frühling

die Erde mit jungem Grün bekleidet hatte, da war auch Arian kein Kind mehr. Die Mutter sprach erst: Das Spielen schiedt sich nicht mehr für dich, ein erdentliches Mädchen sitzt am Spinnrade und sorgt die Zeiten, daß die Leinwand im Koffer liegt; kommt dann ein Mann und will sie beiführen, so weiß sie ihrer Hände Arbeit vorzuziehen.

Auch Arian wurde von seinen Eltern fortgeschickt, damit er die Kaufmannschaft erlerne, und bald hörte man, daß er mit einem Schiffe nach fernem Welttheile gefahren sei, um Waaren zu erhandeln.

Da saß nun Arian gar still und sitfam am Spinnrade, aber seltsame Gedanken, die sie früher nie gehabt hatte, durchzogen ihr Köpchen. Sie träumte sich manchmal weit fort in schöne Länder, wo Palmen wachsen und seltene Blumen blühen, oder sie glaubte sich auf dem Meere und sah die Sonne sich in den Wellen spiegeln. Dann begegnete ihr, auf eine unerwartete Weise, — Arian und sie freuten sich des Wiedersehens. Arian's Herz schlug lauter, wenn sie in solchen Träumen und Gedanken sah und ihre Finger zogen den Faden schneller, der oftmals brach. Die Mutter schalt sie ihrer Unachtsamkeit wegen, aber sie dachte heimlich an das Sprichwort: Wenn der Faden bricht, denkt der an dich, an den du eben dachtest. War es eine dunkle Nacht, wo der Sturm vor ihrem Fenster heulte, dann weinte sie, barg ihr Gesicht in das Kissen ihres Bettes und betete leise und schüchtern: Rieber Gott, behüte den Arian!

Wenn die Sonne aber wieder durch dunkle Wolken hervortrat, war sie heiter und frohlich und dachte daran, wie Arian jetzt die goldenen Strahlen der Morgenfonne begrüßen werde; die Frage: Ob er sich meiner noch wohl erinnert? schwebte dabei auf ihren Lippen.

So eilten noch einige Jahre dahin; Arian dachte als das schönste Mädchen im Städtchen, viele wurden um ihre Hand, sie aber dachte nur an Arian, der in fernem Lande weilte, und von welchem sie nicht wußte, daß auch er die Wunde und Wunden abtete, die ihn noch von der Heimath und Arian entfernt hielten.

Eines Tages stand Arian am Fenster und schaute zum Nachbargasse hinüber, da schien es ihr, als steh dort Arian am Fenster, dessen Blick ihre Gestalt zu erkennen suchte; eine Ahnung sagte ihr, daß es Arian sei, doch trat sie eilig zurück. Bald darauf klopfte es an Arian's Thüre. Leise rief sie: herein! Der lang ersehnte Arian trat ins Zimmer.

Aber sie, die sich alle Erlebnisse gegenseitig in Gedanken mitgeteilt hatten, sie wußten jetzt nicht um Wortverirrungen. — Als sie sich eine Weile längereit gegenüberstanden, sagte Alerian: Wie du auch gewissen hast, Aleranden! Hast Aleranden antwortete: Du bist noch viel größer gewachsen, Alerian! Dann sagten sie wieder nichts, die Aleranders Mutter trat, die den Alerian begrüßte, ihn nach ihrem und seinem Frage und ihr von seinen Reisen erzählen ließ. Du sollst Berggängen heute Aleranden in, wie er so schön von den neuen Ländern und von den wunderbaren Tugenden, die er dort gesehen, berichtete; sprach er aber von den vielen Stürmen, die er auf dem Meere erlebt, erzählte sie und ein leises Lächeln kündete ihre Glückseligkeit.

Alerian konnte sich ein Haus und richtete sich ein; er besuchte Aleranden alle Tage und bald plauderten sie wieder so vertraulich zusammen, wie sie es als Kinder gethan hatten. Einst sprach Alerian davon, wie er in seinen Ländern immer an sie gedacht und, auf dem Verdeck des Schiffes spaziert, die Sterne betrachtet habe, weil sie ihr mildes Licht in ihre stille Kammer senden könnten. Aleranden verbleibe ihm auch nicht, wie viele Angst sie seinem Leben ausgesetzt hätten und wie sehr sie darüber empfinde, daß er nun daheim bleiben werde. O, liebes Aleranden, entgegnete ihr Alerian, komm in mein Haus und werde meine Hausfrau, dann sind wir immer zusammen und nichts wird uns mehr auf dieser Erde trennen. Wenn die Mutter es zugiebt, sagte Aleranden, und als diese in's Zimmer trat, wiederholte Alerian, was sie ihm versprochen.

Die Mutter, die eine Wittwe war, umarmte Beide und nannte Alerian ihren lieben Sohn. Keine glücklicheren Leute gab es von der Welt an in dem kleinen Städtchen. Bald wurden Vorbereitungen zur Hochzeit gemacht, das fleißige Aleranden kleidete ihr Feinen und besam alle Schränke voll. Am Hochzeitstage flechten die Aleranden einen Weidenkranz in ihr lockiges Haar und als am Abend die Musikanten fröhliche Weisen spielten, da wurde Alt und Jung lustig und guter Dinge. Alerian und Aleranden erismelten den Tanz und Paar an Paar folgten dem prächtigen Reigen. — Aber plötzlich wurden die Fenster wie von einem heftigen Windsturm aufgerissen; eine Gestalt in einem langen Mantel und wie von Nebel umhüllt tauchte herein, erstarrte Aleranden und trug sie, noch ehe sich Alerian bestimmen konnte, durch's Fenster davor. Alle Anwesenden erschauerten heftig; Hübezahl! Hübe-

zahl! schrien sie und liefen zur Thüre hinaus. Traufen flechten sie die Köpfe zusammen und sagten: Das hat sie nun davon, die Hühner, hat sie es nicht Jedem erzählt, daß sie sich dem Hübezahl verpflanden! Alerian eilte in großer Verwirrung in's Freie, er sah eine Welle am Himmel, aus deren Mitte das weiße Gewand Alerandens und ihr langer Schleierrand herabfiel. Wie kann mein Arm dich noch erreichen? rief er in seiner ängstlichen Verwirrung, seine Arme um Himmel dehnt, wenn auch der Feind dich trägt! O daß ich Hügel hätte wie dem kleinen Bäumchen, das dir nachgesehen ist, ich wollte dich aus seinen Ästen befreien! Als er so klagend da stand, seine Hände nach der Welle gestreckt, um sie nicht entweichen zu lassen, hörte er rechts und links neben sich stöhnende Stimmen sagen: Aleranden setzt! Da, da, da! Dies ärgerte Alerian, er sah sich um mit gewaltigen Schreien am Wege hinstehen. Mit seinem Stiede schlug er auf sie los, sie aber verankerten sich in seine Weiden und zogen unerschütterlich weiter. Weiter war die Welle, welche Aleranden enthielt, während dem verschwand. Traurig legte sich Alerian auf einen Stein am Wege und weinte bittere Thränen.

Noch nicht lange hatte er so da geistert, als ihm Jemand auf die Schulter klopfte und wie er sich um sah, stand ein Jüngling hinter ihm. Freundlich sagte dieser: Sei nicht so verzagt Alerian, wenn du den Muth hast, so steh, was ich dir raten werde, so wirst du Aleranden wieder erlangen. — Alles will ich thun, antwortete Alerian, wenn nur Aleranden wieder mein wird. Welche um die Witterungsfunde unter den Göttern, wo die Diebe hängen werden, sprach das Mädel, dort wirst du eine Pflanze finden, deren Wurzel du anzureißen mußt; sieh dich aber nicht um, was auch hinter deinem Rücken geschehen mag. Versteckst du mit dieser Wurzel eine verfluchte Thüre, wird sie sich öffnen. Dann suche im Mondeschein nach einem Berge, der vor allen andern steil und hoch ist, kletterst du ein eisernes Thor an einer Stelle derselben, so ist es Hübezahl's Wohnung; schließt er, gelüftet es dir wohl, Aleranden zu befreien, sonst wehe aber deinem Leben. — Dunkelt eben wollte ich daran wagen, Aleranden zu befreien, sagte Alerian, ich will deinem Rathe folgen. — Viel Mühe und ganz bunzel, es wird mir Freude machen, wenn dem Hübezahl ein Streich geliebt wird, er hat mich aus seinem Tische entlassen, da für will ich mich doch oft an ihm rächen. —

Unterdessen trug Kübezabl Florinchen zu seiner Debauchung. Wie erschraf das arme Kind, als sie die schwere eiserne Thüre mit den vielen Schließern hinter sich zumachen hörte, sie wagte kaum zu athmen, so fürchtete sie sich vor Kübezabl. Dieser sprach: Morgen sollst du eine andere Hochzeit feiern; meine Diener sollen die goldenen und silbernen Gefäße aus meiner Schatzkammer holen und es an nichts fehlen lassen, was meine Hochzeit verherrlichen kann. „Ach, sagte Florinchen, der Hund hat meinen Schleier zertrissen, ich muß ihn wieder nähen, ohne Schleier kann ich nicht zum Feste kommen.“ — Nun so nähe deinen Schleier, antwortete ihr Kübezabl. Florinchen nahm ihn und that, als ob sie ihn ausbessere, ließ aber den Faden immer durchschlüpfen, also daß die Fächer niemals kleiner wurden. Darüber waren einige Tage hingezogen; sie hatte dem Tübchen, das ihr nachgehogen war, ein Frieschen umgehängt und es dann zurück fliegen lassen, in der Hoffnung, daß es Florian finden werde. Wie Kübezabl sah, daß der Schleier nicht fertig wurde, zerriß er ihn in viele Stücke und sagte: Du magst ohne Schleier zur Hochzeit kommen. Da bat ihn Florinchen, einem seiner Diener zu befehlen, schöne Rosen herbei zu schaffen, um sie sich in's Haar zu stecken. Als Kübezabl es zugab, sagte sie heimlich zu dem Diener: Bevor drei Tage verfloßen sind, mag ich keine Hochzeit haben, bringe die Rosen nicht früher; wenn ich Kübezabls Frau bin, will ich dir reichlichen Lohn geben.

Da nun der Diener mit den Rosen ankam, wurde Kübezabl ungeduldig, Florinchen wußte ihn aber mit allerlei Reden einzubalten, säuberte seine schmutzige Wohnung, nahm die Gulen und Fleckenmäuse, so Kübezabl an die Wand genagelt, herunter und ließ sich von den Iwergelein Spinnweben herbeibringen, welche sie an deren Stelle befestigte. Wie aber das Fugen und Ausklopfen ihr kein Ende nehmen wollte, sprach Kübezabl jernig: Morgen soll die Hochzeit sein, dabei bleibt es! Dann hüte er sich in seinen Zehel, machte die Augen zu und sank bald in einen tiefen Schlaf.

Witterweise suchte Florian, in den Pflug der Burzel zu gelangen. Als er die erste Nacht zum Galgen kam, lärmte und tobte es

unter demselben, wie wenn mehrere Menschen Streit mit einander hätten; beherrschte er die Nacht unter dem Galgen, er sah Niemand und der Lärm verstummt. Lieber seinem Haupte schloß er die Augen und dachte an die Folgen des Mordes, so daß Florian die Phantasie nicht finden konnte. Bald er sah, um sie zu suchen und mit der Hand zu erfassen, so sprang ihm Jemand auf den Rücken, wobei er dann auf die Knie fiel; aber das Verbot des Mitleids fiel ihm ein und er ließ sich nicht um, so sehr es ihm auch gelieferte, mit demjenigen, der seinen Rücken also zum Niederlag erschoß, einen Kampf zu bestehen.

Bei der Nacht hatte er vergeblich nach der Pflanze gesucht, bis er sie endlich fand und mit einem kräftigen Zuge sie sammt der Burzel aus der Erde riß.

Nun eilte er, Kübezabls Wohnung aufzufinden, dies wäre ihm schwerlich so bald gelungen, wenn ihn nicht Florinchens Tübchen begleitet hätte, das vor ihm her sog und ihm den Weg zum eisernen Thore zeigte.

Es war an dem Abend, als Kübezabl die Hochzeit ganz bestimmt auf den andern Tag festgelegt hatte und in seinem Bessel schlief, als Florian eintrat. Florinchens Angst stieg mit jedem Augenblick; sie war bis an das eiserne Thor gelaufen, weinte und rief laut: Ach Florian, Florian, komm du mich zu retten! Aus dieser Höhle! Florinchen, Florinchen, ich komme, rief da Florian, ankam vor dem Thore und drückte die Dornen Burzel gegen die Schließern; sie sprangen auf und er hielt das stöhnende Florinchen in seinen Armen. „Ach und fliehen, sprach diese, ob Kübezabl erwacht und mich in seinem Horne tödtet.“ — „Da darfst du bald nicht erwachen, sprach Florian, laß mich, wo er schläft.“ — Nun schlichen sie leise zu ihm hin, banden sein langes Haar an die Rückenlehne des Stuhles und seinen Bart zu beiden Seiten zwischen zwei Stühlen und nahmen sie Stühle und banden ihm Hände und Füße zusammen, als das geschah war, eilten sie aus seinem Bereiche hinweg.

Die Bewohner des Meiengebirges haben seitdem Kübezabl nicht mehr gesehen, wahrcheinlich sitzt er noch festgebunden auf dem Stuhle.



Dr. Camphor 100

with just. Amie. 6. (19. Bussendorf)

Elwin.

(Märchen von Fabricius.)

Elwin.

Harden von Fabricius.

Im südlichen Frankreich, in einer der üppigsten Gegenden lebte vor vielen Jahren ein junger und schöner Prinz, geliebt von seinem Velle, welches in beglücktem sein höchstes Streben war. Der Vielbeliebte an seinem Hofe war ein junger Page, dessen sich der Prinz eifrig annehmen, als das Kind durch den Tod seiner Eltern hilflos und verlassen allein in der Welt stand. Der Jüngling liebte seinen Gebieter über alle Maßen, und sein Zinnen und Trachten zielte einzig dahin, dem Prinzen seinem Herrn zu gefallen! Wärdet ältere Hofmann verging vor Reiz und Eiern über alle die Kunstbezeugungen, welche der Prinz dem Pagen geschenkt ließ und es fehlte daher auch nicht an neidischen und desbesseren Menschen, welche dem Jüngling durch allerlei Anklagen bei seinem Herrn zu verdächtigen strebten, allein dieser blieb taub gegen alle Verdächtigungen und schenkte seinem Page, Elwin genannt, ein stets achtungsvolles Vertrauen. Eines Tages kam ein fremder Ritter an den Hof, und dieser erzählte viel von seinen Reisen in fernem Landen und von einer überaus schönen Prinzessin, welche viele hundert Willen davon in einem prächtigen Schlosse wohnte, und von einer unbeschreiblichen Anmuth sei.

Das Herz des Prinzen ward von der Beschreibung seiner heißen Dame so ergriffen, daß er beides um sie zu werben. Noch an demselben Abend befohl er seinem Kämmerer sich reisefertig zu machen, und mit großem Gefolge im Auftrag des Prinzen weithin zu reisen zu der besten Prinzessin und um ihre Hand zu werben.

Die Vorbereitungen zur Reise wurden eifrig betrieben und nach wenigen Wochen reiste der Kämmerer mit den kostbarsten Geschenken versehen, ob, keinen Augenblick zweifeln an dem Gelingen seines Auftrages.

Der Prinz gab ihm mit dem ganzen Hofe das Geleite und lebte dann in seine Residenz zurück, um die Vorbereitungen zu dem Empfang seiner heißen Braut zu treffen. Die Gemächer des Zöhlens wurden auf das Glänzendste hergerichtet; Ritter und Damen des Hofes vereinigten in der Anschaffung neuer und prächtiger Gewänder und Tag und Nacht arbeitete man, alles auf das Edelste aufzubringen. Auch

die Unterthanen des Prinzen stellten nach ihrem Kräfte das Mögliche um die bevorstehende Hochzeit des Herrn auf eine würdige Weise zu empfangen und die ganze Stadt gewann bald ein feierliches Aussehen. Jeden Tag ritt der Prinz hinaus auf einen hohen Berg und spähte dort stundenlang nach der Heimkehr seines Geliebten; nur Elwin durfte ihn begleiten.

Mehrere Wochen vergangen und wieder fanden der Prinz und sein Page auf dem Berge, ungeduldig harrend, als die gegen Abend fern auf der Straße eine Staubwolke bemerkten, und endlich Elwin freudig aufsprang, als er inmitten des Staubes feierbare Gewänder in der Sonne blitzen sah und ihm kein Zweifel blieb, daß die Geliebte da bewege.

Der Prinz gab seinem Pferde die Sporen und ritt über Feden und Büsche weg seinem Kämmerer entgegen, so daß Elwin kaum seinem Gebieter folgen konnte. Schwerehrieend kamen Hof und Heuer der Geliebte näher, allein hier herrschte keine Freude! Auf alle Gesichter malte sich tiefe Trauer und der Kämmerer vom Pferde springend kniete nieder vor seinem Herrn und sagte:

„Hocher Prinz! Verzeihe, wenn ich Deinen Auftrag nicht nach Wunsch erfüllte. Ich kam nach mühevoller Reise in das ferne Land und such und bei der Prinzessin mellen! Ihre Anmuth überstrahlte alle Vorstellungen und ich wäre der Glücklichste einer Unterthanen gewesen, hätte ich sie Dir heimführen können als dem edelsten Weib. Allein dem sollte nicht sein! Ich schüttelte ihr so gut ich konnte was ihrer in meinem Lande wartete, Reichthum und Glüd, allein die Prinzessin blieb taub gegen Alles und sagte, daß sie nur bereitwie als kein edelstes Weib heimführen konnte, welcher ihr den Willen gewähre und diese Forderungen, lieber Herr, werten derart, daß kein Mensch diese zu erfüllen im Stande ist!“

„Wie?“ rief der Prinz entrückt, „so wäre unter Euch allen nicht ein Einziger gewesen, der das Unmögliche gewagt hätte um seinen Herrn glücklich zu sehen? Hebeln, so will ich Euch ein Beispiel geben des Muthes und der Tapferkeit und veruchen die heiße Prinzessin zu gewinnen und lehre es mein Leben!“

„Herr,“ fuhr der Kämmerer fort, „ich bin

von Kindheit aufgewachsen im Dienste Deines Vaters und schon in früherer Jugend habe ich auf dem Schlachtfelde an der Seite Deines Vaters Verrichte meines Amtes gegeben! Mein Vorwurt kann mich treffen, allein was die Prinzessin verlangt geht über alle menschlichen Kräfte! Dein Leben, Prinz, ist Deinen Unterthanen theuer und nicht geriemt es Dir, es wegen der Prinzessin auf's Spiel zu setzen. Was sollte aus Deinem Vande werden, wenn Du nimmer zurückkehrst!"

Der Prinz wendete, ohne dem Kämmerer zu antworten, sein Pferd um und befahl Elwin ihm zu folgen! Ins Schloß zurückgekehrt beordnete er Alles zu seinem künftigen Auszuge zu rüsten, und zog sich in seine Gemächer zurück.

Die Kunde von der künftigen Reise des Prinzen und den damit verbundenen Gefahren verbreitete sich durch den Kämmerer am Hofe und in der Stadt. Alles war in der größten Verwirrung. Vorgebend suchten die Ritter zu dem Prinzen zu dringen, um ihm Gegenversetzungen zu machen, allein der Prinz wollte sie nicht empfangen. Ausser seinem Vagen durfte keiner seine Schwelle betreten.

Als die Ritter sahen, daß nichts den Prinzen von seinem Vorhaben abhalten konnte, gingen sie zu Rathe und die Vorgesetzten um das Leben des geliebten Herrn trieb sie zu dem äußersten Schritte. Sie verbanden sich mit den Bürgern und besetzten alle Ausgänge der Stadt, um den Fürsten mit Gewalt von seiner Reise abzuhalten. Sie schickten ihrem Herrn einige der ältesten Rente, um ihn zu versichern, daß nur das Uebermaaß der Liebe und Verehrung sie zu diesem Schritte treibe, und baten ihn nicht Gewalt zu brauchen, sondern inmitten seiner getreuen Unterthanen zu bleiben, um ihr Glück zu begründen; allein der Prinz wollte nichts davon hören und befahl daß man ihn ungehindert abziehen lasse und ihn nicht zur Gewalt zwinge.

Verzweifelt hatte die Gelandschaft das Schloß verlassen und der Prinz sich heimlich in seinem Gemache, Elwin ging hin und her, die verschiedenen Aufträge seines Oberleiters auszurichten, dann sagte er ein Herz, stellte sich vor seinen Herrn und sagte:

„Heber Fürst! Seit meiner Kindheit habe ich das Glück gehabt in Deiner Nähe zu leben und mein einziges Streben war, Dir ein gehorchen! Erlaube mir daher heute Dir einen Rath zu geben, dann machst Du handeln wie Du willst und ich selge Dir weihen Du gehst.“

„Was kannst Du Rache mit zu rathen haben?“ frug lächelnd der Prinz.

„Prinz!“ sagte Elwin, „Deine Unterthanen handeln in gerechter Beirathung um Dein Leben und Du thust Unrecht, so Du ihnen dazwischen zürnest. Schide mich zu der Prinzessin, daß ich es veruche, sie günstig für Dich zu stimmen. Der Kämmerer hat ihr nur von Deinem Reichthum und Deinen Ländern erzählt, ich aber werde ihr Dein auties Herz und die Liebe Deiner Unterthanen schildern, und wenn sie mich dann nicht erbört, so ist sie Deiner unwürdig! Auch hat mir meine Mutter prophezeit, daß ich dereinstens in einer großen Sache Glück haben würde, weil eine gute Fee sich meiner Familie von jeher angenommen! Mein Großvater hat vor vielen Jahren jener mit unbekannter Fee einen wichtigen Dienst geleistet und diese hat seit jener Zeit für alle seine Nachkommen die tiefste Dankbarkeit bewahrt! Dieser gütigen Fee habe ich es auch zugesprochen, daß Du dich meiner annahmest, als ich ein hilfloses Kind dem Untergang nahe war. Drum Herr höre auf meinen guten Rath und laßt mich hingehen zu der Prinzessin! Vielleicht gelingt es mir, sie Guts glücklich und zufrieden heimzuführen.“

Lange Zeit blieb der Prinz unentschlossen, allein Elwin drang so sehr in seinen Herrn, daß dieser endlich nachgab.

„Wenn es mir nicht gelingt,“ sagte Elwin, „so ist ja nichts verloren, denn ich werde ich sagen, daß Dir, meinem Herrn und Gebieter, keine Gefahr zu groß ist, um zu ihrem Reize zu gelangen und daß Du selbst hinreisen würdest, falls sie mich nicht erbört.“

„Wohlan!“ sagte der Prinz, „so sey es, dann kein Mittel unverucht bleibe.“

Elwin verabshiedete sich von seinem Herrn, bereite alles zur Reise vor und am andern Morgenritt er unangesehen zum Thore hinaus; Niemand wußte, wohin er ging. Draußen stieg die Sonne am Horizonte empor und beleuchtete die amnuthige Landschaft. Aus den Thälern stiegen die Nebelwäule auf und bald lag die ganze Gegend flat und amnuthig vor den Augen des Vagab.

„Gute Fee!“ flüsterte dieser vor sich hin, „wenn Du wirklich gekommen bist, mich um meiner Familie wegen zu beschützen, so thue es auch diesmal, daß Fremde und Böse einsehre in das Herz meines geliebten Herrn!“

Elwin hielt inne in der großen Erwartung einer Antwort von Seiten der unsichtbaren Fee, aber es regte sich kein Lüftchen. Nichts ritt der Jüngling weiter, als sich kein Umbiegen um eine Hügelkette, welche eine Zeitlang die weitere Aussicht auf die Landschaft verhindert,

vor seinen Augen plötzlich ein herrlicher Anblick zeigte. Ein Balken hängte sich in den tief-blauen Thümen eines Sees. Der Fagel stieg ob um eine Heilung sich an dem prächtigen Anblicke zu laben und legte sich in das hohe Gras. Neben ihm lag ein wunder schöner gelber Fagel, wahrscheinlich von den hohen Ähren eines Früher aus dem Wasser hervor, in den letzten Tagen.

„Armer Dier!“ dachte Glwin, „würdest ja verkommen hier trunken auf dem Lande, wenn ich dir nicht helfe! Warte ins Wasser und werde wieder frohlich!“

Bei diesen Worten nahm er den Fagel und warf ihn zurück in den blauen See.

Der Fagel sprang einmal verärgert an die Oberfläche des Wassers, dann tauchte er unter und der Fagel hörte deutlich an seine Ohren die Worte hören.

„Schönen Dank, Glwin!“

Verstehen schaute er sich um, aber er sah und hörte keine Menschenfüße; ihm wurde es unheimlich zu Muth und sich auf sein Pferd schwingend, ritt er lustig weiter.

So kam er durch einen großen Wald, in dessen Höhe Menschen wohnen mußten, denn Glwin sah überall Begegnung ausgesetzt. In einer Schlange sah er eine Gule, welche regend sich aus dem Arge loszumachen suchte, in welchem sie sich wenige Augenblicke vorher gefangen hatte.

„Armer Dier!“ dachte Glwin, „warum solltest du nicht deine Freiheit genießen wie jedes andere Geschöpf!“ stieg ab und löste die Gule aus der Schlange. Lustig flatterte sie empor und wieder hörte Glwin deutlich die Worte:

„Schönen Dank, Glwin!“

Der Fagel konnte es sich gar nicht erklären, als er wiederum vorüber sich nach dem Netzen umschaute. Diesmal wurde er mißgestimmt, allein bald hatte die immer abwechselnde Gegend ihn wieder frohlich gemacht. Nach einigen Tagen genährte er sich über seinem Haupte eine schneeige Taube von einem Raubvogel verfolgt. Glwin besann sich nicht lange, holte ein Pfeil aus dem Köcher, legte an und nach wenigen Augenblicken wälzte sich der Raubvogel in seinem Blute. Die Taube flatterte hernieder, legte sich auf des Fagel Schulter und küßte:

„Schönen Dank, Glwin!“

Glwin stand sprachlos vor Erstaunen, als er zum ersten Male sich also anreden hörte, aber noch mehr stieg seine Verwunderung als die Taube sich in eine Welle auflöste und als diese dann sich niederlegte und eine wunder schöne Fagel vor dem Jünglinge stand.

„Dreimal mußt du mir helfen!“ sagte sie, „bevor ich mich in meiner wahren Gestalt zeigen konnte! Sei getrost und gutes Muthes! Du wirst Deinen Auftrag glücklich zu Ende führen, und bedacert zu Deinem Fürsten und Herrn zurückkehren.“

Bei diesen Worten verschwand die Fagel.

Glwin wußte nicht wie ihm geschick, doch auf die Aussage der Fagel, daß seine Verlobung mit Erfolg gekrönt werde, legte er freudiges Muthes seine Reise fort und nach mehreren Wochen erreichte er ohne weitere Abenteuer zu befehlen das Schloß der schönen Prinzessin. Unweit des Schloßes stieg er vom Pferde, legte die Reisetasche ab und zog die prächtige Hofbedingung an, welche er zum Zwecke seiner Verlobung eingebracht hatte und auf dem Pferde mit sich führte.

So aufgeregt ließ er sich als Geantier seines Bräutigam melden und wurde sofort zugelassen. Man führte ihn in das Audienzstübchen, wo der Fagel, verkleidet von all der Pracht, welche bei seinem alles überflüg, was der stürmische Hof seiner Heimsath aufzuweisen hatte, über eine Stunde wartete. Endlich erschien die Prinzessin, strahlend von Gold, Geld und Diamanten, aber mehr als dieses Alles seßte den Fagel die wunderbare Schönheit der großen Dame.

Nachdem Glwin sich ein wenig gefaßt, kniete er mehr vor der Prinzessin und entledigte sich seines Auftrages. Er schilderte die Liebe seines Herrn und Schickte in so glühenden Farben, daß die Prinzessin ihm getrübt die Hand zum Kusse reichte und versetzte:

„Ein Fürst, der sich in solchen Waack der Liebe seiner Unterthanen zu erfreuen hat, muß wahrhaftig gut und meiner würdig sein! Wenn würde ich Deinem Herrn und Fürsten meine Hand reichen, allein mich dünket ein Geschick, welches ich meinem Vater auf dem Sterbebette abgelegt. Derjenige, welcher mich als seine Gattin heimführen, über drei Thaten vollbringen werden will, muß drei Thaten hinausgeben, welche über die menschlichen Kräfte hinausgehen, und so fürchte ich, werde ich mein Verhängnis selbst kleben müssen, weil jene Thaten Niemand zu vollbringen im Stande ist!“

„Nein!“ rief Glwin, „das kann nicht sein, liebe Prinzessin das Glück meines Fürsten steht auf dem Spiele und sollte ich mein Leben dabei lassen, so werde ich Alles versuchen, Gutes in seine Arme zu führen! Laß an was auch ich thun Gutes für meinen Herrn zu erwerben?“

„Armer Jüngling!“ sagte die Prinzessin, „nicht ohne Belohnung werde ich einem so

großen Beweis aufopfernder Treue. Nein, Deine Kräfte reichen nicht hin! Zieh' hin zu Teinem Herrn und sage ihm, wie unglücklich ich bin, Dir nicht zu ihm folgen zu können!"

"Nein," rief Elwin, "ich ziehe nicht von dannen, bis Zhr mir die zu vollbringenden Thaten namhaft gemacht und ich das Letzte versucht habe für meinen Herrn!"

"Wohlan" sagte die Prinzessin, "ich will Dir nur eine einzige dieser Thaten nennen, um Dich von Teinem Verhaben abzuholden! Vor vielen Jahren entfiel ein kostbarer Ring der Hand meines Vaters, als er in seiner Barke auf dem kleinen See eine halbe Meile von hier spazieren fuhr. Zwischen Gestrüpp und Pflanzen aller Art liegt er dort auf dem Grunde des Meeres wohl tief versunken im Schlamm! Wer aber um mich werden will, muß mir zuvörderst jenen Ring zurückbringen. Da Du wohl nicht überigst genug bist, jenen Ring auf dem Grunde des See's aufsuchen zu wollen, so werde ich Dich wohl nimmer wiedersehen! Gehab Dich wohl!"

Bei diesen Worten verschwand die Prinzessin, und Elwin blieb allein, tief betrübt, ohne zu wissen, was er wohl eigentlich da wollte, ließ er sich von einem Diener den Weg zum See näher beschreiben und machte sich auf den Weg dahin.

Nachdem er über eine Stunde gewandert, kam er an einen großen Wald und mitten darin fand er den gesuchten See. Als guter Schwimmer stürzte sich Elwin zu wiederholten Malen ins Wasser, doch kam er nie bis auf den Grund, so ungedeutet tief war der See. Nach mehreren verzweifelten Anstrengungen warf er sich endlich auf den Rasen am Ufer und vergaß bittere Thänen.

Ach, seufzte er, unten auf dem Grunde ruht der Gegenstand, durch welchen mein guter Herr glücklich werden kann, und ich stehe hier unnußig am Ufer und kann ihm nicht helfen! Zwar hat die gute Fee mir Versand versprochen, aber auch sie scheint mich verlassen zu wollen!

Tief bestümmert harrete Elwin vor sich hin in die blaue Fluth, als aus derelken plötzlich ein wunderlicher gelber Fisch auftauchte und dem Ufer näher zu schwamm, und als er dem Ufer ganz nahe, öffnete er den Mund, hie eine kostbarem Ring auf den Rasen und verschwand wieder in dem Wasser.

Elwin stürzte auf den Ring, betrachtete ihn nach allen Seiten, pugte den Schlamm ab und tauchte laut auf, als er aus Diamanten gebildet darauf eine Krone entdeckte. Ihn

blieb kein Zweifel, er hielt das königliche Kleinod in seinen Händen.

Der Boge lief, so schnell er konnte, mit dem theuren Funde dem Schlosse zu, stürzte athemlos durch die Vorzimmer in das Gemach der Prinzessin, ließ sich auf ein Knie nieder und überreichte ihr den Ring.

Ein Freudenschrei entfuhr der Prinzessin beim Anblick des Kleinods. Im Gegengewort ihrer Hofdamen umarmte sie den Bogen und dankte ihm tausendmal; dann aber sah fassend sagte die Prinzessin:

"Kost und nicht zu frühe frohlich sein! Noch bleiben zwei schwierige Thaten zu vollbringen und so lange diese nicht gelöst sind, ist auch die Erste ohne Kraft."

"Und welche sind die Andern?" rief Elwin durch den ersten Erfolg ermuntert, "ich trophe jeder Gefahr!"

"Morgen sollst Du das Weitere erfahren!" sagte die Prinzessin, "heute sollst du dich ausruhen und für das Kommende stärken." Speis und Trank wurden in schönster Auswahl für den Bogen gebracht; dieser härtete sich und legte sich dann in einem kostbaren Zimmer aufs Ruhebett und erfreute sich eines erquickenden Schlafes.

Am andern Morgen bei Tagesanbruch war er wieder auf den Beinen. Es dauerte ihm zu lange, bis die Prinzessin erwachte und als sie endlich erlachte, beströmte Elwin sie gleich mit Fragen wegen der zweiten That.

"Ich will Dir nicht die Mittel rauben auch das Zweite zu versuchen," sagte die Prinzessin, "obgleich ich an dem Gelingen noch mehr zweifle, als an der ersten Bitte. So wisse denn, fern von hier in einer wüsten Gegend haust seit langen Jahren ein böser Riese auf hohem Felsen in einem sichern Schlosse. Einst raubte er meinem Vater Kron und Scepter, und so lange diese in seiner Gewalt, ist ihm mein ganzes Land tributpflichtig! Schaffst Du mir aber jene theuren Kleinode gleich dem Ringe wieder, so ist auch die zweite That vollbracht."

Elwin ließ sich das nicht zweimal sagen, erbat sich aus der Küstammer die besten Waffen, bestieg ein muthiges Pferd und ritt getrost von dannen dem Riesenichlosse zu! Noch von weitem winkte ihm die Prinzessin von der Warte des Schlosses mit ihrem weißen Tuche Muth und Hoffnung zu, bis der tapfere Jüngling um eine Felsenkette bog und verschwand.

Viele Stunden weit ritt der Boge, hier und da die Spitze jenes Schwertes unter-

suchend, bis er endlich doch auf einem stillen Felde das Hienekloß gewahrte.

Muthig sprang er vorwärts und rief dann dem Niesen zu, er möge herabkommen mit ihm zu sechten auf Tod und Leben um Kron und Scepter des verstorbenen Königs.

„Guter Anake!“ rief der Niese herunter, „ich werde dich schon für deinen Verrath strafen, daß Du das Hienekloß vergeblich soll!“

Nach wenigen Augenblicken öffneten sich die Thüren des Schloßes und fröhlichen Muthes schritt der Niese, mit einem langen Schwerte bewaffnet, hinaus in die Ebene.

Gleim rüdt ihm gleich zu Leibe, aber was wollte er mit seinem kurzen Schwerte gegen den Niesen machen! Dieser schlug mit seinem ellenlangen Triebe in der Luft herum und die Niese schrien, von fröhlichen Armen geführt, so rath aufeinander, daß dem Vagen Hören und Sehen verging und dieser genug zu thun hatte, den gewaltigen Streichen auszuweichen.

Bei aller Tapferkeit ward es doch jezt dem Vagen sonderbar zu Muth. Die Niese des Niesen fielen immer dichter, während Gleim durch das enge Ausweichen und Herumhinhängen schon alle seine Kräfte erschöpft hatte. Er bereitete sich in Gedanken schon zum Tode vor, kraftlos ließ sein Arm die Waffe sinken, schon holte der Niese zu einem gewaltigen Schlage aus, da floß eiligst vom nächsten Baume eine Gule herab, legte sich auf des Nienekloß und badete ihm mit ihrem scharfen Schnabel beide Augen aus! Ein fürchterlicher Schrei des Schmerzes entfuhr dem Niesen, daß davon die nahen Wälder erdröhnten. Das ellenlange Schwert entfiel ihm und Gleim benutzte den Augenblick, raffte seine Waffe auf und durchbohrte den Niesen, daß er herbend zu Boden sank.

„Anake!“ riefte der Niese, „der Unfall hat Dich begünstigt, ich sterbe von Deiner Hand! Was liegt mir nun an allen Schätzen und Kleinoden. Geh hinaus in mein Schloß, Du wirst es ebe und verlassen finden, und hole Kron' und Scepter!“

Nachdem der Niese dem Vagen genau den Ort beschrieben hatte, wo die Kleinode verborgen, starr er und Gleim stürzte hinauf in das Hienekloß. Die Wände hüllten wieder von seinem Jubelgeschrei, als er in dem bezeichneten Gemache den theuren Schatz fand. Zwar waren da noch eine Menge anderer Kostbarkeiten aufgehäuft, allein in seiner Hergensfreude dachte er nicht daran, nur ein einziges Stüchchen anzurühren. Mit Kron und Scepter trat er im eiligen Laufe den Rückweg an.

Eben war die Nacht weit vorgerückt, als

er vor dem Schloße der Prinzessin angelangt war. Alles war ruhig im Schloße! Der Thurmwart wollte dem Vagen den Eintritt verwehren, allein dieser bat, man möge der Prinzessin seine Rückkehr melden.

Nach einer Viertelstunde erkundeten sich plötzlich die Gemächer der Prinzessin und sie selbst trat herunter in den Schloßhof dem Vagen entgegen.

Sein Anblicke der erbetenen Kleinode vergoß die Prinzessin viele Freudenstränen. An ihrem Arme machte Gleim hinauf gehen in den Saal und Alles erzählten! Am Interesse seines Herrn verlor er den Besinn der Zeit wie das erstemal und schlief dann:

„Hebe Prinzessin! Des Niesen Schloß ist angefüllt mit Schätzen und Kleinoden aller Art, welche Euch gehören, da ich nur in Eurem Auftrage handelte. Sendet morgen bei Tagesanbruch Eure Diener mit Kutschieren aus, daß sie Euch alles holen. Den Niesen führen sie erschlagen am Fuße des Berges. Unterdessen war alles im Schloße in Eile eingeordnet und herbeigeleitet. Die Prinzessin ließ zu Gleims Stärkung das Beste aus Nisch und Keller herbeiholen und bis tief in die Nacht blieben Alle better beisammen; dann begaben sie sich zur Ruhe!

Am andern Morgen forderte Gleim von der Prinzessin auch die dritte zu vollbringende That.

„Diele ist die Schwierigste!“ sagte die Prinzessin. Weit von hier in einer wilden Gegend liegt die unzugängliche Wohnung eines Jäntersers! Ein gelbes Kreuz, meiner verstorbenen Mutter theuer und werth, ward einst von ihm geraubt. Seine Wohnung ist bewacht von Trachen und Unthieren aller Art. Wer es bis jezt gewagt haben zu bringen, lebte immer wieder. Kränzt Du mir intessen trotz aller Gefahr das geraubte Kleinod, so verlaßte ich freudig mein Schloß und selge Dir zu Deinem Herrn.

Gleim verabredete sich von der Prinzessin und ritt so schnell er konnte dem Jäntersersloße zu. Ein erschauerndes Schneefeld umschloß den Vagen bald von der Höhe jenes Schloßes. Er stieg vom Pferde, band den Gaul an einen Baum und schlich behutsam vernachts durch das hohe Gras. Bald aber wurde das Geskrüppe so dicht und hoch, daß Gleim nicht mehr drüber weg sehen konnte und sich genöthigt sah auf einen Baum zu steigen, um den Weg besser zu erkennen.

Nach rechte des Jünglings Herz, als er eben von dem Baume die Wohnung des Jäntersers gewahrte. Aus dem Bogen rings umher

erhoben sich erstickende Dünste. Herrippe von Menschen lagen umher. Zwei furchtbare Drachen bewachten den Eingang zum Schlosse! Vergebens sann der Page hin und her nach einem Mittel in das Schloß zu dringen. Tiefe Verzweiflung bemächtigte sich seines Innersten. Seine Augen unverwandt auf die Wohnung des Zaubereis gerichtet, sagte er:

„So nah dem Ziele und dennoch die Unmöglichkeit, meinen Herrn glücklich zu machen! Meine Kräfte sind zu Ende. Gute Fee, wenn Du mir nicht hilfst, ist alles verloren!“

Kaum hatte Glwin diese Worte vor sich hingespochen, als eine weiße Taube aus dem Fenster des Zauberschlosses hervorflog dem Baume zu, und als sie nahe kam, setzte sie sich traulich auf Glwins Schulter und ließ aus ihrem Schnabel in Glwins Hand ein goldenes Kreuz gleiten. Obgleich der Jüngling ein Wort des Dankes hervorbrinnen konnte, verwandelte sich die Taube wieder wie damals in eine Wölfe und aus der Wolke stieg wiederum die holde Fee empor und sagte:

„Kreuz für meinen Herrn und unerschrockene Ausdauer in Gefahr und Noth finden immer ihre Belohnung. So sieh denn beim zu deinem Prinzen mit der heißen Prinzessin, und begünste das Glück Deines Wohlthäters!“

Säon war die gute Fee verschwunden, als Glwin sich noch nicht von seinem Gesäunen erholt hatte. Dann schlich er wie er gekommen durch das Gesträube zu seinem Pferde zurück und jagte in vollem Galoppe dem Schlosse zu.

Die Rückkehr des Pagen rief in diesen Räumen einen unermeßlichen Jubel hervor. Gerührt saß die Prinzessin in des Jünglings Arme. Dann mußte er sich Angesichts des ganzen Hofes neben sie auf den Thron setzen und er wurde mit Ehren überhäuft. Auch schenkte ihm die Prinzessin die unermeßlichen Schätze, welche man in dem Meienklosse schenken hatte.

Den ganzen Tag und die Nacht durch überließen sich die Schlossbewohner ungehört ihrer Freude und am andern Tage gab die Prinzessin Befehl, Alles zur Abreise vorzubereiten.

In Glwins Heimath fanden unterdessen die Sachen noch beim Alten. Aus Furcht, der geliebte Prinz möchte sich in Gefahr begeben, hielten die Bürger noch alle Ausgänge der Stadt besetzt.

Der Prinz selbst lag mühsam auf der Warte seines Schlosses und schaute vom frühen Morgen bis zum späten Abend in die Weite, ob sein Page noch nicht heimkehre. Wochen waren vergangen und noch immer keine Kunde von Glwin angekommen, und schon begann der Prinz den vermeintlichen Tod seines geliebten

Pagen zu betrauern, als eines Tages ein Reiter staubbedeckt in der Stadt anlangte und auf das Schloß aufpugte. Der Reiter prang vom Pferde, zeigte seine Knie vor dem Prinzen und wollte sprechen.

„Halt ein!“ rief der Prinz; „so du mir traurige Kunde bringst von meinem treuen Glwin, warte bis ich mich gefast sie zu vernehmen.“

„Mein theurer Prinz!“ rief der Reiter mit freudestrahlendem Antlitz, ich bringe gute Kunde! Glwin rückt an mit guter hohen Braut, meiner theuren Fürstin! Morgen mit dem Heubesten treffen sie ein.

Ritter und Mannen stießen einen unermeßlichen Jubelruf aus, und umringten den theuren Fürsten, der gerührt und sprachlos in ihrer Mitte stand.

Vom Schlosse verbreitete sich die Kunde wie ein Blitz durch die Stadt! Alle Bürger eilten vor das Schloß, um jubelnd ihrem Herrn die unermeßliche Freude auszudrücken, welche alle über sein nabes Glück empfanden. Den ganzen Tag und die ganze Nacht über beschäftigte man sich mit den Vorbereitungen zum Empfange der hohen Braut. Freudenfeuer erglänzten die Nacht über und die aufgehende Sonne fand die ganze Stadt zum feierlichen Empfange geschmückt.

Im prächtigen Gewande besaß der Fürst sein bestes Pferd und ritt, von dem ganzen Hofe begleitet, strahlenden Antlitzes seiner hohen Braut entgegen. Das Zusammenreffen war ein rührendes. Kaum fand der Prinz Worte, sein Glück auszudrücken. Im Besitze des ganzen Hofes fiel er seinem Pagen um den Hals und nannte ihn seinen theuren Sohn.

Zwar räumpften der Kämmerer und viele Hofherren gewaltig die Kasse, aber sie wagten doch kein Wort gegen den Pagen zu sagen und erloschten die erste Geliebtheit, sich beschämt nach Hause zu schleichen.

Der Prinz ritt überglücklich neben seiner schönen Braut der Stadt zu. Beide hatten verlangt, daß Glwin den Ehrenplatz an ihrer ersten Seite einnehme! So ritten die hohen Pravalente mit ihrem glänzenden Gefolge der Stadt zu, durch die Bürger, welche auf beiden Seiten der Straßen aufgestanden, ihren Jubelruf erschallen ließen.

Die Feste dauerten mehrere Wochen. Abwechselnd folgte Spiel und Tanz. Auch ließ die Prinzessin von ihren mitgebrachten großen Schätzen große Summen an die Hilfsbedürftigen vertheilen. Lange lebten sie froh und glücklich und Glwin blieb bis an sein Ende hochgeehrt neben dem Prinzen der erste Mann im Lande.

Der Jecher am Rhein.

Von Ludwig Wurlpel.

Es saßen die Ritter beim Festvokal
In Schweinchen auf dem Schloß,
Ein Nietenfisch lag mitten im Saal,
Aus dem hervor mit hellem Strahl
In Strömen der Rheinwein floss.

Es ging der Fokal von Mund zu Mund,
Und das schäumende Nebenflut
Trang sich hinab auf des Hergens Grund,
Und laut und lauter erklang im Mund
Der lachende Neckermuth.

Und es rief ein Graf aus dem Ungerland:
„Kein Wein kommt dem Lecker gleich,
„Und seid ihr am Rhein auch als Jecher bekannt,
„Ich werf' mit dem eigenen Wein in den Sand
„Den Tapfersten unter euch.

Da Hans den Schweinchen fährt' empor,
Geschwinnend den funkelnden Wein:
„Wert segne des Rheingau's Nebenflut,
„Noch niemals bei einem Gelag verlor
„Ein tapfrer Jecher am Rhein.

Und es flücht der Wein, und es lärm und lacht,
Der gold'ne Fokal erklingt,
Doch vergebens wird Kampf auf Kampf gewagt;
Denn nicht im Fokal des Rheinweins Nacht
Den Ungar zu Boden zwingt.

Heblichend schaut er um dreis' umher,
Und es funkt so flitz sein Lid,
Als ob er des Sieges gewiß schon wär' —
Da Schweinchen zuckert nicht länger mehr
Und eilt und kehrt zurück.

Und sich! er trägt und schwenkt in der Hand
Ein mächtiges Eimerpaar,
Und mit schäumendem Rheinwein füllt er's gewandt
Am Nietenfisch bis hoch zum Rand
Und deut einen dem Ungar dar.

„Zum Wohlsein, Herr Graf! Steht an und trinkt
„Das Schloßlein noch zum Schluß!“
Der starrt, vergiebt den Mund und winkt
Abwehrend mit der Hand und bejwinkt
Nur mit Mühe Scham und Verdruß.

Graf Schweinchen aber hebt im Zug
Den andern empor und trinkt,
Und trinkt bedächtig und schmunzelt flug,
Und jubelt er nach dem letzten Zug
Den leeren Eimer schwingt.

Da wiederhallt es im brausenden Ghor:
„Ein tapfrer Jecher am Rhein
„Noch niemals bei einem Gelag verlor,
„Noch lebe der kuckende Nebenflut
„Und des Rheingau's schäumender Wein!

Sprecht, Maus und Bratwurst.

(Hans Michael Moscherosch nachgezählt von Ignaz Sub.)

Sprecht, Maus und Bratwurst waren in-
sammen gerathen, hatten sich häuslich eingerichtet,
lange wohl und in Eintracht mit einander
gelebt und waren allmählig zu Heilthum ge-
kommen. Die Hausarbeit hatten sie alle em-
ser sich vertheilt: Der Bratwurst mußte in den Wald
Högen und Holz beschaffen; die Maus
mußte Wasser tragen, Feuer anmachen und den
Fisch braten; Bratwurst mußte kochen. Solcher
Gefalt hatten sie sich bei andern in Ansehen

und Würde geiebt, und sie selbst fühlten sich
wohl und nur allzuwohl bei ihrer Einrichtung.
Eines Tages nun war dem Vogel unterwegs
einer aufzusehen; dem wußt' er sein häusliches
Glück nicht genug zu preisen. Hebelachend
jedoch idalt ihn dieser einen albernem Trost,
stelte ihm vor, welche schwere Arbeit er, wie
ante Tage dagegen die andern zu Hause hätten
und bereidete ihn, sich nicht länger zu solchem
Ziehnentzue herzugeben. Denn wenn die Maus

ihre Feuer angemacht und Wasser getragen hatte, so pflegte sie in ihrem Kämmerlein der Maus, bis es Zeit war, den Tisch zu decken; die Wurst blieb beim Tofel, saß zu, daß die Speise recht kochte, und wenn es bald Zeit zum Anrichten war, wand und schlang sie sich einmal viere durch den Preis oder das Gemüse, so war es geschmalzen, gesalzen und betetert; kam dann der Vogel beim und legte seine Bürde nieder, so saßen sie zu Tisch, und nach eingenommenem Mahl schliefen sie sich die Haut voll bis zum andern Morgen. Das war ein herrlich Leben, und sind wenig Bauern auf dem Westerwald, die es so gut haben. Der Vogel also ließ sich das von jenem Aufheger wohl geliebt sein und wollte des andern Tages nicht mehr in's Holz. Er wäre lang genug Knecht gewesen, sprach er, und hätte ihnen den Mann machen müssen; sie sollten einmal umwechseln und es auf andere Art versuchen. Alle Bitten der Maus halfen nichts; auch Bratwurst konnte ihn nicht von seinem Entschluß abbringen, trotzdem sie ihm die erste Befürchtung an's Herz legte, daß es je und allweg ein Zeichen zum nahen Verderben gewesen, wenn sich einer mit seinem Stande nicht mehr habe begnügen lassen. Der Specht blieb Meister, es mußte gewagt sein, und so entschieden sie endlich durchs Loos, daß fortan die Bratwurst Holz tragen, die Maus kochen und der Vogel Wasser holen solle. Was geschieht? Bratwurst schleipste sich fort zum Wald, um eine Tracht Keßig herbei zu schaffen; Unglück war das Wasser im Tofel; aber die Maus konnte nicht das Feuer schüren, denn wer nicht zurück kam, war unsere Wurst. Indem Beide nichts Gutes abneten, erhob sich Mause Specht, um ihr eine Strede entgegen zu fliegen. Unsern

sah er, o Schreckens! einen Hund am Wege, der die arme Bratwurst als freie Beute angestrichen, gepackt und niedergemacht hatte. Der Vogel beschwerte sich freilich bitter, schalt den Hund Räuber und Vöbber, allein zu spät; der Packen rief, er habe falsche Briefe bei ihr gefunden, bewegen sei ihm ihr Leben mit Recht verfallen. Traurig nahm der Vogel das Holz auf sich und erzählte zu Hause der Maus, was er gesehen und geodrt. Sie waren Beide recht von Herzen betrübt; damit jedoch der Haushalt in Ordnung bliebe, kamen sie überein, nach Kräften ihr Bestes zu thun, beisammen auszuharren und nach der Mahizeit das Weitere sich zu besprechen. Mittlerweile drückte der Specht den Tisch, die Maus kochte das Essen. Als sie endlich anrichten und, wie vermals die Bratwurst, das Essen aufzuheben, da war kein Koch zur Stelle; bestürzt warf er das Holz hin und her, rief und suchte, allein der Koch war einmal nicht zu finden. Aus Unachtsamkeit war Feuer in den Späne gerathen und eine Brunst entbrannt. Der Specht in aller Hast hinaus, Wasser zu schöpfen und zu löschen; aber Unglück über Unglück! mit jampt dem Eimer fiel er hinab in den tiefen Brunnen und mußte elend ertrinken.

So ging dieser schöne Hausstand durch den leichtfertigen Vogel nicht nur, sondern auch aus Mähtrauben und Keil eines gegen den andern, und weil eins dem andern sein Glück mißgönnte, zu Grunde.

Sophocles.

Von Ludwig Heglar.

Nus den dich belegen Hallen toset
Es, wie tief empörte Wegen,
Ganz Athen harret der Entdeckung
Welche heute wird gesehen;
Ein Nus der Entrüstung drauset
Durch die Reihen der Archonten
Ob dem Falle sonder Beispiel,
Dem selbst Greisen ungewohnt:
Angelagt des Wahnsinns wurde
Sophocles von seinen Söhnen,

Die schon lüßern dem Gedanken
Gräßlichen Reizes frohen.
Beide stehn sie vor den Schranken
Häufend schaubare Belege,
Daß im Haupt des greisen Dichters
Geistesnacht die Schwingen rege,
Weil er nicht wie andre Menschen
Strenge alltätig sich gebete,
In den Sand der Kiste manchmal
Unbekannte Zeichen grabe,

Mit Tönen in dem Kerker
Einmal tolle Reue spreche,
Ja, des Hauses Schummer kühn,
Nächtlich wandelt, unterbreche.
Nicht mehr länger zur Verwaltung
Des Reiches können laugen
Eines kühnen Mannes Alen
Blide Glieder, blide Augen!
Dann die Gewalt des Vaters
Werte durch den Spruch getrieben
Und sie selbst erkannt als „Freie.“ —
Darauf beide Seile reden,
Heißlich wird es rings erwehen,
Was die Kläger froh beidweten;
Doch es gibt ein Recht für Alle:
Den Besagten gilt's zu hören!
Lautlos plöglich Markt und Halle
Durch der dichten Schaa'en Mitten
Geht der greise Dichter
Kommt voll Würde hergeschritten.
Hoch strahlt aus seinen Augen
Mannheit spricht aus seinem Gange
Und es weilt sein Bild vernichtend
Auf den beiden Edlen lange. —

Aufgefordert, seine Sache
Rechtsgewaltig zu vertreten,
Hat er Volk und Richter freudlich
Um des Schaupieles Reiz gebeten.
Aus den Falten des Gewandes
Eine Kette heit der Greise,
Und er liest mit klarer Stimme
In verständig mäßiger Weise
Was die Hörer von der Schelle
Zu jeder Kleinheit lezungen
Und sie den Klump zu tragen
Doch auf der Beachtung Schwingen.
„Doktor“, die reisse Blüthe,
Der die Kette held gewien,
Ward in dieser Götterstunde,
Ward vor dem Reben geleien.
Und ihm öfnet sich die Schranken.
Nunig schien der Spruch der Richter:
Aus den Hallen schritt umjubelt,
Frei und hergelehnt der Dichter.
Seine wohlverdienten Kränze
Zah man noch in hüten Tagen
In der Themis heilichem Tempel
Fierlich voran getragen!

Wie die Schöppenkädter ihren Herzog empfangen.

Von H. Becker.

Als der Herzog seinen getreuen Bürgern
in Schöppenkädter einmal anfragen ließ, daß er sie
mit seinem Besuche erfreuen wolle, da herrichte
Freude und Jubel unter ihnen über alle Kräfte.
Man beidlos, den geliebten Landesvater würdig
zu empfangen und so begaben sich Bürgermeister
und Rath, mit ihren Fierstleitern angethan,
hinans vor's Thor, um ihn zu begrüßen. Auch
wurde eine Schilwade ausgehakt, die ihnen
die Ankunft des Herzogs schleunigst melden
sollte. Da es sehr heiß war und ein kühler
Wind in der Nähe, so verspürten die Schöppenkädter
Luft, vorerst noch ein Bad zu nehmen.
Sie entkleideten sich Alle und plätscherten lustig
in der kühlen Fluth umher. Da kommt athem-
los der Besen angelaufen und meldet die An-
kunft des Herzogs, der ihm auf den Fierst
folgt. Die Schöppenkädter sprangen hastig

aus dem Wasser, um ihren Landesvater begrüßen
zu können. Von Ankleiden war bei der Kürze
der Zeit keine Rede. Beidlos wurde daher,
sich in Adams Tracht auf den beiden Seiten
des Weges aufzustellen und so dem Herzog ein
freudiges Willkommen zu bringen. Folgt nur
alle meinem Beispiel, sobald der Herzog vor-
beifährt, machne der Bürgermeister. In dem-
selben Augenblicke kam er an und fuhr durch
die Reihen seiner getreuen Unterthanen, nicht
ohne Bewunderung ob des seltsamen Festes.
Da traf es sich zum Unglücke daß eine Bremse
den Bürgermeister auf den Schwerpunkt seines
Körpers nach. Hastig schlug er mit der Hand
nach ihr. Die Bürger, die glaubten, dies sei
das verarbeitete Signal, starrten ihm nach,
daß es eine Fremde war. Der Herzog aber
fuhr lachend seines Weges.

Der Herrenmeister.

Marchen von der Niesl von H. Pöcher.

Vor vielen Jahren lebte in einer kleinen Stadt ein Mann, der die schwarze Kunst trieb. Eines Tages kam ein Fremder zu ihm und brachte dem Meister seinen Sohn in die Lehre. Der Schwarzkünstler nahm den Jüben unter der Bedingung auf, daß er ihm in Allem gehorchen lie. Das versprach Gelehrter und so blieb er dann bei dem Meister. Als Verlauf einiger Monate mußte dieser eine Reise antreten. Dem Schüde befohl er dem Jungen, ja nicht in seine Zauerkunststoffe zu geben. Als nun der Meister fort war, konnte sich der Lehrling der Neugierde nicht erwehren. Er nahm den Schlüssel und ging in die Werkstätte. Da lagen große Pergamentrollen auf dem Tische; seltsame Figuren bedeckten die Wände und Tische. Fremde Thiere bingen ausgeheilt in Glasflasen. Allerlei Töpfe mit Salben und Wurzeln fanden auf dem Boden. Von der Tische hing eine silberne Kette, an der eine Schlange befestigt war, die sich zischend umherdrehte. Unter einer Glasglocke, die auf dem Tische stand, lag ein goldener Ring, den der Purkin auf dem Finger trug. Er pöpte ihm so gut, als sei er für ihn gemacht. Das dündete ihm selbst und so nahm er ihn mit, da er voraussetzte, daß der Ring eine ganz außerordentliche Kraft besäße.

Nach einig' Wochen kam der Meister von seiner Reise zurück. Sein Erstes, was er that, war nachzusehn, ob der Verhling in der Werkstatt gemeinen war. Als er das Schließschloß besah, machte er schon so grimmige Augen, daß es dem Buchsen ganz unheimlich wurde und er sich wünschte, ein Wäschchen zu sein, um in ein Loch frischen zu können. Kaum gedacht, war sein Wäschchen erfüllt. Nun merkte der Meister, was geschehen, und so verwandelte er sich in eine Rabe, die Maus zu fangen. Der Verhling aber wurde durch die Kraft das Ringes, den die Maus im Munde hielt, vom Raben und flog mit dem Ringe im Schnabel über das Meer. Der Meister folgte ihm in Alersgestalt. Als er ihn nahe gefeuern war und ihn zu greifen gedachte, flog der Rabe durch das offene Fenster eines Schlosses am Strande in einen schönen Saal und verberg sich im Gehäuse einer Uhr. Der Adler war zu groß, ihm zu folgen und so verwandelte er sich in ein Weigensorn. Kaum war dieses geschehen, so stürzte der Rabe hervor, verwandelte sich in ein Huhn und fraß das Korn aus. Mit Hülsen des Hühnerreinges wurde das Huhn wieder vom Wenden und der Verhling trat jetzt als Meister aller Meister auf.

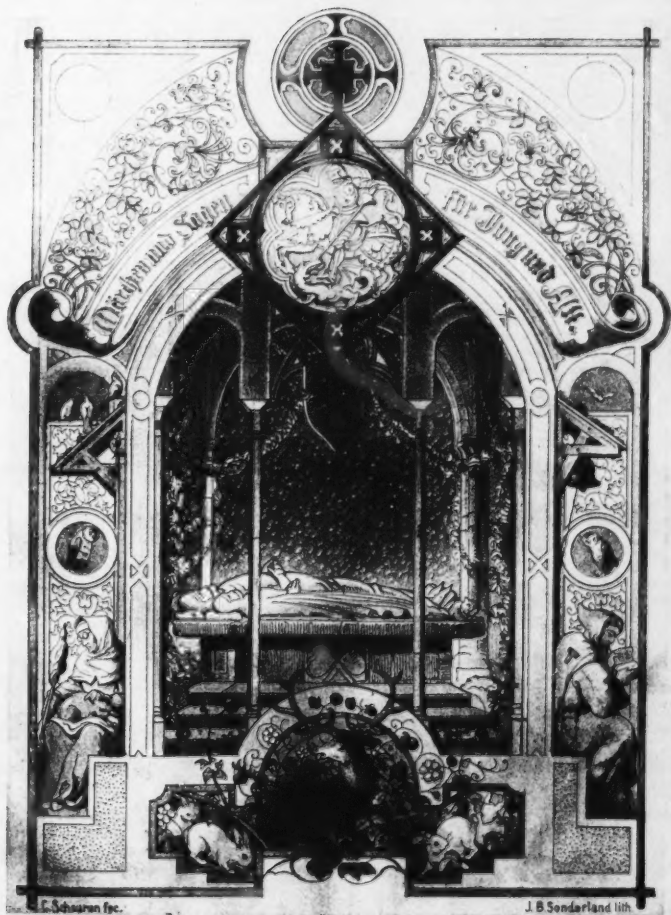
Sagen aus Kärnten.

Don Joseph Grayer.

Der Sieg im Erlenhaine.

Nachdem Arnulf von Kärnten zum Kaiser von Deutschland und zum Oberherrn der übrigen Länder aus der Herrschaftstafel Pipins, gewählt worden war, überließ er das Herzogthum Kärnten seinem Sohne Rüdolf. Die Ungarn waren unter Ludwig eingefallen und verheereten das Land; Rüdolf aber übte nur ein geringes Recht, welches er dem Reiche entgegenstellen konnte. Da sahn er auf Mittel und Wege, um Kärnten zu schützen und durchdrachte den größten Theil der Nacht, bis ihn der Schlummer überkam; allein auch jetzt träumte er von der Besetzung

auf Sieg, von dem Gedanken an allgemeines Vorkommen. Endlich erheben ihm der heilige Welteruß und sagte ihm, er werde im Erlös, hundert fliegen. Neu gekleidet erwacht Nalod, ruft seine Schaar an, um ihn, und gelobt dem Weltenerwächter St. Zeit eine Kirche zu bauen; er steht in den Erlösbaum, schlägt die Längern und erfüllt sein Versprechen. Um die Kirche aber sammelten sich bald viele Hüter und es entstand die frühere Hauptstadt des Landes St. Zeit.



Lithogr. Institut von Arniz & Co in Düsseldorf

Märchen und Sagen

für

Jung und Alt.

Original-Erzählungen in Prosa und Poesie

mit

24 Illustrationen

von

Otto Arn, A. Beck, J. Fan, O. Fickentscher, K. Holker, E. Hünten, R. Oppenheim, G. Reimer,
E. Schreuten, A. Schrödter, J. W. Sonderland, G. Süs, R. Vantier.

[30 2]

8 3 2

1907. 70

Düsseldorf.

Verlag des lithographischen Instituts von Arnz & Comp.

[1888]

1. a



Exemplar von G. Vogt in Düsseldorf.

Undank ist der Welt Lohn.

Märchen von Ludwig Bechstein.

Es war einmal ein armer Bäckergeiß, der kam mit seinem Herrn in Streit, weil der Geiß immer die Semmeln und Kastenbroteln dem Herrn zu groß machte, und der Herr dieselben stets ganz unchristlich klein haben wollte. Der Geiß war der bravste und ehrlichste Bursche von der Welt, und hatte durch seine Heiterkeit und seinen unermüdblichen Fleiß seinem Meister viel Aufschlag verschafft, allein das half ihm alles nichts, der Meister sprach: Ich bin der Meister, und vor der Thür ist dein. — Da kuschte der Bursche: Ja wohl Meister:

Die Semmeln bleiben klein —
Und vor der Thür ist mein! —

schürkte darauf sein Bündel und zog von dannen.

Da der Bäckergeiß eine Weile gewandert war, sah er einen Wanderer schwerfälligen Schrittes und gebogenen Ganges sich entgegenkommen, grüßte ihn, und fragte ihn, wer er sei, und wohn in er gedente. Der Wanderer hatte so vielen Freimuth, das essen zu belohnen, was so mancher Mann um keinen Preis der Welt von sich selbst sagen würde, er sprach: Ach Freund, ich bin ein armer alter Gesel, Ich habe lange Zeit meinem Herrn, einem Müller, treu gedient, die schweren Tage fort und fort geschleppt, Korn in die Mühle, Mehl aus der Mühle, habe viele Schläge bekommen und des Ärmers wenig, und bin darüber alt und kränkel geworden, und darum hat mich der Müller fortgeschickt, denn Undank ist der Welt Lohn. —

„Wohin mir es doch kaum heiser also Dir?“ — sprach der Bäckergeiß: „kenn,

laß uns zusammen wandern, Bäcker und Müller gehören zusammen, und zu Zwei trägt sich leichter ein Leid.“

Die beiden neuen Reisegefährten waren noch nicht weit miteinander gegangen, da stieß ihnen ein Hund auf, der winelte jämmerlich, und es fror und hungerte ihn zu gleicher Zeit. Er lag am Wege, konnte kaum fort, und blinzte aus matten, doch treuberrigen Augen die beiden Wanderer an.

„Dir scheint es auch nicht zum Besen zu gehen!“ sprach der Bäcker zum Hund: „siehst aus, als wäre Dir das letzte Brod schon geboden.“ —

„Ach, hätt ich nur ein Stüd Brod, nöcht es immerhin das letzte sein, so stürbe ich doch nicht Hungers!“ — kuschte der Hund. „Vorige Jahre bewachte ich Haus und Hof meines Herrn, rettete ihm selbst das Leben mit Gefahr meines eigenen von der Hand eines Räubers und Mörders, aber nun, da meine Stimme schwach und heiser ward, und meine Zähne stumpf wurden, meine Morgenstunde auch nicht mehr Gold, sondern Schlos im Runde hat, so hat mich mein Herr mit Schlägen von seinem Haus und Hof hinweggetrieben, denn Undank ist der Welt Lohn.“ —

„Gehe! Dich zu uns, du armer Hund!“ — sprach der Bäckergeiß, und reichte dem Hunde ein Stüd Brod, wodurch er seinen Kräfte wieder belebte.

Da nun die drei Wanderer weiter schritten, erblickten sie auf einem Schenke, der von einem nahen Erie her nach der Hauptstraße zog und in die auseinander, ein seltsames Pärchen langsam daher geschritten kommen, und

blickten vor Verwunderung alle drei stehen. Es war eine alte Kage und ein alter Guckelbalken, der fast nur noch eine Feder in seinem Schwanz hatte. Beide Wandrer waren sehr ermattet und vermochten nicht rauch zu geben.

Als die drei Wandrer mit den Zweien, die ihnen hier aufstiegen, die Grube der Höflichkeit gewechselt hatten, sagte die Kage, welche sehr dürr aussah, und nicht bloß so aussah, sondern auch wirklich äußerst dünn war, daß sie mit der größten Thätigkeit und voller Fleiß und Eifer die Mäuse im Hause einer Frau weggefangen habe, aber nun, da sie, die Kage, alt geworden sei, und wo es auch keine Mäuse mehr gebe, verlange die Frau doch, sie solle bloß von Mäusen leben, gebe ihr nichts zu essen und nichts zu trinken, und da die Kage vollends aus Hunger den Versuch gemacht, etwas wenigstens von einem Mäusche zu sich zu nehmen, werde, da die Frau sie erriepet habe, aus Schrecken und ohne Verlaß der Mäusche umgelaufen, da habe die Frau wie eine Aune auf die arme Sage losgeschlagen, erst mit dem Bein, hernach gar mit der Fingergabel, so daß sie nur dadurch habe ihr Leben retten können, daß sie durch eine Fensterscheibe hindurchgetrennt, wobei sie sich Nase, Ohren und Füße an dem Glas blutig geschunden. Mundank sei der Welt Vohn. —

Als die Kage mit der Erzählung ihres letzten traurigen Schicksals fertig war, begann der Hahn zu sprechen, und berichtete, wie er allezeit munter und wachsam, auch tapfer, und treu auf seinem Hofe gewesen, weil aber das Hünervolk aus Faulheit und ganz ohne sein Verschulden nicht mehr recht legen wolle, und das saule Gekinde, wenn es sich verbläse, die Schuld auf ihn geschoben, und gesagt, er wolle es nicht mehr durch sein Kraben, so sei ein junger Hahn voll Kraft und Feuer und Munterkeit angeschafft worden, der habe ihn alsbald vom Hofe weggeschoben, und die Köchin habe gesagt: Du alten Guckelbalken man schlachten, sein Fleisch wird nichts taugen, aber eine gute Hünerstuppe giebt es doch noch. Darauf habe er sich traurig hinweggegeben, und sei unsern drei Todesk auf die Kage gestiegen, und sie haben dastehend erst gekaut: Mundank sei der Welt Vohn! —

Den guten Badergeßellen rührte gar sehr das trübe Schicksal dieser Thiere, das mit dem seinen einige Ähnlichkeit hatte, und er beschloß, ihre Geschicklichkeit beizubehalten und zu sehen, ob ihm vielleicht Gelingen werde, zu prüfen, ob die Thiere nicht dankbarer seien, als die Menschen, denn er hatte einmal ein Märchen ge-

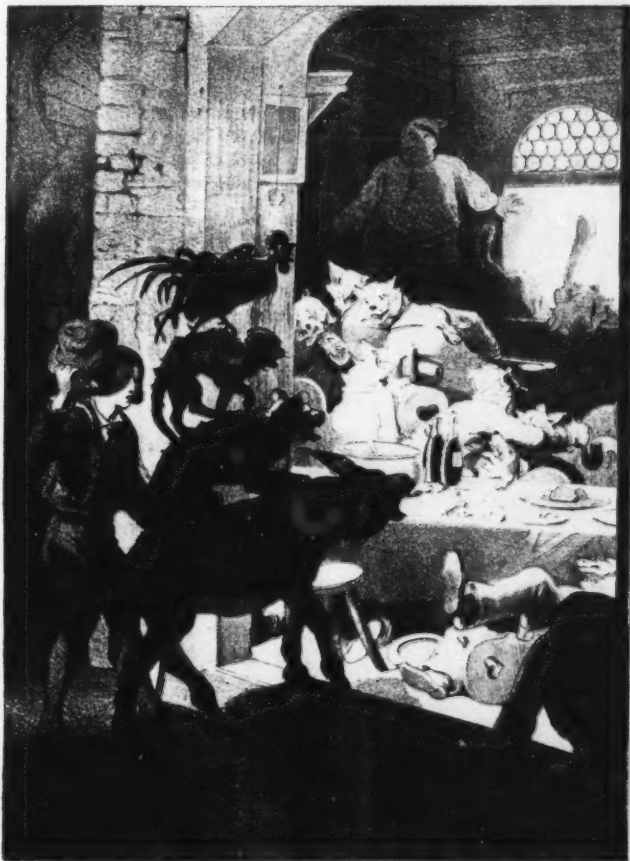
lesen, betitelt: „Die dankbaren Thiere“, dessen er sich noch gar wohl erinnerte, und worin die Dankbarkeit mehrerer Thiere gegen der der Menschen geschildert war.

Da nun die kleinen Thiere sehr schlecht auf den Wein waren, der Hahn große Märkte nie gemacht hatte, der Kage die verwundeten Wunden schmerzten, und dem Hunde alle Knochen im Leibe weh thaten, so sehr hatte ihn sein undankbarer Herr geblagen, so redete der Badergeßell dem Hiel lieblich zu, er möge doch den Hund auf sich reiten lassen, und der Hiel sagte: „Hah! Meinemwegen, er wird noch lange nicht so schwer sein, als drei Sack Korn, auch nicht so schwer als einer: einen Hund zu tragen, ist mir nur ein Spaß und gericht mir zur Ehre.“

Also sprach der Hiel, und der Hund kletterte an ihm hinauf, setzte sich fest und lachte, und sprach: „Tadelm! schließ ich immer bei dem Pferd, jetzt triffst das Sprüchwort zu an mir: Ich bin vom Pferd auf den Hiel gekommen.“ — Nun sollte aber der Hund auch etwas thun, und die Kage tragen, wozu er sich auch bereitwillig zeigte, doch unter der Bedingung, daß sie ihn nicht frage, denn, sprach er, das Sprüchwort sagt: „Die Kage kommt über den Hund.“ Als die Kage auf dem Hunde saß, der auf dem Hiel saß, lachte sie und sagte: „Kommt man über den Hund, so kommt man auch über den Schwanz“ — sagt das Sprüchwort.“ Nun aber beehrte der Hahn auch einen Auhelag und wolle sich auf die Kage setzen: die machte aber einen Aufschrei, und hatte seine rechte Fuß, den Hahn zu tragen, wenigstens nicht über, bis er versprache, sich ganz ruhig und reinlich zu verhalten, nicht zu frähen, denn sein Gekind befehlige ihr Jartgeßell und verlange ihre Nerven, ein ganz anderes wäre es, wenn er, der Hahn, so weinereßell und wunderthun zu sinen verstände, wie sie, die Kage, vor deren Vieh in den Naemadichen selbst alle Nachzallen beistand verstimmen, was eine bekannte Sache sei.

Darauf versetzte der Hahn etwas verlegt: Er habe auf einen Zäuner freilich nicht studirt und lasse dem Schöpfer, daß er allezeit ein Hahn und kein Kapaun gewesen, auch sei nicht minder eine bekannte Sache, daß der Gekind beistand der Gekindgeßellen von tragen und von Nachzallen ein sehr verschickter sei. —

Tiefes befiel die Kage, indem er antwortete: „Hah — über diesen Punkt habe ich so gar einmal ein höchst ergötzliches Gespräch gegen mein Gekind geführt, welches lautet:



A. Schreyer 1894

1894 (1894) v. Art. 8. 12. in Düsseldorf

Undank ist der Welt Lohn.

(Max. v. d. Gabel. "Reichthum")

Es giebt viel Gid, welche wollen,
Dass Nachtgallen tragen sollen
Des Gids Sade hin und her,
Ob nun mit Recht, fällt mir zu sagen schwer;
Nicht, daß die Gid fangen wollen
Nicht, daß die Gid fangen sollen.“^{*)}

Nach diesen Wechselreden kam man endlich dahin überein, daß nach dem Sprüchwort: Was einem recht ist, ist dem andern billig, die Kage, weil sie getragen werde, auch selbst tragen müsse — der Hahn sich auf die Kage setzen dürfe, doch nur auf ihren Buckel, nicht auf ihren Kopf, und es war lustig anzusehen, wie die vier so eintönig sich betrugten.

Mitterweile stellte sich die Nacht ein, und Hünner und Turtel hatten sich schon längst bei den fünf Gefährten eingestellt: es zeigte sich aber weit und breit kein göttliches Haus zum Einkehr. Endlich ipierte die Kage die Ohren und rief: „Ich höre einen Kärm ren ferne, der klingt wie Nabel eines Oelagels.“ Dann schmeigerte der Hund in die Luft mit seiner Nase und sprach: „Ich rieche den Braten.“ — „Ich schmecke schon im voraus die Süßigkeit der Abendmahlzeit und der Nachtruhe.“ — sprach der Gid, und der Badergelle rief: Freunde, ich weile euer Gefühl, aber das alles bilst uns nicht, wenn wir nicht sehen, wohin wir uns wenden sollen!

Da floh der Hahn vom Rücken der Kage weg und auf einen Baum, und rief herunter: „Kiferitsh! Ich sehe ein Haus, darin alle Käufer lücheln für, darin wird sicher der Schmaus gehalten! Kiferitsh!“

„Wehlan, werkin wollen wir uns wenden!“ sprach der Badergelle: der Hahn nahm eben seinen vorigen Sitz wieder ein, und nun ging's möglichst rasch auf jenes Haus los, das mitten in einer tiefen und weissen Einöde lag, von rauhem Wald und steilen Felsen umgeben, und wo es gar graulich und unheimlich war. Wenn aber jemand Hunger hat, so fragt er weiter nach Heimlichkeit noch nach Unheimlichkeit, sondern geht gerade zu. In dem Hause nun wurde wirklich ein Fest gehalten: es war ein einfaches Waldweirthehaus, darin ein Wirth ganz allein weidete, und die Füchse bielten allda eine Hochzeit, auf dieser ging es hoch her, fehlte nicht an

Braten und guten Sachen, und auch nicht an Heiterkeit. Welch ein Schwarm aber enthand unter dieser Hochzeitsgesellschaft, als die Badergellen so pleglich vor sie hin und mitten in das Zimmer traten! — Durch Fenster und Thüren gab alles Heriengeld, selbst der Wirth entließ, denn dieser dachte, es wäre der Teufel in der Gestalt eines Wundergeschwefes, und den Badergellen bielten die Füchse für einen Jäger.

Hinter dem Häuschen an einer recht schauerlichen Stelle lagten die Füchse einander traurig und betrübt gute Nacht, und verstreuten sich in die Büsche, der Wirth aber wußte gar nicht, was er außer seinem Hause beginnen sollte. Um so besser wußten die fünf ungetrübten Gäste, was sie darinnen beginnen sollten: sie machten sich über die Wahlzeit her, aßen und tranken sich satt, und dann suchte sich ein jedes die ihm annehmende und zusagende Schlafstätte. Der Badergelle legte sich in das Bett des Wirthes, die Kage legte sich auf die Fenbank, der Hund vor die Abendtüre, der Hahn trat in den Hof, und der Gid ging in den Stall, und bekam sich alle wohl, jedes an seinem Ort.

Jetzt kam der Wirth geschlichen, und wollte doch sehen, wie es dabeiin stehe, und ob er nicht mit dem bösen Feind, der gesonnen, Frieden schließen könne. Aber so wie er in den Hof trat, krächzte der Hahn, und davon machte der Hund auf, der in der Thür lag, und letzterer bis den Wirth ins Bein, und da derliche dennoch in die Stube drang, fuhr ihm die Kage ins Gesicht und biß und fragte ihn jämmerlich — da wußte er keiner Angst keinen Rath und rannte fort und wollte im Stall sich ein Ausplätzchen für den Rest der Nacht suchen, aber kaum war er dort eingetreten, so fuhrte der Gid los und schlug hinten bin aus und traf den armen Wirth, daß ihm bösen und sehr verging. Und da entrann er wieder in den Wald und klagte den Füchsen sein Herzeleid.

Der Bader hatte sehr sich geschlafen, und als ihm nun an andern Morgen die Thiere erzählen, wie übel sie dem Gieghäuser des Waldhäuschens misgepielt, so wachte er ries, und sankte den Mund fest, den Wirth zu suchen, welches auch geschah. Da nun der Wirth wiederkam, so machte der Bader einen Vertrag mit ihm, daß er sie alle aufnehmen sollte, dann könne er die Wirthschaft fortführen. Der Hahn sollte in Ruhe bleiben, und krähen oder nicht krähen, wie es ihm beliebt: der Gid sollte das Gnadentred erhalten, und auf

^{*)} Dieses Epigramm dichtete J. W. Bürger, als er die Hesperus vermalen. Dichter sein Wüthigkammer. Man sollte ihn nur brav mit Amtsanstellungen überfallen, so werde er das Verkommen, einmal das satirische, schon vergessen.

der grünen Wiese spazieren gehen und sich wälen, so viel er Lust habe. Die Kage solle die Mäuse und Ratten nur durch ihre Gegenwart verschrecken, außerdem aber alle Tage Weiz und Milch bekommen, und der Hund könne im Heide in der Sonne liegen. Der Bäcker aber wolle arbeiten für alle, wolle das Brod backen und das Malz dörren und beim Brauen helfen, auch den Küchengarten bestellen

und mit gelecktem Esen umgehen. Des waren alle theilhaftig wohl zufrieden. Zum Andenken ihrer gemeinamen Wandernng pflanzte der Bäckergelle Hasen samen, Raben pfeiden, Hundsunge, Eselsgurten und Dacklungen in den Küchengarten, alle vergaßen den Lohn der Welt, den schönsten Urdarf, und ließen sich in ihrem Waldausgehen trefflich wohl sein, bis an ihr Ende.

Die drei Prinzessinnen.

Märchen von R. Heder. †

In einem Dorfe lebte einst ein armer Schuster, der viel Appetit aber keine Einnahme hatte, weshalb es oft nöthig gewesen wäre, den Schwächtrienen so fest zu schnallen, daß der Magen seine unruhigen Bewegungen aufgab. Zu allem Unglücke hatte er noch zwei Söhne, die erwachsen waren, kein Handwerk gelernt hatten, aber recht gut zu beißen wußten, wenn der Vater mit Mühe und Noth Brod ins Haus geschafft hatte. Eines Abends, als die Drei traurig und hungrig beim Scheine einer Tellaampe in der rauchigen Stube saßen, erzählte ihnen der Vater, daß nicht weit von ihrem Orte sich ein Schloß befände, in welchem drei Prinzessinnen verbannt wären. Wer sie erlösen könne, würde reich und glücklich werden. Die drei Söhne berieten auf, als sie diese Kunde vernahmen. Eine Prinzessin zu erlösen und damit große Schätze zu erwerben, räumte ihnen ein sehr leichtes Unternehmen, das sich besser ausführen ließe, als Hohl backen und Seile fädeln. Namentlich bechäftigte sich der Älteste sehr viel mit dem Gedanken, in das Jauchebüsch zu bringen und sich die Köstlichkeiten zu holen, die er recht gut anzuwenden wisse. So machte er sich denn eines frühen Morgens auf den Weg, um das Waagehünd zu unternehmen. So war im Wal: Die Vogel kamen so lieblich und die Blumen rusteten so süß, daß eine wahre Freudenfäst den jungen Menschen überkam. Sein alter Uebermuth erwachte wieder, er vergaß Hunger und Gien und dachte nur daran, wie reich und vornehm er werden würde, wenn ihm sein Unternehmen gelang. Wie er so durch den Wald schritt und sich schon im Besitze aller der Herrlichkeiten wähnte, sah er unter einer

weitläufigen Linde mehrere Diensthöde stehen, die ihm den Weg versperrten.

Was, ihr Teufelskoll! rief er, müßt ihr mich auch noch ärgern. Ich habe immer eine große Abneigung gegen Dienen gehabt und will euch das Summen und Brummen schon verzeihen.

Mit einem mächtigen Ausstritte schleuderte er die Stöcke weit in den Wald hinein, daß die aufschreckenden Bewohner umher flohen.

So ist's recht! rief er lachend; ich verzehe dir mich nicht mehr belästigen.

Er schritt weiter durch den Wald, singend und pfeidend und in vollen Zügen die Morgenluft trinkend, die mit Blumendüften gewürzt war. An einem kleinen Abhange sah er einen Ameisenhaufen, dessen geschäftige Bewohner hin und her strabbelten und fleißig an ihrem Hause arbeiteten.

Auch so ein Teufelszeug, das mich ärgert! rief er. Mit euch mach' ich nicht viel Ackerleins. Und mit einem Stöße schleuderte er den Ameisenhaufen auseinander.

Stolz über das vollendete Werk ging er seines Weges fort. Bald kam er an einen Bach, auf dem eine ganze Schaar Enten lustig schnatterte und das Wasser mit den Flügeln plätschte.

Auch so ein Viech, das ich nicht leiden mag, rief er, und brach sich vom nächsten Baume einen mächtigen Ast. Ihn. Ihr sollt nicht lange mehr schnattern, als geschah es wie um Verdruss!

Die Stöcke fielen ins Wasser, die Enten hoben nach Rechts und Links auseinander und unter Aemthweiser ging lachend seines Weges. Als er eine Stunde so fortgeschritten

war, kam er an eine dicke Dornenhecke, hinter der riesige Eichen und Buchen den Weg versperrten. Unsicherstehen und unversichert lag er sein Messer aus der Tasche, schnitt so viel Dornen ab, als er nöthig hatte, um sich einen Durchgang zu bahnen und nun sah er auf der Anhöhe ein mächtiges Schloß schimmern. Als er ans Thor klopfte, erklangen ein ganz altes rundliches Mütterchen, das ein Pflückerchen öffnete und nach seinem Begehrt fragte. Der junge Mensch erwiderte:

„Ge sind hier drei Prinzessinnen in Verbannung. Ich bin gekommen, sie zu erlösen!“

Mit Bewunderung blickte die Alte ihn an und sagte:

„Willst du die drei Prinzessinnen erretten, so mußt du vorher drei Brechschilde ablegen. Weichst du diese, so sind sie befreit und du bist glücklich. Weichst du sie aber nicht, so ist das dein Tod.“

Der Purfide verlangte nun zu wissen, worin die drei Brechschilde eigentlich befanden. Die Alte erwiderte ihm:

„Gehe in's nächste Dorf, übernachte dort und kenne Morgen in der Frühe wieder. Ueberlege dir aber wohl, was du thust, denn die drei Brechschilde sind keine Federn, die man in die Luft bläst.“

Unter Abenteuer that, wie ihm geheißen. Ein mildthätiger Bauer gab ihm ein Obdach in seiner Scheune und ein Stück Brod, damit seinen Hunger zu stillen. Der Bock in der Nähe war für den Tag mehr als hinlänglich. Als die ersten Strahlen der Sonne die Gipfel vergoldeten, fand er wieder vor dem Schloß. Er rief und die Alte von gestern öffnete ihm das Pflückerchen.

„Hast du dich gut beisehen?“ fragte sie ernst und bestimmt.

„Ja!“ versetzte der Purfide. „Ich will die Befreiung unternehmen. Laß hören, was ich zu thun habe!“

Sie nahm ihn bei der Hand und führte ihn in einen prächtigen Garten, in dessen Mitte sich ein tiefer Weiher befand. Bei diesem angestanden, sprach die Alte:

„In diesen Weiher werfe ich einen goldenen Schlüssel und eine halbe Stunde vergeht, werde ich wiederkommen und dann mußt du ihn haben.“

Nach diesen Worten warf sie den Schlüssel in den Weiher und ging fort. Nun stand der arme Schloßer da und wußte nicht, was er anfangen sollte. Wie war es möglich, den Schlüssel aus dem unendlich tiefen Weiher zu holen. Weit und breit befand sich kein Nachen

und kein Reß, mit dem er hätte fischen können. Noch fragte er sich ratlos hinter den Eichen, als die halbe Stunde verstrichen war und die Alte wieder erschien. „Hast du den Schlüssel?“

„Nein!“

„Thue ein Wort zu sprechen, nahm das alte Weib ein Haß mit Nadeln und füllte ihn auf der großen Wiege umher, die an den Weiber hieß. Dann stellte sie das Haß vor ihn hin und sagte:

„Nehmt eine Stunde werde ich wieder kommen, dann mußt du den Nadeln alle im Haß haben.“

Der arme Purfide suchte und suchte. Die Stunde verging und er hatte noch kein Haß Nadeln. Endlich erklammte die Alte wieder und bemerkte, wie schlecht ihm die Arbeit von statten ging. Sie nahm ihn mit sich und führte ihn oben in das Schloß in einen prächtigen Saal, dessen Wände von Gold und Marmor strahlten. Hier befanden sich die drei verführten Prinzessinnen. Die Eine sah ganz alt und rundlich aus; die Zweite, wie erdelt nicht alt, war doch sehr häßlich, mit einer langen Nase, Friesen und Zähnen wie ein Oker. Die Dritte war jung und schön, wie ein leuchtender Morgen. Nachdem er sie eine Weile angesehen hatte, sprach die Alte zu ihm:

„Von diesen Dreien kannst du dir eine wählen. Triffst du aber die Rechte nicht, so wirst du in Stücke zerissen und bist des Todes.“

Der Purfide bedachte sich nicht lange und wählte die Schönste. Kaum hatte er ihre Hand berührt, so fielen alle über ihn her, zerrißten ihn in Stücke und warfen ihn zum Fenster hinaus.

Der Schloßer sah unterdessen mit seinem Zorn zu Hause und darrte, ob das Glück bald in seine niedere Lage einziehen werde. Er hatte seinen letzten Reizen und seine letzte Ahe verkauft, um nur Brod zu haben. Als der Aelche immer nicht kam, entschloß sich der Jüngling das Wahrschuld zu unternehmen. Der Vater suchte ihn, da er viel dummer als sein Bruder war, von seinem Verbalen abzubringen, Alles war vergebens. Lustig und wohlgenuth schritt er durch den Wald, in dem die Vögel von allen Zweigen sangen, die Girschen sprangen und die Waldblumen einen gar jungen Lust verbreiteten. Als er an die umackernten Diensthede kam, sprach er voll Mitleid und Entrüstung: „Ach! welch ein bedauerlicher Mensch mag das gethan haben?“

Er stellte die Stöße sorgfältig wieder auf und hatte seine rechte Freude daran, wie er sah, daß die Innenen von allen Seiten angehoben kamen und summend von ihren alten Wohnungen wieder Besitz nahmen.

Nun kam er zu dem Ameisenhaufen am Abhang, den seines Bruders plumpe Füße auseinander geworfen hatten. Die armen Thierechen waren eifrig damit beschäftigt, ihre rings verstreuten Gegenstände wieder zusammen zu legen. Er half ihnen fleißig und bald war der größte Theil wieder zusammengebracht.

Ein lustiges Lächeln spielend, schritt er munter seines Weges. Da kam er an den Bach, in welchem die Enten noch immer in großer Anzahl herum schwärmten. Er hatte das letzte Stück Brod in der Tasche, das er den Enten verbrodte, um sie zurück zu rufen. Bald kamen sie alle zu ihm und schwammen munter schnatternd zu seinen Füßen im Wasser.

Nachdem er die Dornenbede zerstört hatte, kam er vor dem Schloß an. Es war aber mittlerweile Nacht geworden, denn er hatte sich lange im Walde aufgehalten. Die Alte öffnete ihm das Pfortchen mit der Frage, was er verlangte.

„Ich will die drei Prinzessinnen erlösen!“ erwiderte er sehr und werthlich.

„Du weißt nicht, was du thust!“ versetzte die Alte. „Dein Bruder, der klüger war, wie du, konnte die drei Proben nicht ausführen und du armer Ferkel willst dich dessen unterfangen. Rede beim, wenn dir dein Leben lieb ist.“

„Was kümmert euch mein Leben? Ich bin hierhin gekommen, um die Prinzessinnen zu erlösen und alt genug, um zu wissen, was ich thue. Schnell mir das Iher und geht dann euer Wege.“

Die Alte lachte und ließ ihn den andern Morgen in der Frühe wieder kommen. Als er dem Torfe ankam, sah unter drei hohen Weiden auf einem Hügel eine Vetterin, der er freundlich guten Abend wünschte.

„Wohin so spät mein Schwenden?“ fragte diese.

„Ich will die drei Prinzessinnen drüben im Schloß erlösen und die Nacht im Torfe zubringen.“

Die Frau versetzte:

„Dein Verstand ist aut und eck, aber auch sehr schwer. Weil du ein so braver Burische bist, der Alter und Armuth ist, so will ich dir helfen. Nimm dieses Pfortchen und setze dich, das zu einem Dientst, einen Haufen Ameisen und eine Ente in die

Nähe des Schloßes bringst. Bedarfst du ihrer, so brauchst du nur zu pfeifen und sie werden kommen. Nun geh mit Gott und dir wird gechehen sein.“

Der Burische machte sich, obgleich er müde und hungriq war, wieder auf und suchte sich den Dientst, den Ameisenbauern und die Ente, die er in die Nähe des Schloßes trug. Sobald der Tag graute, eilte er aufs Schloß. Die Alte öffnete wieder und sah ihn verwundert an.

„Bist du doch zurückgekehrt?“ rief sie. „Ich dachte, dein Leben wäre die kostbarer, als fremde Prinzessinnen.“

„Macht gleichwind mit Gucin Proben stünden“, versetzte der Burische fest. Ich brenne vor Verlangen, sie zu befreien. Hilft es nichts, so ist Sterben immer besser, als Hungerleiden. Aber unverhofft kommt oft und man soll seinen schellen, ehe man ihn genau kennt.“

Nun führte ihn die Alte an den Weiler im Garten, worf das goldene Schlüsselchen ins Wasser und gebot ihm, bis zu ihrer Ankunft dastelbe herauszuholen. Sobald sie fort war, zog er sein Pfortchen aus der Tasche, pff und alsobald kam die Ente angehoben. Sie tauchte ins Wasser, brachte nach einer Weile das goldene Schlüsselchen und verschwand.

Als die halbe Stunde vorüber war, kommt die Alte und sieht mit Erstaunen den Schlüssel in seiner Hand. Nun nimmt sie ein Haß mit Nachschämen, schüttet diesen auf der Wiele aus und sagt ihm, in einer Stunde müsse er Alles wieder zusammen haben. Es dürfte kein Geringes sein. Kaum hatte sie ihm den Hüden gewendet, so nahm er sein Pfeifchen, pff und sofort kamen die Ameisen, die den Nachschämen herbeizuckten. Als nun die Alte kam, verwunderte sie sich nicht wenig und führte ihn in den großen Saal des Schloßes.

Dort fragte sie ihn, welche von den drei Prinzessinnen er sich erwähle. Lange stand er da unentschlüsselt, welche er wählen solle. Da erinnerte er sich wieder seines Pfeifchens. Er öffnete das Fenster, pff und alsobald kamen die Bienen in den Saal, flogen um die Hässlichkeit von den drei Prinzessinnen und setzten ihm so an, welche er wählen solle. In dem Augenblicke, wo er sie als die Erwählte bezeichnete, wurde sie schon wie ein Lichter Nacht. Ihr Jauher hatte ein Ende und auch die beiden Schwertern waren erlöset. Er bezauberte die Andererene, wurde Herr des Schloßes und der Schätze und nahm seinen Vater zu sich, der oft sagte, das hätte er nie und nimmer von seinem kummen Vorgesel erwartet.



W. Necker del.

Lith. Joh. v. Arn. R. G. in Posen.

Die drei Prinzessinnen.

(Märchen von W. Necker.)

Der Leuchthurm.

Narrhen von W. Herchenbach.

Auf einer Halde allein wohnen und weit und breit keinen Nachbar haben, das ist wohl recht einsam, aber man sieht doch wenigstens hier und da einen Beag, der ein munteres Licht schmeißt, man hört die Grillen im Grase zirpen, kann sich an den Haideläutchen erfreuen und sich im hohen Grase verstimmen. So gut hatte es der kleine Guard noch lange nicht, denn er wohnte auf einem iadien Felten mitten im großen Weltmeer, der von allen Seiten so hoch und senkrecht abwärts war, daß er nicht einmal an das Wasser gelangen konnte, sondern immer aus der Höhe herab in dasselbe niedersehen mußte.

Auf dem iadien Felten stand ein hoher Thurm, ein Leuchthurm, auf dessen Spitze jede Nacht ein Feuer brannte, damit die Schiffe den richtigen Weg fanden und in der Dunkelheit nicht an dem Melein zerbrachen. Eine dunkle Steintreppe führte durch den Thurm zu dem Felten hinauf, und oben war ein Kämmerlein, in welchem Guard mit seinem Vater wohnte.

Der Vater war alt und schwach, und weil er zur Nachtzeit das Feuer schüren mußte, so schlief er am Tage geröthlich, wodurch dem Knaben die Einsamkeit noch unheimlicher wurde. Wenn er in seinem Kämmerlein saß und das Rauschen der Wellen hörte, die sich an den Felsen brachen oder das Rauschen des Windes um die Thurmwände, dann mußte er sich erst recht verlassen, denn er gedachte der Schiffe, die jetzt mit Sturm und Regen kämpften und alle ihre Kräfte gebrauchten, um des Clementes Heer zu werden, während er auf saurer Haut lag und seine Zeit verlor oder verträumte. Ha, dachte er ein, wäre ich ein Seefahrer mit Schwert und Felsch, ich wollte hinausfahren zu unbekannten Oeiden, die Wälder bewohnen und die Schätze der fremden Länder zu den Händen meines Königs niederlegen. Zu den Händen wollte ich ihn, sie müßten meinem Schwerte sich beugen und dem Feinde untertan werden.

Es kam jetzt eine kalte närrische Jahreszeit, ein Boer brachte Kohnwind und Helt auf mehrere Monate und dann wurde es im Thurm wieder so still und einsam, wie immer. Anweilen aber wurde die Einsamkeit von Schauern von Seewind unterbrochen, die den Schiffen folgten und sich auf ihrem Wege

ausweiten auf die Innen des Leuchthurmes setzten.

Guarden waren diese Beag besonders heilig, da es außer dem Vater die einzigen lebendigen Wesen waren, die er zu Gesicht bekam. Thurm hütete er sich aus Vorsicht, sie zu verschrecken oder gar einzuengen.

Der Vater hatte schon viele Jahre an der Oicht gelitten und in dieser Zeit vermehrte sich die Schmerzen so sehr, daß er nicht im Stande war, die gleichwellen Oichter zu rühren, sondern Tag und Nacht im Bette zubringen mußte. Das wurde eine barte Zeit für Guard, denn am Tage mußte er den Vater pflegen und zur Nachtzeit das Feuer auf der Thurmpitze unterhalten, und doch geschied es ihm nun besser als früher, weil er die Hände voll auf zu thun hatte und an die Einsamkeit nicht denken konnte. Wäre nur der Vater nicht krank gewesen, dann hätte er sich's so gerne gefallen lassen.

In einer dunklen Sturmnacht sah er vor dem kackernden Feuer und warf von Zeit zu Zeit einen Arm voll dicker Buchsplinter hinein: Theden riechten über seine Wangen, denn drinnen köhnte der Vater vor übermäßigen Schmerzen und rief die Heiligen an, daß sie doch für ihn bitten möchten, damit er bald sterbe und seiner Pein los werde. Anweilen dachte er den Kopf durch die Thüre der Kantenstube, kam aber bald wieder zurück, weil er das Leben nicht länger ansehen konnte.

Ein Zeufier jagte den andern und er überlegte hin und her, wie dem Vater zu helfen sei; aber es fiel ihm nichts ein. Endlich erinnerte er sich der Meerzister und ihrer Macht und er rief sie in seiner Trauer an, dem Vater zu helfen.

Kaum war das geschehen, so tauchte ein Wäulein mit einer grünlichgelben Aedel neben ihm auf, das hatte ein Paar Fischäuglein im Kopfe und ein Wäulein von schimmernden Fischleuchten auf dem Leibe. Ich habe keine Klauen gehört, sprach es, und es soll die achtsen werden: Folge mir! Guard sah das Wäulein erschaut an und fragte: Wohin müßt du mich denn führen? Auf den Boden des Meeres, gab es zur Antwort, wo der Fischleuchte wohnt, der Macht hat, alle Leiden und Kantenheiten zu heilen.

Ich wollte dir gerne folgen, sprach der

Knabe, aber ich darf nicht von dem Feuer fesseln, sonst würde es erlöschen und die Schiffe müßten am Felsen scheitern.

Bewußte dich, anmerkte das Männlein, ich fahre zu dem Feuer zurück und schüre es für dich, sobald ich dir den Weg gezeigt habe. Er war Guard zurück und es folgte dem Männlein mit der grünen Fadel, das mit eiligen Schritten die Thurmterrasse hinabstiege und an einem Nische in der Mauer Rille stand.

Hier ist der Eingang, sagte es zu dem Knaben. Bei diesen Worten erweiterte sich die Nische und es ward eine große Nische sichtbar, in der es brauste und sauste, als ob sich die Wellen des Meeres darin wälzten und überlärten. Tritt nur eilends in die Nische hinein, ermunterte das Riesenmännchen, es ist der nächste Weg zum Palaste unseres erhabenen Königs.

Da starrte die Nische weit auseinander; der Schaum sprang daraus hervor und es herrschte ein Zosen und Kumeren darin, als ob alle Wälder der Erde einen Tanz auftrübten. Kein Wunder, daß dem Knaben bangte und er nicht wagte, den gefährlichen Weg zu betreten.

Das Männchen mit der Fadel aber sagte kurz und etwas ungeschicklich: Wenn du länger wegstehst, wird dein Vater sterben und du hast die Schuld.

Das fiel Guarden schwer auf's Herz, denn er liebte seinen Vater und er wollte um die ganze Welt nicht Schuld an seinem Tode sein.

Gott verläßt die Reinen nicht, hatte der Vater oft gesagt, und so dachte er auch jetzt, als er den Fuß erhebt und in die Nische trat.

Er erwartete, plötzlich von den Wellen erfasst und in die Tiefe geschlagen zu werden, wie aber erkannte er, als er mit einem Male in einem durchsichtigen Bogen von feingeschliffenen Mosaiksteine sah, durch dessen Ränke er nach rechts und links, nach oben und unten in die brausende Meereshöhle schaute. Der Glasbogen war mit köstlichen Edelsteinen besetzt, welche unendlich an den goldenen Adern andien, die Guard als Baum in den Händen hielt. Es schien ihnen zu lange zu werden, wie sie hinabtauchen konnten. Guard sah, wie das Riesenmännchen mit der grünen Fadel die Thurmterrasse zurück zog, dann verengte sich die Nische im Ovale, die Nische flachte zu und er befand sich allein in dem nassen Elemente.

Bevorwärts, sprach er muthig, und riß an

dem goldenen Baume. Kaum fühlten die Treppe den Druck, so tauchten sie hinab; wirklich folgte der Glasbogen.

Hätte Guard hundert Augen gehabt, sie würden kaum hingekriegt haben, alle die Wunderdinge zu sehen, an denen er vorüber rauschte.

Zwischen den Ästen und Zweigbäumen glitzerte und flimmerte es von Eiern und Hühnern, als wenn die Sonne einen Feuerregen über die Meeresschwämme ausgeschüttet hätte. Aber alle diese Hühner und Eiern waren eben so viele Meeresschwämme, die sich auf dem grünen Meeresschiff mit Tausen und Tausen vergrößerten, wie die Seefenster es auf den Wellen thun.

Eine Strecke lang rollte jetzt der Bogen durch ein Meeresthal, an dessen Seiten sich ungeheure Felsen von reifen Korallen erheben, über welchen die Wellen einherzogen, wie die Wellen über den Bergen der Erde. Wälder von Rindbäumen schwebten ruhig in ungeschürter Höhe über ihm und schauten neugierig auf den Bogen herab. In dem Gewirge der Korallenbäume wurde es auch lebendig, auf jedem Ast hing eines von den allerliebsten Fischweibchen, die sich mit Karpfengräten das weiche grüne Haar strahlen, Halbfäden von Perlmuttblättern anlegen, oder Knospen und Reme mit Perlendübeln zierten. Neugierig blickten sie sich an die Korallenäste und schauten in den Bogen hinein, schoben aber, sobald sie einen Knospe darin gewahrten, wirklich in die Höhe und verdrängen sich in dem Gewirge.

Nach und nach erweiterte sich das Thal, und wunderbar geformte Seecorallen bildeten von acht Seiten her schirmartige Wälder, welche in einem Palaste hinauf führten, der auf einem Berge von weißem Porzellanstein gebaut war. Der Palast selbst war aus einem einzigen Bergkorallen geschliffen und in den durchsichtigen Wänden glänzte eine nie geahnte Pracht und Herrlichkeit. Mitten im Centrum aber befand sich ein überaus herrliches Gemach, in dem goldene Treppen hinaufführten, deren Geländer aus künstlich in einander geflochtenen Smaragden und Rubinen verfertigt war. In jeder Thüre standen zwei Riesenmännchen Schildwache, die die Schwärzer von Schwerdtfischen emporkommen und im Ovale lange Fische trugen, deren Schwänze aus den Ovale des Schließes gemacht waren. Das war des Königs Zimmer, welches ohne befehlende Erlaubnis von Niemanden betreten werden.

Eben von Weitem konnte dem erschauerten Knaben aus dem reifen Zimmer eine liebliche Musik entgegen und es war ihm nicht anders,

als ob der Himmel vor ihm läge. Je näher der Wagen dem Pallaste kam, desto mehr fand er Umräde, sich zu wundern, denn die durchsichtigen Wände von Bergcrystal wurden mit einem lieblichen Reichthum überzogen und rings um den Berg herum hüllte sich Alles in Licht. Es war fast, als ob der Pallast selbst eine leuchtende Sonne sei, aus der Licht und Verklärung strahle.

In diesem Augenblicke hielt der Wagen vor dem Portal, eine Menge von Dienern in Scharlachrothen sam dickebesetzten herbei und öffnete den Schlag. Gruard sprang heraus und betrat sich in wenigen Minuten auf einer der Treppen, welche zu dem Gemache des Königs hinaufführten. Die Schildwachen setzten ihm die Schwerter auf die Brust, aber eine tiefe Bassstimme aus dem Innern sagte: Laßt ihn ein, ich habe mit ihm zu reden!

Wohlgelächelt floh eine Knechtin aus und, vom Licht und Schimmer überzogen, stand Gruard in dem Gemache, dessen Glanz seine Augen so blendete, daß er sie mit vorgehaltenen Händen zu schützen suchte.

Als er endlich aufblicken konnte, sah er den König auf dem Throne sitzen. Dieser Thron war ganz von Aushörnsteinen erbaut, die durch Goldblenden mit einander verbunden waren: eine schimmernde Schuppenbede lag über den Ausgehenden und alle Möbel waren mit Perlen eingekleidet. Die Stühle des Königs bestanden aus einer rundergeformten Wallnussbarte, welche bis zur Spitze hinauf mit Schuppen und Perlen besetzt war. Neben dem Könige lag sein heilschlaes Tochterlein, das amüsantesten war, wie der Waisenknabe so lustig und blühend. Auf den Stufen des Thrones aber stand des Königs Heisat und harrte den Eingetretenen verurtheilt an. —

Ich weiß, was du willst, sprach der König, ich soll deinen Vater Genugthuung und Leben geben. Ich liebe die Mädchen nicht, weil sie meinen Unterthanen nachstellen und sie umbringen, wo sie ihnen in die Hände fallen, aber deinen Vater will ich belohnen um deine, weil du mich ein Knecht in die Kluft geworfen, die einen Angeldaden in das Wasser gestürzt hat.

Nachdem er diese Worte gesprochen hatte, sagte er ein süßes Fremdwort an den Mund und blies einen hellen weinblühenden Ton. Alsbald öffnete sich der Aushörnstein und aus der Tiefe hob sich ein wunderbar gezierter Tisch, den der König errast, ihm den Bauch aufschlugte und die Blase heraus nahm, welche er dem Knaben überreichte.

Sobald du nach Hause kommst, sprach der König, tritt die Blase mit dem Ausentwurf und lege sie dem Vater auf das Herz, so wird er alsbald gesund sein.

Gruard ließ sich vor dem Könige auf ein Knie nieder und sprach in warmen Worten seinen Dank aus, aber die Königstochter trat davor, hob ihn mit der lilienweißen Hand auf, küßte ihn auf die Stirne und sprach mit süßem Kitzeln: Komme bald wieder.

Gruard wußte nicht recht, wie ihm geschah: er ließ sich von den Schildwachen in den Glaswagen heben und betrat sich am Eingange der Mühle zum Thurm, ehe er es selber wußte.

Nur freudig hielten sie es die dunkle Thurmterrasse hinauf, wo das Mäulein mit der grünen Aedel neben dem erleuchten Feuer lag und schadenfroh mit dem Auen blinzelte. Er nahm das Feuer erlöchen lassen, sagte er vernig, und ich werde an dem Geseinse da unten, das durch deine Anwesenheit ein Licht geworden ist.

Hi, hi, schreie das Mäulein, die Aushörnstein müssen ja auch Speise haben. Hinhalt war er verwundet.

Da dämmen aber hörte er den Vater jammern: Ach, ach, ich sterbe! Gruard küßte mich!

Das will ich! tief der Knabe, sprang mit der Aushörnstein in die Kammer und trat heftig mit dem Fuße darauf. Es gab einen Knall, das der ganze Thurm erschütterte und das hundertjährige Gemäuer vor eben bis unten einen Riß bekam. Wie ihm der König gezeigten, sagte er die Blase auf des Vaters Herz und pleglich war aller Schmerz verwunden. Heile und gesund sprang er auf und schürte von Neuen das Feuer.

Den Tag an dachte Gruard Tag und Nacht an den Pallast des Aushörnstein, an die vielen Gerlichkeiten und die Königstochter. Hatte sie nicht gesagt, er solle wiederkommen? Ja, und er wollte es recht bald thun. Wie aber sollte er dahin gelangen, da zur Befreiung seiner Kust und Knecht der Wagen gewiß nicht bereit stehen würde?

Bald gab es wieder einen schrecklichen Sturm auf dem Meere, der ihn aus dem Schlafe erweckte. Aus Aushörnstein der Thurm führte in's Meer, stand er auf und ging die Treppe hinab. Ziehe da, der Riß war weiter geworfen, die Mühle flatterte auf, er trat hinein und betrat sich richtig in dem Glaswagen. Die Aushörnstein war schnell bewirgt und es ward ihm wiederum freier Einlaß.

Diesmal war großer Schicksal im Pallaste,

der König, seine Minister und die Hofräthelein
tanzen und tanzen. Die Königslecker aber
nahmen Grund bei der Hand und kuppelte mit
ihm herum, bis er schwandelte.

In der Ecke stand ein Serpa von Kestallen.
Hämmern mit Sechshunderten gestreift, darauf
legten sie sich und Eruard fragte: Wie heißen
du? Man nennt mich Siellamara, gab sie zur
Antwort. Kein Name aber ist hübsch, wie
die Erde, worauf du wehst, wenn du aber
bei uns bleiben willst, so sollst du Telphinus
heißen und königliche Nacht bekommen.

Ich kann nicht bei dir bleiben, entgegnete
er, denn ich darf meinen Vater nicht verlassen.
Jetzt wurde ein leihbares Wahl aufgetragen
und Eruard mußte zwischen dem Könige und
Siellamara sitzen. Er merkte es wohl, daß
ihm von Allen große Ehre angethan wurde
und hätte er seinen Vater gedacht, so wäre er
am liebsten gleich da geblieben.

Nach dem Essen schickte Siellamara ihrem
Freunde einen Botschaftsbrief, der von Eruard
mit Freuden angenommen wurde.
Weibe sitzen in einen von Weizenkörnern
getragenen Ruchschwanen. Nach langer Zeit
erzählten sie in ein Thal, welches Siellamara
das Thal der Schiffsbrüder nannte. Der
Felsen bestand aus weissen Marmor und war
häuserhoch bedeckt mit Weizen und Silbermünzen,
Pfeilen, Geschossen und Leinwandstücken aller
Art, die aus den getriebenen Schiffen hinaus-
geschossen waren.

Siellamara nahm ein Aeg vom Gürtel
und schloß damit von den Kleinodien eine
Menge in den Wagen. Ich weiß, daß ihr
Menschen dergleichen Dinge liebt, sprach sie,
nimm davon so viel du willst; aber bringe sie
nicht nach dem Leuchthurm, sondern auf das
feste Land, denn wisse, der Leuchthurm wird
bald einfallen und dann würden alle deine
Schätze versinken. Sie konnte den Wagen nach
dem Ufer, Eruard rück aus, vergrub seine
Schätze im Sande, merkte sich die Stelle und fuhr
dann mit Siellamara nach dem Fährort zurück.

Weber weißt du, daß der Leuchthurm
einfallen wird? fragte er. Sie lachte schelmisch
und sprach: Gewahr darunt gab die mein Vater
die Aischel, denn er kann den Thurm nicht
leiden, weil er mit seinen Klammern die Schiffe
mördet; aber fürchte dich nicht, wenn du thust,
was mein Vater dir aufträgt, dann wirst du
gerettet.

Nach mein Vater? fragte Eruard.

Auch er; gab sie zur Antwort.

Denn jetzt ab danach sich Eruard sehr
Ermüdet hinaus zu Siellamara und ihrem

Vater und sie drängte ihn jedesmal, ins Thal
der Schiffsbrüder zu fahren, um Geld und
Geschätze zu erbeuten.

Aber weder der König noch seine Tochter
meinten es gut mit ihm, sie wollten sein Herz
durch Geldgier verderben, um ihn für selbst-
süchtige Pläne gebrauchen zu können.

Einmal nahm ihn der Aischelkönig auf die
Seite, drückte ihm einen Spaten in die Hand
und sprach: Tu bist so gut, wie einer der
Unsren und darum will ich dir ein großes
Werk anvertrauen, daß nur von einem Menschen
ausgeführt werden kann. Wisse, daß ich zur
Vergrößerung meines Reiches eines Landstriches
bedarf, der durch einen Thaum vom Meere
getrennt ist. Gehe hin, such diesen Thaum
durch und ich will dich so reich machen, wie
nie vor dem ein König der Erde gewesen ist.
Welcher Landstrich ist es? fragte Eruard.

Holland! sprach der König lachend.

Aber dort weohn viele tausend Menschen,
gab er zur Antwort, die alle in den Fluthen
umkommen würden.

Was sollst, versetzte der König, sie haben
es längst durch ihre Kaubzüge an meinen
Unterthanen verdient!

Eruard aber warf den Spaten weg, und
sprach: Nie soll durch mich ein Mensch um-
kommen und konnte ich damit die ganze Erde
gewinnen!

Da funkelten die Augen des Königs vor
Zorn, er kämpfte mit dem Fuß auf den Boden
und drehte, ihn den Wallfischen vorzuwerfen;
aber Eruard blieb standhaft.

Da trat Siellamara herein und sah ihn
traurig an.

Gedenkst, sprach der König, ich will die
meine Tochter geben und nach mir sollst du
die Krone tragen; willst du aber nicht, so
verlohrst du den Leuchthurm mit deinem Vater,
und dich selbst soll kein Geist vom Meere retten.

Eruard antwortete: Siellamara trat schmel-
zend zu ihm hin, küßte ihn auf die Wangen
und hegte mit heißen Thränen, sich in des
Vaters Willen zu fügen.

Da konnte er nicht länger widerstehen,
griff nach dem Spaten und trat in den Glas-
waben, der ihn zu Hollands Gestaden führen
sollte. So lange ihm Siellamara mit den
Augen folgte, blieb sein Entschluß, das böse
Werk zu vollbringen, fest, als aber der böse
Jauber wich, besam der gute Geist in seinem
Innern die Dberhand. Nein, sprach er ent-
schieden, ich werde es nicht thun! Ich will
lieber sterben, und wenn der Thaum verflucht,
so wird Gott meinem Vater reiten! Den

Eraten schleuderte er in's Meer hinaus und erwartete die Dinge, die kommen sollten.

Pflöglig entstand ein fürchterlicher Sturm, die See brüllte, der Wagen zerfiel und er wurde von den Wellen gelöst und in den Abgrund geschleudert. Doch die Wellen nuzten ihn nicht empor und er sah, wie der Leuchthurm auseinanderfiel und sein geistes Vater mit dem Meere kämpfte.

Mit unglaublicher Kraft arbeitete er sich weiter, um den Vater zu erreichen. Es glückte ihm, schon richt' er ihn gefasst, als eine große Sturmwelle sie beide hinabschleuderte. Er glaubte sich und den Vater verloren und betete in der Angst seines Herzens um Erhaltung. Da fühlte er sich ergriffen, eine leuchtende Gestalt schwebte über ihm und sog sie beide auf den Sand des Ufers.

Als er die Augen aufschloß, gewahrte er, daß es die Seele war, wo er seine Schätze vergraben. Aus dem Wasser aber schauten ihm des Königs und Stollmanna's Gesichter trehend entgegen.

Doch die Tugend hatte genügt, er fürchtete ihren Herrn nicht mehr.

Die Schätze grub er aus der Erde und baute an den gefährlichen Stellen des Ufers weitinsichende Leuchttürme für die nächtlichen Schiffer, die sein Andenken bis in die fernsten Zeiten ehren.

Die Menschen aber rächten sich für die Verdorbenheit des Königs und seiner Tochter, indem sie das Stollmanna's Meer ausstreckten und das Reich des menschenfeindlichen Herrschers um diesen schönen Strich verminderten.

Feinewebers Wilhelm.

Nächten von B. Albert.

Vor mehreren hundert Jahren lebte in einem kleinen Städtchen am Rheine ein armer Feineweber, Genrat genannt, Vater von sechs Kindern, die er über alle Maassen liebte! Er hatte nichts als sein Handwerk, mit dem er seine zahlreiche Familie kümmerlich ernährte!

Da geschah es nun das die Arbeit mangelte, und es in der Kasse gar schlecht bestellt war, aber der Feineweber ließ sich's darum nicht verdrießen. Sein Zwischstück war:

Wie's Gott will, so ist mir's recht!

Seine Frau aber dachte anders. Wenn's außerordentlich knapp herabehen mußte, da ward sie gleich vertrocknet und ärmlich, machte dem armen Genrat bittere Bemerkungen, die er ruhig ertrug, weil er nicht in Unfrieden leben wollte mit seiner Katrin, um der Kinder willen.

Wenn's ihm manchmal zu eng wurde, dann nahm er seine Mühle, und ams hinaus in's Feld mit seinem ältesten Sohne Wilhelm, den er vor Allen lieb hatte.

Da kamen sie häufig an einem einsamen, verfallenen Häuschen vorbei, das draussen am Wege lag, fern von allen Menschen.

So oft der Genrat mit seinem Sohne da vorbeiging, befeuerte er sich und sprach: Wilhelm! leb' in Gott und sey brav, damit es dir auch ergehe, und du nicht ein Leinwandweber wirst, wie der Humplige, der da rünnen wehnt.

Und als Wilhelm einst näher bei dem Vater anfragte, was es für eine Bedenkniß habe mit dem Humpligen, da erzählte ihm der Vater, wie der alte kleine Knirps da rünnen, wegen seines schlüssigen Schicksals „der Humplige“ genannt, seit Menschenandem in dem einsamen Häuschen wehne, ohne das man genau wisse, woher er gekommen, und was er mache, daß sich jeder gute Geist fern von ihm halte, weil der Humplige im Verdacht stehe mit dem Bösen im Einverständnisse zu leben, auch das man zu nächstlicher Zeit in dem verlassenen Häuschen ein sehr, bares Geräusch vernähme, und zwar vernähmlich in der Zehnster, und in der ersten Hainacht.

Wenn der kieneliche Wilhelm dann seinem Vater versprochen immer recht brav zu sein, und ihn dabei so recht treuerblich anschau, dann ward's dem Feineweber recht froh um Herz. Er küßte den Jungen und sprach:

Sei recht Wilhelm! denn was du deinen Eltern thust, ist Gott wohlgefällig! Und ist die Mutter auch manchmal wenig gegen dich, so mußt du sie doch recht lieb haben, gerade so wie mich, damit der liebe Gott dich recht lange erhalte in unser aller Freude! Und sollte Er, der über uns Allen steht, anders denken, müßte dich nicht bewachen lassen, sondern es für gut befinden, dich früher als mich zu sich zu rufen, so wirt Er wesentlich mich auch bald

mitnehmen, denn ohne dich kann ich nicht leben! Aber was plag' ich mich da mit unnützen Gedanken herum! Er wird's schon aufmachen, und die's Gott will, ist's mir recht!"

Dann ging der Leinwandweber nach Hause, umarmte seine Frau, setzte sich hin zum spärlichen Abendbrot, dankte Gott für den verlebten Tag, und legte sich wie ein braver, rechtschaffener Mensch mit seinem Herzen zu Bette.

Jahre waren vergangen und der kleine Wilhelm war herangewachsen zum schönen Jünglinge! Er hatte das Handwerk des Vaters erlernt, und half treulich mit Brod in's Haus zu bringen. Der und nach wäre in die Familie des Leinwandwebers durch die vererbten Arbeitshände mehr Wohlstand gekommen, wenn nicht der alte Genrad erkrankt, und gar bald arbeitsunfähig geworden wäre.

Wilhelm ließ sich's nicht verdrießen. Er hatte den Spruch seines Vaters adert.

Die's Gott will, so ist's mir recht.

Und anstatt in unnützes Brüten zu verfallen, beschloß er für Jemie zu arbeiten. Ras schon die ganze Familie zu Bette, dann lag Wilhelm noch an seinem Wehnstuhle und arbeitete frisch drauf los. Nur wenn sein Blick auf die Stube fiel, daheim der kranke Vater lag, hörte er umweilen auf zu arbeiten, trat ans Fenster, und starrte stumm in die dunkle Nacht hinaus.

Ja schien es ihm manchemal, als ob das Häuschen des Humpligen, welches er von seinem Fenster aus sehen konnte, in voller Gluth bänke, und sein Inneres lezte ihn mächtig dahin, zu erlösen, was es wohl dort gebe. Immer kehrte er an die Arbeit zurück, mit dem festen Vorsatz nicht wieder an's Fenster zu treten, um den Teufelspud gar nicht zu gewahren, allein jeden Abend lag es ihm mächtiger bin zum Fenster.

Als er nun eines Abends wiederum da eben stand, gewahrte er unten vor dem Hause ein kleines Männlein im weißen Mantel, und trüben Hüften. Das Männlein schaute den Wilhelm mit blühenden Augen an, und bewachte sich hinkend vorwärts, es war der Humplige.

Der wuchs gar schnell in die Höhe, denn ehe noch Wilhelm sich von dem Schrecken erholt, den ihm diese Erscheinung einflößte, war der Humplige bereits derart gewachsen, daß er den Kopf eben zum Fenster herein strecken konnte.

Guten Abend Wilhelm, sicherte der Humplige, noch so spät steigst an der Arbeit? Plagt

dich ja ungebühr! Schau' um den schönen Körper, den du dich so abplagen mußt, Nächte durch am Wehnstuhle sitzen, und nicht Sonn- tags, wenn die Ruben und Linden hinaus- wachen ins freie Feld, und sich aus sein lassen. Es nicht über, die's besser haben als du!

Was jagst's mich! unterbrach ihn Wilhelm. Mir ist's gut genug! Ich verlange nicht nach Besserm, hab' mich niemals beklagt, daß ich in Frieden hier bei meiner Arbeit! Ich verlange' auch nicht mit hinaus in geh'n zum Tanz, sondern nur, daß mein Vater gesunde, und wir keinen Mangel haben im Hause für die jüngeren Geschwister.

Schon gut! sicherte der Humplige weiter, 's geht so lange es geht! Ich kenn über, die's besser haben. Der Nachts arbeiten will, kann Gleichgültiges thun als hinter'm Wehnstuhle sitzen.

Was geht's Euch an? Was kommt Ihr her und hört mich? erwiderte Wilhelm. Mir ist's gut genug.

Die's Gott will, so ist's mir recht!

Da schürmte allehalb der Humplige wieder umhinkend, bis daß er ganz klein ward, und blickte von dannen.

Dem alten Genrad aber ging es immer schlechter. Der Sommer wich und als der Herbst das düre Laub von den Bäumen herunter legte, sah es in der Wohnung des Leinwandwebers auch gar traurig aus.

Wilhelm war bleich geworden in Folge der zu großen Anstrengung, und dennoch war er nicht von seinem Wehnstuhle fortzubringen. Nur wenn des Nachbars Liede Abends gegen sieben Uhr gewöhnlich zum Weinde kam, hörte er auf einige Augenblicke auf zu arbeiten. Die Liede war ein schmales Märdchen von sechs- zehn Jahren, schön von Angesicht und gut von Herzen. Ihr Vater war ein reicher, aber hart- berriger Mann, der sich nicht um den armen Nachbar kümmerte, aber die Liede führte die Wehnstuhle im Hause seit dem Tode ihrer Mutter, und seitdem sie von dem kranken Leinwandweber gehört, und ihn besucht hatte, kam sie jeden Abend wenn ihr Vater ins Wehnstuhlgemache war, und brachte dem alten Genrad eine gute Suppe.

Wenn sie dann den bleichen Wilhelm so fleißig an der Arbeit fand, ging sie auf ihn zu und sagte ihm, wie es schon von ihm sei, so den Vater im Hausballe zu erziehen, und wie es ihm Gott dereinst gereich lohnen würde, daß er so viel Liebes seinen Eltern erwies.

Die Wangen des Jünglings färbten sich

oft purpurreth, und ohne die Augen aufzuschlagen, sammelte er dann verlegen einige Worte, das er seinen Lohn verlange, und nur erfülle das heilige Geheiß an den Eltern, die seine Augen auch gewis manche summrerliche Nacht durchwacht hätten.

Die Lise sah dann wohl den Wilhelm mit feuchten Augen an und entfernte sich schleunigst.

Es war im Monat November, und draußen heulten die Winde gar fürchterlich. An seinem Bettstuhl lagend, war Wilhelm, überwältigt von der zu großen Antrengung, eingeschlafen. Wandermal lieverte er im Schlafe den Namen der Lise. Da hegt mit einem Male das kleine Fenster flüchtig auf, so daß Wilhelm davon erwachte, und wie er aufstehen wollte um das Fenster wieder zu schließen, fierte ihm das Antlitz des Humpligens entgegen.

Der Humplige war außerordentlich käpplisch. Seine gebogene Nase war ungewöhnlich lang und um die flinken Augen rings herum zog sich ein Blinzelstein. Sein Schädel war ganz weiß und ganz kahl.

Ehe noch Wilhelm sich gefaßt hatte, war der Humplige schon mit einem Sage im Zimmer, stellte sich gerade gegen Wilhelm über, sah ihn eine Weile an und sprach:

Nun, Wilhelm, bist du noch so zufrieden mit deinem Schicksal? Bin außerordentlich bleich geworden, du armer Junge! Hast wohl gut genäumt und angenehm von der Lise?

Wobey weißt du und was geht's dich an? rief Wilhelm.

Nun, nun, lachte der Humplige, kein gemacht! Nicht so aufgetraut junago Mut! He! he! he! brauchst dich nicht zu schämen, die Lise ist ein schmales Mädel! Aber was soll's mit ihr werden? Sie, des reichen Bauern Tochter, und du, der arme Leinewebers Wilhelm. Wirst dich abqualen und jammern und die die Augen reich weinen und doch nichts ausdrücken können! So lange der Alte lebt, wird's mit dem Mädel sicherlich nichts. Was fällt dir auch ein, du armer Schinder? Hast nicht 'mal 'n paar Sonntagsbesen, und sie hat Küken und Linsen voll Kleider! Hast nicht 'nen Kreuzer im Sad, und ihr Vater hat Gold und Silber, und wenn sie Sonntage zur Kirche geht, da kleidet mancher schmucke und reiche Purich auf ihrem Besaz schön und nimmt die Mühe ab, und schaut sie an, als wolle er sagen: die wird mein Weib! Und so wird's auch kommen! Wenn sie 'n reicher Purich mit der Silber beschlagenen Pfeife vor den Vater

tritt und sagt: Ich hab Haus und Hof und will die Lise freien, dann wird der Alte zu schlagen und dich armen Schinder, nicht erst um Rath fragen.

Aber die Lise wird's nimmer thun! rief Wilhelm dazwischen, und große Schweißperlen gingen an seiner Stirne!

Die Lise wird's doch thun, lachte der Humplige, und wenn sie dich noch so gern hätte, so wird sie warten sechs Monate, ein Jahr. Wenn aber so ein Mädel nach dem Andern zur Frau wird im Ort, und eine Hochzeit nach der Andern gefeiert wird, dann wird's auch der Lise warm um's Herz werden, und sie wird den armen Leinewebers Wilhelm laufen lassen! Und du wirst hier oben sitzen an deinem Fenster mit gebrochenem Herzen, und wirst hinausdauern auf den Weg. Und wenn du noch so hart weinen würdest, und dir vor Schmerz die Nadel einklinkst in die Brust, so wird doch der bittliche Ort, nicht veranlassen zu dem Hochzeitszug, und hinterdrein kommt dann die Lise mit ihrem Bräutigam und allen Verwandten und Freunden: und sie werden jubeln und lachen, tanzen und schmausen, und du wirst hier oben sitzen, und dir's Haar austraufen, und heulen und wehklagen, und mich zu Hülfe rufen, wenn's zu spät ist. Hast du wie's nehenan bei der Lise doch her geht. Der reiche Michel ist da mit seinem Sohn und Besatz. Ein ganz schmucker Purich des Michels Anten! Gute Nacht!

Der Humplige bückte mit einem Sage wieder hinaus. Wilhelm war ermattet zurückgesunken auf den Stuhl! Das Auge starr auf den Boden gekehrt, sah er da eine lange Zeit! Dann stand er auf und aha an's Fenster. Und wie es immer früher wurde in seinem Herzen, erhellte aus des Nachbarn Haus zu ihm herauf der Jubel der freudigen Gäste. Aus des Jünglings Augen fielen die heißen Thränen herab auf den Schnee, und um erste Male in in seinem Leben vergaß er des Vaters Spruch:

Wie's Gott will, so ist mir's recht!

Der Monat December aha zu Ende. Der alte Genrad lag noch immer krank im Bett und an dem Bettstuhl lag noch immer Wilhelm. Bleicher ward der Jüngling mit jedem Tage und wenn die Lise einen Tag ausblieben, aha Wilhelm Nachts an's Fenster, und hielt hinaus nach dem Häuschen des Humpligen.

Die Arbeit vernachlässigte Wilhelm bei

allem Sinnen und Brüten, und im Haushalte war es daher auch schlechter bestellt als je, und wenn der Vater trüben aus der Stube dem Sohne rief, daß er nicht verzagen und zu viel arbeiten solle, dann lief der Jüngling nicht, wie früher, hinein und drückte die mageren Hände des kranken Vaters, sondern er wandte den Blick weg von seiner Arbeit zu der entsetzten Hütte des Humpligen.

Und als die Christnacht kam, und tausend Lämpchen glühten in den Häusern und Hütten, und jedes Herz in seinem Inneren sich freute seines Heilandes, als Alt und Jung sich erging in den heiligen Gesängen, da stand Wilhelm am Fenster, und schaute düster hinüber zum Humpligen.

Das Jahr ging zu Ende, und als Wilhelm in der Silvesternacht abermals am kleinen Fenster stand, und wie gewöhnlich hinaus, schaute nach dem Humpligen, da schien wieder die verurtheilte Wohnung hell beleuchtet. Wilhelm starrte hin, des Humpligen Häuschen ward größer und größer, und rückte näher und näher, bis daß es ganz dicht vor seinen Augen stand und er durch die Fenster hinein schauen konnte in das Innere. Da blieb er gefesselt stehen von der Pracht, die er darinnen erblickte. Goldene Säle erleuchtet durch tausend Flammen, Ritter und Damen in der prächtigsten Kleidung umherwandend, festbare Speisen und Getränke herbeigeschleppt auf goldenen Trüffeln. Und auf einem von Juwelen stregenden Thron saß der Humplige, geküßt in einen rethen Mantel, und schaute über dem Wilhelm in die Augen.

Und wie er da stand, und verworrenen Blickes hinsah auf alle die Herrlichkeiten, da verschwanden plötzlich Säle, Ritter und Damen, und statt der verhergehenden Pracht erblickte er in dem Hause des Humpligen das genaue Kenten der Kammer, darinnen sein kranker Vater lag. Und wie er die Arme ausstreckte nach dem Vater, da verschwand auch dieses Bild, und an seine Stelle trat die Wohnung der Liebe, die scheinend saß bei dem Sohne des reichen Michel!

Wilhelm blieb vernichtet stehen. Seine Augen traten überhast hervor aus den Höhlen, und als er den Mund aufthut zu rufen:

Vater! Vater!

da verschwand das Gebilde, und er schaute wieder die Säle, die Ritter, das Gold und die Goldstine, und der Humplige saß wieder auf seinem Thron und sah dem Wilhelm fest ins Angesicht!

Und als der nun wegschaute von all' der

Pracht zurück in die ärmliche Wohnung mit dem Weibstube und dem zerbrochenen Eichen, als er seinen Vater in der Stube sahen hörte, da sank er mit dem Angesicht zu Boden und rief laut und vernüchlich den Humpligen.

Saum hatte er das Wort ausgesprochen, da stand auch der Humplige neben ihm, strich seine mageren Finger durch Wilhelm's Haar und sagte:

Was willst du von mir, mein Söhnchen?

Wilhelm sagte kampfhaft des Humpligen Hand und sprach: Nimm mich aus diesem Glend, und laß mich beßeren einen Theil der Festbarkeiten, die ich bei dir geüben, damit mein Vater gesund, und Eleie mein Weib werde!

Der Humplige lächelte still vergnügt und entgegnete: Leßern du mir folgen willst in meine Wohnung und mir dienen, soßtu du Alles erhalten, was du verlangst. Für deinen Vater ist geüret: Sie der, dieie hundert Goldstücke löne ihm zurück! Die Arbeit deiner Hände hätte in zehn Jahren nicht die gleiche Summe erreicht! Willst du mir folgen?

Ich will's! sprach Wilhelm mit vernüchlicher Stimme und er legte seine Hand fest in die Hände des Humpligen. Dieser presste ihm die Hand zusammen, daß sie schier zerbrechen wollte! Wilhelm schrie laut auf! Da erwachte der alte Vater und rief: Wilhelm was soßt dir?

Und als dieser nun die Stimme seines Vaters hörte, ward es Tag in seinem Herzen! Vor ihm stand der Humplige und ward immer größer! Und wie der Vater um Zweimal tiefer, da versuchte sich Wilhelm los zu reißn von dem Humpligen! Tiefer aber presste ihn fest an sich und sog mit ihm hinaus durch's Fenster!

Als Wilhelm zur Bestimmung kam, lag er in einem prächtigen Zimmer auf goldenem Bette. Vor ihm stand der Humplige im rethen Schlafrock und sprach: Guten Morgen Wilhelm! Hast gut geschlafen unter meinem Tacke? Hoff' es wird dir bei mir gefallen, und wenn du sein seltsam bist, soßtu's gut haben bei mir!

Ah, laßt mich wieder fort von hier! anzwente Wilhelm. Ich weiß nicht, wie mir geüben, aber ich möcht nach Hause zu meinen Eltern! Laßt mich gehen, ich will auch recht fleißig beten für Euch, daß es Eurer armen Seele wehlergehe.

Statt aller Antwort zog der Humplige an der Klingelschnur über dem Bette.

Alsbald öffnete sich die Thüre und zwei Zwerge in rothen Kleidern brachten die schönsten Kleider für Wilhelm, hielten ihn an, und führten ihn vor einen großen Spiegel.

Als sich der arme Leineweber da erblickte, gekleidet in Sammt und Seiden vom Kopf bis zu den Füßen, da verging ihm schier die Sinne! Er fiel dem Humpten um den Hals und rief:

Meiner Zed! Für den Vater ist geerbt, und ich traug' schöne seidene Kleider wie die großen Herren, und brauch' nicht mehr bittet im Bettel zu fügen Tag und Nacht, und so tu mir nun auch in der Wiege verbiß, will ich gar nicht nach Bettlern verlangen auf der Welt, und ewig bei Guck bleiben.

Der Humpt lachte in sich hinein, nahm Wilhelm unterm Arm, und führte ihn in ein anderes Zimmer, wo viele gute Zaden waren zum Guck und Zinsen! Das geschied dem Leineweber viel lieber als die schlechte Kasserette seiner Mutter, und er saß viel und trank noch mehr, so daß er ganz übermüthig wurde, und schlief.

Dann legte er sich auf einen Teppich nieder, und mehrere bunte kleine Männlein, nicht höher als eine Hand, kamen herbeigekommen, saßen den Teppich an allen Enden und Ecken, schaukelten den Leineweber in einen sanften Schlaf und entsanken sich.

Solch faules Leben führte Wilhelm nun schon mehrere Wochen, und er hatte darüber jedes bessere Gefühl verlernt, und verschwört sich schmal täglich, so lange dies Leben fortwähre, gehöre er dem Humpten auf Leben und Tod!

Wie der Humpt nun sah, daß der Leineweber immer fauler wurde, da sprach er: Wilhelm, so du ein großer Zauberer werden möchtest, wie ich, besuche mich heute Abend in meiner Kammer, daß ich dich unterrichte.

3! dachte Wilhelm, wenn ich Zaubern kann, geh's aus! Gut zaubere ich dem Michel's Antien eine gehörige Tracht Prügel, dann zaubere ich die Kette her, und die muß mich lieb haben, und freischeln den ganzen Tag, und so führt' ich ein annehmliches Leben. Dann schaff' ich mir einen Gaul, reite in den Forst bei dem reichen Nachbar heim vorbei durch das ganze Städtchen! Und wenn die Wärd mich da sehen werden in der schönen Reiterung, werden sie stehen bleiben, mir zusehen, und sagen: Guten Tag, lieber Wilhelm! Er sieht doch Leineweber's Wilhelm! Und sie werden sich um mich her drängen und preisen, und der reiche Nachbar wird mich anmalen, und sagen: Lieber Wilhelm, willst du nicht näher kommen

in die schöne Stube auf ein Glas Wein? Ich aber werde mein Köpflein stiel umwenden, und antworten: Schönen Dank, Herr Nachbar, hab' selbst Wein im Keller!

In solchen und ähnlichen Gedanken erging sich Wilhelm bis zum Abend, wo ihn der Humpt lachte abholte in seine Kammer. Dem Wilhelm ward es nicht gut zu Muth, denn statt der schönen, unterirdischen Zäle, erblickte er eine schmutzige, dunkle Kammertammer! Stöcken, Stöße und sonstiges Gerölz düpften aufsteigend und schreie auf dem Boden herum! Die Wände waren bedeckt mit allerlei Knechten von Menschen und Thieren, und im Kamine brannte ein großes Feuer, darinnen die kleinen Männlein unerschrocken hin und herliefen, und die Guck schürten. Auf dem Tische standen eine Menge kleiner Mädelchen, und jedes dieser Mädelchen trug einen Parierstein, darauf allerlei Namen zu lesen, als Joseph, Jesum, Heinrich und so weiter!

3, Mutter, was Wilhelm den Humpten, sagt an, was hast du für sonderbare Mädelchen? Das will ich dir sagen, erwiderte der Humpt: Um ein ganzer Zauberer zu werden, muß ich Jeder erst mit eigener Hand das Haar abschneiden, und auf diesem Feuer aussetzen! Daran stehst dann jene braune Flüssigkeit, die man sorgfältig aufbewahren muß, und in jedem Mädelchen das zu eben steht, in selches Wasser von den Haaren meiner früheren Schüler!

Und wo sind denn die Schüler selbst geblieben? fragte Wilhelm.

Der Humpt aber sagte: Traug nicht lang nach unnützen Zeug, schneid' dir's Haar ab, und du wirst ein großer Zauberer!

3! dachte Wilhelm, warum denn nicht? Das Haar wächst schon wieder nach; und er nahm die Schere aus des Humpten Hand, schnitt seine blonden Locken ab, und warf sie in den Kessel auf dem Feuer! Die Männlein schürten eifrig am Feuer, und als die Haare ganz verbrast um Zeit, nahm der Humpt ein Mädelchen, that den Saft hinein, liegte auf das Mädelchen einen Fettel mit dem Namen: Wilhelm, und stellte es in den übrigen auf das Tische!

Dem Wilhelm kam es sonderbar vor, wie es ihm so leicht auf dem Kopf wurde, und als er mit der Hand über seinen Schädel fuhr, gewahrte er zu seinem Schrecken, daß selbiger ganz kahl war. Während das abgechnittene Haar in dem Kessel kochte, waren auch die kahlen Haare, sammt den Büscheln, von des Leinwebers Kopf gewaschen, und er stand da ganz kahl wie der Humpt.

Darüber ward Wilhelm sehr eifrig, aber der Humplige tröstete ihn mit den Worten: Was schadet? So du willst, gebe ich die eine Perle von derselben Farbe; lege dich ruhig in's Bett, und morgen lehre ich dich ein Weiteres!

Als nun Wilhelm die Kammer verlassen, da hing der Humplige an, drinnen umher zu hängen! Der war sehr froh und dachte: ich frica ihn schon! Und er nahm einige Tropfen von dem Haarsaße des Wilhelm, und träufelte sie in das Feuer, und rief dabei:

Strenger Herr und Meister mein!
Erscheine mir! Erscheine! Erscheine!

Da frachte es im Kamine, als wollte das ganze Haus zusammenstürzen, und herunter fuhr der Fels in Felsen, und sprach zum Humpligen:

Was ist dein Begeh?

Der Humplige blickte sich tief zur Erde, und sprach:

Gewaltiger Herr und Meister! In der ersten Mainacht in die Zeit um, wo ich die verfallen bin: Zerkn ich die bis dahin den Feinweber's Wilhelm zuführe, willst du mich leben lassen, und meine Gewalt verhängen auf weitere drei Jahre?

Der Fels aber antwortete: So du machen kannst, daß er Eltern, Geschwister und die Liebe ganz und gar vergißt, und mir allein dient, will ich ihn statt deiner annehmen, und dich leben lassen!

Sprach's und verschwand! Der Humplige aber war sehr froh, tanzte in der Stube herum, und dachte: Das will ich schon fertig bringen!

Eines Morgens nun sprach Wilhelm zum Humpligen: Ich bin schon an die zwei Monate bei dir, ohne was von der Zauberei gelernt zu haben! Von einem Tage zum andern geh's so fort! Das gute Essen schmeckt mir nicht viel besser mehr als die Geruchstürre meiner Frau Mutter. Auch die Liebe hast du mir vertrieben, und schenst sie mir dennoch nicht! Oh! denkst du noch immer an die Liebe? entgegnete der Humplige: laß sie fahren, so schenke ich dir ein weit schöneres und reicheres Brautchen.

Nein, ich will die Liebe haben und keine Andere! schrie Wilhelm. Schenke mir drum ein Kneblein, daß ich hineinreite in den Ort, denn es schickt sich doch nicht für einen kleinen Herrn wie ich bin, in Fuß zu laufen, wie das gemeine Volk!

Da war der Humplige in großer Verlegenheit, er rannte mehrmals auf und ab, und wußte gar nicht, was er anfangen sollte,

dann aber schien ihm eine glückliche Idee durch den Kopf zu fahren, und er sagte:

Neinweges! denn reite in die Stadt, und versuch dein Glück! So dein Vater und die Liebe dich wahrhaft lieben, werden sie dir gern folgen hierher! So sie dir aber nicht folgen, läßt du sie fahren und bist ganz mein Knecht!

Mobald brachten die roten Mänlein ein kleines, schwarzes Pferdchen; Wilhelm jag die schönsten Kleider an, kürzte ein Schwert um, legte auf den fahlen Schädel eine blonde Perücke, darauf ein Parrot mit Federn, und trabte fort!

Der Humplige aber lachte wieder in sich hinein, und dachte: Neit! nur bin, du Fels. Gut! Abend bist du mein! Dann verwandelte sich der Zauberei rasch in einen großen Beutel und flog hinter dem Wilhelm drein!

Acudia schlug das Herz des Feinwebers, als er zum Tüthchen hineinritt und hinter ihm der die ganze Jugend mit dem Rufe: Oh! seht doch Feinweber's Wilhelm im schönen Reide!

Da ritt er uerth vor seines Vaters Haus, wo der alte Konrad gerade am Fenster stand. Der starrte seinen Sohn lange an, und rief endlich: Bist du es wirklich Wilhelm?

Wilhelm schaute hinauf zu seinem Vater und sagte: Schönes Grün! Herr Vater! Freut mich Euch wohl zu sehn! Kommt herunter, daß ich Euch die Hand gebe!

Der alte Konrad aber entgegnete: Ghe ich dir die Hand gebe, sage mir, woher du den Teufelsstiller hast, den du auf dem Reide trägt! Durch dein Handwerk hast du's sicher nicht erworben, so wenig wie das Gold, welches du mir zurückgelaßen, und das ich noch unangestrichen da liegen habe!

Macht Euch darüber keine Sorge! meinte Wilhelm und kommt herunter!

Nein! sagte der Alte, ich bin ein Kind, das dich Wilhelm, und schenke hinter'm Weibstuch wie ein guter Geist: bist du derselbe Wilhelm, so komm herauf zu mir, zieh den Hälter aus und lege dich an den Weibstuch!

Wilhelm lachte laut auf und rief: Vater! Zeit! Ich toll? Ich soll hinauf und Kartoffelturke essen wie früher? So Ihr geschlecht seid, und mich lieb habt, kommt zu mir herunter, legt Euch auf mein Kneblein, und reitet mit mir von dannen!

Ueber dieses war der reiche Nachbar an die Thüre getreten, und als der den Wilhelm sah, schlug er beide Hände über dem Kopfe zusammen!

Wilhelm ritt auf ihn zu und sagte: Guten Morgen Herr Nachbar, ich bin der Feinwebers Wilhelm und ein reicher Mann! Wo ist denn die Liebe?

Der reiche Nachbar ward verkleudet durch die Erde und das Gelo, welches Wilhelm am Leibe trug, und er rief seine Tochter.

Wie die Lise nun den Wilhelm sah, der sich im Sattel saß, lief sie auf ihn zu, und bat ihn abzuspringen, aber das Kößlein hing an zu schlagen und zu beißen, so daß der Leineweber nicht herunter kommen konnte.

Da fingen einige aus dem Volke an zu murren, und meinten, das ginge nicht mit Rechten zu.

Als das Wilhelm hörte, hob er sich im Sattel empor, und schrie:

Und wenn das auch nicht mit Rechten zugehe, was schert's Euch? So es Euch bechagt im Schwelche Gutes Angedenks zu leben, gönnt Ihr's ihm! Ich will's nicht! Und wenn die Lise geschiedt ist, so geht sie mit mir, und soll gute Tage haben, und seidene Kleider bekommen, wie ich vom Humpligen!

Als die Leute das Wort hörten, befreuten sie sich, und die Lise schrie laut auf, sie wolle nichts zu thun haben mit einem unrechten Menschen!

Dem Wilhelm ward es warm im Sattel: Er drehte sein Pferd hin und her und ward sehr zornig. In diesem Augenblicke flog ein großer Vogel bei ihm vorbei, riß ihm Barret und Perrücke vom Kopfe, so daß der lahle Scheitel zum Vorschein kam.

Wie das die Buben und Mädchen sahen, fingen sie an zu lachen, und ihn zu verspotten. Da ward's dem Wilhelm zu arg, er gab seinem Pferde den Speer, und ritt wüthend und beschämt von dannen!

Als er nach Hause kam zum Humpligen, verschwör er sich heilig und sch' Rache zu nehmen an Allen! Er schloß sich in eine Kammer ein und dachte: So Ihr mich von Euch hiehet, weil ich schöne Kleider und ein Kößlein hab, so will ich Euch zum Trost ein recht schlechter Mensch werden und ein großer Zauberer und Euch plagen, Jahreus, Jahrein, bis Ihr zu mir kommt auf Euren Eulen und mich um Verzeihung bittet, und dann werde ich durch den Ort reiten, und sie sollen vor mir verlaufen, und mir Blumen streuen, und rufen: So lebe der Leineweber's Wilhelm!

Da kam der Humplige, und frag ganz arglos: Sag' an, mein Söhnchen, wie ist dir's ergangen im Orte?

Wilhelm erzählte den Humpligen bei der Hand und sprach: Sehern du mir verheßen willst zu großen Zaubersünken, und mich unterrichtest darin, will ich ganz und gar dein Eigen sein, und thun Alles was du willst.

Hi! hi! lachte der Humplige. Schön gesprochen, allein, um ein großer Zauberer zu werden, mußt du allem Anderen in der Welt entsagen, deinen Eltern und der Lise!

Mein Vater bat mich hinauszuheben, und die Lise will ich nicht mehr. Wenn du mich also lehrenst Nacht zu haben über alle Menschen im Ort drinnen, so will ich ganz dein Eigen sein.

Der Humplige ward außerordentlich vergnügt, und dachte bei sich: Endlich hab' ich ihn! Ich nehm' ihn Abends mit, und lehr' ihn allerlei Grimberium, aber von der Zauberei gar nichts! So halt ich ihn hin bis zur Mainacht und dann bin ich gerettet!

Aller geschah es! Der Humplige suchte den Wilhelm durch allerlei Genüsse des Lebens zu betäuben! Manchmal gab er Abends in den unterirdischen Sälen große Feste! Da kamen von weit und breit die Zauberei mit ihren Töchtern und die Lehrtren tanzten um den Wilhelm herum, und suchten ihn zu verführen mit Sang und Spiel, damit er Alles Andere ganz und gar vergessen sollte.

Dem Leineweber aber war die in seinem Orte erlittene Schmach sehr zu Herzen gegangen. Er ward sehr traurig, was auch der Humplige erörtern mochte, um ihn zu betäuben! Er sagte Wilhelm: Ich will nichts mehr wissen von alle dem Glanz und der Pracht, die ich ein Zauberer geworden, und Rache nehmen kann; dein Wein schmeckt mir nicht, dein Essen bekommt mir nicht mehr! Lehre mich den ganzen Zauberei!

Der Humplige hielt den Wilhelm noch einige Zeit so hin, nahm ihn Abends mit in seine Kammer, machte allerlei Gefus Pefus, aber von der eigentlichen Zauberei lehrte er ihn gar Nichts!

Es kam der Dierstennag, und es war ein schöner Tag. Die Sonne lachte freundlich am Himmel wie im Frühling! Da saß Wilhelm eben in einer einsamen Kammer, und war noch immer erfüllt vom bitteren Hasse gegen die Menschen.

Und wie er da saß in tiefes Sinnen versunken, da drang aus seinem Orte zu ihm herüber das Lärmen des Kirchenorgels. Da stand er auf, ging an's Fenster und dachte bei sich: Wie sie froh sind jetzt im Orte, und ich sitz' hier, und habe noch nichts gelernt als Essen und Trinken, und die Zeit verbißeln. Aber meine Schuld ist's nicht! Sie haben mich drinnen verpöppet und verführen!

Ich weiß nichts mehr von Sonn- und Feiertagen, weil ich alle Tage faulenne; aber drinnen im Orte sind heute Alle vergnügt,

weil sie selten feiern. Und sich freuen sie über die schlechten Sonntagskleider, weil sie in der Woche in Lumpen gehen! Und wenn ich gar zaubern kann und die Kiste mit Gewalt hole, so wird sie mich dennoch nicht lieb haben, denn sie hat's deutlich gefast: sie wolle keine Gemeinschaft haben mit einem unrechten Menschen. Und nun sitz' ich hier allein, trotz allem Geld und Geklein, und Niemand grüßt mich und sagt: Guten Tag Wilhelm, glückliche Feiertage! O die Menschen!

Und wie er da stand und sann, hörte er plötzlich den Gesang der Schulkinder, welche der schöne Tag hinausgeführt hatte ins Freie.

Als ich noch ein Kind war, dachte der Leineweber, war ich doch recht zufrieden, wenn ich so mit hinaus lief ins Freie, und von Herzen fröhlich war! Schreie ich dann Abends heim, dann kam der Vater mir freud entgegen, und küßte mich! Ich wußte noch nicht, was Armuth war und wie es wohl, wenn ich mich zufrieden auf's Ohr legte, während ich mich jetzt die Nächte durch plag', und sinne, wie ich es den Andern brinnen im Orte vergelten kann, was sie mir Böses gethan. Doch was sie Gutes an mir gethan als Kind, und wie sie mich geschickelt haben, und mich hereingerufen in ihre Wohnung, mich, den armen Leinewebers Wilhelm, und wie sie mir Kunden gegeben, für mich und die Brüder, das hab' ich vergessen!

Und die Kinder draußen kamen immer näher und sangen:

O Herr im Himmel, lehre mich
Ein guter Mensch zu sein!
Nur besser ist ein reines Herz
Als Geld und Geklein!

Ja! ja! dachte Wilhelm, so sang auch ich einst, als ich noch nichts vom Leben wußte! Und jetzt, da ich Geld und Geklein hab' in Menge, und hier sitze in der einsamen Stube, was nützt's mich? Ich sehe kein frohes Gesicht, und keinen freundlichen Blick, und meine Mitmenschen wollen nichts mehr von mir wissen, eheben ich reich bin, und da ich arm war, haben sie mich doch so lieb gehabt! Doch es ist aus mit mir, ich muß verdrösst, gut oder bösewillig auf dem schlechten Weg, weil sie mich von sich gestoßen! Mein Vater will mich nicht kennen, so lang ich solche Kleider trage, und er sitzt jetzt garisch daheim in der schlechten Stube mit meinen Brüdern, und sagt ihnen: Nachts nicht wie der Wilhelm, der böse Bursch! Und wenn ich so denk wie er mich früher geschickelt hat und geküßt, und jetzt hat mich Niemand lieb, und auch ich liebe Niemanden und hasse Alle!

Das Ortblöcklein fing wieder an lustig zu läuten, und der Leineweber stand am Fenster, und warf immer trauriger.

Da kamen die Kinder näher und sangen:

Auf Gott vertrau', nach oben schau',
Auf ihn allein, der Sonnenschein
Und Regen macht, in seiner Pracht
Dort oben thronst, das Gute lohnst,
Das Böse strafft! Er geb' mir Kraft,
Dass sein Gebot bis an den Tod
Ich halte rein! dann zieh' ich ein,
Den Engeln gleich, ins schöne, ew'ge Himmelreich.

Wilhelm hatte aufmerksam zugehört, und als die Kinder, lustig singend, weiter zogen, da dachte er: Wie sie glücklich sind und zufrieden, und vertrauen auf den lieben Gott! O, war ich noch der arme Leinewebers Wilhelm!

Und das Ortblöcklein schallte nochmals, und aus der Höhe drang herüber der Kinder Gesang:

Er geb' mir Kraft,
Dass sein Gebot bis an den Tod
Ich halte rein! dann zieh' ich ein,
Den Engeln gleich, ins schöne, ew'ge Himmelreich!

Da hielt der Leineweber es nicht länger aus. Die heißen Thränen stürzten ihm aus den Augen, er fiel auf die Knie, und rief aus vollem Herzen:

Vater im Himmel, rette mich und laß mich wieder ein frohes Kind werden, wie Jene! Kaum hatte er das gesagt, da öffnete sich die Thüre und herein hüpfte Einer der Jünger, flatterte an dem Leineweber empor und sprach:

Dem Himmel sey Dank, denn ich bin durch dich gerettet. Wißte, ich war ein Leineweber, wie du, und gerade wie du war ich unruhigen mit meinem Schicksal, und gerieth in die Hände des Humptigen. An die dreißig Jahre bin ich schon hier verzaubert in einen Jüerg, und konnte nicht erlöst werden, bis wiederum ein Leineweber in des Humptigen Hände gerieth, und ihm widerstand durch sein festes Göttervertrauen. Auch ich stand einst an einem Fähr-Sonntag an diesem Fenster, und als Gottes Stimme sich in mir zu regen begann, da habe ich sie gewaltiam von mir gestossen und getreten, und mich dem Humptigen erst recht mit Leib und Seele verdricksen.

Da fiel Wilhelm dem Jüerg um den Hals und freute sich von ganzem Herzen. Und als ihm nun Jener erklärte, wie der Humptige vor habe, Wilhelm in der ersten Mitternacht dem Teufel zuzuführen, und ihm die ganze Lust zeigte vor seinen Füßen, da fiel Wilhelm nochmals auf die Knie und rief:

Vater im Himmel! Vergieb mir Alles

Wöte, was ich an mir und meinem Vater gethan, und verzieh' mir um feinetwillen!

Der Jwerg aber sprach: Laß und auf ein Mittel tunnen, wie wir aus dem Hause kommen, das du dein Haar wieder bekommen, und ich meine frühere Gehalt wieder annehmen kann.

Wir wollen den Humpligen erichlagen, und fortlaufen, meinte Wilhelm.

Der Jwerg aber erwiederte: So lange wir nicht den Zaubersack des Humpligen in unserer Gewalt haben, können wir weder zum Hause hinaus, noch dem Humpligen irgend etwas anhaben. Warte bis zum letzten April, dann habe ich bei ihm die Nachtrache! Bis dahin will ich's überlegen wie es am Besten anzufragen ist.

Wilhelm ward nun wieder rubig und dachte mit Zehnucht an die Zeit, wo er hinaus könne in die Heimath und seinem Vater die Hand drücken, wie früher, wieder hinter'm Webruhl heissig schassen könne. Der Gedanke an die Liebe und ihren reichen Vater betrückte ihn zwar auf Augenblicke, aber dann dachte er wieder wie früher:

Wie's Gott will, so ist mir's recht!

Endlich kam die lang ersuchte Nacht, wo der Jwerg wachen sollte bei dem Humpligen. Als dieser nun tief schlachte, da huschte der Jwerg behende heraus und rief den Wilhelm. Dieser trat mit pochendem Herzen in die Kammer, wo der Humplige im Schlafe lag und manchmal unverhändliche Worte murmelte als: Hol den Wilhelm! er ist dein! ich bleib' am Leben!

Lange suchten sie hin und her, und konnten den Zaubersack nicht finden, bis der Jwerg ihn endlich unter dem Kissen des Humpligen entdeckte. Dann warfen sie sich Beide auf den Zaubrer, knebelten ihn, wie sehr er sich auch wehrte.

Der Jwerg nahm den Zaubersack, fuhr damit einmalig über seinem Kopfe hin und her, und siehe: da hing der an sich zu reden und stand bald vor Wilhelm als ein schöner Mann, und sprach:

Nimm eilig das Röslein mit deinem Haarlast, und bestreiche dir den Schädel. Das ließ sich Wilhelm nicht zweimal sagen. Er goß den Saft auf sein Haupt und in demselben Augenblicke hatte er wieder seine natürliche Gestalt wieder.

Jetzt laß und allen, sprach der gewesene Jwerg. Stehle dir die Taschen voll Geld und Goldstücke hier aus diesen Kasten, so viel du willst.

Der Wilhelm aber antwortete:

Ich hab' seit vier Monaten so viel Gold und Silber gehabt, und bin doch nicht glücklich gewesen. An dem Teufelsrud ist doch kein Glück, ich will hier weggehen, wie ich gekommen bin, als ein armer Leineweber! Sprach's und zog die seidenen Kleider aus, hefte aus dem Kasten die gekliste Hose, die er mitgebracht in des Humpligen Haus, und kleidete sich in die ärmlichen Kleider. Desgleichen that sein Genosse.

Und wie sie eben das Haus verlassen, da fuhr der Wöte herab und holte den Humpligen, der heulte und schrie und um Gnade bat, und mit einem furchtbaren Geschrei verichwand das verruene Haus sammt Allem was drin war, in der Erde.

Da sprach Wilhelm zu seinem Genossen: Komm mit mir in den Ort, und lebe und arbeite mit mir und meiner Familie, wir wollen und nicht mehr trennen.

Jener aber antwortete: Gerne wollt ich's, allein auch ich hab' in der Heimath die Lieben gelassen, und es drängt auch mich, nachzuweisen, ob sie noch am Leben sind, um wieder mit ihnen zu leben, als ein weaderer und zufriedener Handwerker.

Da geleitete ihn Wilhelm noch ein gut Stück auf den Weg, und die Beiden trunten sich mit schwerem Herzen.

Und als nun Wilhelm sich wurd auf den Heimweg machte, war es schon heller Tag. Der Frühling stand da im vollsten Glanze, die Sonne schien hell, die Vögel flogen singend umher, und unter dem zerlumpten Kittel des Leinewebers schlug wieder ein Herz, froh und klar wie die Natur in der er sich befand.

Wie er nun so am ersten Mailag vor das Thor der Heimath kam, da hatte sich Alt und Jung versammelt, draussen im Grünen. Und sie jauchzten, tanzten und sangen, und waren sehr vergnügt. Der alte Conrad saß mitten unter ihnen, die Augen zum Himmel gehoben, als bete er für seinen Sohn.

Wilhelm schlich sich, tief beschämt mit reuigen Herzen um das Städtchen, schlüpfte durch die Hinterthüre in die leere Wohnung seines Vaters, setzte sich hinter den Webruhl und arbeitete fröhlich drauf los.

Und als nun zu Mittag die Eltern und Geschwister nach Hause kamen, und das Glas, pieno des Webruhls hörten, riefen sie ängstlich die Köpfe durch die Thüre: da stand der Wilhelm auf und rief:

Herin, Meister Conrad, es ist ein neuer

Gesell ankommen, und hofft bei euch lange Zeit in Arbeit zu verbleiben.

Der alte Conrad fiel seinem Sohne um den Hals und küßte ihn. Dergleichen that die Mutter und die Geschwister.

Der Wilhelm aber riß sich endlich los, und sagte: Gott sey Dank, daß ich wieder bei euch bin! Ich hoff', ihr werdet mir Alles vergelten, und nun, Frau Mutter, seht mir eine gute Karteschuppe wie früher.

Und nun erzählte Wilhelm die ganze Geschichte, wie ihn Gott gerettet, und wie der Humplige verstarb, wie vom Erdboden.

Die Nachricht verbreitete sich im Städtchen und Alle strömten hinaus und fanden keine Spur mehr von des Humpligen verrufenen Hütte. Da wurden sie sehr froh, umgaben den Wilhelm, drückten ihm die Hände, und er mußte Jedem einzeln die Weisheiten wiederholen.

Auf den Abend kam dann auch die Kiste, ganz schwarz gefleckt, weil ihr Vater vor einigen Wochen gestorben war. Wilhelm trat vor sie hin und sprach:

Liebe Kiste! Ich hoff' du wirst mir verzeihen wie die Eltern; und wenn du mich

noch leiden magst, wenn dein Trauerjahr herum ist, so sey mein Weib!

Ich verlange nicht nach dem Gelde, welches die dein Vater hinterlassen, davon wollen wir ein Kirchlein bauen. Gott zu Ehren, an derselben Stelle wo früher der Humplige hauste, damit es noch in spätern Jahren zeuge, wie das Böse stets verderben muß, und das Gute auferstehe aus den Trümmern des Ungerechten!

Vier Jahre darauf sah es lustig aus in der Behausung des Leinwebers. Der Weib, stuhl klapperte fröhlich hin und her, dahinter saß Wilhelm und sang ein frohes Lied.

Und am ersten Maitage trat die Kiste, Wilhelms Weib, herein, und trug auf den Armen einen hübschen Duden, von ungefähr zwei Jahren.

Sieß der, Wilhelm, sprach die Kiste, unser Kind ist auch an zu plaudern, und ich habe es ein Sprüchlein gelehrt.

Und wie sie dem Vater den blinden Jungen hinreichte, da öffnete das Kind die kleinen Lippen und plapperte:

Wie's Gott will, so ist mir's recht!

Herzog Heinrich und sein Löwe.

Vollsmärchen, erzählt von Cöln.

Wie wir von mannhafsten Kriegen und Kittern öfter gehört, daß sie auf abenteuerliche Fahrten hinausziehen, um Ehre und Ruhm zu erringen, so hatte das seiner Zeit auch Herzog Heinrich von Braunschweig beschloffen, den sie hernachmals den Löwen benannten. Mit viel Mannen und Kesseln brach er auf. Da sie aber bald vor ein groß Wasser kamen, so mußten die Kesse beimgelandt werden und er setzte sich mit seinen Leuten in ein Schiff, das sie segelt und mit gutem Winde in See gehen ließen.

Aber das Unglück war hinter ihnen, also daß Stürme die Segel und Masten ihres Schiffes zertrümmerten, darauf des eine Wind, stürzte an und sie trieben rath- und rathlos auf dem Meere. Endlich waren alle Mundvorwürfe aufgebracht, daß der Hungrig sie gar elendiglich plagte. Wohl lagen Herzog Heinrich und seine Knechte mit den Schiffsknechten oft um inbrünstigen Gebete auf den Knien, aber keiner von allen Zugheißigen war ihnen günstig. Manche verfielen in Sichthum und starben, Einige gaben sich selbst den Tod,

indem sie in das Meer sprangen, bis der Herzog zuletzt in der größten Verzweiflung belagert, Kesse zu machen und zu loosen, und wenn das Loos trafe, der felle wie ein unvermuthetes Thier geschlachtet werden und der Mannhaft zur Speise dienen. Das geschah, und so verpfändeten sie, wenn das Loos traf, und trüßten ihr Leben. Einige aber starben indes schier vor Hunger und Kummer. Als nun Herr Heinrich nur noch und ein Knecht am Leben waren, daß sie sich aber nicht erweuten, und der Herr wieder Kesse machte, widerlegte sich der Knecht und sprach: „Gott wolle mich bewahren, meinem hochgeborenen Landesherrn und rathlichen Obherren jedes Leid amuthen, lieber Hürde ich für ihn. Aber so hat mir ein Traum eingegeben, wie ich euch vielleicht vom Tode rette, und bitte, daß ihr mich gewähren laßt.“

Der Herr war Alles zufrieden und da nähete der Knecht ihn in eine Eschenhaut, das Kandeiment, also daß es zuletzt ausfiel, als läge ein groß appetitlich Stück Fleisch auf dem Bedeck.

Darauf aber ging der Knecht abseits und betete, Gott wolle nun helfen, daß sein Traum in Erfüllung gehe, denn er habe seinen theuern Herrn lebendig bezaubert, Gott könne aber in Noth und jedem Trübsal den Gerechten erretten, wenn es ihm gut dünke. Und kaum als er das Amen gesagt hatte, fiel er um zu sterben.

Gott hatte aber des getreuen Knechtes Gebet gehört und sandte einen Vogel Greif, der schoß auf das Schiff und den einzelnstehenden Ritter los, vermeintend, einen ledernen Straten zu erwischen, und trug die Beute in sein Hellenest. Dem Ritter war es bei der Lustreiß wehl nicht recht geheuer, er verbiet sich aber ruhig. Ledebalt hatte der Greif, der sonst ein klug Ungeheuer war und dem Ritter leicht hätte das Garaus machen können, sein Arg, daß er einen wehlagparierten und bekehrten Mann in einer Schienhaut heimgebracht hatte. Er ließ ihn seinen jungen Greifen zum Arg und fleh weiter auf Hand aus.

Die jungen Greife, die wehl so groß waren wie Kamäle, aber noch recht ungeschlacht und unbehilflich, machten sich über die vermeintliche Speise her. Der Herr Heinrich hatte aber inzwischen sein gutes Schwert gezogen und schnitt sich aus der Haut los. Darauf begann ein gewaltiger, aber fast lachenerreißer Kampf, denn bald hatte der Ritter die sieben jungen Greifen, denn so viele waren ihrer, erlegt und es floß viel heißes Blut in rothen Strömen vom Felien hernieder.

Als er sich nun aber auf und davon machte, denn er wollte die Rückkehr des alten Greifen nicht abwarten, nahm er noch eine Greifenklaue zur Erinnerung mit sich, die man denn auch noch heutzutage zu Braunschweig im Thurm sehen kann.

Er kam in einen großen Wald, war aber noch nicht weit gegangen, als er ein erschrecklich Brüllen und Aechzen vernahm. Als er näher hinzugegangen war, sah er, daß ein großer Linkebum mit einem edlen Löwen im Kampfe sich befand und denselben zu erbrüden bemüht war. Da hätte sich nun wohl Mancher schnell daren gemacht, Herr Heinrich aber sprang hinzu und führte so kräftige und glückliche Streiche auf den Wurm, daß er bald genug hatte und von dem Löwen vollends zerissen wurde.

Wäre nun der Löwe kein so kluges und edles Thier gewesen, so hätte es dem Ritter wehl schnell ergehen können, aber er erkannte, daß das gute Schwert des Ritters ihn aus der Lederhülle des Wurmgesäßes gerettet hatte, und legte sich dankbar vor dem Herrn

auf den Boden und sah zu ihm auf, wie ein Hund zu seinem Herrn ihn. Und so war er ihm auch getreu und selbste ihm überall. Er erlegte allerlei Wild für den Ritter, Hirsche und Rehe, so daß an guten Braten keine Noth war.

Aber der Ritter vermeinte sich nicht aus dem Waldesdickicht zu finden und gedachte doch schließlich, wieder unter Menschen und nach seiner getreuen Stadt Braunschweig zu kommen. So gelangte er an einen schnellfließenden Strom und vermeinte, wenn er ein Floß baue und auf dem Fluss hinabschiffe, würde er wehl wieder auf Menschen treffen, die ihn zurecht wiesen.

So sammelte er aus Bäumen, die er mit Weidenruthen zusammenband, ein Floß und setzte sich darauf und fuhr ab, als der Löwe auf der Jagd war. Denn er hätte ihn gern in dem Walde zurückgelassen, wohin er gehörte. Der Löwe aber, als er seinen Herrn nicht fand, ließ deutlich am Ufer hin und her. Endlich versang er in die Wägen und schwamm dem Floße nach, bis er es erreichte.

Gerührt über so viel Treue, sah ihn Herr Heinrich zu sich auf das arme Floß und ließ ihn bei sich sitzen und hoffte für sie Beide das Beste. Aber das kam nicht, sondern das Schlimme kam und wieder Keß und Hungert und Herseleid Mit reißender Schnelligkeit ging das Floß durch die Strudel und Abflut und es war unmöglich, das Ufer zu erreichen.

So gina es viel schreckliche Tage und noch schrecklichere Nächte. Dem Ritter und dem Löwen kam kein Schlaf in die Augen und keine Speise in den Leib und elend lagen sie beieinander. Heinrich hielt die Arme um den Kopf des treuen Thieres geschlungen und das sah ihm gar traurig in die Augen.

Das war schon schlimm genug, aber es sollte noch schlimmer kommen, denn wie einmal das Unglück Einfuhr gefunden hat, da macht es sich heimlich und tötet sich täglich von Neuem zu Grunde.

Als sie nämlich so hintrieben und Herr Heinrich wünschte, das Floß möge an Felsen zerbrechen und mit ihnen in den Abgrund versinken, machte sich plötzlich der Satan an ihn, stand mit Pöckeln und Klau bei ihm und sprach: „Was ich dir sage, ist die Wahrheit, es ist gleich der Teufel bin. So höre denn, das getreu zur Witzegeßene ein fremder führt in deiner treuen Stadt Braunschweig einbezogen ist und das er heute Hochzeit machen wird und Heiliger halten mit deiner Gemahlin, darum so bedenk, dich nicht, verheirathe mit deine Seele und ich führe dich durch die Lüfte

schnell hin gen Braunschweig, daß du dessen, was sein ist, Abt haben kannst."

Bei der Rede war der arme Herzog sehr betrübt in seiner Seele und sprach: "Sie halten mich dahier für todt, weil ich so lange ausen war und keine Bescheidt gekundet habe, aber ich besche mich meinem alten Gheute, denn der lebt noch und soll es anrichten, wie es ihm gefällt."

Da lachte der Satan voll Hehn und rief: „Bist nicht zu dem, denn er wird dich in deinem Glende lassen. Aber hilf dir selbst und gehe mit mir einen Pact ein. Noch heute will ich dich nach Braunschweig bringen und künstlich auf dem Gierberge niederlegen. Dann hole ich auch deinen Löwen. Nun merke aber, wenn ich dich dann schlafend finde, so bist du mein und fahret mit mir hinunter."

Da wollte sich Heinrich nicht länger besinnen, denn er gedachte, in seinem großen Jammer des Schlafes wohl Herr werden zu können, und willigte ein. Und während er sein christlich Gebet sprach, führte ihn der Satan flugs gen Braunschweig und legte ihn auf dem Gierberge auf einem Grafe hin, wo denn trotz Gebet und autem Willen, noch zu bleiben, Herr Heinrich sofort in tiefen Schlaf fiel. Und das war bei seiner großen Ermüdung nicht zu verwundern und der Teufel hatte auch darauf gerechnet.

Aber es kam doch anders, als der Satan gerechnet hatte, denn als er nun auch mit dem Löwen durch die Lüfte daher gefahren kam und dieser seinen Herrn da liegen sah, unbeweglich und wie todt, hielt er ihn wirklich für gestorben und erhob ein gar erbärmlich und lautes Jammergeschrei. Daren ballte Wald und Feld wieder und der Gierberg dröhnte und Herr Heinrich erwachte und richtete sich schnell auf seine Beine. Da ergrimmte der Satan gewaltig, denn er sah, daß er betrogen war, und wie er den Löwen niederwarf, hätte der sich fast weg gethan.

Darüber war es Abend geworden und sie machten sich nun eilig in die Stadt und der Löwe ging neben dem Herzog, als wie ein Arcumt. Im Schlos aber war Lichterglanz und Weiten und Larm und der Herzog sahe wohl, daß der Satan ihn nicht belogen hatte.

Da sprach er auf einen der Landsknechte ein und bat ihn, er möge zu der Frau Herzogin in den Saal gehen und sagen, es sei ein Ritter auf dem Schloßhese, der keine Bitte habe, als nur, einmal aus dem Becher der Herzogin zu trinken. Und dabei sah der Löwe

den Landsknecht so an, daß der ganz willig wurde und ging.

Die Herzogin verwunderte sich nicht wenig über das seltsamliche Ansehen; als ihr aber auch von dem Löwen erzählt wurde, der so einträchtiglich mit dem Ritter eintreffelommen sei, begann sie sich nicht mehr und reichte ihren Becher dar.

Da hätte man nun sollen sehen, wie der vielgelachte Ritter mit Schagen aus dem Becher trank, den so eben noch die süßen Lippen seiner geliebten Gemahlin berührt hatten.

Darauf aber nahm er den Ring, so er am Hochzeitstage von seiner Gemahlin erhalten und bisheer nie vom Finger gethan, ab, brach ihn in drei Stücke und warf das eine Stück, darauf das halbe Wappen fund, in den Becher und sagte: „Bringet das eurer vielen Herrin zurück als meinen Dank!"

Als sie den Becher genommen hatte und bald des halben Ringes ansichtig wurde, beschied sie ein großer Schreck und eine gewaltige Furcht, also daß sie ihre Farbe von Roth zu Weiß wechselte und beinahe die Sprache verloren hätte. Dann dachte sie bei sich, sollte Gott mir die Gnade erweisen, meinen vielbeinten Gheeren wiederzufinden, und hieß den Ritter in den Saal führen.

Da gab es nun viel zu sehen und zu fragen, als der Ritter sich setzte und der Löwe hinter ihm drein kam und als nach und nach alle den hochgebornen alten Landesherren und Herzog wiedererkannten.

Er mußte sich auf den Thron setzen neben seine Frau Herzogin und der Löwe stand bei ihm und Weiden wurde reichlich und zum Besten Speise und Trank gereicht. Die Frau Herzogin aber schlang ihre armen Arme um seinen Hals und war ebendamit glücklich und mit ihr Alle bis auf den fremden Fürsten, der sie heimzuführen gedacht hatte.

Als nun aber Herzog Heinrich all seine Fahrten und Abenteuer erzählte und wie Gott trotz viel Unquäl Alles zum Besten gelenkt und ihn wieder heimgeführt, da gab der fremde Herr Bericht und als ihm die Herren vom Rathe ein feines Kränlein aus Kränken verstellten und der Herzog ihn bat, die wir Frau zu nehmen, war er so in Gottes Namen. In wenig Tagen wurde eine feierliche Hochzeit angeheilt und sie wurden ein glücklich Paar.

Der Herzog Heinrich aber regierte noch viel Jahre sein schönes Land in Frieden und hielt seinen getreuen Löwen hoch in Ehren.

Blauschürzchen.

Märchen von Dr. Joh. Nep. Vogl.

Im Dorfe.

Blauschürzchen

(tritt aus ihres Vaters Haus).

Eben siehst! Jetzt heißt's wieder vom Haus
Zum Vater auf's sonnige Feld hinaus,
Um ihm den Morgenimbiß zu bringen;
Thut schon lange draußen die Senie schwingen,
Doch früher das Schürzchen noch umgehängt,
Das Mutter selig mir hat geschenkt,
Als thäten sie nicht meinen Namen kennen,
Bin Christel getauft, sind schon sechs Jahr,
Und heiß doch Blauschürzchen nur immerdar.
Doch was liegt eben am Namen auch,
Es ist nun schon so der Leute Brauch
Daß sie Alles nach ihrem Gefallen taufen,
Jetzt aber ist's Zeit, jetzt heißt es laufen.

(sie singt).

Auf der Wiese
Weiß ich gern,
Wo nur Blumen
Nad und fern;
Wo durch's Feld,
Beim Windeswehn
Unstetbare
Räucherlein geh'n.
Auf der Wiese
Weiß ich gern,
Auf der Wiese
Weiß ich gern,
Wie am Himmel
Glänzt der Stern,
Wo die Vögel
Munter zwittern.

Wo die Sichel
Lustig hirtet,
Auf der Wiese
Weiß ich gern.

(Der Nachbar und die Nachbarin treten auf
einem Haufe.)

Die Nachbarin.

Sieh da, Blauschürzchen, du auch schon
wach?

Blauschürzchen.

Hi, ist's doch auch schon Zeit darnach,
Nun dem Vater das Frühstück bringen.

Der Nachbar.

Und immer lustig und guter Dinge.

Blauschürzchen.

Was, sollte ich nicht lustig sein?
Es blinkt ja so helle der Sonnenschein,
Und ringsum blühen und duften die Blumen,
Die Vögel fliegen, die Käfer summen,
Die Vögel singen, das ist eine Lust,
Da sing' ich denn mit auch, es ist ungenust.

Die Nachbarin.

Du bist ein liebes, ein drolliges Kind,
Wie Wenige hier in dem Dörfchen sind,
Ist man nur nicht so schlimme Geschichten
In's Ohr sich von deinem Vater berichten,
Doch wird einem früher ganz bang in Muth.

Der Nachbar.

Weiß Gott, es steht einem fast das Blut.

Blauschürzen.

Was könnten die Leute vom Vater sagen?
Er plagt sich im Acker von früh bis spät.

Die Nachbarin.

Es redet ein Jeder wie er's versteht.

Der Nachbar.

Nun, wir wollen nichts unter die Leute tragen,
Zeit ist als Nachbar ein Ehrenmann,
Wie können uns nicht über ihn beklagen,
Hat uns nur Liebes und Gutes gethan.

Die Nachbarin.

Toch hat er sich bösen Reumuth erworben,
Sie widerspen sich zu: Deine Mutter ist
Nicht eines natürlichen Todes gestorben,
Und darum dein Vater ein Wehrwilt.

Blauschürzen.

Wi,

Was ist denn das?

Der Nachbar.

Wie, daß du nie
Von einem Wehrwilt noch was vernommen?

Blauschürzen.

Ist mir noch nichts zu Ohren gekommen.

Der Nachbar.

So will ich's dir sagen, mein Vörschen. Sieh,
Ein Wehrwilt ist Einer, den Zauberbann
Um irgend eines Hareis wegen
An die Gestalt eines Welses gethan,
Und der nun zu Zeiten auf eben Wegen
Tahin muß rennen zu d'ner Bein,
Und muß die Lämmer der Herten zerreißen
Mit Hunden sich raufen und Hirtin beißen.

Blauschürzen.

Selch Ungethüm sollte mein Vater sein?

Der Nachbar.

So schwagen die Leute, ich aber kann
Es selber nicht glauben.

Blauschürzen.

Wann recht gethan
Habt ihr, so ihr dem nicht Glauben schenket,
Was einen andern schwächt und fränket.
Gienß der Vater ist brav und gut,
Arbeitet tagüber mit frischem Muth,
Spricht immerdar seinen Abendsegen,
Bevor er sich thut zu Bette legen.

Gest jeden Sonntag zur Kirche ein
Das kann doch ein Zauberwilt nicht sein?
Ja sicher wird es drauß noch kommen,
Daß, die so schwagen ihm Unrecht gethan.

Die Nachbarin.

Das gebe der Himmel!

Der Nachbar.

Zu seinem freunden.

Die Nachbarin.

Toch seincwegs tragen wir Schuld daran.

Blauschürzen.

Jetzt aber laß weh, denn ich muß eilen,
Senß schilt mich der Vater mit gutem Grund.

Die Nachbarin.

Nun, laß dich geruen nicht dein Verweilen,
Es will auch zuweilen sein Recht der Mund.
(Blauschürzen läuft fort.)

Der Nachbar.

Ein seltsam Unges Kind, die Kleine.

Die Nachbarin.

Ha, wie das läut!

Der Nachbar.

Schon ist sie am Raine!

Die Nachbarin.

Jetzt ist sie verschwunden im Halbummeer!

Der Nachbar.

Ja, das kennt nicht Stummer und nicht Be-
schwer,
Und hattert dahin wie ein Schmetterling,
Ist Alles ihm eben recht und gering.

Die Nachbarin.

Nun, mög' sie die Hand des Herten beschützen,
Daß sie nichts Schlimmes erleben mög.

Der Nachbar.

Jetzt aber laß uns auch die Zeit genießen,
Genna gibt's zu schafen in Aelt und Haq.
(Pauze 25.)

Ein Aelt mit angsenanden Wale.

Veit

(wacht auf und wachet sich nach dem Schwert von der Kette.)
Hi! — Wie so schwer wird mir das Wähen,
Das Alter kommt, die Kräfte vergehen.

Tod mehr als das Alter die Sünde schwächt,
Tenn der Richter im Inner'n der ist gerecht. —
Weh! — das ich mein armes Weib im Wald,
Erliegt vom blinden Jähern, erschlagen,
Nun muß ich in einer Wolf's-Gehalt
Wem im ersten Viertel der Mord sich zeigt,
Sobald sich die Sonne zur Mitternacht,
Zur Strafe dafür den Hock durchlagern.

Muß rennen und laufen
In wilder Hast
Muß heulen und schreien
Von Grimm erlöst,
Muß irren und verirren
Wem Muth gesagt,
Muß rufen und rufen
Von Mord vernagt,
Bis ich die tolle grimme Mord-
Gesinnung in eines Cyfers Blut.
O schrecklich, wenn gleich auch verdient Ge-
schick! —

O Tod! O Tod! du erwünschtes Glück! —
O sieh, was stäubt mein Haar sich doch
empor?

Was fühl' ich etwa meine Brust umfassen?
Was reißt das Blut mir heißer als zuvor?
Was kühlt so schauerlich vor meinen Blicken?
(schaut zum Himmel.)

Ha da, ich fühl's, 's ist wieder an der Zeit
Im weichen sich das Schreckenslicht erneut. —

O Herr der Gnade, sieh auf meine Noth
Und sende endlich mir ein löblich Blei,
Das dein Geschick, das Ruh' nur im Geleite
Auch über mich den Friedensschimmer breitet!

Blauhürchen.

(kommt).

Da bring ich das Frühstück, bin rasch gegangen
Nur hielt mich die Nachbarin etwas auf.

Weit.

O ei, wie glücken dir nun die Bangen,
Nicht daß es erfordert so schnellen Lauf.
(nimmt den Jambich in die Hand.)

Blauhürchen.

Oi was, die Hitze wird bald vergehen.

Weit.

(für sich).

Ich meine immer die Mutter zu sehen
So oftmals ich schone Blauhürchens Gesicht.

Blauhürchen.

Wie ist's doch hier wieder so grün und licht.

Weit.

(welcher den Jambich in die Hand nimmt).

Nun aber heißt's wieder zur Sense greifen,
Zur Hälfte gemüht ist er der Plan.

Blauhürchen.

Und ich will nach Kräften Noth dämpfen,
Ist's wenig auch, ist es doch was gethan.
(Seine arbeiten.)

Weit.

(hält mit seiner Arbeit inne).

Ich muß Eins rufen, der Arm erschläft.
(Bei Seite.)

Seitdem ich verfallen dem schlimmen Bann,
Seitdem ist's um all meinen Muth gethan,
Und in meinen Knochen verfestigt die Kraft.

(steht zu Blauhürchen.)

Hör' du, Blauhürchen, du kennst das Lied,
Das Mutter pflegte so gern zu singen,
Ob, sing' es doch!

Blauhürchen.

Ich weiß es nit
Ob ich's auch werde zusammenbringen.
(singt.)

O weile nicht im finstern Wald,
Im finstern Wald, mein Kind,
Er ist des Wolfes Aufenthalt,
Aber heim, lehr' heim, geschwind!

Wie ist der Wolf so hart und wild,
Und du so schwach, mein Kind,
Schon raucht sein Dutt im Waldgrüß,
Aber heim, lehr' heim geschwind!

Es schallt der Glode tönen Or,
Vernimmst du's wohl, mein Kind?
Nicht lauter ruf der Mutter Herz:
Aber heim, lehr' heim, geschwind!

Weit.

(für sich).

Ist's doch als rief die Mutter aus dem Grab
Blauhürchen heim mit namenlosem Bangen.

(laut).

Nun heiß's in guter Eile zur Sense langen.
(Arbeit.)

Blauhürchen.

Ah, daß ich keine besser'n Kräfte hab!

Weit.

(Jambich haltend).

Hörst! — Hörst du nicht fernem Hedenklang?

Blauhürchen.

Ich hör' nur den Wind am Hedenhang.

Veit.

Mir war als tief jemand deinen Namen.

Blaschürzchen.

Die Störche sind's, die dort gezogen kamen.

Veit.

Jetzt kehre heim, daß nun genug gethan!

Blaschürzchen.

Hi wie, schon jetzt, und sing beinahe erst an,
Noch bin ich stark genug um zuulangen.

Veit

(knaus).

Es wäre besser, wenn du heimgegangen!

(Wehe arbeiten weiter).

Blaschürzchen

(nach einer Pause).

Sag Vater, daß macht doch wohl nur der

Thau,

Mir dünkt dein Haar jetzt so seltsam grau?

Veit.

's mag wohl sein.

Blaschürzchen.

Hi Vater, weich,

Was glüh'n denn mit einmal dir so die Augen,
Du siehst sonst so gut, ist fürcht' ich mich.

Veit.

Was kümmert dich meiner Augen Glut?

(Für sich, seine beizugene Wuthet bekämpfend).

Es fasset mich heimlich ihr Blut zu saugen.

Blaschürzchen.

Was wird mir mit einmal so bang' zu Muth?

(Nach einer Pause).

Nach sich', was daß du für spitze Krallen
Ankannst der Nadel an deiner Hand?

Veit

(wie vorher).

Nach läßt's über sie herzufallen,
Mein ganzes Innere steht in Brand!

(zu Blaschürzchen).

Nicht frage so unnütz!

Blaschürzchen.

Nach fasset ein Graus!

Veit

(bei Seite).

Es peitscht mich, es reißt mich zum Wald
hinaus!

Blaschürzchen

(bei Seite).

Wie ist er doch plötzlich so ganz verändert,
Wie weißartig so Ras' und Sinn,
Die funkelnden Augen mit Blut geändert,
Haß kommt mir des Nachbars Märchen in
Sinn.

Veit

(Wie vor).

Nicht kann ich die Wildheit länger bezähmen,
Nicht länger die innerlich wachsende Glut,
Schon spür' ich die geistige Kraft sich löshen,
Es seht mein Verstand nach Nerd und Blut.
Und sollte ich eiserne Ketten zerreißen,
Und Mauern und Thürme zusammenstürzen,
Ich müßte hinaus in den Wald, in den Wald!

(zu Blaschürzchen).

Und du sehr beim! fort sander Halt!
Und — kommt dir etwa in den Weggen
Ein schneidender grimmer Wolf entgegen,
So wirf ihm dein Schürzchen nur hin geschwind.
Kehr' heim! keh' heim!

(Wagt in den Wald).

Blaschürzchen

(allein).

Ich armes Kind!
Wie ist mir doch nur so wüth' in Sinn? —
Weßhalb nur lief er in's Dickicht hin
Und rief mir so streng: Kehr' heim, sehr'
heim? —

Na, wie so schaurig und ungeheim
Wird's hier in der Wildnis mit einem mal? —
D'rum fort, nur fort, wie Vater befaß.

(geht still ab).

Der Jäger

(tritt auf).

Schon öftermal find' ich im Walde hier
Vom Wesselsadn zerrißen manch edles Thier,
Und bürsche vergebens durch Lamm und Hür,
Doch müß' ich an's End der Welt auch rennen,
Aufsinden muß ich des Burschen Spur,
Um ihm dafür Guts auf den Fels zu breunen.

(geht in den Wald).

Wald.

Blaschürzchen

(Der Schürzchen in der Hand).

Der Vater hat mich doch recht erwidert,
In jedem Strauch, in jedem Stein
Vermehle ich einen Wolf zu sehen.
Der grimmig nach mir die Zähne streckt.
Zeit kann ich vor Menichen nicht weiter geben.
Ich bin nun im Walde so ganz allein.

(woll fort).

Zwei Kreuzschnäbeldchen kommen geflogen.

Erstes Kreuzschnäbeldchen.

Plauschhütschen!

Zweites Kreuzschnäbeldchen.

Plauschhütschen!

Plauschhütschen.

Wer ist's der ruft?
 Ei sieh, ei sieh, Kreuzschnäbeldchen hier?
 Zah' Euch schon lang' nicht als Gast bei mir,
 Gelabt ihr Euch am Waldcorust?

Erstes Kreuzschnäbeldchen.

Haben jetzt nicht eben viel Zeit dazu.

Zweites Kreuzschnäbeldchen.

Tod' ließ uns die Sorge um dich nicht in
 Ruh'.

Erstes Kreuzschnäbeldchen.

Sind um dich zu warnen lieber geflogen.

Zweites Kreuzschnäbeldchen.

Hast uns ja in strenger Winterzeit
 Stets Körner aus deinem Fenster gestreut.

Plauschhütschen.

's war ganz geschick'n.

Erstes Kreuzschnäbeldchen.

Wir wissen's wohl,
 D'rum ist unter Herz auch des Tantes voll,
 Und läßt dich gern dem Unglück entzogen,
 Denn wisse, es schmauket ein Ungehum
 Ein richtiger Wolf, voll Wuth und Grimm,
 Umher in dem oden Waldrevier
 Der suchet mit gierigem Aug' nach dir.

Zweites Kreuzschnäbeldchen.

D'rum eile je schnell als du kannst von binnen!

Erstes Kreuzschnäbeldchen.

Vielleicht vermagst du ihm noch zu entriinnen!

Zweites Kreuzschnäbeldchen.

Entflieh, entflieh!

Erstes Kreuzschnäbeldchen.

(In's Geheiß blindernd.)

Schon schmaukt er daher!

Zweites Kreuzschnäbeldchen.

T'wech, nun entrinne du ihm nimmermehr!

(Rufen fern.)

(Plauschhütschen läuft weiter.)

Ein anderer Theil des Waldes.

Plauschhütschen

(kommt gelaufen, steht aber plötzlich vor Schreck
 erstarret stehen.)

Es taucht im Gestrüpe — die Zweige krachen.
 (Der Wolf kriecht mit Ungehum nach das Gestrüpe.)

Plauschhütschen.

O Himmel! welch häßlich wildes Thier!
 Wie bläht er die Zähne, wie schau' ich Nachen,
 Tath' Her! erharret mir im Leibe schier.

(Der Wolf stürzt auf Plauschhütschen zu.)

Plauschhütschen

(wird ihm das Schwanzchen über den Kopf.)

Da Wolf, da haß du mein Schürzchen! Nimm!

(entfliehen.)

Ihr Engel beschützt mich vor seinem Grimm.

(ab.)

(Der Wolf erhebt wider das Schwanzchen und rennt,
 rasche in Stöße sprechend, weiter.)

Der Jäger

(tritt auf.)

Ei sieh, dort rennt ja das tolle Best,
 Und hält im Maul einen blauen Kappen,
 Den Sahu (mannt)!

Nun warte, jetzt kriecht du von mir den Rest,
 Du sollst keine Beute wieder erdnarren!

(Versteckt im Gestrüpe, nach einer Weile fällt
 ein Schuß.)

Beit's Wohnhaus.

Ein Huhn

(auf dem Dach des Hauses.)

Durch die frische
 Frühlingsluft
 Bitter ich's, wie
 Leidensduft.

Maulwurf wübel
 Im Gemach,
 Teufel bitt' ich
 Weh und Ach.

Mut'ges dünkt mir
 Ich gelch'n,
 Gottes Auge
 Hat's geich'n.

Böses sammelt
 Gut im Haus,
 Tod' die Neue
 Leicht sie aus.

(umkreist das Haus.)

Zeit's Wohnstube.

Zeit

(Sie mußte erschöpfte nur auf den Tisch vermunzelt betreten und laßt an den Wänden nach dem Vater. Nicht fernum schmerzlich höhnend auf sie blickt und verhält sich mit der Erde. Nach einer Pause kommen Blauschürzen, der Nachbar und die Nachbarin, später die beiden Kreuznadelchen.)

Blauschürzen.

Der Vater noch früher daheim als ich?
Und bin gelaufen dem Wind zur Wette,
Wie ist doch das nun zugegangen?

Die Nachbarin.

Nun, sagte ich nicht die Wahrheit, sprich?

Der Nachbar.

O seht, da liegt er mit bleichen Wangen
Und blutbesetzt in seinem Bette!

Blauschürzen

(aufstehend).

Herr Jesus!

Die Nachbarin.

Wie jähst durch alle Glieder!

Blauschürzen.

Um Gott, mein Vater, was ist gescheh'n?!
In welchem Zustand find' ich Euch wieder?
Die Brust voll Blut, das Aug' voll Thränen,
Und ach, mein Himmel, was muß ich sehn!
Ein Schürzenfächerchen zwischen den Zähnen!

Zeit

(mühsam sich aufrichtend).

Blauschürzen! — O! — Jetzt ist's vorbei!
Den Himmel hat verfühnt die Neu',

Darum — sei Lob und Preis — dem Herrn! —
Du bist geborgen! — Jetzt — sterb ich —
gen! —

(stirbt.)

Blauschürzen wirft sich hinüber auf die Erde.

Der Nachbar.

Nun ist er seiner Seele ledig.

Die Nachbarin.

Gott sei in seiner Huld ihr gnädig,
Und richte mild sie

Der Nachbar.

Und gelinde.

Die Nachbarin

(zu Blauschürzen, mitleidig.)

Nun ist mit einmal Alles klar.

Blauschürzen.

Ach Gott, selbst als ein Wehrwolv war
Er noch ein Vater seinem Kinde!

(die beiden Kreuznadelchen erscheinen am Fenster.)

Erstes Kreuznadelchen.

Blauschürzen, gerettet!

Zweites Kreuznadelchen.

Jetzt ist es gut!

Erstes Kreuznadelchen.

Die Unschuld steht immer in Gottes Huth!

(Gehen fort.)

Sage von der Eidiashöhle im Selkethale.

Wenn man über die Berge steigt, welche gegen Süden dem Hallendieim zur Stuhmauer dienen, kommt man an einen kleinen Berg, der Eidian heißt. Sein Inneres bildet eine Höhle, so daß der Berg, der einem Hausbocker nicht unähnlich ist, bloß die natürliche Kuppel derselben ist. — Der Graf von Aichburg hatte einen Schäfer der Victor hieß und seine Herde einstmals an den Eidian trieb. Kaum war er eine kurze Zeit, vielleicht eine Woche da, als er bemerkte, daß seine Schaafse lebendiger schöner wurden und herrlich gediehen. Eines

Abends wollte er eintreten, aber seine Schaafse ließen sich selbst von dem Hund nicht vom Flecke jagen. Er ging näher und sah, daß sie sich um ein Wehrwolv am Fuße des Berges versammelt hatten und häufig davon fressen. Staunend bemerkte er in der Mitte des Strauchens eine wunderbare gelbe Blume, und er konnte sich nicht enthalten dieselbe zu pflücken.

Da stand plötzlich eine helde Jungfrau in reichem Schätterskleid neben ihm und bejaht ihm, ihr zu folgen; denn sie wolle ihn glücklich machen, wie es sein treuer, beisehender Sinn

verlieh. — Der Schäfer jagerte, doch endlich als die Jungfrau ihn bei dem abendrothen Namen beschwor, ihr zu vertrauen, ging er ihr nach. Wellt saamen bemerkte er, das er an einem Höhleneingange stehe, den er vorher nie am Trian bemerkt habe und irrte fliehenden Herzens der Jungfrau nach, die ihn immer tiefer in den Berg hineinführe. Endlich reichte sich die Höhle zu einer Kinkensstellung aus, gegen die der Tem in Halterstatt, den er schon gesehen, nur ein Schäferhäuschen war, und ein herrliches blaues Licht beschien alle Gegenstände. Da sah er denn an den Wänden aufgeschichtet einen Schatz liegen, den die „stummen Bergleute“ (Gnommen) für fremde Menschenhänder aufgeschichtet hatten, und welchen abwechselnd, wie in einem Kram geschlagen, immer ein Hund und ein Löwe bewachten. —

Mit diesem Schatz hätte Victor wohl die Erde und ein paar Sterne dazu kaufen können, denn die Jungfrau erlaubte ihm alles zu nehmen und zu nehmen wenn er wollte, nur solle er den Schlüssel zur Höhle, die gelbe Blume nicht vergessen.

Der Schäfer wusste trostlich nicht, was er mit all dem Geste anfangen sollte und nahm nach seinem schlichten Sinne ein paar Stüde, besprach sie mit dem Namen Gottes, um zu sehen, ob sein Fluch darauf baste, grüßte die Jungfrau, die ihm selig lächelnd ansah, und eilte in's Freie zurück, indem er die Blume an seinem Hute befestigte. — Von da ab sah man den Schäfer Victor immer mit seiner prächtigen Blume am Hute seine Herde durch's Eschthalen treiben, und es wunderte sich jedermannigal nicht wenig, daß er sich in einiger Zeit, nachdem er von einer kleinen Reise zurückkam, ein nettes Häuschen baute, worinnen seine alte Mutter auf das anmuthigste wohnte und waltete. Der Graf von der Aikburg, der damals auf dem Raststein wohnte, war ein gar freier, geistiger Herr, der seine Untergebenen erlöste, wo er konnte: doch Victor zahlte immer richtig seine Steuern und Abgaben und gab dem Grafen, als er ihn fragte, woher er das Geld zu seinem Hausbau gekommen hätte die Antwort: vom Segen Gottes. Da gegen ließ sich nun nichts einwenden, denn die Herde wuchs und wuchs, wurde immer schöner und einträglich, daß der Graf selbst seine Freude darüber kaum verbergen konnte, er selbst er immer die grimmigsten Gesichter schmiß, wenn er nur einen Schritt vor das Thüthür heraus trat. Es machte der Graf eine Reise nach Halberstadt und ging zu einem

Weltfchmiede, um seiner Schwester ein goldnes Ringlein mit nach Hause zu nehmen, da ihm sein Weib nicht erlaubte ihr eine Kette zu kaufen, welche sie sehr schön münzte.

Als er nun um verschiedene Ringe wandte, fiel ihm einer auf, dessen Welt mehr glänzte als alle anderen. Der Weltfchmied wertete aber den freilich zu Preis, indem er sagte, der Ring sei von Iridangeld und das verliere weiter seinen hellen Schein, noch trüge es sich je ab. Dem Grafen fiel der Name Iridangeld auf und er ließ sich vom Weltfchmiede beschreiben, daß es aus dem Berge Iridan komme, der zu seinem Grundbesitz gehöre. Der Graf zahlte, ohne zu merken, den verlangten Preis, obgleich es sonst seine Art nicht war, und ließ den doreb erhaltenen Meister ohne Abschied ziehen. Zu Hause angekommen, baute der Graf eine geheime Zusammenkunft mit seinen Burggrafen, deren Beschluß war, daß der Schäfer Victor ein Schatzgräber sei, und nur er und kein anderer könne das Geld nach Halberstadt verkaufen haben. In der Beschlusse endete dann der Pflast auch dem armen Victor sein Geheimniß und belehrte ihn, daß alles was er gefunden, eigentlich seinem Herrn und der Kirche gehöre, und daß er vor Gottes Augen strafbar sei, wenn er seinem Herrn nicht alles entdecke. Der treue Diener ging nun auch zu seinem Herrn und bat ihn, ihm zu verzeihen, er wolle ihm alles zeigen, nur möge er ihm sein Häuschen und seinen kleinen Garten lassen. Der Graf versprach es, und der Schäfer ging sieben und sechzig Meilen heim, nachdem er dem Grafen die Stunde bestimmt hatte, wo er ihn in das Geheimniß einweihen würde. Der Graf schickte seinen Kammerer aber heimlich in einen Versteck an die besetzte Stelle, gab dem Pfaffen in der Stille noch einen Beschl und ging dann zu dem Schäfer, von dem er sich nach der Abreise führen ließ. Als die Jungfrau die beiden ankündigte wurde, verhielten sich ihre Jüge und die Löwen und Hunde eben so mit buntigen Mienen.

Der Schäfer sagte der Jungfrau, daß dies sein Herr und Meister sei, dem das alles rechtmäßig gehöre, da der Berg auf seinem Grund und Boden stehe und daß er auch nicht im Geringsten vom Wege der Ehrlichkeit absteigen wolle, sondern dem Herrn gehen was das Herrn, und Gott, was Gottes sei. Da heult nun der arme Graf den armen Schäfer in öfterenmalen wie einen Müllereisel, und ließ ihn ganze Weltbaufen vor den Berg tragen, und als er wollte genug zu haben, um Papst und Kaiser vom Thron zu haben,

sönnen, ging er vergnügten Sinnes hinaus, und ließ nach Herrenrat den Schäfer Victor von den auf ein Joch verheiratheten Knechten in Banden legen und blenden. Kaum aber war die verruchte That geschehen, als sich aus dem Innern des Berges ein furchtbares Gekohöl hören ließ, so das allen Wirthschaftern die Haare zu Berge standen, die Hunde die Klucht ergriffen und ihnen nach in wilder Hast Herr und Diener flohen. Zu dem armen halt verblutenden Schäfer trat aber die holde Jungfrau, berührte seine Augen mit der Wunderblume, welche die Frevler vergessen hatten, und er hatte wieder sein Augenlicht, doch war damit ein großes Wunder vorgegangen, denn er sah durch der Erde Schächten alles Gold und edle Gestein glänzen und die saulente von geschäftigen Onemen dasselbe schichten und

bearbeiten. — Die Jungfrau sagte ihm, das der Graf, nicht zufrieden, damit ihn zu blenden, auch in seinem Thale sein Händchen zur selben Zeit durch den Pfaffen niederzucken ließ, und das sein Mütterlein am bei Gott sei. Da ließ sich der Arme ohne Widerstreben von dem heilten Knechte in den Berg hinein-führen, der sich hinter ihnen auf erig schloß, nachdem die Wächter des Schatzes all das herausgetragene Gold wieder hineinbracht hatten. Den Frevlern blieb das leere Nachsehen, und die Straß-Geistes wird sie erüllt haben, denn in kurzer Zeit darauf brannte der Hellenstein fast bis auf den Grund nieder. Aus dem Schutte erhob er sich aber schöner denn je wieder, von gesegneter Hand erdaut und steht noch in aller Herrlichkeit, wie seine der stättlichen Burgen unserer Vorfahren. —

Der wunderbare Feudler.

Märchen von P. Decker.

Es war einmal ein armer Schreiber, dem ging es gar kümmerlich. Wenn er den ganzen Tag und manchmal wohl auch noch die halbe Nacht dazu geschrieben hatte bis es ihm vor den Augen stummerte und ihm die Finger steif waren, so hatte er kaum so viel verdient, das er die nöthigen Lebensbedürfnisse anschaffen konnte, aber schlummer noch war es, das er häufig nicht einmal Gelegenheit fand auf so müßsame Weise sein Brod zu verdienen und müßig gehen mußte, weil Niemand seine Arbeit verlangte. Denn damals war gerade Krieg im Lande und Schwert und Spieß wurden mehr gebraucht als die feierliche Schreibfeder.

An solchen Tagen der Noth konnte er sich dann freudig ausruhen und erholen: die vom langen Ziehen heißen Glieder beim Spaziergehen wieder gefesselt schlern, die müden Augen am Grün der Bäume erfrischen und sich an der frischen Luft erlaben.

Aber mit funfendem Wagen und leeren Taschen ist das Spaziergehen nicht auf Lange befähigend und die schöne Frühlingsluft ist ohne andere Juthaten eine sehr maagere Kost.

So konnte es denn leicht geschehen, das unter armer Schreiber sein trauriges Loos mit dem anderer glücklicher Leute verglich und wünschte, kenne du es doch so gut haben wie die Lieder oder Jener, der doch wohl, so dachte er bei sich, nicht mehr werth ist, wie du.

Besonders beneidete er die Soldaten, wenn er sie so häufig dahin ziehen sah mit klingendem Spiel und rasselnden Frennchen, die Hute fest auf's Ohr gesetzt und wallende Federn darauf: dann schien er sich mit seinem abgetragenen Kleid und seinem zerkrümelten Altkut doch gar erdähnlich und eine traurige Figur.

Freilich mit so einem gemeinen Fußknecht, der die schwere Ausrüstung tragen und durch den Roth wahren, und oft Hunger und Kummer dulden und sein Leben in die Schanze schlagen muß, hätte er wohl nicht bald getaucht, denn die Sicherheit vor Schuss und Hieb ist auch Etwas werth und Achtung ist gefährlich, aber so ein stolzer Krieger, doch zu Neß mit bestreichten Kleidern, das ist ein beneidenswerther Mann dem die ganze Welt zu Gebot steht.

So ein Herr kommandirten hinein in der Schlacht, sein hinten, weit vom Schuss, das, meinte unser Schreiber, wäre doch ein beneidenswerthes Loos, das beste das er sich wünschen möchte.

Das aber waren nur Träume müßiger Stunden, wenn es Abend gab, so war seine Zeit in solchen Dingen zuwenden und da schied er traurig los, das die Finster knadten.

So sah er auch eines Tages beschäftigt, eine Abdrift, die ihm viel Mühe gemacht hatte, zu beenden, als es an seine Thür klopfte und kaum noch hatte er herein gesehen, so that sich die Thür schon auf und herein trat eine stättliche Dame, gefolgt von einem kleinen



Der wunderbare Leuchter.

Martin von H. Seeger.

Mehren, der mit einer Hand der Tante die Schleppe und mit der andern ein kleines Buch trug mit metallenen Beschlägen und Klammern geschlossen, die wie Gold blühten.

Se vernahmer Besuch war unterm Peter, so hieß er, noch niemals gekommen, darum stand er erst ganz starr vor lauter Erstaunen, dann aber überschlug er sich fast im Streben eine recht bösliche und tiefe Verwundung zu machen, klappte fast zusammen wie ein Taschenmesser und schwarte mit dem linken Fuß hinten aus, daß es eine Freude zu leben war.

Die Tante war auch sichtlich erfreut über Peters Heiligkeit, denn sie lachte fast hell auf und als sie endlich vor seinem Schreien zu Worte kommen konnte, sagte sie, sie habe gehört, daß er ein geschickter und fleißiger Schreiber sei; nun wäre da ein Buch, wozu sie ihm eine recht saubere und seine Absichten haben möchte, aber bald und jedenfalls vor Ablauf dreier Monate, die Arbeit sollte ihm wohl bekehrt werden.

Damit übergab sie ihm das Buch, welches der Nebe getragen hatte und fragte, ob er solchen Auftrag zu übernehmen sich genehme. Peter beugte sich das Buch, und fand das es in ganz klaren Schriften und in einer Sprache verfaßt war, wozu er kein Wort verstand.

Se antwortete er denn sehr demüthig, daß er sich freilich wohl getraue das Buch in der gegebenen Frist nachzuschreiben, das er aber dann alle seine Zeit daran setzen und deshalb Ihre hochwichtige Gnade um einigen Verzeß anachen müsse, denn er sei leider gar dumm und habe zur Zeit nicht einmal das nöthige Werk, um Oel für die Lampe zu kaufen, was doch in dem Werke nöthig, welches so schwierig und mühsam sei, das er auch wohl die Nächte dazu zu verwenden genöthigt sein werde.

Da sagte die Tante aber: höre lieber, Geld werde ich Euch keines verschicken, denn wenn ihr welches habt, so besorge ich, daß ihr nicht arbeiten werdet; was aber das nöthige Licht betrifft, so habe ich da unten in meinem Wagen Karth dafür und mein Nebe soll Euch sozuleich eine Kerze heraufbringen, die Euch besser leuchten soll, als Eure Lampe und die auch verhält bis die das Werk vollendet; doch achte wohl und verbrachte sie nicht unnütz und nur um Euch in dieser Arbeit zu leuchten, denn anders wird es Euch zum Schaden gereichen.

Damit ging die Tante majestätisch zur Thür hinaus und rauchte mit ihrem köstlichen

Schleppstief die Treppe hinab, gefolgt von ihrem Mehren; kaum aber war sie fort, so lebte dieser zurück und brachte einen ganz seltsam gehaltenen metallnen Leuchter mit einem stämpfchen Wachse darauf, gab ihn Petern schweigend in die Hand und entfernte sich.

Peter beugte sich den Leuchter und das Entzünden Lichtes und meinte, das sei wohl fast ein Trost von der hohen Tante gewesen, ihm so ein solches stämpfchen Kerze zu schicken und das noch zum auf einem so seltsamen Leuchter. Denn dieser war reich und seltsam gehalten. Unten am Fuß hatte er die Gestalt einer hohen Burg mit Thürnen, Thürmen und starken verschlossenen Thüren, auf dieser Burg aber stand ein gewappener Ritter in tropischer Haltung mit Schild und Lanze und über dieser Gestalt erhob sich die Schale des Leuchters welche das Licht trug.

Endlich hatte sich Peter aber doch an dem Leuchter, so seltsam er auch war, fast geöhnt, so nahm er denn das Buch der Tante vor sich und begann seine Arbeit. Wunder, schönes Papier und ein ganzes Bund der besten Gänsefelle hatte die Tante ihm ungeschickt mit dem Buche eingehändigt und es betrafte also nichts als Geduld und Geduld, um das Werk aus der Hölle zu vollenden.

Peter gab sich alle Mühe, aber es war ein schwieriges Werk. Da er der Schrift und der Sprache unfähig war, so blieb ihm nichts übrig, als jedes Zeichen sorgfältig nachzumalen; doch wiederholten sich oft die selben Zeichen und je ging es je länger je besser.

Se vergingen die Stunden und als es Nacht wurde zündete er die Kerze auf dem Leuchter an, um bei Lichte weiter zu arbeiten. Es war aber eine wahre Pracht, was das für ein Licht war; so unscheinbar die Kerze auszu sehen hatte, so herrlich leuchtete sie und das ganze Tachstübchen des Schreibers war von dem Schein wie veragelert.

Se arbeitete er denn fest, Stunde nach Stunde, aber da er Nichts von dem verstand, was er schrieb, so fing er an bei selber merkwürdigen Arbeit allerlei Gedanken nachzumalen und träumte wie sonst wohl seine kriegerischen Träume und was es doch schon wäre, wenn er statt eines armen Schreibers ein großer und mächtiger General wäre.

Wie er sich das nun so recht ausmalte, dorch! da erkam es wie ferns Treumeln, aber ganz leise und fein und es schien fast, als ob der Lärm von dem Leuchter komme; dabei knisterte und plätschte die Flamme des Lichtes, als ob ein Treppen Wasser hinein gefallen

reide und man konnte nicht recht unterscheiden, ob das Geräusch wirklich von seinen Feinden herrührte oder ob es das Knattern des Lichtes sei.

Aber bald ward es deutlicher. Wirklich war es Trommelschlag, aber ganz fein, wie verkümmert. Es schlugen aber deutlich viele Tambours erst Reile und dann einen recht tapferen Marsch und siehe da!

Am Ausse des Leuchters, der, wie gesagt, eine Burg besetzte, that sich ein Ider auf; eine Jagdwilde senkte sich herab und heraus zog ein ganzes Heer winzig kleiner Soldaten, aber die auf die Größe waren sie ganz so, wie sonst die Soldaten sind. Es kam ein Regiment Reiter mit Trompeten und Pauken und einer schönen Standarte, dann folgten die Geschütze und endlich kam das Haupt mit Spitzen und Musketen und Trommeln und Fahnen, ganz wie in der Wirklichkeit. Das war nun eine Lust zu sehen. Alle die Soldaten hatten reiche Uniformen und auch eine reiche Fahne führten sie. Nach und nach war das ganze Heer ausgezogen und ordnete sich zur Schlacht. Ueber den ganzen Schreibe saßen sie nieder und suchten sich günstige Stellungen; besonders stark wurden einige Plätze besetzt, weil sie höher waren als die Fläche des Tisches, und auf einer alten Bild, die da lag, wurden die Kanonen und eine Abtheilung Schützen aufgestellt, denn da war der höchste Punkt des Schlachtfeldes.

Saum hatte nun die Armee auf diese Weise sich aufgestellt, so zog eine zweite aus dem andern Theil der Leuchterburg. Die trug reiche Uniformen, sonst aber war sie ganz wie die Andere. Aber, dachte Peter, der eifrig war, das sind die Kaiserlichen, jetzt geht es den Nothen sicher schlecht, denn der Kaiser siegt immer. Und so geschah es auch; die Weissen griffen mit großem Ungestüm an und in Kurzem waren alle die vortheilhaften Stellungen erobert, die Reiter in die Flucht geschlagen und nach langem Widerstand und heftigem Kampf von beiden Seiten wurde auch die Schanze auf der alten Bild erobert. Die Nothen ließen manchen toten Mann auf dem Platz und einige erschossene Pferde und zogen sich allmählig in die Burg hinein zurück. Da schlugen die Trommeln der Weissen Victoria, die Fahnen die schwanken die Fahnen und mit großem Jubel ordneten sie sich zur Marschkolonne und zogen gleichfalls in das Ider der Leuchterburg hinein, wo sie heraus gekommen waren. Die Jagdwilde wurden aufgezogen, die Thore flogen zu, da stammte die Kette, welche während dieser ganzen Begebenheit immer

geknistert und geprübelt hatte, plötzlich hell auf und erlosch und Peter blieb nichts übrig, als sich im Dunkeln zu Bett zu legen, zumal da er auch von dem wunderbaren Schauspiel ganz berauscht und müde war.

Am andern Morgen erwacht, hatte er wohl das ganze nächtliche Abenteuer für einen Traum gehalten, denn der Leuchter stand ganz ruhig da und die Burg in seinem Hangehell war so still und still, daß es ihm nicht schien zu denken, daß sie sich jemals geöffnet hätte und sie wären auch viel zu klein, um zwei so große Heere einzuschließen.

Alle andere auch lag und stand auf seinem Platz, als ob Nichts vorgefallen wäre, nur lag auf jedem Tisch, wo einst der reiche Soldaten gefallen und liegen geblieben war, ein blanker Tucatan, wo aber ein Pferd gefallen war, da lag gar eine doppelte gelbene Billede.

Man kann sich denken, daß unser armer Schreiber sich nicht lange Zeit nahm dies Wunder anzusehen. Schnell raffte er das Geld zusammen, wählte er einige Male, um sich recht fest zu überzeugen, daß alle der Reichthum wirklich da wäre und stellte vorsichtig einen Tucatan ein, um sich ein gutes Frühstück zu kaufen. Zwar war er, als er den Tisch sein Geldstück gab, etwas ängstlich, ob es auch wirklich richtiges Geld wäre und nicht etwa in des Wirths Hand zu Rehen würde, wie das, sagt man, bei Herengeld oft geschieht; aber der Wirth nahm den Tucatan ohne Bedenken und gab ihm noch viel Silbergeld heraus. Das war ein Glück! Den ganzen Tag dachte der reich gewordene Schreiber an seine Arbeit, sondern that sich ästhetisch, als und trank und ging zwischen den Mäusen spazieren und diesmal schien ihm das Spaziergehen viel lustiger wie sonst.

Als es aber Abend ward und dunkel, da dachte er an den Wunderleuchter. Wieder stellte er die Kerze an, aber sie brannte wie eine gewöhnliche Kerze, nur viel schöner und heller und als er lange genug in die Flamme schenken, ohne daß Etwas erfolgt wäre, setzte er sich an die Arbeit und schrieb wieder einige Seiten aus dem wunderlichen Buche ab. Nach ein Paar Stunden aber und gerade zur Zeit wie gestern, fing auch das Flackern des Lichtes wieder an, die Trommeln wurden, genug die ganze Begebenheit wiederholte sich, so die Reiten wurden noch schlimmer geschlagen und am andern Morgen lagen noch mehr Geldstücke auf Peters Tisch und Büchern.

Nun war alle Armut zu Ende und Peter

eben so glücklich wie er sonst unglücklich gewesen war.

Aber plötzlicher Reichtum, hat man, ist schwer zu tragen und das traf auch bei Peter ein.

Jetzt wie früher heilig, zu sein, verbrachte er die Zeit mit Weibchen und alle Winde der Stadt besaßen an ihm einen treulichen Kunden.

Auf die Kosten kam es dabei nicht an, denn der Leuchter sorgte für Alles und für mehr als nöthig war. Gräuulich aber war es, welch eine Menge von Freunden umher Peter plöglich hatte, von denen er sonst nie etwas gemerkt, und in welchem Ansehen er bei ihnen allen stand.

Selbst die Soldaten, die doch sonst immer das große Wort führen und früher sehr einen armen Schläder, wie er war, gar nicht anfaben, behandelten ihn mit großem Respekt und wenn er von Krieg und Schlachten sprach, denn davon glaubte er nun, da er so oft schon die Leuchterarmen hatte kämpfen sehen, eine vollständige Kenntniß zu haben, hörten ihm selbst alte bewährte Krieger mit Aufmerksamkeit zu: was war natürlicher als daß er sodann, um auch höflich zu sein, für Alle die Sache betratte.

Wie es sich von selbst versteht, hatte er eine schöne Wohnung gemiethet, trug schöne und reiche Kleider und ließ zwei reichgekleidete Kofaken hinter sich herschreiten wenn er ausging, welche ihm Mantel und Degen nachtragen mußten.

An das Buch ward Anfangs wenig, bald gar nicht mehr gedacht, noch weniger geschrieben und da er die Stunde wußte, wo in der Leuchterburg Revaille geschlagen wurde, so ging er nur dann nach Haus und kündete die Kerze nur an, um Geld zu gewinnen.

Nun sollte man denken, daß auch selbst bei solcher Lebensweise das Geld, welches der Leuchter spendete, überflüssig geracht hätte, aber Peter hatte, wie es sich für einen so reichen Mann ziemte, eine große Neigung zum Spiel gewonnen und da er hoch spielte, denn wie dürfte ein so wohlhabender Mann sich um Gesehen bemühen, und da einige seiner neuen Freunde ein ganz unglückliches Glück in allen Spielen hatten, sowohl mit Würfeln als mit Karten und im Fenchelspiel, so konnte es nicht fehlen, daß er viel Geld verlor, denn er verlor fast jedes Mal wenn er spielte.

Aber, sozte sich Peter, dem Glück kann man nicht gebieten und wer nicht wagt, gewinnt auch nicht und spielte und verlor fort.

So kam es, daß er bald genöthigt war

jeden Abend eine Schlacht schlagen zu lassen, weil jeden Tag das Geld von gehen drauf ging. Dabei fiel ihm denn wohl das Buch in die Augen, welches er abgeschrieben hatte und meran noch so wenig gekau war, aber er hatte noch lange Zeit dau, sagte er sich, wohl noch einen ganzen Monat um nachträglich wehler er nichtia daran arbeiten. So verging Tag auf Tag und was das Schlimmste war, die Kerze auf dem Leuchter wurde immer kürzer, denn bei dem Frasteln und Sprühen während des Geistes der Leuchterfeldaten und durch das Aufkommen am Ende deselben, wurde jedesmal viel davon verichet.

Eines Abends nun hatte Peter sehr unglücklich gespielt und Alles, was er bei sich hatte, verloren. Zur rechten Stunde aber ging er nach Haus, kündete die Kerze an, nahm die Weistüde, die se spendete und schrie damit zu seinen Kameraden zurück, denn endlich, dachte er, muß das Glück sich wenden und ich will wieder gewinnen, was ich verloren habe: es wäre doch ärgerlich so viel Geld einzubüßen.

Leider aber wandte sich das Glück nicht: auch diesmal verlor er Alles und kehrte müthig und müde heim.

Da fiel ihm der Leuchter in die Augen: sollte er wohl weimal in einer Nacht Geld spenden? Es gilt den Versuch: gedacht getan, das Licht brennt, die Trommeln rassel, die Zugbrücke fällt, genug es geschieht Alles wie gewöhnlich — doch nein — diesmal ist es die reihe Armer, die negativ ist, die reihe wird schmächtig in die Flucht geschlagen und verliert viel Geld, während die Reichen nicht einen Mann einbüßen. Die Kerze erlischt wie gewöhnlich, aber als Peter die gewonnenen Geldstüde sucht, welche traurige Ueberraschung! Statt der Geldstüde finden sich an der Stelle, wo die reichen Krieger seien, nur Stüde werthlosen Bleich.

Nun war es mit dem Reichtum aus, denn die wenigen Geldstüde waren Nichts werth und unglücklicherweise blieb sehr der Sitz behändig bei den Reichen und Peter erndete nur Frei halt Geld.

Nun ging es eben so schnell wieder in die Armut hinein, wie vorher in den Reichtum. Der Verkauf seiner guten Gerüche und Kleider brachte kaum genug um dürftigen Leben und Peter war wieder in sein Dachstübchen, wehler auch nun eifrig schreiben, um den Auftrag der Dame zur rechten Zeit zu vollenden. Aber ging es früher schon beschwerlich mit der fremden Schrift, so wollte es jetzt erst

gar nicht glücken. Die Augen und Hände waren durch das lange Mühsäßen der Arbeit entzündet und so dauerte es lange, bis er eine Seite vollendet hatte, die noch dazu bei weitem nicht so sauber geschrieben war, wie sie sein sollte. Dazu war die Fäulerkörze fast ganz verbrannt und konnte kaum noch für einen Abend hinreichen. Da seufzte denn Peter gar schwer, als er das alles bedachte: gerade war er am Ende einer Seite des Buches angelangt und schlug das Blatt um, und siehe da: anstatt der wunderlichen Charaktere, die er bisher nachgemalt, stand da mit schönen deutschen Buchstaben: „einem Thoren ist nicht zu helfen.“ Indem hing der Frennathläm im Leuchter wieder an, die Schlacht ward geschlagen, aber wieder legten die Ketten und statt Gold gab es Blei. Peter ging traurig im Dunkeln zu Bett, ärgerlich, daß das Buch ihn gewissermaßen einen Thoren genannt hatte und daß er ihm eigentlich doch nicht wieder-sprechen konnte. Da fiel ihm plötzlich ein: halt, das erste Mal, als ich die Kerze weinalm in einer Nacht anzündete, wechselte der Sieg und statt Gold gab es Blei, wie war es, wenn ich sie jetzt wieder anzündete! Natürlich wird der Sieg wieder wechseln und ich werde wieder Geld bekommen. Das schien ihm sehr klug gedacht. „Warte nur, du verurtheiltes Buch, sagte er, ich bin doch noch nicht so töricht wie du meinst.“

Gelagt gethan, Feuerung war zur Hand, die Kerze brannte, flammte, kühlerte, die

Fremmeln ließen sich hören, aber sie wurden immer lauter und lauter, endlich ging der Ton in ein furchtbares Getöse über, die Flamme des Lichtes erbebte sich bis zur Decke des Zimmers und leckte dann gierig umher; im Ku-brannten Bücher, Papiere, der Tisch, das Bett, kaum daß sich Peter mit verengtem Haar die Treppe hinab stüchsen konnte.

Das Haus brannte ab bis auf den Grund. Der Eigentümer klagte Peter an als den Urheber des Brandes, dieser aber war ärmer als jemals, denn er hatte nicht einmal Kleider mehr und mußte noch dazu fürchten, daß er wegen des verursachten Brandes vom Gericht belangt werden würde.

In solcher Noth rief er ihm einer seiner Kameraden aus den Tagen des Wohllebens, der ein alter Soldat war, sich anzuwenden zu lassen, um nur dem Gerichte aus dem Ver-dungen in entkommen: dem Soldaten aber, sagte er, steht der Weg zum größten Glück immer offen. Das that Peter. Daß er es bis zum General gebracht habe, wie er früher so oft gewünscht, ist nicht sehr wahrscheinlich, denn man hätte es wohl erfahren, aber man hat nie wieder etwas von ihm gehört und er wird also wohl in einer Schlacht umgekommen sein.

Die Dame ist auch nie wieder gesehen worden und hat nie wieder, weder nach ihrem Buch, noch nach ihrem Leuchter gefragt.

Diese sind im Feuer untergegangen, die Dame wird aber wohl eine Fee gewesen sein.

Kaiser Rothbart.

Vollsmärchen, nach: Jährl von Allen.

Ihr habt allesamt gehört von dem deutschen Kaiser Friedrich, den die Weislichen Barbaren zu bekämpfen wegen seines langen roten Bartes. Er war gerechthätig, kühn-müthig, mild, gerecht und ein sehr kluger Mann und ausserhalb der Kirchenverleumdung vieler Lüge willen gerühmt, so daß in den Geschichten nach dem großen Kaiser Karl keiner mehr gethan hat, denn er.

Nun hatte er aber viel Ansehen und Würde-mäßigkeit mit allerlei Weislichen, Bischöfen und Cardinälen, zumal Pabst Alexander, der ein harter Kirchenfürst war. Da nun der Handel sein Ende wurde und sie dem guten Kaiser das Leben sehr sauer machten,

sammelte er ein mächtig Heer und war Willens, vor Rom zu ziehen in seinem Unmuth. So hatte er beschlossen in seinem Sinne, aber es kam anders.

Denn da er nun vor Viterbo anlangte, traf er allda den Bischof Hartmann, der sein Beichtvater seitdem gewesen und den er annehmlich besuchte. Der redete wider die Anschläge des Kaisers ernstlich, schalt ihn um seinen Gehm und sein unfürsichtliches Benehmen und bewachte ihn, dieweil er mächtig gerüthet sei mit Kärken, Gelen und vielem Volk, daß heilige Kreuz zu nehmen und am Jerusalem zu ziehen. Mit großer Mühe, Arbeit und Blutvergießen habe seines Vaters Bruder,

König Konrad, das heilige Land erobert, nun sei es aber wieder in des Sultans Hand mitkommen der Stadt Jerusalem und den Städten, wo vereinigt unser Heiland gewandelt.

Das Alles und viel Anderes stellte Hartmann dem Kaiser so lebhaft und eindringlicher die Seele, daß der Kaiser Lust bekam, und verkündete es den Herrn und Fürsten. Sie waren wehlgemut, denn sie hatten ein großes Heer und viel streitbare Männer beisammen. Alle zogen sie durch Ungarn, Zisari und Thracien gen Constantinopel und von da war ihnen der griechische Kaiser Isaac zugesandt und föderlich bis gen Neopolis.

Da sie aber in der Türkei Land kamen, begann alsbald Streit mit Zisa, denn sie gewannen die Städte Pilemenia und Jeonium und gelangten durch das kleine Armenien, also daß Sultan Saladin um sämtliche Ausläufer befragt wurde. Denn auch König Richard Königin von England und der französische König Philipp waren ausgeritten dem Kaiser zu Hülfe, und sie erführten die Stadt Pilemenia und trangen von da weiter vor gen Jerusalem.

An der heiligen Stadt aber lag Sultan Saladin's Heer, der für einen Heiden ein furchtbarer Mensch war und schier ohne Gleichen. Viel Christen waren getödtet und viele bequahat auszuwandern mit Hob und Gut, aber aus den Gotteshäusern hatte der Türke Ställe gemacht für seine Pferde, und die Gleden von den Thürmen herabgeworfen.

Das christliche Heer war aber sonderslich begierig zu fechten und da man Lager gebaut hatte rund um die Stadt und Rath geschlagen, begann allerorts der Sturm und währte zehn Tage und zehn Nächte. Des Kaisers Heere aber war allzeit fern, wo der Streit am heftigsten war, und hatte in sich den deutschen König und das heilige Kreuz Christi. Der aber die Heere trug und kühnbar war, der Herrzog Eckhart von Baiern, ein sonderslich gottesfürchtiger und willkürer Mann, der seines Lebens nicht Acht hatte, wenn er fecht. Und so gelang es ihm mit Gott, daß derselbe und sein Heere die Mauer erklimmen, viel Heiden tödten und innerhalb der Mauer schon Fuß fassen.

Nun aber war es schier schwer, sich zu vertheidigen, denn es kam keine Unterstützung von den andern Christen und ihr Häuflein wurde kleiner und kleiner. Denn wer auf die Mauer zu Hülfe nachkommen wollte, wurde übel empfangen. Die Heiden erschaben und erwarteten viele ruhige Stürmer, also daß sie

jämmerlich mit ihren Leitern zurückführten in den Graben. Da ward dem Herrzog Eckhart Anlag, daß er die Einschläge neigen mußte und in andere Hand geben, sein eigenes gutes Schwert ergriß und muthig niederstiehl, wer auf ihn eintraf. So kam die römisch-deutsche Heere in der Ungläubigen Gewalt und ward hinweggebracht. Der tapfere Kaiser konnte aber nicht weiter dahau werden und war nahe daran, auch sein ritterlich Leben zu verlieren.

Aber Gott verließ seine Getreuen nicht, denn als der brave Eckhart nur noch mit dem Herrzog von Keßbryn und wenig Tapfern zu fechten daßand, kam wieder Hülfe über die Mauer und neuer Mut in die Seelen der alldereis verweifelnden Streiter. Sie trieben die Ungläubigen zu Haufen und verfielen hin und kamen in der Stadt auf einen freien Platz und warfen viel Heiden nieder. Es waren aber über schier zu wenige gegen die Türken, die nun von rechts und links auf sie einströmten, wußten auch nicht recht Ordnung zu machen, um der Heide Menge zu bestehen, waren auch mit keiner Heere versehen. Auf die Mauer zurück wollten sie nicht, auch nicht flüchten werden noch sich erheben, sondern riefen laut zu Gott und begehnten ritterlich wie fremde Christen zu sterben und schlugen wieder drein.

Da war aber ein guter Christ bei ihnen, geringer Geburt, und hieß Dietmar. Er war mit Eckhart über Meer gezogen und hing ihm so treu an, daß man ihn nicht anders wie Dietmar den Anbänger nannte. Sein Vater ist ein Müller gewesen, der zu Reich am Haußbaur an der Ahen geßien war. Derselbe Dietmar war ein Kämpfer, daran Gott und die Menschen ein Wohlgefallen hatten, und da er sah, daß die Christen ohne seine Ordnung bald noch auch wissen konnten, wo Sturm oder Feind wäre, zog er seinen Buntschuh an, durchschlug ihn mit einem langen Kesselspieß und hielt ihn im Treffen voran hochauf als Banner. Derselbe Buntschuh war aber aus bairische Art gemacht, ging heraus bis an das Knie und hatte drei große Ringe oder Schnallen.

Das war gut und that gut und bald nahm Herrzog Eckhart, der christliche Rittersch, selbst den Buntschuh, vermachte das kaiserliche Heer, auf ihn wohl zu achten, also daß es sich wieder um ihn zu sammeln vermochte und in guter Ordnung ritterlich stritt durch fünf Stunden. Neben Herrzog Eckhart hielt Dietmar, der Anbänger, wader Stand, den Buntschuh

zu mahnen, wiewohl er keine Strümpfe und nur den linken Buntschuh anhatte, auch nur ein weidenes Geschick für Harnisch.

So dachten sie sich Kaiser Friedrich ein, bis neue Hülfe kam und fröhlich, so legte und die Stadt gewann. Damals wurden niedergeschlagen über zwanzig tausend Heiden, Türken, Saracenen und Araber.

Danach besetzte Kaiser Friedrich und so um ihn waren das ganze heilige Land dießseits und jenseits des Flusses und ließ fromme Franziskanerbrüder rechnen am heiligen Grabe und auf dem Berge Zion. Er besuchte aber Jeglichen nach Verdienst und gab dem Herzog Eghart Holland, dahin er abgeirathet, erbs- und eigenthümlich, und verließ ihm einen Buntschuh in sein Wappen und der letzte der Egharts liegt in Trübsung im Frauenbrüderkloster begraben. Tiemar, den Ankänger, bezogte sedann der Herzog Eghart reichlich und der Kaiser gab ihm ein Wappen, einen Ad- und drei Blätter, und bestättigte seine Güter, die ihm der Herzog gegeben hatte. Hernachmals baute Tiemar in Wald und Wäldern den Marksteden Kiez, das einen Buntschuh im gelben Felde führte. Aber als sein Geschlecht ausstarb, bekam ein Herzog Friedrich das Eist Salzburg und das Riechische Wappen.

Da nun Gott den Christen so viel Sieg gewährt hatte, war viel Freude und Tanz bei ihnen und sie bauten die heiligen Städten neu und ordneten das ganze Land. Gütliche Häusern des christlichen Volkes zogen beim Kaiser Friedrich aber verweilt noch, um der Christen Sieg dauernd zu beschützen.

Papst Alexander war indes dem guten Kaiser gar abgünstig, konnte seinen Zorn nicht vergessen und gedachte es anzuknüpfen, daß Friedrich niemals aus dem heiligen Lande heimkehren möchte. Also sandte er zu ihm einen geschickten weltlichen Maler, von dessen Kunst der Kaiser nicht wußte. Der malte des Kaisers Bildniß gut und gerecht, aber heimlich, und selbigen Bild wurde dem Sultan Saladin vorgezeigt mit einem päpstlichen Briefe, worin es hieß, nach diesem Bilde könne der Sultan den Kaiser Friedrich leichtlich fangen und seiner habhaft werden, wenn er Fleiß daran lege, und dann möge er ihn festhalten allezeit.

Selches betraute Sultan Saladin und betrachtete das Bild des Kaisers mit Freude und schier christlicher Inbrunst, denn es war eines starken, heldenartigen und freien Mannes Bild, ließ auch dem Kaiser mit guter Kunde, schickte in Armenien nachstellen, allwohin sich der Kaiser begeben hatte.

Da geschah es eines Tages, daß der Kaiser mit einigen Herrn und Dienern hinausritt und war sehr erköpft, also daß er begreife, sich in einem fließenden Wasser zu baden, indem er sonderslich mit Schwelgerei und Saub beladen war. Ging auch mit seinem Caplan nur Weniges abseits von seinem Gefolge an ein angenehmes Bächlein mit Weiden und Lärchen und da er sich seiner Nachsicht verließ, entkleidete er sich und badete den müden Leib in der Fluth. Die Sultanischen waren aber fleißig auf der Lauer gewesen. Aus dem Gebüsch sprangen sie auf den Kaiser an, banden ihn und führten ihn mit seinem Caplan dahin, wo der Sultan war.

Nach etlichen Tagen wurden sie gefangen und gebunden, schier wie arme Sünder aber auch wie vereinte unser Herr und Heiland, vor Sultan Saladin gebracht, aber Friedrich verweigerte seine Kaiserwürde und sagte, er sei dabei des Kaisers Thutthäter. Saladin lächelte und verbieth ihm das Bildniß nicht, das ein Knabe aufstellen mußte, und gab ihm den päpstlichen Brief zu lesen.

Darob erbat der Kaiser Friedrich, aber mehr vor Zorn über den Verrath, denn um seine eigne Haft und Rett, und bat um Gnade. Und Saladin ließ Beiden gute Gemäcker gar ritterlich bereiten, gab ihnen gute Speisen und auch Wein, so den Türken zu trinken unterlag, war, beehrte sie aber wohl, hatte auch des Kaisers Bier und Jura. Und so waren sie drei Monate in Haft, litten keinen Mangel, versahen sich aber des Todes.

Indes war im kaiserlichen Heer und bei Friedrichs Freunden und Getreuen viel Streichen und Fragen um den Kaiser, denn er war verloren gegangen mit seinem Caplan und wußte Niemand, wie es geschehen war. Da sagten sie, der Kaiser habe in einem schneefleckenreichen Thale ginnag, zu Bades fließen wollen, sei aber sehr verdrückt gewesen, also daß er bedacht umzukunten. Der treue Caplan habe ihm helfen wollen, sei aber des nicht fähig gewesen und mit seinem Herrn durch im Wasser umgekommen. Auch suchten seine Getreuen ihn überall, in der Wäldern und in der Fluth, ob sie die kaiserliche Leiche fanden, war aber Alles vergeblich und eint. Da war die Trauer groß im Heere und männiglich fragte um den verlorenen Kaiser. Demnach zogen sie unter neuen Hauptleuten beim, die Fürstlichen beschloßen aber ein Jahr zu warten, ehe sie einen neuen römischen König, erfürn möchten. Einen Betrüger mit einem

rethen Bart, der sich für den verlorenen Kaiser ausgeben wollte, entlarvten sie und straften ihn nach Gebühr.

Witterweile aber lag der Kaiser mit seinem Caplan zu Babylon in Haft und sie gedachten oft an ihre liebe Heimath, deutsche Ähren und Wälder, die doch frischer wären und lieblicher, als die Babylonische Landtschaft, hatten aber schier keine Hoffnung heimzukommen. Sie blieben indess starkmüthig, wie Männer im Unglück müssen, nur ob der argen Verwilderung Alexanders sehte manchmalen das edle kaiserliche Blut. Der Sultan aber hatte die Gefangenen nicht verlassen, sondern fragte oft nach ihnen und achtete sie hoch. Denn er war früher selbst Christ gewesen, wie Viele sagten, und achtete Christ, Jude und Türke gleich, wem er nur ein edler Mensch sei, und hat einmal, wie ein Weirichter, mit Namen Ebrahim, geschrieben hat, seinen südlischen Freund Kalkan, der ein Kaufherr war, lächelnd gefragt, was für ein Glaube oder Geseß ihm denn von den andern so fonderlich einleuchte. Da hat ihm der Jude die Geschichte von den drei Ringen erzählt, die Jeder kennt.

Nun erhub der Sultan Alles, was die Gefangenen vernahmen und las sie täglich ihre Briefe betten. Der Caplan hatte in dem Tadel seines Oberstbuches einige Heften, deren conferirte er eine für den Kaiser und sich, also daß sie nun vor dem hochwürdigsten Sacrament zu ihrem Schöpfer beten und ihn um Treu und Güte ansuchen konnten. Darüber wurde Saladin, dem so fremmer Sinn in seinem Herzen wohlbekant, zur Barmherzigkeit geneth, bedachte auch oft des Papstes Intren und Verwilderung.

Derobalben nahm er sich vor, den Kaiser zu befragen, lud ihn mit dem Caplan huldvoll und wie edle Gäste zu sich, und als sie das Frühstück gegessen hatten, sagte er zu ihm: „Ihr seid dakeim ein großmächtiger Kaiser, nun aber schon gute Zeit in meiner Hand. Wenn aber nun ich, als euer größter Feind in dieser Welt und euer Antichrist, bei euch dakeim in eurer Gewalt wäre, was würdet ihr mir anstun, mich tödten oder am Leben lassen?“

Kaiser Friedrich schwieg in großen Sorgen, dann aber sagte er also: „Mein Gebieter! Als ich voridem in Nacht und Glüd war, gedachte ich wohl, so mir das Glüd günftig wäre und ihr in meine Gewalt kämet, wie ich nunmehr in der euren bin, auf was Weise ich mit euch als meinem Feinde und

dem Haupte der Ungläubigen handeln würde, und erwog und bedachte, daß ich euch als einen großmächtigen Herrn nicht anders halten wollte, wie denn ihr mich haltet, ohne Mangel im Gefängniß, und auch mir nichts Leidens widerfähret. So wäre es mir gar große Ehre gewesen, zumal um das heilige Grab und um meines Herrn und Heilandes willen. Wenn ich sedann aber genugsam Mühschaft, Verwilderung und Geißel von euch erhalten, wäre ich zufrieden gewesen und hätte euch auf Schagung um eine Summe Geldes wieder in eure Herrschaft entlassen mit Urtreue, also daß Keiner von uns, dieweil wir lebten, bei Verpflanzung der Gnade unseres und eures Gutes, auch bei Ehren, Glümp und Treuen den Andern mit Kriegesneht wieder belästigen sollte, wir hingegen unter Verbot Ärthen und Freundschaft geseulich betraden möchten. Ich hätte euch damit euren Stand, Würden und Ehren gemäß entlassen, auch bei allen Königen und Freunden Güte, Rath, Hertz und Verstand verpflichtet. Sedann hättet ihr mich als guten Gasthern und Freund herabmalen beliebt. Nun aber ist Alles umgedacht, auf meinem Acker liegt das Unglück, ich bin euer Gefangener und ihr handelt an mir nach euren Gefallen. Keine Seele aber habe ich in Demuth meinem Gott und Schöpfer empfohlen und erwarte, was ihr beschliet.“

Da erkannte Saladin des Kaisers hohen und geübten Verstand und gerechte Sitten und sagte: „Vater Herr und edler Bruder, es geschieht euch, wie ihr gesagt habt! Gebt mir und erfüllt euer Wort, so stellt ihr wieder zu Ehren gelangen, wie ihr selbst dazuleiden einmal erweigen und beschließen hattet. Als Schagung aber verspricht mir dreimalhunderttausend Tuglen und sendet sie mir aus eurer Heimath sofort zu.“

Darüber dankte Kaiser Friedrich, lächelte aber und meinte, weil er gänzlich ohne Geißel und Mühschaft sei, werde er wohl sein Verbot des Sultans Gefangener bleiben. Der vertraute aber dem Kaiser und seinem fremmen Sinne, also daß er nur Friedrichs Handchrift verlangte, die Schagung auf hunderttausend Ducaten erlies, so viel möge wohl ein deutscher Kaiser werth sein, und danach sollte der Caplan mit der conferirten Heftie zurückbleiben, bis die Schagung abseiner sei.

Nun war Friedrich froh der Hoffnung, sein liebes Deutschland wieder betreten zu sollen, und traurig, daß er das h. Sacrament in Gewalt der Ungläubigen lassen müsse. Der Sultan versprach aber, es in gebührender

Gehren halten zu wollen, und dem Caplan solle es crachen, wie bisher.

Da gelebte sich der Kaiser nicht zu rufen, bis er durch Golt und Kleined, wo er es schnell erhalten möchte, das h. Sacrament und den Caplan erlöst habe, schrieb und bekündigte dem Sultan die Bürgschaft und nahm weinenden Auges Abschied. Der Sultan Saladin umarmte ihn wie einen Freund und gab ihm Urlaub und sah ihn lange nach, wie Friedrich nun zu dem Caplan ging und sich an dessen Brust legte. Sie hatten aber gereinigt viel Leid und Schidial mitammen getragen. Dann küßte der Kaiser ihn und das h. Sacrament und ging zu den Keisigen, die der Sultan gestellt hatte. Da sah er, wie reichlich ihn Saladin begabt mit Zehrung, Gekleidstücken und Gekleidsmännern, sultani- schen Wapen und Kleinedien. Auch vier sehr edle Berberrosse hatte er ihm geschenkt und war so ein Zug von zwei und dreißig Pferden und viel wohlgepaddet Maultiern.

Darauf zog Kaiser Friedrich wieder ehren- voll dahin, woher er gekommen war, und wenn die Ungläubigen ihres Sultans Panier und Wapen sahen, knieten sie nieder und bezeug- ten dem Kaiser alle Ghorfurcht.

Nun dauerte die Reise Friedrichs geraume Zeit und war voll Abenteuer, aber glück- lich, also daß er endlich in Brinn bei seinem getreuen Bischof Hartmann wieder anlangte und viel erzählen konnte. Der dankte aber Gott gar inbrünstig für die Erlösung des Kaisers und so Jeder, der ihn wiederlief. Es haben ihn aber Viele, und es kam auch gar freudig Eckhart von Salzen und mit ihm Dietmar, der Anhänger, denn bald lief die freche Kunde durch das deutsche Volk und es entstand ein großes Jureien aus allen Ländern des Reiches und männiglich wollte den Kaiser sehen, der verloren gewesen war, und den Saum seines Kleides berühren.

Danach war bald die Schagung bei- sammen, und als sich die Sultaniſchen Reiter wohl ausgeruhet und alle Ghor gemessen hatten, begabte man sie kaiserlich für gute Gekleidstuck, überanmerkte ihnen das Golt und mancher- lei feibare Weichse für den Sultan. Der Kaiser Friedrich aber dankte seinem guten Walthern und Freunde Saladin einen langen Brief, den er mit großem Fleiß geschrieben hatte und an dem Saladin besonderes Wohl- gefallen empfand. Erbanter Brief muß noch in dem sultaniſchen Archive aufbewahrt liegen und sollte es wohl männiglich große Freude sein, wenn ihn der jetzige Ghorstürke aufsuchen

lassen wollte, so daß wir ihn alle lesen und uns daran erfreuen könnten. Das geschieht vielleicht.

Als nun die Sultaniſchen abgeritten waren, zog Friedrich gen Nürnberg, wohin er des Reiches Lände zu einem großen Reichs- tage beschieden, beslagte sich sehr über den Pabst, zeigte auch dessen verrätherischen Brief an den Sultan und das Bildnis vor, so damals heimlich gemacht war. Dann beslagte er, daß durch Pabstes Schuld das hochwürdige Sacrament in ungläubiger Hände Gewalt sei, und Alle, so das hörten, wurden voll Unwillen und gelobten dem Kaiser Hülfe und Juszug wider den Pabst.

Bald war wieder ein freitbares Heer bei Trient insammen, wovon man gen Rom zog und seinen Widerstand fand. Der Pabst war aber mit seinen Cardinäl zu Meer nach Venedig entwichen, alwo ihn Friedrich mit viel Ungläubigen besaagerte und hart bedrängte. Da ihn aber des Reichs Weisheit drückte, übergab er seinem Sohne Otto den Oberbefehl und ging nach Teutschlant. Damals ließ er auch die heiligen drei Könige durch Keinel, kölnischen Erzbischof, aus der bewogenen Stadt Mailand nach Gellen, der Stadt am Rheine, hingeleiten, wo sie annoch sint.

Des Kaisers Sohn Otto und die Gene- leni, wie die Venedianer ihre Rathshern benannten, kamen danach überein Frieden zu machen, war aber wieder Falschheit und Lüge im Spiel, also daß die Venediger Otto in den Thurm warfen, die Statthore schlossen und nun die Bedingungen machen wollten.

Das vernahm Friedrich Barbareisa und kam grimmiger gen Italien, denn je zuvor, und that einen Eid, nicht eher von Venedig zu ziehen, als bis die Marcuskirche sein Kö- nighal gewesen und der Marcusplatz umgaden und kern hincingelast werden sei. Es wurde viel unterhandelt, auch Golt versprochen, aber Friedrich wollte nicht von seinem Schwure abgehen.

In ihrer Noth wendeten sich die Weislen an Bischof Hartmann, der den Kaiser nach- giebigter stimmte. Und so wurde ausgemacht und ausgeführt, daß des Kaisers Heie eine Nacht in der Marcuskirche standen, die Kö- nighände wurden roth und weiß geküßet, des- gleichen die Akerkirchen auf dem Markus- plaze. Auch wurden vier ehorne Kene auf das Kirchenportal gestellt und sieben noch da zum Gedächtnis, wie auch die warmernen Kösnhände und Akerkirchen noch zu sehen sind. Auch große Schagung wurde gezahlt, wonach



G. Reimer 1894

Die Kunst der Buchdruckerei

Ein Märchen von zwei Brüdern

Märchen von L. Buchstein

der Kaiser mit seinem Sohne Otto von der Stadt abließ.

Eine Zeit darauf demüthigte sich Friedrich auf Bischof Hartmann's Bitten seines Leibesheils wegen vor dem Papste, also daß ihm dieser auf den Hals trat und ausruft: „Es steht geschrieben, auf Schlangen und Büsche sollst du wandeln und treten den Löwen und Trachen.“ Der Kaiser aber stand auf und sprach dagegen: „Nicht dir, sondern dem heiligen Petrus, dessen Nachfolger du bist, bin ich gehorham.“

Wie hatte der Streit zwischen Beiden seine Entschärfung erreicht, der Kaiser herrschte aber noch eiliche Zeit über das heilige römische Reich deutscher Nation und ist danach wieder

verloren gegangen und wurde seiner Menschenheile fund, wohin er gekommen.

Es sind ihrer aber Viele, die sagen, er lebe noch bis zu dieser Stunde und wohne in dem hohen Berge Swisthäuser und werde, wenn seine Zeit gekommen, daraus hervor treten unter das deutsche Volk, die Ungerechten zu strafen. Seinen Schild wolle er dann an einen dürren Baum hängen und des Baumes blüthen alle Zustände heilig. „Es ist wahr,“ berichtet der ehrwürdige Ehrensenfchreiber Carolus, daß des Baumes geschützt wird und sind Hüter dann geschäftet, welcher Kaiser aber seinen Schild daran hängen soll, das weiß Gott.“

Ein Märchen von zwei Brüdern.

Von Ludwig Beckstein.

Es waren einmal zwei Brüder, von denen war einer klug und der andere unklug, und die waren Schäfer und hüteten verschiedene Heide, und wenn einer hütete, so war der andere zu Hause und fedte das Gien und trug es dann hinaus auf die Schaafweide. Nun traf die Heide des Klügens einmal den Klugen und die des Klügens den Unklugen, und als verstand das Gien gefodt hatte, da trug er es auch hinaus.

Da mußte er aber über eine Brücke, die war sehr niedrig, und hatte viele Spalten im Boden und da fürchtete er, durchzufallen, wenn er sich darüber wagte, begann dabei, die Spalten mit Klößen auszufüllen und die Klößen mit Saurekraut, ging dann höflich und geredeten Muthes hinter über die Brücke, und sagte zu seinem Bruder, als der ihn fragte: „Nun, wie hast du denn das Gien?“ — „Gien hab ich nicht, aber ich habe einen guten Gedanken, ich habe die Brückenpalten mit Klößen und Saurekraut verstopft, daß wir nicht durchfallen.“

„Du bist ein wahrer Pfaffenknecht!“ — sprachte der kluge Bruder den Unklugen aus. „Es ist mir gut, daß du mir den hütst, und ich fode.“ — „Da das ist auf!“ — antwortete der Unkluge. „Aus nun die Schaaf sich nach der Heide hinklagen, und bekümmerte sich weiter um nichts, so machst du auch nichts rummes!“ — ermahnte der Kluge. Da nun der Unkluge zu hüten begann, klickten die Schaaf nicht

so stehen, wie sie gelegen hatten, da sie schliefen, und da schlief der Unkluge sie alle maulete und legte sie neben einander nach der Reihe. Wie nun der Bruder mit dem Knecht voll Gien kam, da wunderte er sich, wie schön die Schaaf lagen, und sagte: „Gie, die liegen ja prächtig nach der Reihe!“ — „Weißt?“ — schmunzelte der Unkluge. „Die dummen Schaaf wollten erst nicht, da hab' ich sie todgeschlagen alle mit einander, darauf haben sie müssen Liebre parren.“

„Gie du lieber Himmel!“ — sprachte der kluge Bruder: „Was hast du gethan? Jetzt sind wir verloren!“

„A, wer uns findet, wird uns schon auffuchen und wieder bringen!“ — sagte der Unkluge, aber sein Bruder trieb ihn zu schneller Flucht. Da sind die beiden Brüder in einen tiefen finstern Wald gekommen, und wie die Nacht kam, flogen sie auf einen Baum und wollten drehen schlafen, nahmen aber den Knecht mit hinaus voll Brud und Broden, damit sie nicht drehen verhungerten.

Und da sind zwei Räuber gekommen, die setzten sich unter den Baum und wollten ihr Gien abholen und theilen, und drehen schnippt der Knecht etwas über, da sagte ein Räuber zum andern: „Du — es riecht!“ — und da helen aus dem schwarzen schwärzenden Knecht auch Graupen und Broden, und der andere Räuber sagte: „Du — es graupelt und hagelt!“

Und die Brocken konnten den Kessel nicht mehr halten, und da fürzte er herunter und da schrien die Häuber: „Herr Gott, der Himmel fällt ein! Da kommt schon eine Kautel! Das ist eine schöne Kunst!“ — und liefen fort und ließen ihren Sack voll Geld im Stich und auch einen großen Sack voll Rüsse. Da fragte der kluge Bruder: „Wollen wir nicht theilen? Willst du lieber den kleinen Sack, mit dem harten Zeug, oder den großen, wo die Rüsse drin sind?“ — „Das versteht sich, den großen, allemal! Die Rüsse!“ antwortete der Dumme: „denn die Rüsse kann ich essen, das harte Zeug aber kann ich nicht beissen und nicht essen.“ — Nun nahm jeder

seinen Sack, und trug ihn, und der Dumme an so lange Rüsse, bis er nichts mehr zu tragen hatte, dem andern aber wurde der Geldsack zuletzt so schwer, daß er ihn nicht mehr tragen konnte. Da verlangte der Kluge, der Bruder solle ihm tragen helfen. „Ja!“ — sagte der Dumme: „ich will dir tragen helfen, aber wir müssen wieder von frischem theilen; die Hälfte muß mein sein — sonst thu ich's nicht.“ Wollte der Kluge recht klug sein, und nicht sammt dem Gelde unterwegs liegen bleiben, so mußte er theilen, und dem Bruder die Hälfte versprechen. So gingen sie mit einander fort, und lauschten sich andere Schaafe, und sangen ihr Weisen wieder von vorne an.

Die Banknote und der Pfennig.

Märchen von W. Verchenbach.

Hans Gschelich war, ein armer Teufel, der wohl einen guten Appetit, aber wenig Geld hatte, denselben zu stillen. Zum Unglücke mußte er noch für die Wagen seiner beiden Buben sorgen, die von Jahr zu Jahr größere Portionen verlangten und doch nur hin und wieder einen Groschen mit Rädchen-tragen verdienten. Das kann so nicht länger fort gehen, sprach Hans eines Tages zu den beiden Rangen; es ist wahrhaftig die umgekehrte Welt: Ich bin alt, schwach und zusammengekrümpt und muß doch das Brod für drei Mäuler verdienen. Ihr aber seid jung und stark, aufgeschossen, wie die Tannen im Schwarzwalde, und ruhet nicht einmal die Arme, um mir das Rückenfrummachen zu sparen. Tu, Neibhardt, hast dazu noch ein falsches Herz und lachst hinter meinem Rücken in die Haue über meine Gutmüthigkeit; und du, Hürchteget, hast zwar ein gutes und biederes Herz und gehst mir alles Gute, aber du bist zu dumm, etwas zu gewinnen. Heute Nacht kennst ihr noch unter meinem Tuche schlafen, aber morgen, wenn der Hahn kräht, müßt ihr den Wandersack nehmen und für euch selbst sorgen.

Neibhardt und Hürchteget hörten die Absichtserklärung des alten Vaters mit sehr verschickten Gesichten an. Während der Letztere es recht und billig fand, daß dem Vater die Last abgenommen würde, beschloß Neibhardt sein Bestreben, machte eine Haut in der Hofentasse und dachte: Schon gut, ein schlauer

Kerl, wie ich, kommt in der ganzen Welt durch. Du aber willst ich die Suppe versalzen, denn ich weiß gewiß, daß ich einmal reich zurückkehre! Dann füllst du das viele Geld wohl schon, aber nichts davon bekommen! Da Hürchteget aber hatte den gerade entgegengesetzten Gedanken: Ach, ich bin so schrecklich dumm und dämlich, sprach er leise vor sich hin, ich werde es in meinem Leben zu gar nichts bringen, und möchte doch so gerne recht reich werden, um meinem guten Vater ein fröhliches Alter zu bereiten.

Am folgenden Morgen, als die Sonne über den Berg lauerte, traten die beiden aus der Thüre: der Vater stand hinter ihnen und zeigte mit dem Finger nach der breiten Landstraße. Neibhardt schritt vorwärts, aber dem guten Hürchteget that das Herz weh, daß er nun auf lange Zeit seinen Vater nicht mehr sehen sollte. Er wandte sich schüchtern um, fiel dem Vater küßend um den Hals und sprach: Zeig' mich erst, denn ich fürchte mich, ohne deinen Segen in die Welt zu gehn! Da rannen auch dem Vater die Thränen aus den Augen, und als Hürchteget sich vor ihm auf ein Knie niederließ, legte er beide Hände segnend auf das ledige Haupt und schaute den Pfand des Himmels auf alle seine Unternehmungen herab. Betrübten Antlitzes wandte der gute Vahn sich endlich hinweg und sah noch ein mal der Güte zurück, ehe er den Bruder einhüllte, welcher grimmig pfiffend mit bestigen Schritten vorwärts eilte.

und zuweilen im giftigen Unmuth die Haufen zerstreuten Bausteine mit dem Fuße anstieß, daß kleine Thiere darin in den Straßengraben stellten.

In dem Graten aber lag ein düster blinkender Gefäß, der schon eine schöne Anzahl von Jahren auf dem Rücken und weißgezeichneten Keden auf dem Kopfe hatte, dem floß einer von den Steinen auf die Nase, daß sie blinnete. Er sprang rasch auf, sah sich nach dem Thäter um und sprach: Was hat dir meine Nase gethan, daß du ihr so übel mißspielst? Reithardt lachte böhnisch und starr zu antworten, fragte er den Weißgezeichneten: Warum legt ihr eure Nase in den Straßengraben? Warum zogt ihr die kleine Narbe nicht darüber, die wie eine Pflasterwunde auf eurem Kopfe sitzt?

Hüchstezett that es leid, daß der fremde Mann durch seinen Bruder zu Schaden gekommen war: freundlich und zuversichtlich nahm er ein Stüd Junder aus der Tasche und legte es ihm auf die verwundete Stelle, wodurch das Blut leichtlich gestillt war.

Um deines kranken Bruders will, heb der Mann zu Reithardt an, will ich die deinen muthwilligen Streich vergelten, und damit du siehst, daß ich keine Klage im Herten trage, so will ich Böses mit Gutem vergelten, denn wisse, ich bin der Hüter aller edeln Erze und Metalle, die in der Erde verborgen liegen, ohne meinen Willen kann kein Schurz und kein Schacht angelegt werden, und wenn ich wohl will, dem zeige ich die Stellen, wo die reichsten Gold- und Silberadern liegen. Zeit dreitausend Jahren hatte ich das Licht der Sonne nicht mehr erblickt, aber ich mußte endlich einmal hinauf, um nachzusehen, wo die Menschen mit all dem Metalle bleiben, das sie unaussprechlich aus der Tiefe holen. Gestern und heute habe ich den ganzen Erdbreis durchwandert, habe die Eisenadern, die Tampfschiffe, die Schmelzhöfen, Hütten und Hämmer gesehen und begreife nun recht wohl das Räthsel in den Eingewerten der Erde. Hier an diesem Fleck wollte ich noch eine Welle im Sonnenlichte ruhen und dann wieder hinabfahren zu meinen Erzen. Jetzt mit mir hinab und ich zeige euch die reiche Goldader, die in eures Vaters Garten ausläuft. Folgt ihr mir, so stellt ihr einen Reichtum erlangen, daß Reithardt ein Bettler gegen euch ist.

Reithardt schaute dem Erzhüter forschend in's Gesicht, denn der Mund wässerte ihm schon bei der Erwähnung des großen Reich-

thums, aber nach und nach zog sich ein böhnischer Zug um seine Lippen und endlich brach er in ein verächtliches Gelächter aus und sprach: Secundum, ich traue euch nicht! Ihr seht mir gar nicht darnach aus, als ob ihr auf den Schätzen der Erde bräutet, wie die Henne auf den Eiern. So ein Erzhüter muß doch eine Figur machen und nicht drein schauen, wie ein Windfaden, der in der Mille beim Zinnen zu wenig geuipst worden ist. Ich habe all mein Lebtag gehört, die größten Zwigsuben befanden sich unter den Vergleuten. Ihr müßt wissen, daß ich auch nicht auf den Kopf gefallen bin und mir nicht von jedem Straßentrottel drei um's Maul schmeieren lasse. Wendet euch an meinen Bruder, der ist der rechte Mann! Sagt ihm, der Mend sei ein Heiltsnerf vom heiligen Erzhüter, so schwort er drauf, daß es wahr sei.

Mit diesen Worten wandte er den Kopf um und treckte verwirrt. Hüchstezett wollte ihm folgen, aber der Erzhüter zwang ihn an dem verächtlichen Rostschloß und ließe: bleibe da!

Aber ich werde meinen Bruder verlieren, sagte er ängstlich, und was sollte ich dann beginnen? Ach, ich bin viel zu dumm, mich allein in der Welt herumbringen!

Hat nichts zu sagen, sprach der Erzhüter, du siehst mit mir hinab und ich zeige dir die Goldader, die in eures Garten ausläuft.

Hüchstezett blieb lauernd stehen. Endlich sprach er: Ich hatte mich auf den Reichtum gefreut, um meinem Vater ein glückliches Alter zu bereiten, aber ich hatte mir auch gedacht, daß es schrecklich mühsam sei und lange dauere, ehe man nur hundert Thaler besäße, und jetzt soll ich plötzlich, so ohne alle Arbeit und Mühe noch reicher wie der Rothschilt werden? Kein Oest, wie sich des Menschen Herz ändern kann! Es scheint mir jetzt in der That gar nicht handaufhebendwerth, so reich zu werden. Du lieber Himmel, man hat nicht einmal gesehen, wie aus nichts etwas geworden ist, wie es dann allmählich wuchs und sich ausdehnte, bis man zuletzt ein Mann von Gewicht wurde. Kommt mir's nicht übel, Herr Erzhüter, aber wenn das Herz und der Kopf nicht einmal warm dabei werden, so will ich doch lieber am Bleiben. —

Hüchstezett hatte erwartet, der Erzhüter werde über seine Unmuth schrecklich ungehalten sein! Der aber nicht freundlich mit dem Serie und sprach: Nicht so, mein Sohn, der Reichtum, welcher nicht mit Mühe er-

worden ist, hat seinen Werth, er verfrachtet und verheimet nur das Herz, ohne Genuß zu gewähren. Gehe darum in die Welt, arbeite und arbeite! Verzage auch nicht, wenn das Glück die den Rücken wendet und es den Anschein hat, als ob du immer arm bleiben solltest. Wir sehen uns wieder, ich verlasse dich nicht und werde dich beschenken, wenn du lange genug gestrebt, und für die Menschen ein reiches und hübschereites Herz bewahrt hast.

Wen im Straßengraben, wo der Gräbter stand, dicht neben Hürtegetts Füßen, that sich jetzt die Erde auseinander und das Männlein sank hinab, weiß Gott, wie viele lautliche Lächter tief!

Hürtegetts schaute in die Oeffnung hinein; erst ward einige Lächter dunkel und erdig, dann aber fing es bläulich an zu klimmern, und noch tiefer hinab war ein Glänzen und ein Strahlen, als ob die Sonne in einem Haufen neu geglätteten Goldmünzen hineinschiene. Als das Männlein unten auf der Sohle des Gräbters ankam, hielten die kleinen Verzäcker mit ihren Grubenlichtern aus allen Winkeln hervor, flatterten bliggeschwinde in die Spalte aufwärts und schauten mit den feurigen Augenlein neugierig in das Licht der Sonne und in Hürtegetts Antlitz.

Schnapp! fuhr die Spalte wieder zusammen, unter seinen Füßen lag ein dumpf rothender Denner durch die Erde, wovon keine Schußföhlen ähnelten. Lange blieb er noch stehen und starrte in den Graben; endlich fuhr er sich mit der Hand über die Stirne und — klingelnd, hielten ein paar Goldstücke aus der Oeffnung auf den Boden.

Alles Anfang ist schwer, sprach Hürtegetts, mir aber macht ihn der gute Gräbter leicht, und ich will in Dankbarkeit versuchen, mit seinem Geschenke die Grundlage zu meinem Glück zu legen! —

Gewissen wollen wir ihn wandern lassen und uns nach dem Reithardt umsehen, der unschümmert um seinen Bruder, aber vielmehr froh, daß er seiner anheben war, weiter trottete und schon gegen Abend am Hafen einer armen Seefahrt ankam. Da war ein reges Thun und Treiben, wie er es in seinem Leben nicht gesehen hatte, und er riß die Augen gewaltig auf über die mächtigen Schiffe mit den sturmhellen Masten und den tanzenden Schweben fliegen.

Was siehst du hier und gaffest? redete ihn ein alter Seemann an; mache dich lieber nützlich und verdiene Geld.

Ich möchte es, lächelte Reithardt, aber

wie fängt man's nur an, um recht bald viel davon zu haben?

Hm! brummte der Seemann, es fehlt mir eben auf meinem Schiffe, das noch heute Abend in See stechen soll, um nach Kalifornien zu gehen, so ein Kerl, wie du — just so wie du! Willst du mit, so schlage ein, ich zahle gut.

Kalifornien!! Das klang dem Reithardt in die Ohren, wie die lieblichste Musik. Wie viel hatte er von Kalifornien und seinem Goldreichthume gehört. Dort brauchte man ja nur mit dem Eimer zu schöpfen, um gleich einen ganzen Bauernhof darin zu haben. Und noch obendrein sollte er nicht allein umsonst übergefahren werden, sondern noch gar Geld dabei verdienen! Da galt kein Bedenken; rasch sprang er empor, reichte dem Seemann die Hand und sprach: Ich bin kein Freund von langem Handeln, die Woche 10 Tblr. und alle Monate eine rothe Matrosenjacke, so sind wir einig.

Der Handel war abgemacht und in weniger als keiner Zeit fielen die Anker und Reithardt tanzte mit der Marianne in die hebe See.

Schon am zweiten Tage kamen sie an eine Insel, wo sie frische Kohlen einnehmen sollten. Ehe sie anlandeten, kam es dem Reithardt vor, als ruge ein Kopf aus dem Risse des Ufers und sehe ihn scharf an. Wahrschaffig, das war der Kopf des Gräbters, aber kaum hatte Reithardt nach einem Stück Seil gegriffen, um es demselben auf die Nase zu werfen, als er schon verschwunden war.

Die Fahrt ging ziemlich glücklich von hinnen, nur selten kam es zu einem Stürmen und zu einem Sturme gar nicht. Sobald indessen die Wellen etwas höher gingen als gewöhnlich, deutete es dem Reithardt immer, der Kopf des Gräbters tauche aus dem Meere auf und selbe dem Schiffe eine Strecke lang. Je näher sie dem fernen Lande kamen, desto feinschätziger hatte er des Augenblicks, wo er dasselbe betreten und die Goldfelder aus dem Sande lesen könne. Endlich lief das Schiff in den Hafen ein, und wäre es nicht gerade Mitternacht gewesen, der goldbühnige Lande wäre sofort auf und davon gegangen. Er hatte sich auf dem Deck ausgebreitet und schaute eben in den wunderlichen Phantasia über die Verwendung seines Goldthums, als sich die Rippen der Planken erweiterten und dicht neben seiner Nase die Leiseppe des Gräbters aus dem Schiffsraume hiez und dessen Gesicht fuchsfarbig in die Höhe wuchs. Er wollte

ausspringen, aber er war wie an den Boden genagelt und vermochte nicht ein Glied zu rühren. In Furcht und angstvoller Erwartung harrete er an der furchtbaren Leibeslänge des Gespenstes hinauf, als sich dieses niederbeugte, aus Malthaumböhe ihm die Hände entgegenstreckte und ihn fluss seiner sämmtlichen Gliedmaßen entledigte, dann eine lange Theerqualle nahm und seine Haut mit einer ägerten Flüssigkeit einrieb, die wie brennendes Feuer durch seine Poren bis in die Leber und Lunge, ja bis in's Herz hineintrug. Wie er sich auch mühen mochte, der Theerqualle zu entriunen, er mußte Stand halten, bis ihm der Erbhüter einen Klapp mit dem Stiele auf den Rücken gab und allmählig wieder zusammenschraubte, bis er durch die Spalte verankert. Nun hatte er wieder physisches Leben und Bewegung und griff mit beiden Händen nach den Kleidern, die ihm der Tanae ausgezogen hatte.

Kaum war die Sonne aus dem Meere emporgeschienen, als Reithardt auf und davon ging und sich in eine sandige Ebene hineinbewegte, welche fast ganz mit Goldgräbern bedeckt war. Sattig blickte er sich zur Erde, die Goldklumpen aufzuheben, welche ihm vor den Füßen klinkten.

Die Goldgräber waren aber nicht gewillt, ihn so rubig gemäßen zu lassen, denn sie arbeiteten schon wechenlang im Schweige ihres Angesichts und sandten doch nur alle Stunden ein kleines Körnchen, während die rothe Matreienjade kaum die Nase in's Land steckte, um in einem Augenblicke zum Kabe zu werden. Sie erhoben drechend die Spaten und sagten ihn hinweg gegen das Gebirge, von dem man glaubte, daß auch nicht die Spur von Gold darin enthalten sei. Mißmuthig wandelte er den ganzen Tag durch die Berge. Gegen Abend erreichte er ein Thal, das sich in eine tiefe Schlucht verzweigte, die mit Wasser angefüllt war. Lange hieß der Schlaf seine Augen, endlich zog sich ein nebelhafter Aler um seine Sinne und er sah nur noch wie durch einen Schleier. Das war die Stunde, wo sich in dieser Abschiedenwelt die Wunder der Götter begaben. Es wurde rings um ihn her lebendig. Zuert wand sich vorzüglich und in weilen Ringen eine Schlange von den Wänden der Schlucht herab, wachte um sich her, näherte sich, da sie Niemanden gewahrte, dem Wasser und wie aus dem geöffneten Munde einen funkelnden Stein hinein. Leise, wie sie gekommen, entfiel sie sich wieder, vom hohen Felsen noch einmal in die Tiefe zurückblickend. Der Schlange folgte ein schwarzer Kabe,

welcher mit ausgebreiteten Klügeln über dem Wasser flatterte, ein glänzendes Metall hineinfallen ließ und über den Hügel verschwand. Nicht neben ihm ward jetzt ein Geplatter hörbar: zwei riesige Affen rollten einen Goldklumpen, so groß wie einen unfelzer Walsattel, vor sich her, der jetzt mit weiten Zsprüngen in den Teich hinabwirbelte, daß das Wasser zu beiden Seiten der Felsen in die Höhe spritzte und seine Rüse beugte. Nach und nach wurden der Zuträger so viele, daß er nicht im Stande war, sie einzeln zu untersuchen, sondern genug damit zu thun hatte, die Plättche in's Wasser zu zählen.

Endlich ward es wieder leerenhülle: am entgegengesetzten Rande der Schlucht erhoben sich zwei Männer und blickten hinab. Morgen, sagte der eine von ihnen, wollen wir zurückkehren, die Schätze zu heben, denn sie sind von Nichtswegen unter Eigenthum, da das Gekbir sie aus unsern Mienen heilt. Gesenekt sei der Tag, an dem wir endlich diesen Ort ausgeforscht. Die Männer gingen und Reithardt empfand das freudige Gefühl, nunmehr ganz allein Herr dieser unermeßlichen Schätze zu sein.

Der Wend ging auf, seine Sinne waren wieder klar und er sah mit Entzücken, daß das Wasser, wie durch eine geheime Zauberkrast abnahm, bis die Schätze trocken vor seinen Blicken lagen. Er geberete sich wie wahnsinnig und tanzte wie betrunken um das Gold und die Goldstücke. Als er sich endlich in etwa ernüchterte, überfiel ihn der Gedanke, wie er diese schweren Massen an's Meer und zu Schiffe bringen sollte. Daß sie einem Andern gehörten und daß er durch die Wegnahme zu einem Diebe würde, war seine geringste Sorge. Reich wollte er werden, sehr reich, alles andere kümmerte ihn nicht.

Während er noch überlegte, kam der Teufel mit einem großen Seuwagen im Galepp anzuwahren und erbot sich, ihm die Schätze an's Meer zu bringen, wenn er ihm verspräche, nie einem Armen etwas zu geben. Würde es obnehin nicht geihan haben, lachte der Edelhart, aber laßt nur auf, daß wir fortkommen.

Am Au hatte der Teufel den Seuwagen gefüllt: eben lehrte er noch die Goldklübelein auf dem Boden zusammen, als die zurückgetretenen Wasser wieder vom Boden aufzusaßen und den Teich füllten. Der Teufel hob den reichen Reithardt auf den Wagen, und nun ging's über Dreck und Stein, als ob Klöße und Kabe brachen sollten. Vor Anbruch des Tages schon hielt der Wagen am Oshafte

des Meeres, und als wenn es so beschick wäre, tante ein Schiff am Anker. Aufgeladen, schrie Reibhardt, fort nach der Heimath!

Nach einer glücklichen Fahrt kam er auf dem Heilande an, wo er seine Schätze in Banknoten umsetzte, damit er weniger zu schleppen habe. Für seine Person lebte er nun in Saub und Braus und dachte, es solle nimmer ein Ende nehmen; aber es nahm doch ein Ende, trotzdem er getreulich sein Versprechen hielt und nie einem Armen einen reichen Heller gab. Kaum waren 3 Jahre herum, so besaß er nur noch eine einzige Banknote. Mit dieser pilgerte er der Heimath zu. Der erste, welcher ihm begegnete, war sein alter Vater, der ihm stierend und gebüdt die Hand entgegenstreckte und um ein Almosen blickte.

Reibhardt erkannte den Alten auf den ersten Blick und hub an, ihn mit leeren Worten zu versippen. Es ist ein wahres Unalück, sprach er, daß Ihr mein Vater und arm seht, denn ich habe ein Glücke achon, nie einem Armen etwas zu geben. Seht viele Banknote könnte Euch zum reichen Mann machen, und doch darf ich sie euch nicht geben. Damit ich aber nicht in Versuch komme, mein Glücke zu brechen und dem Teufel in die Klauen zu fallen, so muß ich mich derselben sechalt als möglich entledigen, ohne daß ein Mensch Nutzen davon hat. Mit diesen Worten steckte er die Banknote in den Mund und schluckte sie hinunter. Das besam ihm aber übel: auf der Banknote waren zwei nackte, wilde Männer gerechnet, die mit ihren Keulen zu beiden Seiten des königlichen Wappens lehnten. In dem Augenblick, wo der böse Geist das Papier in den Mund steckte, lösten sie sich ab und fielen mit Fleisch und Blut und bewacklichen Gliedern neben ihm, die Keulen hoch in der Luft schwingend.

Reibhardt dachte, sein Zünklein habe geschlagen; er kniete nieder und sagte jammervoll um sein Leben. Steh auf, sprachen sie, wir wollen dich nicht töten, du selbst vielmehr in den Gehäßen des Reichthums verderben.

Küßlich hand er vor einem großen Pallaste, der mit vielen Schlössern und Ziegeln vermahet war; die wüthen Räume aber flozen über die Thüre des großen Portales und fielen zu beiden Seiten des dort beutlichen Wappens, über und über von Geld strahlend.

Reibhardt erkannte das Gebäude als die Schatzkammer des Königs. Sobald der Wunsch in ihm aufstieg, in den Kellen des Gebäudes seine Taschen von Neuem zu füllen, sprangen die Thüren auf, alle Schloßer öffneten sich ihm,

und von Treppe zu Treppe stieg er hinauf, bis er sich in den Gewölben befand, wo die Goldbaren und das gemünzte Geld aufgehäpelt lagen. Wieviel fiel er über die Haufen der und griff mit beiden Händen hinein; aber die Flüssigkeit, womit ihn der Erbhüter befrüchten hatte, übte jetzt ihre absteigende Kraft aus und das Geld entzog sich immer wieder seinen Händen, wie sehr er sich auch bemühte, es schuldhalten. In Schweiß gebadet, erblickte er endlich ein Häuflein Banknoten, auf die er sich wart, und die sich geduldig von ihm wegzutragen ließen.

Ärger als je trat er am andern Tage auf und schwelgte in Lüssen aller Art. Die Banknoten aber waren sämtlich als falsche von der Regierung confisziert und in den Gewölben hinterlegt worden. Schon am Nachmittage wurde er als Halbschmücker eingezogen und bald nachher auf öffentlichem Markte enthauptet. Sobald sein Haupt gefallen war, habnte sich ein schwarzer Fuhrmann mit knallenden Peitschenhieben Bahn durch die Pöbel, menag. Im Nu wart er den entseelten Körper auf den hohen Heumwagen und das abgeackelte Haupt in der Hand, sprengte er um Stadtthore hinaus, das unter dem Hufschlag der Pferde blaue Blut aus den Steinen sprühten.

Einen Tag später kehrte auch Fürsthegott aus der Fremde nach Hause. Traurig wandelte er der Hütle seines Vaters zu, denn er kam mit leeren Händen; der schöne Traum, seines Vaters Alter zu verjüngen mit Reichthum und Gütern, war wie eine Seifenblase zertrümmert. Wohl hatte er Geld und Gut gewonnen, mehr als hundertfach, sein und seines Vaters Glück zu begründen, aber er hatte Alkannen seinen und darben sehen können, und so lange mit vollen Händen abschöpfend, bis er selbst nichts mehr besaß. Mit Tränen in den Augen überdachte er in den Tischen umher, sehte das Anter um und um, und saute und schlochte. Ein einziger Pfenning fiel aus dem Anter auf den Traubenbalken.

Es ist alles, was ich beinge, sprach er, und ein Pfenning kann meines Vaters Derg nicht erlösen; dennoch will ich ihm denken in die Hand legen und besinnen, wie Unrecht ich gehandelt, indem ich Alles hinauf und ihn, den ich so sehr liebe, in Dürftigkeit ließ.

Die Stelle, wo er dieses Selbstgespräch hielt, war just der Ort, wo einst der Erbhüter im Graben gelegen hatte. Auch jetzt lag er wieder da, aber in der Gehalt eines Lahnen

Beutler, der ihm demüthig sein Köpfelein entgegenhielt und um den glänzenden Piennig bat. Ach, sagte Kürchtegett, machst mir das Herz nicht noch schwerer, der Piennig ist mein ganzer Reichthum und für meinen Vater bestimmt, der arm und alt ist.

Der Piennig, sprach der Beutler, wird deinen Vater nicht reich machen, auch ist er bei Weitem nicht so arm und unglücklich als ich. Wieh mir den Piennig!

Wahnt es mir, guter Mann, antwortete er, ich wollte euch gerne helfen, aber ich darf nicht so undankbar gegen meinen Vater sein. Laßt mir den Piennig! La, nehmet meine Stiefel, ich kann besser daauf gehen, als ihr.

Der Alte nahm die Stiefel und steckte weiter: Wieh mir nun auch den Piennig! Lieber will ich dir auch den Red geben, sprach er, und warf ihm auch diesen zu.

Der Alte nahm den Red, hielt aber mit schwebender Wiege um den Piennig an. Gerade der Piennig, sagte er, fehlt mir, um meine Krüden ausbeffern zu lassen, und wenn ich ihn nicht bekomme, muß ich an der Landstraße liegen bleiben.

Das war zu viel für sein reiches Herz. Er warf ihm den Piennig zu und wanderte weiter. Kaum hatte er zehn Schritte gemacht, so flegte ihm Jemand auf die Schulter. Er wandte sich um und sah in das Angesicht des Erbhüters.

Gut, daß ich dich habe, lieber Junge, sprach dieser lustig! Als wir uns das letztemal

sahen, versprach ich, dir die Goldkader in meines Vaters Garten zu zeigen. Laich vorwärts nun! Ich muß noch vor Abend nach Australien in die Gelsminen, und da habe ich wahrlich keine Zeit zu verlieren.

In wenigen Augenblicken standen sie in dem kleinen Gärtchen, der Erbhüter nahm lachend den glänzenden Piennig aus der Tasche und rührte ihn mit dem Daumen in die Erde. Er wird schon wachsen und Früchte tragen, sprach er zu Kürchtegett: nun aber geh zu deinem Vater!

Der Erbhüter war verschwunden; Vater und Sohn aber lagen sich in den Armen und freuten sich, daß sie sich wieder hatten.

Am andern Morgen rief der Vater: Kürchtegett! Kürchtegett! Schau doch, welch ein wunderbarer Baum im Garten steht!

Kürchtegett eilte hinaus. Da stand ein Bäumlein mit kuppelförmigem Stamme, dessen Blätter klingelten im Winde, denn jedes einzelne war ein glänzender Piennig. Mit einem Sage war er hinaus und schüttelte den Stamm, daß der Boden von den Münzen bedeckt wurde. Das schönste aber war, daß sich immer neue Blätter entwickelten, wie viele davon auch heruntergeschüttelt wurden.

Das Bäumlein trug seine Früchte Sommer und Winter und wurde nimmer leert. Tausend, wie die Münzen, war auch das Glück von Vater und Sohn. Kürchtegett pflegte zu sagen: die Genußsamkeit wehne eben nur im Kupfer und nimmer im Golde.

Mosel - Sagen.

Von H. Becker.

1. Das weiße Läubchen.

In einem Dorfe bei Trier wohnte ein Ehepaar mit zwei Kindern und einer alten Großmutter, die wie eine Hexe aussah und von den Böbchen sehr gefürchtet wurde. Als eines Tages Vater und Mutter aufs Feld gingen, Kartoffeln zu änten, nahmen sie die Kinder mit. Die Großmutter blieb zu Haus, um das Mittagsessen zu bereiten. Um 12 Uhr wurde der Knabe nach Hause geschickt, damit er das Gien abhole. Die Großmutter hatte noch sein Feuer angezündet, auch keine Anstalten getroffen, wohl aber machte sie sich

viel in einer Kammer zu schaffen, in der eine Kiste mit gelblichen lachenden Mephisten stand. „Komm her,“ sagte sie zu dem Jungen, „nimm dir einen Apfel aus der Kiste. Ob ich heute sehr heiß und du wirst hungriig und durstig sein“. Die Kiste war aber leer und der Bedel sehr schwer. Als sich nun der Knabe arglos darüber bückte und den Kopf in die Kiste steckte, schlug die Großmutter den Bedel um, der gerade den Hals daß und den Kopf vom Kumpfe trennte. Lautlos schluckte sie in den Schuppen, nahm Holz, pündete ein helles

Feuer an und hängte darüber den größten Kessel mit Wasser gefüllt, in den sie Kopf und Rumpf des armen Knaben warf, um beide zu kochen. Da der Vater vergesslich auf das Essen wartete, kam er selbst, um danach zu sehen. Die böse Mutter reichte ihm das Fleisch seines eigenen Kindes vor, von dem er aß, ohne zu wissen, daß es Menschenfleisch sei. Das Fäulnißgeruch aber saß unter dem Tisch und spielte mit den Knechen ihres Bruders. Da kam ein weißes Täubchen aus Fenster geslogen und sang:

Meine Großmutter hat mich umgebracht,
Mein Vater hat mich gegessen.
Unterm Tische hat mein Schwefelstein
Und reißt meine Knechen.
Ja, reinerth sind die Fäden.

Als der Vater das hörte, gerieth er so in Wuth, daß er aufsprang und die Großmutter mit dem Beile erschlug. Das weiße Täubchen aber flatterte dreimal um die Hütte und verschwand dann für immer.

2. Das Meerfräulein.

In Heiligkreuz lebte ein Mauerer, den das Meerfräulein jede Nacht besuchte. Da er sich seiner nicht erwehren konnte, so gaben ihm seine Freunde den Rath, es zu fangen, und war dadurch, daß er das Schlüsselloch mit Wachs verstopfte, sobald das Meerfräulein bei ihm sei. Der Mauerer that, wie ihm geheißen und war nicht wenig erstaunt, als er früh Morgens ein wunderthönes Weibchen

in seinem Zimmer fand. Er beirathet es und sie lebten viele Jahre zusammen. Als der Mann aber bemerkte, daß die Frau nicht immer so schön blieb, wie im ersten Augenblick, wie er sie gesehen, kam ihm die Lust an, nach ihrem Herkommen zu fragen. Das Meerfräulein ließ einen lauten Schrei aus und war plötzlich verschwunden, der Mauerer ist aber sein Leben nicht mehr froh geworden.

3. Die Kirche zu Weinhausen.

Vor vielen Jahren, als es noch wenig Kirchen in der Gegend gab, sagten die Dörfer die zur Pfarrei Weinhausen gehörten, den Entschluß, gemeinschaftlich eine Kirche zu errichten. Da die Orte in einem Kreise lagen, so wollten sie die Kirche so bauen, daß jeder gleichweit davon entfernt sei. Am Rande eines Berges breitet sich ein Wiesenthal durch das ein Bach fließt, hier wollten sie die Kirche erbauen. Eifrig schaffte man das nöthige Material herbei und die Arbeiter begannen ihr Werk. Als sie Morgens in der Frühe wieder auf die Baustelle kamen fanden sie zu ihrer Verwunderung, das dort weder Hölzer noch Steine mehr zu finden waren. Wehln sie gefremten waren, riefte Niemand. Morgens fand sich auch die Spur eines Wagens oder Pferdes, durch welche die schweren Werkstücke

hätten fortgeschafft werden können. Nach langem Suchen fand man das verschwundene Baumaterial auf dem benachbarten Berge. Es wurde wieder ins Thal geschafft und das Fundament von Neuem gelegt. Als aber die Arbeiter Morgens zur Stelle kamen, war Alles wieder verschwunden. Nun beschloß man die Kirche auf dem Berge zu bauen, die dann auch nach einigen Jahren fertig wurde. Nun stritten sich die elf Dörfer um den Namen, den sie der Kirche geben sollten. Als die Bauern im lebhaftesten Disputen waren, kam eine weiße Taube geflogen, setzte sich auf eine Schilberrinde und rief: Hilget! Hilget! Hilget! Trübs wurde als ein Jochen des Himmels angedeutet und so legte man der Kirche den Namen Hilgenwert bei. Später ist das in Hilgenrath umgändert worden.



1. Auflage 1912

Lith. Josef v. Engel & Söhne, Wien

Der Alpmutz

(Märchen von L. Bedenstein)

Der Alpmuth.

Unser Alpenmärchen von Ludwig Beckstein.

Gar schaurige Sagen und Märlein von wilden und grauenhaften Gebirgsgeistern leben im Volksmunde der Beredner des Tiroler Alpenlandes. Was hier folgt ist eine solche märchenhafte Sage.

Aus einem Thale, die Thur genannt, einem Seitenthale des Zillerbales, steigen rings hohe Alpen empor, zum Thale mit grünen Wiesweidenfluren, leitere Almen gesegnet. Weit zerstreut von einander liegen die Hütten der Zerstühten, die sich auf diesen Bergeshöhen ansiedeln haben, aber dennoch sind vieler Häuser und Hütten, Scheuern und Ställe ziemlich viele, und geben dem Thale wie den Höhen über demselben einen heimlichen Ansich. Je weiter aber das Thal von der bevölkerten Beredner nach der Hinterthur sich zieht, um so seltener wird der Anblick von Gebirgsbewohnungen, und die Hinterthur ist selbst bloß ein geringer Alperort mit nur zehn Häusern. Kommt das dort noch sparsame Völkchen fort, so kommt nur das Vieh, das die Hinterthur, auch eine Höfnerin, treiben am Boden hin, denn der Sturm läßt sie nimmer emporkommen; um die grüne Trift aber, auf deren Schooße Hinterthur sich friedlich hingehaut hat, stehen rings nackte jücker, kufförmige Giebelberge empor.

Und dennoch ist auch so hoch über der Meereshöhe, und sehr oft über den Welten, der Mensch dabei mit seinen Verträgen und seinen Schwächen, seiner Liebe und seinem Haß, seinem fremden Glauben und seinem Aberglauben.

In einem der letzten Häuser von der Hinterthur saßen drei Menschen beisammen am

einem Feiertage, die einander lieb hatten, das war die Brenel (Brenita), eine Almerin, Alois, ihr Bräutigam, und die alte Abul, Brenel's Großmutter. Tiefe und die Enkelin spannen, und der Alois rauchte seinen Stummel und that nichts, als daß er seine Brenel mit Wohlgefallen ansah; nebenbei hörte er mit halbem Ohre zu, wie die Abul erzählte.

Die Abul, die schon ihre siebzig und mehr Jahre auf dem Weite hatte, erzählte aber vor ihr Leben nichts lieber, als Geschichten, die sie von ihrer Abul, und die wieder von ihrer Abul erzählt worden, welche nie weiter, als in die Orte Kannerbach und Beredner, allwo die einzige Kirche des ganzen Thales steht, gekommen war. Sie erzählte von den Geisern und Spukdingen des Gebirges, und war sehr lebhaft und phantastisch.

„Zehi Kinder,“ so sprach sie, „das mögt ihr nun glauben oder nicht, denn die besten Leute, ich weiß es, sind alle gar neugierig, und klüger als die Almer, so sie denken sich sogar klüger als unser lieber Herrgott; mit dem Alpmuth ist's richtig, und kein erdennes Märlein.“

„Dah wol auch ichen davon reden hören, Abul,“ wach der Alois hin, „dah's aber nit Ahmirt, selbes Gered. Gleich freilich der Alpmuth allen, brauch' nur meine Nachbarin trunten in Kannerbach, die Witkin, anuschau'n, e mein Gott, Abul! — So erzählt den weiter, wie's um den Alpmuth eigentlich beschaffen.“

„Es ist halt ein Geist, ein böser Geist!“
versteht die Ahtl und seugte sich mit dem
Zeichen des heiligen Kreuzes über Stirn,
Rund und Brust. „Es ist ein Gaul, der
im Weiberg umgibt von Gehalt wie ein Trache.
Sein ganzer Leib ist voll Eiterbeulen: was
er ausknaucht, das ist die Pestilenz. Wo er
hintritt verdorren kraut und Gras, da bleibt
auch nicht das kleinste Blümlein grün und
am Leben. Wenn er sich auf eine Matte
lagert, schreit sie har und heif, und giebt
nimmer wieder ein Jutler. Die Vögel fliegen
alle fort, wenn sie merken, daß der Almpus
sich nur rührt — und daß einer noch singe,
daran ist gar nicht zu denken. Wenn der
Almpus im Wentschen aus seiner Kluft her-
aus auf die Matte tritt, und es ist Nacht,
so flammt ein Schimmer um ihn her, wie
Karfunkel — wenn aber der Mond scheint, so
wird dessen Gesicht ganz dunkelroth — ja
selber der Ras, der Wälder drehen über
der Glo, am Hochlager, dahin die Käte um
Mitternacht getrieben werden, hängt an und
wird roth und hernach wieder gräulich weiß,
wie ein Leichentuch.“

„Und was thut denn nun der Almpus,
Ahtl?“ fragte Brend.

„Was er thut? Ei du mein Gott, wie
du so dummi fragst, Dien! Er geht umher
gleich dem Erbfeind, wie ein brüllender Löw,
und sucht welchen er verschlinge — beehrte
mit gewichtiger Miene die Ahtl. „Meinst du
etwas, es wären nicht schon genug Schützen
und Wälderer hinauf gegangen und nicht wie
der gekommen? Die hat alle der Almpus
geheißt, und zu Laub und Staud zerrissen und
zerstossen.“

„Das ist ja sehr gruslich, was du da
und verjähst, Ahtl.“ sprach Alcid. „Ist
denn selbem Almpus gar nit beizukommen,
etwa mit einem guten Segen und einer ge-
weilten Kugel drinn, oder einem Segen, oder
sonst?“

„Wüßte mir, mein guter Alcid!“ ant-
wortete das gebräutete Mütterchen. „Er läßt
sich auch gar selten sehen, als nur im Mond-
schein, und in Nächten, wenn der Kufal schreit
— na, den Kufal, der da droben schreit,
den möcht ich nicht über meinen Gartenzaun
fliegen sehen. Man spricht wol, aber das
dünkt mich ein laeres Geschwätz, es könne
einer dem Almpus getreu zu Leibe gehen, und
die ganze Gegend von ihm befreien, wenn er
Gleichendes, Neigendes, Beigendes bei sich
trage.“

„Was sagst du, Ahtl?“ rief Alcid

verrundert: „Gleichendes, Neigendes, Beigendes-
des! Was soll das heißen?“

„Weiß ich's?“ fragte die Ahtl zurück.
„Wenn man selbes wüßte, wär' vielleicht der
Almpus schon lange nicht mehr am Leben.“

„Do! das kann ich mir wohl denken!“
nahm die Brend das Wort, und blinzelte
nach ihrem Alcid: „Wang sonst ein Dub
Muth und das Herz auf dem rechten Fleck
hat, der kann's mit Gott schon wagen, und
selbes Best verlegen.“

„Soll ich auch? Meinst du das?“
fragte Alcid, und stand auf von der Ofen-
bank und streckte sich empor. Er war ein
hantlicher, nerviger, schnigen Dub, der Alcid,
schlang wie eine Ahtlferse, herab als der
beste Ahtler (Kaufer und Ringkämpfer), und
als ein ferscherender Bergschütz.

Die Brend wurde blutroth bei seiner
Frage und erwiederte etwas verschämt: „Ich
sag' nit, daß du auch gehn sollst, mein Alcid;
ich meine nur.“

„So — du meinst nur, mein Alcid,
daß wenn ich's nit thu', so thut's halt ein
Anderer — aber was ein Anderer thut, das
kann ich auch thun, und noch schmal besser.“

In Alcid erwachte der Stolz und in der
Brend die Güte. Sie wußte, daß ihr
Bräutigam der geachtete Burche in der
ganzen Gegend war — und sie begann nun zu
schmelzeln nach ihrer Art: „Ich weiß schon,
mein traurer Alcid, was du vermagst. Du
stettest mit deinen Haren schon festen hin-
auf, und wär' er so heil, wie die Martins-
wanne drummen bei Sturm (Sturmwind). Du
sprichst mit der Gans in die Wette. Kein
Schuldbach darf sich schon lassen, du holst dir
von ihm die Hühner auf deinen Hut, und
we kein anderer Alcid sich hinwagt, da
phüchst du noch Geduld und Gedraute mir
zum Kirchhaus. Das hat gute Bege. Aber
mit Göttern anhaben, das steht auf einem
anderen Blatt — ich sage nit, du sollst es
thun und vom künftigen Almpus die Almen
befreien, sondern ich würde darum gabe, wenn
der Hölzenjaul von larpferer Hand erlegt
würde.“

„So se, und was gibst du denn d'rum,
mein hantes Alcid?“ fragte der Alcid,
halt in Gedanken verfallen.

Die Brend war roth mit der Antwort
zur Hand, denn ihr wuchs die alte Hoffnung
im Herzen, wachen zu können vor allen Die-
nen des Weibergs mit der Herabstiege ihres
Gräbchens, und später noch als Bäuerin ihr
ganzes Leben lang.

„Was ich drum get', ich? Eine neue gelbige Putzmauer schied' haben, mein Meis, und eine nagelneue Bunte, darauf zwei Herren von Pfaffenstern achst, ganz schmutz, und in den zwei Herren kein Name und mein Name zum ewigen Angedenken.“

„Topp!“ rief der Meis, gehvorn von Muth und Liebe. „Aber halt! Eins fällt mir da noch ein — das Gleichende, Reihende, Beisende — das müsst' ich denn doch wohl haben!“

„Hast' etwa nit schon, mein Schaperel?“ fragte lachend und den Meis hätschelnd, die Brenel. „Brauchst' nur Deine Sonntagspuppe anzugsch'n, mit den nagelneuen Zwanzigen drauf statt der Kröpf', die der Andre Heier hat prägen lassen, da hast du Gleichendes — und in die Laichen noch du dein Aacinettel, dein Kraduch, da hast du was Reihendes, und das Beisende, trauer Meis!“ — sah Brenel fast spöttisch fort und schlug ein Gesächter auf: „schau, das hast du ja im Maul — keine prächtigen Zähn'. Was willst' du mehr?“ —

„Noch ein Bussel!“ rief Meis und sogte seine Braut, nahm dann aus der Gek seinen Egen, küßte seinen Hosenbut mit dem breiten Gombhart und den Schilbhart, fiedern teglich auf, heßte die Heite fröh, wündete sie an, und gab gute Nacht an die Muhl und an seine Maid.

Es war ein schöner Mondschein-Abend, voll Frische und Herrlichkeit. Die Fernerhöner glänzen wie Krystall, hinten harrte die „getrorene Wand“ empor, ein Gleiches, noch höher über ihr lagerte das Turer Gie-meer. Am liebsten wäre Meis gleich dort hinaufgekrungen, er hand unklüßig zwischen den Häutern der Hinterbur. Sollte er erst nach Hause gehen, bloß wegen der Jerve mit den Silberknöpfen? Nach Kannerbach hatte er abwärts, wenn er gut ging, anderthalb Stunden, und heraus zwei, und dann war er so weit wie jetzt. Und jetzt war es fast neun Uhr. Doch endlich ging der Meis seinem älterlichen Hause zu, erreichte Kannerbach, klopfte am Wirthshaus an und schaute sich einen Gmian, (Prantwein mit Gmianwurzel angeteigt) und war sehr froh, daß die Wirthin, die er urwer mit einem Almvus verglichen hatte, so gefällig war, schnell bald wieder in die Meider zu fahren, und ihm den Schnaps zu verabfolgen, ohne länger zu schelten, als man braucht, einen Weinstock zu beien, was der Meis geduldig anhören mußte, denn eher gab

sie den Gmian nicht her, bis, sie ihr vollen Gock an allen möglichen, auf Meis Tage vorkunden Schelweren herabsagte hatte.

„Wenn ich selbes Weib bedachte“, murmelte der Meis, als er das Wirthshaus verließ: „so hätte ich Gleichendes, Reihendes und Beisendes in einer Tracht, ummal vom letzteren sehr viel, und könnte zehn Almzüge mit verdien.“

Tabern schnitt sich Meis einen großen Kunkel Brot ab und ein Stück geduckerten Gensched, steckte einen Weinstock in sich, und sog die neue Sonntagspuppe an, die schon den Rest aller Kameraden in der ganzen Tur erzeugt hatte, denn sie ein Staat war noch nicht da gewesen.

Als der Meis sich so verleben und den Stupen unterlucht hatte, ob er gut im Stande sei, und dann frisch geladen, war die Mitternachtstunde da, schlug die Kirchuhre Giff, und er wanderte wieder hinaus in die helle Mitternacht und schritt mit manderlei Gedanken wieder fürdas. Als der Wanderer das stille Thal von der Hinterbur erreicht hatte, deren Bewohner alle im friedlichen Schlummer lagen, wünschte er, am Hause der Muhl vorüberzuschleichen, der Brenel von Herzen eine recht gute Nacht und süßen Traum — und stieg dann, einem Almvus folgend, empor. Rechts schwebte in ständlicher Entfernung im Mondschein silberglänzend eine „hinterreißte weibliche Gehalt über einer dunkeln Wand — wie ein Selig-Fräulein, sie schen sich zu bewegen — Meis blühte scharf bin. Es war ein Wasserfall, der sich kläudert über eine Felswand niederstürzte, noch so fern, daß kein Feien nicht einmal des nächtlichen Wanders Ohr erreichte. Erst später, näher gekommen, vernahm tiefer des Ralles dumpfes Klutichen durch die Nachtstille. Es war jetzt Ein Uhr.

Der Wanderer stieg immer höher.

Nach einer Stunde rühteten sich die Kronenrader der Zedolpe und über das kluggrüne Turer Gie-meer floß ein zarter Reichenbinnen, wobei Farben entäuerten, die keine Feder zu beschreiben vermag.

Meis hand jetzt aufstehend an den Almütten des sogenannten Perichschens, schaute in die aufglühende Fröhe des Morgens und vernahm das Gellengel der Hengengelen, die zu früher Stunde schon aus den Thälen heraus auf die hundertreichen Hochmatten üben. Schon genährte Meis auch Reichen in Thälgel, der Meis war's

und seine Tochter, die schmutze Naß, (Anastasia), die sich bereits da drehen in frühen Geschäften regten.

„Grüß dich Gott, Aleis!“ rief der Keller: „Bey lauffe, we hinaus denn so in aller Eile? Willst’ etwa Oeisen brühen, trauer Aleis, oder willst’ für dein G’schagerl eine Alpenblume von der g’fornen Wand holen? Schau, nimm dich nur in Acht, daß du nit etwa seibst g’frierst, Aleis!“

„Was werd’ ich?“ gegenredete der Aleis mannhaft. „Ten Almpus will ich aufsuchen und den lastrichen Gaul erschick’n!“

„Jesus! Maria! Joseph!“ schrie bei diesen Worten die junge frische Almerin, die Naß, auf, und schlug drei Kreuze. „Wo g’denkst’ hin, Aleis? Wer hat die das g’traffen?“

„Ich mir selbst oder — nun, ich will’s eben versuchen!“ drachte der Aleis unwiderstehend — denn er war schier verwundert über den Blick voll Weisheit und Seelenangst, der aus den Augen der Naß auf ihn undte, der man ansehen konnte, daß ihr das Abenteuer, an welches Aleis sein Leben setzen wollte, nicht gleichgültig sei.

„Nimm Vernunft an, Aleis, und lebe um!“ nahm erst während der Keller das Wort, „das ist nit für dich. Du wärst nit der Erst’, den das Unthier in seine Klauen bekäm’, und zu Land und zu Staub zerriße und zerbiße. Da gehört mehr dazu, als mit einem guten Stutzen in’s innere Weisse und auf den Punkt einer Scheibe zu treffen.“

„Ich hab’s halt einmal zugelegt!“ entgegnete Aleis kurz und bestimmt.

„Wem denn, um’s Himmels Willen, Aleis?“ fragte die Naß hoch verwundert, und sah ihn mit schenktlichen Blicken und ganz anathlos an.

„Nun denn, Naß, wenn du es durchaus wissen mußt,“ — erwiderte Aleis: — „der Brenel, meiner Braut, hab’ ich’s zugelegt.“

Tas Aleis Brenels Bräutigam sei, war der Naß nichts Neues, gleichwohl gab die Erwähnung der Braut ihr einen Stich in’s Herz, denn sie war dem Aleis selbst ant, obgleich sie sich dieses niemals hatte merken lassen.

Nun wandte sich ab und richtete ihre Blide hinaus um Morgenbimmel, der immer heller wurde, während in den Thälern noch Dunkel lag. Es war ihr, als ob sie weinen müßte.

Der Keller bemerkte dies nicht oder that zum wenigsten so, als ob er nichts bemerkte, und richtete die Frage an Aleis:

„Sprich, Bub, hast du Oeisendes, Beisendes, Reisendes bei dir? Eine dicke drei Stüde semmst du gar nit, oder gar schlecht an.“

„Wird schon sein, daß ich’s bei mir hab’, Keller!“ erwiderte Aleis mit einem gewissen Trotz, und wandte sich zum gehen.

„Aleis, Aleis, bleib!“ rief die Naß: „Ich bitte dich um aller Heiligen Willen!“ rief, ihm wieder mit glühendem Gesicht sich zuwendend, Naß, und streckte beide Arme aus, ihm in den Weg tretend, um seinen Weiter-schritt zur Höde hinan zu hemmen, und fügte hinzu: „O mein Gott! Wie kann eine Dirn’ so herzlos und grausam sein, ihren Liebsten in den Tod gehen zu heißen!“

Aleis wurde ganz verwirrt und es schredte ihn fast, daß die Almerin ihn so heftig zurückhalten wollte, und er dachte in seinem Sinn: Aleis, du mußt Aurschli zeigen, und darfst dich nicht aufhalten lassen von diesem Thierl. Doch fühlte er, daß sie es gut meinte, und sprach daher sanft zur Naß: „Ich dank’ dir, Almerin, daß du dich so um mich sorgst — aber bedenke, wenn dir kein Schatz was verspricht, und wellt’s hinterdrein nit halten!“ —

„Nein Schatz — o mein Gott! da müßt’ ich erst einen haben!“ — So ged’ halt hin! Behüt’ dich Gott!“ verlegte Naß tief verlegt und ging rasch in die Almbütte: ihr Vater aber rief dem daren schreitenden Aleis fast tödtlich den üblichen Gruß nach: „Zeit lassen!“ — für sich murmelte er aber noch den Zusatz: „Karr, der du bist!“ —

Nun stieg der Aleis immer höher und höher, just so, wie der Bergen drauffstieg; aber der Bub war nicht mehr so froh und so mutbig in seinem Herzen, als zuvor, ehe er den Keller und dessen Tochter geschrien. Es kämpfte etwas in ihm, es kamen allerlei Gedanken, und unter andern die, ob er auch auf rechten Wegen wandte? Ob es nicht Gott versuchen heiße, mit dem Teufel anzutreiben Ob es bray von der Brenel sei, ihn zum Kampf gegen ein unabwehrliches Berg-gesent zu lenken? Ob das inkomm sein müßte, wenn man sich recht lieb habe?

Der Aleis hatte schon das Kreuzholz erreicht, eine gar hohe Ochsenastgasse, wo die letzte Almbütte stand, welche die G’s bieh, die lag so schwarz vor ihm, just wie ein Sarg, und hinter ihr stieg’s empor, wie ein Baar-tuch, die ungeheure riesige Gletscherwand.

Siehe, da stand ein Herrgottsbiid am Fels, ein Kreuzstr, roth gemalt, ein einfaches Bergkreuz — und weil dem Aleis das Herz

schwer war, so kniete er nieder und sprach ein Vaterunser und ein Ave, und betete: „Gehde mir o Herr, einen deiner Zuhörenden mit und hilf mir zum Siege. Amen.“

Wie der Aleis sich von seinem Knie'n erhob, schau, da war er nicht mehr allein, da war ein gar verbugeltes, altes, graues Bergamännlein bei ihm, ach, das freit gar zu sehr und klapperte vor Furcht, und hielt die Hand ausgestreckt und sprach schentlich: „Geharm' dich, guter Bue, und theile mir etwas mit! Mich hungert und durstet und friert! Die Noth und das Alter und die Straußheit bringen mich um!“

„Zchau, schau, Mann!“ sprach der Aleis in der mühsigen Gestalt: „was trarest du denn da bereben auf dem Gehirg herum? Tu machst freilich für dich viel. Mit etwa ein Fenchelger. Mann!“ „Komm her ich will' gerad eine Weil vertribaulen, da lausst du mit mir trübsücheln, so gut ich's hab.“

„Gut vergerst, Gut vergerst's, mein Bue!“ rief erseht das alte Mannlein, und ließ sich neben Aleis auf einen Ackerbleck nieder und inner packte aus, sein Brod, seinen Gamschinken, seinen Schnaps. Gut — hat das Bergamännlein einen Zehnd, so lang, das einer ein Vaterunser dabei beten konnte, und Aleis sagte: „Tu! du hast hier einen guten Aus! Arcut mich sehr: laß mir aber doch auch einen Tropfen trin, wenn du so gut sein willst.“

„Ah! das wärem!“ sprach schauend und sich auf sein lüthtes Bändlein liegend, das Bergamännlein, und reichte nun die Flasche an Aleis. — La willst es denn laß betränken, als ich die Flasche noch ganz voll, und er hant doch das Mannlein mächtig stehn und schlunden sehn und hant schönt, wie der Gulan in der ungetroffenen Gurgel des Wänes hinunter schellert war. Aber Aleis konnte seinen Gamsen nicht lange sehn, denn er mußte sehn, wie das Mannlein ein Schnapp, baltmesser aus seinem zerklüftigen Rocklein zog, und riß rasch von dem Gamschinken für sich ein Stückschid ab, eben, eben vom Brod, und wie eins und das andere unbegreiflich schnell hinter den eifrig lauchenden Rinnbuden des Wäners verband, obgleich derselbe kaum noch einen Lahn im Munde hatte.

„Das schmidt! Das schmidt! So gut das's mit lange nit geschmidt!“ rief das Mannlein ganz vergnügt und schnitt noch einen Kunsen vom Brod und noch ein Stük vom Gamsbraten — daß dem Aleis nur noch ein ganz kleiner Ueberrest verblieb. Vollig ge-

stärkt und munter begann nun das Mannlein redselig zu werden und zu fragen: „Wo bin willst, mein Bue? Was schaffst du hier eben? Willst du sagen so muttersedenallein? Was schaut du denn so starr dort hinüber nach der getreuen Wand?“

„Siehst du nit dort was Schwarzes?“ — riefte — nur nach der Gletscherwand blickend, der Aleis und deutete hin.

„Was soll ich sehn?“ fragte das Mannlein. „Meine Augen sind bled vom Alter und vielen Zehnuuden im Gehirg. Ich sehe halt da drüben das viele Gis und den grauen Schnee.“

„Mir war's, als säß ich selbsthaftig die Gestalt eines Wäns — des Almpus!“ sprach Aleis, und unterdrückte das Schloß seines Zupen.

„Na, mein Bue?“ fragte scheinbar verwundert das Bergamännlein: „Ich vermin' etwa, du wollest dem Almpus zu Loh gehn mit deinem Zupen.“

„Und wenn ich's will?“ fragte Aleis zurück, und starrte immer nach der Gletscherwand, wo in den schlammigen und wundenförmigen Formen Geadeln und Giesperanden in furchbar erhabener Zehnkheit und Geshartigkeit über einander lingen.

„Se müßst du Geshendes, Reihendes, Reihendes bei dir tragen.“ — antwortete auf Aleis' einklopfende Gegenfrage das kleine freitge Mannlein.

„Ich bereits beiergt, hab' alles,“ — versetzte Aleis.

„Nichts hast du, wie ich sehe.“ aah das Bergamännlein zurück. „Lege und neme mir doch keine gleichende, reihende, beihende Herrlichkeit!“

„Zchau dir diese Knöpf an, die sind das Geshende, schau dich Rauchstein an, das ist das Reihende, und schau diese Zähn an, die sind das Beihende.“ — aah Aleis zur Antwort, deutete auf die Fächer Zannackstuepe auf seiner Zeppe, zog sein Zannackstein aus der Tasche, und zeigte dem Bergamännlein sein malschönes, beidensseitiges Gesh, beidens für einen solchen Jemand beidensseitig, der, wie das arme alte Mannlein, seine Zähne mehr im Munde frug und zu allem Uebel auch nichts zu beissen hatte.

Das Bergamännlein schlug aber ein Welächter auf, und merkwürdig, obgleich es gar keine starke Zünne hatte, und selbige Welächter nicht überlaut war, so gellte doch von ihm der Wiederhall von allen Bergamännlein rings umher, als wenn im ganzen Gehirg alle Zwerge

mit einem Male lachten. Und indem so kam ein Wind gefahren, riß dem Aleis das Tuchlein aus der Hand und führte es hoch in die Luft, und dann hindurchwärts, nach der gegenwärtigen Wand zu.

Das Männlein aber rief: „Laß deinem Schöpfer, du guter Tref, daß ich zu dir gestehen bin, und das er dir eingegeben, mich mildthätig zu erlauden.“

„Was du mir da läßt, ist nicht das echte Oleicente, Reisende, Reisende, und wenn du damit in das Reich des Almpuns gekommen wärest, so wärest du von ihm zertritten und zerfallen worden zu Staub.“

Aleis hörte diese Rede nicht ohne einigen Schauer und sprach verlegen: „Wer weiß, wer laßt mir das Rechte? Alle Leute, und auch du, schwärzen vom Oleicenden, Reisenden, Reisenden? Hm! Ich ein Tüchlein Glas, eine Lüge und einen Teufel oder Wesen, so hält ich auch die drei Stücke, ob's aber die richtigen wären?“

„Das wären so wenig die richtigen,“ versetzte das Bergmännlein, „als wenn du ein falsches, läugnerisches Herz, eine verblünderische Lunge und einen giftigen Sinn hättest, der auf alle Menschen blickt und von allen Leiden denkt und redet. — Aber sage, mein Tüchlein, hast du wirklich Lust, mit dem Almpun anzuwenden?“

„Ja, ganz sicher, ich hab's zugesagt,“ versetzte Aleis.

„Nun, und ich will dir dein Glück damit nicht verlaufen. Höre dich zu mir um Rath, so würde ich sagen: Geh heim!“

„Was ist's, was ist's?“ drängte fragend Aleis mit Zeichen der Ungeduld.

„Du schlaß meine Warnung in den Wind, nun wohl, so höre!“ sprach das Bergmännlein. „Geh heim, sag ich noch einmal, und nimm dein Zeitmagewort, schließ's scharf und klang, dann hast du das wahre Oleicente. Dein Zügen, den du hast und nicht dein Oebis, das ist das wahre Reisende, denn keine Hand reißt Böser, und endlich so hole deinen Hund, der ist das Weisheit, und nicht dein eigenes Oebis. Dann richte dich ein, daß du zur Mittnachtstunde dort drüben unter der gefesterten Wand bist, und verlaube dein Glück. Behüt' dich Gott!“

So sprach das Bergmännlein, kletterte mit einem Male von der Klippe, darauf es gestiegen, hinab, das den Aleis ein Todeschreck anthat, denn es hing diese Klippe über einem dreihundert Fuß hohen Abgrunde, und schauend gewahrte Aleis den furchterlichen Fall

des armen Mannchls, das sich über, den Sturz zu sehen, und hörte schon im Oebis den Todeschrei, aber er sah nichts: nur ein Aler schwebte majestätischen Auges um die Klippen über dem Abgrund und hob sich gleich darauf höher und höher in das laute Meeranroth.

Auf dem Steine, auf welchem Aleis mit dem Männlein gestiegen hatte, lag noch das Frühstück, und mit Verwunderung sah der Alpengeläger, das weder am Dreie noch am Gams, schienen mehr schickte, als er selbst davon gegessen, des Männleins scheinbar glitzernde Gefährlichkeit war, wie sein lang anhaltendes trunken eine Täuschung gewesen, und merkte der Aleis nun wohl, das dies nicht mit rechten Dingen zugehe, und das Männlein selbst falls ein Berggeist, aber gewis ein guter, gewesen sein müsse, denn es habe sich ja nicht gekümmert vor dem nahen Bergsturz, und hätte gesagt: Behüt' dich Gott!

Um so mehr fühlte sich der Aleis nun auch veranlaßt, dem Wink Folge zu leisten, den das verschwundene Bergmännlein ihm gegeben hatte, und so schaute er noch einmal um sich, der in die weite Naturpracht, die der herrliche Bergen rings umher enthielt.

Des Wendes Schicksal wand nun groß und blieh am Himmel, die Oestlicher und Bergginken glühten majestätisch im Frühroth.

Der Aleis wandte nun um ganz wieder nach Hause: er wählte aber einen anderen Weg und vermied es, an der Almbütte des Meisers und am Häuslein der Alst verüberzugehen. Er schaute sich, daß er so unerrichteter Sache zurückging und ärgerte sich über sich selbst.

„Komm! Ich den Zäbel und den Nachschel, den Hund, nicht gleich mitnehmen, das ist nun den Hündin für den Herweg bay!“ murmelte er gegen sich und freute: „Wenn ich so auf und ab wandte, wie der alte Jammerspäner, der ewige Juch, so werd' ich den Almpun ein bald verlaß'n. Der Almpun wird auch schon so auf sein, und bald auf mich warten, bis ich komm.“

So war Abend geworden, und der Aleis wanderte jetzt, von keinem treuen Hunde begleitet, mit dem Zäbel bewacht und den über den Zügen auf der Schulter, über die Stiefel, deren Almbütte er schon hinter sich hatte. Der Wend schien wider, doch war es dunkler, als am gestrigen Abend, und es lag sich um den Wend ein regenbogenfarbige Kreis.

Wohl hinter den letzten Almbütte erhob sich das und heil die gefesterte Wand, und über der Wand stand, wie der Palast des Götterkönigs im bläulich grünen Schimmer, hochgehört, gekrönt mit tausend und aber tausend Jinnen

und Jaden, überhängend mit riesigen Eichen, der Gletscher. Schäumend und mit donnergleichen Tönen entführten vier gewaltige Wäbe den von der Hand der Allmacht hier in unberechenbarer Eckenheit und Pracht aufgeführten Krallpalast in ständenden Kiefernauen, die sich tief drünten auf der Alme zu dem Gletscher verließen, das die Tür durchdrüll.

Das Weltlicht flackerte den Gletscher gleichsam in Silberjübel und blickte in den Staubhaden weisse bewegte Korymben wie lebende Aetherklee.

In dieser erhabenen Einsamkeit stand jetzt der Aletsch, und schloß mit einem leisen Schauer, daß er allein sei, ganz allein, und schloß, daß sein Herz härter flörte als jeht vom diesen Bergsteigen.

Der treue Wächter, sein Hund, schmiegte sich an seinen Herrn, es schien fast, als lebe dem Thiere etwas edler als habe es Aletsch.

Aletsch wußte nun nicht recht was er eigentlich begannen sollte an dieser eben, schaurigen Stelle, in der Aletschwelt, der Welt des Gletscheres, der dräuenden Wasserfälle. Der Gletscher senkte sich tief in einen Grund hinunter, seine unausgebreute Masse war wild zerflüßet, und drünten auf der Alme. Mähe deutete er sich aus wie eine unausgebreute unausgebreute Meeresschale. Doch über ihm raste wieder eine Aletschade empor, wie ein schwarzer Dinsturm, nur etwa dreimal höher als ein solcher, fast, wie ein vertheimter Kie.

Horch! Da rief ein Ruf.

Ein Ruf — in solcher Höhe, in solcher Umgebung, wo kein Baum mehr wuchs, kaum ein Strauch noch fortam! Unwillkürlich, wie die Eichen und Tannen des Gebirges gewohnt sind, im Frühling, wenn die Kufeln in den Wäldern ihren Ruf ertönen lassen — zu thun, schloß Aletsch die Kufeln, und schloß Kufeln — die Gletschschläge der Winternacht.

Kalt, eisalt überriefte es den Aletsch. Das war der Ruf, von dem die Aletsch gesprochen und gesagt hatte, daß sie selbst Ruf nicht über ihren Jaun fliegen schon möchte.

Auf einmal stammte drünten über den Gletscher heraus eine Mähe, wie der Abhang einer Feuerbrunn am Nachthimmel — Aletsch sah um Münd hinauf, und der Münd stand blutroth mitten in einem blutrothen Höl.

Dem Aletsch war's, als ob das Blut in ihm zu Eis gerinne, und da er vermuthlich schreien wollte, war es ihm, als sei er in der That „schreien.“ das heißt in der That Bergsteiger, sprache „ich abgann.“ denn er vermuthete nicht, sich von der Stelle zu rühren.

Da bewegte sich etwas drünten über dem Gletscher — und es wehte ein kalter Wind und wallte ein sinkender Nebel heraus vom Grunde.

Und jenes Bergesähe wuchs und wuchs und kam höher heraus, und es schauhte und war Lüge über die Spalten des Gletschers, und schloß das Gletsch mit schallenden Hufen — denn es war die Gletsch eines riesigen, sehr nachschwarzen, feuerichschauenden Pferdes.

Es war der Almus.

Und der Almus kam dem Aletsch immer näher — eine arbeitslose, entsetzliche Gletsch — so curpzig und kurpzig, die Mähe so wild, der Leib so dürr, daß der Münd durch alle Alpen schien, wie durch ein Aletsch.

Jetzt wachte der Almus.

Da war es, als wenn alle Feuerberge's im Schreie der Aletschberge rings umher erzwachten, und war ein grauenvolles unheimliches Schreie und Klang wie Gletscher und Gletsch, Gletsch und Gletsch von hunderttausend Tönen.

Der Hund winzte ganz erdarmlich und fast, als ob er in die Erde hinein frischen wollte; Aletsch mehte ihm ganz einen Tritt geben, aber er konnte kein Bein bewegen.

Und näher, immer näher raste jetzt in seinen Strängen die furchterliche Gletsch des Almus gegen Aletsch heran, der mächtlos stand, von Gletschen durchschauert, in innerer Seele bebend, kaum im Stande, seinen Augen, den er von der Aletsch gerissen und dessen Kopf er gekannt hatte, in den Händen fest zu halten, wie zur Aletsch.

Möglich stand der Almus.

Er stand so nahe, daß Aletsch die Hufe spürte, die von dem Gaul ausging, der über und über glühte, wie ein Kanonenlauf, aus dem eine Gletsch gezogen werden soll, im Schmelzen, bevor das Eis brüchig wird und um Aletsch kommt.

Und das Ungeheuer riß seinen Kaden auf, und schauhte Aletsch, Aletsch, Aletsch und Aletsch aus, daß dem Aletsch schier der Drom ausging, und schrie:

„Du arbeitsloser Kauer, der du bist! Du Aletsch aller Aletsch! Du Aletschgehirn! Hättest du nicht das Gletschende, Aletschende, Aletschende bei dir, und könnt ich an dich, so selbstlich zu den mir in Aletsch vertheimen, zu Aletsch und Aletsch zertheimen und zertheimen werden, du Aletsch!“

Und als der Almus selches gerufen hatte, schloß er vorn und hinten aus, und schrie, und da sprach es, wie wenn das Aletschgehirn zu

samm-kräcke, und die ganze überhängende Wand des Oelstubs mit all' ihren Glühbirnen und Jaden brach zusammen und fuhr in den Grund hinab, das der Erdboden schütterte, und dem Alois Hören und Sehen verging.

Als der Alois wieder zu sich kam, lag er auf der Matte, gar nicht weit von des Meisters Almbütte, und das Pergamend war bei ihm und rief ihm mit einem Stuß Was die Zölse, und gab ihm ein Paar Tropfen oder mehr Gulas auf die blauen Lippen.

„Nun, du großprahlender Lalt!“ — höhnte das Wandel, „bist du nun zum Ritter Sanct Jörg geworden und daß du den Almpus erlegt? Wie ist Dir's denn unterm Hirtendel? Gannst noch schnaufen? He?“

Alois stieg einen Zeuther aus, und antwortete nichts auf diesen Hohn: er fühlte, daß er ihn verdient habe.

„Ach nun beim zu deiner Brendel und bei!“ die den Schönenlohn — du tapferer Held!“ fuhr das Wandel fort, und richtete den Alois auf, und gab ihm den Stügen in die Hand, und drehte ihn um, daß er sich aufsehe, wo er sei, gerade gegen des Meisters Hütte, und was war er dann, wie der Biß.

Interien hatte sich der Himmel überzogen und der Wind war wog, und es hing an zu regnen — und der Alois, wie er wankenden Schrittes, schielte wie ein Trunkener, ging, fühlte sich so matt und so müde, und trat in des Meisters Hütte.

Der Meister machte große Augen, und die Frau hätte um ein Haar einen Aeuerschrei ausgehen, so froh war sie, daß der Alois noch am Leben war, ihre Vater aber bei dem

Alois gute Zeit und fragte ganz verwundert: „Wein, wie schaust du denn aus, Alois? Reizmal wie ein Orieobert. Jesus Maria! Was ist dir denn uachgesehen?“

Wie lange der Alois beim Meister blieb und was er diesem und der Frau erzählt hat, das weiß man nicht, das aber weiß man, das seine Sache und sein Verspruch mit der Brendel aus wurde, und aus der Heirath nichts. Viel mehr beirathete nach kurzer Frist der Alois die Frau, von der er sanftam erlöhren, daß sie ihn lieb hatte, und die Brendel ihn nicht lieb hatte.

Und sind die Beiden mit einander sehr glücklich geworden.

Und darnach hat die Brendel auch niemals einen andern Freier bekommen, und ist eine alte Jungfer geworden und geblieben, bis an ihr Ende, und als sie gestorben ist, hat ihre Seele müssen zum Sterbinger Mees hinkommen, und muß bis an den jüngsten Tag in Gesellschaft der Seelen anderer alten Juntren das Mees mit den Ringern messen und umspannen, Netabene, nicht der Guten und Bösen, die durch des Schicksals Willen keinen Mann bekommen haben, sondern solcher Leidstümmigen, Eltern und Lebermüthigen, die sich aus Aereel die Schöne und Aetler verschieren, denen keiner gut genug ist, oder die deren Leben unthätig auf's Spiel setzen.

Die Abel hat nicht lange mehr gelebt, wenn aber die Brendel so alt in bei ihr in der Hütte geieffen und gesponnen hat, da hat die Brendel oft leise geseufzt und gemurmelt und gebadet: „Ich wollte, Abel, daß du was anderes gethan hättest, als dajamal vom Almpus zu verzeihen.“

Hans Jörg, der Kesselschlicker.

Marchen von H. Albert.

Cirrhano lebten in einem kleinen Flecken bei Rachebarn, der Amtmann und Jörg der Kesselschlicker! Der Amtmann war ein reicher und böser Mann, der den armen Kesselschlicker plagte, was dier auch rubia ertragen mußte, denn seine Hütte war Eigentum des Amtmanns, und er hand auch unter seiner Gerichtsbarkeit! Wie die Eltern, so lebten auch die Kinder in Unfrieden miteinander: der Kesselschlicker hatte einen Sohn, den Hans Jörg und eine Tochter, die Agnes! Der Amtmann

hatte einen einzigen Sohn, Johann genannt, von Natur ein böser Bursch, der, ermuntert durch des Vaters Beispiel, seine kleine Rachebarn plagte. Besonders hatte es des Amtmanns Johann auf den Hans Jörg abgesehen, denn er allerlei Schabernack spielte, und ihn auch, da er härter war als der Hans Jörg, unweilen prügelte! Lief dann der mißhandelte Bube in seinem Vater, dann sprach dieser:

„Wein Kind! laß's gut sein! Wie sind nun einmal in der Welt, um unter Schicksal

rubia zu tragen und zu leben im Schweige
unserer Anacht! Was können wir arme
Leute machen gegen den reichen Amtmann?
Doch lehnte Lich mein Junges! Der dort eben
sitzt Alles und hört Alles, und läßt der liebe
Vater auch Unrecht manchmal geschehen, so hat
doch Alles ein Ende, und der böse Mensch ent-
geht darum doch nicht seiner Strafe! Wie
etwaige rubia jede Unbill um Mithenwillen!

Der Hans Jörs versprach dann wohl dem
Vater, Alles zu thun, was er wollte, allein in
seinem Innern näherte er einen glühenden Haß
gegen den Amtmann Jöbann, und er versprach
sich, bei der ersten besten Gelegenheit Rache zu
nehmen!

Und im Grunde genommen war's auch
dem Hans Jörs nicht zu verdenken, denn je
ackultbiater er die Redereien seines reichen
Nachbarn ertrau, je übermüthiger wurde die-
ser, denn die Geburt des kleinen Hans Jörs
hielt der Jöbann für Anach, und subte sich
so mächtig und stark genug, um seinen Lan-
nen freien Lauf zu lassen an des Schicksals
Zehn!

* * *

Jahre waren vergangen: Der alte Jörs
war gealtert, und sein Zehn lebte wüthend
in der alten Hütte mit seiner Schwester Ranes!
Der Hans Jörs küßte die Kehle des Vaters
denk vom frühen Morgen bis zum frühen
Abend, die Ranes besorgte den Haushalt, und
es war eine Freude zu sehen, wie die beiden
Geschwister glänzlich zusammen lebten und sich
gegenseitig überleben an Freundschaft und
Zuneigung!

Einen fe Abend besaßen unter der
Linde vor dem Häuschen, und aßen ihr ein-
taches Abendbrot, dann gerätheten sie manchmal
mit Tränen ihrer Eltern, die heimgegangen
um besten Leben!

Der rubia Ranes! sprach dann geordnet
der Hans Jörs zu seiner Schwester: So
laß ich Wiedersehen dort oben, wo wir ein-
stmal Alle glänzlich leben werden, zusammen
als eine einzige glückliche Familie, wo kein Arm
und Reich, kein Groß und Klein mehr gilt,
sondern wir alle gleich dastehen an Liebe und
Güte! Dort weilen nun die Eltern, und
wenn sie auf und herab sehen, so sollen sie's
immer mit Freuden thun, und uns segnen
und beten für uns, damit es uns immer wohl
ergehe!

Zu dir doch ein gar guter Wunsch!
meinte die Ranes, ausstich Lich vom Weizen
bis zum Abend immer froh und unverkoren,

nicht allein für Dich, sondern für mich auch
wohl! Und nicht Du, das bricht mir manch-
mal's Herz, und gar oft hab ich das Ge-
danken, was zu gehn und mein Vred selbst in
zu ziehen bei fremden Leuten, daß ich Die
nicht zur Last falle!

Wenn die Ranes so sprach, dann stieg
dem Hans Jörs das Blut in Kniele und
er rief:

Schwiegst Du kleines böses Ding! Willst
mich verlassen und hinauslaufen in die Welt
zu fremden Leuten? Nein! Ichau Ranes, eh'
ich das thue, über dich ich dich fest mit
Gewalt! Der Vater hat mit weiter nichts
dagelassen als dich und das Handwerkzeug,
aber er hat mir's gelassen, damit ich es be-
wahre und halte in Ehren, und nicht, daß
ich's verkommen laß, und wenn ich ihn einst
wiedersehen da oben, dann will ich frei von ihm
treten und ihm lazen:

Widern Handwerkszeug hab' ich treu und
ehelich als guter Greis mein Vred verwahrt,
und die Ranes hab ich treu und ehelich be-
wahrt, bis ich sie übergeben hab einem andern
Manne, der sie noch mehr lieb hatte als ich!

Die Ranes erwiderte erwidend: Ach
sprich mir nicht davon, denn wer könnte mich
lieber haben als Du!

* * *

Als die Geschwister eines Abends wie-
derum beisammen saßen, da fuhr ein schöner
Wagen vor des Amtmanns Haus: aus dem
Wagen stieg in Sammet und Seide gekleidet
ein hübscher, junger Mann, des Amtmanns
Jöbann, der eben heimkehrte von einer großen
Reise. Des Amtmanns Zehn warf einen glän-
zenden Blick auf die Ranes, die erstehend die
Augen niederblickte! Der Hans Jörs aber
ergriff die Hand seiner Schwester, soz diese in
das Haus und sagte:

Ranes! Mir ist's nicht recht, daß des
Amtmanns Jöbann wieder da ist! Ich will
ihm nichts Böses wünschen, aber mir war's
lieber, er wär geblieben, wo der Wüster wüthet!
Er ist ein böser muthwilliger Dursch, ich lehne
ihn von Jugend auf! Und wie er dich an-
schau't hat, da war mir wär's als bedauer's Un-
glück! Ranes! So Tu mich wirklich lieb daß,
nimm dich in Acht vor dem Durschen! Unter
der Zeide und dem Welt steht ein böses Herz!

In der Jugend sagt sich, was im Alter
wirk't; und der da hat immer ein böses Herz
abgibt! Welt verzieht mir's, wenn ich ihm
Unrecht thue, aber mir wär's lieber, er wär's
zeit bleiben, weit von hier! So lange der Vater

geseht hat, hab ich's getragen all das Böse um des Vaters willen und weil ich ein Kind war! So er aber versuchen sollte, mit mir zu verfahren wie früher, so will ich's ihm vergelten, daß er dran denkt für Lebzeiten!

Als der Hans Jörg am andern Morgen bei der Arbeit lag, öffnete sich die Thüre und herein trat des Amtmanns Jekann!

Se Jörg! sei er! Schau! Tu bist recht did und sei geworden bei der Arbeit! Scheint, es geht dir gut und bist zufrieden mit Teinem armdicken Handwerk!

Was mich anacht, so geht's gut, entgegnete der Hans Jörg und was mein Handwerk anacht, so hat's mein Vater und Großvater geführt in Ehren und ich dess's auch zu thun, und trag ich auch nicht Geld und Seide wie Tu, Jekann, so kann ich doch Jedermann ins Angesicht schauen! Hehe! unterbrach der Amtmann's Sohn den Kesselschürer. Wie Tu? he, was fällt dir ein mit mir zu reden, wie mit Teinegleichen! Wie Tu! Ja das war gut, früher, wie ich noch ein Kind war, und dich gebauet hab, aber jetzt, da ich jetzt bin in fremder Herren Länder nennt man mich „Herr Vater“.

Wie Ihr wollt! meinte der Hans Jörg, ich hab's gut gemeint ohne Arg, aber wenn Ihr zu stolz werden soll, und Euch schämt Eures Jugendgenossen, warum bleibst Euer Gnaden nicht draußen vom Thor und kommt herein zum armen Kesselschürer?

Weiß's mir gefüllt! meinte der Jekann. Bin ich nicht hier zu Haus? Gehört nicht die Wohnung, auf welche Tu so prunkst, meinem Vater! Und wenn's mir beliebt der zu kommen, so thue ich's! Auch kommt ich nicht um Teinermögen, sondern wegen Teiner Schwester, der schönen Hanes, die ich sehen und sprechen möchte, also rufe sie!

Der Hans Jörg schaute den Jekann eine Weile an, stand auf, schlug die Aue über, einander, stellt sich vor den feinen Herrn und sprach:

Euer Gnaden! ich habe vergessen den Häs, den ich als Kind gegen Euch hatte, da Ihr mich plagt habt und Euer Spiel mit mir getrieben! Ich bitt Euch um Euerwillen, erinnert mich nicht daran, und reut mich nicht von Neuem, denn je Ihr vermisst, lieber zu bringen in dies Haus, möcht's Euch bitter gereuen!

Es seht doch den Kesselschürer an, entgegnete trocken der Jekann: hat sein Geld, den schuldigen Pacht zu zahlen, und begehrt auf wie 'n großer Herr! Sey dich bin an die

Arbeit und kümmer dich nicht darum, was mir zu thun beliebt in meinem Hause!

In Eurem Haus? antwortete Wilhelm. So ich Eurem Vater den Zins zahle, ist das Haus mein, und so ich den Zins nicht zahlen kann, obdies ich mich rechtlich plag' und doch nicht viel verdiene, so kann Euer Vater, wenn er's Herz dazu hat, mich hinauswerfen lassen durch die Gerichtsbauer! Aber mich plagen lassen und schimpfen in meiner Wohnung von so 'nem übermüthigen Tagelohn, wie Ihr seit, das laß ich mir nicht gefallen! Und ich sag's Euch grad heraus: seid Ihr hergekommen, Euren Muthwillen auszulassen an der Hanes und mir, so ist's mir lieb, Ihr geht gleich wieder und nun Gott befohlen!

Dabei packte der Hans Jörg mit seiner nervigen Faust den feinen Jekann beim Kragen und warf ihn zur Thüre hinaus und prügelte ihn dergestalt, daß die ganze Straße herbeilief, sie auseinander zu halten und der feine Jekann beschämt wurde vor dem ganzen Ort!

Als das der Amtmann hörte, ward er über alle Maßen zornig, und ließ dem Hans Jörg bedeuten, daß er sich heraus schießen soll aus dem Hause und zwar noch selbigen Tages! Die Hanes weinte bittere Thränen, als sie die Hütte ihrer Eltern verlassen mußte! Der Hans Jörg aber nahm sein Handwerkszeug auf den Rücken, seine Schwester bei der Hand und sprach zu ihr:

Verteid mir's liebe Hanes, so ich nicht gedulden hab' wegen Teiner! Aber besser hinaus in die Welt und sich ehrlich durchplagen, als hier vergehen in Schimpf und Schande! Der liebe Gott, der jedem Thier, den hilft, wird auch nicht verlassen! Seher mit ruhigen Herzen hinaus und schlafen unter jedem Himmel, als in Schimpf und Schande auf reichem Bett.

Wie die beiden Gleichwärtigen zum Hause hinausgingen, standen draußen viele Leute aus dem Orte, denen's warm um Herz wurde, allein es wagte Niemand dem Hans Jörg Treu zu werden, denn der Amtmann war sehr gefürchtet und sein Sohn Jekann hand an der Thüre und schaute den Kesselschürer treuend ins Angesicht!

Aber als der Hans Jörg und seine Schwester eben zum Thore der Stadt hinausgingen, da kam ihnen mit reich gewundenen Augen des Geiziges Gertrud entgegen und sprach:

Gott! wie thut mir's leid um Euch, daß Ihr so hinaus müßt bei jeder Nachtzeit! Ich

kann Euch nicht viel helfen, wie gern ich's auch möcht', aber se! Ihr mich leiden mögt, nehmt mir als Keisertennin hier den Goldkauter und das heilste Kreuz von meiner Mutter: mehr hab ich nicht, und Ihr werdet mir's zu lieb annehmen!

Der Hans Jörg sagte die Gertrud bei der Hand und sagte: Laß auf sein Gertrud! Was soll's? Viel nützen kann es nicht und Ihr thut's weh, denn Tu hast selbst nicht zu viel! Ich wohl und Gott vergelt Dir die Freude, die Tu mir durch Dein gutes Herz gemacht! Wenn uns auch die ganze Welt verläßt, Ginen trifft der Noth noch immer, der ihm Trost gibt und Gutes für Alle! Und nun Gertrud lebe wohl!

Und als der Kesselschinder sich rath emsernte mit seiner Schwester, da blieb die Gertrud stehen, schaute ihnen nach, und weinte bitterlich!

Als die beiden Geschwister eine Weile so auf Gedankenwelt festzugesunken waren, da erwachte Hans Jörg ein kleines, weißes Mäuslein, das lag am Wege ganz erharrt! Der Kesselschinder hob das niedliche Thierchen auf, erwärmte es in seinen Händen und sagte: Armes kleines Thierlein, lauß auch so allein herum in der Welt, und laß dich am Wege verlassen von Allen! Und wär ich nicht grad des Weges kommen, vielleicht wär's morgen aus mit Dir, und laß dich da und wärh umkommen! Sieh Hans! Grab! so geht es uns auch, aber wie den armen Thierchen da, so wird uns auch der liebe Gott einen Retter schicken, der uns erlöst und neue Kraft gibt durch eine freundliche Aufnahme und ein gutes Herz! Ach wüßten's die Menschen nur, wie ein Hund, ein Pferd, eine freundliche und liebevolle Aufnahme uns das Herz erwärmen kann und machen kann, daß ein neues Feuer innerer Kraft in uns anfängt zu brennen, wüßten die Menschen, wie leicht es ist, den Andern zu retten, der am Wege des Lebens da liegt, sie würden nicht gleichgültig vorübergehen und uns erlösen lassen!

Und der Kesselschinder nahm das Mäuslein und wärmte es an seiner Brust, und nach einer Weile war das Thierchen ganz vergnügt, sprang hervor und lief auf dem Wege vor den Geschwistern hin!

A. Du dummes Thierchen! lachte der Hans Jörg: eben ganz erharrt, jetzt ist vergnügt als ob nichts passiert wär, so lauß denn hin und such' Dein Kauter!

Allein das Mäuschen lief nicht fort, sondern hüpfte immer im Kreise herum um Hans Jörg, sprang an ihm darauf und war guter Dinsel!

Meinerwegen, sagte der Kesselschinder, wenn Du nicht fort willst und es bei mir Dir besser gefällt, ich will Dich nicht festhalten! Kannst sei mir bleiben, so lang es Dir gefällt! Lauf hin, ich folg Dir, denn da ich nicht weiß weßhin noch weiter, vielleicht ist's besser, ich überlaß es dem Zufall!

Und als ob das Mäuschen die Worte des Kesselschinders verstanden hätte, lief es in lustigen Sprüngen voraus und die beiden Geschwister folgten ihm!

So gelangten sie endlich in ein Dorf, wo sie überließen, die Nacht zu verbringen! Hans Jörg kletterte an die erste hohe Thüre und bat um Herberge für sich und die Schwester!

Aber der Bauer, der eben die Thüre geöffnet, warf sie wieder rath und brumnte: Achte noch, daß man bei Nachtzeiten leicht Geinadel aufnehme! Es ist so nicht gebräuch im Ort, sei der Schulmeister herbei!

Hans Jörg kletterte an eine andere Thüre bis endlich sich oben am Kauter Jemand zeigte und nach seinem Besuche fragte:

Ich bin nur Nachtlager für mich und die Schwester! hat der Kesselschinder —

Und darum hab' Ihr mich aus dem Schlaf geweckt? Ihr leises Geinadel! knurrte der am Kauter. Schere! Euch Gutes Besuchs, aber ich laß die Hunde los!

Die Hans Jörg weinte bitterlich, aber ihr Bruder Jörg sie sich an sich und sprach: Ich bin Dich Hans, mein! mit se! Du brichst mir's Herz! Warum gleich verzagen im Unstille! Die Menschen können wissen nicht, was sie thun, und was sie verdrängen, so sie uns hin, ausstehen von sich! Komm, laß Dich ins Aeth, ich leg' meinen Mantel über Dich und wasch bei Dir! So uns auch die Menschen kein Nachherberg gewähren, unterm großen All, wo die Sternlein hinstern, giebt's immer noch Platz!

Die Geschwister gingen ihres Wegs und das Mäuslein hüpfte immer voran bis zum Pfarrhause! Da blieb es stehen, fragte an der Thüre herum und war nicht von der Stelle zu bringen!

A! dachte der Hans Jörg, was bedeute's, daß Du mit fernst! Soll ich vielleicht hier auch noch anfragen und mich festhalten lassen! Und als das Mäuslein immer fest lagte an der Thüre, da dachte der Kesselschinder: Was schätz's, ich verlaß zum dritten Male!

Und nachdem er wiederum geklopft, erschien der alte Pfarrer und fragte freundlich nach seinem Begehre! Und wie Hans Jörg ihm seine Bitte vortrug und der Pfarrer die reth gewendeten Augen der Aneke sah, da führte er die Gleichwörter hinein in seine Stub', gab ihnen 'Soci' und Trank und erkundigte sich nach der Ursache, die sie so früh noch des Wegs daher führte!

Der Hans Jörg erzählte treuerherzig Alles Wort für Wort, und als er ausgehete, trat der Pfarrer auf ihn zu und sagte:

Guer Vater, den alten Jörg hab ich wohl gekannt! Er war ein braver und rechtschaffener Mann und seine Kinder sollen nicht umstehn bei mir angeklopft haben!

Geht Guch zu Bette und meraken se Guch will, stellt Ihr mehr von mir hören!

Am andern Tage als die Gleichwörter sich zur Weiterreise anstelleten, da trat der alte Pfarrer vor sie und sprach:

Hans Jörg! Du bist ein junger und starker Burck, und samst hinaus Dein Brod verdienen, die Aneke aber ist ein schwaches Mädel, und so könnt ihr schlecht gehen, wolle sie Dir folgen in die Ferne! So Tu willst, las die Schwere bei mir, bis es Dir wieder wohl ergeht, und Tu zurückkommst!

Die Aneke schwur, heilig meinent, sie wolle den Bruder nimmer verlassen, aber der Hans Jörg sagte:

Zchau! Aneke, der Hete Pfarrer meint's gut und so wolle es mir thun, Dich zu verlassen, so ist's doch besser für's Guck! Dich, die Hölz ist uns kommen, weil unser Vater als ehrlicher braver Mann heimgegangen ist, und ein christlicher Name, den man seinen Kindern hinterläßt, ist besser als alles Guck! Daran denk immer und bewahr den Namen des Vaters in Treue und Ehrlichkeit!

Dann küste er die weinende Aneke, drückte dem Pfarrer die Hand und ging seiner Wege! Hatte der Hans Jörg im Beisein seiner Schwere sich fest gesetzt, so blieb er nun, als er allein war, stehen, und wies sich die Thürnen von den Augen, aber nach einer Weile ermannte er sich wieder, warf den Kopf in die Höhe und dachte:

Was's gehen wie's will! Was nützt's sammeln? Guck! hinaus in die Welt, wohin mich der liebe Gott führt! Guck, das pudelnährliche Mäuslein ist gewiss bei der Schwere geblieben, das thut mir leid, ich hätt das Thier, den gerne mitgenommen!

Und siehe! da kam plötzlich das weisse Mäuslein in großen Sprüngen hinterher ge-

laufen, und als es bei dem Kesselsider ankommen, da sprang es wieder in lustigen Sprüngen voraus!

Der Hans Jörg freute sich sehr und sagte: Thierel die Menschen mich 'nauß gelast haben in die Welt, willst Du nährlich Thierlein mich nicht verlassen? So bleib denn bei mir und lauf voraus, wohin Du willst, ich folg Dir, vielleicht bringst mir noch mal Glück wie gestern Abend.

Und, gleichsam als ob das Thier die Worte des Kesselsiders wieder verstanden hätte, sprang es um ihn herum, bedeckte ihn, und lief munter voraus auf den Weg; der Kesselsider folgte ihm!

Der Hans Jörg zog so seinem Mäuslein nach in viele ihm unbekante Gegenden! Kam er in ein Dorf, wo's Kessels zu finden gab, dann setzte er sich auf die Straße und arbeitete lustig drauf los, und ergötzte die umherbente Vorjüngend durch allerlei lustige Schwänke und Späße! Dachte er an die Aneke, dann wurde ihm's Herze weich, und dann tröstete er sich mit einem Nickerlein vom Nickerchen, das ihn in der Jugend seine Mutter geleitet!

Zu häufig aber geschah' es leider, daß der Hans Jörg ohne Arbeit war, dann aber legte er sich ruhig ins freie Feld und dachte:

Ein ruhig Herz, ein gut Gewissen,

Ist das beste Aushelfen!

Nachdem er so lange Zeit gewandert war, kam er einst in eine große Stadt, und als er um Thore hineinging, da ward's dem Hans Jörg ganz ängstlich zu Muth in all dem Gedränge, und nur schüchtern schritt er vorwärts in die Stadt hinein! Wie er nun weiter ging durch die Straßen, da fing das weisse Mäuslein an ängstlich unterzupringen!

3! Tu dummes Thier! dachte der Hans Jörg, was hast denn da herumzupringen? Willst Dich erdrücken lassen im Gedränge? Und er packte das Thierchen und steckte es in die Brusttasche seines Rockens! So ging er Hans vor Haus und fragte, ob's keine Knecht zu finden gebe, bis er auf den Marktplatz kam, wo ein gar besonders Gedränge war!

Und wie sich der Hans Jörg durchdrängte durch die Menge, blieb er plötzlich versteinert stehen, denn vor ihm stand des Antimanns Leichnam und verperrte ihm den Weg!

Der Jörg wollte ihm antworten, aber der Leichnam trat vor ihn und sagte:

Zchau Hans Jörg! Woher des Wegs,

bist noch Herr in meinem Haus, und hast noch denselben Tresor?

Kamst mich in Frieden meiner Wege nicht! anmerkte der Kesselschinder. Hast Ihr mir nicht Leid's genug gethan, und nun wollt Ihr mich noch verweisen?

Hebe Geselle! lachte der Johann, bist endlich sahm werden? Ich weilt, Du hast den Tresor fest zu Haus gelassen?

Kamst mich in Frieden, widerbette Hans Jörg, und verlorst nicht zum zweitenmale mir Schimpf amuthun, sonst ergrüßte Guchschlecht!

Der Johann aber kam eben vom Gastmahl und ward sehr aufgebracht und wie er die Keilgerte aufhob, den Kesselschinder zu schlagen, da sagte ihn dieser bei der Gurgel und hätte den Johann erdrückt, wenn nicht die Leute ihn losgerissen hätten.

Als der Johann sich aber frei fühlte, da erbeb er ein fürchterlich Geschrei und rief, der Hans Jörg habe ihn erdrücken wollen! Unt oblihen der Kesselschinder die Sache einfach erzählte, wie ihn Jener beschimpft hatte, so wurde er doch vor den Richter geführt!

Hier widerbette er seine Erklärung, wie der Johann ihn von Haus und Hof vertrieben und nun noch ebendrin beschimpft hätte, aber der Johann sprach:

Glaube ihm nicht, Herr Richter! Dieser ist ein böser und gar gefährlicher Geselle, der dabem viele böse Streiche gemacht, bis ihn mein Vater, der Amtmann, festgesetzt hat aus dem Ort, und die ganze Einwohnerlichkeit freud war, daß sie den schlechten Gesellen los war.

Als nun der Richter hörte, der Johann sei eines Amtmanns Sohn, da bekam er gewaltige Ehrfurcht vor ihm und befahl, man möge den Hans Jörg gleich einperren.

Und wie sehr dieser auch seine Unschuld behauptete, so wurde er dennoch mit Striden gebunden, und fortgeführt ins Gefängniß!

Da lag er auf schlechtem Stroh eine lange Zeit ganz betäubt und dachte: Muß denn das Böse immer den Sieg davon tragen über das Gerechte, und weil ich ein armer Kesselschinder bin, und der Johann dahergeht in Sammt und Seide, glaubt man ihm und mir nicht! Gott im Himmel, der Du ein machiam Auge hast auf jedes Feiner Geschöpfe, wies Du mich hier eintziglich verkommen lassen in Schimpf und Schande, und den Namen meines Vaters, der ein rechtlicher Mann war, beschimpfen lassen in Gwisheit?

Und siehe, als er so sprach, da hüpfte das weiße Mäuslein hervor und hing an seine Stride zu benagen, und nach einer guten

Weil hatte das Thierchen die Stride durchgebissen, und der Kesselschinder machte sich auf und ravan durchs Fenster.

Als er nun so bei später Nachtzeit dahinwanderte, dachte er: War's nicht besser gewesen, Du wärest dort geblieben, denn jetzt, da Du fort bist, wird man dem Johann noch mehr glauben, und denken, ich sei so ein schlechter Gesell; mücht ich nur die Zeit erleben, daß ich mich rechtserzigen könnt vor dem Richter und in der Stadt sein, denn mir war's mein ganzer Stolz von Jedem und Jedem angesehen zu werden, als ein braver Burck, aber Gott, der mir so weit geholfen hat, wird mir auch weiter helfen jetzt und in Gwisheit!

So schritt Hans Jörg nun mutbig vorwärts in die Nacht hinaus, bis er endlich von Ferne eine alte zerfallene Hütte sah; darinnen ein Licht ihm freundlich entgegenwinkte!

Und wie er lustig drauf zuschritt, da brühte sich das Mäuslein wieder ängstlich an den Kesselschinder, und war nicht von der Stelle zu bringen.

Halt! dachte der Hans Jörg, das bedeutet was! In der Stadt bin ich so dumm gewesen und hab nicht gedacht auf das Thierchen, das klüger ist, als ich! Hier heiße's sein aufpassen!

So schlich der Kesselschinder behutiam auf das Häuschen los, bis zum Fenster! Das Mäuslein ward immer ängstlicher, und der Hans Jörg stellte sich auf einen Stein und schaute hinein ins Innere der Wohnung! Da sahen in einer alten zerfallenen Tunde kein Scheine eines Kaminfeuers zwei bähische alte Männer! Der Eine hatte einen langen Bart bis auf die Hüfte, der Andere einen absehnlichen Höcker!

Die Beiden saßen am Feuer und unterhielten sich laut! Dem Kesselschinder schlug das Herz ängstlich, er hielt den Athem inne und lautete!

Nun, sprach der Quacke zu dem Anderen, wie ist Dir's ergangen seit der Walpurgisnacht, wo wir uns zuletzt gesehen?

Schlecht! meinte der Langbärtige, das Bess wird zu geichet, und es läßt sich nicht leicht mehr sangen! Auch trägt jetzt jeder Bauer sein geldenes Kreuz auf der Brust, und über die, so auf diese Art verlesen sind, hab ich keine Gewalt!

Dem Kesselschinder hing's draußen an warm zu werden, er griff nach dem Kreuzlein, welches ihm sein Vater gelassen, und küßte es! Dann berückte er wieder:

Ja! ja! meinte der Budsige, 's ist wahr, mit dem Velt ist fast gar nichts mehr anzufangen. Die Pfaffen haben immer mehr Gewalt, und predigen den ganzen lieben Tag von Gottes Wort und Gottes That, und das Velt ist zufrieden, und nur selten wird's einem zu bunt und wirft sich in unsere Arme! Man möchte schier die Lust verlieren!

'S ist wirklich wahr! entgegnete der Bangbärtige, so lange nun noch gar die Fee Hulda sich hier aufhielt und alle Leute glücklich machte, war gar nichts zu machen mit dem Velt! Aber die hab' ich glücklicherweise bei Seite gebracht!

Erzähle mir wie Du's anfangen: hat der Budsige.

Sehr gern! erwiderte der Andere! Du weißt, die Fee Hulda hielt sich hier lange auf, und wie nur irgend ein unglücklicher Mensch war, wovon ich dachte, ich besam' ihn nächstens in meine Gewalt, da war gleich die Hulda da, machte die Leute glücklich und ich mußte unverrichteter Sach' abziehen! Nun wußt' ich der Hulda gar nicht beizukommen, denn am Hals trug sie eine Zauberkette, und ohne die konnte ich auch die Fee nicht in meine Gewalt bekommen! Da erlann ich eine List! Eines Morgens legte ich mich draußen ins Feld, verkleidet als Krüppel, und sammelte und stöhnte und rief:

Krau Hulda kommt zu Hüfte mir!

Da kam sie denn auch wirklich und wie sie sich zu mir herab bückte um nach meinem Begehre zu fragen, da griff ich nach der Kette und riß sie ihr vom Hals! Und wie sie nun so wehrlos da stand, verzauberte ich sie in ein weißes Mäuschen, wie sehr sie auch jammernte und sagte sie fort in die Welt und wenn sie noch nicht Spazieret gehen will, so hat sie doch sicherlich die Kage gefressen!

W! das haß Tu schlau angefangen! lachte der Budsige, und die Zauberkette haß Tu bewahrt?

I gewiß! meinte der Andere, ich werd' sie Dir zeigen! Und er stand auf und holte aus dem Ratten eine gelbene Kette, ganz besetzt mit Goldsteinen!

Dem Hans Jörg draußen, stieg das Blut zu Kopfe! Ihr Siebuben, dachte er, thut so viel Böses an der guten Fee Hulda, die die Leute glücklich macht! Zwar seid Ihr Eurer

Drei und böse Zauberer, aber 'ne rechtshaffner Burich fürcht' sich nie!

Und mit einem gewaltigen Schläge seines Hammers schlug er's Fenster ein und sprang in die Stube!

Der Budsige flog pfeilschnell durch den Lamin, der Bangbärtige aber sprang nach seinem Zauberkode! Aber der Hans Jörg ließ ihm dazu keine Zeit, sondern sagte ihn sink bei der Kette und rief:

3! Du schlechter Gesell, gieß die Kette oder ich erschlag Dich!

Aber der alte Zauberer hatte ungeheure Krafft! Die beiden rangen lange Zeit hin und her, da stolperte der Hans Jörg und fiel zu Boden: der alte Zauberer warf sich auf ihn und schnürte ihm die Kette, zu! Der arme Kesselschinder dachte bei sich, sein letztes Stündlein habe geschlagen, als plötzlich das weiße Mäuschen herbeisprang und den Zauberer durchschall in die Hand biß, daß er los lassen mußte. Da raffte sich der Hans Jörg auf, schlug den bösen Zauberer mit dem Hammer auf den Kopf, daß er betäubt zu Boden sank, knickelte ihn dann fest, nahm die Zauberkette und rief:

Gute Frau Hulda, komm' und hol' das Teinige, damit Du die Leute wieder glücklich machest!

Und siehe! da sprang das weiße Mäuschen herbei, rief sich an der Kette hin und her und fing an zu wackeln, und stand vor dem erschauerten Kesselschinder bald da, als eine hübsche Fee und sprach:

Du bist ein guter und braver Burich, Hans Jörg, und ich werd' Dir das Gute belohnen, das Du an mir gethan, doch zuvörderst will ich das Böse strafen, an dem bösen Zauberer da!

Dann nahm die Fee die Kette und rief: Da Du mich als ein wehrlos Thier hinausgeschagt in die Welt, so soll Dir nun, da Du wehrlos da liegst, ein Gleiches geschehen, damit Du erfahren wie 's ist, wenn man hüßles herum läuft in der Welt! So Du mich in eine Maus verzaubert haß, werde Du eine Kage und lauf fort ins Weite!

Da schrumpfte der Zauberer zusammen und ward zur Kage, und sprang heulend zum Fenster hinaus!

Wie die Kage aber zum Fenster hinaus sprang, da kam gerade ein Jagdroß heran mit vielen Hundten, welche sich auf die Kage warfen und sie zerstückten:

Der Hans Jörg stand da und machte große Augen! Die gute Fee aber sprach: Hans Jörg, Du braver und rechtschaffener Burck, der Du mich gerettet hast, als ich ein hübsles Thierlein da lag am Wege, komm und setze mich!

Da führte sie den Kesselschüler in eine große Grotte, wo unermessliche Schätze aufgeschüttet lagen an Gold und Edelsteinen, und die Fee sprach:

Hans Jörg! Nimm zum Dank All die- ses und werd' der reichste Mann im ganzen Lande!

Der Kesselschüler aber antwortete:

Gnädigste Frau Fee! Gelautet, daß ich nicht so thue, wie Ihr befehlt! Ich bin ein armer Handwerker und von Jugend auf ge- wohnt, Abends wenn ich müde bin, mein Ohr ferseles auf's Kissen zu legen, und wenn ich all das Geld hätte, würd ich nicht schlafen können, und mich immer fürchten vor Dieben und schlechten Geistes! Auch hab ich nichts gethan, als meine Schuldigkeit, aber setzen Ihr mich glücklich machen wollt, geht mir nur so viel, daß ich heimkehren kann und das Häuschen meiner Eltern kaufen als mein Ei- genthum, damit ich darin mit meiner Schwester, der Agnes, ruhig lebe bis an mein Ende, gleich meinen Eltern und Großeltern! Mehr verlang ich nicht, als diese Hütte und etwas Land! Für Alles Andere setz ich schon mein Handwerk!

Die Fee aber ward sehr gerührt und sprach:

Du bist ein braver Burck, und ich habe nichts Anderes von Dir erwartet! So nimm diesen Sack mit Geld, geh heim mit Deiner Schwester, kaufe das Häuschen und einige Acker Land! Auch ist noch genug drin für eine Kuh und eine Ziege! Seltsam Du mich aber jemals nöthig haben, nimm diesen Ring! Drei Wünsche wird er Dir gewähren, wenn Du ihn bestreichst mit der Hand und meinen Na- men ruffst!

Und als die Fee so gesprochen, verschwand sie ohne den Dank des Hans Jörg abzu- warten!

Der Kesselschüler stand da draußen plötzlich wieder im freien Felde und wußte nicht, wie ihm geschehen! An dem Fingerring hatte er den Ring und um den Leib trug er den Sack mit dem Gelde! Die Sonne ging eben doch auf, und in der Ferne erstrahlte das Horn eines Hirten in frohlichen Tönen! Da setzte sich

der Hans Jörg hin und dachte nach über das Leben der letzten Zeit, und dachte an die Agnes und dankte der Fee hundertmal in Ge- danken! Und wie die Heerde näher kam, da fiel der kleine Hirt auf die Knie und ver- richtete sein Morgengebet!

Da stand der Hans Jörg auf und dachte: Ich bin doch ein rechtschaffener Burck, denn jetzt im Glücke hab ich Den da oben ganz vergessen, der doch Alles sieht und dem allein mein Dank gebührt für das Gute, das mir widerfahren!

Und der Hans Jörg nahm sein Küsslein ab, und betete.

Dann machte er sich rüstig auf den Heim- weg, und dachte an die Schwester und alle Andern, die ihm lieb waren dabeim und sagte: Wie wird mir's wohl sein, wenn ich wie- der dabeim siße in der Stube, wo ich geboren bin, und wo ich gespielt als Kind, und die gute Mutter mir's Kleinlein gesungen hat vom Wiedersehen!

Weine nicht! Keine nicht!

Wirst Du fern von Haus getrieben!

Jage nicht! Jage nicht!

Mußst verlassen Du die Lieben!

Troden in den Himmelsheben

Giebt's ein endlich Wiedersehen!

Weine nicht! Keine nicht!

Wende sich den Wind nach eben!

Jage nicht! Jage nicht!

Schau zum guten Vater troden.

Troden in den Himmelsheben

Giebt's ein frohlich Wiedersehen!

Weine nicht! Keine nicht!

Wenn zu Ende geht Dein Leben!

Jage nicht! Jage nicht!

Wenn Gott nimmt, was Er gegeben!

Mensch muß werden und vergehen!

Doch es giebt ein Wiedersehen!

Ja! ja dachte der Hans Jörg! Die Mutter hatte Recht, wenn man treu und er- dentlich durch's Leben geht, braucht man sich nicht vorm Tod zu fürchten, und daß ich einst mit reinem Bild vor die Mutter hinstreten kann, geh ich nur sicher hin in die Stadt, und stelle mich dem Richter und der Agnes meines Vaters wird nicht länger schimpfen bleiben. Wenn der sieht, wie ich freiwillig komm wird er mir's glauben. Und zur Stunde machte er sich auf den Weg in die Stadt und ging zum Richter! Der aber wollte nichts

danen hören, und den Hans Jörg von Neuem einherren lassen, als einen schlechten Geiellen! Wie der Hans Jörg sich nun in dieser Noth sah, nahm er seinen Ring und rief die Aet zur Hülfe! Da öffnete sich gleich die Thüre und herein trat ein schön gekleideter Mann und sprach: Herr Richter, ich bin ein ange- sehnener und wohlbekannter Mann, und komme Euch zu sagen, daß der Kesselschäfer da ein guter und braver Burck ist und ihm Unrecht geschehen ist! Ich hoff', Ihr werdet ihn frey lassen und ihm seinen christlichen Namen wieder- geben vor dem ganzen Vol!

Wie der Richter das Zeugniß hörte aus dem Munde eines so feinen Herrn, da schaute er den Kesselschäfer mit großen Augen an, und besah, daß man ihn augenblicklich in Freiheit setze, auch im ganzen Vol bekannt mache, daß ihm Unrecht geschehen sey!

Nun ging der Hans Jörg hinaus auf den Markst zu dem Schönen, der laut vor Allen Leuten bekannt machte, der Kesselschäfer sey ein rechtlicher und braver Mensch, und ihm sei groß Unrecht geschehen!

Der Hans Jörg schaute mit vergnügtem Blick auf die Menge, und wie er sich um- drehte, dem fremden Herrn zu danken, daß ihm dieser seinen christlichen Namen wiedergegeben, da bemerkte er an dem Halse des Fremden die ihm wohlbekannte Kette der Aet Hulda! Und ehe noch der Kesselschäfer ein Wort des Dankes sprechen konnte, war der Fremde verschwunden im Gebirg!

Nun machte sich Hans Jörg vergnügt auf den Weg zu seiner Schwelger!

Ach, dachte er, wenn ich so binkomme gegen Abend und sie da sitz vor der Thüre am Plarrerbank, dann schleich ich mich zu ihr, und sag: Gschick nicht liebe Agnes! Ich bin's, der Hans Jörg! Und wenn sie da wird stehen ganz erschauet, dann wer' ich sie an mein Herz drücken und auch den guten Plarrer, und wir werden und nicht mehr trennen!

Als er aber gegen Abend an das Plarr, bang kam, da lag die Agnes nicht vor der Thüre, und wie er nun ins Haus trat, da war es ganz einsam, und dem Hans Jörg ward es schlecht zu Muth! Mit pochendem Herzen ging er die Treppe hinauf, und wie er eben ankam, da hörte er ein heftiges Wei- nen! Die Thüre der Kammer war halb offen, und wie Hans Jörg am ganzen Leibe bebend, den Kopf durch die Thüre steckte, da blieb er erschrocken stehen. In der Kammer lag im Bette der alte gute Plarrer, der war todt, und sein Gesicht war bleich, und vor dem Bette lag die Agnes und weinte bitterlich!

Da trat der Hans leise in die Stube, legte seiner Schwelger die Hand auf die Schul- ter und sagte: Gschick nicht liebe Agnes! Ich hoff' ein freudigeres Wiedersehen.

Der Plarrer richtete sich im Bette halb auf und sprach mit zitternder Stimme: Gott zum Gruß! Hans Jörg, Du kommst gerade zur rechten Zeit, um die Agnes abzuholen, ich hab sie Dir erhalten als ein gottesfürchtiges Kind!!

Dem Kesselschäfer stürzten die Thränen aus den Augen und er bedeckte die magere Hand des braven Plarers mit hundert Küßen! Dann aber sprach er:

Verzagt nicht, guter lieber Herr Plarrer! So Gott es will, werde ich Euch retten!

Der Kesselschäfer nahm den Ring und rief mit Thränen:

Liebe Aet Hulda! So Dir die Macht dazu gegeben, rette diesen braven Mann, und ich will Dir gern Alles wiedergeben, was ich bis jetzt von Dir empfangen!

Da kam auch gleich die Aet zur Thüre herein, brachte ein Tränklein und sagte: Wie das dem braven Plarrer, wie Du von mir gekostet und er wird gekünet! Du aber bedenke, daß Dir nur noch ein Wundt bleibt! Nur einmal noch kann ich Dir helfen und dann nie wieder! Aber was ich Dir gegeben, behalte ruhig, und bleib ein guter Burck!

Dann verschwand die Aet und der Hans Jörg sah dem Plarrer das Tränklein, und zur Stunde ward dieser besser, so daß er nach einigen Tagen wieder aufstehen konnte!

Da führte ihn der Jörg hinunter vor's Haus in die Sonne, und der Plarrer dankte dem lieben Gott für seine Errettung!

Der Hans Jörg erzählte nun treulich Alles was ihm begegnet, und dann sprach er noch:

Lieber Herr Plarrer! Ich hab' eine Bitt an Euch! Ihr seid ein alter Mann und be- dürft der Ruhe! Weht Euer heiliges Amt an einen tüchtigen braven Menschen, und so Ihr nicht verdrabt die uns zu leben, wird mit mir und beim in die Hütte unserer Eltern und seid uns ein lieber Vater im Glücke, wie Ihr unter Wohlthäter wartet im Unglück!!

Acht Tage darauf zog der Hans Jörg mit seiner Schwelger und dem Plarrer froh- lich der Heimath zu! Es war ein herrlicher Sonntag, und wie sie in die Nähe der Hei- math kamen, da sah der Hans Jörg von Weitem des Heiligen Gertrud sitzen am Wege. Lieber Herr Plarrer und liebe Agnes! sagte der Kesselschäfer mit bewegter Stimme,

bleibt eine Weile zurück, ich hab' ein Wort im Geheim zu reden mit der Gertrud.

Nun schied sich der Hans Örg, leise und unbemerkt hinter die Gertrud! Tiefe weinte und schluchzte für sich:

Sehen so lange sind sie fort von hier, und werden wohl nicht mehr wiederkommen. Und der Hans Örg, dem ich im Stillen immer so gut gewesen, hat mich gewiss vergessen in der langen Zeit! Auch bin ich nicht so schön wie die anderen Mädchen, das weiß ich wohl, und reich bin ich auch nicht; aber gut bin ich dem Hans Örg immer gewesen und von ganzem Herzen!!

Und wie sie noch häßler anfang zu weinen, da hielt es der Hans Örg nicht länger aus und er rief mit lebender Stimme:

Gertrud! liebe, herrliche Gertrud!

Da wandte sich die Gertrud um und that einen lauten Schrei und wollte beschämt von bannen eilen!

Der Hans Örg aber sagte sie bei der Hand, und sprach:

Du gute Gertrud, kannst im Ernst glauben, ich hätt' vergessen, was Du mir Liebes erwiesen, wie ich ein armer verkommener Burisch fort wandte in die Welt? Nein, so soll's nicht sein! Was sagst du, du wärst nicht so schön wie die anderen Mädchen? Was schert's mich, für mich bist du doch schöner und reicher als Alle, denn du hast ein Herz von Perl und Edelstein: und so du mir wirklich so gut bist, verlaß mich nicht mehr! Zieh' mit mir nach Haus und sei die Meine für's ganze Leben! Ich hoffe, du wirst mich nicht verschmähen, und ich will dich lieb haben und dir's sagen können tausendmal an einem Tage, wie du mir lieb bist vor allen andern Mädchen, und wie ich nur beschre nach dir und keiner Andern! Bleib bei mir, daß ich dir's sagen kann tausend und tausend Mal:

Herrliche Gertrud! Der liebe Gott hat dich mir bestimmt zum Weibe und ich laß nicht mehr von dir!

Da sank die Gertrud an die Brust des Kesselschlägers: der Pfarrrer kam mit der Agnes herbei, und da sagte der Hans Jörg die Gertrud bei der Hand und sprach zu den Andern: Schaut her! Wir gehen unser Biers in die Stadt, denn die Gertrud bleibt bei uns als mein Weib, als euer Kind, Herr Pfarrrer, und als meine Schwester, liebe Agnes.

Wie sie nun zusammen in das Stübchen zogen, da saßen die Leute alle herbei und waren sehr froh und besaßen eben ihres Glücks, denn der böse Amtmann war gestorben und sein Sohn,

der Johann, hatte Haus und Hof verkauft, und war auf und davon gegangen in die Fremde! Und wie die Mädchen im Rufe saßen, daß der Hans Jörg ein reicher Mann gewesen, da zogen sie ihre schönsten Kleider an, und brängten sich um ihn herum!

Er aber führte die Gertrud vor sie hin und sprach: Schaut her, da! nicht mein Weib und keine Andern! Wir gilt nicht nur Reichthum und Hüter und Land, ich will ein treues braves Herz, und die Gertrud hat ein Herz wie kein zweites im ganzen Ort!

Dann kaufte der Hans Jörg das Häuschen, darinnen er seine Jugend verbracht, und führte die Gertrud heim als sein Weib, und als der Hans Jörg eines Morgens aufstand, da hatte der Pfarrrer eine Zeitschuld angeschlagen auf das Häuschen, mit der Juchreit:

Müder Wandrer, trete ein!

Selbst und recht willkommen sein!

So ist's recht, Herr Pfarrrer, sagte der Hans Jörg, Gemüth, er soll mir willkommen sein, der müde Wanderer, ich werd' seinen von mir Hören, der mich anseht, und so es mein drängster Feind wäre, ich werd' keinem eine Nacht herberge verlagern, denn ich hab' erfahren wie eine freundliche Hand und aufrichter und uns anseht zu gutem Leben, und uns neue Hoffnung gibt.

* * *

So lebten sie nun alle frohlich und gut beisammen, viele Jahre lang, und Abends saßen sie immer im Zimmer vor dem Häuschen unter der Linde, und der Hans Jörg erzählte seinem Sohne Hänschen sehr oft die Geschichte, wie er hinausgemüth ehemals in die Fremde und wie's ihm ergangen sei. Kam er auf des Amtmanns Johann zu reden, dann zog sich die Stirne des Kesselschlägers in Falten, und er schaute düster auf die frühere Wohnung des Amtmanns. Das kleine Häuschen aber hüte dann den Vater und sagte:

Vater! So ich groß sein werde und stark, dann geh' ich auch hinaus in die Fremde und wenn mir der böse Johann begegnet, so will ich ihn recht prägnen!

Der Kesselschläger aber hüte seinen Jungen und meinte: Ja, ja! so reden wir Alle, wenn wir jung sind! Dann treibt's uns fort von Haus in die Fremde, als es's draußen besser wäre, und kommen wir hinaus in den fremden Weichen, wo uns kein freundliches, liebevolles Gesicht entgegenlacht, wo und kein Vater, keine Mutter, keine Brüder, keine Schwester, denn jeht was Liebes entgegenkommt, wenn wir

müde von der Arbeit spät Abends heimkommen, dann nicht's und eist, ja immer urüst in den Kreis der Lieben, die wir dahin gelassen, und freuen uns, wenn wir am Ende unseres Lebens wieder dabein sitzen, wo wir geboren, wo jeder Stein und jeder Baum uns rücker er, innert an die frohen glücklichen Jugendtage, und wir wieder jung werden durch die Erinnerung. In der Fremde ist's selten gut mein Händchen, drum:

Gleich' im Laie und nähr' dich edelich!

In dem Hause des Kesselschmieds herrschte Wohlstand und Glück! Jeder Wanderer, der vorbei kam und die Aufschrift auf der Tafel las, trat in das Häuschen und ward auf das Beste bewirthet.

An einem schönen Sommerabend, wo der Hans Jörg und die Agnes über Land gegangen waren, sah die ganze Familie abemals draußen unter der Linde beim Abendbrot. Da blieb vor dem Hause ein Mann stehen und schaute küster vor sich hin! Der Fremde war noch jung, und dennoch war sein Haupthaar schon ganz weiß, seine Kleider hingen in Fetzen um des magern Leib, und unter dem breiten Güte herber leuchtete ein bleiches Gesicht!

Geh' hin, Händchen, sagte die Gertrud, und frage den Fremden, warum er da stehen bleibt und stunt vor sich hin? So er Mangel hat, soll er verkommen und mit uns essen!

Der Fremde hörte das und kam schüchtern näher!

Schönen Dank, sagte er, mich hungert nicht, aber wenn ihr's wollt, laßt mich hier austrauchen unter der Linde!

Und der Fremde setzte sich dahin und schaute trübe auf das Nachbarshaus, wo der verherrlichte Amtmann einst wohnte, und wie er da sich eine Weile, da hing der Fremde an gar bitterlich zu weinen!

Das kleine Händchen schmiegte sich an den Fremden und fragte theilnehmend:

Sag' an, fremder Mann, warum schaust du auf des Nachbars Haus und weinst! Hat dir Jemand Böses gethan? Gewiß haben dich die bösen Menschen geklagt, wie meinen Vater? Soll ich dir's erzählen, wie's dem Vater ergangen ist in seiner Jugend? Da rechnete nebenan der strenge Amtmann, und der hatte einen Sohn, den bösen Johann, der war ein böser Lurich.

Die hellen Thränen liefen dem Fremden über die Wangen.

Der alte Pfarrer nahm das kleine Händchen bei der Hand und sagte:

Händchen! laß das Plaudern! Komm

hinein in die Stube und laß den fremden Mann allein. So er's will, kann er eintreten zu uns und Nachbarn haben, wenn's ihm gefält!

Und wie der Fremde allein draußen blieb, da schnte er den armen Kopf an die Linde und haarte vor sich hin, und sprach zu sich selbst:

Der böse Johann! So muß mich denn im Alter jedes Kind verdammen, und wohin ich schau und sehe, wird's immer nur heißen:

Der böse Johann! So steh' ich denn hier, ein noch junger Mann, doch gebrochen an Kraft und Körper an demselben Ort, wo ich einst hinaus trat ins Leben, ein fröhlich Kind!

Da steh' ich, ein unnütz Ding in der Welt, und hab' mein Leben angewendet in unnützem Zeug, und wo ich hinschaue hinter mich und

vor mir weg, da schau' ich auf die Trümmer eines verlerenen Lebens, und jedes Kind im Orte, wenn's mich kennt, würde mir aus dem Wege gehen, und sich vor mir fürchten, denn ich bin der „böse Johann!“

Wär ich geboren worden als ein armer Handwerker, Sohn und hätte mich nicht daran gewöhnt, so zeitig hochmüthig herabzuschauen auf die geringeren Leute, vielleicht wär's besser gewesen für mich, und ich hätt vielleicht jetzt zu Haus bei meiner

Frau und meinen Tuben und wäre ein redlich-schaffener und braver Mensch! So aber steh' ich da, ein überflüssig Ding auf der Erde, die mich so lange auf sich getragen; auf dieser

Erde, die ich erfüllt hab', so lang ich denke, mit Schimpf und Schande, und wohin ich auch sehe, mich sieht Niemand und ich bin „der böse Johann!“

Und kam ich nun auch, und weilt' Alles vergessen machen durch ein besseres Leben, ich könnt's nicht, denn Jeder weicht mir aus und Niemand würde meinen Worten trauen, weil meine Thaten gegen mich reden, und es

flucht mich Jeder von sich, denn ich bin und bleib' der „böse Johann!“ Wie das Kind ge-
redet hat, da war's mir als schmit mir jedes Wort das Herz entweiht!

Wär ich ein guter Mensch gewesen, so wehnt' ich hier im Orte und man hätte mich gern. Wo ich hinschau',

kennt mir ein dankbares Herz entgegenzuschlagen, wenn ich mein Geld besser angewandt, wenn ich's, statt zu verprasen, gebraucht hätte, dem Armen zu helfen und dem Unterdrückten be-
zuhüfen! So aber ist's Zeit daß ich mich weg-
schicke wie ein Lieb und Galgenvogel aus meiner Heimath, damit mich Niemand erkenne, wenn's heller Tag wird, und mich verpöthet, wenn ich versieh mich um einen ischlichen

Jambis!

Der Mund trat hell herver hinter den

Wollen, und der Fremde stand noch immer da und stützte das sorgenschwere Haupt gegen die Linde!

Und wie er da stand und sann, da kam der Hans Jörg heim mit der Agnes!

Wie der Kesselflicker den Fremden da sich'n sah, ging er auf ihn zu und sagte:

Was steht ihr da und sinnet! Seid ihr fremd, so kommt hinein in's Haus und ruht euch aus!

Der Fremde blieb betroffen stehen und wie er sich umwandte, da beschien der volle Mond das Gesicht des Hans!

Da wich der Fremde entsetzt zurück und rief mit ulternder Stimme:

Hans Jörg! Bist du's wirklich?

Und wie der Kesselflicker die Stimme des Fremden hörte, da wich auch er zurück und rief:

Heb' dich weg von dieser Schwelle! Du kommst neues Unglück zu bringen über mich! Die Stimme hat mir immer Unglück gebracht über mich und die Meinigen: ich will sie nicht mehr hören!

Die Agnes aber schmeigte sich an den Bruder und sagte: Hans Jörg! Tu verständig dich, denn es steht geschrieben: „Liebe deine Feinde!“

Des Amtmanns Johann trat näher, er griff tief beregt die Hand der Agnes, und sprach: Beruht mir's was ich euch gethan, wie ich noch ein übermüth'ger Burich war, ich hab's schwer gebüßt! Getaut hab' ich den falschen Freunden, und mein Geld verpfändt, und mein Leben schlecht angewandt, und irre nun umher ohne Heimath, ohne Liebe, ohne Freunde, als ein Bettler! Noch einmal wollt' ich her an den Ort, und das Haus sehen, wo ich geboren, und so ihr mir verzeiht von ganzem Herzen, geh' ich getrost von dannen und ihr werdet mich nimmer wiedersehen!!

Da ward der Hans Jörg tief ergötzt! Er trat auf des Amtmanns Johann zu, reichte ihm die Hand und sagte:

Wag' euch der liebe Gott verzeihen, wie ich es ihu von ganzem Herzen! Aber weglassen werd' ich euch nicht von mir. Denn wenn's dem Menschen schlecht ergeht, und er hat Böses gethan, so ist er drum noch nicht verloren für's ganze Leben! Und so ihr ein ordentlicher Mensch werden wollt, wie ihr's sagt, so bleibt bei uns und arbeitet mit uns! Gehaut die Stämme des Landes, das mir gehört, und so ihr's ehrlich meint und redlich, sollt ihr nicht verzaagen, sondern bei uns bleiben und mit uns leben wie ein Glied unserer Familie!

Des Amtmanns Johann wußte gleich

nicht wie ihm geschah, dann aber sprach er sanft bereit:

Hans Jörg! Wie soll ich dir's vergelten? Könnt' jeder Herr reden an meinem Leibe, er wüßte Jenseits ablegen, wie tief ich dir dankbar bin! Und nach Allem was du für mich gethan, bleib mir doch noch eine Bitt' angethan! So du mich werst drum hältst, nenne mich wieder „du“ wie früher. Ich will bei dir bleiben und arbeiten und das Brod, das ich an deinem Tische esse, redlich verdienen, und ein rechtschaffener Mensch werden und mich plagen im Schweiße meines Angesichts, und wenn ich so ein rechter und braver Mensch geworden, dann heß' ich weis mir wieder jeder freundlich entgegenkommen, und die Menschen werden mir vergeben, wie ich der eint Verzeihung heße dort oben.

Als es nun am andern Morgen im Städtchen bekannt wurde, des Amtmanns Johann sei wieder ankommen als ein Bettler und wohne beim Hans Jörg, da kamen Viele aus dem Orte vor das Haus und wollten den Johann sehen und ihn verspotten, da er ein Bettler war gleich ihnen.

Wie der Hans Jörg die Leute draußen allerlei schlechte Reden süßen hörte, so trat er jernia unter sie und rief:

Was steht ihr hier und gafft und spottet eines unglücklichen Menschen? Keiner von euch hat sein Ende gesehen, und es weis daher Niemand von euch, wie's ihm noch ergehen wird in spätem Jahren! Auch ich der Johann kein Bettler, wie ihr glaubt, denn mein Haus und Hof und alles was ich beße, gehört ihm zur Hälfte!

Wie das der Johann hörte, trat auch er hinaus unter die Leute und sprach:

Glaubt ihm nicht! Ja! ich bin ein Bettler, ich, des Amtmanns Johann, der ich früher auf euch herabgesehen und euch verachtet! Ja! ich bin ein Bettler, und so ihr mich verzeihen wollt, thut's nur, denn ich hab' es verdient! Ich bin ein einfacher Bauersmann geworden wie ihr. Wenn ich mich aber nun sechs Tage der Woche redlich geplagt habe, wie jeder andere Mensch, dann verzeiht mir Sonntag's der liebe Gott nicht einen Pfad in seinem Hause, der Kirche, und so werdet ihr mir auch dann einen ruhigen Pfad gewähren an euren Herde, wenn ich zu euch komme als eures Gleichen, wie auch meine Hand die!'

Und wie er seine Hand hinstreckte, da drängten sich Alle zu und drückten und umarmten und keiner dachte mehr daran, ihn zu beschimpfen.

Zwei Jahre wohnte schon der Johann beim Hans Jörg, und plagte sich rechtlich im Felde, und der Acker des Knechtstüdens trug gute Früchte! Sagen Alle Abends in der Stube oder vor der Thüre, dann schlief sich der Johann häufig fest hinaus in's Feld! Und als der Hans Jörg über dieses unruhig wurde, ging er ihm eines Abends nach, und da fand er den Johann in Gedanken sitzen unter einem Baume.

Da sprach der Hans Jörg: Sag' an, Johann, dich drückt ein geheimer Kummer! So ich dein Freund bin, vertrau' mir's offen!

Ja! Du sollst's erfahren! entgegnete der Johann. Wie ich zu dir kam ein Bettelmann und glaubte, ich wär' ein unnütz' Ding in der Welt, da hast du mich gehalten und mir gezeigt, wie es niemals zu spät sei, wenn man ein bess'rer Mensch werden wollte, damals hab' ich über die Freude vergess'n, was mich schwer drückte! Aber es scheint ein schwer' Verbängniß auf mir zu liegen, und daß ich untergehen muß unter dem Schuler meiner Jugend! Wie ich draußen herumgelaufen bin in der Welt, ein schlechter Mensch, und mein Geld verprasste in schlechter Gesellschaft, und wie ich sah, daß mir Alles den Rücken drehte, als ich arm ward, da ward ich schier toll! Die Sucht nach Vergnügen und Glanz riß mich hin, und wenn ich auch manchmal so bei mir dachte, wie es besser wäre ein irdentlicher Mensch zu werden und zu arbeiten, und es kam garb' einer der schlechten Gesellen daher in Sammt und Seide, gleich packte mich's wieder und zog mich hin zum Verderben! Da begegnete mir eines Abends ein kuddiger, schlechter Mensch, der bei mir an tausend Goldstücke zu leihen auf fünf Jahre, wenn ich ihm mich verschreiben wollte mit Leib und Seele, fall's ich nicht zurückgehen könnt' nach der Zeit! Das Geld hab' ich genommen und verprasst, wie das andere, und nun sieh' ich da, trotz allem Fleiß und gutem Willen, und schau' von einem Tag zum andern mit Schreden der Zeit entgegen, wo die fünf Jahre abgelaufen sind.

Das sollst du nicht! rief der Hans Jörg. Noch bleibt mir, wie ich dir gesagt, ein Wunsch bei der Aee Hulda! Sie wird uns helfen!

Den bewahre für dich und deine Kinder, erwiderte der Johann. Ich hab's verdient trum laß mich ruhig vergehen!

Der Hans Jörg aber rief: Was sagst du, ich soll einem Menschen helfen kennen und es nicht thun aus Angst um meiner Selbst willen? Behü! Ich nicht mehr als mein Vater und Großvater und soll's noch mehr beäugen

wollen? Was giebt's wohl Schöneres für den Menschen, als die Kraft zu haben, seinem Mitmenschen zu helfen und dereinst hintreten zu können mit ihm vor den himmlischen Vater und zu sagen:

Den hier hab' ich dem Bösen entzissen, daß du zufricktest mit meinem Leben?

Und ohne der Einwürfe des Johann zu achten, nahm der Hans Jörg den Ring und rief aus:

Liebe Aee Hulda! So du dich meiner noch erinnerst, hilf zum letzten Male dem Freunde, wie du mir geholtest!

Und siehe, da kam die Aee und brachte tausend Goldstücke und sprach:

Hans Jörg! Ta du die drei Wünsche angewendet hast zum Besten deiner Mitmenschen, und nicht höher hinaus gewollt als dein Stand, so hast du die Freuden bestanden als rechtlicher Mensch! Sprich drum aus dein Begehre, so du noch eins hast, und es soll dir erfüllt werden!

Der Hans Jörg aber antwortete:

Gnädige Frau Aee! Ich bin überglücklich und verlange nichts, als daß der liebe Gott mich in Gesundheit erhalte, willst du mir aber seiner gut bleiben, so genest meines Händchens, wenn ich einst nicht mehr sein sollte, und führe ihn den guten Weg.

Und als die Aee verschwunden war, da kam der kuddige Zauberer des Wegs daher, und wollte den Johann abholen. Der aber wart ihm den Sack mit den tausend Goldstücken vor die Füße und sagte:

Nimm bin dein Geld, daß du mir gegeben, setze noch den bösen Weg zu gehen! Ich brauch's nicht mehr, denn ich leb' von meiner Hände Arbeit! Und gehe deiner Wege, denn hier ist für dich nichts zu suchen, wo wir alle wandeln im festen Vertrauen auf Gott und seine himmlische Gnade!

Da krümmte sich der Zauberer und verschwand mit dem Geste in die Erde.

Und als die beiden Freunde in Hause ankamen, da nahm der Hans Jörg seine Schwester Aanes und führte sie hin zu dem Johann und sprach:

Johann! Schon lange schau' du die Aanes an mit einem Blicke, den ich verstanden habe, und hast du auch kein Wort gesagt, so erath' ich doch was du willst. Es braucht der Mann ein Weib, das ihm treulich beisteht im Leben, und so die Aanes will, so lebet glücklich zusammen für alle Zeiten!

Da rief der Johann:

Jörg, das ist zu viel! Willst du mich

überglücklich machen, daß ich vergehen soll vor Freude? Ich bin der Agenes nicht würdig! So sie mich aber hinnehmen will, ganz einfach wie ich bin und mich immer führen den guten Weg, durch's ganze Leben, so will ich's ihr danken und loben jeden Tag und jede Stunde aus vollem Herzen!

Und als die Agenes nun weinend an des Johannes Brust sank, da waren alle im Hause glücklich und frohlich.

Wiele Jahre waren vergangen: der alte Pfarrer war heimgegangen in's bessere Leben, und der Hans Jörg war ein alter Mann geworden und lag auf seinem Sterbebette. Und wie sie alle in der Stube auf den Knien lagen und heftig weinten, da sprach der Hans Jörg:

Seid ruhig und weint euch nicht die Augen roth! Ich hab' gelebt als ein rechtschaffener Mensch und brauch' mich nicht vor'm Tod zu fürchten! Ich gebe heim, woher ich kommen, unverzagt und freudig, weil ich als guter Mensch gelebt und meines Willens kein Böses gethan!

Trum weinet nicht und denkst an das Kleinlein vom Wiedersehen, das mich meine Mutter geliehet:

Weine nicht! Weine nicht!

Wenn zu Ende geht dein Leben!

Sage nicht! Sage nicht!

Wenn Gott nimmt, was er gegeben!

Troben in den Himmels Höhen!

Siebt's ein freudig Wiedersehen!

Die beiden Buckel.

Narren, erzählt von Fabricius.

Einstmals lebte in einem Orte ein buckliger Mühlant, der Kunz, der ein gar braver und rechtschaffener Bursche war, und die Tochter eines reichen Müllers über alle Maßen liebte; doch wagte er nicht seine Reizung zu scheuen, denn er fürchtete die Anna möge ihn nicht zum Mann wegen seines Buckels. Eit stand er Abends im Mondenscheine unter ihrem Fenster sitzend und schaute hinein verthümlichen Blickes in den Kämmerlein des Mädchens. Als er nun einstmals an einem Sonntag draußen im Freien mit allen andern Buben und Tinnen zusammen war, da glaubte er zu bemerken, daß der Müllers Anna ihn mit einem gar guten und theilnehmenden Blicke anschaute, und da faßte er sich ein Herz und dachte bei sich:

Lange kann's nicht mehr so forschgehen, sonst vergeh' ich in Angst und Qual und es ist ja besser, daß ich gleich ins Reine komme, als Jahrelang hin und her sinnen, denn es kommt unterdessen vielleicht ein tüchtiger Bursch und schnappt mir die Mädchen fort vor der Nase!

Allegleich legte nun der Kunz sein bestes Wamme an, steckte eine Keile in sein Kneppsch, ging hin zum reichen Müller und sprach:

Herr Müller, ich bin ein armer Bursch, aber Eurer Tochter gut und so Ihr mir die Mädchen wollt geben zum Weibe, soll sie's gut haben bei mir bis an ihr Ende!

Der Müller aber lachte hell auf und sprach: Hast wohl etwas viel getrunken, Kunz, sonst könntst du nicht die Arbeit haben mit solcher Blü' vor mich hinzutreten! So du mir aber Gold bringst, so schwer wie dein Buckel, kannst du meine Tochter freyen: Bis dahin Gott befehlen!

Da küß der Kunz an gar bitterlich zu weinen und zu küssen, aber der Müller lachte noch mehr und kehrte dem armen Spielmann den Rücken!

Nachdem der Kunz noch eine lange Zeit betrübt da gestanden, dachte er: Ich hält es besser nicht gelagt, denn wenn es die Andern ersehen, werden sie mich verlachen und verspotten, drum mag ich nicht länger im Orte bleiben, sondern zieh' fort in die Welt hinaus unter fremde Leute!

Es war spät am Abend und der Mond schien hell, als der Kunz das Städtchen verließ und tief betrübt hinaus wanderte in die dunkle Nacht! Da erblickte er plötzlich von Ferne ein hell erleuchtetes Schloß, darinnen es lustig herzugehen schien, und der Kunz schritt eifrig auf die Burg los, in der Hoffnung dort ein Nachtquartier zu finden.

Wie er nun in den Burghof trat, da sah er eine Menge schön gekleideter Herrn und Damen, die gar lustig untertanzen, doch ohne Musik!

Mit Verlaud, ob's Leute! sprach der Kunz.

Es scheint mir, daß es hier hoch hergehet, doch tanzt Ihr herum ohne Fietel, wie ich der gleichen niemals im Leben gesehen! Wenn's Euch recht ist, spiel ich Euch Gind auf zum Tante!

Ta trat ein alter Mann von der Gesellschaft vor zum Kunt und sprach: So du uns aufspielen willst zum Tante ist's und recht, denn wir brauchen grade einen Fietler; doch sage mir, welchen Lohn verlangst du dafür?

Was Ihr wollt, mögt Ihr mit gehen! entgegnete der Kunt. Insbesondere bist ich um ein Nachherbera.

Nun begann der Spielmann gar schön zu spielen und die Anderen tanzten, daß es eine wahre Freude war, mehrere Stunden lang; dann standen sie plötzlich stille und flüsterten sich zu: Nun ist's Zeit, daß wir gehen!

Ta trat der Alte wieder vor und sprach: Lege dich ruhig hin in's Schloß und schlafe, morgen früh wirst du deinen Lohn finden!

Der Kunt that wie ihm geheißen wurde, und legte sich zur Ruhe! Lange mochte er schon geschlafen haben, als ihn ein heftiger Schlag auf den Rücken aufschreckte! Der Spielmann rief sich die Augen, stand auf und da ihn der Schlag gar sehr schmerzte, und er mit der Hand über den Rücken fuhr, so blieb er verunsichert stehen, denn sein Budek war verschwunden. Erst mußte er sich gar nicht zu fassen, dann aber ging er hinunter in den Hof, um sich zu bedanken, aber das Schloß war öde und verlassen: von dem Glanze und der Pracht der vorhergehenden Nacht war nirgend mehr etwas zu sehen, und als den Kunt nun der Hunger anfang zu plagen, griff er in die Tasche nach einem Butterbrot, das er mit auf Reisen genommen.

Wie er mit der Hand in die Tasche fühlte, da ward es dem Kunt gar sonderbar, denn die Tasche fühlte voller Geldstücke, wohl an die tausend Stück!

So ward der Spielmann gar frech und guter Dinge und rief laut: Wer Ihr auch sein mögt, Ihr unbekannten Herren und Damen, ich sag' Euch tausend Dank! Dann ging der Kunt vergnügt und eiligen Schrittes in die Heimat zurück, die er sobald wiederzusehen nicht gehofft hatte.

Wie er nun ohne Budek zurück kam in das Städtchen, liefen alle herbei, das Wunder zu sehen, wie der Kunt über Nacht seinen Budek verloren hatte und ganz schloß gemacht vor ihnen stand, und er erzählte treuherzig und einfach die ganze Geschichte, wie's ihm ergangen, Wort für Wort! Wie er nun das Geld zeigte, da warf ihm manche Tante

järtliche Blicke zu, aber der Kunt schritt geradezu auf des Wälters Haus zu, stellte sich vor den Wälter hin, warf Alles Gold auf den Tisch und sprach:

Herr Wälter, ich halt' Euch beim Worte! Hier ist Geld so schwer als mein Budek und noch schwerer, also geht mir Eure Tochter!

Dem Wälter vergingen beim Anblicke so vieler Goldstücke alle Sinne, er fiel dem Kunt um den Hals, berstete und küßte ihn und nannte ihn einen „lieben Gindam“ über den Anderen.

Nach wenigen Tagen heirathete der Kunt des Wälters Tochter und auf der Hochzeit ging's hoch her. Zum Tante hatte man einen Spielmann aus der Nachbarschaft kommen lassen, der auch budlig war und nebenbei ein gar böser Mann, dem Trunke ergeben! Wie der die Geschichte vom Kunt hörte, dachte er bei sich: Halt! das kann ich auch versuchen! und als nun der Tanz beendet war, da ward der budlige Hinz, so hieß er, ganz betrunken und wackelte hinaus, in der Hoffnung, das Zauberschloß zu erreichen und dort viel Geld zu verdienen, auch seinen Budek los zu werden.

Der Hinz brumnte vor sich hin:

Ich werd dem Herenspad Gind aufspielen, daß sie springen sollen bis an den Rent, und sie mir viel Geld schenken, damit ich gar nichts mehr zu thun brauche, als vom Morgen bis zum frühen Abend im Wirtshaus zu liegen!

Ta sprang ein kleines Zwerglein aus dem Graken auf und frug den Hinz: Wohin geht Ihr noch bei so später Nacht, budliger Fietler?

Ich will zum Herenschloße! lallte der Fietler;

I, das trifft sich gut! meinte das Zwerglein! Auch ich gehe dahin, und wenn Ihr mir folgen wollt, will ich Euch dahin geleiten!

Mit diesen Worten faßte der Zwerg den budligen Hinz unterm Arm und die Beiden wackelten dem Herenschloße zu!

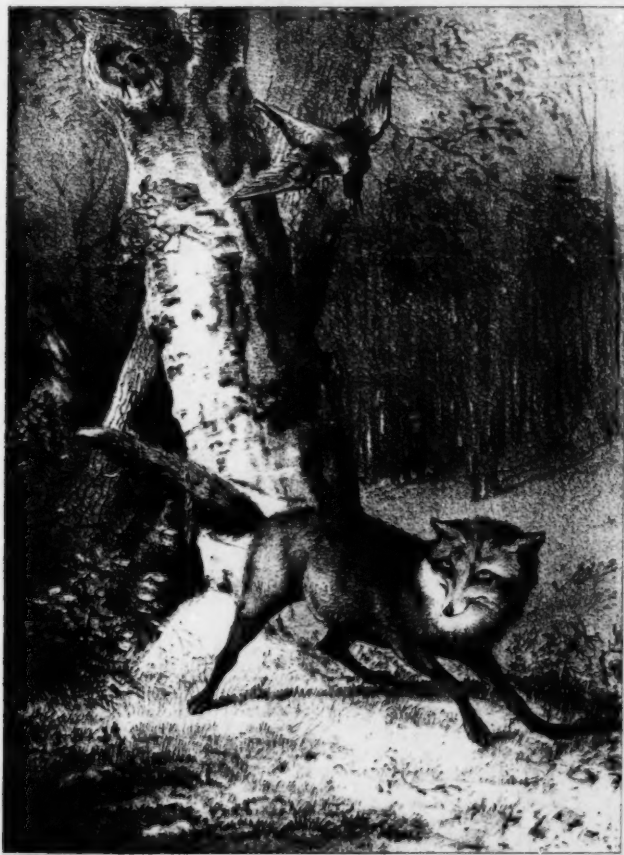
Ta ging's wieder luntig zu, wie damals als der Kunt hinkommen war! Der budlige Hinz lehnte sich an die Mauer, und traspelte auf seiner Fietel herum und die andern tanzten lange Zeit, bis es dem Hinz zu arg wurde! Ta warf er die Geige hin und rief:

Ich hab's nun satt mit der Fietel und lang genug aufgepielt! Nun geht mir auch meinen Lohn!

Lege dich ruhig zu Bette! sprach das Zwerglein! Ueber Nacht bekommst du sicher deinen Lohn!

Aha! dachte der Hinz, die Nacht geht's los! und legte sich ruhig auf's Ohr!

Während empfing der Fietler einen heftigen



L. Holzer inv.

Der Specht und der Windhund

(von Th. Goralien)

Schlag auf den Rücken, dann noch einen und noch viele!

Schlagt nun immer zu, Ihr Galgenpad! dachte der Hinz, wenn ich nur meinen Dufel los werde und recht viel Geld bekomme! Aber zuletzt hielt er's nicht mehr aus, sprang unter argen Schmerzen auf und fuhr mit der Hand über den Rücken, aber der Dufel saß noch immer fest. Da ward's ihm zu arg, und ängstlich fuhr er mit der Hand in der Tasche, nachzusehen ob Geld darinnen läge! Aber die Taschen waren und blieben leer!

Da ward der Hinz gar wüthend und schrie und brachte besch, er wolle nicht eher von dannen gehen, bis er seinen Lohn empfangen!

Keinen Lohn sollst du haben! lachte von draußen eine Stimme und im Nu flog etwas durch das Fenster, dem Richter grade auf die Brust, daß er schier auf den Rücken fiel, und ihm etwas schwer auf der Brust saß.

Aha! dachte der Hinz, daß ist gewiß Geld! und fuhr mit beiden Händen nach dem Paket auf die Brust, aber das saß fest und war kein Geld, sondern noch ein richtiger Dufel, so daß der Hinz nun zeitweilen mit zwei Dufeln herum laufen mußte! Alles Kluchen und Schimpfen half nichts! Der Hinz hatte und behielt seine beiden Dufel und wurde noch obendrein von Allen Leuten verlacht und verspottet!

Der Specht und der Windhund.

Mundlich in Lübbertscheit von Theodor Colasborn.

Der Specht im Walde hatte sein Nest voll junger Spechte in einem hohen Baume, und kein Specht konnte so schnarren und klopfen wie er. Eines Morgens, als er wieder den Schmel weg und freche sich alle mit einander. Der Specht lachte, daß es nur so klinge, und rief: „Womit, womit?“ „Mit meinem Schwanz!“ sagte der Fuchs, „bis Abend gebe ich die Petenheit.“ Damit ging der alte Schmel weg und legte sich in seine Höhle. Als der Specht weiter darüber nachdachte, wurde er traurig und hüpfte unruhig und kessbännt von Zweig zu Zweig. Seine Angst bemerkte ein Windhund, der gerade des Weges kam, und fragte: „Treibein, Kadjer, was treibst du für Dinge?“ „Ich bin traurig!“ sagte der Specht. „Das sieh ich!“ erwiderte der Windhund, „aber was hast du?“ „Du kannst mir doch nicht aus der Noth helfen, und keiner kann es.“ antwortete der Specht; „der Fuchs will bis heute Abend meine Jungen haben, oder er sagt den Baum ab.“ „Und da konnte ich nicht gehen, alter Narr!“ sagte der Windhund, „nur verlange ich, daß du mir drei Bedingungen gewährst: ich heiße den Fuchs tot, und du gibst mir satt zu essen, satt zu trinken und satt zu lachen.“ Wenn's weiter nichts ist,

das sollst du haben, sobald du mir geholfen.“ antwortete der Specht und dachte wieder lustig darauf los, daß die Speine nur so umherflogen.

Zur Webersicht sehen kam der Fuchs und verlangte die Jungen; der Specht streckte die spize Junge heraus und lachte und schnurrte, daß es durch den ganzen Wald dröhnte. Das war aber das Zeichen für den Windhund.

„Also weißt du nicht?“ sagte der Fuchs, „dann ist es gut, dann weiß ich schon, was ich thue.“ nahm einen Stein, warf den Schwanz darauf, flappete diesen um den Baum, und lief rundum, rundum. Als er noch kein besten Sägen war, da sah er, wie der Windhund in gewaltigen Sägen herbei kam; „ei du gartiger Betrüger!“ schalt er den Specht und hatte kaum noch so viel Zeit, in seinen Bau zu schlüpfen. Hier angekommen, fragte er, wie er immer zu thun pflegte, die Augen: „Was hab ich so eben gemacht?“ die Augen antworteten: „Wieder hier, wieder dort gehen, bis wir den Eingang gefunden.“ „Ah gut!“ sagte der Fuchs und fragte die Beine: „Was hab ich so eben gemacht?“ Die Beine antworteten: „Wieder hier, wieder dort gelaufen bis ins Lager.“ „Ah gut!“ sagte der Fuchs, und fragte die Kräfte: „Was hab ich so eben gemacht?“ Die Kräfte antworteten: „Wieder hier, wieder dort angehaßt, an Törn und Fuchse, damit der Windhund sich freche.“ „ei, so warst, stüßliches Ding, so weisse ich, daß der Windhund dich an der Bursel abfisse!“ sagte der Fuchs, ging den Bau zurück und schickte den Schwanz weis aus der Thür; und der Windhund, der vor der Thür lag, zog den Schwanz mit allem was

*) Treibein, Kadjer, d. h. Nachmacher, hund Namen für den Specht.

daran hing, hervor und biß den alten Schelm zu Tode. Nun kam der Specht, der alles mit angesehen hatte, herzu und dachte ein Grab, der Windhund machte dem Hund was aus'd Grab, das war sein Tenthmal, und verlangte nun satt zu sein, satt zu trinken und satt zu lachen. „Warum dieses nicht?“ antwortete der Specht: „erst also satt zu essen und dann satt zu trinken und dann satt zu lachen, daß ich's nur recht weiß.“

Nun traf sich's zu, daß gerade ein Mädchen vorbei ging mit einem großen Kops voll Essen, welches sie den Schmittern bringen sollte. Das war dem Specht schon recht; hurtig flog er hin, setzte sich der Magd vor die Füße und ließ immer dicht vor ihr auf. Viele setzten den Kopf hin, um den festen Vogel zu greifen, und während sich die beiden von dem Kopf entfernten, sprang der Windhund herbei und fraß ihn leer bis auf den Boden. Das war satt zu essen.

„Nun bin ich aber durstig für zehn Mann,“ sagte der Windhund, „nun schaffe mir satt zu trinken!“ „Nur Geduld,“ sagte der Specht, „da kommt es schon.“ Und ein Bauer fuhr des Weges mit einer Tonne Bier auf dem Wagen, das er von der Stadt geholt hatte, zur Kindtaufe. Der Specht fußte hin und setzte sich auf die Tonne; der Bauer, welcher ihn bemerkte, schlug mit der Peitsche nach ihm, so daß der Specht aufstieg, sich aber immer wieder auf die Tonne setzte. Da ward der Bauer aus, und er zog die Kanne aus und schlug damit so lange nach dem Specht, den er nicht traf, und auf das Foh, das er traf, und mit so gemäßigten Schlägen, daß das Bier durch den Wagen auf die Erde lief. Nachdem der Bauer ingrimmig sich entfernt hatte, sprang mein lieber Windhund herbei und schlupperte nach Herzenslust. Das war satt zu trinken.

„Bisher hast du es gut gemacht,“ sagte der Windhund zum Specht, der vom nächsten Baume aus es sich betrachtet hatte, wie dem Windhund nach und nach der Balg schwellt, und für sich schon daren satt zu lachen gehabt hatte, „dumst du es gut gemacht, indeß wo bleibt das Lachen?“ „Dort fährt es hin, macht's nur schnell, daß es und nicht wegfährt!“ antwortete der Specht; „selbst du nur in deinem Leben dem Bauer, so viel du kannst, so wird dir's am Lachen nimmer fehlen!“ und der Specht flog und der Windhund lief dem Bauern nach. Als sie auf den Hof kamen, sah der Specht, daß das Fenster offen stand,

und das Essen in der Fensterbank, um sich anzulassen; schnell flog er hin und stauete in den Kops, aber nicht mit dem Schnabel. Als der Bauer das sah, schlich er auf den Hof, schlug das Fenster zu und schrie vor Freude: „Nun hab' ich dich! nun hab' ich dich! nun hab' ich dich nicht wieder entzogen!“ und als er das kleine Loch bemerkte, welches im Fenster war, rief er schnell ein altes Rütterchen herbei, daß die sich sehr mit dem Kops davor stellte; darauf sprang er in die Stube und sogte den Specht hin und her, auf und nieder und wollte ihn fangen oder tödten. Die alte Frau konnte freilich nicht viel hören, aber den Spezialist in der Stube hörte sie doch; sie dachte sich also um, und weil sie aus Gewohnheit den Mund immer sperrweit offen hielt, und jetzt erst recht, kam, als sie den Kopf wieder aus Fenster drückte, ihr Mund gerade vor das Fensterloch. Dem armen Kabiner in der Stube ging's derweil aber schlecht: der halbe Schwanz war ihm schon ausgerissen, und als der Bauer wieder ihn eben fassen wollte, flog er in seiner Angst durch's Fensterloch der alten Gerechtade in den Hals hinein. Die verdorrte die Augen nicht schlecht! Der Bauer, der alles sah, rief: „Idur's Maul zu und beiß ihm den Kopf ab!“ als er aber bedachte, daß sie ja keine Zähne mehr habe, schrie er: „Haltet die Hand auf's Maul, bis ich komme!“ Das that die Frau, und der Bauer nahm ein Klopsholz, eilte in den Hof und stellte sich dicht vor das alte Rütterchen. „Nun die Hand weg!“ rief er ihr zu; „huttut!“ rief der Specht und guckte aus dem Runder; „Ewigbube!“ rief der Bauer und schlug mit dem Klopsholz; wen er aber nicht traf, das war der Specht, der saß schon wieder hinten im Halse, und wen er traf, das das Blut flog, das war die alte Herte. Und um zweitemal ging's gerade so; als aber der Specht zum drittemal huttut rief, wurde der Bauer so wüthend, daß er blind zuschlug und der alten Frau den Schödel zerbrach wie ein altes Ei. Da flog der Specht nach Hause; der Windhund aber, der ihm schon beim zweitemal angerufen hatte: „Hör' doch nur auf, es ist ja genug!“ hatte so satt zu lachen gekriegt, daß er wieder hungrig geworden war, und sprang hinter dem Spechte her. Und wenn er nachher einmal krank war, so dachte er an diese Geschichte und lachte sich immer wieder gesund, bis zuletzt, da hat er nicht gelacht. Doch das ist eine Geschichte für sich.



Fax. 111

Verlag v. Arn. & J. in Düsseldorf

Die himlische Rose.

(Sage vom L. Bechstein)

Die himmlische Rose.

Seantliche Beschäftigung von Ludwig Beckstein.

In den Zeiten, als der dreißigjährige Krieg durch die deutschen Lande wüthete, ging es allüberall gar schlimm her mit Raub und Plünderung, Brand und Blutvergießen; niemand war recht seiner Habe, noch seines Lebens sicher, denn es war ein ewiges Hin- und Herziehen der Heere, und das Kriegsgewollt konnte sich nicht aus der Ungezähm und Wildheit, denn es ging ihm selbst manchmal gar knapp und erbärmlich schlecht, schlief nicht selten an Futter für Menschen und Vieh, und durfte mancher tapfere Soldat, der früher auf Federbetten geschlafen hatte, dem Himmel danken, wenn er nur seine Lagerstatt mit trockenem Heu oder Stroh überdecken konnte, und nicht auf Mist oder harter nadtler Erde schlafen mußte, und doch geschah dies bisweilen selbst manchem Officier, der die Welt mit seinem Kriegsruf erfüllt.

Ein solcher Held war Reinhold von Rosen, häufig auch kurzweg bloß Rosa genannt, von Geburt ein Vrielländer, der beim Kriegsheere des tapferen Herzogs Bernhard zu Sachsen-Weimar als Feldobrist stand, und einer von dessen vertrauten Lieblingen war, die den Generalstab des Herzogs bildeten, der nach aus dem Grafen Johann von Nassau, dem Rheingrafen Johann Philipp, dem Generalmajor von Tauspach und anderen wadern Führern bestand.

Reinhold von Rosen wohnte der Belagerung von Rheinfelden bei, kreifte von da mit Tauspach die Nillingen am Schwarzwald, dals dann Rheinfelden einnehmen, zog hierauf mit andern Kampfgemeßen gegen Schwaben und Württemberg, unterwarf die

Schwarzwaldthäler und die des Breisgau's, drang bis zu den Donauquellen hin, auf, und belagerte Hohenzellern. Später nahm derselbe Mann Theil an der Belagerung und Eroberung Breisachs, schloß im März 1639 die Stadt Ebn ein, schlug bei St. Blas ein Regiment Lothringisches Fußvolk in die Flucht und nahm einem andern Reiter-Regimente 3 Standarten und 250 Pferde ab. Er eroberte Ebn, kämpfte tapfer im Elsas unter seinem Herrn, dem Herzog, chemie in Hochburgau, und als der Herzog zu Hünningen am 3. Juli 1639 schwer erkrankte, war es zunächst Rosen, nebst den Führern Erlach und Ehm, die Herzog Bernhard zu sich berief, sie zu treuem Zusammenhalten nach seinem Tode, den er bereits abnete, ermahnte, und ihnen die Fortführung des Krieges ansgelagertlich an das Herz legte, ja ihnen, nach dem Grafen von Nassau, seine Arme gleichsam übergab.

Am 8. Juli starb der Herzog, und gleich nach seinem Tode brach männlicher Jwist unter den Leitern und Häuptern seiner Arme aus, der zu Spaltung und Trennung führte.

Zehn Weimari'sche Regimenter blieben dem Günstlinge ihres Herzogs, Rosen treu, und dieler führte sie unter die Namen Schwabens, und den Kaiserlichen entgegen, von denen eine Abtheilung unter der Anführung des Generals Hilli de Gasi, im Frankenlande zwischen dem Thüringerwalde und Würzburg schrecklich haunte. Rosen, jetzt mit dem Range eines Generalmajors bekleidet, kaufte mit seinem Vosse wenig besser, und den Berathern der ädel geplagten Länder konnte es ganz eintzel sein, ob ein Herr, das sie über-

109, ein feindliches oder ein befreundetes war, denn die Beträgniß und die Schreife waren all' überein, und herum wie Feind führten sich oft so auf, daß es der Tuschel selbst nicht schlimmer hätte machen können.

Da lag ein uraltes Städtlein, Mürrenhadt gebissen, an der Oberstraße zwischen Würzburg und Weimarsen. Schweinurt und Künstgen, rings doppel ummauert und mit Thürmen, Zinnen und Schießbarten gar wohl versehen, doch ziemlich tief, im Thalgrunde der fränkischen Saale, und sieht die Straße südwärts einen sehr heißen Berg empor, welcher der Karlsberg heißt.

Auf diesem Städtleins Greberung hatte es der Generalmajor von Rosen abgesehen, um damit dem Feind zu schaden, denn ein großer Theil der Einwehnerschaft war noch katbolisch, und das Städtlein gehörte zum Bisthum Würzburg.

Rosen ließ auf dem Karlsberge eine Batterie aufbauen, und Mürrenhadt einen ganzen Tag lang beschießen, so daß es nur so Kanonenknallen regnete, und die Karsthäuser den Reuten beinahe, hatt der Kiste, in die Schüßeln fielen. Obgleich mächtigen Schaden an allen Gebäuden, doch blieben Menschen leben so ziemlich unverletzt.

Nun bestand seit lange zu Mürrenhadt eine Bruderschaft frommer Weiber, die sich zum heiligen Rosenkranz nannte, und zu ihrer Schutzpatronin die allerbarmliche Jungfrau Maria, als eine Helferin in allen Nothen, erlesen hatte. Auf diese himmlische Helferin setzte sich die Mürrenhadter Rosenkranzbruderschaft ihr ganzes, welches Weibfrauen, und stellte im Vereine mit noch vielen anderen Einweohnern der hart bedrängten Stadt einen Bittgang an, und suchten in ihrer Schutzpatronin, daß sie doch gnädiglich das Städtlein beschützen, und nicht in des Feindes Hände fallen lassen wolle.

Ueber dem Thore gegen Süden mit seinem hohen und starken Thurm aber trachtete es sehr und eifrig, und war des Schießens kein Ende, und ein heller Haufen Kriegesvolk stürmte jetzt vom Karlsberge herab mit Sturmleuten und Pechstränge, und wollte das arme Städtlein, weil sich's noch immer nicht ergab, und kein weißes Fähnlein aufstach, sondern immer noch auf tödtlich die rothe und weiße Frankenfahne dem Thurm wehen ließ, brennen und mit Feuer anheben.

Aber siehe da — plötzlich erschien von Engeln umgeben, die Himmelskönigin in ihrer Glorie, im langen weißen Gewande, von

himmelblauem Mantel umwollt, schwebend über den Mauern, und vor ihrer hehren Erscheinung sank jede feindliche Mauer nieder; keine traf mehr die Mauern oder lag über dieselben in die Stadt, und nach kurzer Zeit verkrümmten auch die Geschütze aus dem Karleberge.

Der Soldatenhaufe, der das Städtlein brennen wollte, wich erschrocken zurück und wagte keinen Angriff, denn es dämmte eine überirdische Gewalt ihn hinweg von dem Thore und von den Mauern, und löbte ihnen den Arm, die Sturmleuten anzulegen und die brennenden Pechstränge zu schleudern, ja die Flammen derselben, die schon entzündet waren, erloschen von selbst wieder.

Am andern Tage war meistens und meistens rund um Mürrenhadt kein Hinderniß mehr zu sehen noch zu hören. Rosen hatte die Belagerung aufgehoben und war mit seinem Felde in das Werththal gezogen, allwo er gegen den kaiserlichen General-Feldmarschall Willh. de Haff stritt, der mit Feuer und Schwert die gefürchtete Grafschaft Demberg verwüsthete.

Die Tankartei der Einwehner des Städtleins Mürrenhadt für das gnadenreiche Wunder, das die heilige Jungfrau gethan, sammelte seine Grenzen. Ein Tankfest wurde zunächst angeordnet, das für ewige Zeiten bestehen und stets am Tage Mariä Geburt mit hochfeierlichem Gottesdienste und festlicher Freizeiten begangen werden sollte. Während der Vorbereitung sollten alle Thore der Stadt verschlossen, und Niemanden der Ein- oder Ausgang verstatet werden. Die Rosenkranzbruderschaft nahm das Bild der heiligen Jungfrau, wie sie schirmend über den gekrümmten Mauern der Stadt in ihrer himmlischen Glorie schwebt, in ihre Flagel auf, und trägt das mit noch heute, da sie noch immerdar besteht.

In der herrlichen geschloßen, mit trefflichen alten Glasmalereien in den Giebeln geschmückten Pfarrkirche wurde neben dem Altaraltaar ein sehr schönes Marienbild mit dem Christuskind aufgerichtet, und wurden daneben einige Gedenkstücken angedacht, und in deren Mitte zwei Kanonenknallen, um noch die späte Nachwelt daran zu erinnern, welches hohe Wunder die erhabene Schutzpatronin der Bruderschaft zum heiligen Rosenkranz that, und wie sie in schwerer Kriegesnoth das Städtlein beschützte, behütete und bereite.

Auf die Gedenkstücken ließ der Weibsbischof von Würzburg, Dr. Johann Weidner Söner, ein gefahrter und frommer Herr, den der Fürst-

bischof Johann Philipp von Schönborn zu dieser Würde erheben, in deutschen und lateinischen Reimen das Ereignis vereinen, wodurch es geschah, daß auch der Name des heiligen Hieronymus mit genannt ward, und es dürfte wohl kaum aus jener schrecklichen Zeit des dreißigjährigen Krieges um zweienmale der Name eines christlichen Generalis in einer katholischen Kirche der Nachwelt aufbewahrt werden sein.

Der Pfarrer der lateinischen Kirche, identisch der genannte Bischof selbst, spielt gar anmutig mit dem Namen des Kindes, dem heiligen Rosenkranz, und der himmlischen Rose, wie in alten aegyptischen Annen, sangen die heilige Jungfrau Maria gar oft genannt wird, und lauten seine Verse in an nähernder deutscher Uebersetzung:

Hier mich Rose bekrönt; die gesegnete Rose des
himmlischen
Zart mit jungfräulichem Auh liegend der Blanze
das Haupt.
Und es freuten Rosen vom Himmel die Sphären
der Engel,
Rühe, Rose, den Ort, den Sie — die Siegen —
schirm!
Ze von der himmlischen Rose bezeugt ward der
irdische Rose,
Wurde durch hemmes Erlösh'n Stelgen der Naden
abgezw.
Und so blüht nun ihr Rosen, im Rosenkranze
vereint,
Denn die Rose der Rosen schenkt uns die gnad'g
Gelage.

Flos und Blankflos.

Vollmärchen, erzählt von Ellen.

Es waren einmal vor langer, langer Zeit zwei Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, die Flos und Blankflos hießen, das ist in Deutsch Blume und Weißblümchen.

Flos war der Sohn eines ungläubigen Königs in Spanien, Flos geheißen, und die Königin, seine Gemahlin, war auch noch Heidin. Der König Flos war auf eine Zeit mit Herrschmacht über See in die Christenheit gezogen, wo er Purgen und Städte brach und zerstörte, Klöster und Gotteshäuser beraubte und in Rache legte und auf dreißig Meilen weit von der See das ganze Land verheerte. Auf diesem Kriegszuge war ihm auch eine christliche Gräfin in die Hände gefallen, die mit ihrem Ehemann nach St. Jacob von Compostella hatte wallfahren wollen. Der Graf hatte sich ritterlich vertheidigt und war getödtet, aber die Gräfin wurde gefangen und in ein Schiff mit nach Spanien geführt, wo Flos sie seiner Frau als Dienerin schenkte.

Die Königin war darüber sehr vergnügt, denn sie hatte den König schon oft um eine christliche Dienerin gebeten. Sie nahm die arme Gräfin zu sich in ihre Kammer und gab ihr Urlaub, ihren christlichen Glauben zu halten. Da diente sie der Königin früh und spät sehr getreulich, lehrte sie Spanisch und schickte sich je in alle Tine, daß sie am ganzen Tage sehr geübt ward. Und mit der Königin verlebte die gefangene Gräfin wie mit einer guten Freundin.

Da geschah es bald darnach auf Palmsonntag, daß die Königin einen schönen Knaben genas, den nannten die heidnischen Weiber Flos, das ist Blume, weil es in der Blumenzeit war. Und auf denselben Tag genas die gefangene Gräfin einer Tochter, welche sie selber taufte, und gab ihr den Namen Blankflos, das ist Weißblümchen. Sie meinte aber heimlich bei der einfamen Taufe, denn sie gedachte ihres lieben Ehemanns, der auf der Pilgerfahrt grausam erschlagen war und sich nun des allerliebsten Töchterchens nicht erfreuen konnte.

König Flos war aber sehr froh, daß ihm ein Sohn und Erbe geboren war, stellte große Feiertage an und gab der Christin auf, den Sohn zu pflegen und sein zu warten. Daneben gab er ihr eine heidnische Amme.

Die Gräfin hatte also zwei Kinder zu pflegen und behandelte sie sehr gut und hatte beide so lieb, daß sie kaum wußte, welches ihr das liebste war, des Königs Sohn oder ihre Tochter.

Wie nun beide Kinder allseit beläunen und beide gar gut waren, gewannen sie sich sehr lieb, wie Bruder und Schwester sich lieb haben sollen. Und da sie fünf Jahre alt waren, gingen sie so aneinander, daß keines ohne das Andere sein mochte.

So wuchsen sie auf und als sie zu sieben Jahren gekommen waren, sah man weit und breit in allen Landen keine Kinder, die so schön

und so hübsch in allen ihren Bekänden gewesenen wären. Da erachtete es König Jenio an der Zeit, daß Alce etwas Nützliches lerne und er sagte ihm, er wolle ihn in eine Schule thun, Königskinder müßten es nicht bloß in Kleidern und feikbaren Spielereien andern Kindern zuerzühnen, sondern auch in Jucht, Sitten und allerlei nützlichen Kenntnissen.

Da betrübte sich Alce sehr, meinte jämmerlich, wie Kinder thun, und sagte zu seinem Vater, er könne nichts lernen, noch irgend ein Ding in seinen Sinn nehmen, wenn nicht Blantflos bei ihm bleibe und mit ihm lerne. Daß war König Jenio wohl zufrieden, denn er hoffte, daß Alce dann um so fleißiger sein würde, und gab dem Meister Gaiden, der ein berühmter Lehrer war, beide Kinder in Unterricht.

Wie Alce und Blantflos vom Meister Gaiden nun wohl unterrichtet wurden, so machten sie auch gute Fortschritte und lernten Lesen, Schreiben und Latein sprechen, so daß sie sich oft kleine Briefchen in lateinischer Sprache schrieben, die keiner von den Tienen eher den andern Kindern verstand. So wuchsen Beide in großer Liebe zu einander auf und waren allezeit beisammen, daß man sie sehr, weile die Ununterrichteten nannte.

Auch König Jenio bemerkte das wohl, aber er war unglücklich, denn er fürchtete, viele junge Liebe könne bei Alce überhand nehmen. Also beschloß er und sagte es der Königin, er wolle die kleine Blantflos tödten lassen, damit Alce nie vergessen und hernachmals seine Liebe einer hochgebornen Königsstochter unentzünden möge. So grausam war dieser Heile.

Aber die Königin betrachtete ihres Sohndens große Liebe zu Blantflos und rieth dem Könige die Blutthat ab, damit Alce nicht vor Schmerz und Bercweisung sterben möge. Also wurde zwischen ihnen ausgemacht, daß sie den Meister Gaiden als Abgesandten an einen andern Hof abzuhandeln, so das die Vorhunden bei ihm ein Ende hatten. Alce aber sollte nun nach Montorio gebracht werden, wo für allerlei seine Knaben und Mädchen eine auszuzeichnen Schule war, alles viel Gutes gelehrt wurde und wo man glaubte, daß Alce leicht, sich seine Liebe zu Blantflos vergessen würde.

Dem war aber nicht so. Denn als Alce hörte, daß er gen Montorio abreisen sollte, fragte er, ob Blantflos mit ihm reise? Jenio antwortete, der Blantflos Mutter wäre krank und da müßte sie bei ihrer Mutter bleiben, sie zu pflegen. So hatten sie verabredet, aber als Alce es vernahm, ward ihm außermaßen lei-

dig zu Muth und beklagte sich sehr und sagte, er könne ohne Blantflos nicht sein noch leben.

Da versprachen ihm seine Eltern, um seiner großen Ungebürlichkeit Herr zu werden, sie wollten ihm Blantflos in einigen Tagen nachschicken. Es war ihnen aber nicht so gemeint, sondern sie hofften, er würde die Inzwischen vergessen. So wurde Alce ruhiger, nahm sichtlich von Blantflos Abschied und unermüdet in Gegenwart seines Vaters und seiner Mutter Krankenzimmer eintrinkend und küßte sie.

Das verdries Jenio sehr und eilig und wohl ausgerüstet sandte er seinen Sohn nach Montorio auf die Schule, wo er von dem Herzoge Jerod, dessen Frau Sante und Tochter Sibylla wohl empfangen ward. Und war Alce gar glücklich dort und viel gute Gesellschaft, er gedachte aber allezeit seiner auserkorenen Blantflos, so daß er oftmals tiefe Seufzer that und sich sehr plagte. Als aber vierzehn Tage in's Land gegangen waren und Blantflos nicht kam, ward er noch viel trauriger, vermeinte sie wäre todt, konnte nicht essen, tranken noch schlafen und ward ernstlich krank.

Sein Kämmerling verachtete nicht, selches alsbald dem Könige Jenio zu berichten, der sehr unruhig ward und in der Königin sagte: Nun weiß ich keinen Rath mehr mit Alce, aber das weiß ich wohl, Blantflos gewinnt unter sich und mit Janderei in ihrer Liebe, daß er bei Niemand als bei ihr zu sein begehrt. Darum soll man sie gleich holen und tödten, daß er sie dennoch vergessen muß.

Aber die Königin widerlegte sich und sprach: Herr, das ist unmöglich gesagt, daß Blantflos unter Kind verkauft habe, denn sie liebt ihn auch außermaßen und ich dacht fiand nie er, voll Zerkter und großem Kummer, sich nie ihm gen Montorio geschickt haben. Auch wäre es Thund und Schand, sich ein Kind zu tödten ohne Urtheil und Recht. Dieser Rath ist es weit besser und im Thun verkaufen, so wird gar bald nicht mehr bei's Lande Kere von ihr sein.

Das ariel dem Könige. Er beschloß zwei reiche Kautente zu sich, welche nach Nicola haben wollten, übergab ihnen Blantflos und sagte, sie sollten sie dort verkaufen.

Und das geschah. Die Kautente nahmen die schöne Blantflos, wie sehr sie sich auch traute und schrie, in Schut mit nach Nicola und verkauften sie dort für einen gewissen Thag, denn sie erhielten für Blantflos sechzig Pfund Geld, hundert Pfund Silber, hundert roten Jindal, hundert rethe Mäntel,



Flos und Blankflos.

München von 1881.

hundert gute Pferde, und dreihundert Vögel, als Aalken, Gabelstie und Sperber, und einen goldenen Becher über alle Massen köstlich, daß dergleichen nie mehr gesehen ward. Diesen Becher hatte Vulkan gefertigt und darauf abgebildet, wie Paris, der Sohn des Königs Priamos von Troja, die schöne Helena entführte, wie ihr Gemahl, König Menelaus, sie sehr eckig verstellte und danach den ganzen Troianischen Krieg mit all seinen merkwürdigen Abentheuern, und auf dem Fesel des Bechers stand ein Vogel so wohl gebildet, das er lebendig schien. In seinen Klauen hielt er einen Sternchen von so schönem und hellem Schein, das er den dunkelsten Keller erleuchtet hätte. Als Troja zerstört war, hatte Aeneas diesen Becher von Vulkan zum Geschenk erhalten, schenkte ihn selbst aber hernachmals in der Lombardie einem der Brüder seiner geliebten Larina.

Für so große Schätze war die arme Blanka so verkauft, wie es bei den heidnischen Völkern geht, und einzig um ihrer hohen Schönheit willen. Ein tugendliches Herz und treue Liebe konnten aber mit allen Schätzen der Welt nicht bezahlt werden.

Die Kaufleute, so Blankas gekauft hatten, brachten sie sofort auf dem schnelsten Wege nach Babylon und stellten sie dem großen Admiral vor, der Babylon beherrschte. Dem gefiel das anmuthige Kind ausermessen und wägte sie vierzehnmal mit eitel Geld auf, als er sie kaufte.

Dem der Admiral hatte wohl erkannt, einmal an ihren Kleidern, dann an ihrer Schönheit und der Zartheit ihrer Gliedmaßen, endlich an ihren feinen Zügen, daß sie von einem hohen Geschlechte sein müsse. Darum nahm er sich in seinem Herzen vor, Blanka, wenn sie erwachsen sein würde, in seiner Gattin zu nehmen und ihr Frau Admiralin zu machen auf Lebenszeit.

Er ließ sie also in seinem Brautbium bringen und beschafte fünf und zwanzig Jungfrauen, sie zu trösten und aufzuwecken. So wurde allerlei Spiel und Kurweil vor ihr aufgeführt, umgleichen erhielt sie viel kostbare Gewänder, Schleiter und Kleider aller Art, wemach sonst wohl ein Mädchenherz gelüsten mag, sie blieb aber voll Kummer, daß sie in trüben und so flachen an und sprach in ihrem großen Herzeleid: O mein Ales, wer hat uns getrieben? Kummermecht kann noch will ich dich veragessen. Weis ich doch, daß Du nicht minder zu dulden hast, als ich, Du liebst mich, wie ich selbst und sie müssen uns Beide leiden, die uns dies gethan haben, denn nimmer

mehr mag ich froh werden ohne Dich, mein allerhöchster Lieb.

So jammerte sie in der Einsamkeit ihrer Kammer, mußte aber ihr Loos tragen, sie mochte weinen oder nicht.

Inzwischen war König Aeneas doppelt froh, einmal daß Blanka so weit außer Landes war, so daß er so köstliche Schätze für sie erhandelt hatte. Voll Sorgen war aber die Königin, sprach auch viel mit ihrem Gemahl und fürchtete, ihr Kind würde sich in Tode betrüben, wenn er konnte und Blanka nicht würde.

Da ließ der König ein köstlich Grab machen von Elfenbein, Marmorstein und Krystallen, und ließ einen köstlichen Sarg darauf stellen und auf dem Sarge waren in Gold zwei schöne Kinder abgebildet, das eine dem Ales gleich und das andere, als wäre es seine geliebte Blanka selbst. Und jedes mal eine köstliche Krone auf dem Haupte und in der Krone des Ales war ein Sternchen eingetaucht, der des Kindes leuchtete als wäre es Tag. Und die Figuren waren so eingerichtet, daß, wenn der Wind wehte, die Kinder mit einander wieseln, sich umbalzen und küßten. Hielt dann der Wind inne, so saßen sich die Kinder freundlich an und boten sich die Blumen an, die sie in den Händen hielten. Das Ales schien so natürlich, als wenn sie am Leben wären.

Ein prächtigeres Grab ist wohl nie für eine wirklich gekörbte Jungfrau gemacht worden, denn man sah daran köstliche Steine, als Sapphir, Chalcedon, Amethyst, Topas, Türkis, Jaspis, Onyx, Saphir, Lapislazuli, Rubinen und Smaragden und waren alle gar fein geschliffen und mit goldenen Buchstaben war darauf geschrieben:

In diesem Grabe liegt die schöne Jungfrau Blanka, die den Jüngling Ales geliebt hat aus ihrem Herzen.

Dann gehet der König allen Leuten, daß sie bei Leide nicht anders sagten, als daß Blanka wirklich lebt wäre.

So nun waren die Dinge geordnet, als Ales zurückkam. Vater und Mutter insialich grüßte und nach seiner lieben Blanka fragte. Niemand gab ihm rechte Antwort. Da ließ er in die Kammer von ihrer Mutter und wollte von der Auskunft. Da sah aber elend und verneint aus und sagte: Ales, ich weiß es nicht, wie sie ist. Unendlich war es sehr regiert, nicht ihr selbst elend und viel. Arbeit nicht einen Zehn mit mir, sondern sagt mir, wie sie ist, denn es ist nun schon lange genug, daß ich sie nicht gesehen habe.

Da sagte der König Jenio zu ihm: lieber Sohn, Blanfloß ist gestorben und begraben. Sie verheißt nun Gutes für Alos. Aber Alos wurde neckelweise roth und weiß, dann fiel er zur Erde, so daß man befürchte, er stürbe. Nach einiger Zeit kam er langsam wieder zu sich und sagte seiner Mutter: reißet mich hin, wo ihr sie begraben habt. Da nahm ihn seine Mutter bei der Hand und führte ihn an das feindliche Grab und war voll Neue.

Alos las die Worte, die an dem Grabe angeschriebenen standen und es ergriß ihn ein so heftiger Schmerz, daß sein Antlitz sich verzerrte und er dreimal hintereinander bei dem Grabe in Ohnmacht fiel. Dann kniete er, wie er es von Blanfloß gelehrt hatte, am Grabe hin, salbte die Hände und sprach: O Blanfloß, nun hast Du mich verlassen und mir den ersten Schmerz zugefügt in meinem Leben, der ich aber so groß, daß ich daran sterben muß. O meine Blanfloß, warum hast Du mir das gethan? Wie waren doch auf einen Tag gebohren und lebten allezeit zusammen und hatten dieselbe Lehre, sollten wir dann nicht auch auf einen Tag aus dieser Welt scheiden? Ach, warum bist Du so schnell fortgegangen, mein allerliebster Lieb? O bitterer Tod, wie grausam nimmst Du mir meine Freundin, die mir zur Wonne gegeben ward! Warum säumst Du nun? Komm auch zu mir und nimm mir das Leben aber ich will es mir selber nehmen und so in das blühende Gehölze fahren, wo Blanfloß Seele nun Blumen leist.

So sagte er. Dann nahm er aus seiner Tasche einen goldenen Griffel und sagte: Liebes ist Alles, was mir von Blanfloß übrig ist! Diesen Griffel gab mir mein auserwähltes Lieb in der Stunde, da wir scheiden mußten, damit ich an sie und unsre Liebe dachte, wenn ich ihn anläde. Nun bist Du allein mein Trost. Du seilst mir aus dieser Welt gehen, in der ich ohne Blanfloß nicht leben mag.

Damit wollte er sich den Griffel in das Herz stecken, aber seine Mutter, die dabei stand, bemerkte es und einmündend den Griffel seiner Hand. Aber Alos, sagte sie, wie bist Du so verweilt in deiner Liebe? Denn Du so thust, so kommst Du nimmermehr zu Blanfloß in die blumengeschmückte Gräber, sondern mußt in großen Qualen und Schmerzen wehnen bei Perseus und Liebe, die es auch verweilt, zu großen Martern verurtheilt zu werden. Nun suchen sie einander, um Trost zu finden, aber es ist in der Götter Hand bestimmt, daß sie nicht zusammenkommen und nie wieder sollen

sie von Liebe Trost gewinnen. Darum gieb Dich aufgeben, lieber Kind, ich weiß wohl noch Künste, sie wieder lebendig zu machen.

Danach ging sie sehr verjagt zum Könige und sprach: Herr, erbarmt euch über euer Kind. Sehet hier den Griffel, mit dem er sich selbst getödtet hätte, wenn ich ihm den Griffel nicht schnell entzogen hätte. Ach, und er ist unter einigem Kind und nun zum Tode verurtheilt. Weh und unserm Lande, wenn er stürbe. Also sagt mir, Herr, was soll geschehen? Was bedürftet euch das Beste, auf daß wir unser liebes Kind am Leben behalten?

So sagte ihm, verfuhr der König, er solle sich gestöhnen und lassen, denn seine geliebte Blanfloß sei noch am Leben. Arundlich nahm die Königin den Sohn bei Seite und sprach: Meine nicht mehr, ich will dir die Wahrheit sagen von deinem Lieb: sie liegt nicht in dem Grabe. Siehe her, und damit sehest du den Todest bei Seite, der goldene Sarg ist leer. Wir hatten so gethan, damit du deine Liebe in dem Mädchen lebendig wärest, denn sie ist Christin und keine Königsweiber und nicht wohl passend zur Gemahlin für dich. Dein Vater wollte sie tödten, aber ich rettete ihr das Leben. Danach liegen wir sie für seltsame Schätze zu Nicda verkaufen in ferne Lande. Aber sie lebt.

Alos hatte seinen Arm in den Sarg gestreckt und sich überzeugt, daß er leer sei. Da war er froh im Herzen, weil sein Antlitz ruhe, daß seine Augen leuchteten, und vernahm sich, daß er, ob er schon noch ein Knabe sei, nicht eher ruhen und rathen wolle, als bis er sein süßes Lieb gefunden hätte, und was er auch darum leiden mußte.

Alsobald trat er auch vor seinen Vater und sprach: König Jenio, mein Vater, gebt mir Urlaub, daß ich ausziehe, meine Blanfloß zu suchen, denn ich will keine Rast noch Ruhe haben, bis ich sie finde. Da war der König sehr betrübt, verheißte den Tag, da er Blanfloß verkauft hatte, und machte Aueren, Treuen und Versicherungen, wie es ihm sein arglistiger Sinn einkam. Aber Alos nahm seine Schritte an, denn er war durch seinen großen Schmerz plötzlich fest geworden, wie nicht jeder Mann, und sprach: Geliebtes es euch, mein Vater, mir Urlaub zu geben, denn ohne Blanfloß werde ich nicht im Leben.

Da mußte König Jenio einwilligen, versprach ihm auch viel königliche Geleit und was vernünftig war. Aber Alos sprach: Mich dünkt am Besten, das ich reise als ein Kaufmann, der kaufen und verkaufen will. Trost

Haarstücke sollen vor mir hergehen, drei sollen kostbares Pelzwerk tragen, drei andere gemünztes Gold, zwei gute Kleider von Seide, Sammt und Schärlach, aber die übrigen vier Baumwerk in allerlei Farben. Und zu den Haarstücken geht mir weißer Treiber und geht mir auch weißer Schilfknecht zu meinem Schutz und Ginen von euren Truchsesen, mit einem Kämmerling, der recht klug ist, und die zwei Kaufleute, die sie verkauft haben, denn die wissen am Besten, wo wir sie suchen müssen. Ginge ich sie dann, so will ich euch Bescheid senden und schließlich wieder beinschreiben in dieses Land Spanien, das mir sehr verhasst ist.

Da war König Jönis sehrwacht und alle außer sich, daß ihm die Augen voll Wasser standen, aber er bewilligte seinem Kinde Alles, und gab ihm auch noch einen Jelter, mit köstlichem Goldschmucke gar reichlich geziert, und ein Paar gelbes Speer, die er ihm selbst anknallte. Danach setzte sich Alles auf den Jelter und begann aufzubrechen, als ihm seine Mutter noch einmal zu sich rief, wie von Ahnung getrieben, das sie ihn nie wieder sähe. Sie küßte ihn dreimal mit bestimmtem Hergen und gab ihm einen goldenen Ring mit einem Hauerröhne, also das, wer ihn am Finger trüge, getreu sein könne, denn weiter reisendes Götter, noch Äußer oder Wasser hätten Gewalt über ihn, weder Mann noch Wasser könne ihm an; auch so er etwas erbitte, möge man es ihm nicht leichtlich abschlagen.

Den Ring nahm Alles gern, steckte ihn an, dankte, verabschiedete sich nochmals und tritt davon. Aber es war ihm nicht sonders leicht zu Sinne, denn er war reichlich voll Angst und Hoffnung und nahm sich zuerst vor, wenn er seine liebe Blaufloß nicht fände, in die Einsamkeit zu gehen und dort zu leben. Ohne Blaufloß wollte er nicht nach Spanien zurückkehren.

So zog er des Wegs, den die Kaufleute mit Blaufloß genommen hatten, und kam ohne sondersliche Fährlichkeiten und Abenteuer nach Nida, wo er bei reichen Leuten Herberge nahm.

Die suchten gar herzlich auf und wünscheten, allerlei schädliche Kurzweil mit ihm zu haben, aber er gedachte nur an Blaufloß, was also gar traurig und einsüßig da, und mußte bei Tische nicht, es er Pred oder Gleich zu Wunde geführt habe. Das bemerkte seine Wirthin wohl und sprach zu ihrem Manne, ich weisse das sind keine Kaufleute, sondern sie reisen in anderen Absichten.

Wether Junker, begann sie sodann zu Alles, ich sehe, daß ihr meine Nichte wenig Ehre anthut und in euren Gedanken dasset. Darin gleicht ihr, wie in euren Worten, Taten, Gedanken, auch in Jahren und den Tritten der Kleider, einer belsten Jungfrau, die umlängst hier abgehert wurde. Sie hatte edle Erbe und das mit Recht, denn sie war in Elavere gebracht und sollte nach Bagdad und Babelen in Wäste geführt werden. Mir vertraute sie an, das sie sich um einen Jungling, Namens Alles, so sehr klagte, sie selbst aber nannte sich Blaufloß.

Als Alles den Namen hörte, überkam ihn ein freudiger Schreck und erschütterte ihm Leib und Seele der Art, das er einen großen Verlust, der vor ihm stand, umstieß und der Wein über die seine Leinwand verflüchtete wurde. Aber er erbot sich ihm selbst und ließ aus seinem Vorrathe ein kostbares Goldgeschloß holen und sagte zu der Frau: Liebes Kleines schenke ich euch für den Weintrinken in euren Tischgeden und weil ihr mir werth Nachsicht gegeben habt von meiner lieben Blaufloß, die ich suche. Nun will ich an Babelen aufbrechen ohne Zünken, also lebt wohl und seid dankbar! Damit schieden sie in Abschiedsart von einander und Alles miethete ein Schiff, um umwacht nach Bagdad zu fahren mit seinem Gut und seinem Gefolge.

Darin kam er sonders Reicher und ging wieder in die vornehmste Herberge der Stadt. Aber der Wirth bemerkte bald seine innerliche Verwirrung und ihm zu zerstreuen erbatte er ihm: Es ist nicht lange Zeit her, so waren vier Kaufleute über Nacht, die eine so schöne Jungfrau bei sich führten, wie ich nie eine schönere gesehen. Sie sprach französisch und spanisch, war auch in allen Dingen gar ähnlich, auch sonderslich voll Geistes und die mit ihr waren, nannten sie Blaufloß.

Gilg fragte Alles: Wißt ihr nicht, wohin sie fahren wollten, also sie Bagdad verlassen. Da sprach der Wirth: Junker, sie waren aus Babelen. Darauf schenke ich der eruchte Alles dem Wirth ein Schatzschmuck und einen Goldbecher und sagte: Nehmt das, Herr Wirth, zum Tausch für die Nachsicht, denn Blaufloß, von der ihr redet, ist es, die ich suche. Da dankte sich der Wirth sehr freundlich und wünschte ihm gute Verwicklungen.

So setzte sich der Jua wieder in Bewegung und bald kam man vor ein Wasser, eine genannt, und auf der anderen Seite stand eine Stadt, Westalis mit Namen. War aber keine Brücke über das Wasser für. Der über-

gelebt sein wollte, stieg in ein Heer, das an einem Weizenbaum hing. Dann kam der Rähmann.

Als nun auch Alos so gethan hatte und der Rähmann ihn sein Gefolge übergeben hatte, trat Alos in den Rähmann, ob er ihm zu Nacht bei sich in den Rähmann Unterkommen verschaffen und ihm dann eine gute Herberge für sich und seine Krieger in Babylon anweisen könne? Der Rähmann, der ein freundlicher, redseliger Mann war, bejahte ihm das, nahm ihn mit in sein eignes Haus, und als sie nun Abends zusammen saßen, erzählte auch er Alos wieder, daß sich ein wunderthätiges Mädchen übergeben sei, vergleichen man nie etwas Lieblicheres gesehen habe, und die mit ihr waren, hätten sie Alos genannt.

Danach wurde Alos begierig, mehr zu erfahren, und der Rähmann sagte ihm: Junfer, wie ich gehört, ist sie dem Admiral von Babylon verkauft worden, der der mächtigste aller Könige dieser Zeit ist und die kleine Alos bei sich in seinem Frauenzimmer pflegen und erziehen läßt, damit sie hernachmal seine Gemahlin werden mag, wenn sie erwachsen ist. Das vernahm Alos halb mit Freude und halb mit Kummer, verhielt sich aber der Gefühle seines Herzens und schwieg stille, denn er beschloß, in Lebensgefahr zu gerathen, wenn es nothwendig wäre, daß er ausgegangen sei, um der schönen Alos zu helfen.

Andern Morgens gab ihm der Rähmann einen Brief mit an einen Herbergsweib in Babylon, der sein guter Freund sei und Alos mit Rath und That in seinen Kaufmannsgeschäften zur Hand gehen werde. Er sagte: Gehe ihr nach Babylon kommt, findet ihr ein breites Wasser und eine Brücke darüber geschlagen, die dem Admiral gehört und ihm viel Geld einträgt. Der aber auf der Brücke den Hahn empfangt, ist mein guter Freund. Zu dem gehet, er hat in der Stadt ein Haus zu herbergen und wird euch gut empfangen. Auf meinen Freund kommt ihr auch in allen Dingen getreu verlassen.

So geschah auch Alles und Alos hatte bei dem Hahnmann, der Larios hieß, gute Herberge und manche gute Auskunft. Aber er wurde, wie er sich nun in der Stadt erkundete, denn die große Nacht des Admirals kennen lernte, von Tag zu Tag bekümmter, denn er fand keinen Weg und kein Mittel, um den Alos ein Wortchen zu erfahren, noch auch um ihn fund zu thun, daß er angekommen sei, um sie wieder heimzuführen. Zudem wußte er

wohl, daß der Admiral um alle Schätze der Welt Alos nicht gütwillig herzugeben würde.

In dieser Noth und Herzensbekümmerniß setzte er sich eines Abends mit seinem Weibe und dessen Hausfrau, die Larios hieß, zur Abendmahlzeit hin und hatte vor sich den Bescherer, welcher der Kaufmann um seine liebe Alos begeben war, trank aber schier Wenig, holte aber manchen tiefen Seufzer aus seiner Brust. Da sprach Larios zu ihrem Ehemann: Herr, laß und die Last aufheben. Diesen jungen Mann geküßt nicht zu eßen; er bedürfte mehr untröstlichen Trostes.

Also hoben sie die Last auf und Larios sagte: Lieber Junfer, mach und erdacht, was eure Sorge ist und euch sehr beschwert. Saget, was euch bebricht, ich will euch rathe, so gut ich vermag. Und die Weibin sagte gleich dazu: Halte mir meine Frage zu gut, junger Herr, aber sicherlich geht euch die schöne Alos auf dem Harn. Das erkenne ich an euren Zügen und Gebärden, an eurer Sprache und Kleidertracht. Sie war vierzehn Tage in meinem Hause voll schweren Kummers um einen Jüngling, den sie liebte und von dem sie gewaltsam getrennt ist. Aber der Admiral hat sie von dem Hahn gelöst und erhandelt und vierzehn Mal mit Geld aufgezogen. Nun erkenne ich, daß Gutes sein muß, junger Herr, ihr seid ihr Weiblicher oder ihr Bruder.

Das Alles beschwerte Alos so, daß er stund und unter Thränen antwortete: Ich bin der Geliebte, gute Frau. Nicht doch, sagte er dann, ich bin nicht ihr Geliebter, sondern ihr Bruder. Wir haben einen Vater und eine Mutter.

Als verweirte er sich, daß Larios lächelnd aber ernsthaft zu ihm sprach: Gut Wert in Ehren, junger Freund, aber ihr widersprecht euch in einem Athem. Sagt mir jetzt gründlich die Wahrheit, damit euch mein guter Rath beste vor dem Hohn des Admirals, denn ich kenne die Überheben begeben. Danach sagte ihm Alos seine ganze Geschichte unter viel Thränen und beklagte, werden zu müssen, wenn er Alos nicht befreien könne.

Ueber Alles das waren Larios und Larios voll Schred und Erbarmen und so sagte Larios: Junfer, ihr spielt ein gewagtes Spiel, denn keine Nacht der Welt kommt gegen die des Admirals, also daß mit Gewalt ganz sicher nichts auszurichten ist und mit List schwerlich. Dazu soll der Admiral eure liebe Alos lieb halten vor all den andern Jungfrauen

und bewahrt sie in seinem Mädchenbuche, den ihr wohl schon geigen habt, in seinem Gewachshaus. Eben in dem Thurne sind vier Weibchen übereinander und in der obersten wohnt Blaufloß mit anderen Jungfrauen in prächtigen Kammern. Die Thüren sind von Eisenblech, das nimmermehr faul noch im Feuer verbrannt, und die Fenster sind von wehrlichem Wercblech. Schöne Gemälde und Gellstaturieren die Wände und alles Geschick ist von seltsamer Feinarbeit. In dem Mittelvieler des Thurns springt lebendig flares Wasser hervor, der Vieler ist von Erzstall und sendet das Wasser durch alle Kammern, bis es wieder in den Vieler läuft. Das ist Alles gar schön und der Admiral wehnt auch in der Nähe in prächtigen Sälen und in dem einen Saale schläft er. Die Jungfrauen müssen ihn bedienen und wenn er Morgens aufsteht, bringt ihm eine das Wasser und eine reicht ihm das Handtuch. Der Thurmwächter aber ist außermaßen böse und erschlägt Jeden, der ohne guten Grund auf den Thurm losgeht. Dazu sind sechsdaß sehr verniaße Männer bestellt, die den Thurm bewachen und Tag und Nacht nicht schlafen.

Darüber kochte der arme Fies tief auf, aber Lories fuhr fort zu sprechen: Der Admiral nimmt jedes Jahr eine andere Jungfrau zum Weibe und wenn das Jahr um ist, entzieht er all seine Könige und Herrn zu sich und dann muß ein Ritter der letzten Frau den Kopf abschlagen, weil es dem Admiral zu gering ist, daß sie hernach eines Andern Mann werde. So haben seine Frauen große Ehr, aber frühen Tod, also daß keine Frau Admiralin zu werden begieret. Sie müssen aber dann Alle hinunter kommen in einen köstlichen Lustgarten, in dem der Admiral seine Geseien um sich versammelt hat. Ten Garten umgeben die Mauern von Gold und Silber, die Bäume stehen darin, die allezeit Blumen und Früchte tragen, die schönsten, die man in der Welt finden mag. Dazu wächst dort Acker, so man denken kann, Ingwer, Raneel, Weibrauch, Kagelein, Pfeffer und Muskatblumen und andere köstliche Gewürze und von alle den Blumen ist der Geruch so labend und der Gesang der Vögel so entzückend, daß man dort im Paradiese zu sein vermeinet. Mittem in dem Garten ist ein Wunderbaum, der immer blüht, denn sobald eine Blume abgetrocknet ist, spreßt alsbald eine neue. Unter den Baum stellt sich der Admiral und ruft alle Jungfrauen dort, hin zu sich. Nun ist der Zauber aber also, daß eine von den rethen Blüthen des Baumes

auf die Jungfrau fallen muß, die der Herr in seinem Herzen am Meisten liebt. Das wird nun gewis einmal die ichne Blaufloß sein. Wann auf sie die rethe Blüthe fällt, nimmt er sie für das Jahr zum Weibe und läßt sie mit Ehren krönen. Aber zu Ende des Jahres läßt er sie tödten.

Da sprach Fies auf und rief: So werde ich in den Lustgarten dringen um Zeit der Bluthochzeit des Admirals und laßen, Blaufloß ist mein, keiner hat ein Recht auf sie, als ich. Danach werde ich sterben müssen, aber ich sterbe um sie und so dann nicht lange mehr leben, sondern mir bald selgen wird. Dann ist ihre Seele bei der meinen im Paradiese und dort wird unsre Liebe nicht geküßt werden.

Der Wirth bedachte sich darauf und sagte: Es wäre ein Jammer, wenn ihr um die Jungfrau das Leben verlieren solltet. Aber der Admiral hat jetzt Blaufloß mit ihrer Freundin Glorin in seiner Morgensbedienungs und liebt Blaufloß in seinem Herzen. Da ist nun weiter Rath schwer und noch schwerer, nämlich nach dem Raibe zu handeln. Da ihr aber Alles zu wagen gewillt und bereit seid, rathe ich euch also. Gehet in euren besten Kleidern an den Thurn, also wehlet ihr ihn nach Höhe Breite und Tiefe messen. Tritt dann der Thurmwächter mit Horn und Schellenreien zu euch, so laßt ihm gelassen und artig, se glimpflich, als ihr wohl komet, der Thurn gehele euch und ihr wehlet euch dachim in euren Königreiche auch selbst einen Thurn bauen lassen, aber noch reicher ausgestattet. Dann wird er eures Reichthums noch ruwmern und begaden, euch näher kennen zu lernen und bitten, daß ihr Schach mit ihm spielen möchtet. Thut das getrost und spielt immer um hundert Pfandten, denn er treibt es gern doch und scheuet auch das Geld nicht, wenn er besien mag zu gewinnen. Besieget euch dann, zu gewinnen, aber gebt ihm kein Geld wieder und das eure dazu, das ihr dagegen gekiebt habt. Andern Tags spielt mit ihm um zweihundert Pfandten und den dritten um vierhundert, gewinntet heis, aber laßt ihm das Geld, geht ihm eures dazu und erwerbet so seine Gunst. Weinet auch euren köstlichen Pecher mit, daß er ihn siehet, legt ihn aber nicht auf Spiel, verlauset ihm das Kleinod auch nicht, denn er böte wohl tausend Mark Geldes dafür. Ist er denn recht lüster gemacht, so verhebt ihm den Pecher um freundschaftlichen Andenkens. Danach weilt er euch dankbar sein und auf Vergeltung sinnen und wachet

euch Treue schwören, euer Mann zu sein geloben und Alles anrichten, womit er euch be-
hülflich sein kann.

Der Rath gehet Alos wohl und leuchtete ihm abtenderlich ein, daß er auch alsbald danach that in allen Eiden. Und wie er ein feiner, verhandiger Jüngling war, so vollbrachte er sein Werk mit dem Thurmwart meisterlich, gab viel Geld aus und ward danach gut Freund mit dem Alten. Als Alos ihm danach auch den Becker zum Geschenk bot, verzog der Wächter die Lidschüßel und Treue gegen den Almosen gänzlich, die vergierte nach dem Kleined zwang ihn also, daß er Alos Treue schwur als kein verpfändeter Mann und Alles versprach, was Alos von ihm begehren möchte.

Darauf machte ihm Alos getreulich seine Ablicht offenbar und sagte ihm, er wolle auf den Thurm zu der schönen Blantfloss. Den Thurmwart gereute danach wohl sein Gelübde, aber erbatte gleichwohl und so sprach er gar betrübt: O mein Herr, euer Reichthum und eure Freigeigigkeit hat mich zu einem Thoren verblendet, denn unter beider Leben, sorg' ich, muß bald ein Ende haben. Aber kommt auf den dritten Tag von heute wieder zu mir, dann ist der erste Tag des Maies. Ich will alle die ersten und schönsten Rosen und andere Blumen zu euch lassen und sie so in einem eignen geschlossenen Korbe zu einem Frühlingssgrube eurer schönen Blantfloss senden lassen, daß ihr euch vorher dabi unter den Blumen verbergen können und also mit hinaufgetragen werdet in ihre Kammer. Da mögt ihr sie sehen und sprechen und bei ihr bleiben, so lange es euch gefällt.

Überdies wurde Alos frohlich, sie verabredeten noch Mandarcel und Alos ging gemuth in seine Herberge zurück. Der Thurmwart aber ließ einen paffenden Korb überlich stecken und sendete Posen aus, alle schönsten Rosen und andere Blumen zu suchen, die man finden konnte.

Den ersten Maistag hatte Alos inwendigen Raum erwarten können. Als er aber endlich da war, ging er in rothem Purpur gekleidet zu dem Thurmwart, wie ihn dieser abgehien hatte, damit er zwischen den Rosen nicht leichtlich erkannt werden möge. Der Wächter nahm ihn in eine geheime Kammer, ließ ihn in den Korb steigen und setzte ihm ein rosenrothes Hütlein, mit Rosen bestickt, auf den Kopf und ordnete danach die Blumen so über ihn, daß man schier Nichts von einem Menschen zwischen den Rosen sah.

Dann rief er zwei starke Diener herbei und sprach: Nehmt diese Frühlingssblumen und tragt sie hinauf in Blantflosss Kammer, grüßet die Jungfrau von mir und sagt, ich sende ihr die Blumen. Hernach kommt wieder her zu mir.

So thaten die Diener, aber unterwegs, wie sie die breite Treppe, die um den Thurm ging, hinaufstiegen, verwundern sie sich nicht wenig und sagten, sie hätten nie so schwere Blumen getragen. Danach dann verließen sie Blantflosss Thüre und kamen in Glaris Kammer und sagten: Jungfrau Blantfloss, dieses Geschenk sendet euch der Thurmwart zum Frühlingssgrube. Glaris dankte, als wäre sie Blantfloss, biß die Knaben gehen und gedachte, Blantfloss zu holen, um der Arcundin das Geschenk zu übergeben. Sie nahm eine Blume mit, die ihr gefiel. Da verneinte Alos, Blantfloss sei ihm nahe und tauchte aus den Aefen herzer, darüber Glaris sehr erschrad, so daß sie ausrief: Ach, was ist das, was ist das?

Da merkte Alos seinen Irrthum, bildete sich wieder in den Korb und bedeckte sich mit Laub und Blumen. Die andern Jungfrauen waren indes herbeigelaufen und fragten, weshalb Glaris so Angstlich schrie und was ihr wäre? Der kam es da aber noch glücklicher in den Sinn, daß ihre Blantfloss viel von einem Jünglinge Alos, den sie liebt, erzählt habe, der ihr sehr gleich sähe und in Spanien lebe. Der müsse jetzt hier in dem Korb steden, dachte sie, und sei für Blantfloss unter den Blumen heraufgeleitet. Darum sagte sie lachend zu den anderen Mädchen, es sei ihr aus den Blumen eine Biene ins Angesicht gezogen, weshalb sie so erschreden sei, daß sie habe schreien müssen. Nach dieser schnellen Aenderte, wie es denn an derlei Augen Fräuleins niemals gebricht, gingen die Mädchen wieder fort und Glaris schloß die Thüre hinter ihnen zu. Sie hatte aber noch eine Thür, die gerade in Blantflosss Kammer führte, durch die ging sie.

Blantfloss lag aber da auf ihrem Lager in tiefen Gedanken und seufzte um ihren geliebten Alos. Da sprach Glaris: gehe mit mir, liebe Arcundin, ich will die Blumen zeigen, daß ich gewis bin, zu daß nie schönere in deinem ganzen Leben gesehen, als diese Blumen sind.

Ach, versetzte Blantfloss, liebe Glaris, es gibt nur eine Blume, die mein Gemüth erfreuen könnte, aber die ist in Spanien und das ist Alos, mein allerliebster Freund. Ich habe in meinem Herzen eine solche Schwere, daß ich nach allen Blumen Babelons nicht frage,

denn ich bin fern von meinem Lieb und mein Lieb von mir. Auch bedröht mich ein großes Unglück, denn der Admiral hatte vorbestimmt, daß ich dereinst seine Gemahlin werden soll. Aber ich wünsche dir, daß ich es nicht wage, es wäre eine Missethat an meinem geliebten Alos, und darum will ich lieber Ursache suchen, daß ich bald umgebracht werde, denn ich will lieber das Leben verlieren, als ungetreu werden dem Jüngling, den meine Seele liebt.

Clariss sprach aber dagegen: Nun klage jetzt nicht mehr, sondern gehe mit mir, denn ich sage dir, so lieb dir ein Alos ist, so sicher werden dir viele Blumen gefallen. Da ging Blankflos mit ihr.

Alos aber hatte Alos mit angehört und als er unter den Blumen hervor seine liebe Blankflos auf den Kopf zuweilen sah, sprang er vergnügt und fröhlich aus seinem Versteck hervor, das reiche Hüthen mit Aosen auf dem Kopfe. Da erkannte ihn Blankflos und wechselte so die Farbe, daß sie zwischen all den Aosen recht wie ein Weißblümchen erschien. Als sie beide aber eine Weile stumm gewesen waren vor Liebe und allgütigem Glück, da hielten sie einander um den Hals und küßten sich zärtlich.

Blankflos aber nahm zuerst das Wort und sagte: Ja, liebe Clariss, dies ist mein Alos, meine Blume aus Spanien, mein einziges Lieb, das Herz meiner Seele, mein Trost, meine Zuversicht.

Danach boten Alos und Blankflos die gute Clariss, daß sie ihre Liebe nicht scheiden wolle und hundertmal, denn dann wären sie des Todes. Clariss aber sagte: Sorgen nicht, sondern seid glücklich, denn ich will Euch helfen, soviel ich vermag. Der Wein und die Gerichte, die sie für uns zwei Mädchen bringen, reicht aus für uns Drei, und so stellt ihr mich allseitig getreu finden.

Da dankten sie der guten Clariss und gingen von ihr fort in Blankflos' Kammer, setzten sich auf das sofar gekistete Lager in großer Zärtlichkeit und sprachen viel mit einander von all den bösen Abenteuer, die sie um ihre Liebe und um ihre unglückliche Trennung erfahren hatten. O Lieb, sagte Alos, es fehlt nicht viel, so wäre ich gestorben, denn ich war in mancherlei Nothen. Aber dieser Ring, den mir meine Mutter gegeben hat, da ich auszog, hat mich stets erreicht. Und dabei erzählte er ihr, welche große Zauberkraft in dem Steine des Ringes lag. Blankflos sagte: Seit man dich zu Mentorio gelassen hat, bin ich nimmer froh worden, sondern daß auf meiner Kammer und dernaachmals auf den

Reise und hier allseitig in Trübsal geschwebt und nur an dich denken können. So sprachen sie gar freundlich und zärtlich miteinander, recht wie gute Kinder.

Clariss war indes beschissen, jede Sorge für sie zu tragen, als wenn sie die Mutter von Borden wäre, und war doch auch ein klugung Mägdlein. Sie war aber eines alemannischen Herrigs Tochter und sehr verständig, wußte es darum zu machen, daß sie stets selbstreien und tranken und keine Menschenteile von Alos Anwesenheit auf dem Thurme ein Wortlein erfuhr.

So waren Alos und Blankflos recht glücklich und beglitten in der Welt nichts Anderes, als immer so beisammen zu sein. Aber es fügte sich nicht, sondern sie sollten bald getrübt werden. Denn des Morgens, als gewöhnlich sie eilte, den Admiral das Handluch zu reichen, vermisste Blankflos dabei ihm schon das Armbalbeden mit Wasser in seine Kammer getragen. Aber Alos war in einer Art von Alkoven, darin man ihm eine verheirathete Blausche bereitete hatte, früh wach geworden, hatte sich zu seiner Freundin auf den Betrand gesetzt, um mit ihr zu plaudern, und da waren beide Hand in Hand wieder entschimmert. So hatte Blankflos die Stunde, in der sie ihrem Herrn das Armbalbeden zu bringen hatte, verstreichen lassen. Als nun Clariss zu ihm trat mit dem Handluch, vermunterte sich der Admiral, daß Blankflos fehlt und rief einen Kämmerling und sprach: Geh und sieh, wo Blankflos bleibt. Der lief hin und kam in ihre Kammer, die sehr hell war von den stählernen Steinen, und sah da ein prächtiges Lager, auf dem Blankflos lag, während Alos an dem Betrand kniet schlummerte. Er meinte aber, es wäre Clariss gewesen, denn Alos hatte weder Bart noch Haum in seinem Angesichte und von allen Jungfrauen im Thurme war keine nächst Blankflos so schön als Alos. Wie sie nun so gar lieblich dalag, jammerte es den Kämmerling, sie wecken zu müssen, setzte zu dem Admiral zurück und sagte, Blankflos und Clariss lagen und schliefen so lieblich, daß er sie nicht habe wecken mögen. Nun war aber Clariss bei dem Admiral und beide hörten den irigen Bericht des Kämmerlings, aber mit sehr verschiedenen Gefühlen. Clariss ätzte am ganzen Leibe, der Admiral aber entsärbte sich vor Zorn und rief: Vongst mit mein Schwert, ich will dich sehen, wer diese Jungfrau Clariss ist, denn meine Clariss, die ich kenne, steht hier.

Damit schritt er gewaltigen Schrittes in Blankschloßkammer und hatte das große Stahl-
schwert geschwungen. Als er nun Ales stehend
vor dem Bette, das Haupt in Blankschloß Schoß
gelegt, und also schlafend fand, wollte er dem
schönen Knaben sofort das Haupt abschlagen.

War es aber nun die Kraft des Ringes,
den Ales am Finger trug, oder die hohe Lieb-
lichkeit der beiden Kinder, die da lagen, wie
Bilder der schlafenden Unschuld, das erhobene
Schwert faßte nicht nieder. Ales und Blanks-
schloß erwachten aber beide, erkannten, daß sie
gefeuert waren, und sprangen auf, sahen sich
unter bitterlichen Thränen einander an und
gedachten so zu sterben. Da rief der Admiral:
«Wendet, wer bist du und wie machtest du dich
erlösen, in meinen Thurm zu dringen? Da
für sollst du mit dem Tode büßen.

Ales erwiderte aber mit lautem Weinen:
«Gnade, Herr! Ich bin Ales, Königssohn von
Spanien, und diese ist meine geliebteste Ärm-
din von Jugend an, so daß niemals hitere
Liebe gefunden ist, als die wir für einander
empfinden. Da hat durch die Kraft des Ring-
ges der Kämmerling, sein Herr wolle sie nicht
ohne Urtheil und Recht hinrichten, sondern vor
die Herren und Großen des Reiches stellen, die
sich bald versammeln würden, danach möge
ihnen geschehen, wie sie verdient hätten.

Das bewilligte der Admiral, ließ sie aber
mit straffen Seilen binden, daß sie nicht ent-
sprängen.

Als nun alle die Könige, Herzoge, Gra-
fen und Barone des Reiches in dem großen
Kronsaale beisammen waren, ließ der Admiral
Ales und Blankschloß gebunden hereinbringen
und trug mit verniger Stimme die Klage vor
und sprach zum Schluß: Nun, ihr Herrn,
ist es an euch, über sie zu richten, daß es
euch Ehre bringe.

Alle waren sofort einmüthig, daß sie den
Tod verdient hätten, und einige sagten, laßt sie
hängen, andere, laßt sie erwürgen, andere, laßt sie
durch Pferde in Stüde zerschneiden, andere, laßt sie
verbrennen, andere, laßt sie mit Nüßkernen
um den Hals ertränken, — kurz, eines recht
marterellen Todes sollten sie sterben. Da
erhob sich ein König, Alons gebieten, der
sprach: Es ist ein Schimpf und eine Schande,
daß hier vor dem Throne so vieler Lurcheinan-
derschreien in und Jeder ein anderes Urtheil
findet. Wähet Ginen her Herrn, daß er das
Urtheil spreche. Da wir aber die Anklage ge-
hört haben, so wäre es billig, daß wir auch die
Berechtigung dieser Kinder hören.

König Baisier von Arabien war dagegen,

und rief: Wer aus dem Diebstahl erlappst wird,
braucht nicht erst vor Gericht gestellt zu wer-
den. Also verhängte man sofort marterielle
Hinrichtung für Ales und Blankschloß.

Tiefe Ketten vernahmen die Kinder, die
nen man indeß die Wände abnahm, mit rubi-
gem Weinen und schauten sich dabei so jäh-
lichen Blicks an, daß allmählig viele der
Herren voll Mitleid wurden. Da trat Ales
vor und sprach: Herr Admiral, ich weiß wohl,
daß ich vor euch verdient habe zu sterben und
nun sterben muß. Aber so laßt Blankschloß
am Leben, denn die Schuld ist einzig mein
und so büße ich sie auch mit Aug und Nacht
allein. Auf sie kommt kein Schatten meiner
Schuld, denn gänzlich ohne ihr Wissen und
Zuthun bin ich in den Thurm gekommen.

Aber Blankschloß rief dagegen: Mit Rich-
ten, mein Herr, die Schuld ist mein, denn
wäre ich nicht in dem Thurm gewesen, so
wäre mein Lieb nicht hineingekommen. Auch
möchte es wohl eine Schande heißen, wenn ein
Königssohn um mich sterben sollte, da ich nur
die Tochter einer Dienerin bin.

Kein, Herr, rief Ales wieder, laßt mich
sterben und acht die unschuldige Blankschloß frei.

Der Admiral sprach aber dazwischen: Ohne
Zweifel sollt ihr alle Beide sterben und ich
selber will euch erschlagen mit eigener Hand.

Damit zog er sein großes Schwert aus
der Scheide und wuchte es nach ihnen. Blanks-
schloß sprang gleich herfür und bot ihren blen-
dendweißen Hals dar. Ales weinte, daß se-
hend, laut hinaus, sprang hinzu, so wie zurück
und rief: Es würde mir eine Schande sein,
daß du, ein Mädchen, vor mir sterben solltest.
Du sollst nicht vor mir sterben.

Damit streckte Ales seinen Hals hin und
wollte den Todesreich empfangen.

Aber Blankschloß ließ wieder dinur riß ihn
am Kleide zurück und hielt ihren Hals wie-
der vor.

Und so trieben sie es lange und Jedes
wollte werth sterben.

Da wurden Alle, die es ansahen, von Mitleid
und Mitleid ergriffen, also daß mancher
der stolzen Herrn weinten und der Admiral
selbst das Schwert auf die Erde fallen ließ.
Und so trat ein alter Herr, den sie immer nur
den eisernen Hering nannten, vor und sprach:
Mich dünkt, es wäre am Besten und für un-
sern Herrn am Ehrenvollsten, daß er ihnen
Beiden das Leben schenke. Was möchte es ihm
bessern, wenn er sie tödtete? Dazu sind Beide
annoch Kinder. Wohl aber möchte es dem
Herrn freuen, wenn er sie beide mit dem

Bedina frei gäbe, daß Ales sagte, wie er auf den Thurm gekommen ist. Dann mag man sich in Zukunft vor denen hüten, die dieses Mal Verath geübt haben.

Und der Admiral war zu alle dem erbtig und fragte Ales, wer ihm bebüßlich gewesen sei, auf den Thurm zu kommen?

Aber Ales sprach: das laze ich nicht, es sei denn, daß ihr einen Verzeihung würdest, die mir dazu gehölen haben.

Da ward der Admiral vernig, schalt Ales undankbar und wollte seinen Gehölen nicht ver- geben, sondern behand darauf, das sie für die Kinder sterben müßten, wer sie auch seien. Aber ein Bischof fiel dem Admiral zu Hüfen und sprach: Herr, da ihr den Kindern ver- geben habt, so verbarret in eurer Milde und verzeuget sie auch bei denen nicht, die den Kindern gehölen haben. Wir Alle insgemein bitten euch darum. Kanst Ales seine Aben- teuer vor und erzählen, denn wir haben alle sammt mehr Begehr, seine Geschichte zu hören, als ihn sterben zu sehen. Dann sind beide die schönsten Kinder, die man weit und breit finden kam.

Also geschah es denn auch. Ales nahm seine Blankfles bei der Hand, trat vor den Thron und erzählte nun in Gegenwart des ganzen Hofes alle Dinge, die sie von ihrer Geburt an erlebt hatten, worüber Jedermann sich höchlich verwunderte. Danach aber fiel Ales dem Admiral zu Hüfen und bat ihn, Blankfles ihm wiedergeben zu wollen, denn er könne nicht ohne sie leben.

Da hob der Admiral den Ales von der Erde auf, küste ihn und ließ ihn bei sich sitzen, wie es einem Königssohne gebräue. Dann nahm er Blankfles bei der Hand, führte sie zu Ales hin und sprach: Freund, ich habe dir hatt des Todes das Leben und die Frei- heit geschenkt, hier gebe ich dir auch die Jung- frau Blankfles und bitte meinen Gott, daß er euch glücklich machen wolle.

Da felen sie ihm beide zu Hüfen und

dancken ihm recht von Herzen. Er hob sie aber auf, küste sie und schlug den Ales zum Ritter nach der Sitte seines Landes. Da- nach aber rief er Glaris herbei und sprach: Diese Sündlerin hätte den Tod verdient, aber ich schenke auch ihr das Leben, schenke sie aber zu meinem ehelichen Gemahl zu nehmen und als solche all mein Leben lang zu behalten.

Hierüber waren alle frohlich und jauch- ten und wünschten Glaris Glück, wie sie es auch hernachmals erlebte. Es ward mit gro- ßer Pracht das Hochzeitsfest für den Admiral angeordnet und Glaris als Königin gekrönt.

Tanach blieben auch Ales und Blankfles noch geraume Zeit an dem babylonischen Hofe und hatten ein ehrenvolles Leben. Als aber Glaris dem Admiral einen Prinzen geboren hatte und große Kindtaufe gefeiert werden sollte, da kamen der Admiral und seine Frau Ales ihre Freunde Ales und Blankfles, das sie nun auch Hochzeit halten möchten und das geschah auch mit aller fürstlichen Pracht und Herrlichkeit.

Kurze Zeit darauf aber kamen Gesandte aus Spanien und meldeten offenbarlich, daß Könia Ales, Ales Vater, gestorben und das Land Spanien in großer Verzag sei um Ales Abwesenheit. Da ward Ales sehr betrübt und bat den Admiral, ihm Urlaub zu geben. Das that der unger, aber er mochte es seinem Freunde nicht abschlaßen, schenkte ihm reich- lich mit allerlei köstlichen Gaben und befohl ihm seinen Wörtern.

Also ragen Ales und Blankfles mit vie- lem Gefolge gen Spanien, das sie senger lln. gemach erreichten. Sie wurden mit großen Ehren empfangen, und Ales wurde zum Kö- nige gekrönt und Blankfles zur Königin. Und sie lebten allezeit in Liebe und Gemüthe beiein- ander, ihre Mütter bei ihnen, und Ales nahm mit allem spanischen Völk den christlichen Glauben an, Blankfles zu Liebe.

Tanach erreichten sie ein hundertjähriges Alter.

Das Marmorschloß.

Wachen von B. Herchenbach.

In grauer Verzeit, als das deutsche Land noch nicht, wie heute, von Straßen und Gie- len, bahnen durchschnitten war, schritt ein munterer Bursche lustig trallend über die waldigen Höhen des Taunusgebirges.

Jugend sein blauer Kittel und die nigel, beschlagenen Schuhe auch nicht eben von Reichthum und Wohlleben, sie gab es doch vielleicht keinen Reichen auf deutscher Erde, der ein zufriedeneres Herz besaß, denn seine

Seele war noch nie von der Sünde berührt worden. Auch hatte das Schicksal ihn mit den Witterzeiten des Lebens vertheilt und die Schattenseiten des Talains waren ihm bis auf die heutige Stunde unbekannt geblieben. Ein frischer Lebensmuth, eine beneidenswerthe Genügsamkeit und ein gesunder, kantiger Körper, das waren Güter, um die ihn sicherlich manches gekränkte Haupt hätte beneiden können, wenn einem solchen nur die Möglichkeit eines so glücklichen Menschenlebens denkbar gewesen wäre.

Es war eben mitten im Herzen vom Winter, da lag der Schnee auf den Feldern und Wäldern, und die Wipfel der Bäume beugten sich unter der Last desselben senkrecht zu Boden. Dabei pflü ein scharfer Wind und rüttelte die Wangen und die unverhüllten Ohren des lichterleuchten Wanderers.

Schon fand die Sonne hinunter und an ihrer Stelle leuchtete der Mond mit seinem weichen kalten Lichte auf die schlafende Erde hinab. Schatten flogen über den Weg, und von den Kirchtürmen, die hier und dort aus den Bäumen blühten, ertönte von Zeit zu Zeit der Ruf des Knaus und der Krummeule. Unterm Waller war die Furchtsamkeit unbekannt, darum schickte ihn alles das nicht an und er that seinem Lichte keinen Einhalt. Dennoch sollten ihn unerwartete Abenteuer treffen:

Gegen Mitternacht gelangte er in einen ausgedehnten Lannenwald, in welchem die Wipfel so dicht aneinander standen, daß der Wind über den sie bedeckenden Schnee hinbrauste, ohne die Stämme zu bewegen; nur unweilen, wenn ein allsunkbarer Stieg kam, beugen sich die Kronen und hielten unter der schweren Last zusammen, das Schnee und Geweige prägend in Boden führten.

Mitten in dieser Waldung gelangte er auf einen freien Platz, an dem ein großes, alterthümliches Gebäude lag, aus dessen fenestria verästelten Fenstern ihm ein mattes Licht entgegenleuchtete. Hier, in dieser Waldung, hatte er am allerwenigsten eine gastliche Herberge erwartet, und in der That trug die ganze Umgebung, trotz des dämmenden Lichts, strahlend, außerordentlich geringe Spuren menschlichen Talains und noch weniger einer freundlichen Herberge. Nicht einmal ein Hund regte sich; das einzige Geräusch, welches seinem Ohr vernehmbar wurde, rührte von dem Knarren der Wetterfahne her, die sich mit regem Toben den Stößen des Windes widerstehend schlug.

Während er da stand, zu den vergitterten Fenstern, dem mit schweren Balken vermauerten Thore und hinaus zu den vielen Gassen, Bogen und Vorprüngen schaute, die dem Hause ein so ungewöhnliches Aussehen gaben, hörte er plötzlich dreimal seinen Namen rufen: Michael! Michael! Michael!

Nach wandte er den Kopf nach dem Rufenden um, der sich in unmittelbarer Nähe der knarrenden Wetterfahne zu befinden schien. Aber wie scharf er auch hinschaute und wie oft er fragen mochte: Was willst du mir? — Stille und Mondenschein waren das Einzige, was seine Sinne traf.

„Geh!“ schrie er nun, laut genug, daß es die Hahnen im nächsten Dorfe hören konnten, aufgemacht! Ich habe Hunger, Durst und Schlaf, und la ihr mich anruft, werdet ihr nicht wollen, daß ich draußen stehe und todt friere! Mit seinem dunkeln Anstrich gab er diesen Worten einen starken Nachdruck, indem er durch die Gitterstäbe hindurch auf das Fenster pochte, daß die achteligen Scheiben fast aus dem merkwürdigen Blei wichen.

„H!“ schrie nicht so laut! sprach dieselbe Stimme eben so unsichtbar, wie früher: ach hinten um's Haus herum, dort wirst du Wärme und Genug finden.

Das war für Michael Weisung genug, alsobald um die Ecke herumzubiegen. Aber er konnte lange tappen, ehe er eine Thüre fand, denn plötzlich wurde es so dunkel, als ob der liebe Gott den Mond mit dem Chimborasso umgedreht hätte. Er tastete mit den Händen vorwärts und rückwärts, griff aber nur in die kalte Luft hinein, das Gebäude war ihm unter den Händen verschwunden, und als er getäuscht stille stand und in die Nacht hinein lauschte, hörte er die Wetterfahne in weiter Ferne knarren. Kopfschüttelnd arbeitete er sich in der Richtung dieses Geräusches weiter, indem er bald die Sterne an einen Lannenstamm hieß, bald seine Füße im knorrigen Wurzelwerk verwickelte oder in Gräben und Vertiefungen hürte.

In Schwere gebadet fand er endlich stille, rasch, was nun weiter zu thun sei, als plötzlich der Mond wieder taghell auf ihn herabschien. Licht war ihm etlich bis zu einer ungewöhnlichen Höhe eine Wand, glanz und eben, wie aus einem Stück gegeben. Das Alter hatte sie mit einem grünen Anlaufe überzogen, wie das Fels auf dem Marktplatz in Lüttich, und als er mit seinem Stöße dagegen schlug, gab es einen weitbeschallenden Ton, wie der Klang einer großen Domschloß,

denn die Wand war wirklich aus einem einzigen Stücke gegossen und bestand von oben bis unten aus lauterem Kupfer.

Dahinter muß es angenehm warm sein, dachte er und schickte sich an, um dieselbe herumzugehen, die Eingangspforte zu finden. Die metallene Mauer erstreckte sich indessen in kreisförmiger Biegung so weit in den Wald hinein, daß er glaubte, nimmer an ein Ende zu kommen. Von einer Thüre fand sich keine Spur, nicht einmal eine Spalte war zu sehen.

So hätte Michael auf seinen Plan, hier einzudringen, verzichten müssen, wäre sein Auge nicht auf eine riesige Fanne gefallen, die dicht an der Wand stand und mit der Krone noch über dieselbe hinaus reichte.

Nach entschlossenen Umräufen er ihren Stamm und kletterte wie ein Giebböndchen in die Höhe. In der Mitte errichtete er einen vereinzelten Ast, auf dem er verschaukeln und neue Kraft sammeln konnte, was er auch im vollen Maße that. Ein baldacherner Apfel und eine Brotrinde schmeckten ihm in diesem luftigen Exoticaale ganz vorzüglich.

Guten Muthes kletterte er weiter und setzte endlich nach anstrengter Arbeit seinen Fuß auf die Mauer. Wie aber erschauete er, als er da unten in den besten lichten Sonnenchein hineinschaute. Wunderbar, in der That wunderbar! Während überall der Winter herrschte und Eis und Schnee eine tiefe Decke über Felsen und Auen breiteten, lagen da unten im vollen Reize des Sommers Gärten, Wiesen, Felder und Lustbaine. Die Wohlgerüche, welche die Blumen aushauchten, mit denen die dunkelgrünen Bienen bedeckt waren, drangen bis hinauf zu seinem lustigen Standpunkte und er sog sie mit Entzücken ein. Nicht lange aber sollte er sich ungehört der lachenden Schönheiten erfreuen. Eine große Gule mit undeutlich funkelnden Augen, die ihn schon während des Emporkletterns verschiedencmale umschwärmt hatte, lebte nun mit einer ganzen Schaar ihrer häßlichen Genossen jurüd. Ihr Flügel Schlag faßte um seine Ohren; in dichten immer enger werdenden Kreisen umhatterten sie ihn, sperrten die harten Schnäbel auf und machten Anstalten, ihn herunterzuzerren in den winterlichen Wald.

Michael war indessen nicht gewillt, so viel Anstrengung umsonst aufzuwenden zu haben, vielmehr ließ er sich entschließen, sich das unten liegende Paradies von jedem Feinde zu erkaufen, der ihm dasselbe freilich machen würde: deshalb schlug er mit seinem guten deutschen Stecke vernichtend in den Schwarm der Nacht.

getriebt hinein und hatte die Genugthuung, zu sehen, daß gleich mit dem ersten Schlage zwei seiner Unholdinnen tödtlich getroffen in den Wald hinabfielen. Bald war er von dem ganzen Geschlechter befreit, nur die große Anführerin hielt wacker Stand, drana rüstend und schnaufend auf ihn ein, rechte Schnabel und Klauen zum blutigen Griff gegen ihn, und schon begann sein Arm zu erlahmen, als aus der Tiefe des Gartens die geheimnißvolle Stimme sich wieder vernehmen ließ und in schwebendem Tone ihm zurief: Michael, Michael, wehr dich! der Sieg ist nahe und reiche Belohnung darret dein!

Mit gewaltiger Kraft hob er nun den Stod empor und schmetterte ihn mit beiden Händen auf das Haupt der Gule nieder, die mit einem gräßlichen Schrei, wie von Steinem, mund ausathmeten, hinabstürzte. Im Falle sah ihr der Sieger nach, und während nun das Mitleid seine Brust durchdrückte, gemahnte er, daß statt der Gule die Leiden häßlicher Bebelde im Gehölze lagen.

Seine erste Sorge richtete sich darauf, wie er von der ungesunden Höhe hinab in die Gärten gelangen sollte. Einen Sprung durfte er nicht wagen, er würde zerstückt unter angelassen sein, auch ständen am Fuße der Mauer in ansehnlicher Breite eine Menge spitziger Lanzen aufgerichtet, auf denen er seinen Leib gespießt hätte.

In der Hoffnung, das vielleicht auch im Innern ein wohlthätiger Stamm zu ihm hinaufzuleiten, schlenderte er eine Zeit lang trübend auf der Höhe der Wand umher, edne einen Gegenstand zu gewahren, der seinen Absichten günstig war.

Da fiel ihm sein blauer Kittel ein; er war hart, von edtem deutschem Hausmacher Leinen gewebt und konnte eine schwere Last wohl tragen. Sofort nahm er sein Latzenmesser heraus, schnitt ihn in breite Riemen, die er aneinanderknüpfte und am Stamme des Farnbaumes schnachte. Das gab ein langes Seil, aber es reichte nicht bis auf den Boden; darum wagte er auch das Hemde daran, knüpfte darunter noch das lange Halstuch und begann nun getrost und im Vertrauen auf Gottes Hülfe die Fahrt in die Tiefe hinab. Schon hatte er das Ende des Seiles erreicht, als er fand, daß er noch lange nicht auf dem Boden sei und keine andere Wahl habe, als wieder hinaufzusteigen und in den Wald zurückzufahren oder sein Leben durch einen verweifelten Sprung zu riskiren. Er wählte das Letztere und kam, ehe er sich

verfab, aufrecht und unbeschädigt zwischen den Lansen, deren geltsene Spizen hin und wieder Blutspuren trugen, als ob Andere vor ihm weniger glücklich unten angekommen seien. Dafür bewahrt auch die umherumliegenden Menschenbüdel, die im Scheine der Sonne weiß gemerbt waren und im allergrößten Gegeniaze zu der herrlichen Umgebung standen.

Michael durchkreuzte die künftigen Lüden, welche angenehme aromatische Lüste verbreiteten, und sein Auge schweifte mit Wohlgefallen über die Wesen, von denen eine jede mit einem verschiedenartigen Blumenreichtume übersät war. Seine Hand streifte sich nach den köstlichen Früchten aus, die unter den Blättern der Bäume hervorragten oder im üppigen Grase zerstreut umherlagen. Ihm drühte, daß er in seinem Leben etwas so Kostbares nicht geschmeckt habe.

Mühselig und Schlaf machten ihre Rechte geltend, und nachdem er dem Hunger vollständig abgeholfen, legte er sich in einem schattigen Sommerhause, vor welchem ein großer Sonnenschirm auf die Stunde des Mittags deutete, zum Schlafe nieder. Die wunderlichen Bilder gaulen an seinen Sinnen vorüber: bald war er arm, elend und verlassen, bald trug er eine Krönkrone auf dem Haupte; jetzt flatterte die köstlichen Gulen durch sein Traumbild und einen Augenblick später verkehrte er mit göttergleichen Wesen, die den Staub der Erde abgestreift zu haben schienen.

Als draußen die Sonne im Osten emporstieg, erwachte er, rief sich die Augen und sprang von der Steinbank auf, die ihm zum Lager gedient hatte. Sonderbar! draußen saate der anbrechende Morgen, während hier alles den Mittag künzte, auch stand der Zeiger der Sonnenuhr noch auf demselben Niede. Sein Verlangen, die Gärten genauer zu besichtigen, ließ ihm inerten in Gräbeln und Kopfer, brechen seine Zeit. Mit raschen Schritten eilte er von Beet zu Beet, von Baumgruppe zu Baumgruppe, überall sich der schönen Wälder, der herrlichen Gemäcke freuend. Jetzt sah er ihm die ästhetische Stille auf, die rings um ihn her herrschte, kein Blättchen regte sich, kein Vogel zwitscherte, kein Reistein raschelte in Felsen, nicht einmal ein Geräusch von Augen her herein, und doch sah er deutlich, daß sich die einseln stehenden Fageln auf dem nahen Taunusgebirge im Winde hin- und herbeugen, daß der Schnee in dichten Flocken außerhalb des Gartens niederwirbelte, während in demselben der Hockemaier mit seiner ganzen Gluth und Farbenpracht herrschte.

Wunderbar erfaßt, schritt er weiter und gelangte in eine Alee von Pomeranzenbäumen, die, in großen Heilsfäden stehend, voll von duftenden Blüthen und schimmernden Früchten hingen. Auch aus andern Richtungen führten solche Aellen auf einen gemeinsamen Mittelpunkt, den er mit immer steigender Verwunderung endlich erreichte.

Dies war ein großer runder Platz, auf welchem sich ein stattliches Schloß erhob, das mit seinen durchbrechenden Thürmen und Jinnen hoch in die Sommerluft emporragte und eine weite Grundfläche mit seinen Fundamenten bedeckte. Es bestand aus Sockel bis zur Dachhöhe aus weißem Marmor und schien frisch aus den Händen des Baumeisters hervorgegangen zu sein, so rein, so fadenlos und ohne alle Spuren der Zeit und des Wetters lag es vor dem Beschauer. Mit bintenübergebeugtem Kopfe blickte er an den Wappen und dem Bildwerke empor, die reich und kunstvoll in die breite Fassade gemeißelt waren. Nie hatte er Ähnliches gesehen, nie in seiner Einbildungskraft sich so Zauberreiches vorstellt, und doch wurde ihm das Herz schwer, weil er seine lebende Seele erblickte, all die Herrlichkeit zu genießen. Das Schloß schien in der That ausgetrieben und von der Zeit vergessen werden zu sein.

Jögern setzte er den Fuß auf die hohe Treppe, die sich in hundert Stufen rings um den Pallast zog. Die Kugel seiner Schube flatterte auf dem Marmor, als er hinaufstieg und durch das breite Thor in das Innere trat. Hier herrschte in allen Gemächern die selbe Lebendigkeit. Sein Tritt war der einzige Widerhall in den großen vergoldeten Sälen mit den farbenreichen Gemälden auf den Wänden. Er wandelte Treppen auf und ab, die und da einen Augenblick vor einer Marmorbildsäule stehen bleibend, weil er sie in freudiger Verwunderung für einen Menschen in dallen geehrt war. Zuletzt trat er aus einem Gartensalen in reichhaltige Gewächshäuser, wo weichen Blüthen Plumen eine schöne Jungfrau saß, die das traurige Haupt auf die Hand stützte und so sehr in ihre träben Gedanken versetzt war, daß sie keinen Eintritt nicht bemerkte.

Der Jüngling hielt, einzeln der vielen Fundamente, die er erfahren, auch sie für ein Marmorbild und wollte an ihr vorbeischießen, als sie seiner ansichtig wurde und einen lässigen Schrei ausstieß.

Michael schrak vor diesem ungewohnten Leben zusammen und stand stille. Sie erhob sich rasch und reichte ihm die weiße Hand ent-

gegen. Atemlos, sprach sie mit süßem Tone, dich hat nicht der Gewinn und die Habgucht hiehergeführt, du bist nicht gekommen, dich mit bösen Geistern um die Hand der unglücklichen Ausrichter zu schlagen. Dein edles Antlitz zeugt von uneigennütziger Menschlichkeit. Nicht wahr, du bist gekommen, meinen Vater und mich vom Tanne zu lösen? Michael sah zu Boden und schwieg, denn die Bedeutung ihrer Worte waren ihm unentwehrbare Räthsel. Als sie ihn immer wieder von Neuem mit Fragen bedrängte, sprach er: Schönes Mädchen, ich ver-
suche euch nicht, aber ich will euch erzählen, wie ich hierher gekommen bin.

Getreulich berichtete er seine Abenteuer. Als er endlich geendet hatte, sprach die Jungfrau immer und rief mit glühenden Wangen: Tu daß die Stimme gehört? O dann ist der Tag der Erlösung gekommen, und du bist von Gott zu unserem Heiler bestimmt! Wisse nun aber auch, welche Verwandtschaft es mit diesem Schicksal hat:

Mein Vater war der Fürst dieses Landes: an seinem Hofe ver sammelte sich die Blüthe des Reichs und Alles was reich, schön und verehrt war: selbst bis in ferne Welttheile brang der Ruf von seiner Macht und seinem Reichthum. Da wurde der Stark Herr über ihn und er wollte eine Burg erbauen, so er wollte alle Füllhals der Erde überreichen, und ließ deshalb einen welt-rühmten Bauweisen kommen. Eine ganze Flotte von Schiffen durchsegelte die Meere, den seltenen Marmor herbeizuschaffen. Vast herrichte Leben und Thätigkeit auf dem Bauplatze, die Hunderte hingen aus der Erde und ebe drei Jahre vergangen waren, stand dieses wundervolle Schloß da. Selbstin erscholl der Ruf von seiner Pracht und aus aller Welt kamen Reisende, es zu sehen. Einest Tages fuhr ein schwarzer Haß aus dem ewiggrünen Nirala zum Thore herein: er trug Alles über die Waagen prächtig, bebauerte aber, keinen einzigen Springbrunnen, keine künstlichen Wasserwerke zu finden, die im Sommer Kühlung und Erquickung gäben. Da wies die Zofrie, denkwert von meinem Vater und er hatte keine Ruhe, bis er jemanden fand, der sich selbst wäre im Ansehen von Springbrunnen und Wasserwerken. Seine Gedanken reisten von einer Einzigburg zur andern und waren so glücklich, den Erbkönig zu finden und an den Hof zu bringen. Geleitet wurde mit dem Graven be-
kommen.

Einest Tages, als mein Vater auf dem Thron saß und die Wesen des Reichs um ihn

ber standen, stante sich mit großem Geräusche die Flügelthüre: ein lauthabes Männlein mit frummen Beinen und gebeugtem Rücken trat gerathen vor den Thron und hob mit treibenden Worten also an: O Fürst, höre auf zu graben, denn die Wässer der Tiefe nehmen durch keine Brunnen einen falschen Gang und hindern die Götter der Götter, das edle Metall und die Erde zu schaffen, wie sie geboten ist von Anbeginn.

Höre dich hinweg, du unsanfter Schatten eines Hinterbackens, daß mein Vater übermüßig verzwirrt: die Verdorbenen helfen mich in meinem Werke nicht hindern und wenn sie alsoamt in achselstehenden Schaaeren vor meinen Füllhals rücken!

Treibend hob das Männlein den Finger und wandte sich dann ohne Gruß und Abschied mit tornigen Augen der Thüre zu, wo es alsbald verschwunden war.

Nicht lange nachher kamen auch die Weiber von Zelters und haarten, die neuen Brunnen einführen ihnen das weltberühmte Wasser, die Trübsale hebe verwerf, die Quelle trocken: Kenuß und Noth seien die unangenehmlichen Folgen, deshalb möge der Fürst mit seinen Unterthanen Erbarmen haben, die Brunnen verstopfen und dem Wasser wieder den Weg nach Zelters öfnen.

Ihr Klüden daß nichts: die Boden wurden eingestast, die Höhren errichtet und schon der Tag bestrich, an welchem die Wässer wech springen sollten. Die Bauweisen hatte den Adel des ganzen Landes herbeigeführt: erwartungs-
voll standen sie im Schloßhofe, als das Männlein wieder erschien. Vor aller Augen dämpfte es aus einer Brunnendröhre, schauderte das Wasser aus dem triefenden Hühnchen und stellte dasselbe Begehren, wie vorhin.

Statt der Antwort winkte mein Vater dem Hundespeichler. Da schnell die Stimme des Männleins an, wurde immer härter und drohender und er sprach: Der Fluß über dieses Schloß 1000 Jahre lang! Nicht soll sich ändern in dieser Zeit, die heutige Tages, und Jahrestzeit soll über ihm bleiben, bis der Fluß gewichen ist. Der Apfel am Baume soll nicht fallen, der Freizig soll nicht dornen, das Blatt nicht welken. Jedes lebende Wesen, welches im Umfange des Schloßes und der Gärten verweilt, soll in Marmor verwandelt werden und die tausend Jahre darren müssen in leblosem Stein. Keine Tochter allein soll im Reich bleiben, weil sie für und gehet hat. Du aber sollst in den Tiefen der Erde mit deinem eigenen Leibe den Wässern den Weg

dämmen, daß sie wieder zurückkehren müssen in ihre alten Wäner. Und der Zauber soll auch nach den 1000 Jahren nicht eher genommen werden, bis ein Jüngling, den nie die Sünde berührt hat, des Wassers hemmt, und den ich mit eigener Stimme anrufen werde, daß er hier herbeil, den Baum zu brechen.

Saum waren die Worte verhallt, so erscholl ein schreckliches Krachen in den Lüften und im Innern der Erde. Jedermann glaubte, der jüngste Tag sei im Anzuge und ich kniete nieder, um zu beten. Alle aber, die gekommen waren, die Wasser springen zu sehen, eilten in großer Hast hinweg und in wenigen Augenblicken war ich allein, denn auch der Vater und das Männlein waren verschwunden. Bald darauf ertönte ein Gelläppern und Gellapper und tausend unsichtbare Hände errichteten die gewaltige Wand, welche das Schloß umschloß. Von dieser Stunde an sah ich nur alle hundert Jahre einen Wahnsinn, den die Sage von dem verurtheilten Schloß und der verurtheilten Prinzessin berichtet, um durch einen süßen Hantstreich eine Braut und ein Königtum zu gewinnen, aber weil ihr Sinn sündig war, wurden sie von den Tanten aufgefangen und geprügelt. Seitdem habe ich das Gedächtnis für die Zeit verloren, aber mein Herz sagt mir, daß die tausend Jahre verflohen sind und daß du zum Aelter gelangt bist.

Michael schaute auf der Tiefe seines Herzens zu Oben, daß dem also sein möge. Einnehmend, wie das Herz zu begehnen sei, schritt er in dem Gewächshaus auf und nieder, als sich plötzlich neben ihm die Mühle der hundertjährigen Aale in zehn Stufen entlud und damit das Zeichen des widerstehenden Lebens gab. Dann neigte sich der hebe Blumenstaub so, benommt die Zeit und entfiel dem Treppe, aus dem blühschwärze das krummbeinige Männlein hervorsticht, eine tiefe Kletterer. Michael machte und ihm eine Kallbüre reichte. Fort schritt hinab, sprach es, nimm dieses Schwert, und wenn du auf den Aalen trittst, so fuchst dich nicht, sondern schlage wieder auf ihn los, damit er erkenne, wer dich getraut hat.

Michael stieg hinab: anfangs führte ihn eine Treuene, in den Aalen gebaute Treppe mit regelmäßigen Stufen, nach und nach aber verengte sich dieselbe zu einer darmartigen Höhle, denn die er sich nur mit Mühe hindurchwinden konnte.

Wieder seinem Herze, unter ihm und an den Seiten rauschten die Wasser mit heller Musik verflücht und gaben sich in nockendem

Geläppel Antwort. Endlich erweiterte sich die Höhle wieder und er befand sich in einem vierseitigen Raume, wo ein baumbodener Aale vor einer eisernen Thüre Wache hielt. Aus dem einen Auge, welches mitten aus der Stirne stand, glühte ein durchdringendes Licht, welches die Finsternis wie eine Lampe erhellte. Er hob bei Michaels Anblick ein breites Schwert in die Höhe und holte zum Streiche aus. Der aber war nicht faul, stellte sich mählich zur Wehr und versetzte ihm solche Schläge, daß er gewaltigen Respekt bekam und furchsam von der Thüre wegrückte und sich in die Ecke drückte. Diesen Augenblick benutzte der Jüngling und that einen so gewaltigen Schlag nach des Aalen Wache, daß sie in drei Stücke zu Beten fiel und nur noch das Gesicht in seinen Händen blieb.

Halt! rief ihm der Ueberwundene zu, ich erkenne, daß du der Mann bist, der die eine Sünde begangen! Mein Wächteramt ist zu Ende, und hier ist der Schlüssel zu dieser Festschloß, der mir vor 1000 Jahren vom Aalen der Berggeist überreicht wurde. Doch komme, suchen wir unter die verborgenen Quellen auf, die den Wasserfünken jenes Schloßes Nahrung zu geben im Stande sind, ohne die heilsamen Brunnen abzuleiten und die Berggeist im Bereich der Metalle zu hemmen.

Der Aale mit dem leuchtenden Auge schritt nun voraus durch die Erde, die sich allenthalben vor ihm öffnete und freien Durchgang gestattete. Hier und wir unter einem großen Zumpfe, sprach er, der die Gegend meilenweit verpestet und der Aalenstall des giftigen Gewürmes ist. Leiten wir seine Wasser durch die Tiefen der Erde hinab, daß sie sich im Sande, Ort und Gestein reinigen und nach langem Laufe das Auge durch die Köhren der Springbrunnen erheben. Bei diesen Worten streifte er dreimal mit dem Gesäße des abgebrochenen Schwertes gegen die Aalenwand, und Treppen an Treppen trat er sich urplötzlich hinab.

Als nun die Aale härter hinabstiege und sich in den kahlen Aalen des Gesteins verlor, führte, lehrte sie zu der eisernen Thüre wand, welche Michael mit dem Schlüssel des Aalen aufschloß. In enger Aale lag ein Mann vor seinen Türen, eine Aale auf dem Haupte und ein Schwert in den Händen.

Gewiß, wie lange dauerst du? sprach er in traurigem Tone. Herr, wenn wird deine Varnierigkeit erkennen, daß mein Ziel sich in Tumbel gewandelt? Gebarmen! Gebarmen! Mitleid! Mitleid!

Michael hob ihn gerührt empor und sprach: der Herr hat dein Aalen gehört, deine Aalen

sind gebrochen, dein tausentjähriger Kerker ist geöffnet. Komme an das Licht des Tages, wo die Tochter keiner in Liebe und Sehnsucht harret.

Der König harret mit weitgeöffneten Augen in das Angesicht seines Reiters; doch blieb ihm nicht lange Zeit, seine Tausendheit auszuweichen, denn vor ihnen öffnete sich ein breiter Gang, wo Arm an Arm, mit lieblich strahlenden Gesichtern die kleinen Betagten zu beiden Seiten mit Händen in den Händen aufgereiht standen. Eine fremdartige, wunderbare Musik schwebte vor ihnen her, und der König und sein Reiter wallten im Etwahl empor, wo sie von der darrenden Tochter mit einem Schrei des Entsetzens umfassen wurden.

Indes der König und sein Tochterlein sich umbalzten, trat Michael an die Wänerwerke und drehte an den Krabben. Tennen und Mispfüllten den Schloßhof, dann ward es stille, ein dumpfes Rauschen wart vernommen, doch und ferngeräusche fügen die Wänerkrabben empor und schlüsselten niedergerausch in die trocknen Mauerbeden.

Nun war der Zauber gebrochen, der Vannerschuch hatte seine Kraft verloren und die Natur machte pösiglich ihre Rechte geltend. Mit dem Schwirren der Metallwand rauschten die Blät-

ter von den Bäumen, die Blumen neigten unter der hereinbrechenden Kälte ihre Kelche zu Boden und die Wänerkrabben der Springbrunnen gethrren zu hohen Giesantelabern.

Der König aber nahm Irene und Seipier, überreichte beides dem Reiter aus tausentjähriger Gefangenenschaft und legte die Hand seiner lieblichen Tochter in die Hand des fremden Jünglings. Seit glücklich in diesem Wänerkrabben, sprach er, und regiert ein neues Volk nach neuen Gelehen! Ja aber stiehe wieder in meine alte Burg, auf welcher noch immer die rothige Wetterfahne flarrt, dort in Betrachtung und Tenuß mein Leben zu beschließen. Tausent Jahre hat sie dem Wänerer unerschütterlich als Wäner gelogen, bis sie Michael wieder in der alten unwiderwärtigen Gestalt erschien. Das ist mit Ängereitelas genau, verstühn meinen merischen Leib zu tragen.

Die Kunde von dem widererwartenden Könige verbreitete sich blitzschnell im Lande. Von allen Enden strömten die Kassen zu dem Wänerkrabben, und als der Jüngling mit seinen Reiten den Wäler und die Schloßgärten auf's Neue schmückte, tanzte der Adel des Landes auf der Hochzeit des Bauernburichen mit der Königs-tochter.

Die gestohlene Hammleber.

Nach von Dr. Johann Nep. Vogl.

Als der Herr noch auf Erden wandelte, besuchte er mehrer Länder, um zu sehen, welchen Fortgang seine Leber unter den Völkern nehme. Auf einer dieser Wanderungen gelangte er auch in das Land, welches die Kreaten bewohnen, und das von diesem Völkervamme den Namen hat.

In Kreaten waren in jener Zeit, und sind um Theile noch, wüste Landstriche und unwirthbare Wälder, in welchen man nun selten eine schickliche Waldschänke erblickt, und daher gezwungen ist, die Lebensmittel für die Heise mit sich zu führen.

Einen solchen Wald hatte nun der Herr mit seinem Jünger und Begleiter, dem getreuen Petrus, zu durchwandern. Sie nahmen daher in dem letzten Dorfe einen Bauer, Namens Tane (Daniel) zum Führer, kausen sich ein Lamm und machten sich sekamm auf die Wandernung.

Sie mochten bereits eine halbe Tagereise zurückgelegt haben, als sie Ermattung und

Hitze zwang, unter einer schattigen Eiche auszuruben. Sowohl der Herr als Petrus streckten sich auf den kuschigen Grasboden nieder, um ein wenig zu schlafen, während Tane das Lamm schlachten und nach freudiger Zitter, nämlich im Gamen, braten sollte.

Tane machte sich an seine Arbeit und brate das Lamm. Aber die Leber desselben lachte ihn so unwiderstehlich an, daß er nicht umhin konnte, selbe in aller Eile zu verzeihen.

Als der Herr und Petrus erwachten, und sich anschickten, nun auch einen Theil des Bratens zu verzeihen, verminte der Herr die Leber, und befragte daher den Führer: „Tane, wo ist die Leber des Hammes?“

„Herr, ich habe nichts von der Leber gesehen,“ sagte dieser mit der gleichgültigsten Miene von der Welt.

„Kühe nicht,“ sprach der Herr, ihm sofort ins Gesicht blühend. „Du daß die Leber gegeben.“

Tane aber schwur und bezeugte, daß er

dies nicht gethan, ja, daß das Lamm gar keine Leber gehabt habe.

„Wohlan!“ sprach der Herr, „die Zukunft wird uns zeigen, ob du gethan oder nicht.“ Auf diese kamen sie an den Fluss Klupa, welcher durch Kogenau angezwungen war, und deren Weir bewachte, denn sie mußten an das jenseitige Ufer.

Der Herr aber winkte, da theilten sich die Weiden, und er, so wie Petrus, schritten durch dieselben. Furchtlos und zögernd folgte ihnen Lane. Als letzterer aber in die Mitte des Flusses gekommen, hob sich das Wasser mit einem Male um ihn, und wuchs und wuchs bis es ihm an die Knie reichte, und Lane, in der Furcht zu ertrinken, ein fürchterliches Jetergeschrei erhob.

Da wendete sich der Herr, und rief ihm zu: „Bekomme, Lane, zu haßt die Lammleber gegessen.“

„Herr,“ ächzte Lane, „und wenn ich im nächsten Augenblicke ertrinken muß, ich bin unschuldig und habe sie nicht gegessen.“

Da winkte der Herr wieder, die Aluthen senkten sich, und Lane setzte den Boden.

So wanderten sie nun wieder eine Weile, die Nacht begann bereits hart hereinzubrechen, als sie eine schlechte Erdbütte gewahrten, auf die sie zufrühen.

Bald hatten sie die einsam gelegene Bütte, deren Leuchte erlosch, und beschloßen, in selber die Nacht zu verbringen.

Nachdem sie ihr Nachtmahl eingenommen, begaben sie sich zur Ruhe, und da für alle drei nicht Raum genug in der untern Stube war, mußte Lane auf den Heuboden sein Nachtlager aufschlagen.

Der Zimmerr hatte sich noch nicht lange auf ihre Anwesenheit gesetzt, als sie ein beständiges Geräusch erwiderte. Die ganze Hütte stand in Flammen.

Der Herr winkte, und sich, das Feuer theilte sich, und sogleich er, als Petrus und die Wirtshausleute, gingen unverricht durch dasselbe.

Biel schlummer aber erwachte Lane, unter dessen Augen bereits der Boden brannte, und der, um sich nicht die Hüfte zu verbrennen, auf den Boden mit den fürchterlichsten Schreien herumhüpfte und sprang, vergebens einen Ausweg aus den Flammen suchte, und um Hülfe schrie. Da rief der Herr ihm abermals zu: „Lane, bekomme, zu haßt die Leber gegessen.“

„Herr,“ ächzte Lane, „und wenn ich gleich verbrennen muß, ich habe sie nicht gegessen.“

Da winkte der Herr abermals, das Feuer erlosch, und Lane kniete mit halbverengten Schenken von beiden Wänden nach

Tes andern Tages kam der Herr mit Petrus und Lane in einen Marktflecken, in welchem eben das Kirchweihfest gefeiert wurde.

Krautische Bauern und Linnen treiben sich im bunten Gerüble um die Stramuben herum, um sich dies oder jenes zu kaufen. Rausch erschallt aus der Schenke und vom Tanzboden, wo die Jugend sich bei Insulaner-Wein und Tanz unterhielt.

Wüßlich rief ein Krämer: „Ein Dieb! ein Dieb!“

Alles strömte vermengt durcheinander, den Flüchtigen zu fangen, der aus einer der Buden einen Leibgürtel gestohlen hatte.

Er war entwischt, man wußte nicht wohin.

Da schöpften die Leute Verdacht, daß einer jener drei Fremden der Thäter sei und der Richter verfügte sich zu ihnen und forderte sie auf, ihre Gepäcke zu öffnen. Der Herr und Petrus willfahrten seinem Begehren, ohne daß das Entdeckte gefunden wurde.

Als aber Lane seine Tonba öffnete, da winkte der Herr, und zur größten Befürchtung Lane's laub sich der entwendete Gürtel in dem Tande.

„Nun, auf den Galgen mit dem Dieb!“ schrie während die Menge und der Richter ließ Lane sogleich von seinen Anredern ergreifen und nach dem Galgen, welcher sich unfern des Marktfleckens befand, führen, um das Urtheil ohne Verzug an ihm zu vollstrecken.

Schon hatte der Henkrecht den Galgen hinauf, beschwerte an den Querbalken den Strid, und lies sich durch die andern den armen Lane hinaufreichen, um ihn anzuhängen.

Vergebens suchte Lane seine Unschuld zu beweisen, vergebens schrie er auf das Entschlossene um Hülfe, schon legte die raube Schlinge seinen Hals — vier Sekunden noch und er ist verloren.

Da wendet sich der Herr nochmals zu Lane und ruft: „Lane, ich rette dich, bekomme aber, daß du die Lammleber gegessen hast.“

„Herr,“ ächzte Lane, „und wenn ich also, gleich ertränkt werden muß, ich habe sie nicht gegessen.“ Da winkte der Herr abermals, und verwunden war Galgen, Henker, Richter und Volksgewühl.

Lane glaubte geträumt zu haben, denn er befand sich, die Tonba aus der Schulter, wie früher in Gesellschaft der Reisenden, jedoch eine halbe Stunde vom Marktflecken entfernt.

Der Herr war sichtbar erümt über Lane's Beharrlichkeit im Lügen, und sprach leise zu Petrus: „Hühnwahr, Petrus, es ärgert mich, daß ich trotz aller Wunder, die ich angewendet, aus dem kaltsüßigen Burschen nicht

das Gesändnis seiner Schuld herauszubringen vermog."

"Ach Herr," erwiderte Petrus, "du kennst das Welt nicht, welches diesen Boden bedeckt. Erbarm dich mit mir, die Erlaubnis, an deiner Statt zu handeln, so will ich ohne große Mühe das Gesändnis aus ihm loden."

"Es sei," sagte der Herr.

"Nun so laß uns hier ausheben, und stelle dich als ob du schliefest," sagte Petrus.

"Ich bin müde," sagte darauf laut der Herr zu Petrus, "laß uns hier ein wenig verweilen und ausheben."

Nun riefen dreien sich alle drei in das Gras und der Herr stellte sich, als ob er schlief. Da zog Petrus ein Beutchen aus der Tasche, aus welchem er Goldstücke nahm. Küßten blühte Tane auf die blühende Wäntze.

Petrus zählte und theilte die Goldmünzen in vier Theile. Verwundert schaute ihm Tane an. Da aber Petrus gar nicht auf ihn zu achten schien, bemerkte er seine Kugeln nicht länger zu beschwichtigen, und näherte sich dem Petrus, den er auf das Grundstück fragte:

"Hi, was macht ihr da mit den vielen schönen Goldstücken?"

"Ich theile sie in vier gleiche Theile," antwortete Petrus, "da wir nun am Ziele unserer Wanderung sind, und uns an ihrer Wegscheide trennen."

"So?" versetzte Tane, "und wem gehört jenes erste Häufchen?" fragte er weiter.

"Das gehört dem Herrn."

"Und das zweite?"

"Das gehört mir," antwortete Petrus.

"Und das dritte?"

"Das dritte Häufchen ist dein Eigentum."

"Ja, aber da bleibt ja noch ein viertes übrig, wem gehört denn das vierte?"

"Das gehört demjenigen, welcher die Kamme, leber gegessen hat," antwortete Petrus.

Tane sprang Tane plötzlich auf und schrie aus allen Kräften: "Herr! das Häufchen gehört mir, denn ich habe sie gegessen, ich, ich! Das überreichte ich euch bei meiner Schlafzeit, bei allem was mir ward und heuer ist. Kein anderes Menschenkind bekam davon einen Bissen, ich habe die ganze Kammeleber während eures Schlafes verzehret!"

Die Geschichte vom starken Hanns.

(Nach von H. Foder. *)

Der langer Zeit lebte in einem kleinen Städtchen ein armes Ehepaar, das zwei Kinder hatte. Der Eine hieß Hanns, der Andere Peter. Hanns war ein großer starker Bursche und so jeden Tag einen Kiesel voll Spiel. Dadurch wurde er fröhlicher, als alle Jungen seines Alters. Eines Tages ging er mit seinen Kameraden spazieren. Da hingen diese an vom süchtigen zu sprechen. Hanns konnte gar nicht begreifen was "süchtigen" eigentlich sei. Die Andern beklagten daher, ihm das einmal zu lehren. Nun schickte ihn sein Vater eines Abends zum Krämer, Einkäufe zu machen. Der Weg führte über den Kirchhof. Als Hanns in der Mitte war, stellte sich sein Bruder, der ihm gefolgt war, hinter einen Baum und fing an zu brummen. Als Hanns ihm mehrmals zugerufen hatte, war er sei, konnte

er keinen Brauch nicht mehr bemerken und gab ihm so derbe Ohrfeigen, daß er rücklings zu Boden fiel. Als seine Eltern nun nach dem Peter fragten und ihn suchen gingen, fanden sie ihn tot auf dem Kirchhof. Hanns erkrankte sehr und erlitt den Verfall seiner Munder. Diese rief ihm, sich auf was davon zu machen, damit er nicht wegen dieser bösen That das Leben verliere. Rasch badete sie ihm zwölf Pfannkuchen und Hanns machte sich noch in derselben Nacht auf den Weg. Es war heller Mondschein und als er eine halbe Stunde durch das Feld gewandert war, sah er einen Galgen, an dem drei Leichname hingen. Hanns, dem es sehr, machte sich unter dem Galgen ein Feuer an, stützte an demselben empor und schnitt die Leiche entzwei, so daß die Gedärme herunter fielen. Er leckte sie aus Feuer, hieb sie sich wärmen, und als er sah, das sie sich nicht rühren wollten, zog er weiter. Morgens in der Frühe kam er an ein

*) Nämlich an der Heide.

Kloster. Er fragte den Börtner, ob sie keinen Knecht brauchten und ob sie ihn nicht fürchten lehren könnten. Gewiß, war die Antwort, das sollst du hier lernen. Hannß blieb nun im Kloster und er bekam reichlich zu essen. Im Speisesaal stand der Tisch für achtzehn Personen gedeckt, und sechs Schüsseln voll Gemüse und Fleisch davor, die er Alle leer aß, so daß für die Andern nichts mehr übrig blieb. In der Nacht schickten ihn die Chorherren um zwölf Uhr in die Kirche, um um Herrn zu läuten. Sie hatten aber Leichen an die Gedenkorte gebunden, um den Hannß fürchten zu lehren. Als er auf den Gedenkbaum kam und die Körper der Todten sah, freute er sich sehr, daß ihm Jemand läuten helfe. Er ermahnte sie mit lauter Stimme, die Gedenken zu ziehen, da sie aber sich nicht rührten, warf er sie vom Thurme auf den Kirchhof. Morgens schnürte unser Hannß seinen Bündel, und wanderte von dannen. Gegen Mittag kam er an eine Mühle und fragte den Müller, ob man ihm nicht fürchten lehren wolle. „Tu bist gerade vor die rechte Schmelze gekommen!“ vertrieb der Müller. Seit vielen Jahren sieht meine Mühle unberührt, weil kein Knecht eine Nacht darin aushalten will: aus Furcht umzukommen. Hannß wurde nun des Müllers Knecht, und ging schon in der ersten Nacht in die Mühle. Er hatte sich einen Schleifstein und ein Tugend Messer mitgenommen, um diese während der Nacht zu schleifen, um sich so die Zeit zu vertreiben. Als es zwölf Uhr schlug, öfnete sich die Thüre des Zimmers, und ein Menschenarm fiel herab. Gleich darauf kam wieder einer; da, an ein Bein und nach einer Weile wieder eins. Endlich kam der Körper heruntergefahren. Das wäre ein ganzes Regelspiel, wenn der Kopf nicht käme, bemerkte Hannß. Da fiel auch der Kopf durch die Öffnung der Thüre. Hannß

setzte nun die Beine und Arme in die vier Ecken des Zimmers und den Kumpf in die Mitte und warf mit dem Kopf danach, als schübe er Fegel. So wie sich die einzelnen Glieder berührten, wurden sie an den Kumpf, der Kopf sprang auf den Hals und plötzlich fand ein großer langer Kerl vor Hannß, der sich das seltsame Schauspiel verwundert ansah. „Was machst du hier?“ fragte auf einmal barsch der Mann. „Das kümmert dich nicht!“ war Hannßens feste Antwort. Der Kerl ging nun drohend auf ihn zu, aber Hannß sagte ihm um den Leib, setzte ihn auf den Schleifstein und schliß so lange, bis ein hervorragender Theil seines Körpers völlig abgeschliffen war und er schließlich bat, doch von ihm abzulassen. Das that denn Hannß. Der Mann aber forderte ihn auf, ihm zu folgen und führte ihn durch eine Reihe von Zimmern in einen großen Saal, in dem zwei Geldhauen, ein großer und ein kleiner lag. Wählte die Einen von diesen beiden, sagte der Mann. Hannß wählte sich den kleinen, da sagte der Schwarze: du hast die Prüfung, die Viele nicht aushalten konnten, wohl bestanden. Hast du den größeren gewählt, so würdest du dein Leben gekostet haben. Weil du aber den kleinen gewählt, so befreit du mich von der Strafe, die wegen Habgucht über mich verhängt wurde und ich kann nun ruhig in der Geiselsel bleiben. Nimm dir all das Geld, es gehört dir und sei glücklich. Mithin bestand sich Hannß wieder in der Mühle. Es war heller Morgen und der Müller schaute ängstlich zur Thüre herein, um nach seinem neuen Knechte zu sehen. Tiefer zeigte ihm lachend das viele Geld und erzählte ihm seine Geschichte. Der Müller gab ihm seine Tochter zur Frau, mit der Hannß lange und glücklich lebte.

Der betrogene Teufel.

Erzählt von Fabricius.

Vor mehreren hundert Jahren lebte einmal ein armer Bauer, dem es recht schlimm zu Rute war, denn es war der Einzigste im Orte, der kein eigenes Häuslein hatte, sondern er wohnte in des Nachbars Eigentum um

schweren Zins. Das plagte den Hans, so dinst das Dazwischen, ganz ungemein und er kann Tag und Nacht auf alle möglichen Mittel zu einem Eigentum zu gelangen. Aber wie er auch hin und herinnen dachte, es

wollte ihm kein Mittelchen einfallen, und das Bäuerlein verfiel darüber in gar mancherlei Überausen.

Als der Hans nun an einem schönen Sommerabend, sinnend und brütend im Felde umhertrieb, da begegnete ihm ein langer bäuerlicher Ketzl, eingehüllt in einen rothen Mantel, und auf dem Kopfe trug der Fremde einen rothen Hut, mit einer reichen rothen Haubensfeder.

Der Fremde trat auf den Hans zu und sprach:

Warum läufst Du so einsam im Felde herum, Bäuerlein und sinnst bin und her? Wenn Dich ein stiller Kummer drückt, so vertrau mir's, damit ich Dir helfe!

Wie wollt Ihr mir helfen können? rief der Hans. Mir fehlt gar viel, denn ich möchte gern ein eigenes Haus haben und dazu eine Scheune und einen Stall, stattlich wie des Nachbarn's Haus, damit sie mich nicht mehr als armer Echluder so über die Schulter ansehn und ich mich nicht mehr zu schämen brauch vor den Andern und dazu könnt Ihr mir doch nicht verhelfen?

Nun, das läme auf einen Versuch an, meinte der Fremde, aber ein Teufel ist des Andern werth! Ich dank Dir, was Du verlangst, wenn Du mir verspricht nach zwanzig Jahren mir zu dienen mit Leib und Seel!

Zwanzig Jahre, dachte der Hans, ist eine gar lange Zeit und darnach ist mir's einerlei! Aber bis wann wollt Ihr mein Haus fertig bauen?

Nach vier Nacht, lachte der Fremde: beim ersten Hahnenstreich soll Haus und Scheune für uns fertig da stehen! Also gehst Du auf meinen Vorschlag ein, so wollen wir's in Papier bringen!

Mir ist's recht! entgegnete der Hans, doch Eines möchte ich mir noch vorbehalten, nämlich daß Ihr über zwanzig Jahre mir auch erlaubt, daß ich Frau und Kind mit zu Euch bringe und bei mir behalte!

Den Gefallen will ich Dir schon thun! lachte der Fremde. Nur muß Du mir's in Papier bringen, daß Du mein Eigen sein willst nach zwanzig Jahren, und ich bau Dir Haus und Scheune noch diese Nacht vor dem ersten Hahnenstreich für und fertig!

Also für und fertig mit Thür und Kiegel? fragte der Hans?

Mit Thür und Kiegel! erwiderte der Fremde. So ich nicht mit Allem bis zum ersten Hahnenstreich fertig bin, brauchst auch Du Dein Versprechen nicht zu erfüllen.

Wie sie nun Handel eins gerwerden, holtte der Fremde unter seinem Mantel Papier und Feder, schrie den schriftlichen Vertrag auf, den dann auch der Hans unterschrieb und froher Dinge war. Aber als der Fremde sich entfernte, da gewahrte das Bäuerlein in seinem Schrecken, daß der Lange einen Pferdefuß hatte und da wurde es ihm nun gar schlimm in Muth und der Hans lief nach Hause und erzählte alles haarschein seiner Frau Anne Marie und wie er nun glaube, der Fremde sei der Leibhaftige gemeint! Dem Hans ward es gar sonderbar um's Herz! Aengstlich lief er nun im Hause auf und ab, und erwünschte Haus und Scheune!

Seine Frau aber, die Anne Marie, tröstete den Hans und sprach: Lege Dich nur ruhig zu Bette und laß mich machen! Wir wollen den Teufel schon ansühren!

Der arme Hans legte sich nun zu Bette und gar bald schlief er ein! Die Frau aber stellte sich hinter's Fenster und wartete! Schlag zwölf Uhr nun ging's umen auf dem Plage an zu dämmern und zu rothen; da waren wohl ihrer tauent kleine Männlein, die camein und herantritten und geschäftig dauern! Bald stand das Haus fertig! Nun ging's an die Scheune, die auch bald da stand! Da trat der Teufel mitten unter die Männlein und sprach: Jetzt hängt noch rasch Thür und Fenster ein, denn Alles muß beim ersten Hahnenstreich für und fertig da stehen! Wie nun die Männlein die Thüren herbeibrachten da steckte die Anne Marie plötzlich den Kopf durchs Fenster und schrie:

Rischi!

Da flohen nun die Männlein nach allen Ecken auseinander, und auch der Teufel verschwand fluchend, daß er nicht bis zum ersten Hahnenstreich fertig geworden!

Der Hans aber lebte mit seiner Frau glücklich bis an sein Ende in dem Hause und war froh und guter Dinge!

Mosel - Sagen.

Von H. Feder.

4. Das Korn auf dem Speicher.

Der schöne Thurm an der St. Gangoltskirche in Trier ist durch eine edle Frau, Adelheid von Besslich, erbaut worden. Sie war mildthätig gegen die Armen und wer sie um eine Gabe anflehte, der konnte sicher sein, daß er beschenkt von dannen ging. Der Thurm, das sowie die Noth eines harten Winters, da ten sinkens ihre Mittel gänzlich aufgebraucht. Da kam ein altes kungendes Weib vor ihre Thür und flehte weinend um ein Almosen. Rechte ihr Frau Adelheid auch wiederholt versichern, Nichts mehr zu haben, sie ließ sich nicht ab-

weisen. Sie hat um ein wenig Korn, um da von ihren Kindern Brod backen zu können. Geht selbst auf den Speicher und überzeuge dich, daß Alles aufgebraucht ist! versetzte mit einem stehenden, von Thränen verdunkelten Blick zum Himmel die fromme Frau. Die Bettlerin eilte auf den Speicher und fand alle Räume mit Getreide gefüllt, obgleich vorher kein Ständchen mehr zu finden gewesen war. So hatte der Himmel das Vertrauen der Frommen gelohnt.

5. Die Teufelskirche.

Des Simonstobers in Trier wird vom Volke die Teufelskirche genannt. Der Teufel, erzählt das Volk, baute den Kathedronen in Trier, die den Bau nicht vollenden konnten, gelebt, die Kirche Schloß Jüwst in der Weisnachts fertig zu liefern und noch dazu die Thorsäule vom Capitel in Rem herbeizuschaffen. Als Leben verlangte er nur die Seele des Menschen, der zuerst seine Anbacht in der neubauten Kirche verrichten würde. Satan macht sich auch wirklich in der heiligen Nacht, mit den Ibersflügeln der Capitel belagert auf die Reise durch die Luft, um vor Ablauf des Te-

mins in Trier eintreffen zu können. Da trat ihm auf der Mitte des Wegs Maria in Gestalt einer schönen Frau entgegen, die ihn durch manderlei süße Reden aufzuhalten mußte. Er langte endlich an Ort und Stelle an, allein im Augenblicke, als die Gesänge der Priester den Gläubigen verkündeten, der Heiland sei geboren. Während über den ihm gespielten Streich schwebte er die eigenen Ibersflügel durch das Dach der Kirche, das einstürzte, und noch heute sieht man den blauen Himmel durch die Oeffnung schimmern.

6. Der Helensbrunnen.

In der Nähe des Dorfes Guren befindet sich am Eingange in eine Thalchlucht ein uraltes in Steine gefasster Brunnen, vom Volke der Helensbrunnen genannt. Als die Mutter Constantins, die fromme Helena, einst zur Mittagszeit in großer Sommerhitze mit ihren Frauen lustwandelte, wurden sie vom fürchterlichen Durste gequält. Weit und breit war keine Quelle zu sehen, so daß sie beinahe verzweifeln. Da ließ die heilige Frau vertrauensvoll ihren Stab in den Boden und sofort entsprang demselben ein frischer Quell, an dessen silbernen Gluthen sie ihren Durst löschten. Einer andern Angabe zufolge wäre

es mit dem Kreuze Christi geschehen. Gestürzt und ertränkt gingen um die Frauen weiter. Sie kamen auf eine grüne Wiese, wo sie sich niederließen. Da aber kein Schatten vorhanden war, so breitete Helena ihren Schlier über sich. Sofort entsprangen ringsum wilde Rosen, die mit ihren duftigen Kelchen Kühlung schenkten und ein Blüthendach über sie breiteten. Als eines Tages Kinder aus Guren an der Quelle spielten, fanden sie das Bild der heil. Helena in dem klaren Wasserpiegel. Nun wurde die Quelle schön eingefasst und Helensbrunnen genannt.



Schneider und König.

(Märchen von F. Lebrecht.)

Schneider und König.

Original-Vollständigen von Fr. Ledrecht.

Der länzer alter Zeit, als in Deutschland Bienen und Wölfe noch nicht in den Seltenheiten gehörten, Lindwürmer bauten und Trachen noch ihre Unwesen trieben, da traß sich wohl, daß man da einmal auf Jovara und dort wieder auf Kleien hieß, welche demutaae so wenig mehr verkommen als Zaubrer und Heten, die auch damals noch in gesüchtem Ansehen standen.

In den Ländern und Städten sah es aber auch ganz anders aus: es herrschten dabeist eberem viele hundert feuteralne Herren, Grafen und Ritter, die mit ihrer Macht und Gewalt unumgänglich verfahren konnten, wie sie wollten, und mitunter auch einen so rüchthet, lösen Gebrauch davon machten, daß die armen Unterthanen oft bitter unter ihrem darten Joch seufzen mußten.

Da aber die Bevölkerung im Allgemeinen noch nicht zu der heutigen Größe angewachsen war und die Grenzanse des Lebens sich auf eine verhältnismäßig geringere Zahl Nahrungsbedürftiger vertheilten, so konnten sie im Essen und Trinken auch leichter betriebligt werden, und es kam daher nicht leicht vor, daß ganze Menschenläsien, sowie ganze Landstriche entbehren und Hunger leiden mußten, wegen die spätere Geschichte leider so traurige Beispiele aufweist. Nur wenn ein nacheinander folgender Mismaths mehrere Jahre eintrat, oder die Heißel des Kriegs und innere Unruhen verheerend über Land und Stadt hereinbrachen, und sich oft lange Zeit auf die besten abgesagten Auen und gewerbliden Städte lagerten, dann wurden auch sie von der Gräuel und

der Peß heimgeucht, die sich die Menschen größtentheils aber nur selbst unter einander schufen.

Zu allen Zeiten gab es übrigens Misvergnüge, die mit ihrem Schicksale nicht zufrieden waren und im Haber mit ihrem Vrote die Aufgabe des Lebens verfehlten. Dazu gehörte denn auch der nicht sehr ehrsame Schneider Ruseh, welcher in dem ehemals schwebischen Reichsfürstlichen Weill seinem Vater auf dem Bestuhl geerbt war. Die Schuld seines nachmaligen rüden Lebens lag aber ebenbüß in der Erziehung, die ihm in der Jugend geworden, denn sein Vater war nicht besser als er später ward, und bekanntlich fällt ja der Apfel nicht weit vom Stamm. Seine Mutter war aus Oram frühe heimgegangen und da der alte seinem halbverwaisten Sproßling gar nicht nachsah, oder was dasselbe ist, alles nachsah, was er trieb, so reiste in ihm nach und nach ein sündlich vermahtelter Mensch im Verberben heran.

Der alte Schneider Ruseh trieb neben seinem Handwerk auch noch Wuch und spielte in den Schenken und bei Hochzeiten und Kindtaufen auf der Geige zum Tanz und zur Kurzweil der Gäste, was ihm sehrwohl weit gemächlicher schien als der Umgang mit Hammer, Aile und Pecktrahl, wobei es nur troden heraus, bei den lustigen und fröhlichen Gelegenheiten hier feriel abfiel, daß die immer durstige Seele arderis geseuchet, ja nicht selten mit jammern Klagenen trauert werden konnte. Das Edelmuth wurde über denselben verlesen, d. h. er wurde zum Halbshuster und zum

Halbfiedler herangebildet, und ihm unter Beihilfe des geschmeidigen Kriegermens, der vom Alter der Jugend zu seiner Rolle im Lehrsache bestimmt gemein zu sein schien, Abtisch und Trachtung, wie auch das erste Seitenpiel auf der Schuppelgele dunt durcheinander beigte, bracht, das ihm während der Lehrjahre schon nicht nur der Montag, sondern auch die ganze Woche blau und schwarz auf dem Rücken zu lesen war. Die Lehrmeister selbst ging ganz nach dem Geheir, und wenn der angehende Jünger vom Schuppelgele des d. Gröpinus und des Kriegeris Apell zugleich, nicht hören wollte, so musie er fühlen, wie denn auch die bittere Offen des Sprichworts stabil auf seinem Budele geschrieben stand, bis er mit der aufgeschnappten Kunk endlich dem Pred. aeth. dürstig mit nachlaufen konnte.

War denn legentwe mit der Russ aufspielen, dann figurirte er dem Allen zur Seite und spielte die weite Geize, beim Essen und Trinken jedoch gab er seinem väterlichen Lehrmeister bald gar nichts mehr nach. Bei diesen Gelegenheiten verhielt er sich aber der Wohlthat in der böhmischen Schüssel, die Schlägen blieben ungeschickt, und die Kunden brachten aus Unwissen zuletzt seine Arbeit mehr ins Haus: dadurch kam der Haushalt aber immer mehr und mehr in Verfall und das Ende vom Hebe war eine vollständig lichterliche Wirtschaft. Es dauerte auch nicht mehr lange, da hatte sich der Alte die Gurgel vollends abgerissen, und der Junge, damals in seinem vierundzwanzigsten Jahr, war bereits aus als ein recht tüchtiger Landheld gelehrt und ausgewachsen.

Wisch und gleich geschick sich gern, und auch dieses Schwert trachtete der Bruder Schuler und Geiger, der jetzt in der Welt allein kam, alsbald in Grützungen, indem er eine Dente im Lute fand, die früher mit H. sencken herangezogen und von diesen im Lärchen verlassen werden war. Sie konnte mahlen und die Karten ausschlagen, und das abergläubische Volk betruete sich über und über Kunk, wenn den Heuten der knappe Verstand nicht mehr aufdeckte, dieses aber jenseit zu erlernen und zu ergründen. Beide gehanden sich ihre geachtliche Jungfrauen, knüpften den Band der Liebe durch eheliche Verbindung fest, und gründeten miteinander einen gemeinschaftlichen Heit.

Demne Bande waren aber mit Reien und Wilden nicht durchschoben und die Vergessennieder blieben in den Hüttenwehen schon auf der glühigen Haut des weltlichen Ehege-

spenno, entsprossen der Einsaat des schwellenden Kriegermens, der im Fuseden Hause einmal überkommen blieb, und sich als das Facetum der Familie hies lebendig traktirte. Hader und Juciracht, Schimpfen, Rächen und Schlägen fanden bald auf der Tagesordnung der neuen Wirtschaft und endete auch jedem Abend mit Völlerei, wenn die Vorräthe beschafft werden konnten, um den obligaten Brantwein dafür herbeizuholen. Nuten in diesem wüthen Leben blieb indess der Stamm, daum des Schülers Lausaus nicht ohne Knecken und im zweiten Jahre der Verbindung wurde das Ehepaar mit einem Knäblein gesegnet, das nach seiner Geburt übrigens schon in kümmerlich in die Welt hineinkam, als wollte es seinen Ursprung und sein Dasein laut beklagen.

Das Knäblein wurde nun von der Mutter mit der größten Zärtlichkeit gehalten und erzogen und mit wahrer Affenliebe verhätschelt. Der Vater dagegen kümmerte sich fast gar nicht um den Jungen und erkannte sich seiner erst als der Bengel, wie er ihn nannte, heftig und lässig geworden zu sein schien, ihm im Handwerk und Gewerbe zu unterthügen. Diese Verfassungswiese war ganz analog jener, die man bei seiner Erziehung geltend gemacht hatte, und der verehrte Kriegermens spielte also auch hier den dankreisslichen Lehr- und Juchmeister. Wenn aber der grausame Rabenmutter auf solche Weise das lebendige Heil des Knäpels der Mutter manchmal gar zu arg zu weissen bemüht war, dann schmit über der Schwermut tief ins arme Weibchen, und nicht selten trat sie als Bernmeisterin dazwischen, wobei es in der Regel passirte, das die eigene Wüthen als Disziplinirer für die Hebe und Schläge eintrudeln musie, die ihrem lieben Schöneren a priori zuwider waren.

Der zweite Generationen-Erbe des kühnheitlichen Hauses Ruick ward unter diesen Umständen aber ein ziemlich verblagener Kerl. Er hatte bei der Laus den Namen „Hand“ erhalten, unter welchem er nun in die Welt schickte tritt. Bemerklich machte er sich frühe schon dadurch, das er gleich von vornherein kein Red rücken konnte und überhaupt an Altem, was mit der Schulerer Zusammenhang, durchaus keinen Geschmack fand. Geize und Dogen brachte er auch in seinem Ansehen in seiner Hand, da ihm der Lausdrück seines Vaters beim Unterrichte die Annahmlichkeit der Himmelsgabe Ruick wenig empfinden ließ, und wenn er überhaups noch eine gewisse Neigung dazu ererbt zu haben glaubte, so hätte

er sich lieber im Alde bekannt, wobei ihm, wie er meinte, doch wenigstens ein Fed essen bliebe, um dem väterlichen Erbsame zu entsinnen, weil dieses kann auf eine andere Hütte übergehen müssen.

Ob es nun Habscharrigkeit oder Unachtsamkeit gewesen, Hans machte weder im Winter noch im Sommer Fortschritte, und wenn selbst die fürchterlichsten Schläge nichts fruchten wollten, da sagte der entrüstete Vater: an dem Besatz ist Heften und Nadeln und jeder Schlag verlor, der neben hinaus fällt. Die Mutter weinte aber die bittersten Schmerzensschreie laut und im Zillen, und verurtheilte alle Schreie, das harte Fed des Schindens zu mildein oder zu ähnen.

Neben ihren ärztlichen Heilsetzungen und heimlichen Zusicherungen gab sie ihm alle Mühe, dafür zu sorgen, daß Hans außer dem Hause untergebracht würde, wodurch sie ihn der Wacht des barbauschen Vaters zu entziehen hoffte. Als es ihm endlich gelungen war, einen christlichen Schneidermeister aufzufinden, der sich angebot, seine kleinen Hans auf drei Jahre in die Lehre zu nehmen, ludte der Strahl der mütterlichen Freude in ihrer Brust, und als noch gar der raude Gemahl kein Bedenken trug, seine Einwilligung dazu zu geben, da riß ihr die Wonne das Herz fast ganz auseinander. Der sehr Kontrast wurde jetzt den nitte abschließen und der Lehrling seinem neuen Meister, dem Künstler von der Nadel, übergeben.

Alles ging glücklicher von Statten, als man anfänglich geglaubt hatte. Hans begriff besser und schneller mit Nadel und Nähnagel umzugehen, als den Fuchtrath und die Knirze in handhaben, und nach ausgedehnter Lehre konnte er sich in seiner Kunst mit jedem Gelehrten messen, deren Schaar das Elfenhaus zum Paradies hat. Doch blieb er ein arthmächtiger Keel, weil in Folge der allzu frühzeitigen erhaltenen Schläge und Prüge, die seinen Wachs thum gehindert haben mochten, und als man ihm seinen Fuchtrath und die Kunstschick, nisch und sauber auf Pergament geschrieben, übergab, da häuete die ganze löbliche Junst über das Miniaturbild, welches jetzt als Geheile in die Geheimschick zu treten die Ober haben sollte.

In der guten alten Zeit gehörte das Wandern der Gewerksleute mit unter die nothwendigen Grillungen der vielen Verheirathungen, welche jedem geist wurden, weil er sich früher oder später niederlassen und sein Handwerk frei auf eigene Faust betreiben sollte.

verhandlicherweise mußte auch Hans diese Schule des Lebens durchlaufen, und auch die betrügte Mutter war deshalb von der Nothwendigkeit einer Trennung von ihrem lieblich durchdrungen. Mit aller Vorsicht, soweit ihre Kräfte und Mittel nur reichten, ludte sie daher den kleinen Hans aufs beste herauszustatten, wie sie füllte ihm das ledene Känlein mit Wäsche und Kleidem, zog ein glänzendes Wachsband über sein Reisbüchlein und ludte ihm zur besseren Tröste und zum Schutz im Koth und Gefahr einen angemessenen Wams, dessen aus Haaren geschitten, wunderlich gezeichnet und um und um mit herrlichem Rad überzogen.

Als der Tag der Trennung herangerückt war, da fiel es der Armen gar schwer auf Herz und ihr Kummer und Schmerz wurde endlos geblieben sein, hätte sie nicht als weisse Schelle vorher im Herbesep ihres Weises, höchstens gesehen, daß ihm eine glänzende und glückliche Zukunft beschieden wäre. Die Bedrängnis, ihn an ihrer Seite und in ihrer Nähe zu müssen, drückte ihm das nichtstehende, aber doch die schwer bevorstehende. Unter Heren und Käsen, Wämen und Schindeln erlosche die zu seiner Wandern aufgegebenen Mutter, pfennigweise liebreich in die Hand gedrückt hatte, verdeckte sie das Antlitz mit der Schürze, den Thränenströmen bedeckte Augen traten laut los. Sieht, vorher als Kummer und reumüthiger Jense umhant die Gruppe der Vater des jungen Wanders, fast und arthmisch, wie er sich überhaupst gegen Hans während seiner Lehrjahre gewist hatte. Kaum, daß er die Hand des Lebend fassete, als sie ihm vorher um Abschiedsdrück reichte. „Jetzt bist du so weit gekommen“, sagte der Schneider zu Hans, „daß du als ein selbstiger Schneider in die weite Welt ziehst, der überall ein verachteter Ding ist. Nur meine alten Leiden hastest du aber keinen Sinn, wenn du dich zu dem Punkt, wo du als Schneider, mit Guck allernächst aufgenommen, deine weisse Felle nicht noch zur Geltung bringen können. Zieh nun hin, wohin du willst und wenn es die Zeit geht, habe ich nichts dagegen.“ Nach diesen wenig erbaulichen Worten ging er sich der Mutter voller Harn nachmals um den Hufe und ging darauf heucheligen Auges und breienden Gemüthes aus dem Vaterhaus, ihm das letzte Lebewohl von außen noch zusprechend.

Hans zog den Koth. Er kam über den Koth, durchwanderte den Landweg, besuchte die Stille des Wanders, schlug

sich durch die Rhöne und lenkte so in die höchsten Lande ein. Wo es ihm, nahm er aber Weile an, und wenn er sich dann einen neuen Abzug im Sattel erspart hatte, brach er wieder auf, immer weiter und weiter fortzuwandern. Bei diesem Wechsel der Orte blieb denn gar manches an ihm hängen. Der Wechsel in den Bergen, wo er mit allerlei gewöhnlichen und durchtriebenen Wesen zusammentraf, weckte seinen Verstand und sein Nachdenken in allen Dingen; alle Ereignisse deutete er zur günstigen Anwendung für die Folgefälle aus, und die vielen Abenteuer, die er hier und dort zu bestehen hatte, machten ihn nach und nach nicht nur gefast, sondern auch entschlossen und mutig bei gefährlichen Tritten, die ihm häufig auftraten und begegneten.

Es mochte ungefähr zur Zeit des Pünktstschens oder etwas später gewesen sein, als er eines Morgens die Herberge verließ, wo er übernachtet hatte, und die Landstraße einschlug, die über's Gebirge hinwegzog. Die Gegend seiner vor ihm liegenden Durchwanderung war vollster und es kam wohl vor, daß der Reisende auf solchen Wegen vor Abend keine menschliche Wohnung antraf. An vielen unbewohnten Stellen pflegte man die Wanderleute in den Schenken davor zu unterrichten, und die Ziehenden ermannten dann nicht, sich mit Lebensmitteln für den Tag zu versehen, die man zu diesem Zwecke auch immer bereit fand. Solches war auch hier der Fall und Hans verachtete es nicht, seine Taschen mit Brod, Käse und andern ähnlichen Feigalien reichlich zu besuden.

Die goldenen Tage des Maies lagen auf Aue und Auer. Die erquickenden Strahlen der glänzenden Sonne ruhten lebend auf der grünen Natur, die üppig entfaltete, nunmehr die letzten Spuren des rauhen Winters ganz entfernt hatte der hier ein eiserer Haß hat und gewaltig auftritt. Die paradiesischen Lüste des Waldlands trugen keine Fülle überall hin und legen sich ein gar lieblich und mild. Fink und roth verlor sich das Auge in der fernern Gegend des blauen Flusses und vorwärts lagte ein Thal im prägnanten Schilde jungfräulichen Hügelbündes. Wie war es da dem kleinen Wanderer so wohl ums Herz in Gottes schöner Natur; nichts trübte des Einsamens wenige Seele und selbst den leisen Auszug von Wehmut beim Gedanken an die Mutter in der weiten Heimath löste bald wieder der Scherz des kaltsinnigen Jokes.

Gewöhnlich in schwermüthiger Empfindung war Hans nach kurzem aus seinen Trübsen er-

wacht. Mit neuem Mut und mit neuer Kraft lenkte er weiter und sich, da Hans er auf einmal vor einem mächtigen Reichthum, der eben seine zerfallenen Kräfte so einladend auf natürlichem Grün präsentirte, daß es dem Schneiderlein vor Lust das Wasser im Munde spannend zusammenzog. Da kamst du doch unmöglich vorübergehen, ohne die Herrlichkeit verachtet zu haben, dachte sich Hans, und im Nu war Hui und Kanten abgeworfen, um des Baumes Asthe bequemer bestiegen zu können und sich dort an der frischen Frucht die Zunge kühlend zu laben.

Einem Gleichmüthigen gleich duckte sich das Schneiderlein zwischen den Zweigen und äste sich trefflich am ländlichen Kabe der Natur, doch nicht lange und er vernahm nicht ferne vom Stamme des Baumes ein hartes Geräusch, das aus dem hohen Geste zu kommen schien. Aber, o Schrecken, laum wollte er seinen Augen am hell lichten Tage trauen! Wen der Erde erob sich ein gewaltiger Aste, der sich auf weichen Noele im Schatten des Gehäns gelagert hatte, um zu ruhen. Als er gerade aufrecht saß, schien er mickelnd an die große Aue nach alter Reichthum zu wehen und mit seinen ungeheuren Armen, konnte er gewaltig wohl vierzehn Fuß Höhe erreichen. Wo er aber auftrat im weichen Geste und auf der ledernen Erde, da ließen seine Sohlen Spuren von sechs Zoll Vertiefung zurück, so mächtig war der Eindruck, den kein schwerer Körper verurteilte. Seine Augen wanderten wie zwei große Zäpfchen von Brod und sein Kaden öffnete sich beim Wachen so weit auf, daß ein ganzes Kaminsfenster oder eine gebrochene Martinsgans umgewandt darin eingehen konnten. Wenn er schaute, dann bewegte sich die nächsten Zweige und sein Odem schüttelte das Laub und die Blätter an ihren Stielen.

Der Regenstiel machte wohl den Hunger des Asten nachgerufen haben, denn laum erblühte er den Reichthum mit seiner Frucht, als er unversehens eine Biene machte, sich einen Jucke daran zu heilen. Dem armen Schneider, der das Ungeheuer in Wundschmerz nicht aus den Augen ließ und ängstlich dessen Schritte und Tritte verfolgte, entlang dieses auch nicht, und das sich der Gestalt jenseit dem Baume nähern würde, schloß er allein schon aus dem lächerlichen Bild, den inner nach der spendenden grünen Kuppel warf, hinter deren Fülle er für den Augenblick noch verhielt war. „Mein Gott, dachte er sich, wenn dich der abendliche Aest da gemahnt, so frist er dich sammt Haut

und Haar, und deine Mutter erhält niemals mehr Kunde von dir!" Als er aber zitternd und bebend also dachte, kam der Gewaltige auch schon heran.

Obne sich lange zu reden und zu strecken, ergriß er den nächsten besten Mann mit kräftiger haariger Faust, zog ihn herunter bis an grimmige Mäul und streifte ihn dann langsam durch die fingerlangen Zähne, indem er die Fährten der Reize nach so geschickt darauf abknappete, das seine einzige davorhin seiner Oier entlürfte. Hatte er aber auf diese Weise einen Mann leergerissen, dann ließ er ihn mit solcher Gewalt wieder loschnellen, daß sich die Schwingungen noch eine ganze Minute nachher verführen ließen. Der Schneider sprach indeßen gleich einem armen Sünder beim letzten Stündlein ein Stößgebetlein nach dem andern, und trotz der Zusammenraffung seiner ganzen Keusche fragte ihn der Heribändel einmal über das andere: „Ich muß mich nur noch kleiner zu machen suchen als ich bin, denn da der Schneidhieb alles mit so gerechten Augen anseht, so hält er mich vielleicht für einen Missethater oder für etwas Technisches, und thut mir also dann kein Leid an.“ Indem Hans alle dachte, fanerte er sich noch mehr zusammen und drückte sich noch enger in die Oedel der Ache.

Trost und Beirath des Göttingstagen waren aber vergebens, denn der Riese kam auch an den Mann, darauf der Schneider seinen Anathschweiß aus allen Poren trieb, und als er den Jovis bewundernd, da kam seiner so dicht vor sein Gesicht, das er seinen Blicken unmöglich entgegen konnte.

„Wurm elender!“ rief der Riese sogleich an, „wie kannst du es wagen in mein Oebach zu kommen und dich hier festzusetzen, um mich durch deine frühlingshafte Gestalt im Appetit zu stören? So wäre dein Wunder ich blies dich an, daß du zu Boden fielest, damit ich dich mit meinem Auche zertritten könnte!“

Darauf ließ sich auch der Mann sattsam gemeldet habe, so magst du dein Schicksal zwischen Himmel und Erde suchen.“ Nach diesen schredlichen Worten ließ er den Mann los, und einer neunzigjährigen Vembe gleich floh das Schneidervlein im Bogen durch die Kiste, in grader Höhe wenigstens zweihundert Fuß vom Erdboden entfernt.

Sein Ainge war diesem Hören und Sehen vergangen und er merkte daher nicht, wie er mit zunehmender Schnelligkeit wieder abwärts stürzte, nachdem er im letzten Aufstiege den Höhepunkt der Wurfbahn erreicht

hatte. Aber plump! da lag er, wohl hundert Schritte vom Orte des Ausfluges entfernt. Der Fall war glücklich abgelaufen, denn dem untreiwilligen Aeronauten hatten zwar alle Rippen im Leibe gekracht, doch war ihm seine einzige dabei entwei gegangen, und wenn die Berührung mit der Muttererde auch gerade seine sanfte war, so reichte sie doch hin, ihn schnell wieder aus seiner Verwundung zu bringen. Er blidte sich um, und sah den Riesen noch immer am Kirchbaume stehen, von wo aus er seinem Fluge durch die Luft nachgesehen hatte. Bleibst du hier liegen, dachte er sich nun, dann kommt der fürchterliche Julest vorbei und tritt dich mit seinen kolossalen Füßen mauert. Besser ist's drum, wenn du ihm mutig entgegen gehst und ihn durch Eist in bewaligen lachst. Treulichkeit und Geistesgegenwart haben dich ja schon oft den Zirkler gegenüber zum Sieger gemacht! Also gedachte, gelblich. Der Schneider las sich von der Erde auf, ließ geraden Weges auf den Riesen zu und sprach, als er vor ihm stand: „Ich danke dich, Bräuberlein, für das kleine Vergnügen, das du mir gemacht hast, denn ich war eben auch im Begriff, mich selbst ein wenig durch die Luft zu schmecken und Buntstauden zu meiner Kurweil zu schlagen, wie ich es nach jeder Nachtzeit zu thun pflege: nur bin ich abwehrt, dabei höher zu springen, als du mich zu schiedern im Stande warst.“

„Was sprichst du da, Erdwurm! Dein wiesiger Aereel verdient, das ich dich zusammenkluge, wie eine Wüde! Wer bist du und wer hat dir erlaubt, solche Sprache vor mir zu führen, vor dem nur zittert Ait und Jung des irdischen Menschengeschlechts?! Denn wir, ich bin der härteste unter meinen weiß Brüdern, und diese erschlagen rüßige Hore und zertrümmern den größten Eichen durch einen einzigen Faustschlag!“ Also geberdete sich der Riese.

„Das mag wohl sein und dagegen habe ich nichts,“ entgegnete der Schneider, „denn können aber andere Leute auch hart sein, und auch der kleine David schlug einst den rüßigen Goliath. Was aber mich und meine Stärke betrifft, so nehme ich es mit jedem auf, und wenn du meinen Worten nicht glauben willst, so magst du dich durch eine Probe mit mir messen.“

Da bedrückte der Goliath fast zum Zerbrechen, und es hätte wirklich nicht viel gefehlt, so wäre es um den ledigen Schneider gekommen. „Keine Kühnheit,“ brüllte er, „macht

mit beinahe Spas, denn deine Sprache paßt gerade zu deiner Figur, wie ein Kirchturm auf ein Schneckenhaus; damit du aber einen Begriff von meiner Stärke bekommst und an die Achtung erinnerst, die du, Wurm im Kette, mir schuldig bist, so sich und haune!" Bei diesen Worten hob er einen Stein von der Erde auf und drückte ihn so gewaltig zwischen Finger und Faust, daß sich der Basalt in Pulver und Staub zermalmte. „Was sagst du nun?"

„Kleiniaß!" erwiderte der Schneider. „Ein Kraftstück gewöhnlicher Art, das ich dir leicht nachthun könnte; doch will ich dich ja übertreffen." Während dieser Rede hatte er sich aber unbemerkt einen Handhieb, den er sich am Morgen mit den andern Lebensmitteln eingebracht hatte, aus der Tasche hervorgeholt, und nun that er, als ob er gleichfalls einen Stein von der Erde aufnähme. „Sieh hier diesen Stein," sprach er weiter, „er ist von derselben Beschaffenheit wie der deinige; den werde ich jetzt mit leichter Mühe zerdrücken, daß er sich nicht in Staub verwandelt, aber so, daß sogar das Wasser daraus hervorlaufen soll!" Quatsch! und in denselben Augenblicke reichte er dem Riesen den zerquetschten Handhieb dar.

Da war das Gesichtsaus so erschauend verblüfft, daß er die Stirne runzelte und die langen Ohren fleiß spitzte, nach einiger stillen Betrachtung aber ausbrach: „Wer hätte es glauben sollen, daß ein solcher Alch, wie du bist, solche Kraft besäße! Verzieß darum, wenn ich dich verhin ungerecht beleidigt habe und reich mir zur Verzeihung deine Hand. Wir wollen Freunde sein und mit einander gehen, denn wir beide werden alles vollbringen, was sonst niemanden möglich ist."

Als der Riese aber des neuen Bundesge, dessen Hand ergriff, da stitzte dieser wie Es, pensand, und als er sie ihm gar noch zum jungen Bunc zu schütteln anheb, da glaubte er vor Schmerz, daß ihm das Blut in den Äuergewinnen herausquellen müsse. Doch ließ er seine Reben selbst nicht laut werden, damit er sich nicht als Schwächling verrathe; die Hand blieb ihm aber noch lange wie gelähmt.

Der alte Gestrüfte nahm jetzt sein Häutlein wieder auf den Rücken, drückte sich den Hut in den Kopf und mit dem Wanderstab in der Linken schritt er mit dem Riesen weiter. Es war dieses aber gar drollig anzusehen, denn der Schneider in Tueren, Hermit nahm sich neben dem felsigen Riesen ungefähr aus, wie die Krete neben dem Storch auf seinen

langen Beinen. Die gemischthafte Reise ging übrigens wechenlang fürdas, ohne daß etwas Besonderes oder Ungewöhnliches verg, fallen wäre.

Nach Verlauf von einigen Wenden kamen die beiden Gefährten in eine große Stadt, darin ein reicher und mächtiger König residierte, und saum hatten sie das Thor passiert, so sahen sie aus dem Anblick, der sich ihnen darbot, daß hier etwas Ausserordentliches bevorstehen müsse. Alle Häuser waren mit schwarzen Tüchern von oben bis unten bedängt, die Thüren und Fensterlader waren geschlossen, und alle Menschen die auf den Straßen wandelten, seigten sich in tiefer Trauer geschüllt. Nirgend wurde ein Laut gesprochen und gehört. Jede Straße alich einer langen Lebtengruft mit offenem Gewölbe und schauerlich tönten von allen Thürmen die Glocken, die in kurzen Pausen als monotoner Klänge angeschlagen wurden, und noch dumpfer erdrönten als das schauerliche Geläute zum Grabe. Die beiden Fremdlinge sahen sich hierüber verwundert an und keiner konnte die Urtache und die Bedeutung errathen, deren räthselhaftes Gepräge sie so unheimlich überrachte. Mittlerweile langten sie aber in der Herberge an. Auch hier war die Trübsal gewichen, die aus den Schenken und Jachshäusern sonst nicht leicht zu verkennen ist, und es schien mirhin, daß sich eine allgemeine große Trübsal bis in den inneren Kern der ganzen Stadt geschlichen haben müsse. Die ersten Begrüßungsformeln waren kaum ausgetauscht und den Ankommen der Umhüß neß einer vollen zinnernen Kanne vorgesetzt, als der Schneider seine Neugierde nicht mehr bemeistern konnte und daher über die seltsame Ausdehnung der Stadt und die große Trauer überall umher Nachfrage hielt.

„Es steht der Stadt ein großes Unglück bevor," erklärte nun der Herbergehalter, „das heute über sieben Tage hercinbricht und jetzt schon großes Weh verbreitet. Aus dem Berge da, den ihr über den Nachtwind weg erblicken könnt, herricht nämlich in einer schauerlichen Höhle ein furchtbarer Drache mit sieben Köpfen, und diesem muß alle sieben Jahr eine Jungfrau geopfert werden, die das dreizehnte Jahr erreicht und das neunzehnte noch nicht überschritten hat. Wird ihm aber nicht Genüge geleistet, dann führt er sich herab in unsere trübseligen Mauern und ißent weiter Alter noch Geschlecht, bis er seine Wuth genügt und seinen Mordthum betrieht hat. Da dem Ungeheuer aber keine Gewalt widerstehen kann,

se haben sich unsere Verdienste, wie auch wir, jederzeit geizig in das unvermeidliche Schicksal ergaben. Damit sich übrigens weder ein Verzug noch eine Ausnahme beim Tode, wie es die Unglücklichen trifft, geltend mache, so haben wir ein bekworrenes Geis, nach welchem die Bestimmung und die Ordnung erseht, aus welchem Hause das Erbe geliefert werden muss. In diesem Jahre fällt das Unglück aber gerade auf die Krone des Königs, und es gibt kein Mittel und kein Ausweg, die sechszehnjährige Prinzessin vom thronischen Fels zu retten. Darum beruht die große Frage, wie ihr es selbst geliebt. Der König hat nun zwar überall ausgesprochen, daß, wenn einer käme, der den Drachen erlegen und die Prinzessin aus seinen Klauen befreien würde, nicht nur mit Reichthümern überhäuft werden solle, sondern auch noch ebenfalls die Prinzessin zur Gemahlin, und nach des Königs Willen sogar dessen Thron und Regierung annehmen könne. Wie jetzt hat sich jedoch noch keiner gemeldet, und in den freien sieben Tagen wird sich auch schwerlich noch einer melden, denn mit dem Drachen ist es ein gefährlich Abenteuer, und wenn der Felsbühne, der es wirklich wagen wollte, den mühten der sieben Köpfe nicht so leicht tödlich trifft, so ist er verloren, denn nur an dieser Stelle ist der Drache verwehbar.“

„Om,“ meinte nach Anhörung dieser Erörterung der Schneider, „die Geschichte ließe sich doch immer noch in Ordnung bringen, und ich glaube sogar ohne viel Nachzählen,“ fügte er hinzu, „daß ich und mein Kamerad da, wenn wir zusammenstehen, dem Drachen am Ende doch noch gerathen sein dürften.“

Ob dieser aberwärtigen Worte ließ ihm der Herr aber verheben in die Rippen, daß das Schneiderlein einer Ohnmacht nahe war, und zur Erörterung die Worte hinzusetzte: „Verdammt Galunke, was sprichst du? Weißt du denn nicht, daß man uns beim Tode nehmen, und so man uns als Wundbeutel erlannt, und mit Schimpf und Schande über das Weichbild und die Grenzmark bringen wird, vorausgesetzt, daß man uns nicht im schweren Kerker elend zu Tod hungern läßt?“

„Reigern!“ schalt ihn hierauf der Schneider. „Du bleibst dein Muth und das Vertrauen auf deine Stärke, damit du so groß prachst, als ich an jenem Kirchbaum um ersten Male mit dir zusammentraf? Hast du keine Keusche, so geh, ich nehme das Wagniß allein über mich, und bei allen verheißenen

Schätzen, Reichthümern und anderen Herrlichkeiten sollst du mir dann auch leer ausgehen.“

Als der Herr diese Freistadt und Zuversicht des Schneiders vernahm, da dachte er sich, daß der kleine Geiße am Ende doch härter sei, als seine Vermuthung bisher gegangen und lenkte, gelockt durch den Reiz der zu erwartenden Beute nach dem Gesinnungen der That, wieder vertraulich bei seinem Gesprächsmanne ein.

Die Worte des Schneiders waren aber auch den anwesenden Gästen nicht entgangen und da sich zufällig einige Diener aus des Königs Hofhaltung darunter befanden, so eilten diese so schnell und unbemerkt hinweg, um die Kunde schnellst in den Ohren ihres allerböchsten und liebetrübten Herrn zu bringen. Eine halbe Stunde war hierüber noch nicht verstrichen, da erschien auch schon ein Abgesandter vom Hofe des Königs, der, ebenfalls von hoher Würde, die beiden geschiedenen Abenteuerer dennoch höflich und keuschlich anredete und mit der Frage hervertrat, ob sie ihre verbindene Ausrufung in Ehren zu halten und den Kampf mit dem Drachen zu bestehen noch bereit seien.

„Ja wohl!“ entgegnete der Schneider, „unserer Feind niemals in den Wind, und wären es auch der Drachen sieben und hätte jeder derselben der Köpfe einwandig, sie müßten dennoch unterliegen.“

Es war sehr niemand freier, als der Abgesandte des Herrn, denn er fürchtete bei seiner Willen schon im Voraus, daß sie misslingen würde und daß er alldann den ganzen Unmuth des Königs zu empfinden habe; so aber leuchtete ihm von ferne schon der höchste Ehrenstern am breitesten Bande vor Augen, für den wichtigen Dienst, den er dem Vaterlande mit seiner Thatthat geleistet.

Die nächste Folge dieser Unterredung war aber, daß zwei königliche Hofstatten mit glänzender Bedienung bei der Herberge vorführen und dienstthuende Kämmerlinge den Helden und den Schneider in tiefen Wäldungen einladen, die elende Kneipe zu verlassen und dafür ihren Aufenthalt in der königlichen Residenz zu nehmen.

Die beiden Abenteuerer, die vor kurzem noch so unbeachtet eingewandert waren, erhoben sich alldahin in den Helden des Tages. Man stellte sie dem Könige und der jungen Prinzessin vor, die sich beide die Augen bei nahe schon aus dem Kerse geweint hatten, und deren Thronen zu trocknen, dem Schneider vorbehalten war. Es gelang ihm die-

sed auch besser durch seine leichtfertige Rede, die er über den zu bedenkenden Kampf führte, und durch die Zuversicht, mit welcher er sich über den Ausgang hinsetzte, als es selbst des Riesen impotente Lebensgröße und die damit unumgänglich verbundene Körperstärke vermochten, so Auserwähltes man sich auch davon versprach. Um aber jeden Zweifel verschwinden zu lassen und die treffliche Hoffnung allgemeiner zu befestigen, veranlaßte der Schneider, daß der König noch am nämlichen Abend den Befehl gab, alle äußeren Zeichen der Trauer überall zu entfernen. Die Häuser verlorren mit einem Male ihren düstern Schmutz und an die Stelle der bangen Klagelieder traten frohe Gesichter und heitere Stimmung. Der Minister des Königs publicirte indeß, daß Jedermann den Anordnungen der fremden Gäste unbedingt Folge zu leisten habe, und zwar bei Vermählung der allerhöchsten Unquade und heimlicher Todesstrafe in besondern Fällen.

Vergoldet und beflaggt ließ sich das gezeichnete Kremlingspaar die vortheilhafte Küche des Hofes schmücken und setzte nicht minder dem auserlesenen Keller zu, und erst am zweiten Tage ihrer gastlichen Aufnahme dachten sie daran, Berge und Höhle des Trachens zu recognosciren, um sich für den schweren Kampf zu orientiren und die allenfalls nöthigen Geräthchaften, Waffen und Werkzeuge ansehtigen und herbeischaffen lassen zu können.

Die Höhle des gefährlichen Trachens mündete zwischen einer grotesken Felsenmaße, die sich über einem Plateau erhob, auf welchem der Ausgang selbst in hantiges Gestein auslief. Ueber der Wölbung des semicirculösen Portikus sprang ein sadiager Felsen hervor, der gleichsam den natürlichen Tragstein zu bilden schien und in seiner waagrecht Richtung so viel Flächenraum faste, daß man sich darauf ganz zum bewegen konnte. Nach An- und Einsicht dieser Evidenz wurden von beiden Seiten Vorschläge gemacht, wie der Angriff auf das Ungeheuer zu geschehen habe, wobei, wie es schien, jeder immer den minder schwierigen Posten für sich auszuwählen suchte. Da wurde denn dickes und jenes verworfen und immer wieder neues auf's Tapet gebracht, doch dauerte es lange, ehe man im vollständigen Einigung kam. Ausgemacht wurde zuletzt, daß der Trache mit einer Zange gefaßt und mit dem Hammer erschlagen werden solle.

Die Hammerschmiede mußten deshalb Tag und Nacht arbeiten, wie es der Schneider befohlen, damit das Kampfergänzmittel rechtzeitig vorhanden und frühzeitig auf den Tummelplatz

gebracht werden konnte. Beide Instrumente waren aber so sabelstief großer Art, daß sie auf dem Eisenhammer nur mittelst ausgelegter wöhllicher Hebelwerke gedreht und gewendet werden konnten und zum Transporte mußte schnell noch ein Wagen von doppelter Tragkraft konstruirt werden. Die Zange maß vierundzwanzig Fuß in der Länge und ihr Gewicht betrug eben so viele Zentner. Der Hammer war aus einer Masse von zweiunddreißig Zentner Eisen zusammengeschnitten und der Stiel daran war allein sechzehn Fuß lang. Als diese Monte-Werkzeuge noch in der Halle der Schmiede lagen, wohin man den Schneider und den Riesen zur Besichtigung und Prüfung derselben eingeladen hatte, war man verlegen über die Art und Weise, wie Hammer und Zange auf den Wagen geschafft werden könnten. Da meinte nun einer, und bestimmt nicht der Einsichtigste unter den Schmiedevölkern, daß diejenigen, welche die Instrumenten regieren würden, sich wohl nur einer kleinen Höhe unterziehen, wenn sie dieselben selbst auf den Kahnwagen legen wollten, wodurch die Sache am schnellsten abgemacht und alle weitere mühseligen Verfrachtungen und Aufstellungen von Hebelgeräthen ganz überflüssig gemacht werden könnten.

„Ganz,“ sprach hierauf ohne Bedenken der Riese, „nimm du die Zange, ich will den Hammer nehmen; werfen wir sie so beide auf das Fuhrwerk.“

„Du bist doch ein gemächlicher Herr,“ erwiderte darauf der Schneider, „denn ich aber Werte mach, hätte ich anderer das kleine Werk schon längst vollbracht. Wui, schäme dich, ich will es lieber allein thun!“

Dieser Verweis vor allen anwesenden Grobschmieden und Eisenfuchsen wirkte so beschmend auf den Riesen, daß er nichts mehr einwendete und stillschweigend Hammer und Zange auf den Kähnwagen warf, wobei die schweren Achsen trachten und laut ächzten, als hätten sie unter der gewaltigen Bürde zu seufzen. Der Schneider lachte sich aber heimlich ins Häuptchen, denn die List war ihm gelungen, wodurch er sich geschickt aus der Eselinge gezogen.

Begleitete nun den Wagen und gebe mit auf den Berg,“ wendete er sich weiter zum Riesen, „denn magst du die Werkzeuge einweisen abladen, dickeil ich mich zum Könige begeben. Auch will ich bei deiner Gegenwart nicht veräumen, daß er und sein Versprechen vorher noch gehörig verbriefe, damit wir des

gebührendes Lobes nicht fühlte, so wie unter
Wort ganz erfüllt.“ Auch wegen dieser vor-
nünftigen Berant konnte der Kiese keinen
Einwand erheben, und da er den Schneider
zu freiständigen Unterhandlungen nicht fähig er-
kannte, als er es sich selber antraute, that er,
wie ihm der schlaue Hans that. Die-
ter zog sie so aber ab und aus einem mis-
lichen Handel, denn schließlich war es
an ihm gewesen, die beiden Meid-Instrumente
vor der Höhle abzulegen, da sie der Kiese
allein aufzulegen hatte.

Als endlich der verhängnisvolle Morgen
des lebenden Laas heranbrach, reiste sich ein
gewaltiges Leben und Treiben in der Stadt
und Jernmann dachte ängstlich und besonnen
der Linae, die da kommen sollten. Nur der
Schneider blieb sich gleich, und war wie im-
mer guten Muthes. Die Glocken läuteten auf
allen Kirchen um Mitter und die Andächtigen
zogen schaarweise zu den heiligen Tempeln,
wo sie in tiefen Massen auf den Knien des
Himmels Beistand zu der glücklichen Wendung
des schweren Tagesworts erbeten, welche die
verhängte Stadt mit einem Male von allen
künftigen bittren Leiden erlösen sollte. Die
gelegentlichen Feste, welche die Eingänge und
die Thore beherrschten, waren vorher aber schon
mit mächtigen Schleudergeschützen versehen
worden, deren Leiber mit tödtlichen Wurfs-
schüssen erfüllt, jeden Auankind bereit hatten,
ihre Vererber zu entsenden. Tiefes war aus
Verständlichen, daß, wenn der Trache keinen
unmittelbaren Angreifer allenfalls entzage,
wenigstens der letzte Versuch noch gemacht wer-
den könnte, ihn wie möglich noch niederzu-
strecken, ehe er sich in die Stadt wälze. Auf
den hervorragenden Höhen und Gipfeln der
umliegenden Berge sammelten sich zu glei-
cher Zeit die Mengen, um das furchtbare Kampf-
spiel aus der sicheren Ferne mit anzusehen, so
gut es gieng. Die Portale und Zugänge der
Heuten waren indessen mit schweren Pallia-
den und Schutzwällen aller Art versehen und
alle übrigen Vorwörter der Stadt hatten ihre
Möglichkeit getan, in ihren Mauern so fest
zu widerstehen, als es nach Umständen nur
thunlich gewesen. Die Primisun endlich wurde
in ein verhänges Gemach eingeschlossen ge-
halten, und der König selbst mit seinem gan-
zen Hofstaat bezog sich auf die Zinnen des
Schloßes, alle in größtem Galla und angeban
im höchsten Schmuck ihrer Würden.

Anders geshälten sich die Sachen auf
dem Berge des Unheils. Vor der Höhle des
Drachen fanden der Kiese und der Schneider

in ensther Ueberlegung, wie sie ihre Positionen
zu ergreifen hätten. Der letztere hatte das
Wamms abgelegt, die Schutzhülle weit aufge-
schürt und zeigte sich durchaus so unverzag,
daß der Kiese, dem in der neuen Stunde der
Gefahr das Herz schon wadlich geworden, sich
an seinem Beirick aufsetz völlig ermutigte.
Die einzige Verlegenheit des Schneiders
bestand nur darin, daß er nicht recht wusste,
wie er es anfangen sollte, um den Kiesen neu-
dings zu täuschen und hinter das Licht zu
führen. Doch war er mit seinem Plane bald im
Reinen und sprach daher zu seinem Gehüben
in Reih und Glied:

„Hör mich jetzt an, ich will dir mitthei-
len, wie wir den Angriff beginnen. Da zu
der größten bist und auch längere Arme hast,
als ich, so nehme du den Hammer zur Hand,
ich dagegen will die Jange ergreifen. Mit
dieser stelle ich mich auf den Vorprung über
der Höhle, und wenn das Ungeheuer heraus-
kommt, dann halte ich es fest, du aber schneidest
die behetzte Keule nach seinem mitteren Kopf
und schickst es mit einem kräftigen Jange zu
Boden.“ Ohne den Angerebten aber lange
zur Ueberlegung kommen zu lassen, flüchtete
der Kiese Nichts aus auf den Felsen, und als
er sich oben auf dem vor der Höhle sich-ein-
stehenden Vor-
sprung befand, eruchte er den Kiesen, ihm die
Jange in die Hand zu reichen.

Dieser that dies ohne besondere Beschwerte,
indem er das kolossale Werkzeu vor der Höhle
niederlegte, und an den Felsen anlehnte, daß
die Schienen zur Handhabung nach eben reich-
ten: wadlich zog er die Jange so weit aus-
einander, daß des Schneiders kurze Arme die
Ausspannung noch ertragen konnten. Als der
schwächliche Kiese nun die Eisenhülle mit beiden
Händen ergriff, angelockt um zu probieren, ob
sie ihm auch gerecht in den Händen lagen, war
es nicht weiter nichts als eine Jante von
ihm, denn in der Willkür hielt sich die
schlaue Schneiderei selbst am Kiese fest, und
nicht umgekehrt, die Jange mit seinen schwach-
lichen Händen. Der Kiese dagegen schwenkte
verluchweise den Hammer, und nachdem er
damit gut fertig zu werden vermeinte, hügte er
sich mit seinen hämmigen Armen auf den groß-
mächtigen Felsen, einen Entloren gleich, har-
rend auf die Ankunft des Drachen.

Schon hing es an zu gähren im Bauche
der Höhle und dumpfige Gekrause ließ sich
vernehmen, als wollte sich schon ein mühen-
der Vulkan. Schon wirbelten dicke Rauch-
massen aus dem tiefen Schunde und in ge-
messnen Abständen zuckten feurige Blitze mit

bläulichem Lichte daraus hervor. Da überfiel Schrecken und Angst das schwache Schneiderherz auf hartem Felle und auch ein unheimliches Bangen schlich sich in die schnellenden Adern des Kriechers.

Nach und nach rollte der unterirdische Donner immer deutlicher, es war das Geschöhne des Trachen; die Mähe und Rauchmassen wurden immer dichter und dichter, es war kein Geschehaude; und die Dünste von Schwefel und Pech erfüllten alsobald die Rüste, es war seines verewigenden Töthens schreckliche Pest. Der Schneider vermochte sich kaum noch zu halten und der Kiese schneute sich unwirrh, eingehüllt in mephistophelischen Qualen.

Doch mit einmal, als käme ein Krater zum Ausbruch, leuchtete ein feuriges Meer um die flassende Höhle und mit einem Oeftrache und Gepolter, als löse sich der Erdball, raset hervor das schreckliche Unthier, und sieben gräßliche Köpfe sprühten Verderben ringsum, gierig die Beute der Unschuld zu verschlingen, welche als Opfer suchten die blutrünstigen Augen.

In der Wucht seines Heranrührens hielt er mit seinen grünen Leiden an die eiserne Fänge, der Schneider verlor die Besinnung und fiel davor, gerade auf den Rücken der Bestie. Der Kiese aber, die eigene und des Gefallenen Gefahr erkennend, erlosche den günstigen Augenblick, schwang seinen Hammer und verschmettete von den sieben Köpfen glücklich den mittleren mit gewaltigen Streich. Da rothe der Trache die Glieder, das Blut floss im rothen Strome aus der weit aufschwellenden Wunde und unter fürchterlichem Krachen verendete der Unhold das Leben.

Der Schneider hatte sich von seinem Schreden aber schnell wieder erholt, und gefast wie immer, schrie er auch jetzt dem Kiesen, der ihn gerettet, schöndste entgegen: „Töbvel, was hast du gethan? verdorbt mir der Kröl doch immer den Spas!“ Zählst du denn nicht, daß ich mich schon süßen auf das Unthier geschwungen? Ich wollte den Trachen lebendig in die Stadt hineinreiten und ihn dein auf einem Markte etrefessen, so aber geht mir das Vergnügen denn verloren. Dein Schlag kam nur zur Unzeit!“

Der Kiese nahm des Schneiders Schelten für daaren Vernunft hin und suchte den aufgebracht Waaghaß durch freuntliche Worte zu besänftigen. Er entschuldigte sich, das Verhaben des Schneiders nicht gekannt zu haben und meinte, daß es zuletzt doch einerlei sei, wie man den Trachen unschädlich gemacht und

erlegt habe. Hans stellte sich indessen noch lange mürrisch und gab endlich nur nach langsamem Zureden nach.

Inzwischen erscholl von allen Höden der nahen Berge ein unbeschreiblicher Jubel. Man hatte gesehen, daß die Geißel der Stadt zerbrochen, zu den Häusen der beiden Siegesbeden lag, und Hüte und Tücher schwenkten sich in der nun freien Luft. Von den Thürmen hallten die Gloden in frohem Gelärte und die Feldschlangen und Pöllerkeisel auf den Schanzen der Thore verkündeten laut das gelungene Werk für nah und fern. Auf dem Söller des Schloßes prangte die weiße Flagge des Friedens und der Freude und ihre Bepfel spielten lustig im Blauen des Himmels.

Alsobald erschienen auf dem Berge des verbrannten Schredens die Knechte des Königs mit Rossen und Wagen, das schuppige Ungeheuer abzuholen nach der Kistung. Das Konstrum war aber so groß, daß es nicht verladen, und nur auf einer Art Rostschlitten fertiggeschleift werden konnte. Die beiden Kämpen wurden aber in prächtige Udhaiten gekleidet und von einer großen Anzahl Ritter und Knechten hinuntergeleitet in die Stadt. Dort ließ man ihnen vor allem Zeit, um sich zu reinigen von Blut und Staub, damit sie sich im Kampfe um und um beiseit. Nachdem man ihnen aber herrliche Kleider und leibbares Geschmetze angelegt, brachte man sie vor den König, der sie, umgeben von seinem glänzenden Heerhaat, im Hofe des Schloßes empfing, und die ersten Worte des tiefsten Dankes im Namen seines Hauses, der Stadt und des ganzen Landes mit bewegter Stimme an sie richtete. Ehe er sie aber einließ, einzutreten in die inneren Räume, ließ er die beiden adentuerlichen Gefährten niederknien, und schlug sie angedrückt des ganzen Kreises öffentlich zu Kittern.

Bequamt mit dieser Würde traten sie darauf vor die erste und vom Tode besetzte Pforte, die im Lilienkranz prangender Jungfräulichkeit und, umgeben von vielen herrlichen Tamen und helden Frauen, in majestätischer Schönheit darunter hervorleuchtete. Sie schlug gar verklämt das milde Augenpaar vom Wulven nieder, und als sie die purpurnen Lippen zur Rede aufschloß, da erglänzten zwei Reiden Zähne, weich wie blendender Edelweiß; auf ihren warten Wangen aber, vomummer und vom Leid der vergangenen Tage gedehlt, malte sich ein Anflug von sanftem Karmen der Rosen des Frühlinges.

„Gute Männer und tapfere Ritter,“ sprach sie mit jaghafter Silberstimme, wenn ich nicht

die Worte hörte, meinen unendlichen und tief empfindenden Dank für Euer schönes Waagniß um mich auszusprechen, wie es in meinem Herzen unverwundlich geschrieben steht, dann möge mich die Aufregung und der Eindruck des Augenblicks in Eueren Augen entzündigen. Auch wenn ich meine ganze Kraft zu sammeln nicht vermöge, bin ich doch nicht im Stande, meiner Gefühle Meisterin zu werden: doch um Euch einen Beweis meiner Huld und Gnade zu sichern, so reiche ich Euch die Hand dar, die jeder von Euch fassen möge mit seinem Munde.“

Das war gewiß viel geändert. Die neu gebadenen Ritter thaten denn auch dem Ansehen völlig Genüge, und damit schloßen vollständig die ersten Ceremonien, wie sie im Programm des Oberhofmarichalls geschrieben standen. Was weiter erfolgte, fällt eine ganze Ehrenstunde des Reichs aus und kann hier täglich nicht wiederholt werden. Nur soviel sei gesagt, daß der Hof und das Volk acht Tage lang nicht aus dem Jubel und aus den Rehen herauskam, die auf des überglücklichen Königs Rehen in der Reichen und im ganzen Lande veranstaltet und bei Hof mit einem zehnmündigen Turnier beschloßen wurden, wobei die schöne Prinzessin Melgunde den Dank vertheilte. Zur ewigen Erinnerung an das große Ereigniß wurde aber von Staats wegen eine sinnige Medaille geprägt, die den Sieg über den Drachen für alle Zeiten verherrlichen sollte.

Nachdem der Kampf der Reue endlich verichloßen und sich die Gemüther wieder aus dem Taumel der Glückseligkeit erholte, da tauchte allmählig auch der Frage Gemüth auf, der sich soeben im rastlosen Gemüth vergraben hatte. Der König erinnerte sich an sein Versprechen und an den verheißenen Lohn der aus dem Drachenkampf siegreich hervorgegangenen beiden Kämpen. Kam die Fälligkeit, erfüllung durch Reichthümer und Güter in Betracht, da gab es Rath, denn die Schatzkammern des Reichs waren angefüllt mit Silber und Gold in schweren Barren und alle Truben strepten von funkelnden Diamanten, Edelsteinen und sonstigem werthvollen Schmucke. Galt es dagegen der Klausel, welche die Hand der Prinzessin und die Nachfolge auf dem königlichen Thron in sich schloß, so waren alle und selbst die feinsten Diplomaten und Rathgeber der Krone außer Stand, ein entscheidendes Wort abzugeben, denn es waren der Bewerber drei, jeder mit gleichem Anrecht, denen sich keiner begeben wollte und mochte, so glän-

zend man auch die Abhängigkeit für den einen oder andern gefühlt hatte.

Die Billigkeit, und Gerechtigkeit. Liebe des Königs war auch vorherrschend, und nicht ohne wollte er diesen beglücken und jenen betrüben, daher konnte er sich auch nicht in dem Nachdruck entschließen, die Ausföhr des Prästignams der Neigung der schönen Melgunde anheim zu geben. Der unparteiische Regent versammelte deshalb seinen großen und geheimen Staatsrath um seinen Thron und theilte that endlich den Auspruch, daß der Zufall des Schicksals in der vorliegenden wichtigen Angelegenheit allein entscheiden solle. Damit jedoch dem Schicksale unter die Arme gegriffen und der Zufall beschleunigt werde, lausete die Senzenz weiter, so sei den beiden Prästendenten aufgegeben, daß jeder einen Reichtum von gleicher Art eigenhändig in den Schoß des Schloßgartens pflanze. Tausen Strauch aber die erste Knospe zur Blume entfalte, der solle den Vornam erhalten. Nach feierlicher Versündigung dieses Anspruchs der höchsten Weisheit des höchsten Staatsförper thaten beide Schicksalsgenossen wie ihnen gebeten, und diese Gelegenheit rief abermals eine große Festlichkeit am Hofe des Königs ins Leben.

Ritter Simon, der Nie, setzte seinen Freig gleichgültig in die Erde, band ihn nothdürftig an einem Pfahle fest und überließ den Reingier seines künftigen Glücks der Lenkung der Natur. Bis zum vermeintlichen Ausbruch lebte er aber sorglos und unbekümmert um des Strauchens Gedeihen, schwelgte am Tage im Essen und Trinken und verichloß die Nächte in schwärzender Ruhe.

Ritter Hans dagegen setzte sein Stöcklein in frisch gedüngte Erde, gab ihm ebenfalls eine kräftige Stütze mittelst eines uralten Stabes und begoß die Wurzel reichlich mit Wasser des klaren Springquells. Er ermanagelte nicht, es sorgsam zu pflegen, äußerte täglich das Gedröck vom Unkraut und das Sämling vom Geseiser und überdeckte es sogar mit einer Giede von Glas, darin sich am Tage die wärmenden Strahlen der Sonne sammelten und die den armen Pflöngling vor kühnem Nachthau beschirmte.

Während nun Simons Pflanze vom Unkraut überwuchert, von abscheulichen Käufen und Gredhöden überziet, und von giftigen Ranken, die sich schwarzend überall angienet, mit Räden überipinnen im Wachsthum verkrüppelte, ißes Hansens gepflanzter Stiel üppig empor. Ob er sich der Meut aber weimal ge-

rundet, entwickelten sich die zarten Arme in lieblichen Blättern und gar bald auch traten hervor an der demüthigen Ruhe die moosigen Knieen. Noch einmal wechelte Lunas bleiche Sichel und die Strahlen der wachsenden Sonne sprengten die geschlossenen Kapeln im Sternschnitz und zum rustenden Reich entfaltete, prägte ein Bild der Keuschheit und Anmuth, die jungfräuliche Keit. Ein ideuslicher Wurm benagte indessen die Wurzel vom Stamme des andern und sich und verwelt hing das verwehete Gestrüpp treden und gelb am düren verauten Psthl.

Als man dem Niesen den Ausgang hinterbrachte, wendete er sich trüg auf dem Peltier seines Kettterbettes und sprach: „Was kann ich dagegen weihen, das Schidial läßt sich niemals bemehern.“

Kitter Hand, der aber das Gegentheil gezeigt hatte, wurde jetzt durch Herolds als der bestattete Bräutigam der Prinzessin Adelgunde unter Trompeten, Geschmetter und lauten Fanfaren an allen Ecken und Enden der Stadt feierlich ausgerufen und zugleich als künftiger Erbe des Reichs und des Throns pomphaft öffentlich proklamirt. Auch unterließ man nicht, alle Unterthanen des Landes aufzufordern, ihm von nun an mit den pflichtschuldigen Ehren zu begegnen und ihm in Allem gehoriam zu sein nach seines Standes und seiner Würden Gebühr. Inzwischen aber wurden alle Vorbereitungen und Zurüstungen zum Beilager getroffen und der Tag der ehelichen Vermählung in den Registern des königlichen Hauses angetragen.

Prinz Hans, wie er jetzt heißt, vergaß in der Uebervorgelichtigkeit seines Glücks und auf der Höhe seines Glanzes seines Herkommens nicht. Er sandte daher auch eilfältigen Beien mit reichen Geschenken nach dem Städtchen seines Heimatlandes und ließ an Vater und Mutter die Einladung ergeben, an das Festlager des Königs zu kommen und Jenaen seiner nahesten Verbindung mit der liebenden Prinzessin Adelgunde zu sein. Auch gab er den Auftrag mit, seine Eltern möchten ihre sämmtliche Habe beweglichen und unbeweglichen Guts, den ledernen Knicriemen nicht ausgenommen, an arme und der Wohlthat bedürftigen Nachbarn vertheilen, da sie von nun an ihre Lebensstage del ihm in sorgloser Ruhe beschließen sollten.

Als die Abgesandten auf solchen Kosten in dem Städtchen Weil einzogen und drei schwer gepackte Maulthiere hinter sich herführ-

ten, war das Gassen und die Neugierde der kleinen Reichthümer schon groß, als sie aber Anfrage stellten nach dem christlichen Schauermeister Knieed und dessen eheliche Hausfrau, da war das Gassen noch größer, und Alle zerbrachen sich die Köpfe, was dabei seltsame Zuspruch wohl zu bedeuten habe.

Der Botenzug setzte aber seinen Weg fort bis zur armeligen Hütte, die man ihnen als das kaiserliche Stammhaus mit dem Bemerkten bezeichnet hatte, daß Meister Knicriem schon lange heimgegangen zu Vater und Großvater seligen Andenkens und nur noch Mutter Elvise allein im einsamen Kämmerlein haue. Als die kaiserlichen Reiter vor dieser dürftigen Wohnung stillhielten und der Anführer mit hohen Stiefeln und klapperndem Sporn in die Pforte trat, vor dem Eingange aber gar noch den dreißtämpigen Hui mit der langen Schwungfeder ehrerbietig vom Haupte nahm und mit köstlicher Manier fast schüchtern an der Thüre anredete, da überkam sie ein unheimliches Beben und Herzklopfen, daß sie ein kaum hörbares „Gerein“ herzerstochen konnte.

„Gut zum Gruß, ehrwürdige Frau und Mutter,“ sprach nach dem Eintreten der Rittermann mit dem schweren Sarras am Hüftgurt, „ich bringe Euch Kunde und Gruß von Eurem Sohn, meinem allerburchlauchtigsten Herrn und gnädigstem Gebieter, welcher jetzt zur rechten Hand des Königs im Lande, woher ich gekommen. Er hat den Traden des Berges erschlagen und die Prinzessin Adelgunde erreicht von Tod und Verderben, die er jetzt heimführt ins Brautgemach als eheliche Gemahl. Ihr aber sollt uns folgen in das Land gen Ehen und Euch erziehen am Glücke des Sohnes, der, die Mutter kühnlich aus kindliche Herz zu erlösen, vor lauter Begierde brennt. Zum Beweise der Wahrheit meiner Worte sendet Euch Prinz Hans Schätze und reichlichen Schmuck an dreier Maulthier Last, damit ihr Euch mögt freuen nach Wohlgefallen und Geschmack. Eure feinschmeckende Habe stellt Ihr aber vertheilen an Nachbarn und Freunde, die Ihr werth haltet Gurer Gunk.“

Nachdem der Reiter gewendet, da schlug Mutter Knieed die magern Hände über den Kopf zusammen vor Trauern und weichte sich dann das Wasser aus den leuchtenden Augen, denen sie eben so wenig traute als den eigenen Ohren, denn was sie sah und hörte, vermeinte sie nur zu träumen. Als aber auf einen Wink des Führers die Reuigen Anhalten

machten, den Kaultbieren die Bürde abzunehmen und ins Haus zu bringen, wo dann die Herrlichkeiten auf Tischen, Stühlen und Bänken vor ihren Pfaffen ausgebreitet wurden, da glaubte sie endlich doch an die Wirklichkeit des Gezeigelmus, so ihr der Vetter ins Kämmerlein gebracht und hob mit der Sprache an:

"Lieber Herr!" sagte sie zu dem Hofsreiter des Prinzen, der die Gecerte bechtigte, "sich Ihr denn auch recht bei mir und wißt Ihr es gewiß, daß sein Jutibum ehmalen in der Person? Ich bin ja nur die arme Witwe des Schuifers und Geigers Aufes, und mein Sohn, der allertingß den Namen Hans führt, seht vor zweier Jahre erst nur als harmloser Schneidergehilfe in die Fremde. Wenn nun dieser Guch findet, von dem Ihr sagt, daß er des Königs Gidam werde, dann muß ich Guch natürlich folgen in das ferne Land: denn wer auf der Welt könnte des leidlichen Kindes Glück mehr fühlen und sich daran erfreuen wollen als die Mutter, die es gezeugt!"

"Wir waren auf der rechten Fährte, würdige Frau, als wir in Guch eintraten, glaubt es immerhin und macht Guch ohne Säumen fertig zur Reise. Unsere Kaultbiere werden Guch tragen und unsere Schwertier Guch beschützen. Jetzt thut noch, in was Ihr Guch im Uebrigen schmeckt, wir barren Gueces Winkeln in der großen Herberge, wo wir einziehen mit Mann und Knecht."

Die reichstädtischen Spießbürger von Weil waren auch von Fleisch und Blut, wie andere Menschenfinder und man mag daher den Aufwand unter dem Velle begreifen, der entstand, als man die Wäde von Haus in Haus trug. Wer hätte das hinter den traurigen Schneider gekostet? hieß es am Ende, nachdem die Jungen von vielen Klatschen und Räuschen schon ziemlich ermüdet waren, daß winzige Büschlein jetzt aus als armer Schinder und legt schwebt ihm die Krone über dem Kopf; und wenn man erst die saubere Herkunft betrachtet, was soll man gar da noch sagen?!" Die abschüchtlendsten der Listermäuler gingen aber noch über die Lebenden weit hinaus, jerrten an der Fustel schon Sippschaft im Orabe, und ließen auch nicht ein quies Haar daran, ebalich die Himelbergangenen langh schon dem Meier verfallen waren.

In Mitte dieser kosthaften Jungen, dreierleien verlässige Mutter Sibelle über ihren Bräut an alter Habe, begab sich darauf unter den Schutz ihrer Begleiter und sagte als

lester Knecht der Familie der Stadt und ihren Verwehnen Vater für immer.

Prinz Johann, verlassen noch ohne Land, konnte den Zeitpunkt kaum erwarten, wo er seine Eltern wiedersehen, beiderseits aber seine Mutter, einatmend ihrer Liebe und Beklatschen, in die Arme schließen sollte. Als er ihre baldige Ankunft vermutete, schickte er aber Epa, der auf die Heerstraße, die ihn schnellst in den Armuth sehen mußten, sobald die Gecerten heranzögen, Entschuld wurde sein heißer Wunsch erfüllt. Mutter und Sohn lagen sich in den Armen und in der Arcute des Wiedersehens wollte das gegenseitige Liebelen beinahe sein Ende mehr nehmen. Dem Andenken des entlassenen Vaters widmete er aber eine süße Thräne, deren ihm jener frühe schon so viele entlost hatte, jedoch auf ganz andere Weise.

Die Vermählung der königlichen Prinzeßin wurde im Herbst geieert. Was jene Zeit an Pracht und Verschwendung aufzuweisen hatte, wurde nicht gekostet, die Heiligkeit in altemer wie nur denkbar und möglich zu machen. Am Tage der Hochzeit trug die Prinzeßin um das Thronen von funkelnden Diamanten einen Kranz von süßen Ketten zur Erinnerung an den Sieg, den sich Prinz Hans über den Ketten errungen. Alle Jungfrauen ahmten aber an ihrem Heiratsage diesem Bel, frische nach und so wurde die Elite auch auf unsere heutigen Tage vererbt, daß die Braut am Tage der Hochzeit Scheitel und Rücken mit Ketten schmückt.

Der Knecht ward übrigens trotz aller Auszeichnung die seinem ehemaligen Kampagne spendet wurde, nicht eiferndig auf seinen Glück. Er lebte nach wie vor in bescheiden Ruhe und süßte am Ende gar sein anderes Bedürfnis mehr als Essen, Trinken und Schlafen, wesu ihm denn auch in Allem volle Gewährung wurde bis an seinen Tod im hundertsten Jahre nach seiner Geburt.

Der König hatte nach der seinem Ende die Arcute, eine kleine Schaar von Gekeln auf seinem Schooße wagen in können und hinterlich seinem Gidam das Reich und den Thron mit dem köstlichen Peruvincien, daß die Donastie seines Hauses sehr Wurzel geschlagen und gedeihlich fortwachte.

Mutter Sibelle ward noch und nach ein heimaltes Mütterlein und verschied endlich in einem sanften Schlafe. Der dankbare Sohn ließ sie in der süßlichen Gruft belegen, wo sie neben den entlassenen Königinen im Balsam rubte im ewigen Frieden.

König Hans, mit dem Beinamen Dra-
chenblut, regierte sein Land mit mildem
Scepter. Er war den Seinen ein Vater des
Vaterlandes und daher geliebt und geachtet von
allen Vasallen und Unterthanen, die sich sel-
nen besseren Herrscher wünschten.

Länder und Völker sind aber untergegan-
gen im Wechsel gewaltiger Zeiten, und so ver-
schwand auch dieses Königreich, das einst von
einem Schneider regiert, bräut noch manchen
andern zum Muster dienen könnte.

Herr Olaf.

Narren von Maria George.

Herr Olaf, der schöne Jüngling und
tapfere Held, ging leichtfüßig durch einen dun-
keln dichten Eichenwald: Regen und Röhren
hing über seine Schulter, in der Hand trug
er einen leichten Speer; sein Haupt war ent-
blößt und die gelben Locken hingen lang auf
die Schulter herab. Herr Olaf wollte sagen:
er hatte sich frühe aufgemacht, denn seine ein-
zige Leidenschaft war die Jagd; aber nun, da
er unter den himmelhohen, rauschenden Eichen
dahin ging, vergaß er, was er wollte; sein
Sinn war wie gelassen und wie im Traume
sah er zwischen den hohen Wipfeln den blauen
Himmel durchscheinen, hörte er das Geklirr
der Blätter, die ein leiser Wind bewegte,
und den Gesang der tausenderlei Vögel, und
dachte nicht mehr daran, durch weides Wä-
ldes Jagen diese seltsame Ruhe zu führen: es
ward ihm so wohl und so wohl um's Herz,
daß er es selber gar nicht so wohl und's Herz,
sein Fuß schenkte die Blumen und Gräser, die
üppig emporstiegen, fesselte ihm nur immer
möglich war; die nächsten Reize, die sein
Sinn erpergerte, sah er so freundlich
an; daß sie eben blicken und sei-
nen Blick mit dem ihrer großen, klaren Augen
beantworteten; die schwebenden Vögelchen blie-
ben feierlich auf den Zweigen sitzen oder flatter-
ten zutraulich um ihn her. Herr Olaf
wußte nicht, wie ihm geschah, aber er wünschte
sich, daß es immer so bleiben möchte. Nur
ein brennender Durst, der ihn heftig, ließ ihn
nach einer Quelle verlangen, die ihm mit
ihrem frischen Wasser Erquickung spende. Kaum
war aber dieser Wunsch in ihm aufgetaucht,
als an sein Ohr auch schon das muntere
Plätschern und Rauschen einer Quelle drang;
ein wohlgeheurer Wald leitete ihn zu ihr und
mit vollen Sinnen schreite er Labung aus dem
frischen, kühlen Nag: doch nun ergriß ihn
plötzlich auch eine große Müdigkeit; er blinnte

um sich und fand, daß der Ort zur Ruhe und
Erholung wie geschaffen war. Er besah sich
in einem sehr geräumigen, freien Raum; rings
herum war ein Lager von üppig schwellendem
Moos; die Blumen lagen sich über dasselbe
und schüßten es vor den Sonnenstrahlen und
die Quelle theilte es in zwei gleiche Theile.
Herr Olaf ließ sich nieder auf dem reichen
Lager, lehnte das Haupt mit dem Arme und
gab sich ganz dem träumerischen Zustande hin,
der sich seiner an diesem Orte immer mehr be-
mächtigte, ohne daß er jedoch in Schlaf fiel.
Da berührte er plötzlich auf, denn mitten durch
das Rauschen der Quelle und das Singen
der Vögel, durch das Rauschen der Blätter
und das Summen der Käfer, hatte er Töne,
wie von Menschenstimmen, und doch wieder
schöner und lieblicher, gehört, als solche zu
sein pflegen; er blieb ruhig liegen, warnte
aber das Auge nach der Gegend, woher sie
gekommen, und nun hatte er den schönsten An-
blick, der einem menschlichen Wesen werden
kann: durch das Gebüsch der anderen Hälfte
des Ortes, wo er lag, traten drei Frauen,
gedacht von wunderbarer, übermenschlicher
Schönheit; sie berührten mit ihren weißen, larten
Züssen kaum den Boden, sondern kamen wie
schwebend auf die Quelle zu und ließen sich am
Rande derselben muthig neben einander nieder.
Sie schienen Herrn Olaf drei Schwestern, wie-
wohl Jeder von ganz anderm Aussehen war, als
die beiden Andern; diejenige, die er für die Älteste
hielt, war groß und von königlicher Gestalt;
ihre Haare und ihre Augen waren dunkel, wie
die Nacht und die Farbe des Gesichtes erhielt
dadurch auch einen dunklern Ton. Dieses
war wunderberlich, aber ernst und streng; die
schwarzen Augen funkelten düster und sprüh-
ten Feuer, die Augenbrauen waren schön ge-
zeichnet und die feingekrümmten Lippen kräu-
elten sich trotzig und streng. Sie trug ein

weites, purpurrethes Gewand, auf dem Haupte einen kleinen, sichtbar verwitterten Helm und über die Schulter trug sie einen aus Silberdrath geflochtenen Röhren, mit elfenbeinernen Stäben gefüllt; in dem lichtegeklärten Gewande barg sie eine Wange bunter und glänzender Federn, die sie, nachdem sie sich niedergelassen, unter fast hinstreichendem Schweigen und mit eigenthümlichen Oebarden zu kleinen Tränen dank und an die elfenbeinernen Stäbe beschloß; che sie einen solchen als fernig aus der Hand legte, blidte sie ihn mit ihren bligenden Augen an und wie ein Punkt flog aus ihnen in den Ae-therbuhl, der dann immer flammend aufleb. Sie war herrlich angethan, aber Herr Claf fühlte doch einen geheimen Schauer vor ihr. Und er wandte gern den Blick von ihr weg auf die Jreite: die schien ihm jünger; sie war üppig und reichend gewachsen; ein blaues Gewand schmiegte sich ihren Formen an und braune Haare umrahmten ihr Gesicht, das sanft, fast traurig lächelte, indes zwei braune Augen ihm weissen Schein von Fitt und Edelmeire verliessen: sie strann mit einer goldenen Spin-del einen feinen, silberartigen Faden und ent-wickelte darin eine merkwürdige Gewandweil.

Gewiß richtete er sein Augenmerk auf die Fitt. Sie sah etwas entfernt von ihren Schwestern, nicht an der Quelle: ihre schneei-gen Füsden hingen in die klare Fluth, die sie läutern und bähig, Welle auf Welle, küsteten; auf dem Schooße hatte sie Blumen von prächtiger Farbe und Gestalt und wand aus ihnen einen Kranz; dazu sang sie mit der lieblichsten Stimme ein Lied von wunderbarer Melodie. Ein einziger Sonnenstrahl, der sich durch die Jreite fahl, fiel auf ihr silberweisses, gelbes Haar, das in weissen Wellen sich um das reiche Geschloß schmiegte und wie ein Wan-nel über ihre entblösten Schultern und Arme fiel: die Augen strahlten im reinsten, sanften, himmelblau, die Wangen erflorten an Weiße und Jartbeit mit dem Schner der Lilie und an dunkler Röthe mit der hellangeküh-ten Rose. Sie war fast noch Kind, wieviel das leichte, weisse Gewand schon die Unirre einer jugendlichen Gestalt verriet. Auf ihr lieh Herr Claf seinen Blick am längsten ru-hen: ihre Erscheinung that ihm wohl, wie die eines Engels und ihr Gesang drang ihm bis in die innerste Tiefe seines Herzens. Die Richtung aber, die er auf ihn machte, war be-täuschend und einschläfernd; seine Augen schlie-ßen sich und er sank in einen tiefen Schlaf, in welchem ihm die wunderlichsten Bilder um-gaukelten von Jagden und Abenteuer, von

Höhen und Tiefen, Jauhergetrenn und düst-riichen Fren, Abenteuerigen und Ungeheuren, Einigen und Hechtigen, Wennen und Zelig, keinen der höchsten Art.

Kanqe mochte er so geschlummert und ge-räumt haben, als er plötzlich erwacht wurde. Erstreckt und betreten richtete er sich empor; er erblickte die Ästche der drei Schwestern, die mit dem strengen Gesichte im purpurreichen Gewande; sie hatte einen Jagdriem in der aufgehobenen Hand und hand treibend und hinstet vor ihm, indem sie rief:

„Verwegen, wie konntest Du wagen, in tiefes Dölligsthum zu bringen und es durch Deine Unmerktheit zu emweichen? Du bist verloren! Kein Sterblicher hat dich noch un-gekrant geihan; empiange Feinen Gehn!“

Der Eder flog aus ihrer Hand und würde den vom Schloße und einem Schrecken noch halbbetäubten Jüngling unsichtbar tödt-lich getroffen haben, hätte ihm nicht die rasch darrischen treitende jünger Schwestern, die im weissen Gewande, mit den blenden Haaren und den klauen Augen, mit ihrer feinen Hand aufgefangen.

„Halt ein, Schwestern, tödt' ihn nicht!“ rief sie mit lebender Stimme: „er ist schön, wie der Tag und eine schöne Seele leuchtet herrlich aus seinen Augen hervor; er hat uns-ter Dölligsthum nicht emweichet: er hat nicht Redes und Willkes geihan; weis' denn willst Du ihn strafen?“

„Schweige, Kind, das Du bist und ewig bleibst wie!“ rief die Ästere Schwestern, jedoch schon milder, als sie es vor Kurzem noch garen: „er ist ein Reinkind und ver-derben wir ihn nicht, verdröbt er uns. Er darf von dieser Stelle nicht emweichen und nur sein Tod wird mich beruhigen. Er muß sterben.“

Der junge Ritter kniete stumm vor der finstlichen, für ihn lebenden Jungfrau; er wußte laum, was sie sprach, noch was die Schwestern ihr emgegenet; er war geblendet von der göttlichen Schönheit der treiben, übriggend sie sang von einander verschiedenen Schwestern; er dachte nicht an die Gefahr, in der er schwebte, und selbst den Todesreich hätte er vielleicht in der Unirndung, in der er sich be-fand, ohne Klage, ja ohne Schmerz erlitten.

„Er hat uns nichts zu Leid geihan,“ sagte Ariane, und ihre Augen erglänkten in seuch-tem Schimmer; „er soll alle nur sterben, weil er uns und uniren Liebingsgeert erblickte? Ja das tödt' zu grausam? — Laß ihn leben, o

Schwester! Ja, Deine Ariane, bitte Dich darum, daß ihm urken, o Kara!"

"Es darf nicht sein, Ariane," entgegnete ihr Jene: "Du weißt nicht, was ich weiß, und daß nicht erfährt, was ich erdahren: ich wollte Deine junge Seele nicht durch meine Mährten vergiften; aber ich könnte die Dinge erzählen, die auch Dich mit Jern und Aurdzt erfüllen sollten. Es gibt kein schrecklicheres, grauameres, verrätherischeres Geschlecht, als dieses menschliche, Du bist verloren, wenn Du ihm traust. Glaube mir und laß mich diesen Fremdling tödten, ehe er und verberblich wird!"

"Aber gäbe es keinen anderen, milderen Rath?" fiel hier die weisse Schwester, die mit dem blauen Kleid und den schmelzenden blauen Augen, ein: "er ist noch zu rein und zu unschuldig, als daß man ihn so eilig tödten sollte; und bedenkst Tu denn nicht auch, meine theure Kara, daß es mit diesem Jünglinge eine ganz beiderere Verwandtnis haben müßte? Nur diejenigen unter den Menschen, die man Zennasasinder nennt und die eine gewisse Verwandtschaft mit und haben, vermögen hier einzufragen, wo gemeine menschliche Naturen keinen Pfad und Ginzang zu finden im Stande sind. Wie wäre es daher, wenn wir ihn bei uns behielten und zu ewigem, treuen Dienste verpflichteten? Er kann Tie helfen, unsere Acinde zu besorgen, er kann mir bei meinen Webereien behülflich sein, er kann Ariane beschützen, wenn wir sie allein zu lassen genöthigt sind, und ihren reichen Gellang mit seiner männlichen Stimme begleiten. Er soll und Diener, Freund, Bruder sein — merken wir, daß gleichwohl etwas Schlimmes in ihm auftaucht, nun gut, so soll er sterben!" —

"Es mag so sein!" sagte Kara: "aber er hüte sich! Ich traue keinem menschlichen Wesen; zu oft birgt sich unter dem Scheine der Unschuld und Güte, eine unreine Seele, ein falsches Gemüth. Die geringste Lüge, der kleinste Verrath kostet ihm das Leben."

Ariane tanzte und lara, ganz glücklich, daß der schöne Jüngling nicht sterben mußte; dann wand sie wieder Kränze, spielte mit den Füßchen in den Wellen und ließ die beiden Andern treiben, was sie wollten.

Und die hatten nun die Aufgabe, Herrn Claf mit seinen Pflichten bekannt zu machen. Dieser, wiewohl er wußte, daß sein Leben sehr mehr einer ewigen Gellangenschaft, als sonst etwas Andern gleiche, fügte sich mit der größten Freude daroin. Nicht ihn auch äußerlich ein Ansehen und eine Macht gellangen, die mehr, als menschlich schien, so wußte er doch,

daß eigentlich nur die Schönheit es sei, die ihn banne und unter ihrem, wenn auch noch so bespöttischen Joch, fähle er sich freier, als er sein ganzes Leben gewesen, als er es je zu werden gahnt.

So lebte denn Herr Claf viele, viele Monde bei den drei Schwestern; er begleitete Kara auf ihren Jügen und kämpfte mit ihr gegen ihre und ihrer Schwestern Feinde tapfer und siegreich, so daß er sich die lebhafteste Zufriedenheit der erhabenen Jungfrau erwarb; er half Joren bei ihren künstlichen Webereien und gab ihr manchen guten Rath; aber vor Allem, was zu seinen Pflichten gehörte, war ihm doch nichts so süß und angenehm, als wenn er Ariane's Gellchaft leistete: die Blumen zu sammeln und sie ihr in den Schoos zu werfen, ihr Kränze zu winden und sie ihr auf das holde, kindliche Haupt zu setzen, ihr süßliche Gellchmeide und den herrlichen Eclinen, Metallen und Perlen zu bereiten, deren ihn der Wald und die Quelle so viele bot, ihr stets frisches, reiches Noos zum Lager zu belien, ihre liebliche Stimme im Gellange zu begleiten und bei ihr zuzuhelfen, wenn die beiden Schwestern einmal zusammen einen Ausflug machen, das war ihm eine unbeschreibliche Seligkeit. Aber auch Ariane fühlte sich ganz besonders wohl dabei: sie war noch immer halb Kind, aber es war doch schon nach und nach eine Veränderung mit ihr vorgegangen, die dazu beitrug, ihre Reize zu erhöhen und sie zu dem herrlichsten Wesen der Schöpfung zu machen. Besonders wenn sie allein mit Herrn Claf war, da drehten sich ein ganz wunderbarer Jauder über sie; die Reizen ihrer Wangen wurden dunkler, das Auge leuchtender, wenn es auch öfter und länger von dem varien Lid und den seitlichen Wimpern beschattet wurde, beim Gellange wurde ihre Stimme noch reicher und ein selbes Leben machte sie noch rührreuter und ergreifender. Ariane war nie so schön, nie so hinreißend und verführerisch, als wenn sie mit ihrem getreuen Herrn Claf allein war und dieser, wiewohl er die stolze, strenge Kara verehrte und ihr gern und willig gehorchte, und wiewohl er die kluge, schelmische Jora wie eine Schwester liebte und ihr unendlich dankbar war, weil sie ihm das Leben gerettet und Schuld war, daß er in diese göttliche Gellangenschaft getreten — es war ihm doch nirgends so wohl, wie bei Ariane und keiner war er so ergeben wie ihr. Herr Claf wagte es lange nicht, warum dies so war; da belauschte er einmal zufällig ein Gespräch zwischen den beiden



Herr Olaf.

(Mordten v. Amara' George)

Schwermern Kara und Idera: er war einge-
schlafen in trübender Sonnenhitze, hinter einem
schattigen Strand; Kara und Idera saßen
sich vor demselben in das Gras und strichen
ernst und lebhaft miteinander; er hörte seinen
Namen nennen: gleich darauf den seiner lieb-
sten Herrin, Ariane; er blickte auf und hörte,
wie Kara sagte: „O, glaube mir, Idera, ich
täusche mich nicht; auch sie wird dem über uns
verhängten Schicksale nicht entgehen, auch sie
wird ihr Herz und ihre Sinne einem Mensch-
geheimen erlöschen und auch sie wird un-
glücklich dadurch werden, wie wir es geworden.
Ach, hätte ich Claf geküßt, damals, als ich
es wollte! Jetzt gibt es keine Hülfe mehr
und Ariane ist dem Unglücke verfallen!“

Kara blidte fester vor sich hin, aber die
senk zu strengen, glühenden Augen waren leuchtend
und schimmernden sanfter. Nach einigem Zwi-
gen sagte Idera: „Es ist noch nicht so
schlimm, als Du es Dir denkst, o Schwester!
Ich lese seinen Jochsall darin, das Claf um-
tere Ariane nicht und daß auch ihrem Herzen
die Liebe zu ihm nicht fremd ist; aber das
glaube ich doch ehestens bestimmt, daß die bei-
den sich dessen kaum bewußt sind; sie kennen
das sie für einander befehlende Gefühl noch
nicht und haben sich nie darüber gegen ein-
ander ausgesprochen. Der Kusse glimmt zwar,
aber er wird nur dann zur Flamme werden,
wenn wir unerschütterlich daran rühren; ich rathe,
daß wir schweigen und daß wir Claf in für-
teher Zeit aus unserer Gesellschaft entlassen;
er ist zu eitel, als daß er uns freundlich emp-
fangen wird, wenn er in Kreiheit ist. Lieber,
lege Dir, o Kara, meinen Bericht ab und sage
mir, ob Du ihn nicht annehmbar findest?“ —
„Es ist das Beste, ja das Einzige,“ ent-
gegnete die, „das zu thun ist. Ach, kenne
ich Ariane doch vor dem eit alshabaren Schid-
sale bewahren, das uns verfallt!“

Darauf schwiegen beide einige Zeit; dann
erhoben sie sich von ihrem Plaz und ent-
fernten sich.

Herr Claf war zum Tode betroffen: die
kluge Idera hatte ihm tief ins Herz geküßt;
weil Idera Ariane liebte und ungetröstet,
und war anders als der Bruder die Schwe-
ster nicht — aber er war sich dessen bis jetzt
nicht klar bewußt gewesen und er wäre es
vielleicht nie geworden, denn er war so glück-
lich in diesem Zusammenleben mit der Geliebten,
daß er sich keine Veränderung wünschte; er wäre
zufrieden gewesen, sie immer so still zu ver-
ehren, ihr ewig so seine anvertrauten Dienste
zu weihen. — Weiteres hatte er sich nie

gedacht; er mußte kaum, daß Anderes noch zu
wünschen sei. Aber jetzt mit einem Male schien
ihm die sanfterglühende Schleier von der
Seele: der Kusse, der still gesalbt — er
lebete nun, da an ihm gerührt wurde, mit
unbewinglichen Flamme empor und die glü-
hende Leidenschaft übermannte ihn. Seiner
Sinne kann mehr mächtig, nur noch von dem
Gefahren befreit, von Ariane getrennt zu
werden, eilte er von seinem Versteck fort, um
sie aufzusuchen. Er fand sie an ihrem Lieb-
lindeplaz, dort, wo er sie das erste Mal
erblickt hatte; sie schaute träumerisch vor sich
hin und als sie Herrn Clafs Tritt hörte,
fuhr sie, rasch erbebend zusammen und er-
schauerte tief. Dieser aber eilte auf sie zu, stürzte
sich vor ihr nieder, umschlang ihre Hüfte und
rief: „Sümmliche Ariane, rette mich, schütze
mich! Man will mich trennen! Es ist mein
Tod, wenn es geschieht, denn ich liebe Dich
und nur in Deiner Liebe kann ich noch leben!“

Da wurde auch Ariane, die sanfte, be-
wußte Taube aus ihren süßlichen Träumen
und Spielen aufgeschreckt. Sie umschlang ihn
fest und rief: „Verwunde Dich, Claf, wie
werden nicht erkennen, wer sollte mir es weh-
ren, Dir held zu sein, wer sollte es wagen,
meinem Gefühle Gewalt anthun zu wollen?
Auch ich liebe Dich und —“

„Halt ein!“ rief plötzlich eine Stimme
und Kara trat hervor: „Niemand wird Dir
Gewalt anthun, denn Du bist so frei und so
mächtig, wie ich es bin; aber Du bist uner-
fahren und weißt und begreifst nicht, was Dir
droht, wenn Du der Stimme eines Mensch-
sehnus Gehör verleihest: nicht achten kann ich
Dir, Dich nicht behüten zu lassen, aber ich
kann Dich warnen, bitten, beschwören, auf
Deiner Huth zu sein. Ariane, höre auf das
Wort Deiner Lieb so süßlich liebenden Schwe-
ster: überwinde Dich in diesem Augenblick;
der Kampf ist kurz: Küsse die Geliebte, bevor
es zu spät ist; senk darret Deiner Tod und
Verderben!“ —

„Nein, Kara,“ rief Ariane, „Du täuschst
Dich: Claf liebt mich und ich liebe ihn: er
will mein Glück und ich vertraue ihm — wie
sollte mir Verderben durch ihn drohen, der so
sanft, so gut, so eitel ist?“ —

„Höre mich, Ariane, und auch Du, Claf,
achte auf meine Rede!“ sagte Kara und setzte
sich neben Ariane; dann begann sie:

„Wir drei Schwermern, Ariane, Idera und
ich, sind nicht menschlichen Urwurfs: das
wird Du, Claf, längst gemerkt haben. Ariane
kennt unsere Natur und Gesichte noch nicht;

ich habe sie mit Absicht darüber im Dunkeln gelassen: jetzt jedoch ist die Zeit gekommen, wo auch sie Kenntnis davon erhalten muß. Aram und Mirela waren die mächtigen Herrscher über die weitausgedehnten Wälder und Berge dieses Landes: sie lebten und herrschten viele, viele Jahrhunderte, lang in größter Ruhe und Eintracht und fernst sie wollten, trat man nur aus Glück und Zufälligkeit. Wir drei Schwäger waren nicht ihre einzigen Kinder: sie hatten noch drei Söhne, und viele waren ihre höchsten Jügel, denn sie waren schön, wie die Sonne, sanft, wie der Jeyhre und tapfer wie der Löwe. Häre, Ariane, wie es diesen Teinen Brüdern, Teinen Eltern und mir selber ergangen ist! An der äußersten Gränze unseres Reiches stand die Burg eines alten Ritters, der hier still und zurückgezogen mit nur einigen Dienern und einer jungen Tochter lebte: dieses Mädchen war wunderlich und von ausgezeichnetem Vebtrieb; sie erblickte einst unter ältester Bruder Udo und er entbrannte in so glühender Liebe zu ihr, daß er nicht mehr eine sie sein konnte: er gelang es unfern Eltern und das sie, hinzugehen und sich um sie bewerben zu dürfen: er wollte erst einfache Menschengestalt annehmen, so die Liebe des schönen Mädchens sich erringen und dann mit ihr in unser Reich zurückkehren, wo ihr durch die Macht unserer Eltern ewige Schönheit und Jugend verliehen werden sollte. Die Eltern gaben, von den stehenden Blüten des Lebens erreicht, ihre Einwilligung und er verließ uns, um sich die Geliebte zu holen. Er war ausgestattet mit dem größten Reichtum und sah, selbst als er seine Gütlichkeit abgelegt, noch einladender Mensch von und wegen, noch wunderbarer schön aus. Er ward um das Mädchen und wurde erhört: sie wurde sein Weib und er lebte einige Zeit sehr glücklich mit ihr. Da theilte er ihr einmal seine wahre Abkunft mit und machte ihr den Vorschlag, mit ihm in das Reich seiner Eltern zu ziehen: sie hörte ihm anfangs überrascht und erschrocken zu, war aber in schwach, darüber gegen ihre Umarmung schwächen zu können, wie es Udo von ihr verlangt hatte: sie theilte es beiderseits einem finstern, harten Manne mit, den sie mit einem eigenen Namen nannten und dieser schloß ihre Furcht vor ihrem Gatten ein und brachte sie so weit, daß sie Udo trotz ihrer Liebe zu ihm, verabschiedete. Udo entging die Veränderung seines Weibes nicht und er beschloß, sobald als möglich, mit ihr in unser Reich zu ziehen, wo er es zu bewerkeln hoffte, daß sie ihm wieder, wie vormals zugehen sei.

Aber bevor er dies ausführen konnte, ließ ihn das schwache Weib auf das Anstehen ihres meinsten Bruders freundlich gekommen Rathgebers, der sie ganz umgarni hatte, von geringen Anzeichen erwidern. Er hatte menschliche Gestalt und Natur angenommen, und so war er auch den menschlichen Schwächen unterworfen. Er wurde in einem lauen, düstern Gehäule bestrahlt, welches außerhalb unserer Gekühle liegt und wohin wir uns nicht begeben können: sonst hätten wir uns seiner Bediene bedachtigt und sie durch unsere Zauberkräft sofort wieder in einen lebendigen Leib verwandelt.

Kara machte hier eine kleine Pause; sie schloß einen Augenblick zu zögern, ob sie ihre Erzählung fortsetzen solle: ihre Stimme faltete sich und sie wurde noch ernst; doch bezwang sie sich und fuhr dann fort:

Nach der wir von dem traurigen Schicksale unseres Bruders Kunde erhalten hatten, wagte ich mich einmal, durch Kneuter geschickt, aus unserm Reiche hinaus: ich wollte im Anfang nur einen Blick in die mir hieher verschlossene Welt werfen und mich dann wieder sogleich zu meinen Eltern und Geschwistern zurückbegeben. Der Bruder hatte mir schon viel erzählt von dem Leben und Treiben der Menschen, deren einige sich dicht an der Gränze unseres Reiches angelockt hatten, und da ich noch einigen Schritten, die ich thaten, nichts mir Auffallendes bemerkt hatte, so ging ich muthiger und mit gesteigertem Reiz und Ungeheult weiter: plötzlich aber schloß sich ein Schauspiel eigener Art: unter einer schattenverbreiteten Eiche im hohen Grate lag dicht vor mir ein unergreiflich schöner Jüngling vor mir, selbst meine schönen Brüder nicht ausgenommen, die etwas Ähnliches glichen: er hatte seinen Arm um den Hals eines großen, langhaarigen Hundes geschlungen, dessen Rücken seinem Haupte zum Vüßel diente, und schenkte mir. Ich war gebannt von diesem Anblick und blieb wie gekannt vor ihm stehen. Eine Bewegung des mich gewandrenden Thieres weckte seinen Herrn, der, als er mich erblickte, aufsprang, und mich freuntlich und Jutrauen erredend ansprach. Ariane, von diesem Augenblick an war es um mich geschehen: der erste Anblick hatte mich schon tief ergrißen, als aber noch die verführerischen Klänge seiner Stimme, die süßen Schmicheleien seiner an mich gerichteten Worte mein Gemüthe trafen, da zog ich, mir hieher noch ganz fremd gemessenes Gefühl in meinen Adern: die bestrahlte Lebenskräft erfaßte mich und, Alles vergehend, meine El-

tern und Geschwister, meine Geburt und meinen Tod, lauschte ich nur dem, was er mir zuflüsterte und ließ mich ganz von ihm herausgehen und bekehren. Ich hatte ihm auf seine sanften Fragen nach und nach mittheilt, wer ich sei und woher ich gekommen. Er war nicht wenig erstaunt darüber und trieb ich um so glücklicher, von mir geliebt zu werden: als ich ihm ferner sagte, daß ich allen meinen Geschwister im väterlichen Hause, allen bisher daselbst angehörigen Stücken entsagen wolle, um ganz und gar nur ihm anzuwachen, da sagte er sich erst im höchsten Grade erstaunt und drückte mich stürmisch an seine Brust: dann aber wurde er ernst und trüb und sagte, daß er jetzt noch nicht im Stande sei, sich fernlich mit mir zu verbinden, da er zu arm dazu sei und kaum selber wisse, wohin er sein Haupt legen solle. Ich war tief betrübt darüber: denn von ihm getrennt zu sein, schien mir unendlich bitter: aber er sagte mir die Rechen- dchaft eines noch ferneren Schicksals in dem gegenwärtigen Zustande, so klar aneinander, daß ich mich darin ersehen mußte. Wie machten wir miteinander aus, das ich einwilligen meinen Eltern und Geschwister nichts von unserer Liebe sagen sollte, da Kinder, so hieß er, sich erst Reichthum und Macht erwerben und dann bei meinen Eltern um mich freier wolle. Ich erklärte mich mit allem Einvernehmen und fühlte mich glücklich, als er mich dat, den folgenden Tag wieder an dem Orte zu erscheinen. Ich bewachte nun ganz, wie Kinder wir gehalten hatte und es gelang mir vollkommen, meine nichtabnehmenden Eltern zu täuschen und täglich mit dem Geliebten an der bestimmten Stelle zusammen zu kommen. Es war mir nicht ganz wohl bei dieser Falschheit gegen die Meinigen; aber Kinder wagte mich darüber zu beruhigen, denn er besaß eine große Kunst und Weisheit: Alles so darzustellen, wie es ihm gerade gelegen war. Als ich einst fragte, daß mir und auch er sich selten sehen konnten, sagte er mir, daß auch er sich unglücklich darüber fühlte, daß es ihm aber, trotz all seines Strebens nicht gelänge, sich auch nur selten zu erweiden, um für sich selbst ein nicht gar zu angestrengtes und trübseliges Leben führen zu können, um wie viel weniger sei es ihm möglich, mir ein Weil bei sich anzuwenden. Da konnte ich es nicht mehr über mein Herz bringen, ihn so dorthin zu senden, und bedauerte ihn, einen Theil meiner mir so überhäuften Reichthümer annehmen: nach einigen Tagen erklärte er sich bereit dazu. Ich brachte ihm nun allmählig alle meine Kostbarkeiten, Perlen, Goldschmuck,

Golds- und Silbergeräthe: er schien mir unendlich dankbar dafür zu sein und gab mir seine Liebe und Verehrung mit den schmeichelhaftesten Worten zu erkennen: er leitete mich tausendmal den Eid einer ewigen, unbedingten Treue und Ergebenheit: doch traten zugleich Umstände ein, die mir schwerlich waren und mit so heissen Gluthen nicht zu barmherzigen schienen. Erst sehen wir uns doch wenig, denn täglich eine Stunde, nun kam es aber allmählig dazu, daß wir uns immer erst am zweiten oder dritten Tage sahen: er schätzte vor, die Anstalten, die er treffen müsse, um mich endlich einmal von meinen Eltern um Weibe begehren zu können, nähmen ihn so sehr in Anspruch, daß er nicht täglich abkommen könne: es sei ihm selber der höchste Schmerz, aber es solle nur kurze Zeit währen, dann solle alles Leid für immer abgehen sein. Wie hatten und wir ein einen anderen Ort auserwählt, als an dem, wo wir und das erste Mal gesehen, wiewohl ich ihn erst dat, mich etwas weiter gehen zu lassen: er sagte mir das, daß es für mich sehr gefährlich sein könnte und vertröstete mich auf die Zeit, wann ich sein Weib sein und dann die unbedingteste Freiheit genießen würde. Ich mußte mich, wie es kam, aber allmählig fühlte ich mich viel weniger glücklich, als ich es anfangs gewesen und trotz meiner Liebe zu Kinder und dem Vater, trennen, das ich in ihn setzte, hingen doch nach und nach einige Zweifel und Bedenken in mir auf, denen ich mich zwar schämte und die ich zu unterdrücken suchte, aber mit jenen Tagen stärker und bestimmter wurden. Das he nur zu gewundert waren, sollte ich bald erfahren. Eines Tages fühlte ich eine unbeschreibliche Qual und Angst in mir, als geschähe etwas Schreckliches, und da mir Kinder theuer war, als mein eigenes Leben, so hielt ich diese Angst für ein Anzeichen, daß ihm etwas Schlimmes begegne, und da sie immer lebhafter und peinlicher wurde, machte ich mich auf und ging in dem Orte unserer Zusammenkunft, um ihn dort vielleicht zu treffen, wiewohl er mir den vergangenen Tag außerordentlich gelacht hatte, daß wir uns in drei Tagen wieder sehen könnten und mir das Versprechen abgenommen hatte, mich nicht eher aus dem Hause meiner Eltern zu entfernen. Ich eilte zu seiner Hütte hin — Nichts war zu sehen und zu hören: die tiefe Stille herrschte weit und we: einen Augenblick nur blieb ich weilen stehen, dann entsetzte ich mich, weiter zu gehen und in sein Haus hineinzutreten, als bis ich wieder gehen oder mich doch überzeugt hätte, daß mir

sein Leid bezeugt. So ging ich denn vorwärts und immer vorwärts: plötzlich sah ich seinen Hund, der mir sehr anhänglich geworden war, und den auch ich wiederum sehr lieb gewannen; er sprang auf mich zu, bedeckte wie sonst meine Hände und Füße und lief dann wieder den Weg zurück: ich wußte, daß von ihm Kinder nicht weit entfernt sein könne, und eilte ihm nach. Was sah, was hörte ich da! Vor meinen Augen erhob sich ein großes, prächtiges Schloß, strahlend im Sonnenschein und sehr schön verziert und geschmückt; vor ihm dehnte sich ein Garten, mit den herrlichsten Blumen, mit den edelsten Bäumen und köstlichen Baumfrüchten, mit springenden Wasser und den reichlichsten Lauben und Laubgängen geziert. Mit einem Blide überlief ich dies Alles, blieb aber wie versteinert stehen, als ich, noch einige Schritte gegangen, aus einer dieser Lauben Kinder's Stimme vernahm, lächelnd und schmeichelnd, wie in den ersten glücklichen Zeiten unserer Liebe: ich sah durch das Laub und erblickte ihn zu den Füßen eines schönen, lachenden Weibes, das ihm mit glückseligen Augen insah und alle seine Reden reich und toll beantwortete. Das fürchterlichste aber war mir, was er dieser fröhlich gekümmten Schönen erzählte und wodurch er sie zu ausgelassenster Heiterkeit reizte: er trug ihr nämlich mit dem schonungslosesten Hohn und Witz, die ganze Geschichte unserer Liebe vor, sprach von meiner so reinen und heiligen Gluth und Hingebung an ihn, auf eine Weise, die mein Gefühl auf's alleräußerste empören mußte, schiltete, wie lächerlich, ja widerlich und unaufrichtig ihm mein Benehmen gewesen sei, wie ihn anfangs eine Art von Mitleid bewogen, meine Zutrügslichkeiten zu dulden und meine Versprechungen zu erwidern, wie er das aber nicht lange auszuhalten vermocht und sich daher allmählig von mir los zu machen geacht habe, wie ich aber trotz der augenscheinlichsten Zeichen seines Widerwillens nicht von ihm zu entfernen sei, wie ich ihm, um ihn, festzuhalten, sogar meine Keuschheiten aufzugeben, so sehr er sich dessen zu erwehren suchte — kurz, er entwickelte eine Herzlosigkeit und Niederträchtigkeit von der ich jetzt auch nicht die entfernteste Ahnung gehabt, und das Weib, dem er zu Füßen saß, lachte nach jedem Satz seiner beschaffen Darstellung laut auf und brach im verächtlichsten Lenz von mir und meiner Leidenschaft. Ich war außer mir: ich konnte mich nicht länger beherrschen: meine flammende Liebe hatte sich plötzlich in einen eben so glühenden Haß

verwandelt: ich trat rasch vor und rief ihm mit donnernder Stimme zu, was mir die Stimmung des Augenblicks einfiel. Ich weiß nicht mehr, was ich sagte, aber wohl erinnere ich mir, daß Beide, Kinder und die leichtfertige Schöne, einen Augenblick erschrocken und verlegen waren, daß er aber dann in sein Horn blies, den auf sein Aus theilenden Dienern den Befehl gab, mich fortzujaugen und mit lautem, frechen Geißel seinen Hund auf mich bezog. Die rohen Knechte und das unvermuthete Adler thaten mir kein Leid; sie blühten mich mit einer Mischung von Ehrfurcht und Mitleid an, und wagten es nicht, sich zu nähern und irgend einen Angriff zu machen, wohl nicht ohne Ahnung meiner höhern übermenschlichen Natur. Ich aber ging toll hervorwärt und bewußtlos von diesem Orte des Unheils und Aereis binnen. Wie ich bei meinen Eltern angelangt, ich weiß es nicht mehr; aber als ich sie erbllickte, warf ich mich ihnen zu Füßen und schauk ihnen Alles. Sie suchten mir nicht, sie vergaben mir, um meiner unerfahrenen Jugend und um des schrecklichen Leides willen, das ich erlitten hatte. Mein väterlicher Bruder aber schämte auf vor Jern und Ingrimm: er schrie, den mir angethanen Schimpf zu rächen und seine Bitte und Vorstellung vermochte ihn davon abzuhalten: er legte seine göttliche Gestalt ab, um ganz nur als Mensch vor dem Götzen zu erscheinen, ihn und sein schändliches Leben mit eigenem Auge zu beobachten und dann die gebührende Strafe über ihn zu verhängen. Er war jedoch nicht gnütig genug, um die Rolle der Verhüllung anhaltend spielen zu können; er vertieft sich einmal in einen Moment aufleuchtenden Jornes und der Mann, der mich so namenlos elend gemacht, erwiderte mit menschlich jetzt auch den Bruder. Seine Gekleine senkte er in's Meer und da dessen Schicksal von uralten Zeiten her der grimmigste Feind unserer Eltern war, so war er erfreut, ihm dadurch wehe thun zu können, daß er die Gekleine ihres Leibes nicht wieder herausgab; auch er ist uns nun für immer verloren. Nun waren meine Eltern auf das ängstlich bedacht, sich ihren jüngsten Sohn zu erhalten, der fast noch kind war: sie hielten ihn unaufrichtig, denn mein Vater, vom Kummer über den Verlust seiner beiden Söhne niedergedrückt, wollte, sobald Orsino reif genug gewesen wäre, diesem die Herrschaft übergeben und sich in die Einsamkeit zurückziehen. Aber da dies noch nicht abging, drangen unsere jüdelichen Feinde, die von der Niedergelagerten

meines Vaters, von dem Untergang meiner beiden Brüder und von der noch großen Jugend und Schwärze Greine's wußten, von allen Seiten in unser Reich. Es war ihnen gelungen, einen unterwachten Einzug zu entdecken und Vater, Mutter und Bruder hiel in ihre Gefangenschaft. Tiefst, im Verhältnis zu der früheren Größe unseres Reiches, kleine Raum war für unsere Feinde unverlethbar, weil er mit von dem höchsten der Götter, der die Herrschaft über alle andern Geister und Wesen hat, aus beiderer Wunsch in eigen gegeben war. Er sah wohl voraus, was uns drohte, und seine Gnade wollte uns für die Zeit, da alles Andere für uns verloren sein würde, wenigstens dieses eine Ziel bewahren. Es gelang mir, mich mit meinen Schwärmern hier zu flüchten, und so leben wir nun seit vielen, vielen Jahren: kleine kochhafte Streiche derer, die die nächsten Nachbarn unseres Reiches sind, bestrafe ich mit eigener Hand: es liegt Nachsicht und Mitleid nicht von Natur in mir, aber die Menschen mit ihrer Tüde, die an all unsern Unfällen Schuld war, haben sie mir aufgedungen, und denke ich an unsere schöne Vergangenheit, die noch so herrlich bestehen könnte, so fühle ich mich fähig, das ganze Menschengeschlecht, das noch so unendlich verdorrt, wäre es in meiner Gewalt, gnadevoll zu vernichten und die Erde wieder in das alte, seltsame Zauber- und Wunderreich zu verwandeln, das durch die Menschen so traurig verunreinigt und zerstört werden ist. Daß ich dich, Elaf, ichente, auf den Vorschlag meiner allmächtigen Schwärmer eingehend, wie reut es mich! Dich setzt zu tödten wäre zu grausam; ich vermag es selbst nicht mehr; aber ich fordere, daß Du aus unserem Reiche weichst und dich nie mehr darin leben läßt. Kehre so schnell als möglich in Deine Heimatliche Region zurück und suche dir da eine dir gleiche, menschliche Liebe und Braut; auf Ariane hoffe nicht und sie möge ebenso auf immer auch dir entsagen: sie wird, wie ich hoffe, unter unserer herrlichen Leitung und in Gerechtigkeit dessen, was ich ihr berichtet habe, sich das Andenken an dich aus dem Sinne schlagen, und wieder so harmlos glücklich sein, wie sie gewesen ist. Jene uneliche, nach namenlosen Güte dünkende und sich nicht so jammervoll kühnende Leidenschaft, welche man Liebe nennt, schlägt immer und immer nur zu Unheil und Verderben aus. Wohl mag ihre ursprüngliche Heimat das Land der Götter und heiligen Geister sein, hier unten aber ist sie ein Kind des Staubes

geworden, ja es haben sich die fürchterlichsten Taten des Abgrundes in ihre irdische, himmlische Gehalt gehüllt. Siehe sie auf dieser Erde wandelt, laßt ein Fluch auf ihr, den ich noch nie bezeugt abließe, und es wäre ein wahres Wunder, wenn ihre die Schwierigkeit aller Aufgaben löst."

Kara schwieg und wollte sich entfernen. Aber Elaf hielt sie zurück: seine Liebe zu der himmlischen Ariane war zu groß und zu tief, als daß er sich selbst mit dem Ausgesprochenen Kara's hätte trüben lassen können. War Ariane auch kumm und ohne eine Bitterkeit an die strenge Schwärmer zu tragen, so sprachen doch ihre plötzlich erblühenden Wangen und die zahlreich über die Lippen strömenden Tränen deutlich ihr Inneres aus und machten ihm Muth, zu dem, was er zu sagen und zu thun gedachte.

"Geliebte Kara!" rief er: "Du hast, leider! Grund genug, so zu sprechen und ich kann dir den Haß auf die Menschen und Deine Angst vor ihnen durchaus nicht verargen. Aber höre mich an und entscheide dann! Ich bin nicht gekommen, mir Arianens Weib in der Art zu erwerben, wie man sich eine liebliche Blume wählt, die eben das Auge reizt: mit meiner Liebe habe ich ihr mein Leben zu Füßen gelegt, und ich will auch zeigen, was ich um übermitteln zu thun vermag. Seit einigen Minuten kenne ich Deiner und Deiner Familie Geschichte und seitdem bin ich voll Hoffnung und Zuversicht, denn nun kenne ich den Weg, den ich einschlagen habe, um zu meinem Ziele zu gelangen. In einer Stunde mache ich mich auf, Deine beiden letzten Brüder, Deinen Vater, Deine Mutter und Greine, Deinen jüngsten Bruder zu befreien und wieder in eure Arme zu legen. Ob es mir gelingen wird? — Ich weiß keinen Augenblick daran: die Götter werden mir ihren Beistand leihen und meine Liebe nicht zu Schande werden lassen. Dann magst Du, mag Ariane entscheiden, ob ich Deiner Huld und ihrer Liebe würdig bin und ob der Fluch beiseit ist, der, wie Du behauptest, auf der Liebe laßt. Ihr seht mich entgegen nie wieder, aber in Begleitung eurer Eltern und Geschwister."

Die beiden Schwärmer hatten gespannt und überaus auf; Ariane erblühte von Neuem, als sie vernahm, welchen gefährlichen Plan der Liebhaber ihrer Seele ergiebt: Kara's Wangen aber überlief ein bei ihr so seltener Purpur der Freude und ihre Augen strahlten vor Entzücken.

„Versuche es,“ rief sie feurig; „es ist ein
Gedächtniß, aber glückliches Unternehmen und
der Preis, der Deiner Part, der Gefahr gleich,
die Du übernimmst. So sehr ich jetzt noch
gegen eure Liebe sein muß, so sehr werde ich
mich dann für sie erklären. Gehe mit meinem
Segen und Wunsche für das Gelingen Deiner
Pläne und kehre glücklich und siegreich
wieder zurück zu uns!“

Sie legte ihre Hand auf des Jünglings
blondgelocktes Haupt und drückte einen Kuß
auf seine Stirne. Dann entfernte sie sich.

Die kurze Zeit, die Herr Olaf noch bei
seiner geliebten Herrin blieb, verging ihm nur
zu schnell unter den leidenschaftlichen Aus-
sagen seiner Gefühle und Hoffnungen und
dem Anhören ihrer schätzbarsten Erwieberun-
gen. Sie trennten sich dann ohne den förm-
lich ausgesprochenen Schwur einer ewigen
Liebe und Treue, denn an eine Untreue dachte
Keiner; Beide lebten in den schönsten, süß-
sten Erwartungen, wodurch der Schmerz der
Trennung doch in etwas gelindert wurde. Ein
leptor Blick in Arianes Augen voll göttlicher
Schönheit und himmlischer Huld war ihm ein
Schild gegen alle jage Furcht vor den Rä-
den und Schreden, die seiner warteten; er
begann fröhlichen Muthes den gefährlichen
Zug.

Wieder halb träumend gelangte er aus
dem Mienenthalte der drei Schwestern in den
weiten, großen Wald, darinnen er vor langer
Zeit eines Morgens hatte jagen wollen; er
gelangte zur Burg seiner Väter; sie war un-
bewohnt und halb verfallen; er mußte viele,
viele Jahre weg gewesen sein, denn da er sie
verließ, war sie noch fest und gut erhalten und
zahlreiche Dienerschaft bewohnte sie; er hielt
sich jedoch nicht lange darin auf, sondern
wandte seinen Schritt zu einer in einem Fel-
sen befindlichen Grotte, in deren dunkler, kü-
hler Mitte ein Brunnent rauschte; er schloß sich
vor denselben und tief in seine Liebe hinunter:
„Belona! Belona! Belona! Schutze mich meiner
Kindheit und meiner Jugend, erkeime mich!“

Kaum hatte er dieses gerufen, als das
Rauschen bald einen Augenblick vermehrte und
dann über dem Brunnent eine lustige, geist-
hafte Frau, von der sanftesten, jartesten Schön-
heit, erschien. Sie fragte ihn freundlich um
sein Gewand, und nun theilte er ihr die ganze
Geschichte seiner letzten Vergangenheit, die
Schicksale der drei Schwestern, seine Liebe zu
Ariane und die Bedingungen, unter denen sie
sein Eignen werden sollte, mit, und daß die güt-
tige Fee, die ihn von früherer Zeit an geliebt

und beschützt hatte, um ihm Hilfe bei seinen
Unternehmungen. Er wünschte nun, daß sie
ihm anzeige, welchen Weg er einschlagen
habe, um in das Reich des Dämonen zu ge-
langen, der Ariane's Eltern und seinem Bru-
der gefangen hielt; wie auch den Ort finden
zu dessen, wo die Gebeine der Beiden andern
Brüder begraben seien; alles Andere wollte er
mit eigener Hand vollbringen. Die liebes-
volle Fee willfahrte seinen Wünschen; sie sagte ihm,
daß die Gebeine des ältesten Bruders nirgends
anders, als in der fast ganz verfallenen Kap-
elle seiner eigenen Burg begraben seien, be-
zeichnete ihm genau den Ort und bracht ihn,
sie loge sich auszugraben und in die Grotte zu
bringen, indem sie dann vor jeder neuen Ge-
fahr geschützt seien; die Gebeine des andern
Bruders wolle sie durch ihre dienstbaren Gei-
ster von dem Grunde des Meeres herbeiholen
lassen. Die dritte Aufgabe mußte er selbst
lösen; doch versprach sie ihm auch dabei alle
mögliche Hülfe. Sie sagte ihm, er möge,
wenn er die Grotte verlassen habe, nicht auf
seinen Weg sehen; da werde er einen, wie
Siebe dünne und seinen rothen Strich ge-
wahren; dem solle er nachgehen, ohne sich ir-
gendwie ablenken zu lassen; denn theils wür-
den sich furchtbare bedrohliche Erscheinungen,
theils reizende verführerische Gesalten zeigen,
und sowie er sich vor den einen scheuten, von
den andern locken ließe, würde er des Weges
verloren und sich in ganz andere, fremde Re-
gionen verirren. Den feldernen Haden, der den
Strich bilde, solle er vor sich der Schritt vor
Schritt aufwinden und vor einem selten Knäuel
bilden; durch ihn geleitet, werde er an einen
fahlen und unabsehbar tiefen Abgrund gelan-
gen, vor dem ein hoher Baum stehe; um den
solle er dann die Seile schlingen und den
Knäuel in den Abgrund werfen, sich selbst aber
an ihm in denselben niederlassen, unten ange-
kommen werde er ein furchtbares Ungeheuer
erblicken, das werde ihn zu verschlingen drohen;
er solle ihm aber nur furchtlos entgegen-
treten und aus seiner Wädhne mit fester Hand
den Falschen Haare reißen; das Unge-
heuer werde sich dann legen und ihm furchsam und scheu
die Äuße legen; dies solle er sich gelassen las-
sen, bis er Schmerz empfinde, dann solle er
den einen Gang entlang gehen, bis er zu einer
Stelle gelange, wo derselbe sich in drei Wege
theile: von diesen solle er den zur Linken wäh-
len, der mit jüngernden, klauen und rothen
Flammen bedeckt sei; er werde ihn in einer
dunkeln Höhle führen, aus der ihm ein wun-
derlicher Raus entgegenstalle; er solle sich von

ihm nicht abhalten lassen, sondern köhm hineintreten und sein Auge wehe dann gewahren, wie sieben Ungehauer, im Kreise herum liegend, durch lautes Schnarchen diesen Kern machten; jedem dieser sieben Ungehauer sollte er dann einen Theil der dem Unthier am Ginzange ausgefressen Haare in den Mund stecken; hierauf sollte er noch einmal weiter gehen in die nächste Strette, dort seien die Eltern und der Bruder der drei Schwelern, an Händen und Füßen mit schweren Ketten gefesselt; die sollte er lösen und werth den Vater, dann die Mutter und zuletzt den jüngsten Bruder den von ihm schon gegangenen Weis zurdragen, bis er an den Eingang komme, wo noch die reihe Seide herniederhänge; die Theil, welche von den Füßeln ungesund geworden, müsse er nun naheinander, an dem Raden in die Höhe fliegend, hinauftragen. Den angekommen, werde sich die reihe Seide von selber so legen, wie er zu gehen habe, um zu seiner alten Burg wieder zu gelangen, die Oefene der beiden andern Brüder zu heilen und dann, von ihr selbst geführt, in das Zauberreich der drei Schwelern zu gelangen.

„Achter Wille, Muth und Gewandtheit,“ fügte sie noch schließlich hinzu, „sind die drei Eigenschaften, deren Tu zur Ausföhrung dieses allerdings schwierigen Unternehmens bedarfst; doch wenn Tu genau meinen Rath befolgst, so mußt es Dir gelingen.“

Herr Claf aber gedachte der göttlichen Ariane und machte sich mit leichtem Herzen daran, genau nach den Worten seiner gütigen Schutzherrin zu handeln; und wie viele Verfündet hatte, so traf er Alles und wie sie beschien hatte, so war er auch. Alles gelang, er ließ sich weder durch Scherzweisse, noch durch Reue von seinem Vorbe ablenken, und bald war er mit den hohen Eltern und Geschwistern, seiner früheren Herrscherinnen und seiner angebeteten Ariane in dem Zauberwäldchen angelangt. Der Anblick des grenzenlosen Glüdes allein, den er bei dem ersten Wiedersehen Aller hatte, würde ihm schon Ersatz gewesen sein, für alle die beschwerlichen und Gefahr drohenden Schritte, die er gethan.

Als aber der erste Freudenrausch vorbei war, da trat Kara aus ihm zu und führte ihn in die Mitte ihrer Eltern und Geschwister; sie erzählte Alles, was sich zwischen ihm und ihr und ihren beiden Schwestern begeben hatte und das sie einzig ihm das Glüd der Gegenwart zu danken hätten, daß ihm aber nun auch der Segen der Geschlechten werden müße, für die er doch eigentlich dies Alles ausgerichtet habe.

Sie führte ihm die vor Freude fast ehnmächtige Ariane zu, und schon wollte er sie in seinem Entzücken in die Arme schließen, als der Vater dazwischen trat und also zu sprechen begann: „Aber wißt ihr auch, meine Kinder, daß von dem Augenblicke an, wo Ariane Claf's Weib wird, sie aus unserem Zauberreiche scheiden und so menschlich werden muß, wie er es ist? Ich werde sie nicht abzuhalten suchen, wenn sie mit ihm verbunden sein will, aber sie wird dann allmählig ihre Jugend verlieren und mit der Jugend ihre Schönheit, sie wird allen unsern Reichthümern und Herrlichkeiten entzogen und ein vielleicht künftiges und armeliches Leben führen müssen, wie es sich für ihre höhere Natur nicht schickt. Ariane, fürdest Du das nicht?“

Tief aber alle auf den Geschlechten, schlang ihre Arme um ihn und rief: „Ich zu Liebe und mit ihm im Punde vermag ich Alles, laßt ich Alles entsagen, werde ich so dem Schicksal furchtlos entgegengehen — ich bin bereit!“

Und die Eltern und die Geschwister riefen: „Sie ist bereit!“

Kara aber bat ihren Vater, alle seine Macht aufzubieten, das es Arianen und Claf möglich sei, von Abend zu Abend in ihren Kreis zurückzukehren und sich drei Tage bei ihnen zu bleiben. Worauf die drei, nun als wunderbare Götter erscheinenden Brüder, wie auch die Mütter, vereinigten ihre Bitten mit denen Kara's und der Vater, selber von diesem Wunsche erfüllt, versprach zu thun, was in seinen Kräften liege.

Bald darauf verließ Herr Claf mit seiner heißgeliebten Ariane den Zauberwald und zog mit ihr in die, von seiner Schutzherrin wieder dergestaltet Burg seiner Väter ein. Ihr Leben war ein glückseliges; sein Schwert der schönste nähe sich ihnen; sie liebten sich unauferstößlich; nach jedem Besuche, den sie im Zauberwäldchen abtraten wurden sie wieder jünger und schöner; das Alter und die Häßlichkeit blieb ihnen fern, liebliche Kinder, die schönsten Früchte ihrer immer blühenden Liebe, umgaben sie, und als Jahre vergangen waren, und es den tapfern Brüdern Arianen's gelungen war, wieder in den verlustigen Berg ihrer früheren Nacht zu gelangen, da wurde es ihnen auch möglich, die Wege selbst zu andern, daß Ariane, Herr Claf und die Kinder der beiden für immer in dem nun allgemäligem und großen Zauberreiche aufgehen konnten. So leben sie nun Alle im unachörstlichen Glüd beisammen, und geht

Der Niese Wuth.

Vorlage von Ludwig Wachter.

Im Lande Niesel lebt aller Orten und Enden die alte Sage, daß vor Zeiten, als die Menschen noch besser waren wie sie jetzt sind, es auch geistige Wesen gegeben habe, welche, gleichsam Kichtaffen, mit höheren Kräften begabt, friedlich und freundlich, guten Engeln ähnlich, mit den Menschen Umgang pflegten. Diese heißen Wesen alter Mythie nennt das Volk die „seligen Kräulein“ oder kurzweg in seinem landesüblichen Dialekt: „die Saligen,“ und schildert dieselben von überirdischer Schönheit und mit allem Aufwande lebhafter Phantasie. Sie wohnten in Krebskralchen unter den riesigen Ähren des Hochgetreides, schürmten die Alpenweiden, waren guten Menschen hilfreich, hatten deren Arbeiten verrichtet, und hanteten unter einer Königin, deren ganzes Wesen heil und gut war, daher sie auch *Hulda* hieß. Der allem war die *Hulda* mit ihren Töchterinnen, den Saligen, dem nüslichen *Blaschbau* fürderlich; sie führten den Menschen ein im Gebirge, sie überwachten ihn, sie belehrten fleißige Spinnerinnen, spannen auch selbst, erschienen zu weilen und dreien in den Hütten der Berg- oder der Thalbewohner, und spannen darin mit den Frauen um die Wette. In den weiß Nädten, vom ersten Weihnachtstage an bis zum Dreifinigstage, segten *Hulda* und ihre Saligen umher, und brachten fleißigen Spinnerinnen und Hausfrauen erquickende Gaben. In der Sommerzeit aber weilten sie gern auf den Almen, tanzten und schwelchten über die Bergedummen, sangen auch viel, ach und so sehr, daß sie manchmal Zehne des Gebirges das Herz und den Rufem sangen.

Das dauerte lange so fort, aber dann kam eine andere Zeit; es kamen Niesen in das Land, ungeheulste, rebe Gewalten, wilde Jäger, welche die Saligen hassten und verfolgten, weil diese alle Jagdthiere: Steinböcke, Gemsen, Schneebühner, Schilbbühne u. A. in ihren heiligeren Zügen nahmen. Wo die Niesen eine Salige sahen, verfolgten sie die selbe mit dem wilden Hater, und es gab für eine solche Verfolgung fast immer nur dann eine Rettung, wenn es ihr gelang, ein Kreuz zu erreichen und zu umflämmern, oder einen Heiligtum, auf welchem die Heilshüter drei Kreuze eingehauen hatten.

Im Thier-Gebirge, im Winksbau, eine Viertelstunde über dem Orte *Graun*, steht sich im Mittelgebirge ein Bergspitz voll Steinplatten, mit einer Kluft, welche Stelle noch heute „i Zälig“ (mit Saligen) genannt wird. Dort war der Eingang zum unterirdischen Palaste einiger Saligen, welche in jener Gegend wohnten und die Menschen liebvoll begünstigten, dafür aber auch dankbar von ihnen verehrt wurden. Und vorzugsweise geschah dies von den jungen Mädelchen im Dorfe *Reichen*, welche gar eifrig den *Blaschbau* besuchten, da deren Fleißern auf den ertragreichen Neubrüden des früheren Seebodens schöne *Blasche* selber belassen.

Es ist im ganzen Innthal bekannt, und wer hindurchkommt sieht es ebnlich, daß die drei freundlichen Zehn die einer hinter dem andern den Thalgrund schmücken, und vorzüglich der oberste, der *Reichen*, oder grüne *See* gar nicht weit entfernt von der Gischquelle, sondern

viel größer waren, das ihnen zahllose Morgen Landes bereits abgenommen sind und in Ackerland oder Wiesen verwandelt waren.

Ein herrlicher Frühlingsmorgen überstrahlte Höhen und Thälerhöhen: der Heider-See, der Traun- oder Mitter-See und der Reschen-See lagen still und stahlblau im Thale, von isolirten Reiterhöhen und fernen Wäldern überschattet. Die Sonne war noch nicht darauf über den Leptahaler Felsen: sie mochte sich noch zu viel mit denken, wie mit der Gloriosaenhörner des Weisfogs, des Bernagts, Fener und des Gebirger Fener Morgenanlugen zu thun: sie fließte alle diesen majestätischen Höhen in Kelschimmer, und die Gloriosa über dem Plenalthale, die nordwestlich herabging, mußte ziemlich lange warten, bis auch an sie die Reihe kam, ein Lichtumant ansetzen zu erhalten: mittlerweile aber waren alle schroffen und nackten, wie alle grünen und reigenden Höhen in die klare Morgenpracht des Heidersee getaucht: die Seen blühten jetzt wie goldene Spiegel, in denen der ferne Felsen sich still beschau: die rauhe Gestein wie ein silbernes Band, an welchem diese Spiegel hingen, einer über dem andern: sich die so die und verneinte Wasser. Haide glück jetzt einer rissigen weil gekrümmten grünen Kette, der nichts fehlte, als Kaiserkrone.

Nun roste sich auch bereits in dieser erhabenen Naturherrlichkeit, die wir ein Felsen, sabbath der und still Gebirge und Thäler umfing, die Thätigkeit der winzigen Menschen. Die Arbeiter waren jetzt ins Feld: eine Schaar junger Mädchen aus Reichen begab sich zur Leinwand, um dieselbe zu weben, und ihre Arbeit mit Geduld und frühlichem Gepolander zu wahren: die Kinder eilten zur Schule, und gar feierlich klangen, vom lauten Thälgrund der Hüch aufwärts kühnenden Südwinde getragen die Weiden des auf heiser Höhe heil gelegenen Süßes Marienberg, das hässlich, wie ein Fährtenhöfchen, doch über dem grünen Thale, schloße Fährtenberg stromte.

Die munteren Töchter des Urstehales, die zum Flachland zogen: Rast und Etas, Emereuz und Gredem, einige Duzeln, wie die Taufnamen Rothburg und Walburga in Duzel abgesetzt werden, eine Rita und eine Barbara und eine Rast und andere Namen, Trägerinnen geistlicher Heiligen lachten und scherzten, sangen und freuten wie es kam, waren manchmal im Reimzettel die Straupe die nicht am Flachlande verweilt, dahin fahrenden frühen Reisenden Grüße oder auch

Scherzreden zu und begrüßten dieselben mit weit nachschallendem Schallen.

Lasst alle Verkommenen verkommen, denn fast zugleich richteten sich alle Hüde einer überraschenden Erscheinung zu. In der Richtung von Reichen her kamen bald langsam, bald schwach in stiller Hast drei weiße weithalige Weibchen, von denen anzunehmen war drei Reiterfrauen, die am Gebirge hüten sollten. Ringer haben sehen: aber als sie näher kamen, gewahrten die Nachzüglerinnen gar wohl, das es Jungfrauen waren mit fliegendem Haar, auch in den schönen, aber blauen und blauen Weibchen, die Hände schenlich erhoben, die dem langstlichen Rast innig bühnd hören ließen: Haltet auf! Haltet auf! — und schon waren sie den erhauchten Gebirgerinnen verübergeglitten, und wendeten sich in das langstlicher Thal, aus dem der Wildbach Garlin, der aus dem Felsen des Leptahaler Felsen abfließt, mit wildem Lärm herabstürzt und sich in das Felsen des Gewasser See's fließt.

Den Nachzüglerinnen hatte der Himmel geschickt und die jungen Herren Kapfen flücht unter den herabigen Reibern.

Reim Gut! rief eine Duzel: das waren Colosse! Heillich — wer sonst anders? heilige alfling die grüner Rite.

Was in aller Welt aber mögen's denn so gar eilig haben? warf Etas die Frage auf, eines der jüngeren Duzeln, Verwunderung im ganzen Geschick.

Ach Gott, sie sind gewiß einmal verzeigt! muthmaßte von Müßel und jarter Verzeigt die sanfte Rast. —

Da schau hin! Am Jesus Willen! siehe Barbara, und sching ein Kreuz und deutete Holzaufwärts nach dem Reichenstehel.

Gott und alle Heiligen! Der Rast! — Jesus, Maria, Joseph! der Rast! — O all ihr heiligen Reitheller — der Rast! Ich bin langstlich und blänglich die Einamen aller Mädchen durcheinander und einige weissen schon davon laufen, denn drohen auf der Reichen Höhe hand in der That — ein Riese.

Ein Riese — das ist gleich gesagt — aber was ist ein Riese?

Ein Mann, der seine acht Fuß Länge mißt, das ist schon ein Riese, kann aber ein ganz hübscher und artiger Mann sein, dabei auch sogar ein wenig klug, auch sehr gut geistlich und weiserzeug — so sind die Hochgebirger, tiefen aber hübschweat.

Der Colosse ist auch ein Riese gewesen, aber der kleine David hat ihm einen steinen

Rücklein an den Kopf geworfen, davon ist er gleich hingefallen und leb geworfen — so sind die Hochgebirgsricken nicht; die werden nicht hin ren zu einem kleinen Steinchen, da müßt's tiefer kommen, da müßt' der Stein glück so groß sein wie ein Fabel.

Der Hochgebirgsricken, das ist ein wilder Mann, ein Löwe, der wußt Wasserrose, seine, wie die Faden Schneebälle: kein ganzer Fels ist mit granatinen Haare bewachsen, wie Baumhart: sein Fels ist ein Mantel von Faden, felsen, sind nicht nicht, die Fäden sind verfeinerte Fadenbäume. Leb Ricken Augen brennen wie Kerben, sein Hals ist der Hals eines Stiers, sein Fars ist lauterhina, kein Winterhat ist ein Rickenbaum, kein Wohnung ist im tiefen, düsternen Wälder und im unterirdischen Aetherluft. Die Summe eines solchen Ricken ist eine tiefe Dämonie, und dem brachen der Winterhaat, dem sein der Wasserfalsch und vom Schlags des Faden vergessbar, und seine Kraft ist unerfüllt. Ein Bild nur, das der Vergleich den Menschen nicht anhaben kann, den Göttermenschen nicht, weil sie nicht und getauft sind, und den Jüngermenschen nicht, weil sie das aus, eine Heil Gottes sind — wie es der Ricken mit Fäden und Fäden hält, kann man so eigentlich nicht wissen, weil deren viel nur sitzen durchs Fels kommen: möglich ist's aber immerhin, das der Ricken selbige Fäden ebenen gesehen hat, weil im Lande keine der Art mehr alt.

Leb ein Ricken war's, der dort ob dem Reichensteine stand, wo die Wasserseide ist zwischen dem Felssteine und dem Innthal, denn gleich links über Reichen auslief die Fels, und rechts unten vom Fels der Fels der Fels, das hinunter nach Ricken, um sich bei Ricken zu finden in den blauen See zu führen.

Der Ricken hier mit seinen rollenden Augen im tiefen Fels gerade aus, und dann links, und dann rechts, und sah nichts mehr von den drei seligen Kräutlein, die er verfolgte; und er brumte, das es lang als ob durch die fernen Felsstücken im Gebirge ein Wetter tolle, und dann schritt er in das Felsstücken.

Er kommt, halter Stand! rief die herrliche der jungen Fäden, die blühende Götter. Ihr habt's gehört, was die armen Seligen und unruhig: Halter auf! Mit den Händen freilich können wir den wilden Rängen nicht abhalten, weil aber mit dem Faden, denn habt acht, er wird uns fragen, und da wollen wir hübsch mit ihm scherzen, das die

Zeit darüber vergeht, anhaben und thun kann er uns ja doch nichts. —

Fier Rath war gut und gesunde, und die Rickenstücken haben nicht, als ob sie den Ricken geben hätten, waren ihrer Arbeit, und haben auch wieder Götter an: mit diesen wollte es aber nicht recht sein, er kam ins Fels, und vergingen nicht zwei Minuten, so war der Ricken bei den Fäden, sich den Fäden, und gab sich Ruhe, anhaben in Fäden.

Der Faden, was die Ricken nicht sind! Zeit's leben sich auf dem, die Fäden! — begann der Ricken seine Fäden.

Es war sich noch — antwortete Götter. Der Faden will nicht gelassen sein.

Wer's nicht und selbigen Faden euer Fädenstücken wissen, und sie auch von euren lieben Seligen können lassen? Fädenstücken fragen der Ricken.

Faden antwortete: Fäden der Fäden, die Götter antwortete: Wer seid's denn ich? Was sucht's ich?

I bin der Ricken Faden, und ich hab' eine Fädenstücken, das ich alle Fädenstücken nicht; antwortete der wilde Faden, der sich in der angenehmen Fäden Fäden nicht mehr geliebt, und seine Fädenstücken war nun schon laut genug, wieviel er sie noch mögliche, das die Fädenstücken Fädenstücken in beiden Fäden des Fädenstücken sie wiederhallen.

Habt ihr mit drei Seligen geliebt, Fädenstücken? fragte der Ricken. O wiew, ihr habt's geliebt! Wo binu sind sie?

Wir haben keine geliebt! tiefen die Fäden alle wie aus einem Faden.

Ob! ich die Ricken, und ich sein Faden dabei auf wie ein Fadenstücken. Ihr werdet sie nicht verlassen, das kann ich mir recht aus denken — sie sind ja auch so alte Fädenstücken, die euch helfen und euch den Faden in der Nacht mit Fädenstücken belegen, das er recht lang macht. Zeit weiß ich. —

Ja, der Ricken wird recht von der Fädenstücken und vom Fädenstücken wissen. Welt geliebt! rief die herrliche und fluge Götter, das können wir ihm besser sagen. Da man man das Faden im Fadenstücken Fädenstücken, wenn der Fadenstücken war, ich, man man den Fadenstücken, wenn man nämlich Fädenstücken haben will, wie das Fädenstücken ist, den wir hier Fädenstücken, der manstücken im April geliebt werden, Fädenstücken: wenn man aber Fädenstücken haben will, so hat es mit der Fädenstücken die man Fädenstücken, und will man Fädenstücken haben, es so kann man die

Johannistag warten. Die Saat muß recht eilig gesäet werden, da wird der Hader fast ist, und sehr, und wenn die Saat aufgesäet ist, so muß selbige zweimal gesäet werden: — Du, du! hast ja mir zum ersten, und hernach — Halt endlich dein Mund! Du! grüßte der Kiese unterbrechend: um alles des frag ich nicht, ich frag nach den Sallgen.

Da trat gleich Reibung vor, und schaute dem Kiesen mit ihren hellen Oulern fest in das Wollschrautgeicht und das an: das mußte da doch wissen, mein braver Kiese! das der Hader, wenn er „stilig“ geworden ist, und abgeblüht hat, gesäet wird, vorab, wenn man ihn nicht zur Einsaat sehen und die Knoten völlig reifen läßt — doch Du, da wird er sein am obern Ende gesäet, und aufgezogen und in Bündel gebunden und die Bündel leucht man reihenweise gen einander — nachher werden die Knoten auf der Raufe abgeteilt, und die Stengel werden sauber in eine Ordnung gelegt, und das Unkraut, das allentalls noch im Hader geblieben ist, wird ausgeleert, und nun werden die Stengel in Baulen gebunden, je eine gute Hand voll, und nun geht es anders.

Dem Kiesen weiterleuchtete die helle Ungebul über das ganze Gesicht, er schüttelte bestig mit dem Kopfe und rief: Um alles des frag' ich nicht, ich frag nach den Sallgen!

Sei doch still, lieber Kiese! das, nahe an ihn herantretend die sanfte Kiese! — und bekennt sein, was der Hader für eine gute Sache ist. Gerüstet muß er doch werden, das wird Dir einleuchten, wenn Du auch keine Hemden tragh. Man kann ihn im Thau stehen und an der Luft, doch Du — da breiten wir ihn, wenn er abgeteilt ist, dünn neben einander auf der Raufe aus und wenden ihn fleißig: o mein guter Kiese, das sehest mehr Arbeit, als Du denkst, da brauchst's wohl acht, ja neun Tage, bevor er fertig ist, das sich die Hader leicht vom Holze loslösen, aber wir stehen ihn auch im Wasser, in Weizenampeln, daran es hier nicht fehlt: da wird er in Bündeln eingelegt und mit Steinen beschwert, dann faul: das heilige und da muß gehörig aufgepöcht werden, das der Hader nicht durch überdörrn verdirbt. Das ist gar eine böse Arbeit, die wäre nichts für Dich, mein verehrlicher Kiese! denn der geästete Hader Raubt gar nichtverträglich, das es unter einer oft den Odem verliert. Wenn der Hader drei Tage im Wasser gelegen hat, doch Du, da müssen wir schon alle drei oder vier Stunden nachsehen, und müssen einzelne Halme um die

Finger weiden, und probiren, ob das heilige leicht bricht, nachher thut man ihn heraus, und wenn er noch nicht alle gleich aus ist, kann man ihn an der Luft noch nachtrocknen lassen.

Ich wollte, daß ihr in der Hölle geästet wärdet! schrie jetzt der Kiese, die der Hader allen Mädchen ins Herz schlug. Was alle euren Hader und Stängel frag' ich nicht, ich frag nach den Sallgen. Gleich sagt's, wo sie hin zu sind!

Gerüstet gern thut's wir Dir das sagen, geästeter Herr Kiese! — nahm jetzt Kiese mit großem Ernste den Hader des Geästetes auf, und suchte mit diesem schwarzen Hader den harten und unbändigen Kiesen immer noch ein wenig zu fesseln: — wenn wir's nur selber wüßten.

Sie werden bald spinnen gegangen sein — wie können wir armen Dirablen wissen, also die Sallgen ihre Spinnstube haben! Also Du, wenn der Hader geästet ist, so wird er aufgehängt, und die Bündel oder Stängel werden in die Sonne gestellt, und dann wird er entweder ausgebleicht, und an der Luft völlig getrocknet, oder er kommt in die Darrre, und wird ob dem Darrreisen gedörrt, nachher kommt er unter den Bündel, wenn man ihn nicht zu längerer Verwitterung unter das Hochwerf einer Hadermühle bringt. Nachher geht das Brechen los, entweder auf der Bodenmühle, oder wie bei uns zu Lande noch bräuchlich, auf der Handbreche. Aus dieser kommende, schwingen wir den Hader, der nun so zart ist, wie Dein Haar, mein allerschönster Kiese, da theilen sich die Hader, und die Schalen oder Asten fahren heraus, da muß man sich sehr in Acht nehmen, daß die einen nicht in die Augen kommen. Nachher wird der Hader gebürstet, nachher gebürstet, damit sich Hader und Werg scheiden, nachher —

Hi, das auch verdammte Madeln alle der heile Satan deckte! schrie jetzt voller Jern der Kiese Wuth, und es hallte rings durch die Thäler wie Weizenschläge. Das frag' ich ja in allem Hensel nicht, ich frag nach den Sallgen! —

O freilich! rief ihm die gar saubere, nette, und dabei jugendlich feste Kiese entgegen, und häupte dem grimmigen Kiese so nahe, daß sie ihn hätte am Bart zupfen können, wenn ihre Arme und Hände so weit hinaus gehen könnten. O freilich! die Sallgen hat ich eben verth, da kann nach ihnen frag. Du hast werden gelagt, geästeter Kiese! die Sallgen werden alle Spinnweben. Siehst Du, denen geht's accurat,

und trat alsbald einen Nagel schief in die bedeckte Erde, daß man noch immer die Telle sieht, und schenkte und brüllte, daß es von allen Bergendäulen zurückschallte: Wuhuhuh! Wuhuhuh! wie Donnerstimmen, und von den Stämmen des Hirschen wurden die Berge so erschüttert, daß von allen Wänden Muren niederstürzten und prasselten, und die ganze Luft wurde ein Dampf und Staub, und die armen Mäden fielen vor Angst und Schreck und Jammern und Jagen alle in Ohnmacht, eine über die andere und lagen da wie ein Häufchen Unglück. Der Riese Ruch aber setzte seine wilde Jagd nach den Saligen fort, und rannte vom Graun-See links in die Berge hinein, ins Tschenthal, dahin er, seiner eigenen Aeußerung nach, gehörte: er lief aber bis auf die beinahe zehntausend Fuß hohe Dangel-Weiß, allwo auch eine schöne Gegend und Aussicht, geradeaus nach Westen ins Grischal, rechts nördlich ins Langtauferer Thal, links südlich ins Venauthal, und östlich auf eitel Schnee, und Gisch-Geirge, voran der schier zwölftausend Fuß hohe Weiskal. Von seinem hohen Standpunkte aus blickte der Riese rings umher, etwas von den seligen Adulern zu entdecken, deren es dort herum, und absonderlich im Legthale, viele gibt, aber er sah nichts von solchen, und zumal sah er die nicht, die er an diesem Tage verfolgte hatte, denn die waren längst in der nächsten Nähe von Graun und Reichen in ihren unterirdischen Krystallpalast geschlüpft, und in guter Sicherheit, und segnete die Reichen Mädchen, die mit neckischem und schallhaftem Gepolter den selbstigen Riesen so lange aufgehalten hatten. Der Riese aber segnete nicht, sondern er suchte. Er verwünschte alle Perleöhrinnen des Eder-Grischthales, und alles Flachland

und alle Spinnreden und Spinnwäben und alle Garnweifen, und alle Hirschen, und die drei Seen sollten zu Gisch erstarren, und aus dem Gailen und der Gail sollten Wäffer werden, und sich im Thale vorstrecken bis gen Rals und Glurns.

Selbiger Riesenstuch ist zur Zeit noch nicht in Erfüllung gegangen, aber in der Sage jener Thäler lebt er fort, und hat sich zu einer unheilvollen Prophezeiung gehalten.

Die in Ohnmacht gesunkenen, den Saligen so fern und anhänglich gesonnenen Flachsdäuerinnen sahen und hörten lange nichts von den drei Saligen, denen sie sich so hülfbereit erzeigte, aber als Winterdämme alles Land bedeckte, und der Vorabend des heiligen Dreikönigstages kam, und die dort im Lande so genannte Gëmnachten, (andererorts Perchabend geheissen), da hat sich's denn gezeigt, was die Saligen vermachten. Da fand jede von jenen braven Töckeln, als sie ihren Abendgelen geteet hatte, und zu Bett gehen wollte, auf der Decke einen ganz frischen, malgrünen Brautkranz, und der Klee grün und blieb grün, und ebe sechs Wochen ins Land gegangen waren, so waren alle jene Mäden Braut, und bekamen theils recht brave und wohlhabende Bauern, oder auch Beamte in der lieben Heimath, einige, die am weichen weg freiten, kamen theils nach Meran, theils nach Innsbruck, die andern freiten nach Rals, Raders, Landes, Imst u. s. w. und sind alle glückliche Frauen und Mütter geworden und ist ihnen aut gegangen all ihr Leben lang, und ihre Brautkränze sind zur Verwunderung lange immer grün geblieben, und haben ihnen bei ihrem Abschieden aus dieser Irthümlichkeit in die Heimath der modernen Saligen noch die in Ehren ergrauten Märentenhäupter geschmückt.

Die beiden Musikanten.

Nach von W. Albert.

Nur gar langer Zeit lebten einmal in einem Orte zwei Musikanten, die weit und breit in der Gegend vereint zum Tange aufspielten!

Der Eine, Gottfried genannt, war ein braver und frommer Purich, der seinen alten blinden Vater kümmerlich ernährte durch seine Geige, auf welcher er gar schön spielte! Der

Gottfried war von schlankem Wuchs und schönem Angesicht; der andere Musikant hingegen war ein häßlicher bußliger Purich mit rothem Haar und er hatte ein schlechtes Herte, und verdrehten Sonntags erworbenen Lohn gleich Montags im Wirtshaus, spielte Karten und führte überhaupt ein abscheuliches Leben.

Kamen die Beiden oft am hellen Morgen noch einzeln auf dem Langboden durchwachen. Nacht herein, dann freute sich der Gottfried schon darauf, daß er dem Vater den erworbenen Lohn heimbringen konnte! Der Konrad lachte darüber hell auf und sagte ein:

Se Gottfried! Bist doch ein absonderlicher Bub, das Du niemals ins Wirthshaus kommst zu den Andern, dann freute sich der Gottfried schon darauf, daß er dem Vater den erworbenen Lohn heimbringen konnte! Der Konrad lachte darüber hell auf und sagte ein:

Der Gottfried aber antwortete: Hör Konrad! Ich weiß nicht warum Du's thust, aber es scheint Dir recht wohl zu sein, wenn Du mich plagen kannst! Mein Vater ist mir niemals zur Last gewesen und wird's auch niemals sein und ich geh gern den lezten Heller, daß es ihm wehergehe! Die Mutter hat mir's oft erzählt, daß, wie ich ein Kind war, ich Jabelang krank und schwächlich da, nieder lag, und der Vater hat mich drum nicht minder geliebt wie den andern Bruder, der heimgegangen ist zu Gott, und oft mit schwerem Herzen hat der Vater da oben ge- sehen und den Andern verachtet zum lustigen Reizen, damit er mir nachher um so besser helfen könne und er hat sich nimmer beklagt, daß er darben mußte um Meinenwillen, und nun, da ich ein rüstiger Burck geworden, durch seine und der Mutter Pflege, nun da der Vater meiner bedarf, auf seinen alten Tagen, will ich's ihm herzlich gern vergelten, was er früher an mir gethan, und mein einziger Wunsch ist, daß Gott ihn noch recht lange erhalte!

Schön gesprochen! lachte der Konrad, aber mir ist's doch weher ohne einen blinden Vater! Das Geld, was ich verdienen, gehört mir, und lekten meine Eltern noch, so könnten sie leben, wie sie durchkommen: Jeder sorgt für sich in der Welt, und wäre was Recht's an Deinem Vater, so sollt er Dir nicht zur Last fallen, und sollt sich Sonntags an die Kirch' stellen, und um Almosen bitten so gut wie andere alte Leute.

Der Gottfried aber fuhr auf: Hör an Konrad, ich sag Dir's im Ernst, ich will nichts mehr davon hören, und wenn Du meinen Vater bedrängst, so werde ich Dir's vergelten, daß Dir's vergelten soll! Mein Vater sich

hinstellen an die Kirch? Oher wollt ich mich in Stude reihen lassen: also laß das unnütze Geschwätz gut sein! Auch sag ich Dir, Du thust nicht gut mit Deinem Lebenswandel! Nicht einmal Sonntags kommst Du zur Kirch und treibst allerlei unnütze Zeug!

In die Kirch? lachte der Bockige und was sollt ich da? Mich schulmeistern lassen vom Pfarer wie ein Schulbub! Ja, das sollte noch! Das Leben vergeht so schnell, daß man's genießen muß so gut es geht!

Ja! meinte der Gottfried, das Leben vergeht wirklich schnell, und eben darum sollst Du einen andern Lebenswandel anfangen, damit es Dir dereinst gut ergehe!

Ah was schwärmt Du da grad wie der Herr Pfarer! Was schert's Dich, ich verlang nach meinem andern Leben, als das Meinige, und so lang ich guten Trank hab und Glück im Spiel, so lange bin ich zufrieden!

Mit diesen Worten ging der Konrad geradeu in's Wirthshaus! Der Gottfried aber eilte nach Hause in die Hütte seines Vaters und brachte ihm, wie gewöhnlich, den erworbenen Lohn.

Der alte blinde Geiger war auch recht glücklich, ob der Freude, welche er an seinem Sohne erlebte und als er sich an einem schönen Frühlingstage hinausführen ließ in's Freie, da sprach er zu seinem Sohne:

Hör an, Gottfried! Du bist ein braver Burck und machst mir viele Freude! Doch sollst Du dran denken, Dir bald ein eheliches Weib ins Haus zu nehmen, denn es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei, und es wird Gott zu sich nimmt, möcht ich Dich noch aufse- haben wissen bei einem braven Weibe, das Dich von Herzen liebt!

Der Gottfried antwortete nicht, aber seine Wangen färbten sich roth und er blickte hin- über zu der Wohnung des Schulten!

Auch, fuhr der Vater fort, thust's mir weh, daß ich Dich niemals so recht von Herzen lustig seh! Als ich ein junger, rüstiger Burck war wie Du, da ging ich Abends hinaus auf den Markt mit der Geige! Und wenn ich mich hinstellte an den Brunnen und schöne Weisen spielte, da kamen die Buben und Tieren alle herbeigelaufen, stellten sich im Kreis um mich herum, und hörten zu! Da spielte ich ihnen manches lustige Liedchen und die reicheren Buricken gaben mir manden schweren Heller, die Aermere aber brächten mir dankbar die Hand und das that mir wohl, denn die Mutter ist ein gönnlich Ding, und man soll sie nicht nur denügen Geld zu erwerben,

haben auch noch um seinen Ritterschen zu gefallen!

Der Gottfried schrie und schaute unversiegt hin nach des Schützen Haus, wo die schöne Marie am Fenster lag!

Und als er den Vater nach Hause geleitet, da setzte sich der Gottfried vor die Thüre hin und verfiel in tiefes Sinnen!

Der Vater hat Recht, dachte der Muskant, aber was soll's nützen! Der ich gut bin, sie weiß es nicht, und wenn sie's wüßte, so würd sie mich vielleicht auslachen und mich ver-spotten, weil ich ein armer Bursch bin, drum ist's besser, sie möcht's niemals erfahren!!

Nachdem er eine lange Weile da gesessen hatte, stand er auf, holte die alte Geige von der Wand und ging schnurstracks hin zum Markte, stellte sich an den Brunnen und spielte schöne Lieder!

Da kamen von allen Seiten die Dirnen und Burschen hergerannt, stellten sich um den Spielmann herum, und hörten aufmerksam zu! Der Gottfried aber schaute immer hindüber nach des Schützen Haus, bis sich endlich die Thüre öffnete und die schöne Marie hintret zu den übrigen Dirnen!

Und wie der Gottfried ihr ins Auge schaute, da überzog ein tiefes Roth sein Gesicht, das Blut rüllte schneller durch seine Adern und mit schnelliger Hand sprang der Bogen über die Saiten hin, daß sie schwirren, und die umstehenden riefen Beifall zu! Dem Gottfried aber vergingen die Sinnen schier und immer gewaltiger flog der Bogen über die Saiten, daß die alte Geige erzitterte unter dem Trude der nervigen Hand, die den Bogen führte!

Und als der Gottfried endete, da fielen die Heller von allen Seiten in seine Mäße, die er kinkelget hatte auf den Brunnen! und Alle riefen:

Ein Lied, Gottfried! ein Lied!

Ihr wißt ja, ich kann nicht singen! entgegnete der Muskant, sonst thät ich's herzlich gern Euch zu Gesallen!

Da trat die schöne Marie nun auch hin zu dem Spielmann und sagte: Versuch's nur Gottfried, es wird schon gehen!

Wenn's Euch Vergnügen macht, erwiderte der Muskant mit bebender Stimme, so will ich's schon versuchen!

Und wie sich seine Wangen noch rötheter färbten, da griff er zu der Geige, spielte und sang dazu:

Das Lied vom armen Burschen!

Es war ein Bursch gar brav und gut,
Und schön von Angesicht.
Der liebte ein herzzujens Bied,
Doch ach! sie wußt es nicht.

Des Nachts er in dem Fenster lag
Und schaut zum Mondeslicht;
Er freute sich und weint, und sprach:
Ach Gott! sie weiß es nicht!

Und als er einst am Felsenhang
Stand, wo die Well' sich bricht.
Da schaut hinunter er und sang:
Ach Gott! sie weiß es nicht!

Die Thränen fielen schwer hinab,
Der arme Bursche spricht:
Bist besser wär's, ich lag im Grab,
Denn ach! sie weiß es nicht.

Stürzt sich hinunter in die Muth,
Und als sein Auge bricht,
Da ruft er noch: Ich war Dir gut
Doch ach! Du wußt es nicht!

Gottfried hatte den letzten Vers mit bebender Stimme gesungen und als er endete, erscholl von allen Seiten der Beifall! Einige Dirnen weinten, die schöne Marie aber rief:

Es er ein rechter Bursch gewesen war, hält' er's offen gekanden, denn es ist keine Schand, denk ich, einem Knecht gut zu sein! Aber der Gottfried hat's schön gesungen und drum soll er auch seinen Lohn haben!

Die schöne Marie nahm ein Geldstück, und warf es hin in die Mäße des Muskanten; Dieser aber ward roth bis hinter den Ohren und, zitternd, ließ die sonst nervige Hand den Bogen fallen!

Und als die Buben und Dirnen sich entfernt hatten, und der Muskant allein zurückgeblieben war am Brunnen, da fiel eine schwere Thräne herab aus des Gottfried's Auge auf das Geldstück der schönen Marie!

Wie er eine Weile so da gesessen, dachte er: Ich geb' ihr mein Herblut, mein Spiel, mein Sang, und freue mich, ihr gefallen zu können durch ein Lied; und sie gibt mir Geld wie die Andern! So er ein rechter Bursch gewesen war, hält' er's offen gekanden! Und wenn ich's ihr gekande und wenn ich's ihr sagte, und wenn sie mir antwortete:

Ich mag Dich nit Gottfried, dann wär's aus mit mir, und ich müßt mich scheuen, ihr süßsüßig ins Angesicht zu schauen! Drum



Die beiden Musikanten.

Bilder von A. Ritz.

ist's besser, ich sag's ihr nicht, und bewahr's
in meinem Herzen!!

Jeden Abend ging nun der Gottfried zum
Brunnen und spielte seine Weisen und erwarb
sich manches Geldstück und alle im Orte waren
ihm gut! Die Mädchen grüßten ihn freundlicher
auf der Straße und die reichsten Buben blieben
bei ihm stehen, gaben ihm die Hand und
baten ihn, doch recht häufig an den Brunnen
zu kommen, sie wollten's ihm reichlich lohnen!

Farüber ärgerte sich der Konrad gar
genau, und auch er beschloß Abends auf
dem Markte aufzuspielen. Aber wie er auch
hinausging mit seiner Geige, und sich quälte,
die Tönen blieben beim Gottfried, denn er
spielte weit schönere Weisen. Und wie der
Konrad nun zum Troß auch Abends an den
Brunnen sich einschaltete und auf seiner Geige
herumtrotzte, den Gottfried zu hören durch sein
Spiel, da ward's den Buben im Orte zu toll,
und sie jagten den Konrad heim mit Schimpf
und Schande!

Als nun der Konrad zu Hause lag und
darüber nachdachte, wie er's dem Gottfried ver-
gessen könne, da ward er sehr eernig und rief:
Se ich ein Mädel müßt' ihnen zu treten,
und den Gottfried wegzubringen vom Brunnen,
wollt ich mich mit Leib und Seel dem Teufel
verschreiben!

Da schloß sich die Thüre und herein zum
Konrad trat ein langer, häßlicher Kerl, ganz
reiß gelichtet und sprach:

Wonn's Dir Ernst ist Konrad, so weiß
ich ein Mittel, Dir zu helfen!

So ihr mir helfen könnt! antwortete der
Bursche, ihr müßt sein, wozu ihr wollt, so
will ich mich Euch verschreiben um Leib und
Seel!

Hi! hi! lachte der Lange! Alß ja ein
rechter Bursch ohne Furcht! und Du bangst's
nicht um Deine Seeligkeit, wie den dummen
Buben im Orte!

Was schert mich meine Seeligkeit, lachte
der Konrad laut auf! Glaube ihr denn, ich
summe mich drum, was der Pfaff schwarz in
der Kirche? Se ich mein Leben lang laßiam Geld
hab' um Essen, Trinken, Spiel und anderen
Bergnügungen mehr, schert's mich nicht, was
da kommt, wenn ich gestorben bin!

Gut! entgegnete der Fremde, so Du mir
das unterzeichnen willst, geh' ich Dir eine
Zaubersprüche, dergleichen Du niemals sehest,
denn wenn Du darauf spielst, wirst Alt und
Jung die Hüte verlassen, und zu Dir kommen,

Die zuzuhören, und Du wirst viel Geld ver-
dienen, und der Gottfried wird morgen Abend
allein am Brunnen stehen und sich's Haar
auskaufen!

Tep! das gilt! rief Konrad, und wie
er's dem Fremden schriftlich gegeben, botte
dieser unter seinem Mantel eine niedliche Geige
herber, reichte sie dem kugligen Musikanten,
und sagte:

Niel Glück, lieber Konrad,
und verschwand!!

Als nun der Abend kommen, und der
Gottfried wieder am Brunnen stand, da nahm
auch der Konrad seine Zaubergeige und ging
hinaus.

Und wie er begann zu spielen, da kam
aus den Hütten Alt und Jung hergelaufen
hinter ihm her! So saß er bis zum Brunnen,
stellte sich nicht weit von dem Gottfried hin
und spielte die schönsten Weisen auf der Geige!
Die Buben dachten nicht mehr daran, ihn zu
verjagen, sondern sie hörten aufmerksam zu und
Giner nach dem Andern verließ den Gottfried
und lief hin zum Musikanten!

Da ward's dem Gottfried warm unter'm
Hemd, seine Glieder bebten und er spielte
schöner und inniger denn je! Aber so sehr er
sich auch plagte, eine Dirn nach der Andern
verließ ihn nicht und war nur noch die schöne
Marie bei ihm!

Und wie der Gottfried da stand allein
des Schönen Tochter gegenüber, da floß sein
Blut noch mächtiger über die Zäunen und
mit stürmender Stimme rief er dazwischen:

Um Gotteswillen, Marie! verlaßt mich
nicht wie die Andern!

Und als die schöne Marie dennoch sich
umkehrte, da hing der Gottfried an mit
bebender Stimme zu sagen:

Sinunter führt ich in die Huth
Der Bursch, sein Auge bricht
Da ruht er noch: ich bin Dir gut
Tsch ach! Du weißt es nicht!

Die schöne Marie aber lebte ihm den
Hüden und ging hin zu den Hebrigen!

Wie nun der Gottfried hinüber sah zum
Konrad und dieser häßlich entgegenlachte, da
ward's dem Burschen zu arg!

Se bin ich denn verdammt und ver-
spottet! rief er aus und Alles brach mir den
Hüden, und auch gar sie, die Marie, hat mich
verlassen! So ist's denn aus mit mir, und
mein Leben ist mir zu Last, und auch ich

müßte mich hinunterführen in die Gluth und Herben! Was nützt mich die Geige nun, da ich sie nicht mehr gebrauchen soll, da sie mir nicht mehr jubelt, da auch sie mich verlassen wie die Andern alle! So fahr denn hin Du unglücklich Instrument und zerstückel an diesem Stein, wie mein Herz gedrohen ist, an ihrer Pforte!

Und wie er die Geige mit gewaltiger Faust in die Höhe hob, sie am Brunnen zu zerstückeln, da säßerte ihm eine Stimme ins Ohr:

So Du wußt, Gottfried, zerschlag' die Geige, und wenn Du brav und folgiam bist, ach! ich Dir eine neue Zaubergeige wie dem Konrad, daß die schöne Marie wieder zu Dir komme!

Und wie der Gottfried sich betroffen umschaute, da stand der lange häßliche Kerl hinter ihm!

Der Lange wiederholte nochmals seine Worte und fügte hinzu:

Wenn Du sein folgiam bist, mein Gottfried, soß' Du ergehen, und die schöne Marie wird Dein Weib! Lieberleg Dir's und wenn's Dir gefüllt, komm bei Nacht hinaus zum Rabenstein, und Du soß' mich dort finden! Gehab' Dich wohl!!

Mit diesen Worten verließ der Lange den Musikanten, der allein blieb am Brunnen; und wie die heißen Schweißtröpfen herabperlen von seiner Stirn in das Wasser, da dachte der Gottfried bei sich:

Ich soll hinaus an den Rabenstein mit eine Zaubergeige holen? Und wenn ich's thät, so wär's nicht recht, aber die Marie wird mein Weib, und so wär' ich glücklich! Wer mag der lange, häßliche Kerl gewesen sein, und warum will er mir helfen? Ich kenn ihn nicht und doch bringt er sich mir auf! Wie sie da alle stehen herum um den Konrad, und die Tönnen sich freuen über sein Spiel! Ich gönnt's ihm von Herzen, wär nur die Marie da blicken und hätt' ich ihr die Weisen allein vorspielen können, so wär ich schon glücklich worden, aber wie sie mit den Rücken gewendet hat, da hat's mir das Herz zerissen, und wenn ich wollt dem Vangelen folgen, so ging vielleicht Alles gut! Fahr hin du alte Geiß, auf der mein Vater und mein Großvater gespielt hat! Ich brauch dich nicht mehr! Als Kind war ich so glücklich, wie mich der Vater die ersten Weisse gelehrt, und ich an der Mutter Geburtstag bintrat in die Stube, und das erste Kleinkind geigte! Ja, ich erinnr mich's noch wie heut, wie die Mutter Freud gehabt hat, und der Vater und

ich!! Und auch der kleine Bruder, der krankte Wilhelm wunderte sich da gar sehr, und wie er sich aufrichtete im Bett und zum Vater sagte: „Lehr mich auch die Geige spielen wie den Gottfried“, da hätt' ich nimmer gewacht, daß mir so viel Leid's geschehen könnt' durch das Instrument! So fahr' denn hin du alte Geiß! und zerstückel am Brunnen, denn du bist mir unnütz und der ganzen Welt!

Und wie er die Geige wiederum emporhob, sie zu zerstückeln an den Steinen, da säßerte ihm eine Stimme zu:

Klage nicht!

Zage nicht!

Guthe gut!

Alles gut!

Und als sich der Musikant umdrehte, stand da ein altes Mütterchen, welches den Gottfried bei der Hand faßte und sprach:

Willst Deine Geige zerstückeln, toßes Blut?

Laßt mich! hat der Gottfried, so Ihr mich belauscht, mögt Ihr mein Unglück kennen, mir ist die Geig unnütz, denn sie errent Niemand mehr! Auch laßt mich in Frieden, ich bin nicht gewillt Heß' und Antwort hier zu geben; es ist schon spät und ich muß weg!

Mußt heim? lachte das Mütterchen! Gute Nacht denn Gottfried!

Klage nicht!

Zage nicht!

Guthe gut!

Alles gut!

Das Mütterchen verschwand und wie der Geiger noch eine lange Weile da stand am Brunnen im hellen Mondlicht und die Geige in seinen Händen hielt, da dachte er:

Nur ich's doch nicht, daß ich sie nicht zerstückeln hab', die alte Geige, die mich so oft errent hat in der Jugend und mir eriebt hat alles Leid und Freud' bei und zu Hause!

Auf des Vaters Hochzeit hat der Großvater aufgespielt um Tanz mit der Geig, und wie die gute Mutter starb, da hat's die Geige auch mitgeföhlt, ja ich erinnr mich's noch wie heut; es war ein kalter Winterabend! Im Bett lag die Mutter todkrank, und wie sie uns segnete und ihren Geist aufgab, da sprangen die Saiten und aus der Geige heraus drang ein Schmerzestön, als ging's ihr nahe wie uns!

Und wie nun der Musikant den trüben Blick hingewandte zum Rabenstein, da sprangen nochmals die Saiten entwei mit demselben Tone, wie am Sterbetage der Mutter und aus

der Ferne drang zu dem Musikanten hinüber
die Stimme des Mütterchens:

Mage nicht!

Jage nicht!

Ende gut.

Alles gut!

Da ersähe den Gottfried ein unheimlich
Grauen! Er presste die Geige an die Brust
unter sein Wamms und ließ eiligen Schritts
nach Hause!

Als der Gottfried am andern Morgen vor
der Thüre draußen stand, da kam der Fenrad
aus dem Wirthshaus und lachte um war
guter Dinge.

Guten Tag Gottfried! lachte der Budslige!
Schau! nun wer Recht hat. Welt ich ach
nicht in die Kirch! Ich bin ein böser Geisel!
Welt ich bin nicht schön geworden wie Du,
denn ich bin der Budslige! Und doch laufen
mir die Tinnen alle nach trotz dem Herrn
Pfarrer, der mich von der Kanzel herab einen
gottlosen Durichen schimpft über den Andern!
Aber, fuhr der Budslige fort und schlug mit
der rechten Hand auf die Taschen seiner Weste,
ist's auch mit mir kein Pfaffen nicht gut
bestellt, hier sieht's um so besser aus.

Koß doch die gottlosen Reden, antwortete
Gottfried, der Herr Pfarrer meint's gut! An
Deinem Spiel ist kein Zeugn und so ich wollte,
kennst ich eine Geige haben gleich Dir; aber
ich will meine Seligkeit nicht hingehen für
einen Tann, und hal's der liebe Gott be-
schlossen, daß ich soll verarmen, so werd ich's
tragen mit Geduld!

Trag's wie Du's willst! lachte der
Budslige, und wenn Dir's gefällt, so komm
heute Abend zum Brannen, daß ich Dir eins
vergehe, dem Pfarrer zum Trost!

Wie nun der Gottfried aber allein blieb,
da ersähe ihn bitteres Weh!

Und wenn der Konrad doch recht hätte,
meinte er, wenn's doch besser war sein Leben
in Lustigkeit zu verbringen und sich nicht zu
kummern um das, was da später kommt, wenn
ich hinausging zum Rabenstein in dem Längen,
und der mir verheissen wolle! zu der Marie,
so wahr ich doch recht glücklich, und braucht
nicht zu fürchten um Brod für den Vater und
mich!

Und als der Abend kommen, und der
Gottfried allein und trübe da stand, da erscholl
vom Brannen zu ihm herüber in lustigen
Tönen die Fiedel des Konrad und aus den
Häusern hervor eilten die Buben und Tinnen

an dem Gottfried vorbei, ohne ihm zu grüßen!
Und als nun endlich auch die schöne Marie
kam, und schamroth dinst zum Markt,
da wartete dem Gottfried zu arg und er dachte
bei sich:

Und wenn der Konrad doch recht hätte!

Und wie die Nacht gekommen und vom
Markt herüber drangen die Töne der Fiedel,
und der Beifall der Menge, da sagte es den
Gottfried, und er ließ hinaus in die Kammer
den Mantel zu holen und hinauszugehen zum
Rabenstein!

Aber als er die Stiege hinunterging, an
der Kammer des Vaters vorbei, da schlug dem
Musikanten ängstlich das Herz, und wie er
durch das Schlüsselloch hinauskam, in die
Stube des Brannen, zu sehen ob dieser schlief,
da lag der Vater auf den Knien und betete laut:

Und führe uns nicht in Versuchung, sondern
erlöse uns von allem Uebel!

Da sank auch der Gottfried übermächtig
zu Boden und rief:

Und führe uns nicht in Versuchung!

Traußen aber erscholl die heitere Stimme
des alten Mütterchens:

Magenicht!

Jagenicht!

Ende gut.

Alles gut!

Monate waren vergangen, wo der Gott-
fried nichts verdient hatte, denn alle liefen hin
zum Konrad, der Geld verlaus hatte und den
ganzen Tag im Wirthshaus lag, nur Abends
spielte er einige Stunden am Brannen!

Tamir der blinde Vater die Noth im
Hause nicht merken sollte, verkaufte der Gott-
fried ein Stüd vom Hausgeräth nach dem
Andern, um den Vater nicht darten zu lassen!
Und wie es immer schlechter und schlechter
ging im Hause, der Konrad hingegen vermehrt
zu leben hatte, da dachte Gottfried manchmal
nach über sein Schicksal, und halbe Nächte
wälzte er sich auf seinem dürrigen Lager herum
und dachte bei sich:

Und wenn der Konrad doch Recht hätte!

Und als der Sommer zu Ende ging, da
veranhalten die Bauern draußen im Acker
einen Tanz; wou der Konrad aufspielen sollte!
Ter aber war übermüthig geworden, seitdem
er so viel Geld hatte und sagte:

I was! Tanz genug hab' ich Euch auf-
geführt um Tanz und es behagt mir nicht
mehr! So Ihr einen Spielmann haben wollt,

geht weinetwegen zum armen Gottfried, der mag Euch aufspielen. So viel Ihr wollt! Ich aber will mein buntes Bommeln anziehen und mit Euch tanzen, das Euch eine Art habe.
Da gingen die Burschen nun zum Gottfried und boten ihm, ihnen aufzuspielen! Der nahm schweigend seine Geige und folgte ihnen hinaus auf den Tanzplatz!

Tausen nun ging's hoch her! Die Paare tanzten vor dem Spielmann vorbei, daß es eine Lust war! Und unter den Burschen war der Konrad der Ausgelassenste! Kam er mit seiner Tänzerin an dem Gottfried vorbei, gehupst, dann rief er:

Hop! sein schneller, Du fauler Geiger! Spielt das aufspielen für's Geld?

Und wie es dem Gottfried auch ludte, dem Pudligen die Geige auf den Kopf zu schlagen, er dachte an den blinden Vater und spielte ruhig weiter. Bei sich aber dachte er:

Und wenn der Konrad doch Recht hätte! Und wie es ihm im Kopfe anfang zu schwinden und zu faulen, da kam die schöne Marie auch auf den Tanzplatz und die Burschen stürzten sich ihr entgegen und baten um einen Tanz!

Die schöne Marie war heute noch schöner als gewöhnlich und als ihr der Gottfried ins Auge schaute, da ras'te der Regen über die Fiedel, daß die Burschen hoch aufschauerten und in die Hände klatschten. Und wie der Tanz zu Ende war, da trat die schöne Marie zum Spielmann hin, und wünschte ihm einen guten Abend! Der Gottfried aber sapte ein Herz und sprach:

Versicht mir's Marie, wenn ich so zu Euch red', aber mir ist's gar schlecht! So Ihr mir's zu Liebe thun wollt, tanzt nicht mit den Puden, denn es bricht mir's Herz, daß ich hier eben stehn muß und zusehen, wie Ihr herum sprinat mit den Andern!

Die schöne Marie aber lachte bellaus und antwortete:

Was fällt Dir ein, Gottfried, so zu reden? Warum soll ich nicht tanzen wie die andern Tönnen, und mich lustig machen nach H'rezend-lust?

Und dabei reichte sie einem Burschen die Hand zum Tanne und alle riefen: Aufge-spielt! Aufgespielt!

Da stieg dem Gottfried das Blut zu Kopfe, und ihm vergingen schier die Sinne! Und mit nerviger Faust griff er zur Geige und spielte! Und wie die Marie an ihm vorbeikam, und der Musikant zitternd am ganzen Leibe da eben stand, da guckte ihm plötzlich der

Kanze über die Schulter und schierte ihm ins Ohr:

Komm hin zum Rabenstein!

Und wie die Marie zum Zweitennmale bei dem Gottfried vorbeikam, da dachte dieser: Der Konrad hat doch Recht!

Und als nun die Marie zum Drittennmale vorbeikam und hell aufschauerte vor Lust, da stieg dem Musikanten das Haar zu Berge, und mit einem gewaltigen Schlage zerhackte er die Geige an dem Baume, daß die Stücke rings umher flogen, und lief auf und davon!

Der Gottfried lief durch den Ort, schnurstracks dem Rabenstein zu, und wie er eine Strecke gelaufen war, bis an die Kirche, da trat ihm das alte Mütterchen entgegen und sprach:

Klage nicht!

Sage nicht!

Ende gut,

Alles gut!

Der Gottfried aber rief: Laßt mich in Frieden mit Euren Sprüchlein und tretet mir nicht in den Weg, sonst mich's Euch schlecht ergehen! Was schert mich's Ende, wenn ich mein Leben soll verbringen in Angst und Qual und Schand und Schimpf! Ich will hinaus zum Rabenstein!

Ehant hin zum Konrad, der ist ein loser Bursch und doch ergeht's ihm gut! Nichts will ich mehr wissen von all dem Geschwätz in der Kirch drin, noch vom Pfarrer, noch von seinem Andern!

Und wie der Gottfried wilden Blick umher schaute, da fiel sein Auge auf die Gräber neben der Kirche, und als nun der Mond hervor trat hinter den Wällen, und die Stätte der Dahingeliebenen beleuchtete, da fiel des Spielmanns Auge auf ein einfaches Kreuzlein von Holz, das auf dem Grabe seiner Mutter stand, und der Gottfried fiel bewußtlos zu Boden!!

Als der Gottfried zur Besinnung kam, lag er in einem prächtigen Gemache, wo Gold und Edelstein waren in Masse, und das alte Mütterchen in der ärmlichen Kleidung stand neben ihm?

Der Musikant rieb sich die Augen, und frug verwundert, wo er sei, und was sich mit ihm begeben habe.

Da sprach das Mütterchen:

Ende gut, alles gut! Deimal mügest

Du dem Lagen widerstehen, bevor es mir vergönnt war, Dir helfen zu können! Du

hast die Fiebers rühmlichst behandelt als braver
und sicherer Burck, und nun sollst Du auch
den gerechten Lohn empfangen!

Nachdem das Mütterchen also gesprochen,
fielen die ärmlichen zerlumpten Kleider her-
unter von ihrem Leibe, die hielten in ihrem
Gesichte gezogen sich, und bald stand sie da
vor dem Augen des Musfanten als eine wunder-
schöne Fee!

Dem Musfanten vergingen schier die
Sinne, und als er weiter hinschaute auf all
die Herrlichkeiten, da sah er an der Wand
eine Geige, ganz gleich derjenigen, welche er
zer schlagen hatte auf dem Tanz! Und wie er
die Geige herunternahm und sie nach allen
Seiten beglückte, da schien's ihm noch immer
mehr, als ob es seine eigene Geige wäre,
und in ihm flogen darauf alle die Jugend-
erinnerungen, die sich an die Fiedel knüpften!
Und als das Mütterchen nun sprach:

Wähle unter all den Schätzen, was Du
am liebsten, da antwortete der Gottfried:

So ich wählen darf, laß mir die Geig',
denn ich war schier toll als ich sie zer schlagen hab'
und verwarfste an Gottes Hüfte, und
nun, da ich ruhig bin, bereue ich's von ganzem
Herzen, aber die Geig', die mich begleitet hat
durch's ganze Leben, soll mich nicht mehr ver-
lassen, und wenn ich sterb', soll man sie mit
mir hineinlegen in mein Grab, denn sie hat
Freud' und Leid mitgemacht und sie ist ein
Theil geworden von mir selbst!

Da sprach die Fee: So geschehe denn
wie Du willst, ziehe heim mit der Geig' in
Deinem Vater und verließ ihm die alten Tage.

Der Gottfried dankte der Fee tausendmal
und wie er draußen wieder im Freien war,
und sie nach allen Enden beschaute, da stand
auf der Rückseite der Geige in goldenen Lettern:

Klage nicht!

Reue nicht!

Ende gut.

Alles gut!

Und wie der Spielmann tief verwundert
die Geige wieder anschaute, da fielen aus ihr
heraus die schönsten Edelsteine und des Geldes
gar viel!

Da war nun der Gottfried ein reicher
Mann, und wie er heimkehrte in den Ort, da
ging er zuerst hin neben der Kirche auf das
Grab seiner Mutter! Und wie er da nieder-
kniete, da strömten ihm die hellen Thränen aus
den Augen und er sprach:

Ruhe Mutter im Grabe! Verteil's Deinem
Kind, wenn es den bösen Weg wandeln will,

und wie mich der Anblick dieses Freustind
gerettet hat gestern Nacht, so soll Dein An-
gesehen mich bewahren in Zukunft vor allem
Übeln, und was der liebe Gott mir auch be-
scheert an Glück oder Unglück ich will tragen
ohne Uebermuth und mit Gedult als ein
frommer Christ mein Hebelang!

Dann stand der Gottfried auf und ging
neugierig hin zu seiner Wohnung, und er-
zählte dem Vater Wort für Wort wie sich's
zugetragen habe und hat auch ihn um Ver-
zeihung, daß er einen Quacksalber ernstlich daran
geachtet habe, ihn zu verlassen!

Und auf den Abend fastete der Gottfried ein
Herz und trat hin zu der Marie und sprach:

Liebe Marie! Ich bin Dir von jeher gut
gefallen und hab's nie gewagt, Dir's zu sagen,
weil ich ein armer Burck bin! Nun aber
hab ich Geld genug, das Du bei mir selbst ein
Leben verbringen, wie im Paradies, und so
es Dir nun gefällt, werde mein Weib!

Und wie nun die schöne Marie beschämt
die Augen niederschlug, da erkund vom Markt
herüber die Fiedel des Konrad, und da ließ
die Marie den Gottfried sehen und ohne ihm
zu antworten, lief sie hin zum Brunnen!

Der Gottfried aber wart lebendiglich und
dachte:

Sie mag mich nicht leiden und will mich
nicht! So ist's denn aus mit mir und nicht
länger mag ich hier zurückbleiben im Orte,
wo mich jeder Stein an sie erinnert und mir's
Herz bricht! Ich will fortziehen mit dem Vater,
fern von den Menschen, und es dem lieben
Gott überlassen, zu thun, wie's ihm wohlge-
fällt; und zur Stunde ging er heim zum
Vater, und hat diesen ihm zu folgen. Dem
alten Geiger ward's schwer um's Herze als er
die Wohnung verlassen sollte, darinnen er
geboren, wo er gelebt hatte und wo er auch
gerne gestorben wäre, allein er sprach zu seinem
Sohne:

Wie's Gott will, lieber Gottfried! So
Du nicht glücklich sein kannst im Orte, laß
und ziehst in die Welt, denn es ist besser
wir leben anderswo zufrieden, als hier, wo
Du unglücklich bist, und leicht nochmals ver-
lernen könntest, auf Gott zu vertrauen!

Der Gottfried aber ging zum Pfarrer und
sprach: Herr Pfarrer! Mir ist's nicht wohl
mehr im Ort, und ich will fort mit dem Vater!
Rechnet die Hälfte von Altem, was mein ist,
und gebt's den Armen, damit sie verhalten
sich werden, wenn's auch mir nicht gelingt
und lebet herzlich wohl!

Noch an demselben Tage zog der Gott-

fried und sein Vater hinaus aus dem Orte und als sie an des Schulzen Haus vorbeilamen und dem Gottfried die heißen Thränen herunterliefen an den Wangen, da sah er einige Schritte weiter den Längen stehen und der winkte dem Gottfried zu: der Ruksant aber wandte seine Augen von ihm weg und zog hinaus zum Orte!

Am Thore kam ihm der Budtliche entgegen, welcher gehiet hatte, wie der Gottfried reich geworden sey, und nun wollte der Konrad wissen, wie es der Gottfried angefangen habe, um zu dem Gelde zu gelangen! Der Gottfried erzählte ihm alles treulich und sagte denn noch zum Schlusse:

Adieu Konrad! Ich zieh hinaus in die Welt! Wäg' es Dir gut gehen und andere bei Zeiten Deinen Lebenswandel, bevor Du alt wirst und stirbst; auf daß es Dir dereinst gut gehe im andern Leben!

Dummes Zeug! lachte der Konrad, mir sehl's an Nichts und ich bin ganz zufrieden mit dem Schicksal. Also gehab' Dich wehl, ich muß hinein ins Wirthshaus, wo die Andern auf mich warten!

Gottfried sah seinem Genossen eine Weile betrübt nach und entfernte sich mit dem Vater! Die Beiden zogen hinaus weit ins Land und da kaufte der Gottfried ein Häuschen und lebte darin mit dem Vater! Abends nahm der Sohn die Geige, zog hinaus in die Einsamkeit und spielte mit wehmüthigem Herzen das Lied vom armen Durchein!

Der Konrad aber ward drinnen im Orte mit jedem Tage übermüthiger und er sann auf ein Mittel mit einem Schlage reich zu werden wie der Gottfried, daß er gar nicht mehr zu arbeiten brauche! Der Gottfried hatte ihm die Geschichte mit der See erzählt und nun lief der Konrad jeden Abend hinaus ins Freie und dachte bei sich:

Wenn ich das alte Mütterchen treffe, so will ich mich recht gut und seligam stellen, damit sie mir viel Geld schenke, wie dem Gottfried, und dann brauche ich gar nicht mehr zu arbeiten!

Als nun einst das alte Mütterchen des Weges daher kam, da ging der Konrad zu zu ihm hin und sagte:

Gutes Mütterchen! Reher so spät des Weges? Erlaubt Ihr, daß ich Euch führe, auf daß Ihr nicht stolpert über Steu und Stein!

Das alte Mütterchen lachte in sich hinein

und dachte: Oh Du Heuchler! Dich will ich schon anföhren! Dann sagte sie laut: Oh Ihr seid ja ein rechter Durchein und es ist brav von Euch, so dem Alter beizukommen!

Ja! sagte der Konrad, man mag es thun, weil's geschrieben steht, doch bin ich ein armer Durchein, und blät's wohl verdient, daß eine gute Fee sich meiner annähm wie des Gottfried!

So es Euch darum zu thun ist, meine das Mütterchen, kann ich Euch dazu verbessern; Ihr habt da eine schöne Geige, wenn Ihr mir die Hiesel verkaufen wollt, geb ich Euch hundert Goldstücke!

Hundert Goldstücke? sagte der Konrad! So viel verdienen ich im Leben nicht mit der Hiesel, und mit dem Geld kann ich ein Leben führen so gut wie der Kaiser! Also gehet her das Geld, und ich geb Euch die Geige!

Das alte Mütterchen gab die hundert Goldstücke, und als sie dafür die Geige in Händen hatte, zerstückte sie das Instrument an einem Baume, daß die Stücke umherlagten, stand plötzlich vor dem Konrad als eine schöne Fee und sprach:

So zieh den hin mit dem Gelde, und benutz es um ein erdennlicher Mensch zu werden und laß ab von Deinem jetzigen Lebenswandel, auf daß es Dir gut gehe!

Der Konrad aber lachte laut auf und sprach:

Das Geld hab' ich in meiner Taich' und nun schert Euch nicht drum, was ich damit anfangen! Denkt Ihr etwa, nun, da ich reich bin, sollt' ich den ganzen lieben Tag in die Kirch laufen? Ich hab' den lieben Herrgott gar nicht nöthig, denn ich bin reich und thu' wie's mir gefällt!

Der Konrad führte nun ein abscheuliches Leben, kam aus dem Wirthshaus gar nicht mehr weg, kaufte sich ein Ros und ritt im Orte umher, und schaute mit Uebermuth herab auf alle die Andern und sprach:

So Ihr ierner Ruks haben wollt, spielt Euch selbst Eins aus! Ich hab's nicht mehr nöthig!

Und als der Budtliche das letzte Goldstück verprägt hatte, da dachte er: Halt! Ich geh' hin zum Längen und verschreib mich zum zweitenmale, wenn er mir zum Gelde verhilft!

Aber der Länge lachte ihm ins Gesicht und sprach: Warum sollt' ich Dir helfen? Deine Seligkeit daß Tu mir verschrieben, nun mach, was Du willst und hü't! Dich meiner wegen hinab in den Brunnen, wenn's Dir gefällt!

Da stand nun der Budtliche von Allen verlassen und zum erstenmale im Leben nieg

in ihm der Gedanke auf, daß es vielleicht besser gewesen sei, wenn er ein anderes Leben geführt hätte!

Und wie er Abends mit seiner alten Geige auf den Markt ging um wieder durch sein Spiel sich einige Heller zu verdienen, da fragte er auf dem Instrument wieder umgekehrt umher wie früher, ob' er die Zuhörer geige gehabt, und die Pufen und Lirnen verläuteln und versippten ihn, und lachten beim!

Da stand er nun an derselben Stelle, wo einst der Gottfried gehanden, verzweifelt wie Jener, und wie der Gottfried erschlug nun der Duldige seine Geige am Brunnen, und schaute tief sinnend hinauf in die hellen Sternlein!

Jahre waren vergangen! Der blinde Geiger war beimgegangen zum besseren Leben, und den Gottfried drängte es, noch einmal hinein in seinen Gedankert, zu erfahren, was aus der schönen Marie geworden sey und das Grab seiner Mutter zu sehen!

Es war ein schöner Sommer-Abend als er in seiner Heimath anlangte, und wie er hin zum Brunnen ging, die Schatte zu sehen, wo er so unglücklich geworden, da liefen ihm die Thränen herab an den Wangen und der Musikant hüllte sich in seinen Mantel, und setzte sich sinnend hinter den Brunnen!

Und als er eine lange Weile da gesessen, da kam die schöne Marie daher Wasser zu schöpfen, und auch sie setzte sich hin an den Brunnen und senkte tief und sprach zu sich selbst:

Hier stand ich einst, die Erste unter allen Lirnen im Orte und lachte und lachte leblich den ganzen Tag! Nun aber, da der Vater todt, muß ich wie die andern Lirnen als Magd dienen um mein täglich Brod, und mich verpöthet lassen und hören, wie die Andern beehaft sich ins Ohr häßern:

Du da war ein reiches Mädel und trug schöne Kleider, und nun muß sie zum Brunnen als eine Magd wie wir, und Wasser schöpfen und schwere Arbeit thun, denn der Schulze ist gestorben, und ihr Haus ist abgebrannt, und wie auch die Buben sich um sie gerissen, da sie reich war, jetzt schau' sie Niemand mehr an, da sie arm ist, wie wir!

Und wie die schöne Marie da saß eine Weile und ihr ganzes Leben nochmals überdachte, da dachte sie auch an den Gottfried und mit schmerzlicher Stimme summete sie vor sich hin:

Es war ein Lirch gar kern und gut
Und schön von Angesicht,
Der liebte ein junges Mädel,
Doch ach! sie wußt' es nicht!

Wie das der Gottfried hörte, da ward's ihm warm um's Herz! Mit zitternder Hand holte er unter dem Mantel die Geige hervor und mit der tiefsten Innigkeit begann er das Lied vom armen Lirchen zu spielen!

Und wie die Marie laut aufschrie, da trat der Gottfried auf sie zu, ergrasie ihre Hand und sprach:

Gehämmte Marie! So muß ich Dich hier wiederfinden an derselben Stelle, wo ich verzweifelte und unglücklich geworden! Aber wie ich Dich wiederich' vergeß' ich Alles, was mir widerfahren, doch als ich hinausq' ins Land, da ist mein Herz bei Dir geblieben, und wie damals saß es Dir noch heut:

Liebe Marie! Ich bin Dir von jeher gut gewesen und hab's nicht gemagt, Dir's zu sagen, weil ich ein armer Lirch war! Nun aber hab ich Geld genug, daß Du bei mir ein Leben verbringen sollst wie im Paradies, und so es Dir nun gefällt, werde mein Weib!

Die schöne Marie lebte dem Musikanten nicht mehr den Rücken, hinzulaufen zu den Andern, sondern sie ergrasie seine Hand und bedeckte sie mit ihren Küßen und ihren Thränen!

Am folgenden Sonntag zog ein Hochzeitszug hin zur Kirche, voran die schöne Marie und der Gottfried; und als sie hinauf gingen die Treppe zum Kirchlein, da streckten die Armen ihnen die Hände entgegen, stehend um ein Almosen!

Und mitten unter ihnen saß auf der Treppe der duldige Konrad, und streckte seine Hand aus gegen den Gottfried.

Da trat dieser auf den Konrad zu und sprach:

So weit ist's also mit Dir kommen, daß Du hier sitzt mitten unter den alten Leuten, Du, ein rüstiger Lirch, und bettelst um Dein täglich Brod? War's nicht besser gewesen, daß Du Dich geplagt hättest und redlich gegangen wärd durch's Leben? Hier auf der Treppe ist nicht Dein Plaz! Dein Plaz ist in der Kirch da drinnen!!

Und wie der Konrad beschämt die Augen niederichluz, da sagte ihn der Gottfried sanft bei der Hand und sprach:

Konrad! ich sag Dir's im Ernst, werd ein besserer Mensch, und kam zu beharren in

Deinem Sterbenn, geh hinein und erblut' Dir Verzeihung!

Da antwortet ihm der Duldige:
War est hab ich mir's überlegt, aber ich schäm mich hinein zu gehn vor den Andern, denn wenn sie mich, den gottlosen Konrad, drinnen sehn, werden sie mich auslachen und mich verspotten!

Läß sie reden, laß sie spotten! entgegnete der Gottfried: Die, so Dich verspotten, haben ihr letztes Stündlein noch nicht gesehen, und wenn sie alt und schwach werden, werden sie die Hände austrecken, daß ihnen Gott verzeihe!

Und als nun alle hineingogen in die Kirche, da fingen die Glocken an zu läuten und drinnen sanken alle auf's Knie, nur der Konrad stand vor der Thüre und drummte vor sich hin: So sie alt und schwach werden, werden sie ihre Hände austrecken, daß ihnen Gott verzeihe!

Und wie der Konrad draußen stand und sein ganzes Leben an ihm vorbeirollte, da war's ihm gar sonderbar zu Muth, und als er eine Stiege höher hinauf schritt zur Kirche, da trat ihm der Lenge entgegen, und hielt in der Hand das Papier, darauf sich ihm der Konrad vergeschrieben hatte!

Da fingen dem Konrad die Haare zu Berge, und wie ihm der Angstschweiß von der Stirne rannte, da fiel er nieder auf die Knie und rief:

Vater im Himmel! Laß mich nicht verderben!

Da schloß plötzlich ein großer Vogel herunter, entriß dem Lengen das Papier, und verschwand mit den Worten:

Wage nicht!
Sage nicht!
Ende gut,
Alles gut!

Wie nun der Brauttag aus der Kirche kam, da lag der Konrad auf dem Aemern vor der Thüre, und betete inbrünstig. Da erfasste der Gottfried die Hand des Duldigen und sprach:

Wie freut's mich Konrad, Dich also zu sehn! Der Mensch ist nicht geschaffen, trogend den Kopf in die Höhe zu stehen, sondern ihn zu beugen, und in Demuth zu wandeln durch's Leben! So Du willst nicht heim mit mir, und wenn Du ein guter Dursch werden willst, so verdien Dein Brod als rechtschaffener Mensch mit Deiner Hände Arbeit, und laß Du das gehen vom Morgen bis zum Abend, dann will ich Abends Dir entgegen treten als ein Freund und mein Hand soll Dir offen stehen zu jeder Stunde!

Auf des Gottfrieds Hochzeit spielte Abends der duldliche Konrad zum Tanze auf, und als der Gottfried heimzog mit seinem Weib in die Wohnung seiner Eltern, da blickten die Beiden am Brunnen stehen und schauten vergnügt hinauf zu den Sternlein am Himmel!

Und wie sie da standen, da sagte die Marie: So Du mich recht glücklich machen willst, Gottfried, spielst Du mir manchmal Abends das Lied vom armen Durschen, daß ich's nimmer vergesse, wie weh ich Dir gethan und wie Du mir's vergolten hast, durch Güt und Liebe!

Der Gottfried aber küßte sein Weib und sprach: Ach was, von dem Liebe will ich nichts mehr wissen, denn er war doch ein recht dummer Dursch, so zu verzeihen und ins Wasser zu springen, anstatt zu hoffen und zu vertrauen auf Den da oben, denn wie's auch gehn mag im Leben, der liebe Gott wird's schon recht machen und

Ende gut, Alles gut!

Die drei Königskinder.

Mündlich in Ockerholz von Theodor Goltshorn.

Es war einmal ein König, der hatte drei Kinder, nämlich zwei Söhne und eine Tochter. Nun kaufte in seinem Lande ein Zauberer, der allen Dingen andere Gestalt geben konnte; das war des Königs Feind, und Niemand vermochte ihn zu fangen, da er in allen vier Elementen leben konnte, in Feuer, Wasser, Luft

und Erden. Seine Frau dagegen, die im Walde hinter dem Schlosse wohnte, war so viel besser: sie lebte von ihrem Manne getrennt, da sie nimmer in seine Tüde hatte willigen wollen, und wo sie Jemanden guten Rath geben konnte, war sie bei der Hand.

Ginst spielten die drei Königskinder im

Schloßgarten: da kam der Zauberer als großer Adler durch die Luft gerast, nahm den Kronprinzen in die eine Kralle, die Prinzessin in die andere und fuhr mit ihnen davon. Die Prinzessin weinte still für sich hin; der Kronprinz hingegen, der schon halbwachen war, tobte und lachte. „Tu daß ja ein selbes Maul,“ lachte der Zauberer, „se muß ich es dir mal zeigen!“ und verwandelte ihn in einen Fisch: da konnte der Königssohn nur noch schnalzen, sonst war er kumm wie alle Fische. Als aber die Königssohn nun ganze Tage und Nächte weinte, sagte der Zauberer: „Das ewige Weinen ist nimmer zum Ausbalten!“ warf den Fisch in einen tiefen Fluß und brachte die Prinzessin in ein Glashaus, das am Grunde stand. Da lebten die beiden an dem Rande mit einander; des Tages schwamm der Fisch umher, und die Königssohn arbeitete an einem goldenen Kleide, das ihr der Zauberer zu haben gegeben hatte: um Mitternacht weinete sie mit einander, denn da war der Fisch wieder ein Mensch. So trieben sie's viele Jahre, und der Zauberer hatte seine Freude daran.

Im Lande aber war großes Leidwesen, und der König und die Königin wollten sich nicht trösten lassen. Sie reisten selber hin, wo der Zauberer gewöhnlich zu hausen pflegte, sahen ihn auch nicht an sich vorbeizuhenden; doch als sie ihn anstehen, lachte er sie aus, und als ein Regiment Soldaten wider ihn geschickt wurde, da lachte er erst recht, daß die Heere wackelte, und fuhr mit der Windesbraut davon; sobald er indessen merkte, seine Frau sei die Windesbraut, warf er sie darnieder, daß es krachte, und ritt auf einem trachenähnlichen Blis in alle Welt. Da war er nicht weiter zu finden, denn die Welt ist groß.

Unterdessen war auch der jüngste König, sehr bedrängend, und als ihm einst die Königin ihr Leid sagte, rief er: „Ich will sie erlösen!“ Jene erwidert, bald vor Freude, bald vor Schmerz, und fragte: „Wie möchte das geschehen?“ Doch als ihr nun der Jüngling von dem guten Rath erzählte, den ihm die grüne Mutter im Walde gegeben hatte, und daß er Bruder und Schwester erlöse, sie möchten in Fisch oder Vogel, in Vieh oder Gewürm verwandelt sein, da drückte ihn die Kniegung aus Herz, seagete ihn und entließ ihn mit Gott. Und er ging mit Gott.

Am ersten und zweiten Tage begegnete ihm nichts Uebernatürliches; doch am dritten wurde die Gegend immer wilder und wilder: hohe Berge und Felsen mit allerlei seltsamen Ge-

halten hingen überall auf, und plötzlich stand der Königssohn an einem schäumenden Fluße, der aus den Bergen quoll und hier in einem Kessel Wirbel schlug und aufbrausete, als wäre ein großes Feuer unter ihm. Als sich der Prinz ein wenig an das Gesehe gewöhnt hatte und sich nun die Gegend näher betrachtete, erbllickte er dicht zu seinen Füßen ein liebliches Bergschneefeld, was ihn um so mehr rührte, als es plötzlich seine Grenzen von der schauerlichen Natur hinweg und auf Bruder und Schwester lenkte. „Das nimmst du ihnen mit!“ dachte er und wollte es brechen; dabei indessen glückte er aus und führte ins Wasser. Wenn du nun aber meinst, er sei ertrunken, so irrst du sehr: die Wellen thaten sich aus einander, und der Königssohn gelangte trockn an den Ort, dicht vor das Glashaus, in welchem die Schwester lag und die Fäden von dem goldenen Kleide suchte, das sie eben verwebt hatte. Das war eine Freude! Doch als nun der Fisch von draußen an das Haus schwamm und freundlich hin und herblickte und nichts konnte als schnalzen, da verwandelte sich ihre Freude in Traurigkeit. „Nun weine nicht mehr,“ sagte endlich der jüngste Prinz, „ich will auch beide erlösen!“ und erzählte so Vieles von den Eltern und Schwester der Schwester so lange, bis sie wieder heiter wurde. So verlebten sie den ganzen Tag.

Als Mitternacht nahe war, so um die Zeit, wenn der Lehnstuhl um einmahl anders herum steht, kuckte es draußen aus dem Haus und plätschete, da öffnete die Prinzessin die Thür, der Fisch sprang herein, warf das Schuppenkleid ab und war ein schöner Jüngling. Nun küßten und drückten sie sich und weinten vor Freude und Traurigkeit. So lebten sie eine halbe Stunde gesamt haben, da wurde der Kronprinz unruhig und mahnte zu Gott; sein Bruder that schon, als schlief er, und kaum hatte auch jener sammt der Prinzessin sich zur Ruhe begeben, so tauchte dieser auf den Knien durchs Zimmer in die Ofen, wo das Schuppenkleid lag, zog die drei größten Flossen heraus, steckte sie und schloste sie hinunter. Um Mitternacht sprang der Kronprinz vom Bett und lief in die Ofen in seinem Fischkleid; als die drei Flossen fehlten, bat er den Bruder so rührend darum und so innig, daß dieser sie ihm geben hätte, wenn es nur möglich gewesen wäre. Ob war ein Glück, daß er sie nicht mehr hatte; denn nun, sobald Mitternacht verübte, war der Kronprinz für immer wieder ein Mensch. Aber draußen rauschte und sehte es, das Wasser schäumte

hoch auf, und als sie ausfahen, erblickten sie zwei feurige Schlangen, die langsam miteinander auf Leben und Tod und waren bald am Grunde, bald an der Oberfläche, und das Feuer, das sie flogen, erloschete das Wasser, und die Helsen und die schwarzen Wetterwolken, und auch der Himmel begann zu blitzen und zu donnern. Endlich erlosch der Glanz der einen Schlange; es war aus mit ihr. Da ward das Glashaus mit den drei Königskindern und

allem, was noch sonst darin war, von einer großen Wuschel aufgefogen und in die Höhe getragen; am Ufer aber stand ein bedenklicher Wagen, der brachte die drei Königskinder wohl, behalten zu ihren Eltern. Da haben sie in lauter Freude gelebt, und die drei Geschwister haben nimmer von einander gelassen; und wenn sie nicht gestorben sind, leben sie heute noch.

Die böse Schusterfrau.

Märchen von Fabricius.

Es war einmal ein Schuster, der plagte sich den ganzen Tag und saß an seiner Arbeit vom Morgen bis zum Abend; aber was er verdiente, half Alles nichts, denn er hatte eine gar böse Frau, die vielen Kummer machte und Alles vergrüßte und der arme Schuster ward darüber sehr unglücklich, so daß er zuletzt alle Lust an der Arbeit verlor, und sich gar sehr grämte.

Da ging nun der Schuster eines Abends verdrießlich vor dem Thore spazieren, denn seine Frau hatte im Hause Alles karg und klein geschlagen; da begegnete ihm ein Männlein kaum einen Schuh hoch, und frug den Schuster nach der Ursache seines Kummerd: Der Schuster weinte bitterlich und sagte: Ach liebes Herrchen, ich hab ein gar böses Weib, das mich sehr plagt, und ich gerne los wäre!

Wenn's weiter nichts ist, lachte das Männlein, so will ich dir dazu schon verheissen: geh nur ruhig nach Hause und lege dich zu Bette!

Der Schuster that, wie ihm das Männlein geheißen, aber er traute der Sache nicht recht, und schlief endlich ein! Wie groß aber war sein Erstaunen, als er am andern Morgen erwachte und seine Frau weg war! Er durchsuchte jeden Winkel, und als er sich endlich sehr überzeugt hatte, daß seine Frau wirklich verschwunden, ward er froh und guter Dinge und um den glücklichen Tag zu feiern, ging er schnurstracks ins Wirthshaus und that sich was zu Gute! Wie er nun in der Nacht nach Hause wadelte, da dachte er bei sich:

Ich bin doch recht dumm gewesen, daß ich mich nichts Besesses gewünscht habe: wenn ich noch einmal zu wählen hätte, würde ich viel

Geld wünschen, denn es ist doch ganz angenehm, wenn man alle Tage ins Wirthshaus gehen kann und gar nicht mehr zu arbeiten braucht!

So dachte das Schusterlein lange hin und her und wadelte immer weiter, ohne zu wissen wohin es gieng, bis er sich plötzlich wieder vor dem Thore befand; und das kleine Männlein stand auch wieder da und rief:

Wecket des Tages so spät!

Da war der Schuster sehr erfreut, und sprach ganz vergnügt:

Ach liebes Herrchen! Ihr ward so gut und habt mir von meinem bösen Weibe abgeholfen, wollt Ihr mir nicht auch noch zu viel Geld verheissen, daß ich nun ein gutes Leben führen kann, nachdem ich ein so schlechtes Leben bisher verbracht habe mit meiner Frau!

Das Männlein lachte hell auf und antwortete: Wenn Tu weiter nichts willst, dann laß mich gehn: folge mir!

Da führte nun der Jüngling den Schuster in eine Höhle, darinnen drei veredelte Röhre standen!

Wähle Dir einen dieser Röhre und was darinnen ist, aber laß sie die beiden Andern unangefastet! sprach das Jünglein und verschwand.

Da stand der Schuster vor den Röhren, und dachte lange hin und her, welchen er nehmen sollte. Endlich sagte er ein Herr, nahm von dem ersten Röhre die Decke ab und erblickte zu seinem Erstaunen darin viele Goldstücke! Nun ward der Schuster froh, aber er dachte bei sich: Das Männlein ist weg, da kann' ich mir wohl recht gut noch zu einem Lord nehmen, dann war ich noch reicher!

Befragt, geihan. Der Schuster hob die Leide von dem zweiten Kerbe und fand darin nochmals viele Goldstücke! Aha! dachte er, das geht gut, ich hätte wahrlich Lust auch den dritten Kerb noch mitzunehmen, dann wäre ich der reichste Mann im Lande. Nachdem er ängstlich hin- und hergeschaut, ob das Zwerglein richtig weg sei, näherte er sich nun auch dem dritten Kerbe und husch! zog er die Leide weg!

Diesmal verging aber dem Schuster Hören und Sehen, denn aus dem Kerbe sprang heraus seine böse Frau, prägelte ihren Mann weidlich durch und nun mußte der Schuster seine Frau bei sich halten sein Lebenslang und sich plagen vom frühen Morgen bis zum späten Abend! Oft ging er hinaus ins Freie und seufzte und weinte, aber das Zwerglein ließ sich nie mehr sehen.

Die Goldamsel.

Märchen von H. Herchenbach.

Es war eine mürbige Feuernacht: der Mond streifte mit seinem silberweißen Lichte über die Erde, Berg und Thal lagen wie mit einem dünnen, durchsichtigen Hie verbedt und am fernem Horizonte tauchte hin und wieder ein Kirchturm in unsichern Umfassen empor. Stille, wie am Sabbath, hielten die mächtigen Felsen an dem abschüssigen Wartberge, und die schlanken Tannen drüben auf dem Kernenberge rührten kein Zweiglein. In dieser lautlosen Nachtrübe schritt ein Jüngling gedankenvoll den Wartberg hinab: zuweilen legte er sich auf eine der Burseln nieder, die wie einladende Stühle überall an dem engen, treppentartigen Fußwege herreihanden, und legte das Haupt sinnend in die Hand oder schaute lauschend in das dunklere Thal hinab, das sich unten tief ausbreitete, denn in seiner Erinnerung tauchten alle die Sagen und Spulgeschichten auf, welche sich an diese sauberrichte Stelle knüpfen: es wäre ihm so recht nach dem Herzen gewesen, wenn er in dieser geheimnisvollen Stunde Zeuge hätte sein können, wie die Jereze des Gebirges aus einer überhängenden Klippe einen Rarnerpallast aufbauten oder einen Berg auf den Berg türmten.

„Schade,“ sprach er vor sich hin, indem er aufstand und bergab schritt, „daß die Welt so schrecklich verkühdig und ungläubig geworden ist. Laubter, Spul und Geister sind vor dieser kalten Vernunft gehoben und die goldenen Schöffer der Einbildungskraft haben sich in thurneiche Feuersteine, in lauter Räder und Maschinen verwandelt. Die armen Heren sind längst verbrannt: selbst dem Teufel ist die Wieche gekündigt, und er darf sich nur noch zuweilen in Grad und Olagee Handshuben

verföhler Weise wie ein reicher Gutbesitzer oder ein vornehmer Parlamentsmitglied unter dem Velle zeigen. Händr und Hiedfuß, die ihm doch eigentlich ein reiches Ansehen verleihen, hängen in der Hölle an irgend einem sinnwichtigen Balken und träumen von vergangener Herrlichkeit, indes seine Großmutter die verteilte Noth hat, ihm die Baternörder gehörig zu stechen und zu heilen.“

Als er mit diesem Monologe zu Ende war, raschelte etwas über ihm im hohen Fich, baume und ein Quilenscheit mit einem scharfen, säplichen „Zul“ erfüllte die stille Nacht. Löwenberg schaute empor und ein Paar Augen funkelten ihm wie glühende Kohlen entgegen. In demselben Augenblicke gaben sich von allen Giebbäumen die grauen Nachtrübel Antwort; aber es war wie ein einziger Schrei, dann lagen Berg und Thal wieder ruhig, wie zuvor.

Löwenberg hatte jetzt den Fuß des Berges erreicht und stand an dem brausenben Bache, der das Thal durchschnit. Der Bach schaukelte sich an der Reite; weiter oben, wo sich das Gefränd des Ufers dunkel in dem Wasser spiegeln abzeichnete, schielte zwischen ein Fisch empor und fiel dann wieder in die Fluth zurück, als ob ein Traum ihn plötzlich emporgehockt oder ein lustiges Ritzgeiz ihn zu einem Freudenbrunne veranlaßt habe.

Er stieg in den Bach und ruderte den Bach hinauf, dorthin, wo die Ufer hin und her schwanken, die blaue und gelbe Iris über die Wellchen nickten, die Binsen und Schwäbel halme ihrer Wurzeln im Wasser neigten. Je weiter er ruderte, desto stiller und unerkannter erschien ihm das Ufer, wo er doch jeden Stein, jeden Strauch, jeden Strudel,

jede Baumwurzel kannte, die aus dem weichen Erbmutter herabhang. Voll Verwunderung hielt er jetzt an einer steilen Felswand Aste, die senkrecht über seinem Haupte emporstiegen. Er blinzelte hinaus und gewahrte in unerschöpflicher Höhe drei große Käfige, in denen jedem ein Vogel umherzuflattern schien.

Aus dem mittleren Käfig sah ein großer Geier, welcher, sobald er des Jünglings ansichtig wurde, dreimal einen so grellen Schrei ausstieß, daß er von dem gegenüberliegenden Warthberge in einem scharfen, vielstimmigen Echo zurücksprallte. Der Vogel des mittleren Käfiges hatte eine Öffnung gefunden und flatterte ängstlich hinab auf den Kahn zu. Löwenberg erkannte, daß es eine Goldamsel war, die schönste, welche er in seinem Leben gesehen. Sie suchte auf seinen Schultern Zuflucht, und er streckte eben die Hand aus, um sie vor dem Geier zu retten, als dieser über des Jünglings Haupte kreiste, sie mit seinen Krallen ergriff und wieder aufwärts schwebte. Vergewaltigt schlug Löwenberg mit der Ruderhange nach ihm, er war nicht mehr zu erreichen.

Jetzt bildete der Jüngling den Fels hinan und drohte dem Geier mit der Faust, aber die Wand war nicht zu ersteigen, denn ihr Gestein fiel spiegelglatt in den Bach hinab; überdies erhob sich jetzt aus dem Wasser ein dichter Nebel und hüllte Berg und Thal ein, so daß er sich in einigen Augenblicken in einer undurchdringlichen Finsternis befand. Nachdem er noch eine Weile an der Stelle zugebracht und darüber nachgedacht hatte, wie wohl die Käfige an die hohe Felswand gekommen, stemmte er die Ruderhange gegen die Brust und drückte den Kahn rückwärts, bis er sich plötzlich wieder in vollem Mondenscheine und bekannter Umgebung befand.

Drüben zwischen den Bächen stand sein Häuschen, dem wandelte er zu, von Zeit zu Zeit umblinzelnd und nach der Felswand, von der er indes nicht die leiseste Spur entdecken konnte. Zum erstenmale in seinem Leben konnte er nicht schlafen; bis an den Morgen wachte er sich im feinen Dorte, und als die Sonne den Mond verdrängte, eilte er wieder an den Bach, den Felsen zu suchen. Vergebens! Ehen leuchtete wieder der Mond und er hatte ihn nicht gefunden. Er brachte die Nacht am Bache zu, fuhr auf und ab, das verhängnisvolle Felsgeftein blick unachubar. Mitternachts fehrte er beim Anbruche des Morgens in sein Häuschen zurück und warf sich auf einen Stuhl. Da fiel sein Auge auf einen Zettel,

der mitten in der Stube lag. „Am Freitag!“ stand auf demselben, weiter keine Silbe. Er legte den beiden Worten keine Bedeutung unter und dachte nicht einmal darüber nach, wie der Zettel in seine Stube gekommen, da er doch weit und breit keine Nachbarn hatte.

Ein mehrstündiger Schlaf erquickte ihn, obgleich er sich auch im Traume fortwährend mit den drei Nebeln und der Goldamsel beschäftigte. Als er nun aber erwachte, dachte er, die ganze Erscheinung sei ein Gebilde seiner Phantasie und es wäre am vernünftigsten, sich die Thorheit aus dem Sinne zu schlagen. Der Zettel aber machte ihn in seinem Vorsatze wieder wanken, denn er lag jetzt nicht mehr auf dem Fußboden, sondern auf dem Stuhle, er war nicht mehr weiß und die Buchstaben rabenschwarz, sondern grün und die Buchstaben gelb, wie die Goldamsel. Dahinter steckte etwas, das sich ergabenden aus, sprach er entschlossen, und sollte ich ein Jahr lang darnach forschen. Er nahm den Zettel in die Hand und beschaute ihn aufmerksam unten und oben, hinten und vorn; da ward das Papier plötzlich rabenschwarz in seinen Händen und die Buchstaben schillerten papageiengrün vor seinen Augen. Aus dem schwarzen Grunde aber funkelte die Felswand heraus und oben hingen die Ketten, in denen er deutlich einen Raben, einen Papageien und eine Goldamsel erkannte, die sich regten und bewegten, wie lebendige Vögel. Neben von ihnen aber trug eine goldene Kette um den Hals und aus dem mittleren Käfig sah der Geier und schielte.

Nun war kein Zweifel mehr, daß das Papier mit der Felswand und den Vögeln in Verbindung stand und daß er in jener Nacht kein Phantasiegebilde, sondern Wirklichkeit gesehen hatte. Am Freitag also war die Nacht, wo er den Felsen wieder sehen und die Vögel von dem Geier befreien sollte. Ach, er liebte alle Vögel über die Waagen, nur die Raubvögel waren ihm ein Dorn in den Augen und er hätte sie alle vergiften können, wenn es ihm möglich gewesen wäre. Sein jahres Ochsbörnchen sprang ihm auf die Schulter, dann wieder wie toll über Tisch und Stuhl, als ob es sich freute, daß die Vögel von dem bösen Geier befreit werden sollten.

Mit Ungeduld erwartete er den Freitag; traf indeffen aber keine Vorbereitungen zur Ersteigung der Felswand und zur Rettung des Geiers. Als der erste Abend herantrat, dachte er ein schwarzschliffenes Handtuch in den Gürtel, eine harte, seidene Schnur in die Tasche, sein Ochsbörnchen in den Faden und



E. Hertenbach

VERLAG VON E. HERTENBACH

Die Goldamsel.

[Märchen von W. Hertenbach]

eilte dem Bache zu, wo er leise den Kahn bestieg und geräuschlos der bewussten Stelle zureckte, wo er mit großer Freude plötzlich die Wand wieder vor sich sah. Der Geier schielte aus dem Kähne der Geldsammler; der Rabe rief ihm zu: Rette mich, das ich dich zu meinem Sohne mache! Der Parakei sprach: Rette mich, daß du mein Bruder wirst! Die Amsel flüchte leise und lieblich: Rette mich und sei mein Gemahl! Löwenberg traute seinen Ohren nicht, als er die Thiere also sprechen hörte; oder er ging ruhig ans Werk und band dem Gichbörndchen die seidene Schnur um den Leib. Das kluge Thierchen verstand die Zeichen seines Herrn, schob die scharfen Krallen in den Stein und flüchtete die Felswand hinauf. Wenigstens schaute der Jüngling ihm nach, ob es wohl die schwere Arbeit überwinden werde. Aber seine Furcht war ungegründet, im Nu war es oben, wickelte sich aus der Schnur heraus und befestigte dieselbe mit den Fingern und den Zähnen an den harten Felsen eines der Fänge und sah mit den klugen Augenlein hinab, seinem Herrn zu rufen. Der bedachte sich auch nicht lange, sondern flüchtete mit Behendigkeit an dem Stride hinauf.

Von dem Kletterer aber wurde der Fänge erschüttert, und der Geier aus demselben erwachte. Mit scharfen Augen sah er bald ein, wie gefährlich ihm der Mann mit dem Beil werden konnte, und schon wollte er sich auf den Kletternden stürzen, um ihn in den Abgrund hinabzuschleudern, als das Gichbörndchen, welches aufmerksam auf der Leiter gelegen hatte, ihm aus den Kefen sprach und seine Augen verknipfte, daß er blind wurde und nicht sehen konnte, wohin er seine Richtung nehmen mußte. Während suchte der Geier das Thier von sich abzuwinkeln, oder verachend. Schreien flüchtete er auf Gerathewohl hin und her und kam dem Kletternden Jüngling so nahe, daß dieser sein Beil erhob, und ihm mit einem Schläge den Kopf abschlug; aber der reuchthige Schlag hatte auch die Schnur durchgeschnitten und pfeilschnell führte er in die Tiefe hinab, von dem Kefen des Geiers und dem Gichbörndchen gefolgt. Aufrecht auf den Felsen stehend sah er unten an und mußte zu seinem Verdrusse sehen, daß die Schnur nun nicht mehr da hinauf lagerte.

In höchster Betrübniß rarrtaute er sich den Farn und verfluchte den Tag, an welchem er geboren war.

Während er so klagte und lamentirte, übte er sich an der Schulter gerüttelt. Er riefte um und gewahrte vor sich einen Mann in mittel-

alterlicher Knappentracht mit grauem Bart. Herr, sprach er, grüß dich nicht, ihr habt dessen keine Ursache, denn was geschehen ist, muß geschehen, wenn den dreien Rettung werden sollte.

Löwenberg fragte verwundert: Wer bist du, alter Geiße! Woher kommst du und was weißt du von den Vögeln?

Der Knappe antwortete: Höre mit zu und ihr sollt alles erfahren. Eines Tages lag ein armes Gichbörndchen vor eurer Thüre, das, von Schnee und Frost eiskalt, dem Tode nahe schien. Mitleidig nahm ich das Thierchen in eure Stube, wärmte es im Ofen, bis es lustig und guter Dinge umherging und nitigend licher sah, als auf eurer Schulter.

Weiter! Weiter! sprach Löwenberg ungeduldig. Was hat das Gichbörndchen mit den Vögeln zu thun?

Wehr als ihr glaubt, entgegnete der Knappe, denn das Gichbörndchen war ich selbst und bin es bis vor wenigen Augenblicken geblieben, wo ihr dem Geier den Kopf abschluget.

Du, alter Geiße, wärest das Gichbörndchen gewesen? Ja, ich selbst, wie ich leide und lebe! Höre nur! Trübten auf dem Rannenberge hand vor dreihundert Jahren eine herrliche Burg, und dort, an der heilen Felswand, besaß sich ein hoher Thurm, dessen unterer Theil den Bach überwölzte. Von diesem Thurme konnte man weit ins Land sehen bis hinab an den Rhein und in die blauen Berge jenseits des Stromes. Hier wohnte Graf Adlherb, der weithin über Land und Leute gebot und seinen Namenellen weit von allen Vogelagern und Bauernknechten gefürchtet wurde. Ja war kein treuer Knappe und begleitete ihn in jedem Strauß. Eines Tages lag Ritter Geierburg mit glänzendem Gefolge vor Rannenberge und hielt um die Hand der schönen Brunhilde, des Grafen Tochter, an. Mein Geiße wird ihn hoch zurück, da er ihn seines nicht Elmes und seiner argen Lauberei wegen nicht zum Schwiegersohne haben wollte.

Während künnte nun Geierburg mit seinen Knechten gegen die Burg und drohte, sie der Erde gleich zu machen, wenn ihm nicht alldahle die schöne Brunhilde angeliefert werde. Adlherb aber bewachte in Eile seine Mauer und gab vom hohen Thurme ein Feuerzeichen, daß seine Freunde und Knechte aus den umgebenden Bergen und Thälern heranzögen, ihm zu helfen. Die Erde stürzte im blutigen Kampfe von den schmerzlichen Streikreifen, die

Luft erdröhnte vom Geräusch der Kämpfenden und dem Geschlärre der Waffen. Der Graf und sein Sohn sparten Wunder der Tapferkeit, bis die Freunde und Vasallen kamen und den Draufwerber mit seiner Beute in die Flucht schlugen. Am Fuße des Schloßberges wandte er seinen Kappen, schaute mit einem schrecklichen Gesichte nach der Burg empor und ließ mit brechender Brust einen Ruch aus, der in der luftigen Höhe nicht verhauchen wurde.

In der darauf folgenden Nacht erschall plötzlich das Horn des Thurmwarts; gleichzeitig stürzte das Hagelgitter drauß in die Höhe, ein schrecklicher Sturm raste aus dem Thale empor, so daß das Schloß von dem Zinnen bis in seine Grundfesten erzitterte, und mit einem gewaltigen Schläge alle Thüren aufsprangen. Mit gezuckten Schwertern rannten wir drei auf der Schloßterrasse, indes Brunnhilde hinter uns auf den Knien lag.

Die wirthliche Nacht verunkelte sich plötzlich, dicke Ainfürnis lagerten auf Berg und Thal und ein schrecklicher Donner brüllte über dem Schloßberge, daß ich nicht anders glaubte, als die Nacht des jüngsten Gerichtes sei heranzubrechen. Mit jedem Donnerstöße wehrten sich die Wälle, Berg und Thal schwammen in einer brennenden Feuerwolke, durch welche ein ungeheurer Feuer mit weltausgebreiteten Flügeln aufstieg und sich in weiten Kreisen abwärts der Schloßterrasse näherte, wo wir noch immer mit den entblößten Schwertern eines Feindes warteten. Der Feuer ließ sich jetzt neben und nieder, ergriffte mit der rechten Krallen den Grafen, mit der linken dessen Sohn und erhob sich strömend in dem hohen Thurm, wo er sit auf den Zinnen niederstürzte. Dann flatterte er wieder herab, um sich Brunnhildens zu bemächtigen. Ich fürchte mich mit einem Schrei der Verzweiflung auf ihn, um ihn zu tödten; aber ein Schlag seines Schwerts streifte mich in den Rücken und als ich den Stein berührte, fand ich mich als das kleine Mädchen wieder, das ich einst so freundlich aufnahm.

Knagelst wartend, was nun geschehen würde, suchstam, aller Kraft beraubt, sah ich, wie er Brunnhildens das goldene Kreuz von der Brust riß und es unter seiner Junge verberg. Dann trug er auch sie hinauf auf die Thurmzinnen.

Die Liebe in meinem Geleite ließ mich die Kundschaft überwinden, rasch flüchtete ich am Gemäuer empor, mich ihm beizugesellen, aber indem ich meine Kräfte in den Mäuel septe, griff mich ein fürchterlicher Donnerstöße und

die Burg versank in den Boden, in ihrem Verichwinden scheidlich bezeugend von dem fürchterlichen Unwetter. Ich stieß zum mich am Ufer des Sees, an der ersten Stelle, wo wir jetzt stehn, wüthte und erschauete an der hohen Felsenwand die drei Röhre. Hätte mir es mein Herz auch nicht gelagt, an dem lauernden Feuer hätte ich es wohl erkennen können, daß in den Röhren die drei Leben waren, denen ich mein ganzes Leben gewidmet hatte.

Was kann ein armes Mädchenchen thun, den gewaltigen Ruch eines solchen Jauherers zu brechen? Ah, Tag und Nacht sah ich hier und schaute betrübten Herzens in der schwindegenden Höhe hinauf, aber der Feuer funkelte mich mit seinen Flammenzungen an und es schloß mir das Herz, hinaufzusteigen und eine Gelegenheit abzumachen, sie zu befreien. Jahre lang hätte ich auf eine Aenderung meines schrecklichen Schicksales gewartet, vergeblich! Da fiel mir ein, daß ich, zur Zeit, da ich noch ein Weib war, von reichlichen Weibern im Weizenlande geübt hatte, die jeden Jauher tödten konnten. Alsbald machte ich mich auf die weite Reise, schwamm durch Flüsse, Rüsse und Ströme, durchkreuzte Berge und Thäler, bis ich in einer lachenden Gasse einen der geachteten Weiber antraf.

Sogleich nahm er mich auf seine Hand und sprach: Armer Knabe, wie wohl muß es dir thun, daß dein Graf mit Sohn und Tochter doch im Käfige hängt, ohne daß du ihr Schicksal ändern kannst? O, ich kenne den schlimmen Geiersturz, er läßt seine Beute so bald nicht fahren, und Zwang ist nicht gegen ihn anzuwenden, da er alle seinen Grabe der tiefen Jauherei erlernt hat. Nur wenn ein Weib von selber auf den Gedanken kame, ihm den Kopf abzuschlagen, Brunnhildens goldenes Kreuz unter seiner Junge wegzunehmen, damit durch den gezeigten Gang ging und trug der Weiber, stehend das Geier den Hals berührt, so würde der Jauher gelöst und der Geiersturz wirksam sein.

Krausig kehrte ich mit dieser frohen Nahe in die Heimath zurück und leitete müthige Männer, ohne daß sie es ahnten, an die Stelle, wo in gewissen Zeiten der Fels sichtbar ist, aber alle fürchteten sich vor dem Geier und stehen eiligst hinweg. Als ich so spöden umherwanderte, lernte ich auch kennen und setzte auf eurer Brust mein ganzes Vertrauen. Waren auch seit meiner Verjauherung Jahre verstrichen und neue entstanden, Generationen gestorben, die Urwelt zu Grabe geworden,

jetzt sollte ich wieder Muth, denn eine geheime Stimme sagte mir, daß ihr das Werk der Erlösung vollbringen würde. Schwerlich aber würde der Sieg so rasch gekommen sein, hätte mir nicht der Weite aus dem Morgenlande durch eine schwarze Taube den geheimnißvollen Befehl zugeendet, auf dem ihr die Weite laßt: „Am Freitag.“

Vöwenberg hatte aufmerksam gelauscht. Jetzt ergriff er den abgeschlagenen Heilenpfad und ließ die schwere, weisse Junge auf. Ein frühliges Schauern durchdrang seinen Körper, als er in der That ein goldenes Kreuz da- unter fand.

Kommt, Herr, sprach der Knappe, ich werde euch den geheimen Gang zeigen! Sie schritten am Bache hinaus, dessen Bett, sich mehr und mehr verzweigend, weichen hohen Felsenriffen daherauschte. Bald gelangten sie an ein dichtes Dorngebüsch; der Knappe legte das Geheul mit seinem Schwerte hinweg und zeigte mit der Spitze desselben auf eine dunkle Oeffnung, die in den Berg hineinführte.

Beide schlüpften hinein und tasteten sich in der dunklen Höhlung weiter. Als sie eine Weile gegangen waren, gelangten sie auf einen vieredigen Platz, wo der Knappe bat, inne zu halten. Er hobete eine Hand voll dünnen Staub an, das er in die Hand mischte, brachte Baile, und legte Kräfte auf das Feuer, daß die Flamme hoch aufleuchtete.

Lebe da! auf einer Halbhöhle (so) der geklüftete Ocker und schlug mit den Füßeln, daß ihm Niemand nahen konnte. Vöwenberg aber ergriff des Knappen Schwert und schlug ihm beide Füßeln ab, dann verübete er mit dem Kreuze, indem er ein andächtiges Gebet sprach, den Hals des Thieres, das sich un- möglich in einen geharnischten Ritter ver- wandelte.

Vöwenberg erweiterte jetzt erst den Kampf und stellte sich mit dem Schwerte dem Ritter gegenüber. Dieser aber wehrte sich nur schwach, denn mit dem gebrochenen Zauber war sein Muth und seine Kraft geschwunden. Wenige Stöße genügen, und er sank entsezt zu des Jünglings Füßen nieder.

Da sprach das Heilgeheim und sie fühlten sich in die Höhe getragen. Brudersoll und unverletzt, wie ehemals Hand das Schloß im letzten Sonnenchein, ringum von blühenden Gärten und plüschernen Fontainen umgeben.

Hastig stieg der Knappe dem Brunnenlaufe zu, wo die Bilder der Oaken von Altherbort von den Wänden herabblühten. Hier blühten auch die drei Kämpfe. Vöwenberg sprach auf den der Weltamiel zu, jedoch mit harter Hand die eiserne Kette und riss die goldene Kette mittel, mit welcher die Weltamiel ge- seht war.

Kaum war sie dem Seebe entführt, so hand- vort von Augen des kühnen Jünglings eine heide Jungfrau. Ihr goldgelbes Haar hing ge- schüttelt über die schon gekämmten Schultern dorthat: ihr Antlitz leuchtete in voller Frische und Schönheit einer schuldlos verliebten Jugend. Aus den blauen Augen aber flossen Thränen des Dankes. Sie reichte Vöwenberg die kleine Hand und sprach mit süßen Wohlklang: dort sind noch Vater und Bruder, nur deine Hand kann ihr trauriges Loos ändern!

Vöwenberg zerbrach die beiden andern Ketten und zerriß die goldenen Ketten. Tu wach auf dem Haken ein armer Dürstert und aus dem Paradies ein schöner Junger.

Altherbort trat auf den Jüngling zu, schüttelte ihm trübsal die Hand und sprach: Tu dich und aus den Händen der Gewaltigen löst, die verbannt wie die menschliche Ge- halt. Wie können wir die dankbar sein!

Vöwenberg neigte sich vor dem Ritter und erwiderte: Nicht ich habe den Zauber ge- brochen, sondern das Kreuz Dürstert. Dem Kreuze also gebühret euer Dank, nicht mir. Welten Vater, Sohn und Tochter mir aber halten, was Kabe, Papagei und Weltamiel mir anvertrauen, so werde ich von allen Sterb- lichen der Glückliche sein!

Statt der Antwort legte Altherbort Dür- stertens Hand in die des Jünglings und ließ glückliche Menschen feierten in der Wald- heimamiel die Verlobung der verwandelten Weltamiel.

Das Heilgeheim des Vöwenberg blüht noch viele Jahrhunderte, und ihre Wurzeln leben noch heute in den Rheinländern als treue Kämpfer für das Kreuz und den Christen- glauben. Die Heilerburg aber sind von der Erde verschwunden, und wo ehemals ihr Schloß stand, da ist jetzt ein Sumpf, aus dem in dunkeln Nächten Stöhnen und Krächzen schallt, vor dem die Wandern nicht betrugnen und eilig von dannen fliehen.

Der wunderbare Kläger.

(U. v. Johann Schumannstr. Nr. 2.)

Der Heber Goldhörn.

Es war einmal ein König, das war ein rechter Kaiser, und alle anderen Könige waren nur Schatten gegen ihn. Er war aber auch ein weiser und gerechter Richter, wie sonst kein menschlich Auge je gesehen; wo er deshalb wollte, ließ er eine große Glocke aufschlagen, die durfte jeder läuten, der Gerechtigkeit verlangte, und so oft der König deren mächtigen Klang vernahm, grüßte er ihn an Gottes Gericht, und dann war es ihm unmöglich, das Recht zu bezagen.

Eines Tages, als er bei Tische saß und sich an Hühnern und Fischen gütlich that, hörte er auch die Glocke klingen und sprach: „Da ist schon wieder jemand, dem man Leid zugefügt hat! Nun wohl, ich sehe es, es sei Mann oder Weib.“ Als aber die vier Hüter, welche der Glocke zu pflegen hatten, herzu traten, um nach dem Kläger zu sehen und ihn vorzuführen, fanden sie niemand, und sie meldeten es dem Könige. Indem lautete es zum andernmal, und der König erwiderte: „Wer kauft mir den Kläger vorbei, oder es geht auch schlecht.“ Die Hüter suchten und suchten, fanden aber wieder niemand und meldeten es dem Könige. Da lautete es zum drittenmal, und nun ward der König zornig und sprach: „Bringt ihr jetzt nicht sofort den armen Mann, so geht's auch an den Leib!“ Die Hüter entsetzten sich in großer Angst und sprachen untereinander: „Müssen wir unschuldig sterben, so sei Gott und gnädig!“

Und sie durchsuchten alles von neuem, sahen auf und sahen nieder, fanden aber niemand; da in großer Noth schaute einer von ihnen in die Glocke, und siehe! eine lange Ratter hatte sich um den Kiesel geschlungen, und sie also war die Klägerin. Wieder eilten sie zum Könige, der sie fragte: „Nun, bringt ihr den Beschädigten?“ „Gott!“ erwiderten sie, „bei der Glocke ist niemand, als eine große Ratter, die hält den Schwengel umwerfen, und sie wird geläutet haben.“ „Das ist Gottes Ringer!“ rief der König, „öffnet die Thür und laßt sie herein, damit ihr Recht widerfahre.“ Es geschah also, und die schauerliche Ratter schlüpfte herein; der König gehet, ihr trinen das zu tragen und nicht Feind zu thun, und sie legte sich zu seinen Füßen. Dazumal erkannte er, daß sie zu klagen habe, und sprach: „Eie hatummer, den ich schlüpfen soll,“ und zur Schlange selber: „Ihr mir deine Sorgen fand, so soll die Recht werden.“ Nun erhob sich die Ratter, vier Männer mußten ihr folgen, und sie führte sie durch einen Baumgarten in ein Feld; das durchsuchten die Männer, und nachdem sie alles geprüft und getreten hatten, fanden sie endlich eine breite Kröte, die auf den Giebel der Ratter lag. Das also war die Beschlagte. Und sie hielten und schlangen die häßliche Kröte bei den vier den König; der ließ alsbald einen Spieß durch sie stoßen. Tod ward die Ratter wohlgerath.

Prinzessin Antha.

Original - Volksmärchen von Hr. Lebrecht.

Als noch das alte Rom und der Hellen in der Civilisation kaum vorangeschritten war, hanten unsere deutschen Voreltern noch auf einer niederen Stufe der Zügelbildung und der Cultur, betrieben die Viehzucht und die Jagd als Nahrung, scharten sich mehr in den milderen Theilen des Landes und suchten noch gar nicht daran, ihre Wälder auszureisten, und die großen Sumpfe auszutrocknen, die das Klima fast überall raub, feucht und ungesund machten. Auch zur Zeit als der große Heiland der Welt geboren ward, trieben sie ihre Lebensweise noch fort und nachdem das Christenthum aufgewacht schon sehr Wurzel gefast hatte, lebten sie noch lange als Heiden, bis Petrus das Evangelium predigte und den ersten Keim des besseren Glaubens in ihnen erweckte. Doch kannten sie schon fröhe die Kunst aus Gesehnist Bier zu bereiten, darin sie nicht selten bis zum Uebermaß schmelten und sich allgemein der Böhler ergaben. Unparteiische Geschichtsreiber unterlassen auch nie, dieser Unkunst in ihren Sächsen Gemüthung zu thun, gemeinlich aber nur deshalb, damit sie beweisen können, wie die Generationen der ist lebenden Teutschen vertheilt aus der Art geschlagen seien. Wenn man aber das Trinken derselben heute noch nächsten betrachtet, dann gelangt man immerhin in einem recht erschrecklichen Resultate, denn nimmt man den Wein, der in den deutschen Gauen selbst wächst und mit Ausnahme einiger Alanden Johannisberger nicht über die Grenze geht, dann die aus ansehnliche Quantität fremder Weine, die in Wasser und in Land

alkoholisch noch eingeleitet wird, ferner die Masse des Bieres, die zwischen dem Ro und der Weisheit und dem Wein in den zwölf Monaten hinabströmt in viele Thäler, endlich auch noch den ständigen Spiritus aus Kartoffeln, Getre und Korn, dann wird man über das Ergebniss nicht erstaunen. Würden diese verschiedenen Alkohale zusammengetragen in einen einzigen Kessel, er trüge die größte Schiffe und die Schweren Lasten.

Wollen wir darum das Trinken und Leben wie wieder in die Wälder zurück, wo die jetzigen Vögel haften, auf deren Häuten unsere Voreltern schliefen, von welcher Ge. wehnheit der Name „Bärenhäuter“ vielleicht abgeleitet wird.

Obgleich die germanischen Völker in ihren Thier. Kleidern abgehärtet, raub und kräftig waren, und mit den Waffen wohl umzugehen wußten, so verfielen sie doch auch der alten Römer Herrschaft, die sich die halbe Welt eroberten und die Deutschen unter ihrem Joche leuchten ließen. Die Teutschen waren auch damals schon zerstückelt und unter sich un. einig, wodurch den fremden Eindringlingen der Sieg nur um so leichter gemacht wurde. Im Anzuge der Heimathzeit schwachten sie aber Jahrhundert hindurch, die Hermann, der Oberster, den ersten entscheidenden Schlag im Teutoburger Walde auf sie führte und die Brünigern in festgelegten Niederlagen endlich über die unversiechten Grenzen verjagte.

Doch hatten sie von den Arenten viel Nützliches und auch viele Bedürfnisse kennen gelernt, deren Befriedigung sie zum Nachdenken

brachte und zu regerem Eifer ansetzte. So hob sich denn auch Handel und Verkehr im Innern und nach Außen. Die traurige Erfahrung, das Exaltation schwächlich machte und die Ueberzeugung, daß die Einigkeit allein zur Stärke führe, riefen jetzt viele engeren Verbindungen ins Leben, und so entstand denn auch das Bündnis vieler angesehenen Stämme, welches unter dem Namen „Gansa“ lange blühte, und deren Schiffe die Ozeane durchschritten und ihre Besannschaften mit überseeischen Ländern und Völkern anknüpften.

In diesem Verbände fand auch die Stadt Pabek, darin ein reicher Kaufherr vom Stande der Patizier wohnte, der sich den Unternehmungen mit großem Eifer angeschlossen. Er hatte ein großes Schiff auf eigene Kosten ausgerüstet und besetzt, welches seine Kisten nach Indien tragen und von dort mit neuen Waaren und Schätzen beladen zurückkehren sollte. Die Leitung dieser Angelegenheit wollte er aber selbst in die Hand nehmen und, da er sich als Gatte und Vater unmöglich von Frau und Kind trennen konnte, so mußten sie ihn selbst auf der gefährlichen Reise begleiten, wozu er eben im Begriffe stand, sich einzuschiffen.

Mit günstigem Winde verließ die stolze Arche den Hafen und die schwellenden Segel trugen des künstlichen Baues riesigen Kasten bald auf die hebe See. Doch nach längerer Fahrt erbeb sich ein gewaltiger Sturm, der das stämmige Schiff auf schäumenden Wellen, einer Rutschbahn gleich, wild umhertrieb. Schon waren die Masten geknickt, als die finstere Nacht die endlose Fläche des Wassers ins Dunkel verhielte und die Angst der Jersahrer schrecklich vermehrte, die auf die Küster geführt, Hülfe und Beistand des Himmels erstlichen.

Doch was ist menschliches Weis in ringenden Kämpfen mit der Elemente entseßelten Jern! Ein Stoß und ein Bruch, und verschellt und zertrümmert am Felsen der türkischen Ugarobis trieben die Arche umher auf brausenden Wegen. Was sich liebte im Leben klammerte sich fester zusammen in der Stunde der Todesgefahr und so umschlang auch beim Sturz in den Abgrund der Kaufherr das Weib und den Sohn. Wellen vernarrten an Wellen und geschleudert zur Höhe und geführt in die Tiefen, verließ ihn endlich die männliche Kraft, daß ihm die Arme verlagten und die nächste Ansturm der Wellen das Kind trennte vom Vater, ihren feinen Schicksale zuführend, wohin es ihn trieb.

Die Stürme des Windes und die tobenden Gewässer waren aber nur die Vorbereitungen, die

wie Aurora vor Phäbus goldenem Wagen, hier dem Gatte der Meere voranellen, wenn er dem Grunde enttaucht. Wie die Ueberlieferung sagt, fährt er auf riesiger Muschel, in deren Blendenspiegel-Höhlung Perlemauer erglänzt; sein Sitz ist das Purpurschäufel der Schnecke und seine Füße ruhen im Schiffe, dessen Seiten von Sammet sich schwenken am Rühr. Sein Geißel, zwei schneidende Rösser mit fliegenden und flüchtigen, durchfurcht mit schäumenden Hufschlag die See, verenden Springquell in Bächergerast und regenbogenfarbigem Lichtglanz den Höhlen der Raie entsendend. Der Ueberführer des Meeres selbst hat aber angenommen menschliches Wesen von athletischem Wuchs und schlanker, hehrer Gestalt. Um seines Silberseitels reichliches Haupthaar schlingt sich ein Kranz gründer Pflanzen und bis auf die Brust reicht ihm der weiße, mächtige Bart; sein Gewand ist gewoben aus Fäden von Seegras, Orfaser und sein Arm ist geschmückt mit Ketten von Bernstein und reicher Korallen Geschnitten. In der Rechten trägt er den Dreiblind als Scepter, damit er regiert und die Spitzen der Gabel funkelnd im blendenden Lichte der Perlen aus seiner Schatzkammer, Hülle der unteren Welt. Wenn er einknickt, ist er umgeben von unsichtbaren Trüben, die seine Winke ihm tragen, wohin er es will. Der Orkan und die Wunde sind die Musik, die ihn begleitet, der frachende Donner die Laute, die sich ihm löst, und der feurige Blitz leuchtet als Fackel zum Schein auf seinem wogenden Zug.

Als er den Strudel durchfuhr, wo das Haderzeug aus Fädel gescheitert und das Gerippe als Brak am Koloß der Felsenwand hing, blieb sein Antlitz rubig und kalt, und nicht die letzte Spur von Mitleid für die vernichteten Opfer ließ sich vom Mäurer Bild. „Warum wagt sich der schwache Mensch auf meines Reiches schwanende Fläche? Hader mit Ugenus sind nur die Hebel um Wellen und Wagen, und wenn der Elemente entrückt Gebahren der Teltürnen Weg? declinert auch in den Klüften, hüpfen sie überhören Krevel doch nur!“ Also sprach furchtbar sein Werk.

Witten im rauschenden Wütht hatte sich der Knabe des Kaufherrn auf dem Rücken der Wellen erhalten, wo er, gleich Meerichthum geschaukelt, beunruhigtes schwamm. Die Trüben aber hatten den kleinen bemerkt und fühlten ein jartes Erbarmen mit des blonden Jungen unschuldigen Loos. Sie helen ihn auf aus dem Wasser, trugen ihn sanft vor

den Meeresthett und boten Alle am Gnade und Schenkung für den schlummernden Armen.

„Mein Reich,“ gab er zur Antwort, „ist nicht geschaffen dem Reichthumsgelichte für eitelles Leben, sondern als Grab. Ich kann ihn nicht bergen in meines Palastes herrlichen Schoos, weil ihm der Aether entzweifelt, den er zum elenden Tadeln bedarf. Wollt ihr ihn tragen jedoch auf des Inselflands Erde, mag es drum sein!“

So waren die Tränen erseut und schnell entsetzten sie die Kaiserin, den Knaben dem Alter der nächsten Insel zu überachen. Die lag weit vom Schauplatz des Unglücks entfernt, doch in Gleichwindigkeit eilten die Rempfen dahin, im Flug der Gedanken die Breite einer Zeile durchziehend, und thaten wie ihnen befehlen.

Die Wärme der irdischen Sonne hatte am andern Morgen den Jüngling, den wir jetzt mit seinem Namen Tsalar nennen, wieder ins Leben machgerufen. Er lag auf Kantenkaut gebettet und über seinem Haupte wölben sich mächtige Blätter gleich aufgespannten Schirmen, die sich zu einem Zelte vereinigten. So kam ihm sehr alles vor, wie ein finkstlicher Traum, der ihn in der Nacht göngig hat und acualt, doch überquerte ihn sein Zustand und seine Umgebung, daß es Wirklichkeit war, was seiner Phantasie noch dunkel verschwebte. Der Schmerz über den Verlust seiner Eltern und der Kummer über sein künftiges Schicksal war grenzenlos und er hätte sich beinahe lieber gewünscht den Tod in den Wellen gefunden zu haben, als durch den Schluß des Schicksals hier aufgeworfen werden zu sein. Nicht lange nachher machten sich aber die Herbeizug der Natur und der Erhaltung in ihm geltend, denn er fühlte Hunger und Durst, und sah sich instinktmäßig getrieben, nach Nahrung und Labial der Luftp zu suchen. Beides fand er aber fast zur Stelle. Die Meeres und Kräute, die einladend an den fremden, bisher noch nicht gesehnen und gekannten Erdrücken und Pflanzen bingen, verlockte er auf Geradeweg und aus dem rickelnden Born in vordem Gestein schöpfte er den Trank mit geschickter Hand. Er mochte, sich aber umhien, so weit er konnte und gehen, so weit ihm die schwachen Füße trugen, nirgends aber er ein Weien seiner Art, und außer den buntschillernden Sängern auf Zweigen und Ästen, die als Streichvögel kamen und zogen, kein atwendend Schöpfvö.

So schwanden die ersten Tage, ohne daß sich seine Lage im geringsten geändert hatte; des Nachts schlief er in der natürlichen Laube

und am Tage suchte er das frugale Mahl. Aber wie erhaunte er, als er am Morgen des sechsten Tages auf seinem Lager erwachte, und neben sich einen Korb erblickte, angefüllt mit allerlei Speisen, wie sie im Vaterlande auf dem Tisch seiner Eltern gereicht wurden. Ohne zu wissen, woher sie kamen, und wer der Hade war, der sie ihm brachte, entbedete er sich jedoch nicht, davon zu leben und sich daran zu laben. Dasselbe wiederholte sich in der Folge an jedem neuen Morgen und als ihm zuletzt die Kleider am Leibe in Unordnung zerfallen waren, wurde ihm ein neues Gewand, ebenfalls von unsterblicher Hand gesendet.

Dieses einformige Leben dauerte achtschlagene neben Jahre fort und der zarte Knabe war mittlerweile zum neunzehnjährigen Jüngling herangereift, der während dieses Aufenthalts auf der Insel seinen anderen Lehrer und Führer gehabt hatte, als die Natur, der sprechenden Verkünderin ihres erhabenen Schöpfers Allmacht und Güte. Die Gabe war kein Tichtsch und Keintuch unalich, die Quelle sein Spiegel und die Sonne seine Uhr.

Gleichzeitig mit dem Anstange seines neunzehnten Jahres trat aber auf der Insel eine gewaltige Veränderung ein, deren erste Folge war, daß der gefüllte Speisekorb ausblieb; mehr aber noch erhaunte er über die Verwundlung der ganzen Natur. Mit hungertigen Magen hatte er kaum seit zwei Stunden sein Lager aufsucht gehabt, als er durch eine ungewöhnliche Kälte emphntlich aus dem Schlafe aufgeweckt wurde. Der Mensch war inzwischen aus dem fernem Saume des Horizonts aufgetaucht und beidien mit dem Bolllichte seiner runden Scheibe Insel und Meer, und so konnte er denn deutlich unterscheiden, wie die Bäume, Gesträuche und Pflanzen, die am Tage noch in ihrem anmutigen Grün prangten und ihre balsamischen Dünste lieblich aushauchten, jetzt erharnt aus der Erde ragten und in weissen Glanze funkten, als wären sie von reinem Silber und nagelnen aus der Horn geirten: Die Gräser des Feldes glitten dem Gehilde von geschmettem Zinn, wie es im chemischen Proceß bei der raschen Verfühlung in Krystallen anzuhsichen pflegt. Die labende Luftp war gesteht wie verdichtet; Er nach dem Hinein und der Einfassung seine knihrten leise wie des Parakrems schachbante Kette. Die Kälte wuchs aber von Minute in Minute und steigerte sich zuletzt auf so heftig Grade, daß Tsalar nicht mehr im Stande war, es im Freien auszuhalten. Er suchte daher Schutz in der umfassen Grotte, die sich in den

Selsen zu einer geräumigen unterirdischen Halle auswühlte und die er früher schon mehrmals beslegen hatte. Die Öffnung des Eingangs war aber so klein und der Weg dazu so eng, daß man nur auf Händen und Füßen hineintraten und hinunter zwischen konnte und sich wohl in Acht nehmen mußte, um sich nicht an dem spitzigen und scharfen Gestein zu verletzen.

Als er mühsam und von Kälte schon halb erfarrt, den Boden der Tiefe erreicht hatte, ward er von neuem Erstaunen durchdrungen. Die Höhle, die er sonst nur in einem schwachen Dämmerlichte erschaut sah, strahlte jetzt im hellen Scheine, und wo sich sonst nur feuchte Dünste emischelten, trat ihm angenehme Wärme mit Wohlgerüchen der feinsten Art entgegen. An die Stelle der kahlen und kahlen des verdühten Tropfsteins, die jetzt reicher in Ferkeln und weißen, grünen Formen an Wand und Decke leuchteten, waren Korymben von Smaragden und Amethysten und andere edlen Steine getreten, in deren Kränzen sich tausendfältige Lichtstrahlen breiteten. Der verhin steinige und unebene Boden war glatt und auf seines Spiegels gleichförmiger Fläche malten sich reizende Bilder lunkriger Metalle. Im Hintergrunde der Grotte gemahnte er aber zugleich einen früher nicht bemerkten zweiten Eingang ins Innere, und wo die Steine aus den Fugen gereichen zu sein schienen, verbüllte ein sonderbares Schiefergebänge die Öffnung, in dessen Gewebe Quirlen und Arabesken in transparenter Erleuchtung durchschimmerten. An ihrem Fuße saßen zwei Onomen, die als schlafende Hüter den geheimnißvollen Thüweg bewachten.

Als Cesar in stummem Anschauen noch alle die Wunder belauerte, die sich seinen überreichen, trunkenen Auge ringsumher boten, erschlangen mit einmal liebliche Töne im Innern, als wären sie der Wohlthat entlockt: der Verbang theilte sich auseinander und vor seinen Blicken lag offen ein prächtiger Saal, in einem Meeren von Säulen erhellend, die aus taufend goldenen Armen und Stenkenbüchern von Rubinen und Diamanten hervorwürgelten. Nachdem aber die Töne verklungen, sprach eine unsichtbare Stimme:

„Freie ein, o Jüngling, keusch und rein wie die Sonne. Dir allein unter keinem Geschlechte steht offen die Halle im Schooße der Erde. Nur wer wie Du, frei von des Kaisers Dahn und unberührt im Wandel vor der Sonne, ist erfährt hier zu schauen, was sich fern dem herrlichen Auge schließt.“ Da er,

haben sich die beiden Onome von der Erde und stellten sich so ehrerbietig zur Rechten und zur Linken.

Jaghaft trat der Jüngling in den Saal. Unter einem Baldachin von himmelblauen Sammt mit reichen Stidren von Silber und Gold stand auf hohen Stufen ein Berg aus Kryhall, unter dessen durchsichtiger Hülle eine Jungfrau in klarem Schloße ruhte, schön und reigend wie ein Ideal weiblicher Anmuth und angethan im Gewande der Unschuld von reinem Damast. Auf den blonden Flecken des Hauptes sah eine Krone von herrlichen Steinen, und ihre Hände, wie glühendes Wachs, lagen gefaltet auf dem Gürtel von eitem Gold.

Auf des Thronhimmels Rückwand war aber eine hieroglyphische Inschrift eingehauet, die blendennden Verlen, deren Bedeutung sich fäthelhaft ausdrückte. Cesar sah die geheimnißvollen Zeichen und Bilder an, doch verstand er sie nicht, denn der Jüngling, der als Knabe nur lesen und schreiben in seiner Mutter, sprachte gelernt hatte, und seit seines umganglosen Lebens auf der Insel wohl noch das meiste davon vergessen haben mochte, fand hier nur spanische Wörter, wie man gemeinlich zu sagen pflegt. Doch ging es ihm dabei nicht besser, wie vielen andern Kittern und Wagnern abenteuerlicher Zeiten, die sich in der Regel auch nicht viel um die Cimentarwissenschaften bekümmert hatten, und eine wehlthätige Stimme ermahnte sich dabei seiner, die in verständlichen Lauten seiner Junge, den Commentar dazu gab.

„Jüngling“, ließ sie sich vernehmen, „vor Dir schlüß die Heimgin Nutha in Zaubere und Pann, darin ist, geküßelt vom Jorne Durando's, dem Leben entzissen. Sie ist die rechtmäßige Herrin der Insel, und ihre Städte, Schloßer und Gärten sind in ihre Hände gesunken und ihre Unterthanen verzwornt in Päume und Stäucher, schatzgeuerlich in des Herrlichen Rinde. Die Wälder sind über Heerrichten Reizege und freitender Tross, die sich als ebendmächtige Wägen erheben unter des Himmels Blau: ihr Thron aber steht hier wie ein prunkreiches Grab. Sie ist dem Zaubere Durando's verfallen, weil sie verdammt seiner Liebe Antrag und nur erlösen kann sie ein Jüngling, der in der kindlichen Keinheit und Tugend noch nicht berührt ist vom Gift Irdisches der Hellen raucht ein Flug, in dessen Wägen an breiter Stelle und Tiefe sich erhebt ein Gebild aus Granit und in seines Kraters Gründen wird verzwornt der Talisman in Wachs träugsam

Schicksal!" So weit reichte der Sinn der mythischen Zeichen.

Dolar war aufmerksam den Lauten der Stimme gefolgt, doch befand er sich nur auf halbem Wege, als sie endete. Da sagte er Muth und sprach: „Kann ich lösen den mächtigen Bann und erretten die Prinzessin, dann antworte mir unsichtbares Gho — was soll ich beginnen und thun?" —

Da fuhr die Stimme weiter fort:

„Die Prinzessin schläft jetzt schon im dreihundertsten Jahr. So oft die Sonne vollendet siebenmal ihren Lauf um die Erde, tritt ein der Wechsel der Tage, und ehe der Mond siebenmal nacheinander verläßt den Saum des Meeres, muß vollbracht werden das Werk der Erlösung. Als Fisch, Jüngling, die Künigin führte auf die Insel, war dieser Wendepunkt eben verflücht. In den sieben Jahren beruht auf ihrer Fläche die Macht der Natur und von Monat zu Monat wechselt nur Wachsen und blühend Überleben: doch hier in der Grotte weht nur der Nebel um der Prinzessin verschlossenes Grab, wie du es öfter gesunden. Während der sieben Tage ist aber das Ungelebte der Hall. Was außen grünte in üppiger Hülle und Pracht, erstarrt; der Gewässer Lauf wird gehemmt und die ganze Natur tritt in die Kerm, als ob vulkanisch Eriekwerk, in seiner Thätigkeit demmend gehört, zur Kruste erstarrt. Dann aber löst sich hier der Nebel des Grabes und an seiner Statt tritt das Bild, wie es sich zeigt deinen Augen.“

„Auf diese Weise wird es nur möglich, den Krater des Felsens zu erreichen, der sich im Strome aufstürzt zum spielenden Regal. In seinem Innern, wo wehnt der Salamander und Welsch, ist das Gleichgewicht verschwunden und frei liegt die ebene Tafel, die den Talisman birgt. Hier ihn nun hebt aus der Jünglinge eiferne Hand, mit kräftigem Arm und ihn zertrümmert mit harter Faust, der löst den Hauber und letzig des Panzer ist die Prinzessin sammt Krönen und Schmuck mit Allem, was schlummert im Grunde der Erde und eben.“

Kautleie Stille hat jetzt wieder ein, als das Trüffeln geschwiegen. Der Jüngling hatte aber die Winke verstanden und sagte leise den Entschluß, die Prinzessin erretten zu erlösen, oder untergehen in seiner Waanis; denn als er ihre regungslose liebliche Gestalt und ihre mit der Glorie der Wälder mit Feinheit umschlossene Anstalt noch einmal betrachtet hatte, da drang ihn eine nie gefühlte Eindrückung

im Bufen so mächtig zur raschen That, daß er seinen Augenblick mehr zu zögern vermochte.

Als er darauf wieder in die Verhölle trat, da hatten die geschäftigen Gnome auf laubertem Fischzug ein härkendes Mahl aufgetragen, damit sich der Jüngling erquicke und labe. Dieselben Gnome, die Schutzgeist der Prinzessin waren es auch, die Dolar in den sieben Jahren mit Nahrung und Kleidung versorgt hatten, was ihnen daogen jetzt in den sieben Wendetagen außerhalb der Höhle unterlag war.

Nachdem er wieder hinaufgestiegen war an das bleiche Licht des Mondes, da umging ihn auch wieder die Kälte in des Nordpols eifigen Hauch. Er hatte sich verdam noch niemals weit in die Insel hinein gewagt, daher war ihm die Lage der Felsen und die Richtung des Stromes fremd, daher ihn die Stimme gelast. Nicht wissend nun, wohin er sich wenden sollte, erbebte sich jetzt ein Vogel über seinem Kopf und flog ängstlich und verunsichert zum nächsten Zweig. Sein Geschrei spielte in der Farbe buntem Gemisch und an seinem Schwanz prangten zwei Schwingen von goldenem Glanz, die, wenn er sah, sich bogen zur Lerer des mythischen Hellas.

„Willst du Gierere mir sein, wehlan, so will ich dir folgen!“ dachte sich Dolar und willig zog er dem Flug des Vogels nach.

Der Weg erstreckte sich zwei volle Stunden lang hin, ehe er den Ort erreichte, wo sich der eminente Fels über dem Niveau des bleichen Stromes erhebt. Als er aber den Versuch machen wollte, seinen Spiegel zu betreten, da fühlte er seine Glieder schon fast bis zur Unbeweglichkeit erstarrt von Kälte, und unmöglich wäre er im Stande gewesen, die Höhe des Regels zu erklimmen. Unverrichteter Sache mußte er daher wehmüthig zurückkehren und kaum besaß er noch so viel Kraft, die Höhle der Gnome zu erreichen. Diese nahmen ihn dann mitleidvoll auf, legten ihm ein weiches Lager zu, lachten ihn mit equidanten Spößen und Scherzen und ließen ihn während des nächsten Tages die größte Sorgfalt in ihrem Tische anerkennen. Nachdem aber die Mittnacht bald herangekommen, wachte sich Dolar wieder auf, um den Gang zum zweitenmal zu wagen und in des Felsens Trichter zu dringen. Aber auch diesmal machte ihn die große Kälte unthätig, das Ziel zu erreichen, und ein Gleiches widerfuhr ihm noch in den vier folgenden Nächten.

Da wurden denn die kleinen Gnome beim Rückzuge des Jünglings sehr traurig, ob

des mißglückten Unternehmens seßte in der vorletzten Nacht der ihm gesandten Brief und beriet sich darüber, wie sie ihm ein Tränkein bereiten könnten, das ihn sehr mache und vor der Kälte Genuß schütze. Was ihre Geheimkunst vermochte, demant in Rapsia auf, lösten einen feldbaren Demant in Rapsia auf, das sie in den Bergflüssen sammelten, gossen hinzu den Reiter aus den Blüthen des schwebenden Baumes Kaloris und gaben die Essenz dem erlichen Ketter der Prinzessin am Abend des nächsten Tages zu trinken, worauf er in einen nothdürftigen Schlaf versank und erst nach einigen Stunden wieder daraus erwachte. Als er die Augenlider aufgeschlagen hatte, fühlte Deskar ungewöhnliche Kraft, Stärke und Muth; er verließ sogleich das Lager und schied sich an, zum letztenmal zum Strome zu gehen und den Felsen mit einretzend der Nächten zu erreichen, denn nur in dieser Stunde konnte er das Werk vollbringen.

Dieimal wiederstand er dem Einflusse der höchsten Kälte, die ihm sonst das Blut in den Adern gefeßt haben würde, ganz leicht, so mächtig hatte der geneßene Trank der Gnome gewirkt. Kühn überschritt er den hart verkörperten Strom, kühner erklag er des Kraters Rand und kühner noch stieg er hinab in des Trichters schauerliche Tiefe. Dort umfing ihn ein schweigendes Dunkel, durch das armelige Licht einer schwachbrennenden magischen Ampel höchst nothdürftig erleuchtet. In der Mitte der engen Ründe auf eisigem Boden stand ein Würfel aus schladigem Schweißstein mit quarzigen Adern und darauf lag der Talsiöman, eine viereckige Tafel von Schalt, schwer und massiv als war sie aus der Werkstatte der Cyclophen gekommen.

Deskar versuchte den metallenen Block zu küssen, allein er war so gewichtig, daß er mit seinem Tragheiß verbrannt und verwachsen zu sein schien. Da schwachte ihm aber das Bildniß der Prinzessin vor Augen und mit gewaltigem Muth riß er die Platte vom Würfel und, sie hebet mit Kraft auf die Schulter, stieg er hinan zum Einlaß des heinernen Reichs. Noch einmal sammelte er seiner ganzen Stärke letzte Kräfte, schleuderte mit der Axt den gespannten Stachel des Kobalt-Geschmids auf die kühleren Feste vom trocknen Strom und mit einem Gefache, als fiedgen die Bante des Himmels, lag des Talsiömans Zauber zertrümmert am Fuß des Felsen. Aus der äußeren Mitte rollte aber hervor ein goldener Schläffel.

Als dem Schläffel, der noch im sehnlichen

Gcho widerballte und fernhin erdrönte, löste sich jetzt der Damm der gefesselten Natur. Der Strom fing an sich zu erweiden und Deskar fand kaum noch so viel Zeit, herunterzuheilen von seiner Höhe, den Schläffel aufzuheben und über den Spiegel zu gleiten, darin sich schon die Trübe seiner Hüfte einprägten, als jage er durch weichen Ebon. Die Lust war im Nu verändert: liebliche Wärme verdrängte die Kälte des Nordens, und Däme, Stauben und Gräser schmückten sich schnell mit ihrem vorigen Grün.

Als der siegreiche Jüngling zur Gotte zurückkam, hatten die triumphierenden Gnome schon den Eingang erweitert und gebot, daß er bequem hinabsteigen konnte, wo er sonst nur mit Reichwerbe mühsam hindurchklettern mußte.

Noch war aber erst nur das vegetabilische Leben zurückgekehrt, das animalische dagegen war noch nicht erwacht. Zweifelnd, was er nun weiter beginnen sollte, trat Deskar in den Saal der Prinzessin, um das Orakel noch einmal zu befragen. Da rief die schon bekannte Stimme zurück: „Des Geheimnißes Schläffel ist in Deiner Hand!“ Ein Blick auf der Schlafenden Sarg aber belebte ihn, daß er das Schloß, welches den Deckel mit seinem Gehäuse verband, vor Allem mit dem Schläffel öffnen müsse, den er dem Talsiöman errungen. Kaum hatte er so den Kiesel gehoben und die gläserne Wölbung aufgeschlagen, als die Prinzessin erwachte. Jetzt eilten die Gnome herbei, hoben sie auf und trugen sie auf den goldenen Sessel, der seit dreihundert Jahren verwaist und verlassen unter dem Ikonbimmel gestanden; den Sarg aber hoben sie sammt den Stufen zur Seite.

Nun sprach die widerbelebte Weiba zu dem in Bewirrung der Sinne stehenden Deskar: „Jüngling aus fernem Lande, den das Schicksal ausermählte, meines Zaubers Damm zu lösen und mich dem Leben wiederzugeben, habe Dank für deine großherzige Aufopferung und für die alte That. Was ein empfindendes Herz dem Bestehenden zu führen zu legen im Stande ist, sei Dir gewährt. Theile fortan mit mir Reichthum und Macht, die mich jetzt wieder umgeben wie vorher, ehe ich den Jern Turande's gereizt und dessen satanischen Fluche verfiel.“

Da wachte Deskar, der, nebenbei gesagt, ohne Zuthat menschlicher Verbeschönerung ein Bild männlicher Schönheit geworden, ganz verlegen und saß vor der Prinzessin auf's Knie; diese aber verstand die stumme Sprache

des Herzens, reichte dem schüchternen Monis die Hand und hob ihn duldsich in die Höhe.

Während dieses kurzen Vorganges war eine Veränderung vergegangen, die den überglücklichen Esalar in neues Erstaunen versetzte. Er sah sich mitten im Prunksaale einer fürstlichen Residenz und zur Seite einer eleganten Herrscherin, deren Hosiänge sie im Kreise umhanteln und ehrfurchtbar über Rechte und Winkle harren, gerade wie sie die Scene vor dreihundert Jahren erlitten, als die Prinzessin vom Reichthum Zuand's vor ihrem verammelten Hute den Kopf geschoben hatte. Gleichgültig waren auch alle verfunkenen Städte, Klöster und Dörfer kommt allen Schicksalen, Gütern und Buren der Erde wieder entfallen und selbst der Streitheroe gefesselte Kavalant hatten die hemmende Bursel gebrochen und legen jetzt geraden Weges zur Parade mit klingendem Spiel in den Schloßhof ein.

Drei Monate waren seit dem großen Ereignis noch nicht völlig verstrichen, da waren schon alle Vorbereitungen zur Vermählung der Königin Notha mit Esalar getroffen, die seit ihres Schicksals in den drei Seculen vollständig geworden. Zwar liegen sich mehrere Obergewürdenträger und Rathshüben der königlichen Krone (die lieber geschehen hätten, daß die Götterin ihre Hand an einen Sohn des Reichs vergeben hätte, wozu jeder seinen Candidaten schon heimlich in der Tasche hatte) begeben, einige verblühte Scrupel über das eheure Verkommen des begünstigten Fremdlinges hielten sie an den Tag zu legen, aber der Majestätswort machte schnell alle Mäuler dadurch verstummen, daß sie vermittelst geheimer Cabinets-Ordre dem Bräutigam aus Kufel das Indigenat des Reichs verlieh und trakt ihrer Machtvollkommenheit wegen Herbeischaffung der obligaten Papiere die Dispens ausstach. Punktum.

Wie es bei solchen Hof-, Staats- und Landeseierlichkeiten und den daran stehenden Festlichkeiten herzugehen pflegt, ist männlich und listig bekannt, und auch hier wurde weder Aufwand noch Glanz gespart, um die Gedächtnisse auf Hochzeit zu treiben.

Die Götze des Landes schloßen den vor seiner Vermählung schon zum Reimen des Reichs mit dem Reichthum „Königliche Hebräer“ erhebenden Esalar vor der directen Theilnahme an der Koalition zwar aus, und erkannten ihn nur in den Fällen einer schweren Erkrankung der Königin, oder nach deren Ableben bis zur Volljährigkeit des legitimen oder ver-

sumteten künftigen Thronerben als Vertreter an, nebenbei jedoch unter dem Vorwande von sieben Ministern ohne alle Brautwerthigkeit; doch soll er, wie sich später herausstellte, die Leitung in der Camarilla übernommen und seinen Einfluß auf die Königin, Oemahlin stets geltend gemacht haben, der in seinen Fesseln für die Gedächtnisse und den gedächtnisreichen Esalar des Staates von größter Wichtigkeit war und sich sogar auf die Heranbildung des strempirten Erbkais, der im zweiten Jahre der königlichen Ehe zur Braut des gelammten Landes das Licht der Welt erblickte.

Die übrigen Institutionen der Insel, welche ehemals auf den Karten unter dem Namen „Olorado“ im utoyischen Meere angedeutet war, jetzt aber im Stempel der Zeit daraus verichunden ist, waren im Ganzen musikalisch zu nennen, und der einzige Schandfleck, der sich daran befand, bestand nur in dem tolerirten und sogar begünstigten Slavenhandel, der hier ganz offen betrieben werden konnte und Olorado zu einem der größten Märkte in dieser Waare erhob.

Dieser Handel geschah, so zu sagen, unter den Augen der Königin, denn da der Herrscher-Palast, das ehemals vermurthete Grab der Prinzessin Notha, dicht am Meer des Meeres lag, so konnte sie vom Balcon herab jedesmal sehen, wenn ein Slavenenschiff im Hafen anlangte, wo am Quai denn die entwürdigte Menschheit kauenweise vermerthet wurde. Nicht selten war sie wohl auch die Erste, die sich unter den unglücklichen Dienern die tauglichsten Subjecte für ihren eigenen Dienst auslas, indem sie eine ganz besondere Vorliebe für die Fremden bei allen Gelegenheiten an den Tag legte.

Am Arme der königlichen Ehehälfte durchwanderte sie eines Tages wieder einmal die Reihen einer frisch angekommenen Slaven-Landung, um sich den Abgang einiger schwarzen Slaveninnen und Genuaden zu ergötzen, als ihre Augen von ungefahr auf zwei der unglücklichen fielen, die dem Tempel der kaiserlichen Noce angehörten und Gurepler in sein schienen. Sie trugen schwere Arsen und merkten wohl im Alter von vierzig Jahren gehanden haben, obgleich sie Gram und Kummer, die sich auf ihre Jügel gelagert hatten, weit älter aussehen ließen.

Weder neuarraria als theilnahmepfoll ließ sie die Königin durch ihren Gemahl fragen, wie dieses sie seien, und da dieser außer der utoyischen Sprache, die er inzwischen erlernt hatte, keine andere verstand als die deutsche,

so redete er das Sklavenpaar, in seiner Mutter-
sprache an. Die Armen, von den bekannten
und lange nicht mehr gehörten Wortklängen
ihres Vaterlandes ergriffen, stürzten sich dem
hohen Fragenden weinend vor Freude zu Füßen
und der Mann sprach: „Wir sind Deutsche und
gehörten früher dem Lande an, dessen Junge
Du redest, o mächtiger Herr. Es mögen jetzt
umgefahr zehn Jahre her sein, da litten wir
Schiffbruch auf offener See. Angelammert
an einem Balken des zertrümmerten Fahrzeuges
trieben wir eine Nacht und einen Tag in den
Wellen umher, bis uns ein Seeräuber anständig
wurde, und aufring und auf dem Boden seines
Gaperbootes festschmiedete ließ. Er brachte uns
darauf in das Land der Schwarzen, wo er
uns an einen weißen Herrn verkaufte, dem
wir in den Juden-Plantagen unter allen er-
denklichen Qualen und Martern der Sklaven-
häuser arbeiten mußten. Da die Arbeiter in
diesen Colonien aber kräftig und gesund sein
müssen, so wurden wir, mehrmals nach ein-
ander erkaufte, als „abgetrieben“, wie sie es
nennen, an einen andern Piraten für Speck,
galt verhandelt, der uns schon geraume Zeit
als unverkäufliche Waare mit herumführt und
uns jetzt gedreht hat, daß, wenn wir hier nicht
an den Mann gebracht werden würden, er uns
elend im Meere erlösen wolle.“

„Erbarmer! Guck darum, o mächtiger Herr,
um uns Armen und laßt uns los von dem
Gruod des strengen Freibeuters; wir wollen
Guch dienen mit Leib und Leben, so weit unsere
Kräfte gehen.“

„Da ihr vorhin sahet“, sprach jetzt der
Königin Gemahl, „daß ihr deutschen Ursprungs,
so laßt näher hören woher, denn das deutsche
Land hat der Herren und Häßer gar viele.“

„Unsere Schimale“, erwiderte durchdringt
von einem Schimmer der Hoffnung auf Rettung
der Sklave, „hat eigentlich gar keinen Herrn
und wir regieren uns selbst, denn wir kommen
aus der freien Reichthum Lähel, im Bunde
der Gansa die brüte.“

„Was höre ich?“ rief erbaunt der königliche
Oberherr, „aus Lähel seid ihr? Da habt ihr
doch wohl auch den reichen Kaufmann Chri-
stianus von Bergen, aus patriistischem
Haufe, gekannt, der auf seiner Fahrt nach
Indien mit Mann und Maus, und Weib und
Gut zu Grunde ging?“

„Wie, o Herr, der von dem Ihr eben

gesprochen, wäre Guch bekannt? O ewiger
Gott, welcher Zufall ist hier im Spiele!
Christianus von Bergen bin ich und diese
hier ist mein Weib, die Geschworen und Unglück
mit mir theilte und an meiner Seite seit zehn
Jahren das geliebte Kind beweint, das allein
sein Grab in den Wellen gefunden.“

Da stürzte sich Oskar, der Sohn, an die
Brust des Vaters und der Mutter und die
Freudenthränen des Wiedersehens sprengten
die Ketten des geliebten und für ewig verloren
geglaubten Eltern.

Die Königin, welche die Sprache und die
Gedanken nicht verliessen konnte, wußte sich
die Scene, die sich vor ihren Blicken entsfaltete
hatte, nicht zu erklären und war begierig auf
die Veredelung und Erlösung des Räubers.
Kaum hatte sie aber den Hergang erfahren,
als sie das Elternpaar ihres Gemahls lieblich
in die Arme schloß und so gleich selbst die We-
sele gab, daß sie in die Residenz gebracht und
dort aufs Beste für sieorgt werde.

Das schauerhafte Loos, welches die
Sklaven zu erdulden haben, malte später Herr
von Bergen mit so lebhaften Farben aus, daß
die Königin im bewegten Herzen bestimmt
wurde, den Sklavenhandel auf der Insel gänzlich
zu verbieten und jedem Piraten, Händler und
Krafter die Todesstrafe des Aufhängens anzu-
drohen, der sich innerhalb der Grenzen ihres
Reichs noch einmal erbliden ließe. Damit
wurde denn die letzte Schmach der Civilisation,
die ihre Regierung bisher verunkelt hatte,
getilgt; dem ehrenvollen Nachworte legte sie
aber die Krone noch dadurch auf, daß sie
alle Sklaven des Landes, die eigenen nicht
ausgenommen, von der Stunde an für frei
erklärte.

Nach dem Tode der geliebten Eltern ließ
ihnen der trauernde Sohn ein prächtiges Bau-
seum erbauen, darin ihre Gebeine ruhten,
bis sie der unwiderrückbare Zahn der Zeit wieder
in Staub und Asche veränderte, daraus sie
hervorgegangen waren.

Das Reich verlebte sich aber fort durch
viele Generationen hindurch, bis zu einer
jener großen Katastrophen der Erde, wo Länder
verlöschen, Meere entstehen und Inseln unter-
gehen nach den weisen Anordnungen des all-
mächtigen Schöpfers und Lenkers der Dinge,
als wären sie niemals dagewesen.

Der Schieferdecker von Antwerpen.

Eine Sage von Fabricius.

Im Jahre 1520, als Antwerpen nächst London und Venedig die reichste Stadt der Welt war, fand zu Ehren Karls V. ein glänzendes Volksfest statt! Die ganze Stadt war lustig und guter Dinge: auf dem Marktplatz hatte man viele Fässer Wein aufgeschoben, und jeder konnte trinken, so viel er wollte.

Unter allen jungen Burken nahm nur Hermann, der Schieferdecker, keinen Antheil an der allgemeinen Freude: er hatte eben seine Braut abheilen wollen um Helle, aber ihr Vater, ein reicher Bürgermann, hatte dem Hermann schimpflich die Thüre gewiesen, und ihm bedeutet, daß er nicht wiederkehren solle, bis er ein anständiger Meister sei: das war aber in jener Zeit nicht so leicht, denn um Meister zu werden, mußte man dreihundert Karlsgulden zahlen, und viele aufzutreiben hatte Hermann keinerlei Ausichten!

Vergebens bot der alte Vater alles auf, seinen Sohn Hermann beiter zu stimmen: Hermann mischte sich theilnahmes unter die lustigen Gassen, und je lustiger diese wurden, je betrübter wurde der Schieferdecker! Als Hermann so sinnend mit unterlagen Armen da stand, gesellte sich ein kleiner, lahmer Kerl zu ihm, der sprach: Was steht Tu da sinnend und betrübter, junger Burck, während alle Andern lustig sind?

Was schert's Euch, rief Hermann.

Nun nun, lachte der Lahme, junger Ruch, bigig Blut. Glaubst denn, man wüßte nicht, wo's Dir steht. Dreihundert Karlsgulden und die Marie, wor hast ein schönes Leben!

Hermann sah den Fremden überascht an, während der Lahme fortfuhr:

Könnst Du schon dazu verheffen, wenn Du wüßtest! Brauchst doch das Kreuzlein an Deinem Halse ins Wasser zu werfen!

Das Kreuz ins Wasser werfen? rief Hermann. Nein, niemals, ich hab's von meiner Mutter und ge's nicht fert um keinen Preis!

Nach nicht um dreihundert Karlsgulden? lachte der Fremde!

Hermann sah ihm gar keine Antwort, und schrie ihm den Rücken!

Nach haud Hermann sinnend in einer Ecke als sich plötzlich ein bestiger Sturm er-

heb. Der Marktplatz, auf dem eben noch eine fröhliche Menge vereint, war bald öde und verlassen, und als der Schieferdecker die heisse Stürm dem kalten Winde entgegen hielt, da erkünte nochmals hinter ihm des Lahmen bestiere Stimme: Auch nicht um dreihundert Karlsgulden? he! he! he!

Hermann wollte den fremden, utringlichen Menschen bei der Gurgel fassen, doch dieser verwich ihm gleichsam unter dem Boden! Dem Schieferdecker aber ward es nicht gebeuer und er lief eiligen Schrittes nach Hause.

In derselben Nacht aber brach ein schreckliches Unwetter über Antwerpen los. Der Wind pflü und heulte der Art, daß ganze Dächer unter erschrecklichem Gepolter von den Häusern losgerissen, in die Straßen flogen! Die Bürger laßen in den Häusern sitzen auf den Knien und Alles glaubte, der letzte Tag für die Stadt herangekommen! Gegen Morgen laute sich der Sturm, und nun sah man an, welche entsetzliche Verheerungen der Orkan angerichtet hatte! Am betrübtesten waren die Bürger über den Schaden, welche die Hauptkirche gelitten hatte! Das eiserne Kreuz auf der Spitze des hohen Thurmes war wie ein Kehr von Sturm gebogen worden! Um das Kreuz wieder gerade zu machen, war es durchaus nöthig, das Kreuz zu glihen, und dieses konnte nur unter Lebensgefahr bedienigen geschehen, der sich auf die gefährliche Spitze wagen würde!

Der Rathrat setzte einen Preis! von fünfshundert Karlsgulden aus für denjenigen, welcher sich der gefährlichen Arbeit unterziehen wollte. Die Wappenherolde der Stadt machten dies öffentlich bekannt, aber Niemand mochte sich. Schon verzweifelte die Bürger daran, jemals das Kreuz auf ihrer Kirche wieder aufzurichten zu sehen, als am andern Tage abermals die Heerthe der Straßen durchzogen und aufrufen:

Allen Bürgern der Stadt that der Bürgermeister zu wissen, daß der kühne und mutbrolle Schieferdecker Hermann sich gemeldet hat, um das Kreuz wieder aufzurichten. Er wird seine Arbeit morgen mit der ersten Mittagsstunde beginnen, und ersuchen wir alle Bürger, den

braven Hermann nicht zu hören, weder durch Rath noch Lauberei, sondern ihm behütlich zu sein mit christlicher Liebe!

Am andern Tage hatte sich bereits früh eine große Menschenmenge auf dem Plage versammelt, um das süßne Wagnis mit eigenen Augen anzusehn! Punkt zwölf Uhr erschienen Hermann auf dem Marktplatz unter lautem Jauchzen der Menge, doch der Jüngling grüßte nicht wieder! Sein bleiches Antlitz wandte er noch einmal zurück nach der Meidern-Strasse, wo sein Liebchen wohnte, dann ließ er sich die Thurmthüre aufschließen und stieg mutbig die Treppe hinauf! Nicht wenig war der Schieferbeder erschaut, auf der obersten Stiege den Rahmen zu finden, der ihm lächelnd entgegen trat und sagte:

So sein Herr Hermann! Wozu willst Du Dein Leben riskiren für Nichts und wieder Nichts! Ich lumpige fünfunter Karlsgulden! So Du meinen Rath annimmst, gebe ich Dir tausend Gulden.

Wie kommt Ihr hieher und was wollt Ihr von mir? rief Hermann.

Wie ich herkomme, gilt Dir gleich, entgegnete der Rahme; was ich will? Dich glücklich machen! Weist sollst Du haben und Dein Bräutchen obendrein, wenn Du nur willst! Wirst Dein Kreuzlein ins Wasser und thu wie ich Dir sage, damit Du frey und zufrieden werdest!

Kast mich ungeschoren! rief der Schieferbeder und schritt rüthig weiter hinauf zur Gallerie.

Als er oben am Thurme erschien, brachen alle Bürger unten auf dem Plage in ein lautes Hurrah aus, doch der Bürgermeister ermahnte sie nochmals ruhig zu sein, um den Schieferbeder in seiner Weile zu hören.

Hermann legte eben sein Wams ab, um sich freier bewegen zu können und unglücklich Weise so auch das Kreuzlein seiner Mutter, welches er in die Brusttasche des Wamses steckte! In einem Kerbe hatte er einen Maebalg, einen Schmiededammer, und Schwertgebeln! Das eine Ende eines Eisens befestigte er an dem Kerbe, das andere Ende schlang er um seinen Leib, und stieg an den ausgehauchten Steinen des Thurmes immer höher hinauf zur Spitze. Unten auf dem Plage regte sich Keiner! Aller Augen Blitze bingen an dem süßnen Schieferbeder, der sich von einer Verletzung des Thurmes zur Andern unter steter Lebensgefahr hinauf arbeitete, bis zur Spitze! Erst als er die Spitze erklommen und auf der sechs Fuß breiten Fläche am

Kreuze stand, erscholl ein lauter Freudenruf aus jeder Brust.

Als der Schieferbeder oben angelangt und sich von der Möglichkeit der Ausföhrung überzeugt hatte, war sein Muth gewachsen! Mutbig sog er den Korb mit dem Handwerkszeug nach sich, und bald gewahrte das Volk am Fuße des Kreuzes eine Rauchwolke; allmählig erglöhnte das Kreuz und der schwere Schmiededammer flog von Hermanns nerviger Faust geführt, auf dem glühenden Eisen hin und her! Mit jedem Hammerschlage richtete sich das Kreuz höher bis es endlich grade aufstand, und ein unermesslicher Jubel des Volkes die Arbeit des süßnen Jünglings frönte!

Hermanns Vater und die Marie waren unter dem Volke! Bald ward es bekannt, warum der Schieferbeder das süßne Wagnis unternommen! Vater und Braut wurden von dem Volke emporgehoben, gleichsam als wollte man Beide dem Schieferbeder empor reichen!

Hermann stand, das Volk triumphirend grüßend oben am Kreuze; die gefährliche Stellung vergessend, gab er sich den seltsamen Träumen für die Zukunft hin, dann stieg er mutbig denselben Weg hinunter und nun als er glücklich auf der schönen Gallerie angekommen, war des Jubels kein Ende! Jung und Alt drängte sich die Thurmterre hinauf, dem Schieferbeder entgegen, doch schredten alle bald verworren zurück, denn oben an der Thurmterre stand ein langer rother Keil mit einer großen Hahnenfeder auf dem Haupte und rollte schwere Steine, die er von der Kirche herab, hinunter! Schon sprach das Volk vom Jauchz, das Hermann nur mit Hülfe des Feuers das süßne Werk vollbracht, da sahen sie den Keihen auf der Gallerie im Kampfe mit dem Schieferbeder! Der Keihe hielt in der einen Hand das goldene Kreuz, welches er geschoben, mit der andern haute er den Schieferbeder bei der Wurzel gefaßt! Dieser führte mit seinem schweren eisernen Hammer gewaltige Schläge nach dem Keihe, doch dieser justete nicht einmal unter diesen Schlägen, sondern lachte jedesmal hell auf, wenn ihn der Hammer seines Gewichtes rief! Endlich gelang es dem Schieferbeder sich loszureißen und behend flüchtete er dießmal, Angewichen der ihm drohenden Gefahr hinauf zur Spitze des Thurmes! Kaum hatte er so viel Zeit, dem Volke unten den ganzen Bericht mit dem Rahmen zu erzählen, als dieser behend hinter dem Schieferbeder herflüchtete, hinauf zur Thurmes-Spitze! Dießmal und sich befechtend bei das Volk auf die Knie, aber die Marie riß den am

nächsten bei ihr Knieenden vom Boden empor und rief: Was liegt Ihr da am Boden und kret, während Euer Mitbürger in Gefahr ist! Wer Muth hat, der folge mir!

Zehn stiegen viele, durch die Worte der Marie ermutigt auf, feste es was es wolle die Thurmterre zu erschauen und dem Schieferleder zur Hülfe zu eilen; da erscholl eben am Kreuze ein köstliches Gelächter! Der Kette hielt den Schieferleder mit beiden Armen in die Höhe und rief:

Nun, wenn Ihr ihn denn mit Gewalt haben wollt, da habt Ihr ihn!

Tadel schiederte er den Schieferleder hinunter auf den Markt, und leg durch die Lust auf und davon.

Als man den Leichnam des Schieferleders aufheben wollte, hielten ihn noch zwei andere Leichen umschlungen, sein Vater und seine Frau.

Unter dem Thurm in dem Winkel ruhen die Drei vereint in einem Grabe.

Das Mädchen vom See.

Marchen von W. Herchenbach.

Mitten im Gebirge lag ein armes Dorf mit gelben Lehmhütten und bemalten Strohdächern, darin wohnten unter Holzschuhmacher, von denen der eine noch ärmer war, als der andere. Nicht weit von dem Dorf lag ein anmuthiges Thal, das kuckete im Frühling und im Sommer von den lieblichen Wohlgerüchen, denn es wuchsen dort, rings um den spicallaren See, ebischen es im hohen Norden lag, allerlei Pflanzen und Bäume, die sonst nur im heißen Süden gedeihen. In der schönen Jahreszeit kamen viele gelehrte Professoren in das Thal, um die wunderbare Flora, die sich keiner erklären konnte, zu sehen und zu sammeln. Wenn sie dann mit jedem Schritte auf ein neues Wunder stießen, so schüttelten sie die gelehrten Köpfe und hielten ganz dumm und verblümt da. Die Holzschuhmacher aber, die von der Flora nichts verstanden, sagten, die herrliche Vegetation rühre von dem See her. Warum, das wußten sie freilich auch nicht.

Aber es mußte doch mit dem See eine eigenenthümliche Verbindung haben, denn fürstliche machte kein Wasser nie ein Wellchen, wenn sich das Thal an seinen Ufern und die Palmbäume, welche ihn, wie ein Kranz, einfassten, auch noch so sehr im Winde beugen und schüttelten. Auch wurde war das Wasser hellblau und wenn man daren in ein Glas schöpfte, je nahm es nach der Jahreszeit eine grüne, gelbe oder weiße Farbe an, die grüne im Sommer, die gelbe im Herbst und die weiße im Winter. Auch dritte hatte noch kein Mensch erlebt, das er wagereuen war.

Diese drei Eigenschaften des Sees kannte

jedes Kind, aber es gab Leute, die noch mehr von ihm wußten. So z. B. wußte ein alter Holzschuhmacher einmal ein prächtiges Schloß mit Thürmen und Zinnen durch die klare Luft in unermesslicher Tiefe bemerkt haben; ein anderer, der sich in der Nacht verirrte, hatte wunderbare Gänge von lieblichen Stimmen aus dem Wasser aufstauen hören, und ein dritter ging sogar so weit, zu behaupten, er sei einmal am Ufer in den Thäl gestiegen und habe bis in die frühe Nacht im Grase gelegen. Da sei er plötzlich erwacht und habe in einer bunten Gewand drei außerordentlich gezeichnete Personen gesehen. Auch hätten sie nicht gebraucht und doch sei die Gewand vorwärts und rückwärts gegangen.

Nun trat einmal ein Winter ein, der hatte seines Gleichen nicht, und was nie erlebt worden war, das geschah jetzt: der See frore zu. Es war ein Glück für die armen Holzschuhmacher, daß sie rechtlichen Kaufes an das Holz kamen, so wären sie in ihren durchlöcherigen Hütten erfroren.

Die verbrochenen Fensterscheiben ihrer Wohnungen waren mit geschliffen Klädern und alten Tappeten zugekittet: die Ramine hörten nicht auf zu räumen und zu qualmen, als es für die Kamine geacht und abgetragen wurde. Jedermann hielt fortwährend die Thüre geschlossen, Niemand wagte sich heraus. Wie mochte es nun wohl kommen, daß ein Mädchen mit langem, aufgelöstem Haar sich draußen besaß und an einer der Hütten hingefügt —

Der Bedenker dünkte mürrisch und als er des Mädchens andächtig wurde, hatte er die Thüre wieder geklopft, um sie zu schließen. Da

siehe das Mädchen: Ach, guter Mann, nehmt eine Art und geht mit mir zum Leiche, um das Gie aufzuhauen!

Der Holzschuhmacher wurde noch mütterlicher und unwilliger und sprach: Wie magst du Märrin verlangen, das ich meine warme Stube verlasse, um deinen Willen zu Willen zu sein?

Die Thüre flog zu und die freierende Jungfrau blieb draußen.

Da ging sie zur nächsten Hütte, aber dort wurde es ihr nicht besser, sondern wo möglich noch schlimmer. Von Thüre zu Thüre abgewiesen, schien sie endlich den Rath verloren zu haben, noch weiter zu hüten. Laut schluchend gelangte sie an die letzte Hütte, stellte sich an die Ecke, wo der Wind sie nicht so stark lassen konnte und ließ ihren Thränen freien Lauf. Es war unterdessen Abend geworden; in dem Hüttchen schimmerte ein schwaches Licht und man konnte durch die trüben Scheiben sehen, daß die Frau krank auf dem Pflast lag und der Mann mit betäubtem Gesichte vor ihrem Lager stand.

Es! . . . sagte der Mann, mir ist, als ob draußen Jemand weine. Mir auch, entgegnete die Frau. Öffne doch einmal die Hausthüre. Das that der Holzschuhmacher, und da er die vor sich stehende Jungfrau gewahrte, ging ihm vor Mitleid eine Gänsehaut über den Rücken und er sagte: Mein Gott, armes Kind, du frerst ja todt, so komm doch herein! Freudig hüpfte sie in die Hütte und wärmte sich am Herdfeuer, in welches der Holzschuhmacher seine trocknen Späne hineinwarf.

Mittlerweile hatte die kranke Frau Gelegenheit, ihren Oaf vom Kopf bis zu den Füßen zu betrachten und vor lauter Bewunderung ihre Schmerzen zu vergessen. Das Haar hatte eine außerordentliche Länge und hing ohne Band und Flechten fast bis auf den Boden herab; dabei glänzte es wie Gold und war so fein und zart, wie Seidenflüschchen. Rings um den Kopf lag ein Reif, der funkelte und glitzerte wie die Sonne. Ihr Gesicht war so lieblich, das man gar nichts Schöneres denken konnte: die Augen waren von langen, schwarzen Wimpern beschattet, die Wangen sahen wie Milch und Blut aus und der nackte Hals schimmerte von einer sanften Rothe. Hand und Fuß schienen wegen ihrer Kleinheit einem Kinde anzugehören. Als der Schnee auf ihren Kleidern schmelzte, wurde ein kostbarer Stoff sichtbar, in dem mehr Gold und Silber

glänzte, als die arme Holzschuhmacherfrau in ihrem Leben gesehen hatte.

„Sobald das wunderbare Weib seine Glieder etwas erwidert hatte, sprach es zu dem Holzschuhmacher: Guter Mann, ihr habt mich mitleidvoll aufgenommen, während eure Nachbarn mich erbarmungslos vertrießen, aber ihr müßt noch mehr thun, wenn euer Werk gekrönt werden soll. Traget mich nicht warum, sondern nehmt eure Art und schlagt mir ein Loch in den Leich.“

Der Holzschuhmacher sah seine Frau fragend an.

Ob nur, sagte diese, es wird wohl nicht sobald schlimmer werden, und du kommst ja ohnehin bald zurück.

Die Jungfrau lobte ihr dieses Wort mit einem von Dankbarkeit strahlenden Blicke.

Der Holzschuhmacher nahm die Art und eilte der rathselhaften Jungfrau nach, die ordentlich vor ihm her schwebte und die seinen Hüfte gar nicht zu gebrauchen schien. Bald waren sie auf dem Leiche angekommen und der Holzschuhmacher hieb nach ihrer Anweisung ein rundes Loch. Als dieses fertig war, sprach sie mit einem freundlichen Lächeln: Gute Dienfertigkeit wird nicht unbezahlt bleiben! Nun aber kehret um, setzet aber bei Leide nicht zurück, wenn euch euer Leben lieb ist.

Da kehrte der Holzschuhmacher mit eiligen, langen Schritten zurück, um zu seiner kranken Frau zu kommen. Er hatte aber noch nicht manchen Tritt gethan, so hörte er einen Plumps in's Wasser. Wenn hätte er sich umgewandt, weil er fürchtete, die liebliche Jungfrau habe sich im Leiche ertränkt; aber er gedachte der Trostung und seines kranken Weibes und schritt seiner Hütte zu.

Sobald er eintrat, hielt ihm seine Gattin ein kleines Mädchen entgegen, das hatte der Sterch in seinem Schnabel heringebracht, indes er am Leiche das Loch bürte: Er nahm es in seinen Arm und hüpfte vor Freude in der Stube umher, denn es war das erste Kind, welches ihm der Sterch brachte. Von dem Springen fielen ihm die Hühnerfüße aus dem Barte, die bei dem Ausgehen des Gieses hineingefahren waren. Grinsen ließ er sie von dem Hühnerfüße des Kindes auf, weil er dachte, ihr Fall würde demselben Schmerzen verursachen.

Sobald er sie mit der Hand beruhigte, vermandelten sie sich in blankes Goldblech mit einem wunderbaren Gewebe, denn auf der einen Seite war das gemeine Wollkleid der Jungfrau, die sich in seiner Hütte gemeldet hatte, auf der andern das feine umgekehrte



Das Mädchen vom See.

(Märchen von W. Herchenbach.)

Kindes. Und da fehlte kein Tütchen und kein Härtchen auf dem Kopfe. Erst fürchteten sich Vater und Mutter vor dem vielen geheimnißvollen Gelde, aber der Holzschuhmacher erinnerte sich der Worte: „Gute Tüchtigkeit wird nicht unbelehrt bleiben“ und legte sie allemirraumt in sein dickes Gebetbuch.

Vater und Mutter konnten sich an dem Töchterchen nicht satt sehen, und es war wirklich ein schönes Kind und hatte viele Ähnlichkeit mit dem fremden Mädchen. Einen gelben Keks hatte es freilich nicht um die Stirne, auch nicht so leibbare Kleider, aber was die Härte und Reinheit des Haars, die Viellichkeit der Gesichtszüge und die heitern Augenwimpern anging, so kennst die Ähnlichkeit nicht größer sein. Ueberhaupt war es etwas Wunderbares mit dem Kinde; in zwei Tagen hatte es vollkommene Füße, während andere Kinder erst Monate lang Schrimpseln und Hälten im Gesichte haben; auch boote man es nie weinen — und das war nicht weniger seltsam, denn Ietermann weiß es, weil ein gewaltigen Lärm sonst ein so kleiner Antömmling zu machen pflegt.

Es wäre nun in der Ordnung gewesen, daß die Schwiegereltern das Kind aus der Taufe gehoben hätten, aber das war durchaus nicht möglich, weil die Wege bis in den Teufel, wo sie webeten, so total zugeschnitten waren, daß weder Mensch noch Thier passieren konnte. Von den Nachbarn wollte die Mutter auch keinen nehmen; denn sie dachte: Wenn Vater und Mutter nicht kommen könnten, so ist das Kind doch von so absonderlicher Art und so schön und vernunft, als daß Keinsdagegen an der Taufe scheitern soll. Die Keit und Kattlosigkeit der Eltern war groß und sie hatten noch immer keinen Entschluß gefaßt, als ichen der Vorabend des Tauftages da war.

Am andern Morgen, als sie bekümmert gemacht waren und eben bei dem ärmlichen Frühstück saßen, hörte man Pferdegetrappel und Schellenklänge im Teufel. Klein und Groß saß neugierig an die Fenster und schaute dem schönen Schlitzen nach, der rings umher mit Silber beschlagen und mit reichem Pelzwerk bedeckt war. Die Glöckchen, die in großer Anzahl den feurigen Fäden um den glänzenden Hals hingen, bekamen ebenfalls aus diesem blinkenden Metall. Auf dem Schlitzen aber lag ein junger, feiner Herr, und neben ihm die Jungfrau mit dem Gelbteufel, wovon wir schon gesprochen haben.

Der hielt der Schlitzen zur Verwunderung aller Holzschuhmacher des Teufels vor dem letzten Häutchen an, und die Weiden, die drauf

lagen, flogen richtig ab und gingen hinein. Die Jungfrau schritt stracks auf das Bett der Wöchnerin zu und sprach: Ich weiß, daß Ihr in Verlegenheit um den rechten Faden und die richtige Gewebe seid. So nehmt uns denn!

Die Wöchnerin hörte das nicht ungern; ohne sich lange zu bedenken schlug sie ein und überreichte das Kind mit freundschaftlichen Tadeln der Jungfrau, die es in ein schweres Seidengewebe wickelte und mit sich auf den Schlitzen nahm. Gut! Ichreien die Weiden aus und in einem Augenblicke waren sie dem Auge entschwinden.

Nach einigen Stunden kamen sie zurück und legten der Mutter das Kindlein in den Schoß. Kenne es Gruntnude? sagte die Jungfrau. Tann schritten sie hinaus und flogen mit dem Schlitzen hinweg. Aber sie hatten doch ihre Gaben da gelassen, denn als sie die kleine Gruntnude loswickelten, fielen eine Anzahl Sammeten heraus, die größte Summen bedeuteten, als sie zu je erwerben achte hatten.

Unter solchen Umständen war es kein Wunder, daß der Holzschuhmacher bald der reichste Mann im Teufel wurde, seinen Kollegen viel zu denken und ihren Weibern noch mehr zu sprechen gab. Indes lebte er sich an die Stübelien und Ausfälle nicht, sondern machte vor wie nach unverdrossen Holzschuhe, häute mit jedem Jahre mehr blanke Häutchen zusammen und kaufte ein Stück Wald um das andere. Der größte Reichtum war und blieb aber doch die kleine Gruntnude. Das Kind schlug so gänzlich aus der Holzschuhmacherart heraus, daß kein Mensch recht zu begreifen vermochte, wie die liebliche Nymfe in diesem wilden Waldgarten gewachsen sei. Aber es war auch sicher, daß unthätbare Hände sie überall führten und leiteten. Sie mochte auf die höchsten Bergspitzen flattern, sich am schroffen Rande der Schluchten hinablassen, sie rierte sich nie einen Finger, brachte nie das Gekleid, das sie durch Straucheln oder Fallen ein Unglück widerfahren wäre, wie andern Kindern. Zu Weihnachten fand sie jedesmal einen Tannenbaum in ihrem Schlafzimmer, der bis an die Decke reichte, mit Lichtern überlat und von allerlei niedlichen und feinsten Sachen streute, über die Ietermann und Vater und Mutter nicht am wenigsten haunten.

Arbeit und Mühseligkeiten blieben ihr fremd, sie setzte sie Hand aber aus ihr an, einhingen nützlichen Handbüchlein, vielmehr schreibe sie vom Morgen bis in die Nacht über die Berge und durch die Thäler, steht am See Strände, die sie über ihrem Bett an, hing oder fana, auf einem Felsen stehend, mit

beller Stimme seltsame Weisen. Gläd und Zufriedenheit herrschten, wohin sie den Fuß setzte. Die Thiere des Waldes lauschten ihren Ruf und kamen auf ihre Schmeichelei herbei. Amsel und Nachtigall häuften auf ihrer Schulter, während Fuchs und Hase den Kopf auf ihren Schoos legten und erschrocken zu ihr aufblickten.

Ihr liebster Aufenthaltsort war der See; seine geheimnißvollen Wässer zogen sie mächtig an und man konnte sie oft sehen, wie sie stundenlang den Kopf über das Wasser drängte und unermüdet hinabschaute, als ob sie nach dem Schlosse spähte, welches man auf dem Grunde des Wassers gesehen haben wollte. Wenn sie lange so im Schiffe gesessen und hinabgesehen hatte, dann wurde ihr Herz jedesmal traurig, und ein paar helle Thränen flossen in die Fluth, wenn sie sich erhob, um nach Hause zurückzukehren.

Einnmal machte ihr der Vater ein Paar allerliebste Holschuhe, die waren edel und an den Seiten mit prächtigen Farben und Bildern angemalt, das sie eine rechte Freude daran hatte. Zerst machte sie die Holschuh nicht leiden, wie ihr Alles zuwider war, was sich nicht recht leicht und schnell anlaß und anfühlte; aber diese Holschuhe waren ganz nach ihrem Geschmack, und obgleich sie etwas unbeholfen darin umherhüpfte, so meinte sie doch, es sei nicht Alles im rechten Gleise, wenn sie nicht wenigstens einmal im Tage damit nach dem See ging.

Ginst kante sie nicht von Hause weggekonnt, weil der Vater mit einer andern Holschuh nach der Stadt und die Mutter unähnlich war. So nun der Abend mit seinem Rendschne anbrach und die Nachtigall durch das offene Fenster in ihre Schlafkammer flatterte, da konnte sie es im Hause nicht länger aushalten, stand auf und ging zu dem See. Der lag da wie eine Schale voll Quecksilber, in tiefer Ruhe und geheimnißvollem Schweigen. Wobey drängte sie sich über das Wasser und schaute hinein, sah aber nichts als ihr liebliches Bild, das ihr aus der Tiefe entgegenleuchtete.

Da band sie einen Weidenzweig an einen ihrer Holschuhe und ließ ihn auf dem Wasser fahren. Mit einmal geplatete sich der Schuh in einer schönen Gondel, und statt der Weidenrute hielt sie eine silberne Kette in der Hand. Sobald das erste Stämmen verüber war, überkam sie die Lust, in der Gondel zu fahren. Sie zog dieselbe mit der Kette an sich und sprang hinein. Zugleich setzte sie sich von selbst in Bewegung, fuhr auf und ab und

traf jedesmal die Richtung, welche Ermtude wünschte. Ein paar mal deutete es ihr, als tauche ein Kopf aus der Fluth, demjenigen ähnlich, der aus den Goldfäden in ihres Vaters Gebetbuch kam; doch gab sie solchen Gedanken nicht viel Raum, da sie zu sehr mit dem Vergnügen des Fahrens beschäftigt war. Sobald sie in der Ferne keinen Geschmack mehr daran fand, stand die Gondel am Rande des Sees im Schiffe still. Ermtude sprang hinaus. Da war die Gondel wieder zum Holschuh und die silberne Kette zur Weidenrute geworden. Die folgende Nacht ging sie abermals hinaus und schwamm in der Gondel auf dem Wasser umher bis die aufgehende Sonne durch die Bäume blühte. Von nun an verging keine Nacht mehr, wo sie nicht am See war; aber Jahrrelang sah sie nichts anders darauf, als die Gondel, die jedesmal aus ihrem Holschuh entstand.

Ginst kam ein reicher Holschändler in die Gegend, der sah die liebliche Waldstume und wurde mit Liebe erfüllt. Er war scham und schön, hatte seine Manieren und war wohl geeignet, das Herz eines Mädchens warm zu machen. Ermtude schenkte ihm in seiner Wonne ihre volle Liebe und beide traten vor die Eltern hin und baten um ihren Segen. Dem Holschuhmacher war die Verbindung recht nach dem Sinne und auch die Mutter hatte nichts einzumenden. Darum dauerte es auch nicht lange, so wurden sie als Brautleute verkündigt.

Die Nacht vor der Hochzeit ging Ermtude wieder hinaus zum See. Wohl freute sie sich auf den Morgen und doch war ihr das Herz so entseztlich schwer, als ob ihr ein Unglück bevorstünde. Ueber den Rand der Gondel gekant meinte sie in die Fluth hinein, daß eine Thräne die andere jagte. Schwere Seufzer entzogen sich ihrer Brust und zum erstenmal in ihrem Leben rief sie zu den Geistern der Fluth.

Da rauschte das Wasser und vor ihren Augen tauchte die Gestalt auf, deren Jäger sie früher eben flüchtig im Wasser zu sehen geglaubt hatte. Die Jungfrau vertheilte einen Zug auf Ermtudes Stirne und sprach in feierlichem Tone: Gehe, erlöse dein Geschick und wenn Lich se die Kammernisse des Lebens treffen, so lebe wieder!

Verdunsteten war die Jungfrau; Ermtude lag im Schiffe, neben ihr lag ein prächtiges volles Brautkleid, das im Dunkel schimmerte und leuchtete und am Tage anzusehen war, wie ein Gewebe von goldenen und silbernen Wasserstrahlen. Auch ein Stirnband lag

dabei, dessen Perlen wie strahlende Thränen glühten. Sie nahm ihren Brautschmud und lebte in die stille Schlafkammer zurück, in welche die Nachtgallen ihr ein Brautlich hinein schmeicelten. Aber in ihren Rehen lag etwas so wehmüthig Klagendes, daß ihr noch länger ums Herz wurde, und sie wußte doch nicht warum.

Am andern Tage wurde sie in ihrem reichen Schmude des Kaufmanns Weib. Dieser aber gedachte nicht zu den ehen Zeiten, die einer nachhaltigen Liebe fähig und. Als die Älternwochen verüber waren, ränste ihm, seine Frau bringe zu viel an unnützen Dingen und sie würde besser thun, als den Quark aus dem Kesse zu schlagen, tüchtig zu waschen und zu wuschkalten, wie einer irdentlichen Hausfrau zutheile.

Grutruide schneite, wie sie nach sorglos im Walde und am See umher, wie sie als Junfrau gethan. Wenn sie aber am Abende nach Hause kam und einen Kranz von rustianen Weiden um das Haar ihres Gatten wand, dann sog tiefer die Stime in fräulichen Asten und ließ hin und wieder ein Wort des Unmuthes fallen. Bald fleidete er seine Gefühle in sehr verständliche Ausdrücke und machte sein Recht als Haupt des Hauses geltend.

Das schnitt der Grutruide durch die Seele, aber sie war verständig genug einzusehen, daß er im Rechte sei, und schied sich abersam unter den Zwang seines Willens. Als sie kam ihr das he hat an, wie wehe that ihr die Werktagstüchtigkeit und das Schaffen in Haus und Garten!

Alles hätte dennoch gut gehen können, wäre der Gatte in seinen Forderungen nicht täglich in die Höhe gegangen. In dem Maße, wie seine Liebe schwand, wurde er beschuldender und tyrannischer.

Ta sie ihm einmal die Wehlhöle nicht ganz nach seinem Geschmacke gemacht hatte, geschied er in desigen Jörn, ergriff einen von den jüdischen Heiltschulen, die auf dem Tische standen, und schmeicelte ihr denselben an die Schläfe, daß sie wie tot auf den Boden nieder, fiel. Der Heiltschul frang mitten entzwei und ließ im Zergerinne eine Klage wie von menschlicher Stimme hören.

Der Wütherich ging hinaus, schlug die Thüre zu und ließ sein Weib im Blute liegen.

Als sie wieder zur Bewußung kam, war die Erde aus ihrem Herzen gerissen und sie schloß sich in ihre Kammer, bis die Nacht sich auf den Wald legte. Sobald sie den

Gatten schwachen hörte, legte sie ihr Hochzeitskleid an, band den Tüschmud um und öffnete leise die Hinterthüre, welche in den Wald führte. Mit traurigem Herzen schlug sie den Weg nach dem See ein. Ach, es mußte ein schmerzvoller Gang sein, denn die Thränen rieselten von ihren Wangen in das Meer hinaus und umfellen sich nie und schaute nach dem Hause ihrer Eltern zurück. Von den Blumen hingen die Nachtgallen herunter und folgten ihr mit klagendem Gesänge; auch die übrigen Thiere des Waldes gaben ihr in langem Zuge das Geleite. Langsam und idgernd schritt sie verwärts: endlich kam sie am See an und bengte sich über die Fluth hinaus.

Ta sah ihr Auge zum erstenmale, wonach sie seit Jahren geseht hatte: Auf fernhallendem Grunde stand ein prächtiges Schloss und über demselben eine strahlende Zinne, die den Boden mit seinen wunderbaren Gewächsen beleuchtete. Sie brüdete schluchzend ihre Arme gegen das Schloss aus und rief: „Jetzt darf ich meines Treues, denn die Wütherischen des Lebens sind über mich heringebrochen.“

Ta ränchte die Fluth: die Jungfrau tauchte empor und schloß sie mit Küßen in ihre Arme. Kein Wort ward gehört, aber die Fluthen theilten sich noch einmal und schwebten sich umschlungen sanken die beiden hinaus.

Still und ruhig lag der See wieder wie eine Schale voll Luchsilber, aber auf der Oberfläche schwamm das schimmernde Hochzeitskleid, wo es der Kaufmann am nächsten Morgen fand, als er hinausging, seine Gattin zu suchen. Vergebens ließ er den See auf, und abschied: bis zu der unermeßlichen Tiefe hinaus, wo das Wütherische hand, reichten die Zangen nicht.

Grutrudens Eltern brüdete der Tod ihres Kindes schwer darnieder. Sie krankten und vergingen, wie der Schatten an der Wand. Vergebens war es, daß eine unerschöpfliche Hand ihr Lager bereite, erquickende Tränke und Medicamente in ihre Hände gab; die Lebende, fratt erlosch mehr und mehr und edeter Mondwechsel eintrat, lagen sie in Grutrudens Kammer als Leichen nebeneinander. Bei ihrem Begräbnis schloßen sich an den Leichen der Holsdubsmachers und seiner Frau eine unabsehbare Menge prächtiger Waagen mit helien Kesseln, in Trauerdecken gehüllt: Niemand wußte, von wannen sie kamen, Niemand sah, wehen sie gingen, als die Leichen eingestrichen waren.

Am andern Morgen fand man auf dem Teppetgrabe einen schmuddelen Leichenstein,

worauf mit goldenen Buchstaben die Worte standen: Die trauernde Tochter den geliebten Eltern.

Als am Nachmittage die Holzkubnmacher des Dorfes am See Wasser schöpfen wollten, war dieser verschwunden. Ein kleines Brunnlein, das behändig einen Strahl heißen Wassers emporsprudelte, befand sich an seiner Stelle;

hatt der tropischen Gewächse aber fand man nur verküppeltes Gesträuch, und harte Binsen bedeckten den sumphigen Boden.

Erntetrübde Wüste aber, den das böse Gemissen plagte, sah Tag und Nacht an dem Brunnlein, bis er in einem kalten Winter erfror und von den Holzkubnmachern neben seinen Schwiegereltern begraben wurde.

Lannener.

Einzel Sage von Ludwig Beschlein.

Da, wo jetzt der Dörfthal, ferner seine gigantische Klippe hoch über die alte Welt seiner Gletscher und seines ewigen Schnees streckt, lag vor Zeiten ein blühendes Alpenstädtchen, Lannener geheißen, so viel als Tannenort, denn die (Hhe) heißt so viel als Bund, Segnung oder Recht. Da war noch gute Zeit auf Erden, als jenes Städtchen blühte. Hohe weingebirgte Tannenforste breiteten sich aus über die Berghöhen, belebt von zahlreichem Geißler und Geflügel, von Steinböden und Gemsen, und anderem Wild. Bei den Menschen wohnte das Recht und die Frömmigkeit und Barmherzigkeit, keiner fügte dem andern ein Leid zu, und der schuldlos Arme fand sichere Unterstüßung. Dafür quoll Segensfülle aus der Hand der göttlichen Allmacht auf Ort und Bewohner nieder, und fast mochte Lannener ein Paradies genannt werden, denn es gab dort kein Unrecht, keine Laster und keine Verderben.

Das währte lange so fort, dann kam eine andere Zeit.

Aus der Kälte des Segens, der die Tugend der alten Bevölkerung von Lannener belebte, war Reichthum geworden, und allgemach verblüdete der Reichthum die Herzen und erfüllte sie mit Eifer nach immer größerem Göttern. Da wurden Stralungen erloschen und andere leuchteten, Wälder niedergeschlagen, friedliche Thiere niedergeschossen, nicht bloß zur Nahrung, sondern aus freier Lust am Mörde. Die einfache Tracht der Aelter Land- und Bergbewohner war nicht mehr gut und schön genug; man prunkte in Gold und Silber und in wälder Tracht. Zuletzt wurde auch das Recht verletzt und verdrängt, die Wohlthätigkeit nahm ab und die Götze und der Geiz nahmen zu. Da hörte die goldene Zeit auf für Lannener,

ebßen Männer und Weiber in Gold gekleidet einherholierten.

Endlich wurden die Reichen zu Lannener schier so reich und üppig und übermüthig, wie einst das Volk von Babylon, und strecken wie jenes: Hochlauf, laßt uns einen Thurm bauen, des Spitze bis an den Himmel reiche, daß wir uns einen Namen machen.

„Und laßt uns eine Glocke hängen in den Thurm, deren Schall alle Welt vernehme im ganzen Gebirge.“

„Und so uns Kinder geboren werden, ehe unser Vater mit Tode abgeht, soll die Glocke gelautet werden, daß unser Gedächtniß ruhmbar werde, und soll für selches Laute eine Gebühr gezahlt werden an den hohen Rath von Lannener.“

„Dem armen Volke aber, so nicht zahlen kann, soll man auch nicht belästen.“

Und erbauten den mächtigen Thurm, der so hart wurde wie ein Berg, und so hoch, daß er über alle Berge viele Meilen im Umkreise ragte, und hingen eine Glocke hinein, größer wie die größte Glocke, die es jezt in Tage auf der Welt gibt.

Und thaten, wie sie gesagt hatten.

Da kam ein Hungererwerb über das Gebirge, und ein Viehdiebstahl.

Und da wurden der Armen sehr viele, und die Reichen verarmten, und lagen an den Thüren der Reichen zu Lannener, und stießen um Brod um Gottes Willen.

Die Reichen aber verließen ihre Thüren und ihre Herzen, und ließen die Armen verhungern.

Da kam ein Menschenherd über das Gebirge, und ein Ungewitter, und ein strenger Frost, daß die Gärten versteinerten, ehe von

Karinen überhäuft, oder von den Muren jählings in Abgründe gestürzt wurden.

Und die Bewohner der Berge hückelten nach dem gescheiterten Tannene, das ein Tannen, fest gegen Karinen und Muren schloß, und sich um Obdach und Nahrung — aber die zu Tannene trichen die Schenden mit gelinden Weissen von ihren Schwellen, oder ließen sie darauf erfrieren, und wechte von dem armen Bette sterben, wer da wollte, so wurde seinem einsigen in Grabe geläutet.

Da verfluchte das arme, hungerte und frachtete Volf die Reichen zu Tannene.

Und da war die Zeit für Tannene verüber.

In einer schaurigen Mitternachtstunde begann die Windebraut ihren rasenden Reizen und es schneite und schneite fort und fort, und verschneite alle Pfade.

Kein Mensch konnte mehr aus seinem Hause, denn der Schnee hemmte jeden Schritt.

Die große Gledde klangte in der weiten Mitternachtstunde von selbst — weidm über das Gesträuch frang ihr schauerliches Klängen, wie Sturm — aber die Bewohner der niedriger gelegenen Orte, welche Tannene in Hülfe zu kommen verfluchten, fanden den Ort nicht, denn ein heber Giswail umgürtete ihn. Nur der Gleddeburm deh sich gespenstig hoch und hart in die grauen Lüfte, und begann weis zu werden, und allmählich bläulich — er ward

von Eis überglaset. Doch klangte noch in sechs Mitternächten die Gledde in diesem Thume. Sieben Tage lang währte der Schneefall, und es gab kein Tannene mehr.

Und nimmer wieder wich der Schnee; er wird bleiben bis zum jüngsten Isaac.

Und wo die Stadt in den Tiefen ruht, breitet sich der Leichbalsamfächer aus.

In schweren, gefahr- und tranapessigen Zeiten hört man es mächtig tönen und dröhnen wie vom fernem Hall einer wunderbaren Dem-gledde.

Das ist der Hall der Kirchthurmalode von Tannene, und der Thurm, darin sie hängt, das ist der Leichbalsamfächer.

Und wenn die Bergbewohner den trauer-vollen Hall hören, beten sie still ein Vaterunser und ein Ave Maria.

In früher Zeit hat es auch ein Lied gegeben vom Untergange von Tannene, das ist nimmermehr auch schon vergangen. Nur ein Vers hört man noch bisweilen von den Gleddebirgern singen oder sagen und der lautet:

In der Stadt Tannene
 Au weh — au weh!
 Hallt a Schnee,
 Und appert*) nimmermehr.

*) Hört aus.

Annerle.

Marchen von Ang. Tenhoff.

Es lebte einmal in einer kleinen Stadt ein armer, aber rechtschaffener Schuhmacher, der hatte eine zahlreiche Familie, und konnte bei dem besten Willen nicht so viel mit seiner Hände Arbeit verdienen, daß die Seinigen ohne Sorgen das tägliche Brod hätten genießen können.

Niemals vergaß Meister Hans des Abends Gott zu danken, für das geschehene Brod, und den Segen für den nächsten Tag zu ersuchen. Daher mochte es kommen, daß trotz der spärlichen Kost, die Familie frisch und wohl aus-sah. Keißeische Nachbarn, die bei größerem Verdienste nicht so zufriden lebten, sagten oft: Man danket nicht, wie das Deutschvolf noch so wohl aussehn kann.

Wen den sechs Kindern des Schuhmachers

war keines so lieblich, als sein ältestes Töchterchen, das er Annerle nannte. Aber, der dem Annerle in die Augen schaute, meinte, den blauen Himmel, wie er am klaren Frühlings-tage ist, zu sehen, und Keiner konnte bei dem Annerle verübergehen, ohne ihm etwas freundliches zu sagen. Was es aber vor allen Kindern des Hauses auszeichnete, war sein lichterndes Haar, das in schweren Locken über die Schultern hing. Manche Mutter sagte: Ich glaube, wenn Mädchen bekommen Quere wie das Annerle für hat; denn schöner konnte man sie nicht denken.

Früh, sehr früh lernte Annerle arbeiten, so das kleine zarten Händchen ganz bari und raud wurden. Bald mußte es seine kleinen Geschwister verwahren, bald seggen und pugen

oder Kartoffeln schälen; aber man sah das Kind nie arbeiten, ohne daß es ein Viebchen dabei gesungen hätte, so heiter und vergnügt war es.

Holgiam war das Annerte seinen Eltern auch; nur ein Verbot übertrat es immer wieder, und das brachte ihm viel Herzeleid. Nichts gefiel dem Kinde so wohl als glänzende Steinchen. War es von seiner Mutter in den Wald geschickt Holz zu holen, so blieb es über die Zeit aus, weil es nach solchen gesucht, und dies wurde noch schlimmer, als es gehört hatte: daß man keine Steinchen finden könne, wofür man wohl hundert Thaler bezahlt erhalten. Es wußte nur nicht, daß diese im lieben deutschen Vaterlande nicht gefunden werden.

Nun kam es, daß der liebe Gott dem Meister Klaus ein schweres Leiden schickte, damit sein Vertrauen zu ihm sich auch in der Noth bewähren möge. Des Meisters recht-schaffene Frau hatte ihr Tagewerk auf Erden vollendet, und erwartete mit Ruhe ihr seliges Ende. Als sie den Tod herannahen fühlte, rief sie Annerte zu sich und sagte: Du über-gehe ich jetzt alle die kleinen Geschwister, Du mußt dafür sorgen, Ich kann dir kein Geld und Gut hinterlassen, aber ich will die einen guten Rath geben, so lange du den befolgst, wirst du glücklich sein: Nimm jeden Abend zwei Fragen an dich selbst und sieh zu, daß du sie mit „Ja“ beantwortest kannst. Frage dich: „Habe ich heute an Gott gedacht und habe ich meinem Nächsten gedient?“ Annerte weinte laut und versprach der Mutter, dies zu thun.

Als nun die irdischen Reste der guten Frau der Erde übergeben waren, fing Annerte die Arbeit mit doppeltem Fleiße an, und hielt Alles so schön in Ordnung wie es früher gemein war. Der Mutter Rath befolgte es pünktlich und konnte jeden Abend mit froh-lichem Herzen die Fragen mit „Ja“ beant-werten. Er kusste das gute Kind, denn es schien ihm als müßte es unterliegen, unter der Menge der Sorgen und Arbeiten; oder es hatte dabei doch seine Herzensfreunden.

Sehr liebte Annerte, am Meisten aber die, welche mit ihm in einem Hause wohnten. Wilhelm, der bei Meister Klaus in der Lehre war, that es leid, daß es sich so plagen mußte, und jeden mäßigen Ansehens bediente er dann, ihm in der Hausverwaltung zu helfen. Wenn es im Walde Holz holte, versprach er dem Meister in einer Viertelstunde wieder zurück zu kommen, wenn er Annerte das Holz nach Hause tragen dürfte, denn es that ihm zu leid,

daß der rauhe Sack ihr goldenes Haar ver-derben sollte.

Als Annerte fünfzehn Jahre alt war und eine große, schlanke Anna geworden war, konnte sie es noch nicht unterlassen, während sie nach Holz suchte, zugleich nach glänzenden Steinchen herum zu sehen.

Eines Tages kam Wilhelm nach dem Walde den Sack zu holen, da sagte Anna: Hilf mir doch suchen Wilhelm, gelänge es uns ein kostbares Steinchen zu finden, so wäre uns Allen geholfen! Als sie nun suchten, sprachen sie davon, was sie Alles thun würden, wenn sie einen solchen Stein fänden. Wilhelm sagte: Ich kaufe mir gleich einen neuen Sonntag, red, damit ich mit dir zur Kirche gehn kann, denn ich schäme mich sehr, neben dir zu er-scheinen, weil du immer so nett und rein bist. Anna wollte ein schwermüthiges Gesicht haben, und Blumen, wie sie sie in Treibhäusern ge-sehen hatte.

Während des Suchens war es dunkel geworden und sie kamen spät nach Hause. Meister Klaus war sehr erüthet und verbot Wilhelm, Anna je wieder abzuholen, denn er glaubte, sie plauderten so lange zusammen.

Eines Tages, als Anna wieder im Walde war, setzte sie sich ermüdet auf einen umge-hauenen Baumstamm und dachte: Wie werde ich nun den schweren Sack nach Hause be-kommen? Da hörte sie es im Gebüsch rauschen und als sie hinsah, mußte sie laut aufschreien, denn eine runzelige Alte von abschreckendem Aussehen stand vor ihr. Zwar hatte diese ein Tuch über dem Kopfe, das ihr Gesicht zur Hälfte mit bedeckte, aber ein paar funfelnbe graue Augen lugten unter demselben hervor, und eine übergroße Nase und ein Paar, aus dem Munde hervorragende Zähne gaben ihr ein sehr häßliches Ansehen; sie war ein Hec.

Mit hochendürten Händen winkte sie Anna, sich ruhig zu verhalten, und fing dann mit schmeichelnder Stimme also an zu reden: Mein liebes Kind, ich habe schon oft hier im Walde geschau, wie dir beim Holz suchen die vielen Schwärzestreifen auf der schönen Stirne standen, es jammerte mich so sehr, daß du dein junges Leben so in Sorgen und Arbeit bin-dringen mußt, da du wohl zu etwas Besserm bestimmt wärest, und ein ruhiges Leben führen könntest, wenn du nur wolltest. Ich habe dir neulich, als du Steine suchtest, schon die kostbaren Diamanten und Rubinen geschenkt, wenn du nicht den schüchtern Verberischen bei dir gehabt hättest. Anna berührte auf die Schlangengrube der Alten schielend sich in ihre Hec.

„Wie kann ich die schönen Steine, von welchen du redest, erhalten?“ fragte sie.

„Wenn du mir auf einige Zeit in meinem Zauberpalaſte leſaſt. Dort brauchſt du nicht zu arbeiten, ſonſt alle Tage die ſchönſten Kleider anziehen und die ſeltenſten Blumen dir zu Kränzen winden.“

„Was werden meine kleinen Geldwiſer anfangen, wenn ich mitabhe?“ ſagte Anna ſtill für ſich hin, aber die Alte hatte es ſchon gehört.

„Sie werden auch ohne dich fertig, redeſt ſie ihr zu, und kommſt du einſt müd, ſo ſammſt du ſie alle reich machen. Ältere mir nach, ſchöne Anna, ich zeige dir den Weg zu deinem Glücke. Nichts haſt du dabei zu thun, nur zwei Verbote werden dir auferlegt, die aber leicht zu halten ſind: Nie darſt du in meinem Palaſte den Namen Gottes ausſprechen und niemals ſingen.“

Als Anna das hörte, ging ſie eilig fort und gedachte an den Rath ihrer Mutter: daß ſie täglich an Gott denken ſolle.

Die Herr riß ihr noch nach: Wenn es dir einmal leid thut, daß du nicht mit mir gegangen biſt, ſo ruhe an dieſer Stelle drei Mal: Mutter Rabunſula! wemod ich dir erſcheinen werde und deine Bitten hören will.

Von dem Tage an ging Anna die Arbeit nicht mehr ſo ſüß von der Hand, ſie wurde ſo leicht müde und mußte ſich immer ausruhen, auch hörte man ſie nicht mehr bei der Arbeit ſingen.

Wandmal ſagte ſie zu Wilhelm: Wenn ich die reichen Leute ſo in den ſchönen Wagen fahren ſehe, denke ich oft, warum wir es nicht auch ſo haben können, es iſt doch hart, immer ſo arbeiten zu müſſen. Dann ſah ſie der Wilhelm verwundert an, ſo hatte ſie früher nie geſprochen, er wußte aber nicht, daß die Herr es ihr angethan hatte.

„Habe noch ein wenig Gedult, ſagte er dann, wenn ich ein Meißer bin, ſollſt du ſehn, wie viel ich ſchneiden und arbeiten kann, und dann ſollſt du es beſſer haben. Der Meißer will ja nicht, daß ich des Abends noch ein paar Stunden länger arbeite; ſpäter kann ich es machen wie ich will.“

Anna gab ihm dann die Hand und er wieder: Du biſt viel beſſer als ich! und der Wilhelm mußte ſich dann wieder darüber wundern, daß ſie das ſagte.

Zuweilen dachte ſie, zu dächte nur mit Mutter Rabunſula gehen ſollen, was ſie verlangte, war nicht ſchwer: ſie hat ja nicht geſagt, daß ſie nicht an Gott denken dürfe, ſondern nur ſeinen Namen nicht ausſprechen

mögeſt, und ſingen! — ſo zum ſingen iſt die doch längs die Luft verzogen!“

Ging an einem Zonnabend. Nachmittags war Anna ſehr unzufrieden mit ihrer Lage. Sonſt war der Zonnabend für ſie immer ein angenehmer Tag gewesen, denn wenn ſie in Küche und Zimmer alles ſo blank geſcheuert hatte, ſüßte ſie ſich recht glücklich im Herzen, freute ſich im Voraus auf den Kirchgang am Zonn-tag, Wägen und auf den Trauergang mit dem Vater, Wilhelm und den Kindern, am Nachmittags. Jetzt war das Alles anders geworden.

Am Abend dieſes Tages ſah ſie, daß ſein Gott im Hauſe war, ſie ſah ſie ſelbſt nach dem Walde es zu ſehen, raffte ſie ſich hin und ſaßen ſie ſammen und wußte wieder fort. Der Tod wuchs ihr ungeheuren Länge an, und als ſie ihn aufheben wollte dünkte es ihr, als ſei er viele Genuß ſchwer.

Anna war in das Reich der Zauberei gelangt. Elde Schweſterſtellen traten vor ihre Türe, aber ſie verzog, Gott um Hüſte anzu-rufen. Die Herr, die ſchönen Steine, der Zauberpalaſt traten vor ihre Augen, ſie rief mit lauter Stimme: Mutter Rabunſula! Mutter Rabunſula!

Da öffnete ſich vor ihr die Erde, ſie ſah hinunter in ein tieſes Thal, in welchem ein Weg hinabführte, und auf dieſem wandelte die Herr zu ihr herauf. Dieſe nahm Anna bei der Hand und führte ſie immer tiefer hinab, bis ſie vor einer hohen Mauer hielt. Drei Mal ſchrie die Herr Rabunſula vor dieſer an, worauf ſich eine kleine unſichtbare Pforte öffnete, durch welche ſie Anna in einen Garten eintraten ließ, der ſchöner war als alle, welche ſie je geſehen hatte. Legiere ſetzte weiter zu gehen, denn anſtatt des Liebes waren die Wege mit kleinen Steinchen beſetzt, um deren einen zu ſehen, Anna biß ſie verzweifelt geſucht hatte.

„Tritt nur immer zu, ſagte die Herr Rabunſula, dein Fuß wird hier auf Steinchen wandeln, noch viel Heiligeres wiſt du zu ſehen bekommen.“

Jetzt führte ſie Anna in ihren Zauberpalaſt, der vom reinſten Gold erbaud war, aber ſeltſame Figuren auf den dunkeln Fenſtern gaben dem Innern ein geheimnißvolles, ja ſoſt grauenhaftes Ausſehn; dazu herrſchte ringum eine Totenſtille.

Zuweilen glaubte Anna den Schatten eines Menſchen an der Wand zu gewahren, doch auch dieſer verſchwand wieder. Wohin ſie auch ſehen wollte erblidte ſie ſich in einem

großen Spiegel; als sie erschauete, weil ihr armsüchtiges Kleidchen gar schlecht zu der sie umgebenden Pracht stand, drückte Mutter Rabunkula sie mit einem Zauberhabe, worauf sie augenblicklich mit Seide und reichem Schmucke bekleidet war. „Gute Nacht!“ sagte Anna.

Wia zu folgiam, erledigte die Herr, so wies du bald an den Vergnügungen meiner Mitgeschehenen Theil nehmen.“

Sie öffnete ein Zimmer in welchem Anna im wilden Tanze Frauen und Männer sich herumtoben sah, doch wie rauschend auch die Musik dazu wohl sein mußte, Anna hörte nichts; lauteste Stille überall. Hierauf führte Rabunkula sie in ihr Schlafzimmer und schloß die Thüre zu.

„Ach Gott, wo bin ich denn!“ wollte Anna sagen, aber bald drängte sie die Worte zurück, noch wollte sie den Zauberpalast nicht verlassen. Zum ersten Mal vergaß sie den Rath ihrer Mutter zu befolgen, wach sich er-müdet auf das Bett hin, die Hand vor die Augen haltend, denn die bunten Farben, der wilde Tanz, Alles regte in ihrem Kopfe wie durcheinander, selbst durch geschlossene Augen-lider.

Wilhelm lief inzwischen sorgenvoll durch den Wald und rief: Anna! liebe Anna, wo bist du? Bis er endlich trostlos heimkehrte.

Am nächsten Morgen trat Anna in Rabunkulas Zimmer, diese rückte mit ihrem Zauberstäbchen an einen Tisch, auf welchem sogleich das herrliche Frühstück aufgetragen war. „Wie gefällt es dir in meinem Palast?“ fragte sie. „Och, sehr gut!“ antwortete Anna, obgleich sie einen Zerkner nicht unterdrücken konnte; sie wollte sich gerne freuen, konnte es aber nicht.

Tödtete sie an ihre Lieben dabei, traten Thränen in ihre Augen, doch drückten bald die mannigfaltigen Gegenstände ihre Sinne, so daß sie alles Anders vergaß und einige Zeit im Traumeln dahin lebte. Juvolen aber erwachte die Neue in ihrem Herzen, und sie sah die Dinge umher mit andern Augen an. Wenn sie dann in dem Zaubergarten umher wandelte, goldene Früchte von den Blumen schüttelte und Blumen von wunderbarer Gestalt, aber ohne Duft, schaute, oder mit den Füßen und Steinen im Wege triete, dachte sie: Nachbars Garten, in welchem ich so oft herumgelaufen war, war doch schöner; wie schmecken die Beeren so gut, welche die Nach-barn mir gab! Ach! hätte ich nur ein Büschlein anstatt vieler Blumen, wie wollte ich mich freuen! Selbst die Rose hat in diesem Garten

keinen Duft. Was nügen mir diese Steine, nach welchen mich so verlangte; der blendende Glanz schmert meine Augen nur! Jedes Geruch im Schilde am Wasser aber! Jedes Wäpfelein der Bäume erquickte sie; es war ihr, als höre sie dann die Stimmen ihrer kleinen Geschwister, welche ihr zusüßerten: Komme zurück! zurück!

Kam der Abend, mußte sie des traulichen Stübchens dabei gedanken, wo der Vater um diese Stunde vorgelien und sie mit Wilhelm zugehei hatte. Und auch daran mußte sie denken, wie sie so ruhig eingeschlafen war, wenn sie den Tag über an Gott gedacht und ihrem Nebenmenschen genüßt hatte. Thränen rannen dann über ihre heißen Wangen und eine unendbare Sehnsucht nach ihren Lieben dabei, erfüllte ihr Herz.

Eines Tages sagte die Zauberin zu Anna: „Ich muß hinaus gehn, noch andern Un-glücklichen Hölle zu bringen; hier doch du meine Schlüssel, vermahe Alles gut, vielleicht bringe ich dir noch eine Gespielin vor Abend mit.“ Als Anna allein war, verließ sie Ra-gierte und langsam sie, das Innere des Palastes zu betreten. Viel Seilsamtes und Wertwürdiges sah sie an vertheiltem Orte, zu einem Zimmer aber fand sie keinen Schlüssel, und dieses hätte sie nun grade gerne geöffnet. Sie klopfte, rief und drückte gegen die Thüre, aber sie blieb verschlossen. Geduld erwiderte sie ein ziemlich großes Schlüsselloch und guckte hinein. Da sah sie die wunderlichsten Vögel in Käfigen oder auf Stäbchen sitzen. Unruhig flatterten sie hin und her, aber kein melodisches Gesang vernahm ihr Ohr, selbst die lieblichen Sängler sangen nicht in diesem Zauberreiche. Ein dunkelrothter Papagai hatte Annas Auge am Schlüsselloche erpäht, er flog zur Thüre hin und sang mit menschlicher Stimme also an zu reden:

„Hörst du, siehe aus diesem Zauberreiche, so lange du noch Kraft und Macht drückst. Auch wir bräuen ein ein wenigliche Gestalt wie du, es' aus der Zaubergrund in diesen Kerker führte.“

Erwiderten launliche Anna zurück und ließ die Thorpe hinunter in den Garten, wo sie an-geliegt hin und her ging, suchte wollte und nicht konnte, da die hohe Mauer ihr den Ausgang wehrte, bis die Nacht ringsum Alles in Dunkel hüllte.

Als sie sich dann auf die Thüre blickte, befreite ein Thränenstrom ihr Herz von der quaterren Angst, sie schloß die Thüre und sagte:



Der verlorne Hammer.

[Sage von Friedrich Voigt.]

„Ach Gott, wie konnte ich dich verlassen!
Nur umgibt mich die Nacht des Lebens!
Kaum hätte je den Namen Gottes ausge-
sprochen, so erlöste Kränzen im Garten eine
wunderliche Lust. Klagen, schmerz-
volle Töne hängen in der Luft und erfüllen
es mit süßem Frieden. Immer leiser und
leiser drang sie endlich wie ein sanfter Abend-
hauch, nur noch von fern her in ihr drübr, bis
sie endlich und selbst im Traume noch himm-
lischen Klang vernahm. Jeden Abend hörte
Anna von der Zeit an diese wunderbare Lust,
bis sie eins, von mächtiger Sehnsucht getrieben
das Fenster öffnete, verlangend die Arme an
Himmel streckte und um Hülfe schrie. Da
sah sie auf der hohen Mauer des Gartens
einen Engel wandeln, der einem Instrumente
die wunderbaren Töne entlockte. Tief schmechte
leicht in ihr hinein, umgibt sie mit seinen
Flügeln, schlang sich dann mit ihr über die
hohe Mauer hinweg und legte sie vor Meißner
Klaute's Hüfte nieder.

Der Meißner und der Wilhelm saßen gerade
die Abendandacht; sie hörten das Klavieren
der Engelsflügel und wußten nicht was es
sein konnte, bis Anna trat, ihrem Vater um
den Hals fiel, um Verzeihung bat und die

Geschichte des bösen Jäunders und ihre Be-
reue erzählte. Auch in Wilhelm ging sie,
der verwundert in einer Sekunde stand, denn so
schön hatte er Anna nie gesehen; ihrer Zügel
leuchtete noch von dem Glanz, den die Nähe
des Engels ihr verliehen hatte.

„Bericht mir Alle! sprach sie; die Gerechtigkeit
und die Tugend nach einem weltlichen Leben
haben mich um Bösen verleiht und in einen
Jäunderspalast gebracht, wo mich der Gottesfrieche
verließ, den ich bei Euch empfunden habe,
aber glaubt mir, ich will wieder Eurer gute
Anna sein.“

Alle Augen glänzten vor Freude; dem
Meißner Klaus reichten Gedanken über die ge-
suchten Wangen. Auch die kleinen Geschwister,
welche Anna's Stimme geliebt hatten, kamen
aus ihren Betten herbei, umarmten und küßten
sie und laute Jubel erfüllte das kleine Haus.

Im liebigen hielt Anna Wort. Als des
Meißners Hände zu schweben wurden in arbeiten,
rührten sich Wilhelms Hände mehr, und Anna
wirkte als seine rechtschaffene Frau im Hause,
wie es ehemals ihre Mutter gethan hatte.
Kein Tag verging, an welchem sie nicht an
Gott gedacht, oder ihrem Nebenmenschen ge-
nügt hätte.

Der verlorne Hammer.

Eine Sage, mitgetheilt von Friedrich Reigts.

Einmal des Morgens in der Früh ging
ein junger Bursch durch den Wald. All kein
Fah und War auf dieser Welt war er in
einem schmalen Kindelein auf dem Rücken; in
seiner Brust aber lag er feuerheiß, denn er
ging in die Fremde, kein Glück zu versuchen
als rüchiger Held, der sein Handwerk aus
dem Grunde verstand. Wie nun aber der Weg
gar kein Ende nehmen wollte und die Sonne
immer höher stieg, da machte sich der gute
Held nach einem schattigen Hügel und moos-
reichen Ort umsehen, in sahen eine Fremde
oder zwei. An einer Felsenwand war er, was
er nun wünschen mochte. Aus dem Stein
sprang eine harte Mauer nieder, und davor
war eine schreckliche Felswand von wildem
Felsen überwacht. Der Bursch trat von dem
Fels, streifte sich auf die Felswand und war
bald eingeklemmt.

Nicht lange, da trat aus dem Felsen ein

Mann hervor. Sein häßliches Antlitz
leuchtete der Jugend und Schönheit seiner Ge-
stalt doch nicht über werden. Er klopfte dem
Burschen auf die Schulter und wies ihm zu
folgen. Der Held setzte sich auf und ging
immer hinter dem schrecklichen Mann hin,
denn es war, als wenn er nicht anders. Auf
den langen Weg, den sie durchwanderten, sel-
ten den Sonnenhitze, aber doch war es nicht
dunkel. Endlich kamen sie in ein weites hebes
Gemach, und davor war, als hing ein Feen-
leuchtend davor, aus dessen blühendem Weiden
Kerzenstämme viel tauglich leuchtig Leuchten
herausstrahlten. Unter dem Feenleuchtend aber lag
eine Jungfrau von so wunderbarer Schönheit,
daß der junge Held kein menschliches mochte.
Nun aber trat der große Mann auf ihn zu,
nahm seine Hand, legte ihn in ein anderes Ge-
mach und sprach: „Hier mach ein halbes
Jahr die Jungfrau wert. Alles du müßig bist,

stehst du.“ Damit verließ er das Gemach, welches er hinter sich verschloß.

Der Herrsch war fast erschrocken: er konnte sich erst gar nicht zurecht finden. Er hatte gemeint, die Jungfrau schlafe nur, und nun war sie doch wol wach, und doch so schön, daß er fast glaubte, sie schon immer gekannt zu haben. Da fiel er denn endlich die schweren Bretter mit schweren Heringen zusammen und als er den letzten Schlag gethan, ging auch die Thür auf. Der erste Mann trat herein, beide trugen das Kuchlein in das arme Gemach und füllten es mit weichem Brod. Der Mann hob die Jungfrau hinein, breitete einen Stuhler über sie hin, nahm dann den Hammer und Beide traten hinaus in den Wald. Der Mann schlug an den Fels mit dem Hammer, gab hinein dem Ohren in die Hand und sprach: „Das ist dein Vohn! Brauche ihn recht, das wird dir in alle Wege gut sein.“ Darauf ging der Mann davon und war bald unter den Bäumen verschwunden. Der junge Herrsch aber hand noch lange mit dem Hammer in der Hand und wußte nicht, wie ihm geschehen war.

Durch denselben Wald schritt einmal ein rüßiger Mann. Er hatte kaum die Felswand erblickt, als er zu sich selber sprach: „Das ist ja ein alter Bekannter! Da sprudelt noch das Wasser hervor; da ist noch die Nothwand und darüberhin der blühende Flieder.“ Er setzte sich auf die Nothwand, zog einen Hammer aus der Tasche hervor und sprach wieder: „Der hat mir viel Glück gebracht, sogar in dem wilden Kriegskamp. Ich habe nun so viel erworben, daß ich der Heimath zumandere und da ein gutes Leben führen kann. Das ist aber auch ein Hammer, wie keiner sonst! Schlägt wie eine Windböhrne.“ Damit hat er schon zwei kräftige Schläge auf die Felswand lassen, als er bettlig erschrocken, denn die Schläge rollten wie Donner durch den weiten Wald. Und auf diesem Ros sprang er durch den Wald ein Reiter daher, der drehte mit blinkendem Schwerte nach dem Klopfer darüber. Dieser sah, daß er dem Reiter nicht entkommen konnte; die Klinge um sein Leben ließ ihn noch einen Schlag auf die Felswand thun, und —

Wies da hand eben der Reiter vor ihm, und der Klopfer meinte nicht anders, als das Schwert solle nun seine Brust durchstoßen, und der Hammer sei ihm aus der Hand. Da ließ der Reiter seinen Schwert sinken, reichte dem Wanderer die Hand, und sprach: „Ich

darf nicht, daß du wiederstehst; nun aber geht alles fried zu Ende. Komm!“

Es war ein langer Weg, auf den sein Sonnenstrahl fiel, aber doch war es nicht dunkel. Endlich traten sie in ein weites hohes Gemach, und davor war's, als hing ein Kronleuchter davor, aus dessen blühendem Gittern Kerzenflammen viel tausend farbige Strahlen hervorleuchteten. Unter dem Kronleuchter aber lag auf einem Kuddelt eine Jungfrau von wunderbarer Schönheit.

Der Wanderer sah immer noch ganz verwundert nach. Es war ihm, als hätte er das Alles schon einmal gesehen wie in einem Traume damals, als er draußen am Felsen auf der Nothwand unter den Fliedern eingeschlafen war. Jetzt aber daß er nicht geschlafen und geträumt, und in dem Reiter erkannt er den Mann wieder, der ihn in den Felsen geführt, nur sah er heute nicht mehr davor und traurig aus, und die Jungfrau war so blühend, als schlief sie nur.

Da erfuhr der Mann seine Hand aus noch der Hand der Jungfrau. Sie schlug die Augen auf und über ihr Antlitz blühte so heftigeres Lächeln hin, als hätte ein Engel eine Blume des Paradieses ihr auf die Stirne gelegt. Der Wandersmann wußte nicht, wie ihm geschah und wie es gekommen war, daß die Jungfrau nun mit einem Male da stand wie eine Königin im weißen Schimmer eines Seidengewandes, und ihre Lederhose einzeln sich fast bis zur Erde nieder. Sie neigte das Haupt an die Brust des Reiters und sagte: „Ich nun bleib gut!“

Er antwortete: „Der böse Kuchter ist geschlagen und sein Schloß zerstört.“

Da sprach sie wieder: „So laß uns gehen.“

Und als sie hinaus traten in den Wald, waren da viele Tannen in glänzenden Kleidern, die schienen einem weichen Felser herbei, dessen Sattel war von rothem Sammet und der Baum glänzte von goldenen Eternen. Als aber die Jungfrau auf dem Felser lag, schwang auch der Reiter seinen Arm auf sein Ros und sprach zu dem Wanderer: „Dennst als der Hammer da weiß ich dir nicht zu geben um Vohn. Wenn dein Haupt das weiß geworden, magst du deinen Kindern erzählen, was du gesehen und gehört.“ Darauf einen sie Alle trennen.

Der Wandersmann war alt geworden und sein Haar schwarz. Es war ihm aber noch Wunder gesungen. Er hatte Hand und Fuß, und kein ein weiches Wort aus ge-

funde Kinder. Im Hofe fand eine Kinde, da sahen die Alten Alerabends gern darunter und erblühten manchmal den Kindern alte Geschichten. Einmal des Abends sah der Alte hier auch und in seinen Händen spielte ein zerknülltes Knäblein mit einem Hammer. Da lachte der Alte und sprach: „Das Büßchen hat all unser Glück in der Hand und weiß nichts davon!“

Lieber die Werte machte der Zehn ein verwundert Gesicht. Als er aber den Hammer sah in der Hand seines Knaben, sprach er mit Lachen: „Der alte Hammer da!“ „Lache nur davor!“ sagte der Alte und erblüht darauf, wie er in dem Hammer gekommen, weil da drüben im Walde, wo vom Fels ein klares Wasser niederstürzt, und davor unter blühendem Aler eine Meerbank ist, und wie es ihm weiter ergangen war.

Der Zehn fand mit untergeschlagenen Armen und sah mit traurigem Gesicht und doch ungläubig auf den Alten nieder. Er meinte, der Alte sei nun auch schwach im Kopfe geworden, nahm den Hammer aus der

Hand des Knaben, der ihn nicht lassen wollte, betastete ihn dann von allen Seiten und sprach: „Von der Geschichte habt ihr ja niemals ein Wort gesagt, und der Hammer wiest — nun ja! das ist er ein Hammer, wie jeder Andre. Nun aber ist er so alt und abgeblagen daß ihm nicht mehr gebeten werden mag. Weg damit!“

Er schleuderte den Hammer fort, und als er darauf nach dem Alten niederließ, erdraf er: der Vater war tot und an seinen Knien hatte der Knabe sich aufgerichtet. Der Zehn ging in alle Winkel des Hofes, suchte nach dem Hammer und konnte ihn nicht wiederfinden.

Es ging ihm kümmerlich sein Leben lang. Jeden Morgen suchte er nach dem alten Hammer und konnte ihn doch nicht wiederfinden, bis er endlich darüber hingekommen ist. Der Knabe, der an den Knien des Großvaters gestanden, ging als junger Mann in die weite Welt, und nun, wo er die Geschichte seines Großvaters und vom verlorenen Hammer erzählt, ist er auch schon ein alter Mann, und es mag sein, daß keiner ihm glaubt, denn das ist ja so der Lauf der Welt.

Das Märchen von der neugierigen Magd.

Erzählt von Fabricius.

Es war einmal ein Bauer, der hatte in seinem Hause viele Knechte und Mägde! Von den letzteren war eine die Trina, von Natur außerordentlich neugierig, und spionierte immer überall im Hause herum, wo es etwas zu lauschen gab. Einmal hörte sie, wie der Weiberknecht zu seiner Weibin sagte: Liebe Anna, auch ich bin meine Zeit herum, und dann wollen wir heiraten und glücklich sein, doch darf es unser Herr bis dahin nicht erfahren, denn wenn er wußte, daß ich ihn verlassen will, so wird er gar böse und plagt mich das ganze Jahr durch!

Die Trina hatte nach gewandter Weise an der Thür gehandelt und gelauscht, und nun nichts Günstiges zu thun, als ihrem Herrn die Geschichte zu hinterbringen, der die Anna gleich fertigste und den Knecht gar schlecht behandelte.

Ein andermal belauschte sie einen anderen Knecht, und Alice, was sie hörte, hinterbrachte sie sofort ihrem Herrn: Die andere haben im Eile und im Hause davon darum mit Recht die Trina, und keiner von den Durschen grüßte sie!

Nun fiel das Kirchweibchen gerade in die Akerzeit, und alle Diener im Hause freuten sich auf den Tag, wenn sie auf den Ackermittag mit ihren Viehlein gehen wollten! Da nun die neugierige Trina aber keinen Durschen hatte, der sie hinführen sollte zum Acker, wollte sie den andern Mädchen auch den Spaß nicht gönnen!

Drum ging sie hin zu ihrem Herrn und sagte: Herr! Die Knechte und Mägde, wenn heute zum Acker, doch selbst ihr sie nicht weglassen, davor der Aker abgemäht, denn morgen gibt's überflüssigen Regen, drum befehlt, daß noch heute das Korn gemäht werde!

Das schien dem Bauern ganz recht, und er befohl, daß Knecht und Magd nicht eher zum Acker sollten, bis das Korn geschitten! Da half kein Widerproben und Alle nahmen die Senen und gingen hinaus ins Feld! Von fern der Aker die Wust in ihnen drüber, und da waren sie alle mismutig, und die Trina lachte und rief: „Schaut ihr's nun, weil keiner von Euch mich am Arme zum Acker führen will, sollt ihr auch nicht hindern!“

Da schallt pfeifend aus dem Korn heraus

ein lautes Gelächern, und hervor trat ein blasses Zwerglein, das sprach: „Warum geht Ihr nicht zum Tanze?“

„Ja, Du hast gut reden“ entgegnete der Meisterfnecht, „das Korn muß noch heute ab!“

„Nun, das ist ja schnell geschehen“ meinte das Zwerglein.

„Schnell?“ brummte der Knecht, „man sieht wohl, daß Ihr nichts davon versteht!“

„Nichts verstehen?“ lachte das Zwerglein; „Ihr dauert mich, doch so Ihr mir folgen wollt in Allen, soll das Korn in einer Viertelstunde denker liegen, und Ihr könnt zum Tanze gehen!“

„Wie müssen wir's denn anfangen?“ fragten Alle.

„Setzt Euch alle platt auf die Erde, und haltet die Augen fest zu!“ lachte das Zwerglein; „aber laßt Euch nicht von der Augelerde plagen zu sehen wie ich's mache, sonst stellt Ihr es bitter bereuen!“

Nun legten sich Alle auf die Erde, und schlossen die Augen fest zu! Nur die Trina schaute neugierig unterm Hemel durch.

Das Männlein sog aus der Brust ein sterbliches Röcheln und sog an zu pfeifen! Da kamen viele tausend Zwerglein mit kleinen Sensen gelaufen, und sangen an lustig drauf los zu mähen, daß in wenigen Augenblicken das

Korn bis auf einen kleinen Theil nieder lag. Dann piff der Zwerg wieder und im Nu waren die kleinen Eimenmännchen verschwunden!

Da rief der Zwerg „Aufgehoben!“ und nun sprangen alle auf, und strieten sich, daß das Korn bis auf einen Theil niedergemäht war! Das Zwerglein aber lachte und rief: „Nun Meisterfnecht, vertheil ich mich wohl auf's Mähen?“

Da schrie die Trina dazwischen: „Rast Euch nichts aufbinden, er hat's nicht allein gethan; es haben ihm wohl tausend Andere mitgeholfen!“

„Aha!“ lachte das Zwerglein. „Wollt ihr mich lange! Hört umgekehrt, drum hab ich auch Dein Theil heben lassen; kannst sein mähen während die Andern tanzen.“

Sprach's und war verschwunden!

Da lachten die Knechte, sagten die Mägde unterm Arm und lichen jubelnd fort zum Tanze! Die Trina aber mähte an ihrem Stiel bis zum Abend, daß ihr die Schweißtropfen bräunert liefen, denn die Halm waren hart wie Eisenreiter geworden, und so oft sie die Sense absetzte und den Schweiß von der Stirne wischte, erscholl von ferne das Gelächern des Zwergleins.

Seit diesem Tage ist die Trina nicht mehr so neugierig!

Die Sichel.

Sage von R. Feder.

Griesheim ist ein Ort im Hessenlande, wo es ganz abentheuerliche Menschen gibt. Einst kam ein Glendändler dorthin und bot unter Andern auch Sicheln feil. Das war ein Instrument, das die Griesheimer noch nie gesehen hatten. Der Schultheiß, dem das erste Weert interessirte, sagte verwundert, wozu das Ding denn zu gebrauchen sei. „Das ist ein Kerntreißer“ versetzte der Kaufmann, und nun zeigte er eine Menge Sichel für schwere's Weid, ob, lehete sie auch das Instrument gebrauchend, weicht für ihm gehörend dankten. Der Schultheiß, der auch der Klügste im Orte war, wollte nun auch den Bürgern zeigen, wie sie mit dem Kerntreißer umgehen sollten. Er forderte die ganze Gemeinde auf, mit ihm hinaus auf's Feld zu gehen, wo das Korn in hohen Rehren stand und rief: „Jetzt soll ich mit der Hand

das Korn und hau — Au! schrie er hinten-drin; der Kerntreißer hat mich in die Hand gestochen.“ Das war dem Griesheimern doch zu arg, daß ihr Dreiviertel so maltrairt wurde. Sie griffen zu Stangen und Dreischlegeln und schlugen weder schimpfend auf den Kerntreißer los. Auf einmal blieb die Sichel an einer Sechenslange hängen, wurde damit in die Luft geschleudert, und fiel einem Bürger auf den Hals. „So da!“ rief der Schultheiß. Der Kerntreißer will dem Peter den Hals abbeissen.“ Alsdalbst er die Sichel am Stiel richtig daran, rief er, daß sie dem Bürger durch den Hals fuhr. „Ja hab's ja vorhergesagt.“ rief der Schultheiß, indem er davon lief. Die Andern folgten seinem Beispiele. Die Sichel blieb auf dem Felde liegen und keiner weicht, was aus dem Kerntreißer geworden ist.



Orient und Beatrix

Marchen von Ellen

Oriant und Beatrix.*)

Vollsmärchen in sechs Gesängen von Ellen.

Erster Gesang.

Durch des grünen Waldes dunkle Schatten,
Zentk des Fricens Heimath, führt verschüchtert
Eine weiße Hirschkuh. Laut und jubelnd
Folgt ein heiserer Jagdruf ihr. Der Hunde
Euphorietiae, wildgeheute Meute
Ist mit heissem Klaffen und mit scharrem
Jahn ihr nah! Der leichtschwangene Jagdsperr
Will die Hand des kühnlichen Jägers,
Oriants von Killefert, des schönsten
Älter jungen Ritter, schon verlassen.
Da erreicht die müdgeheute Hinde
Glücklich noch den Fluß, der sie vom Lager
Ihrer Jungen trennt. Lebenden Strennes
Taucht sie in die Fluth, und in des Stromes
Mitte schwimm sie schon dahin, als König
Oriant am Ufer anlangt.

Halbvertrocken sieht ihr nach der Jäger,
Wendet dann sein Kops und rubbetüchtig
Erregt er ab, wo ihm ein klares Brunnlein,
Härdend unter moosbedeckten Felsen,
Gastlich winkt. Er läßt sein Kops im Grase
Weidend sich rachen, an einer Glase,
Die das Brunnlein mächtig überhöhet,
Erst er selbst sich dann, frech um sich schauend.
Denn er kannte nur die Lust der Kreuze,
Ihre Lust noch nicht, da erst sie Menden
Sie auf seinem jungen Haupte ruhte.
Alle sah allein und gar behaglich
König Oriant am Waldebrunnlein.

Sieh, da sprengt, von Rittern und der
Knappen
Trost gefolgt, auf einem salben Felter

Eine helke Jungfrau längs des Brunnleins
Auf dem Waldrad hin. Der junge König
Blickt erschaut auf sie und mit Entzücken,
Schier vermeinent, daß es keine schön're
Jungfrau geben könn' als diese Ja'cin
Da erblickt auch sie den Jäger. Fremdling
Scheint er ihr und schallhaft lustig ruft sie
Hoch vom Kops ihm dießes lode Wort zu:

Traum, mein werther Ritter, es behagt euch
Sicherlich im Walde hier zu bürchen,
Doch der Wald ist mein. Nicht Recht noch
Uelaud

Habt ihr, hier zu sein mit Speer und Hunden.
Denn ich sah es wohl, daß ihr der Hunte
Nachgehet, die durch den Strom dahinschwamm.
Aber wist, wenn ihr sie auch erlegte,
Wein doch wäre sie gewichen, Strafe
Nur bereiten. Und wenn auch die Hinte
Gutem räuberischen Speer entkommen,
Zieht ihr doch von meinem Grund und Boden
Nicht verziehen, bis ihr den Aereß büßet.
Denn wie dürft ihr Ehrlich und Rebe sazen
Hier auf meinem Erb' und Eigenthume?

So die Jungfrau mit verheltem Jorne
Und gar herrlich war sie anzusehen,
Witz und Mut ihr Anmacht, die Augen
Wie zwei Sterne hell und freundlich glänzend,
Ihrer blenden Haare reiche Hütle
Darg das Mächtigkeiten nicht nur Hälfte,
Und mit Ehri- und Amuth alle redend
War sie einer Königin vergleichbar.

*) Bemerkung. Von demselben Verfasser ist auch „Die schöne Magione“, Vollsmärchen in zwölf Gesängen, in derselben Weise bearbeitet und bei J. G. Weigler in Jahr erschienen.

Das empfand auch Oriant. Er schaute
Auf sie hin mit Lust und Wohlgefallen.
Wie sein Blick war auch sein Herz der Liebe
Weit geöffnet. Jedes ihrer Worte,
Wie es klangen, droh'n und dralen sollte,
That ihm wohl wie hohes Minnegraben
Und es wurde ihm, wie nie zuvor schon.
Also sog als Siegerin die Liebe
An der Jungfrau plötzlich in des Königs
Junges Herz. Er ward durch ihrer Reize
Wacht der Unterthanin unterthänig
Und gedachte, daß ein noch weit höh'res
Glad es sei, in Liebe ihr zu dienen
Und zum Abgemahl sie zu gewinnen,
Als die Herrlichkeit der Königskrone
Je gewähre. Deshalb schnell entschlossen
Sagte er mit heitrem Lächeln also:

Stieg Diana vom Olymp hernieder,
Wie zu jähren, um des edlen Schmieds
Willen mich zu krönen, das sie selbst hoch
Einst den Menschen gab? — Ja, strenge Herrin,
Eine schöne weiße Hindin sag' ich,
Doch sie stoh' dahin, um auf die Spur mich
Einer schönen Jungfrau zu geleiten.
Die seid ihr. Denn wist, es sagt nun König
Oriant von Rikfieri und Alandern
Euch nach, Allerschönste. Doch wiederum
Jührt nicht mehr, seid euren König gnädig!

Das vernemend, ward die schöne Jungfrau
Roth und wieder bleich. Doch schnell vom Kofte
Sprang ein alter Kitter, der zur Seite
Ihr geritten war, und auf ein Knie sich
Vor dem König niederwerfend sprach er:
Hoher Herr und gnäd'ger König, wollest
Und dem Herrn und jugendlichen Willmuth
Von Beatrir, meiner lieben Nichte,
Nicht gedenken und emgelen lassen!
Doch ich bin Graf Savari. Zu Lehen
Trag' ich diesen Wald durch eure Gnade,
Die ihr euren treuen Unterthosen
Nicht entziehen wollt. Drum vergeht der
Jungfrau.

Ihm erwidert sprach der junge König:
Ich vergeh' ihr und ihr ist vergeben,
Doch so ihr geliebt, mag sie es dennoch
Rüfen, was an mir und meinem Herzen
Sie verbrochen hat. Denn ihrer Schönheit,
Heit're Keckheit und lieblichend Weisen
Hat mir so Gemuth und Sinn verzaubert,
Laß durch ihre Huld, um die ich werbe,
Günzig und allein sie ihre Unthat
Bessern kann und mich des Banns erlösen,
Denn ich schwach' und faulge. Drum, Beatrir,

Allerschönste Jungfrau, so ihr huldvoll
Es gestattet, meine Braut zu heißen,
Hüh' ich bald euch heim, um, wie es Recht, als
Königin von Rikfieri und Alandern
Auch zu krönen. Also sprach der König.

Doch Beatrir, von dem Jeller steigend,
Neigte demuthvoll ihr Haupt und sagte:
Herr, ich bin nicht solcher Ehre würdig,
Einem Herrscher anvermählt zu werden,
Wie es Königsbüchern ziemt. So einem
Diener mich zu geben euch geliebet,
Werd' ich mich der Ehre würdig preisen.
Doch ihr seid Gebieter. Euren Willen,
Wenn ihr mich erhebet zur Gemahlin,
Küh' ich gern mich. Es geschehe eurer
Mach', wie ihr gewillt seid, gnäd'ger König,
Stets will ich euch treu sein und gehorsam.

Da ergriff der König sie gar herzlich
Bei der Hand, sog sich an seine Brust sie,
Küßte ihre schöne Stirn und sagte:
Nun wohlan, Beatrir, so verheir' ich
Dir bei meiner ritterlichen Ehre
Und als König, daß in deinem Leben
Ich allein dich lieben will, und hienit
Sei mir anverlobt, wie ich es dir bin.
Dann umarmt' und küßt' er sie gar herzlich,
Schlang um ihren Hals ein güld'nes Ketlein
Und erbat des Oheims Wort und Segen.

Wichtig in sein Horn hieß drauf der König
Oriant, daß schnell die Herrn und Ritter
Sich um ihn versammelten, und lächelnd
Stellte er Beatrir als geliebte
Und vielholte Braut und ihre junge
Herrin ihnen vor. Da war freilich
Laut bei Allen und kein Was der Freude
Und der Segenswünsche. Denn sie liebten
Treulich König Oriant, und also
Jagen sie nach Rikfieri, der Hauptstadt,
Um die Hochzeit festlich zu begehen.

Und es war die schöne Zeit der Maien,
Frisch und lieblich blies die Luft, der Himmel
Glänzte hoch und klar, auf Blüth' und Aeger
War die delbe Frühlingsschneise erblüht,
Herrlich stand der Wald mit frischem Laube,
Und aus seinen Lichen zwiegen sanften
Wie vom Grun' die Vögel, als Beatrir
Ihren Gineu in die alte Thore
Führt von Rikfieri. Von Rab' und Herne
Kam geschmückt das Volk herbei, der jungen,
Schönen Königin entgegenzueh'n,
Groß Turnier und viele Ritterspiele
Wurden angestellt zu ihrer Ehre,

Sänger nahen und von ihren Lippen
In der Harie bestem Saitenspiele,
Klang das Lob der lieblichen Beatrice.

Wehl ertrahle so aus jedem Antlitz
Müß und Jubel, doch verbüllten Hauptes
Nacht keit auch das Unheil, um geschäftig
Höle Saar zu streuen für seine Grinde,
Die es eines Tags dann unerbittlich
Einbolt. Denn es lebte noch am Hofe
Triants Mutter; alt und falsch und häßlich
War sie wie die Nacht. Auf Matabrune
Wandte Niemand gern den Blick. Sie hatte
Wirren, des Königs erlen Vater,
Wie geliebt und früh in's Grab gereinigt,
Statt des Todes zu herrschen nun ackensend.
Darum war ihr böser Sinn voll Misgunt,
Häß und arger List, als sie von Triants
Helter Braut vernahm. Doch der sprach also:

Liebe Mutter, eurer Gunkl empfehlen
Sei mein lieb Gemahl, denn seht, ich habe
Auf der Welt die schönste Frau gefunden,
Keine ist da, die ihr an Weisheit,
Jucht und elter Frauenjugend glähe,
Darum für nicht abhold eurer Tochter.

Woll Bedruff erwiederte die Alte,
Lüthlich ihren Reich verhehlend: Wenig
Kannst du mich, mein Sohn, durch sie erfreuen.
Denn sie ist nicht deines hohen Ranges,
Niemand weiß von ihr und ihrer Abkunft,
Sie erniedrigt dich als deine Gastin,
Dir, als reichem, hochgebornem König,
Wäre eines mächt'gen Kaisers Tochter
Eine best're Ehefrau geworden.

Doch der König lächelte und sagte:
Warum, wenn mir's so gefällt, o Mutter,
Sollt' ich eine Andre frein? Ich fände
Keine doch, die ich so herzlich liebe,
Und die meine Liebe so vergälte.
Es bedarf is nur zu einer guten,
Gestalt'gen Ehe, daß in Liebe
Sich die Gasten zu einander schiden,
Wie wir thun. Trum bin' ich, liebe Mutter,
Lest sie euch gefallen, wie mir selber
Sie gefällt. So Heit will, werden morgen
Wir das Hochzeitsfest mit allen Ehren
Heitlich begen. Das segnet gütig.

Heuchlerisch versetzte Matabrune:
Sicherlich, mein lieber Sohn, wenn dir es
So gefällt, soll mir es nicht misfallen.

König Triant war froh der Worte,
Doch sie kamen nur von seiner Hörsen

Mutter Lippen, nicht aus ihrem Herzen.
Heimlich murrte sie des Hochzandes
Und gedachte, wie sie Mittel fände,
Das abendlich sie das Herz des Sohnes
Nache von der lieblichen Beatrice.

Arthlich ward indes bei Ried' und Geiz,
Mit Gesang und Tanz und mancher Kurzweil
König Triants Hochzeitsfest begangen.
Und der jungen Königin Beatrice
Jede hohe Ehre gern erwiesen.

Danach lebten sie in Lieb' und Eintracht,
Wie zwei gute Eheleute solten,
Und beachteten Nichts als ihres Glückes
Fortbestand von Gott. Doch schwere Prüfung
Harrte ihrer erst noch, um in Demuth
Und Ergebung ihr Gemüth zu üben.
Denn es kam die Weisheit, daß die Feinde
Mit viel Herrschmacht in Randers Grenzen
Eingefallen und viel Volk erschlagen,
Also daß die Noth gar aere werden.
Seine Heilherren und viel Hof' und Heiler
Hatte König Triant aufgeschoben,
Um den Feind zu schlagen, doch vergebens.
Näher rückte er und immer näher
Und bedrohte schon die Hauptstadt selber.
Da nun mußte Triant, so schwer es
Seinem Herzen fiel, sich von Beatrice
Trennen und sich selbst zum Kriege rüsten.
Darum rief er sie zu Matabrune
Und sprach so: Ihr wißt es, liebe Mutter,
Wie die Feinde unser Land bedrängen
Und daß ich nun selbst, sie zu bekämpfen,
Muss hinausziehen und mich von Beatrice
Trennen. Doch sie ist bereit'ig geeignet,
Und so bin' ich euch, daß ihr getreu ihr
Beistand stellt und ihr die Sorge tragen,
Wie für eine eiane Tochter. Mutter,
Sie ist wie ein Lamm so sanft und milde
Wie ein Fäulein, dazu Mus, verständig
Und wie einer Mutter euch ergehen.
Trum so liebt sie, wie wir selbst euch lieben.

Oben versetzte heuchlerisch die Alte:
Sei getreu, mein Sohn, du weißt, daß Alles,
Was dir wehlagfällt, auch lieb mir selbst ist.
Nägen will ich sie, wie meine Tochter,
Besser als mich selbst. Und wenn ihr Liebes
Hochzeitsfest, würd' es sehr mich schmerzen,
Denn ich liebe nun sie um ihr wär'ges,
Eiles Weien, drin sie täglich umminnt.
Trum mein lieber Sohn, sei außer Sorge
Und sich' aus, wohin die Nöth dich rufet.

Oben vernahm den Trost der junge König
Und war dankersfüllt von Matabrune

Zu Beatrice, die er jählich löst,
Um der Mutter sie zu übergeben.
Doch die kühne Frau ward krank vor Hertsleid
Und vor Gram, das er sie so verlassen
Und der Mutter übergeben müsse.
Oriantis Anspruch konnte ihr nicht frommen,
Denn sie ahnte, daß Verrath und Nothzeit

Sie bedrohe, und sank hin in Ohnmacht,
Also daß die Ritter und Offiziere,
Die es ansahen, voll von Mitleid wurden.
Doch zuletzt riß Oriantis gewaltig
Sich von seiner Gattin los, zu Werke
Stieg er schnell und ritt mit seinen Knechten
Eitzig gegen den Feindesherr entgegen.

Zweiter Gesang.

Mord und Brand und Tempelraub vermögen
Nicht solch heillos Elend zu verbreiten,
Als Verläumdung, Räuberei und Lüge.
Denn es birgt in ihrem Schooße jeder
Schwarze Fessel sich und endlos wuchernd
Dringt ihr Gift verheerend in die Herzen.
Dreimal Fluch und ewige Verdammniß,
Dreimal dem Keld, der Nothzeit, dem Verrathe!

König Oriantis hohes Kriegesfahne
War im Staub der Straße kaum verschwunden,
Als auch Matabrune schon zu bösem
Ränkepiel die falschen Karten mischte.
Sie beschied zu sich die Bechmutter
Und mit gleichemüthigen Schmeicheleworten
Und der Kitzel lockendem Gesichte
Sagte sie, die weiße Hand ihr reichend:
Günze Freundin, lange schon erkannt' ich
Euren Werth und eure überlegte
Klugheit. Darum hab' ich euch beschieden,
Um von euch mir Schwesterlichen Beistand
Zu erbitten. Wenn ihr mir willfahret,
Traun, bereuen solltet ihr es niemals,
Denn mit Geld und Silber will ich also
Euch besorgen, daß ihr nie im Leben
Es erfahrt, was Noth und Mangel heißen.
Eurer Söhne will ich trenn bedacht sein
Und für eurer Töchter Heirath sorgen.
Beste Freundin, darum seid mir willig
Und bedenkt, das eine mächt'ge Freundin
Ungunst so gefährlich ist, als ihre
Gnade theilhaftig und von großen Ehren.
Doch bevor ich euren Dienst verlange,
Müht ihr ein'ges Schmeigen mir geloben.

Also sagte Matabrune, drehend
Und verberbernd, zu der Bechmutter,
Die gekündet durch den Glanz des Geldes
Künftig sich erwie, wie niedrer Seelen
Braut ist, und zu der verruchten Absicht
Matabrunens willig. Sie versagte:

Gnäd'ge Frau, gebietet eurer Sklavin,
Was ihr wolle. Ich bin zu euren Diensten
Und gelobe euch bei meiner Treue,
Was ihr saget, ewig zu verschweigen,

Sicherer vermagt ihr das Geheimniß
Eurem Beichtiger nicht zu vertrauen.

Da sprach Matabrune: Also wißt,
Daß Beatrice wider meinen Willen
Meines Sohnes Gattin geworden,
Denn sie ist nicht von so hohem Stande,
Wie sich's ziemt der Gattin eines Königs,
Doch verstand sie's, so ich zu bezaubern,
Daß er nur mit ihr vermag zu leben
Und um sie sein Königreich dem Elend
Und Verderben Preis giebt. Darum wünsch' ich,
Daß wir so sie ihm verleben möchten,
Daß er sie verheirathe. Ich vermahe,
Da nun ihre Stunde bald gekommen,
Daß zu diesem Werke jetzt die Zeit ist.

Und geschmeidig sprach die andre Kne:
Wenn es meiner gnäd'gen Frau gelleidet,
Lidde ich das neugeborne Kindlein
Und vermahe, wenn er lebet, dem König,
Daß sie sich's so freudentlich gemedet.

Aber Matabrune sprach daogen:
Recht wird uns ein andres Mittel frommen,
Daß ich auskann, und sein Herz empören.
Geht, was sie gebietet, la meine Hande,
Daß ich es durch einen treuen Diener
Mög' eintänken lassen, euch dagegen
Send' ich junge Hunde. Dann vermahe,
Daß Beatrice die gebeten habe.
So verheiß' ich wird es uns gelingen,
Daß mein Leben sich von ihr lebet voll Abscheu.

Und die Andre sprach: Ich will getreulich
Alles thun, wie ihr es mir befohlen,
Und so heimlich, daß von der Verwechselung
Keine Seele je ein Wort erfahre.

Als danach die Mondnacht erfüllt war,
Daß Beatrice ihrer Würde ledig
Werden sollte, hatte Gott in seinem
Unverdorbenen Willen es beschloffen,
Daß sechs starke Knaben und ein holdes
Mädlein an das Licht des Tages traten.

Und es trug von all den sieben Kindern
Jegliches am Hals ein silbernes Kettlein,
Wohlt als Zeichen, daß der früh verrathnen
Knechtlinge sich Gott erbarmen wolle.
Aber Nababrunn und die Alte
Hatten sieben Welslein in Bereitschaft,
Die sie an der sieben Kindlein Seele
Zu der kranken, jungen Mutter legten.

Wer vermöchte nun der Allerdümmen
Schmerz zu schütern, als erwacht vom
Schlummer,
Sie noch ihren Kindlein frug und lächelnd
Sahen die Hand' erhebt, sie zu empfangen,
Aber schon und wie verpöht die Alte
Ausräuschte sich, wieviel ihr Nababrunn
Jern und Kummer heuchelte, also sagte:

Sündig und unelich Weib, in welche
Noth bringst du mein Haus! Und welchen
Jammer
Hast du meinem armen Leben verschuldet!
Sieh die Wöchnerin hier mit sieben
Jungen Welslein, deren Mutter du bist.

Wiel noch sprach sie, Gräßliches und Hässches,
Doch es hatte Schreden und Entsetzen
Sahen Beatris Seele so zersplittern,
Dass mit einem lauten Angstschrei leblos
Sie zuruckfiel. Lange lag sie also,
Wieviel als habe sie erlöst der Tod schon,
Doch es kehrten ihre Kräfte wieder,
Und sie schlug die Augen auf. Von Neuem
Happte sie Entsetzen, doch sie sagte:

Zeigt es mir, was ich geboren habe!
Da hat ja ihr bin die falsche Alte,
Ginen Knecht mit sieben Kindlein zeigend,
Und sprach so nach Nababrunns Anschlag:

Seid nicht so zerschnitten um eure Schande,
Trüfset euch, damit das große Unglück
Nicht noch größer werde. Nababrunn
Will, daß eure Schuld ihr anerkennt,
Neug und ergebt, dann verpöht sie,
Euch zu scheuen, euch als gute Mutter,
Die selbst große Schmach verzeihen könne,
Zu bekennen. Ihrem armen Sohne,
Eurem Gatten, will sie dann verzeihen,
Wie ihr euch so freventlich vergangen;
Seinen Jern auf euch, der zu gerecht ist,
Wenn er doch erludt, was geschehen ist,
Will sie dann begütigen und wieder
Euch zu Ehren bringen. Auch im Lande
Soll nicht eure Unthat ruckbar werden.
Doch bekennst sie. Sagt und, daß der Sünde

Böse Lust euch heimgesucht, daß schändlich
Euer Thun gewesen, daß nach Menichen
Und nach Gottes Recht der Scheiterhaufen
Eurer Schuld gerechte Strafe wäre.
Also that. So mögt ihr Nababrunns
Unverdienter Mutterhuld und Gnade
Wieder theilhaft werden. Wollt nicht Sämen!

Doch es wandte ihre schönen Augen,
Tönen noch der Thränen süße Rührung
War verlag, Beatris von der Alten,
Halsete die Hände und sprach also:

Reb' ich noch, o Gott? Mag eines Weibes
Schwacher Leib so gänzlich namenloses
Leid ertragen? Weh mir, daß ich lebe!
Wechhalb blieb mein Bild nicht zugeschnitten,
Lebt mein Leib und süßlich meine Seele?
Ach, weis Unheil das man mir bereitet,
Die ich Heil gehofft und einer Mutter
Züge kukt! Und welche schwere Schuld wird
Auf mein Haupt und Herz gewälzt! Du
weist es,

Großer und gerechter Gott, daß schuldlos
Meine Seele ist. Mit treuem Herten
War ich Erlant jugendlich und werd' ihn
Leben, wenn er nun, verhört von Bosheit,
Mich Verlästerte verhöht. Mit Willen
Rückt' ich keine Seele. — Ach, mein Vater,
Seine Huld und Macht ist unermesslich,
Du blickst auf der Dinge Grund. Im Herzen
Vielst du allein, und wenn es Zeit ist,
Wirst du deine Richterhand erheben.
Dir befehl' ich mich und meine Kinder!
Vaterlos und mutterlos bedürfen
Feiner Hülfe sie, du wirst sie retten —
Doch — du, weiche von mir, Weib! An mir ist
Keine Schuld und keine Kunst vermag es
Mich zu ferkern, daß ich euch zu Willen
Einer Schuld mich gebe, der ich frei bin.

Damit schwieg sie und verbarnte setien
Still in ihrer Kammer. Ihre Lage
Hatte Gott sie ganz anheimgegeben,
Tenn wenn Menschen laud sind, hört doch er und
Und läßt nicht und des Gerichts erlangen.

Bei dem Hausgefinde Nababrunns
War ein alter Diener, Marcus Frei,
Aech, verheimlicht und ihr zu Schandthat,
Wenn sie Vertheil brachte, gern erbeig,
Kang' schon hielt sie ihn in ihrer Nähe,
War er auch verdächtig und verdacht,
So vermochte er durch die Kraft des Rammonds
Doch was er nicht war, der Welt zu schmecken,
Und durch Tienste Rachen zu verpfischen.

Ihm vertraute Natabrune gänzlich
Und er ihr, wie denn nicht bloß die Tugend
Alle Tugendhaften eng verbindet.
Sondern auch das Lothrer seine Diener
Durch der Mitschuld zwingendes Geheimniß
Zu Genossen macht, daß sie im Kampfe
Mit der Tugend nicht zu schnell erliege.
Diesen Diener hatte Natabrune
Jetzt erkoren, seine Sünderhände
Mit dem neuen Frevel zu bescheiden,
Ihm gebiet sie, daß er von Beatrix
Kindern sie befreie. Marcus Levi,
Sagte sie zu ihm mit unverhoh'nem
Spott der Tugend, schau, an ihren Hälften
Tragen all die Elenden Silberketten,
Das bedrückt mich, als ob sie dornenmalts
Diese Menschen würden. Darum trage
Schlau und still die Last zum Waldeswasser
Und mit Bescheid lausche sie hinein sie.
Das sei ihre Last, die vor jeder
Unthat sie bewahrt und von ihnen.

Marcus Levi sprach darauf mit Gein: *Natabrune, was du sagst, ich thu' es, Niemals soll der Anblick dieser Kinder Wieder deinen reinen Sinn beschämen.*

Damit küßte er, wieviel es Nacht war,
Sie in seinen Mantel und tritt eilends
In des Waldes Hütte, wo den Weibern
Selten nur ein Menschenfuß sich nahe.

Morgen war's geworden, als er ankam.
Durch das grüne Laubgewölbe felen

Farbige Strahlen auf der Blume Stämme
Und den Ästen Bäume, der von Blumen
Und Gesehnen mancherlei bedekt war.
Marcus hielt sein Kopf und schaute laufend
Um sich her. Da ward die Waldesstille
Wüßlich ihm gar schreckhaft. Durch die Blätter
Strich ein heiser Wind. Ihr Rapsen, Blüthen
Machte sein verruchtes Derg erbeben.
Dum gedacht' er, schelmischlich sich der Kleinen
Zu entledigen und warf sie vor sich
In den See, sofort sein Kopf zu werden.
Doch es stand. Und schauernd mußte er
sehen,

Wie sich Schilf und große Wasserblumen
Aneinanderdrängten, um die Kinder
Wie in einem Kuckst zu empfangen,
Also, daß sie gänzlich weichtestatten
Schwebten ob der Klau. Da riß gewaltiam
Aus sein Pferd herum und stürzte heftigreich
Aus dem Walde heim, mit bleichen Lippen,
Seiner Unthat grom, denn er erkannte
Gottes Hand und fühlte Gottes Schrecken.
Der ihm nah war, wie er auch sich kräutet.
Doch zu Natabrune sprach er lächlich,
Wie denn Frevel nie an Wahrheit halten:

Krau, nun sei geruhig! Diese Kinder
Stören dich hinfert nicht. Alle Elenden
Liegen tot im Grund des dunklen Wassers.

Des war Natabrune froh. Sie lachte
Und beschenkt ihn reich mit rothem Golde.

Dritter Gesang.

Kun vernehmt, wie Gott der sieben Kleinen,
Von der Bodheit allzufrühem Lebe
Hingeworfen, gnädig sich erbarnte.
Lief im Wald, unsern den dunklen Weibern
Hatte sich ein Gemit aus wilden
Stämmen, Moos und Kien ein Klauf
Aufgeschichtet, drin er friedlich lebte.
Abdelt eitlem Menschenwerk, mit welchem
Namen es sich brühte, hatt' er gänzlich
Heimlicher Reichthumlichkeit des Lebens
Kurzen Reiz in weid'ns getadelt, doch fügte
Zeit es gnädig, daß er noch der Kleinen
Rettung werden sollt'. An's Seegebade
Rübrt' er Helias — das war des Alten
Name, — und da zog's ihn weiter fürbaf,
Als sein Wea sonst war, bis an die Stelle,
Wo Beatrix Kinder, sanft und lieblich
Schlummernde, in dem Blumenbeeten lagen.

Breimm erkannt sah sie der Grot. Bebusam
Dag er Blatt und Schilf bei Seir, schürzte

Sein Gewand und sorgsam auf den Armen
Dag er sie und trug sie an das Ufer.
Schnell mit seinem wunderbaren Rande
Gilt' er dann der Klause zu. Ein Lager
Wußt' er weich aus Moos und trocknen Kräutern
Zu bereiten und nun hatt' er ruhig,
Daß aus ihrem Schlummer sie erwachten.
Das geschah gar bald. Der Menschenkinder
Gefährlich, der Hunger, weckte auf sie
Und sie weinten laut. So fahen im Reichen
Hungria junge Biagien, deren Alten
Rebe Hand die Streiche nahm, nach Rutter.
Mitleidens sah es der Grot. Da kamen
Ziehnen auch aus seinen alten Augen,
Und mit heißem Riechen sprach er also:

Gott, allmächt'ger Vater, aller Dinge
Bist du nach deiner hohen Weisheit.
In der Wüste hast mit deinem Hanna
Du die Kinder Israels gestützt,
Daniel hast in der Löwengrube

Tu geküßte, mit wenig Riß und Broden
Zweifelh du fünftausend Menschen. — höre
Nun auch mein inbrünstig Bitten, schenke
Ein Erbarmen diesen sieben Waisen,
Hilf mir, daß ich sie, die nackt und hüßlos
Ich gefunden, von dem Tod errette!

Also suchte er zu Gott und siebe,
Aus dem Walddesdicht sprangen sieben
Weisse Geiseln an die Thür der Kauls,
Kuckeltes mit den klaren Augen blüend.
Da erkannt' er, daß sie Gott gesendet,
Legte schnell die Kinder in das Gras hin
Und war froh zu sehen, wie begierig
Ein der Wüß die Hunariagen sich leuten.
Danach lebten in den Wald die Thiere,
Nutter dort zu suchen, doch getreulich
Samen stets zur rechten Zeit würd' sie
Als der armen Kindlein gute Mamen.
Die gemalen solcher Labuna bekens,
Dap sie fröhlich wurden, bald den Geiseln
Wie Geiseln in den Dusch zu folgen.

So in Lust und Licht, in Hie' und Kälte
Wuchsen Triant's und Beatris' Kinder
Auf im Wald' und blieben jeder Reizung
Voller Zune frei. Aus Schilfgeschichten,
Achern und den Aellen seiner Diere,
Die er sing, bereichte der Alte
Ihnen kurze Köstlein um die Lenden,
Satz'ge Beren, Wurzeln, wilden Henig,
Vogelrei auch lehr' er sie finden,
Und wenn er von seinen Gängen heimkam,
Theilte er mit seinen Pflügelkindern
Oern das Brod, das milde Hand ihm reichte.

König Triant war reich an Ziegen
Aus dem Kampfe heimgekehrt. Des Landes
Grenzen hatte er vom Heind geläubert
Und sein Reich geüßert vor Gefahren,
Doch des Hauses heiliger Friede war ihm
Preventil indeß geüßert. — So trat ihm
An des Schloßes Thore Marabrunne
Hastig in den Weg mit diesem Worte:

Siegreich nahmst du keines Hauses Schwelle,
Lieber Sohn, doch ist mein Herz vollummer,
Dap es brechen möchte, um den Unfall
Deiner Gattin, die mir, ach! so werth war.

Wie ein Bliz aus unbewöltem Himmel
Trat das Wort den König, der voll Jubel
Heimgesucht nun wie geblüht vor Schreck war
Woh' mir! rief er. Sprich, was ich ardehen?
Ist sie todt? Verhehl' es nicht mir, Mutter!
Sprich es aus, laß mich das Unglück wissen.

Ist sie todt? O sag's! Die Ungewißheit
Holtet mehr mich als die Lebensdracht.

Aber Marabrunne sprach dagegen:
Nein, sie ist nicht todt! Doch würde sicher
Weniger die Todespost dich schmerzen,
Als die Kunde sehen, was geschehen ist.
Schlimm ist es, als der Tod zu Gott hab'
Ich umlenkt geschick, durch ihren Tod und
Und sie selbst zu lösen von der Schande,
Die durch die Schand' ist groß und himmelstreichend,
Ach, die Schand' ist groß und himmelstreichend,
Denn ich bin ja deine Mutter. Spare
Deshalb mir den Schmerz, die erste Betin
Ihrer Schuld zu sein und deines Unglücks,
Das mich allzusehr bekümmert. Frage
Deine Diener, denn sie wissen's alle.

Wohl und leisen Tones sprach der König:
Lieber höre ich's von dir, o Mutter.

Und mit aller Herrlichkeit der Bescheid,
All der Schlangengestaltung salber Zeden,
Wahrheitsbedeutend, läugentlich erkennend,
Voll Verklärung und dazu mit Thränen,
Halschen Mutterthänen, ihren Worten
Kraft verleihend, sprach nun Marabrunne,
Was sie längst errieth, um ihres Sohnes
Herz von seiner Gattin Herz zu reizen. —

Lange lautlos stand der junge König,
Hedermann von Schmerz. Dann fragt er:
Mutter,
Sage mir, wo ist, was thut Beatris?

Marabrunne sprach: In ihrer Kammer
Harrt sie des Gerichts, das nicht zu lange
Du verzögern willst. Sie nennt sich schuldlos,
Die Verurtheilte, doch vor Gottes Sonne
Und vor eines Menschen Antlitz wagt sie
Nicht zu treten. Sei der Vermuthen gnädig,
Laß sie in des Scheiterhaufens Flammen
Bald die Duge ihrer Unthat finden.

Aber Triant ging allein. Der Kammer
Kante allzuhart sein Herz, so daß er
Trost von Gott begehrend in dem Kirchlein
Am Altar auf seine Knie sich hinaraf,
Also betend: Vater aller Güte,
Ach, weich Unheil ist mir widerfahren!
Weiche namenlose Schmach erdau' mir,
Die ich für die Ebe' und Jerte aller
Frauen dielt. Ach, hat sie also schändlich
Mich verrathen, die ich heißer liebte,
Als ein Mann je eine Frau geliebt hat,

So bin ich entsetzt vor meinem Lande
Und gehöre zu uns'ger Stunde.
Ach, mein Gott, warum hast du verhöhrt,
Dass mir in des Kampfes wildem Loben
Heinrichspeer das Herz zerriß, da nun es
Wird gerechtfertigt von solchem Schmerz! — Wer
sich mir,

Wer ist nun mein Heiland? — O hilf du mir,
Allgewalt'ger Gott, denn ich begehre
Nimmer ihr, die ädler alle Kassen
Herrlich ich geliebt, zu nahen in Gauen.

Also betend blieb er lange einsam
Und begehete keines Menschen Nähe.
Aber als er Nacht mit seinem Kummer
Lange schwer gekämpft, versel in Schlaf er
Und es kam ein Traum vor seine Seele,
Also, das es ihn bedachte, leuchtend
Ihne auf sich über ihm der Himmel
Und er sah auf goldenem Thron Gott Vater
Mit dem Heiland und des Heilands Mutter,
Und umher der Heiligen mächt'ge Herrschaar;
Zu ihm nieder schwebte dann mit Becher
Und mit Stab ein Engel, der sich also
Zu ihm wendete mit sanfter Rede:

Ich bin Chamael, des Vaters Vete,
Der mich einst entsandt zum Kampf mit Jacob,
Und mit Tröst mich nahen hier im Garten
Seinem Sohne, der für euch gelitten.
Jetzt entsetzt er dir, das deiner Nähe
Beliebest du folgst, was er dir künde. —

So der Engel und entschwebte wieder,
Aber Triant erwachte. Dankbar
Und mit frommergutmüthigen Herzen ließ er
Baldigst seine Herrn vom hohen Rathe,
Geistliche und weltliche, berufen,
Und als sie versammelt waren, sprach er:

Liebe Herren, ich hab' euch beherstet
Um der Königin, meiner Gattin, willen.
Jeder weiß, diereil mich selbst die Kriegsgneth
Hief hinaus, welch Leid mir angethan ward,
Welche Schmach! So helft bei diesem Unheil,
Dass ich richten soll, mit eurem Rath mir,
Und wem Gott von euch die weissen Jahre
Schon gesündigt, den lagt zum Urken reden.

Da berietben sie sich lang' und eifrig
Und es war bei ihnen viel Gebahren
Und gar hoch Erbüden der Augenbrauen.
Endlich führten dann sie einen Ritter
Der ihn hin mit silberweissen Haaren,
Der sie Alle angehört, den Heil'gen
In der Rätbe Schaar, der sagte also:

Hundertjährig, Herr und hoher König,
Steh' ich vor dir. Deshalb soll zum Urken
Ich dir ratben. Was ich ratbe, werd' ich
Bald vor Gott bekennen, der der Richter
Richter ist und Herz und Nieren prüfet.
Frei von Menschenfurcht nun sag' ich, schuldig
Scheint die Frau, doch scheint sie's nur. Es
wird ja

Wahrheit von der Bosheit oft bemäntelt.
Also ratb' ich, — da nicht streit die Wahrheit
Bald sich ausweilt, — nimn ihr nicht das Leben,
Hoher König. Das Gericht las Gottes.

So der Alte und es klang willkommen
Seine Rede in das Ohr des Königs
Und ersah ihm großen Tröst, denn jählich
Wie vorrausch in seines Herzens Grunde
Liebt' er noch Beatrice. Aber lebend,
Wie der Ströme Fluß, wenn vor der Frühling's
Wildem Strahl es brennt und frucht und blüht,
Löst' sich nach diesem Wort der andern
Nähe Klag' und Anklag' anausstaltam.
Und ein Bischof, den um seines Amtes
Willen sie zum Sprecher koren, sagte:

Wohl befehlt mir meine Hirtenfendung
Irgo Nachsicht, schonendes Vermitteln,
Ehrlich sollt' ich diesen bösen Zwiespalt
Geben, denn der Heiland hat uns Liebe,
Eintocht und Geduld gepredigt. — aber
Laut verlangt die heil'ge Kirch' ein Opfer,
Heist den Schützerhaufen, drauf die Schul'd'ge
All ihr Unrecht böse, schleunigh dauen,
Und bedenkst, das auf den ersten Hovel
Sie den neuen Frevel häuft, die Büge,
Denn sie nennt sich schuldlos, die Verurtheilte.
Doch wir hören Ratabrunns Auspruch,
Der sie schuldig macht. Wenn sie in Wahrheit
Schuldlos wär, müßten unsers Königs
Hochgeborne Mutter eine große
Küagnerin wie heißen. Das ist fern und!
Schuldig sei Beatrice drum und herbe,
Auf' ich aus und rette meine Seele.

So der Bischof und es waren Viele
Dieer Thorheit weis und stimmten mit ihm.
Also auch Natarus, ein harter
Ritter, aber eud in seinem Herzen
Und von Ratabrunns süßen Worten
Känkt beideret und gönlich ihr ergeben.
Er trat vor den Thron mit dieser Rede:

Wehe dir, o König, und dem Lande,
Wenn du für, die von geringer Herkunft
Du zum Thron geföhrt, begnadest wollest!
Niedrig wie ihr Stamm ist ihre Seele

Und dem Kaiser anzuethen. Mit Schande
 hat sie dich, dein hebes Rükkenband und
 Alles auch ganz Kilefert und Glanzern
 Ueberbürst, so daß der Scherterbaufen
 Fast als in geringe Aus' erscheint. Wofern du
 Sie am Leben hieltest, würde leichtlich
 Mir die auch dein Stamm verachtn, doch Erben
 Sind dem Throne noth. Drum sei verth'unt sie
 Kilefert! Und mög' ein wohlgegrüetes
 Neues Ghebündnis bald dich trösten,
 Freud' und Glück dir selbst zuteilen und Erben,
 Wie dein ganzes Land es wüßte, die schenken.

So der Ritter mit gewalt'ger Stimme
 Und emsch den Beifall aller Käte,
 Da malsch er von des Landes Wohlthat
 Weiserlich gesprochen, wie sie rühmten.
 Aber Triant war gar bald der Reden
 Und des hochgegrüeten Bestagerpanges
 Herzlich überdrüssig und sprach also:
 Hört mich, edle Herrn, ohrechl den Tod sie
 Wie ihr sagt, nach dem Geleg verwirrt hat,
 So geleb' ich doch, daß ich das Leben
 Nicht ihr nehmen will, und daß, so lange
 Oest es ihr erhält, sie allzeit meine
 Gastin heiße. Und bei meinem Jerne,
 Tag von einem andern Ghebündnis
 Niemand fernt rede, das verheß' ich.
 Doch weil noch trotz eurer Ab' und Arbeit

Ganz unaufgehebt der Kagen Anlaß,
 Mag Beatrix, die mit Gened Hülfe
 Ihre Sache hat, an einem edlern
 Zillen Ort einiam für sich wohnen,
 Wie ihr gut dünkt, und von meinen Rittern
 Mag sie zwei erwählen, die in Ghefurt
 Sie bewahren, nach Gchür ihr dienen
 Und vor jeder Unbill freu sie schügen.

So der König und entließ die Käte,
 Die voll Freud' es des Königs beher
 Gult und Gelobheit in die Heimath waen.
 Doch zwei Herrn, die an Beatrix Unschuld
 Sichs gesaukt und jetzt als treue Ritter
 Ihr zu dienen wüßten, gab sie freudig
 Tam Recht und Urlaub und mit ihnen,
 Wohlbewacht vor Kralis und Gefahren,
 Wohnte sie in einem stillen Laatschloß.
 Als danach sie von der Käte Abschied,
 Sie zu tödten, böte und von Triants
 Gnäd'gem Rechtebruch, preis sie Gott voll

Inbrunn,
 Auf den Knien für ihren Gatten betent.
 Trimald auch enttante sie ihm Verloßheit,
 Die er gern empfing, denn tief im Herzen
 Kennst' er nicht an ihrer Unschuld weichen,
 Wie auch unermüdet Malschune
 Sie der Schande sich und ihn der Schredne.

Vierter Gesang.

Die, Walsteinamleit, vertraut die Unschuld,
 Und die Schuld, du hielst deine Schatten,
 Wie ihr Licht die Sonne, dem Gerechten
 Und dem Ungeredten, doch zum Frieden
 Und zur süßen Seeleneintracht stimmt du
 Des Gmüts nur, der der Welt entlaßt
 Oder nie von ihrer Noth bekränzt war,
 Wie mit Triants und Beatrix Kindern
 Helias gettebnet und stillsüßlich
 Leb' im Walde. Sommergluth und Kälte,
 Sonnenschein und Regen wurden Alle
 Krüd geredet, mit dem Gebier der Wildnis
 Waren sie befreundet, drum ließ Helias
 Vorhaupte sie und darsus ganze Tage
 Mit den Weisen rieh, wosin sie lichen.
 Krüd und Abends nur hielt er sie bei sich
 Zu Gebet und mancher Unterweisung,
 Denn als erste Pflicht hatt' er erkannt es,
 Ghrüßlich sie zu taufen und in wahrer
 Ghrüßlichkeit und Jucht ihr Herz zu üben.
 Einen von den Knaben, der an Kräften
 Und Gschick der beste war, erler er
 Sich zum Vichling und nach seinem Namen

Nannte er ihn Helias. Er mußte
 Auf die Höf' und Weiler ihn besleien,
 Wenn er fremme Gaden sammelnd auszieht,
 Und dann ließ er gern den Tod ihn tragen,
 Bis von Pred' er allzuheuer gemeten.

Dinst kam bis zum Walde ein Jäger,
 Der nicht ohne Zaunen längs dem Ufer
 Die halbnadten Kinder einen wilden
 Apfelsbaum weilen las, vor Äulden
 Ihm die Hüften und am Hals die Ketlein,
 Ungerlehn fand er und lauschte. Hurtig,
 Einem Wader gleich, erschloß der kleine
 Helias den Baum, die beßren Äpfel
 Abzuschneiden, daß sie von den Kindern
 Aufgeteilt würden. Als der Äulden
 Sie genau gerundet, tiefen lachend
 Sie dem Bruder zu, der doch herabhang
 Und mit ihnen Äpfel nun von Wech aß,
 Das sie mitgetracht. Da war den Jäger
 Auemüßig grüßend unter sie, dem bewilch
 Hant' es ihn erheut, der seinen Kinder
 Waldeamahlzeit anzusehn. Sie aber

Waren bang und liefen schrecklich vor ihm
Fort der Klause zu. Der Jäger wollte
Gnädig ihnen folgen, als der Alte
Ihn gewahrte und mit Christenruße
Sich ihm näherte. Er sah den Jäger,
Seine junge Schaar nicht zu erschrecken,
Und erklärte, wie er sie gefunden,
Und herangebracht, so gut es ging,
Sommerzeit und Winterzeit. Nun seien
Schon sechs Jahr sie alt, doch ädeltlich ohne
Randschaft sei er von der Kinder Eltern.

So verlor'n die Zeit, was du an ihnen
Thust und schon gethan hast, sprach der Jäger,
Grüßte Helias und ritt von dannen.

Als durch ihn in Kellerei es fand ward
Und auch ruckbar wurde Metabrunen,
Daß im Walde bei den dunklen Wässern
Zierlich Kindlein lebten, nur in hellen
Arm gekleidet und mit Silberketten
Um den Halsen, war gar groß die Neugier
Wings im Volk, doch Wuth und Angst erfüllte
Metabrunen's falsche Habsenferle,
Die es schnell begriff, daß Marcus Levi
Sie betrogen, als er von der Kinder
Tode ihr gesagt, und daß ihr Leben
Und Erkennen sie verderben müsse.
Wie nun jede Mißthat ein Glied nur
Ist von einer Kette Mißthaten
Und begangen stieß zu neuem Uebel
Und julezt um Strafgerichte hinführt,
Cann auf Werd von Neuem Metabrunen
Und verhörrten Sinns berief den Jäger
Heimlich sie zu sich und sagte also:

Freund, um alle Schätze dieser Erde
Wünschst' ich, daß du nicht so böse Zeitung
Mitgebrachst nach Kellerei. Es dürfen
Diese Kinder meinethalb nicht leben,
Das bestenn' ich dir. Drum lehrte elends
In den Wald zurück, wo du die Kinder
Zahst, tödtet sie und bring' als Leichen
Ihres Todes mir die Silberketten.
Es gebiet' ich dir. Wenn du dich weigert,
Und nicht schwörst, mir schelmig zu gehorchen,
Als der Tod dein Leeb, noch diese Stunde,
Und in schweren Qualen sollst du sterben.
Tatum geh' und thu', was ich dir sage,
Tödtet alle Leichen und den alten
Klauener tödtet auch, dann komme wieder
Herr und sag mir an, was gern ich höre
Und dir loben will mit Geld und Schätzen.
Also geh' und wisse, das Oberham
Gines Dieners Pflicht und größter Stolz ist.

Bei der bösen Erde Metabrunen
War zuerst der Jägermann erschrocken
Und entsetzt, dann aber sprach er also:

Was du mir gebietest, hohe Fürstin,
Will' ich zu vollbringen. Keinem Andern
Konntest besser du den Auftrag geben,
Denn ich reite unversehrt zum Walde
Nach der Klause und die Silberketten
Kieft' ich morgen dir in deine Hände.
Dann magst du gerathig sein der Kinder.

So der Jäger und ging rasch von dannen,
Er gedachte aber voll Erbarmen,
Wie vor Metabrunen's Nordgeleise
Er die Kinder schätzte. Drum beschloß er,
Ihnen nicht das böse, junge Leben,
Sondern nur den Silbergeld zu nehmen
Und dann selber sie in sicher Obhut
Anger Lande zu bringen. So gedacht' er,
Aber anders hatt' es Gott beschloffen.

Metabrunen jubelte im Stillen,
Daß sie also willig ihn bekamen,
Doch in schwerer Ungeduld und Sorge
Seiner Rückkehr harrend, ließ sofort sie
Marcus Levi zu sich berückeln,
Ihrer Angst und Wuth verjüngend Herr
Rum an ihm, der sie betrog, zu kühlen.
Als er kam, ließ in ein abgelegn
Dunkles Zimmer sie ihn führen, hing an
Händen und an Füßen fest ihn binden,
Daß er gänzlich wehrlos war; dann sprach sie
Ihm die beiden Mogen aus und schlug ihn
Also hart und grausam, daß er hinfant
Und nur durch ein Wunder blieb am Leben.

Wälderweite war der Jäger herrnreich
In den Wald geritten und er hatte
Bald sein Ziel erreicht, doch in der Hölle
Rand er war sechs Kinder. Mit dem kleinen
Helias war der Alte fortgegangen,
Brod von guten Menschen zu erlösen.
Kaufaus schrien die Kinder bei des Jägers
Rathem Ginteln, doch er sprach: Erschreckt nicht,
Arme Kinder, denn ich will euch wahrlich
Nichts zu Leide thun noch euch beschämen,
Aber eure schönen Silberketten
Und euer hergeleitet euch abzunehmen.

Doch als er nun hüben Griffe die Ketten
Von den armen Hälften ihnen löste,
Rüßte es Gott in seinem hohen Willen,
Daß die Kinder allerfort in Schwäne
Sich verwandelten und ängstlich schreiend
Aufwärts flogen und dann weit der Klause

Und das Wasser und den Wald umkreisen.
Wie um Ied erbrechen bei dem Anblick
Sant der Jäger sinnlos auf das Gras hin,
Und als er nach langer Zeit mit Jütern
Sich erbohet, sprach er: Herr und Heiland,
Hilf mir, tröste mich! Ah, was begab sich,
Was bedeutet es, daß diese Kinder
Müßig Schwäne wurden? — Oa, Verräthrin,
Falsche Natabrune, du bist schuldig,
Du hast mich verführt, das Gottes Jern und
Schwere Strafe ich verwickelt. An die auch
Wird der Himmel mein Verbrechen abthun.

Tamit ritt er beim und andern Morgens
Pracht' er die sechs Ketten Natabrune,
Doch die hehente, sprach er, sei heimlich
Auf dem dunkeln Waldweg ihm entfallen.
Da war Natabrune froh, vermeinend,
Tas der Werk vollbracht, und gab die Ketten
Einem Goldschmied, daß er einen Reher
Taraus fertige. Als nun der Goldschmied
Eine Kette schmolz, um zu versuchen,
Ob das Silber rein, ward sie im Fingel
Schwerer als die andern fünf zusammen.
Tas erbaunt' ihn sehr, denn solches Silber
Sant' er nie gesehen und also kennt' er
Aus der einen Kette gar zwei Deher
Der Ket schaffte, wie ihm anbedien.
Doch er brachte nur den einen Deher
Natabrune, in den weiten laß' er
Die fünf andern Ketten und befohl sie
Seiner Frau in sorglichen Gewahren,
Auf des Wunders Lösung sei vertrauend.

Als nun andern Togs der alte Klausner
Mit dem jungen Helias zurückkam,
Suchten sie sofort die andern Kinder
Und erwiderten sehr, als lana' umienß sie
Sant gerufen. Da gedachten Beide,
Tas sie ihr' gegangen wohl im Walde
Und durchstrichen ihn bis an den Abend,
Nichts der Alte, links der kleine Helias,
Immer die geliebten Namen rufend.
Traurig lagen Nacht sie dann zusammen,
Um mit Tagesgrau sofort aufz' Neue
Und noch eitriger, doch stets vergeblich
Sie zu suchen. Als mit rettgeweineten
Augen nun einß Helias am Bolkhe
Einstam saß voll gar inbrünst'ger Sehnsucht
Nach den Brüdern und der lieben Schwester,

Lie er nimmermehr vergehen konnte,
Senken aus dem Hauen Himmelsräume
Müßig sich sechs Schwäne auf das Wasser.
Gar vertraulich schwammen sie dem armen
Kummerreellen Bruder sie, wie sinnend
Er am Ufer saß mit seinem Wehe,
Denn es waren diese Mennd weichen
Schönen Schwäne seine sechs Geschwister,
Die der Himmel so vermandelt hatte.
Deshalb auch kennt' er sie nicht erkennen,
Doch ihr Anblick schuf ihm hüß Bedagen,
Tas er streichelnd ihre schlanken Hälse
Jog an seine Brust, in ihre klaren
Augen blickend und den seinem Wehe
Auenblick ihnen reichend. Auch die Schwäne
Haren gern bei ihm. Kitzelnd schauamen
Sie um ihn herum, die mächt'gen Michael
Balt zum Spiel erhehend, bald im Wasser
Unterwiegend und dann wieder fröhlich
Wied' die Fluth im Sonnenlicht in durchsuchend,
Tas die Wassertröpfen wie Diamanten
Herabspritzten. Tas erzeute innig
Helias, daß sein kleines Herz voll Trost ward
Und den Gram vergaß. Und also wurden
Bald die Schwäne seine guten Freunde
Und Spielgen, das von Tund' an täglich
Er zu ihnen ging, mit ihnen sinnlich
Spielend und sein Weh mit ihnen theilend.
Auch den allen Klausner und die Weise
Hüßel' er an den See und alle hatten
Sie vereint im Wald ein lieblich Leben.
Und die Schwäne blieben unaussprechlich
Heimlich angethan dem lieben Bruder,
Der ein schöner Jüngling ward, voll Stärke
Und voll heber Annuth, wie sein Jwiter.
So auch war sein Thier im Walde, das er
Nicht weilaufend einschelt, lebend' es
Mit den Händen sangend und bewegend.
Tasu war er fromm und wehgelegen
Und gar wohl belebt in allen Dingen
Von dem Klausner, der zu einem Priester
Gern ihn machen wollte, daß sein Leben
Er allein in Gottes Dienst verbrachte.
Und se ieg er manches Jahr den Knaben
Freu und unverbrossen, bis im Traume
Gottes Engel anders ihn belebte
Und den Weg anwies, daß seiner Mutter
Und Geschwister Alter Helias warte
Und ein mächtiger und großer König.

Fünfter Gesang.

Sechzehn Jahre hatte schon Beatrice
Ihre Geschick ertragen und getulda,
Wie es einer guten Christin ziemt,

Trug sich und voll Demuth und kein Ende
Aunt sie, Gott zu loben und zu preisen
Und auf seine Vaterhuld zu bauen.

Aber Matabrune, die ein neues
Abkündnis dem Leben wünschte, wurde
Schier die Zeit zu lang. Darum bedachte
Ernstlich sie, wodurch in Lebensstraß
Sie die arme Königin verbride,
Also lud Macarius sie einmal
In sich ein und wußt ihn durch ihr gleichend
Wort und durch Versprechung so zu füren,
Daf er endlich willig sich erklärte,
Durch solch Zeugnis und durch offne Klage
Vor dem Rath des Königes Beatriz
Zu vernichten. Lange Zeit und eifrig
War Macarius mit Matabrune
Nun bedacht, wie er dies Ziel erreiche,
Und ritt häufig von der Jagd dem Schlosse
Abends nah, wo still Beatriz lebte,
Als ob heimlich er mit ihr verlehre.
Dann erschien er plötzlich vor dem Könige
Oriant und seinem höchsten Rathe,
Und verlagte laut und heft Beatriz,
Daf sie Gift gemischt und ihn getrenn,
Dami König Oriant und seine
Mutter Matabrune zu vergehen.
Dafür habe dann sie Herz und Hand ihm
Jugelsagt und auch geliebt, danach zum
Könige von Vliesfert und Händern
Ihn zu führen. Das beschwor er schließlich,
Brachte Zeugnis seiner Art, das läßt
Er verrückt, zeigte sich's Tränke,
Als ob sie Beatriz ihm geküßet,
Dies gemeinlich falsche Diener fragen
Und erbot sich auch zum Kampf mit Jedem,
Der Beatriz Schuld vernichten möchte.

So ward Oriant geküßt, sein Herzfeld
Ward in Grimm und schweren Zorn verwandelt
Und er schwur bei Gott, daß nun Beatriz
Sterben soll, wenn sich Niemand fände,
Der den Kampf für sie bestehen wolle.
Einen Tage wußt er ihr erlauben,
Daf sie einen Kämpfer sich erwähle.

Das vernahm Beatriz mit Entsetzen
Und war so bekümmert, daß schier das Leben
Ihren jarten Leib verlassen wollte.
Doch dann wandte fromm auf Gott ihr Herz sie,
Der in langer Leidenszeit und Trübsal
Recht ihr Freund geworden und der Wahrheit
Grundhalt ist und der Betrügens Lust.
Und sie faltete die Hand und sagte:

Nieher Vater, blif auf deine Tochter
Unbädig bin, und lag in Schimpf und Schande
Mich nicht untergehn. Du bist die Wahrheit
Und du lauchst, wie Wind die Spren verwehet,
Lüg und Trug verschleichen, wenn es Zeit ist.

Tu weifst, daß ich Schuldlos bin der That,
Der sie mich beklagten und beklagen,
Du weifst, daß mein Herz voll reiner Liebe
Alzeit war, die du ihm eingeklagt hast.
Nur ich sterben, so wird meine Seele
Unbädig du in deinem Reich empfangen,
Doch ich bitte dich, daß meine Unschuld
Du vor meinem Tode offenbarest,
Und daß Oriant, mein schwerer Vater,
Mir sein Herz verleiht, es' ich werde.

Also hat sie und in stillen Weinen
Garrte sie, was Gott beschließen möge.

Und Gott hatte ihr Gehet vernommen,
Er entsandte Chamael, im Traume
Vor den alten Heias zu treten,
Den Berrath der falschen Matabrune
Ihn zu offenbaren und ihm gänzlich
Alles kund zu thun, das er der Dinge
End' und Anfang wisse, wie Gott selber.

So geschah, und als aus der Verzückung
Heias dann erwacht war, rief er schließlich
Seinen Rathesohn zu sich und sagte
Den Berrath der falschen Matabrune
Treulich ihm und Altes, was nach Gottes
Willen Chamael ihm offenbarte.

Heias, mein Sohn und better Knechtling,
Sprach er dann, so weifst du nun, daß eines
Hohen Königs Sohn du bist. Doch hör' auch,
Daf dich nicht bloß königliche Ehren
Nur erwarten, daß auch königspflicht und
Männerthat dir obliegt zu vollführen.
Denn nach Gottes Willen sollst du ausziehen,
Deiner Mutter Unschuld zu erweisen
Und im Kampfe mit dem falschen Riter,
Der sie anklagt, für ihr Recht zu streiten.
Nur dich, daß Gott die Kraft und Beistand
Will verleihe, daß deiner Mutter Ehre
Durch dich leuchtend werde, wie vor Zeiten.
So sei nun ein Mann, um Gottes Rathschluß
Zu erfüllen. Denn zu bedenken haben
Will er dich erheben. Die Geschwister
Sollst du aus der Adirgchalt erlösen
Und in deiner neuverrichteten Eltern
Arme wieder füren. Deinem Stamm auch
Soll berück der fromme Heid entspringen,
Der durch seine Kraft des Kreuzes Zeichen
Wieder aufsteht in gleichen Rande
Und als Herrschens König mächtig waltet
Im Jerusalem, den Namen Jesu
Und sein heiliges Reich zu schätzen.

Also sprach der Wile, und der Jüngling
Sank auf seine Knie, um zu dem Werk,

Das ihm Gott geboten, Gottes Segen
Von der Hand des Königs zu empfangen.

Tanach stand er auf und seine Kraft und
Schonheit waren sichtbarlich gewachsen,
Und aus seinen klaren Augen strahlte
Die Begeisterung einer Heilenseele.

„Vater, sprach er, laß mich ausziehen
Unverweilt, um vor des Königs Thron
In der Mutter Ehre meine Stimme
Zu erheben und für sie zu kämpfen.
Ob“ indes an meiner Stelle täglich
Du zu meinen trauernden Weidweibern,
Gehs“ und tröste freundlich sie, verleihe
Auch mein Herz an sie und räume um sie.
Dus ihr Schicksal sich erfüllt und wider
Sie in menschlicher Gestalt einbezogen.“

Das versprach der Knecht ihm und also
Schieden sie in Thronen von einander.

Witterweile war die Zeit verstrichen,
Die der König seiner armen Mutter
Nach versprochen, einen Kämpfer
Für ihr Recht zu stellen. Doch es hatte
Niemand sich gemeldet. Die Betrüher
Hatten in den Schlingen ihrer Arglist
Alle Aler Herz und Sinn befangen,
Das man wohl die Königin besaße,
Aber sie für schuldig hielt. Am Tage
Des Gerichts nun führten sie Beatrice
Vor die Schranken, wo des Reichs Räte,
Geistliche und weltliche, in weitem
Hallekreis sich versammelten um den König.

Sechzehn Jahre hatte sie des Vaters
Antlitz nicht gesehen, noch er das ihre,
Und nun sahen sie so sich. Mit den Augen
Suchten sie und heften sie einander,
Denn erdrückt erkannten sie, wie lebbar
Jahrelanger, übergroßer Schmerz sich
In den lieben Jügen eingegraben.

Zitternd und mit heißen Thränenströmen
Lauf Beatrice zu des Vaters Füßen
Und verneigte nur das junge Weiblein:
„Gnade, Gnade, lieber Herr! zu rufen
Dann verurtheile sie. So auch verlange
Erkennt die Stimme. Seine Augen
Wurden feucht und viele seiner Räte
Meinten mit ihm bei so großem Weile.“

Da trat schnell Macarius, der Betrüher,
In der Räte Kreis und wiederholte
Laut mit harter Keh“ und hoher Stimme,
Seine Anklag“ und sein falsches Zeugnis.

Als er aufgesprochen, herrschte Schrecken
Kings in der Versammlung. König Triant
Sah sein Angesicht in beide Hände
Und verneigte nicht die Schwachbaltige
Kauschen. Da sprach für ihn der Bischof.

„Nun Beatrice, selbst hast ihr vernommen,
Wie der Unthat und des Hochverraths euch
Tücher ehrenwerthe Ritter anlaß.
Eure Schuld erhöht manches Jenseits,
Wider euch ist eurer Dieners Stimme,
Und für eure Sache, die ihr rein nennt,
Habt ihr keinen Kämpfer aufgefunden.
Nunmehr will der König, das der Wahrheit
Ihr die Ehre geht, von euren Thronen
Euthlich absteig und mit freiem Willen
Schuldia euch bekennen. Dann will halt Recht er
Gnade an euch üben, euch verzeihen
Und zu höchsten Loh“ euch begnügen.
Doch wenn ihr hartnäckig weiter launet,
Dessen wir euch sämtlich schuldig wissen,
Dann führt selbst ihr euch den Schützerhauem.“

So der Bischof, selbst verneinend, das er
Recht als Gottes Bote so gesprochen.

Doch Beatrice hatte von dem Leben
Kausam sich erhoben. Aufricht“ stand sie
Vor dem Könige da. Die blickten Wangen
Wurden roth und mit gehobener Stimme
Und voll königlicher Würde sprach sie:

„Herr und König, einm“ mein lieber Vater,
Schwere Kl.“ ich wieder mich erheben,
Schuld mir zugeschrieben schwer Weiden,
Die ichen lange mich zum Tod betrübt weh,
Wenn ich sie zum Tausentthun begangen.
Niemand kam, mein ganzes Recht zu ichören,
Also das ich jetzt nach Gottes Rathschl.“
Wohl der Ankl.“ dethalt falschem Ankl.“
Herr“ erliegen. Das erken“ ich besorger
Nun als Gnade Gottes, denn es war nie
Mein verläumderisch beedtes Leben
Bitter länger als schwere Irthöfeler.
Darum nun in meiner letzten Stunde
Sag“ ich aus vor Gott, das all der bösen
Schuld ich schuldtlos bin, der ich mich anlaß.
Mein war stets mein P.“ und Wandel. Gott hat
Mir dies Leid geschick, doch nicht verlangt er,
Das zu Liebe meinen Miterlidenen
Ich mich schuldig deite. Niemand that ich,
Niemand that ich auch, was meines Königs
Oder meiner Ehre war unwerd,
Tüchert ihm zu dienen, wo ich konnte.
Was nach meiner Kraft ich that bekennen.
Keine Sache hab“ ich meinem Herr“ nun

Unvertraut. Er wird sie also führen,
Wie es ihm gefällt. Er ist mein Richter.

Domit schwing die Königin Beatriz
Und es lauscht Jeder auf den Ausspruch
Oriant, der also auf dem Thron
Schweigend saß, als wär' er selbst der Schatz'ge.
Da erob'et Getümmel in des Saales
Vorraum sich, man hörte Hosenknarren
Und der Wächter Stimmen. Doch vernachlässigt
Aus dem Thron erlangen diese Worte:

König, Männer! Höhet mich vor den König!
Denn ich bin von Gott dicker gesendet,
Um Beatriz, meine edle Mutter,
Zu beschützen vor Verrath und Todheit.

Danach ward von Neuem das Getümmel
Laut und lauter als vorher. Es stürzte
Plötzlich in den Saal der Thronwart, ruft ab,
Dass ein ungehobener Mensch des Saales
Frieden löbre und vom Dienstort bleibe,
Die noch ihrem Amt ihn kommen wollten,
Niederzuschläge mit gewalt'gen Häufen.

Und er sprach noch, als der Hölcher Helden
Kräftig sich emporhebt durch die Thüre
Helias hereintritt und mit freiem
Anstand sich dem Thron des Königs naht.

Hest anblid' er Oriant, der hinwieder
Stammend auf den kahlen Jüngling schaute,
Während ringdumder der Lärm verhallte
Und voll Reueger Jeter auf des Schauplatz
Ausgang harrte. Denn es war nur seltsam
Helias zu schauen. Um seine Hüften
Lag ein Kleid aus Blätterweid und Federn,
Und um seine harten Schultern hatt' er
Eines schwarzen Harns Hüll geworfen,
Den er selbst veracht' erlegt. So hand' er,
Knecht der Widm'is Speisung, vor dem Thron,
Doch sein Wort klang ernst und gar verhängnis,
Als er nun sich so zum Könige wandte:

Bist du König Oriant, so wech' ich
Nicht bei dir als Kämpfer für die Unschuld
Deines heben Gemad's Beatriz,
Deren Knecht zu wahren Gott mich sendet.
Er wird meinen Händen Kraft verleihen,
Als ihr Herr siegreich für sie zu kämpfen.
Darum las Macarius, den falschen
Ritter, zu mir führen, das ich gleich
Mit ihm kämpfen mag' und ihn erlegen.

Oriant blidte auf und hief den Ritter
Vor den Jüngling treten, der nun festfuhr:

Ja, du bist Macarius, der falsche
Ritter, der verrätherische Duse,
Der die Unschuld lüthet. Auf, zum Kampfe
Auf ich dich, um rechtlich dich zu streifen.

Danach schlug mit seiner Faust er also
Auf den Kopf des Ritters, das nie leblos
Er zusammenbrach. Und sicher hätte
Helias ihn ernalmet mit seinen Händen,
Wenn nicht Oriant selbst es ihm gewehrt.
Während dann blutring'gen Angewalt
Und bedrückt Macarius sich emporhob,
Um so weit zu fliehen, als er vermochte,
Wod mit Jubel Rufe sahn, sprach Oriant:

Jüngling, wer du sich, wer gab das Recht dir,
Zu erwählen dich in meinem Beisein
Zu erkühnen? Sag mir feil, wer bist du?

So der König und mit klarer Stimme
Sagte Helias: Dem Gott gefehlet,
Herr, kam ich hierher. Ich soll die Wahrheit,
Die durch heimlich böse Lüg verkehrt ist,
Die und deinen Rächen offenbaren
Und für deiner Gattin Noth und Unschuld
Mit dem ungeheuren Ritter kämpfen.
Doch nun sag mir, wo ist Frau Beatriz?

König Oriant, der in des Jünglings
Wort und That den Finger Gottes ahnte,
Blidte auf Beatriz, die davonsah,
Groß hin und verkügte: Diese ist es.

Da trat Helias mit schneidem Schwerte
Auf sie zu, erlöste ihre Hände,
Die er pärtlich küßte, während Thronen
Einem Tag' entführten, und sprach also:

Weine nicht, Beatriz, hohe Herrin,
Nicht mich freundlich an. Du bist so schuldlos,
Wie ein Mensch je schuldlos war. Dem Gott hab'
Ich die Sendung, laut für dich zu rehen
Und für dich zum Kampf zu gehn. Ich fühl' es
Und ich weiß es, das ich liegen werde
Und zu Ehren deinen Namen bringen
Nehr als ich vorher. Auch deinem Kämpfer
Einen Segen. I und dich mich heil an,
Ei mir freuntlich, wie du einem Kinde
Freuntlich wärest. Denn von Gottes Engel
Ist es meinem alten Vorgesater
Erschbart, — ach, du bist meine Mutter!

Also sprach er und in krummen Stöße
Nieden Lohm und Mutter lang beisammen,
Denn sie fühl' es, das er wahr geredet.

Tod der Könia und mit ihm die Räte
Waren sehr erasien von des Jünglings
Wort und Weile. Sie denn von Beatir
Helias juridtrat, sprach der Könia:

Der Gericht steht Frau Beatir, schwere
Arbeitsat beduhtiat. Sei willkommen,
Wenn du ihre Unschuld und erweisen
Wißt und kannst. So las' uns denn die
Wahrheit!

Ja, das will ich, Herr! verichte Helias
Und erachte nun von Natabrunns
Schwester Ithai, als Triant zum Kriege
War hinausgerufen, wie sie Hünlein
An der Kinder Wäse geseht im Walde's
Nacht's sie zu erwachen, doch wie Gottes
Gnade sie erweilt, wie auch später
Er für sie gewacht, als Natabrunn
Seinem Jäger sie zu töden auitras.
Nur sechs Kettlein, die am Halle Jekes
Mit zur Welt gebracht, hat' ihr der Jäger
Heimgetragen, der Schwesler Kettlein,
Denn er selbst sei mit dem Pflagerater
Damals fort gewesen, das der Jäger
Ihn nicht angereffen. Lebend seien
Nun die andern Kinder noch, doch habe
Gottes Hand in Schwäne sie verwandelt,
Die noch auf dem Walde'swasser schwämmen.
Er allein sei bei dem Pflagerater
Groß geworden, bis durch einen Enzel
Gott geboten nun, das schnell zu Hei er
Ios' als Schuß der Wahrheit und der Unschuld.
Alle, sprach er, bin als Gottschanker
Ich nun hier, Macarins, den Verdräher
Meiner Mutter, deiner elien Gattin,
Zu bekämpfen, wie er selbst es fordert.

So ist Alles wahr, mein heher Vater,
Denn Gott selbst hat es dem alten Klandner
So verkündigt. Aber zur Wendung
Meiner Aere las den Klandner kommen,
Jungnis die zu reden, wie im Walde
Und in welcher Zeit er war gefunden.
Doch Macarins las indes und mich auch
Eitern gesehen halten, bis um Kampfe
Für das Recht die Stunde ist gekommen.

Alle Helias und mit den Räten
Stante Triant ob der hohen Weisheit
Und dem Gern des Jünglings, doch im Herzen
Tant's er Wert, der andia ihn seindet,
Halschem Zreuch zu wehren, die Verdräher
Zu entlarven und in Wani und Ehren
Die verläumderlich verflachte Gattin
Hinauführen. Alle nahm er Helias
Bei der Hand und führte ihn zu Beatir,
Gütend, das sie bei sich ihn behalte,
Denn durch Gottes Hül' und and'ers Peßhand
Der Herrad erkannt und ihre Unschuld
Mäntlich klar sich zeige. Dann gebot er,
Strenge in Haft Macarins zu halten,
Wär für den Jüngling Ros und Waffen,
Wie es einem Königsdiene ilene,
Auszuwählen und in Ritterfünken
Mit dem Speer und Schwert ihn einzuüben.

Doch nicht brauch' es vieler Lehr' und
Weisung,
Denn im Ritterchmund und doch in Aere
Wies sich Helias bald als wadren Reiter
Und gewandten Kämpfer aus, der sicher
Schwert und Lanzenchast zu führen wußte,
Das bald männiglich erfuhr, wie Gottes
Segenskraft in diesem Jüngling waltete.

Sechster Gesang.

Für den nächsten Morgen hatte Triant
Oize Jagd im Walde anordnet,
Denn es ließ ihm keine Ruh' im Herzen,
Von dem Klandner auch die wunderbare
Aetung zu vernemen, die ermunet
Lebensglück ihm hoffen ließ. Jüer ging
Er zu seiner Mutter Natabrunn
Und erachte, was der karte Jüngling
Ihn eröfnet. Doch sie hatte heimlich
Kunstschast schon erbalten und verachte
Wieder durch verläumderliche Worte
Und Herrad die Wahrheit zu bedecken.
Aber Triant achte die Wöhen
Zu seiner Mutter wenig und verließ sie.

Am des Schlosses Thore trat ein Jäger
Geseht und voll Demuth also zu ihm:
Heher Herr, es wird zur Jagd geschlafen,
Kast, ich bitte auch, an eurer Seite
Mich deit reiten. Denn ich ahn' es deutlich,
Wohin euer Weg geht und des Weges
Bin ich hundert, Herr. Im Wolf vernahm ich,
Welche Petschaft achern sie erbalten,
Und um welches Jungnis jert sie reiten.
Denn, ich bin der Jäger, der die Kettlein
Natabrunns heile, ich veracht' es,
Zus die Kinder Schwäne wurden Postheil
Dah' ich kinder im Sinne. Deshalb dir' ich,
Wollst mir verrichten und löst um Walde's
Mich jert euer Führer sein, mein König.

Wern vernahm der König viele Rede,
Denn er sah, daß Gott die ganze Wahrheit
Ihm eingößen woll', und nahm den Jäger
Als Geleitsmann. Drauf, voran dem Jagdweg,
Erschwang' er in den Wald und zu des alten
Klausners Hütte führt' ihn schnell der Jäger.

Und sofort erschien der alte Hellas
Vor dem Könige mit dieser Rede:
Herr, ich harre dich und weiß die Muth,
Die dich heute zu mir in den Wald führt.
So vernimm denn Jahn und Tag und Stunde,
Wo ich deine Kinder sah, und glaube,
Daß dein Sohn die Muth noch geerbt hat.
Drauf erzählt' er, wie es sich begeben,
Daß die Kinder er vom Tod errettet
Und erzogen, wie die sechs in Schwäne
Dann verwandelt se'n und daß aus Gottes
Muth er Hellas zu Hof entsendet.

Schweigend lauschte Orient dem Bericht,
Denn war er der Reue und Verwirrung
Anger sich, der langen Pein ardenknd,
Die Beatrice ohne Schuld erlitten,
Daß der alte Hellas ihn trösten
Und der Selbstanklag' erwidern mußte.

Drauf mit frommem Aufspruch führte Hellas
Orient an die Stelle, wo die Kinder
Geführt er fand. Und gar vertraulich schwammen
Die sechs Schwäne da zu ihren Füßen
Langsam hin und senkten ihre Köpfe.
Bei dem Anblick fürzten heile Thränen
Aus des Königs Augen. O vergeht mir,
Herr, er, meine hartgeprüften Kinder!
Ach, ich wußt' es nicht, daß euch Geliebten
Ich erduldet solch namenloses Leid.
Doch vertraut auf Gott, der Ihn so gnädig
Sich erweist, er wird euch bald erlösen.
Drauf geleitet' er, alsobald an dieser
Stelle eine Kirche und ein Kloster
Am erbaun als Denkmal der Verleitung
Seiner Kinder und im Gedenken.
Und er ließ dem Klausner eine große
Summe Geldes reichen, daß sofort er
Werkeß bing und den Bau beginne.

Erzähl' ich denn dann ließ er Matheune
Unverweilt egreifen und vier Schergen
Sich er, streng im Thurm sie zu bewachen,
Als die Wächter ihre Unthat prüfen
Und sie richten möchten. Auch geht er,
Hellas nach Hof in Eile und Harnisch
Mitterlich zu Reiden, von den Rehen
Schent' er ihm das Häkche. Danach ließ er
Von zwei Herrn Macarius aus dem Kloster

Auf den Kampfplatz holen, wo erschreckt wohl,
Aber treu und vertheidigt er Muthung
Und Gemessen nahm und auf sein Hof stieg.

Als nun Beide kampfgedrät barren,
Wag der König Orient mit Beatrix
Auf des Schauplatz und rings erschauen
Zehntausend Ritters, Kitter, Herrn und Bürger
Und ganz Völkerei die beken Schranken.
Denn es trennte Jedermann des Jünglings
Und der hohen Sendung sich, zu der ihn
Gott berufen. Reichgekleidet und hättlich,
Recht wie eines Königs harter Eredling,
Erschwang' Hellas in den Ring und lauchend
Grüßte ihn das Volk. Gar zuversichtlich
Schaut' er auf Macarius, der verbrochen
Und erloß heranfam. Wer den König
Nitt nur Jeder erk, um laun zu schänden,
Daß er glaube, gar gerecht und ecklich
Sei die Sache seines Geredekampfs.

Dann vertheile, wie der Brauch es verordnet,
Licht und Wind der Gered gleich an Beide
Und geht danach, zu erndem Eile
Run in Gottes Namen vorzurücken.

Das geschah. Sie senkten ihre Speere,
Jeder auf des Gegners Brust, und spanden
Kräftig ihre Arme, daß der Anstall
Gar ohnmähen betrig war und drohend
Beide Speere splitterten. Doch kräft'ger
Hatte Hellas geschrien, sehr
Sah im Sattel er, denn samend stürzt
Mit dem Kopf Macarius zu Boden.

Doch schnell sprang er auf und daß im Sattel
Sah er wieder, hättlich alle wein:
Ja, härterer Jüngling, nicht die Rache
Deiner Jugend da an mir vergelten.
So will ich sehr weinend oft erproben
Wann als Kraft dich fühlen lassen.

Hellas aber rief: Ich bin's unfrieden,
Nenn nur wader her, auf daß da einnehm,
Wer mit Gott sich für das Recht der Unquid.

Die gequidten Schwerter in den Händen,
Zweenten sie dann wieder ihre Arme.
Und Macarius wachte einen Rundgriff,
Tief er widerstehlich sich beheim.
Als bracht' er Hellas eine tiefe
Wunde bei, daß an der linken Hüft' ihm
Um das Blut demüthet. Beatrice
Zah es und erlich und hat voll Andrunß
Gott, daß er doch ihrem armen Kinde
Teulich beistehn möge. Also sechs

Rings das Volk auch, denn ein Jeder liebte
Jünglich den Jüngling und verheißte,
Tas durch ihn das Recht zum Sieg gelange.

Hellas aber schelte des Mutes
Und schabete sich wie jener Ritter,
Trenn der Muth wuchs, wenn er sich voll Blut sah.
Woh er viel: Tu ungerechter Streiter,
Widst du, also mich auch zu verrathen,
Wie verrätherisch du meiner Mutter
Unheil brachst? Aber lern von Neuem
Auf mich an, daß ich an deinen Leibe
Gottes Liegeband durch mich bewähre.

Als sie hart nun wieder aufeinander
Zugraben, traf das Schwert des jungen Hellas
So Macarius Haupt, das weit der Helm ihm
Festlag und er darob war. Ein weiter
Schlag mit fräht'ger Faust warf von dem Kopfe
Tann den falschen Mann. Da sprang auch
Hellas

In den Sand schnell und in ungemütem
Antrags hieb er mit dem kräftigen Schlage
Von den Harn besch, drin er das Schwert hielt,
Tas er wehr, und wackelnd urständ
Und den Grund mit seinem Blute färbte.

Wie der Niederstürzten Muth und Fleg nun
Müth in Erbarmlichkeit und Reue
Sich verwandelt bei dem Sieg des Gegners,
Fleg Macarius auch in schmerz'ger Trübsal
Vor den jungen Sieger jetzt und lebte
Um sein Leben ihn, denn Recht und Freiheit
Habe er verwirrt. Doch weithin schallte
Järend also Hellas klare Stimme:

Rein, du Hühn, Verächlicher! Ich wußt es,
Dass ich dich bezwingen würde. Über
Scheid' ich nicht aus diesem Götterkampfe,
Als bis ich dich gänzlich leht gehehn.

Und schon hob das Schwert er auf, vom
Kumpfe
Ihm das Haupt zu trennen, als gar plötzlich
Der Befehle rief: So laß mich leben,
Wie ich wisse, wer du bist! Ein Knabe
Schweiß an Jahren du, ein Mann an Stärke.

Da sprach Hellas: Ich bin des Königs
Triant und der Königin Beatrice
Sohn und herabsandt von Gott, die Unschuld
Meiner elden Mutter zu erweisen.

Bei den Worten harrte mit Entsetzen
Von Macarius an und seine Hände
Hätte er vom Reien wohl gefaltet,
Wenn er noch gekannt. Tann sprach er weinend:

Gott hat mich gekraft nach meinen Werken
Und dem Tode will ich nicht entgehen,
Doch bevor ich sterbe, las den König
Und die Königin meine Beichte hören.
Die ich schuldig bin nach Gottes Willen.

So Macarius. Und mit Beatrice
Und den Ritten trat der König Triant
In dem Sterbenden und sagte also:

Wißt du jetzt, Macarius, bekennen,
Tas befeht du bist, das Lug und Treue
Deine Tade war? Grauch du willig
In die Hand dich meines Leibes Hellas?

Und Macarius, der Veräthrer, sagte:
Ich erach' in deines Leibes Hand mich
Und erkenne wohl, das keine List ist
Unrechen nicht, was Gottes Willen
Niemand widerstehn mag. Tsch nun bist ich,
Heut mein Bekannte, ob ich sterbe.

So Macarius. Und der König sagte:
Das ist wohl gesprochen. Laß und hören!

Und mit vielen Seutern nun enthielte
Tant Macarius die schwarzen Fleg,
Die mit Wackelung er gekennet,
Lüge, Arglist, Mord und jede Verheit,
Und wie ähnlich schultes sei Beatrice.
Aus den Silberflecken angesetzt,
Und dann hat er Gott mit schwacher Stimme,
Dass um all das unrentente Trübsal
Zurück seines Leibes Gnadenfülle
Er Beatrice gönne und ihrem Hause.

Tann verließen gänzlich ihn die Kräfte,
Fehles war er fast, als ihn des Hinters
Hand ergreif und an den Hals anfüßte.

Triant aber führte nun Beatrice
Rechtlich in das Schloss. An ihrer Seite
Schritt ihr Sohn, der Sieger und Streiter,
Und gar unbeschreiblich war der Jubel
Kings bei allem Volk und ihnen selber.
Weinend sanken oft sie an die Brust sich
Und vermochten nicht ihr Herz zu maßen.
Hellas, den Klausner, auch beschickten
Sie zu sich, das an den langgetrennten
Gedank neu er Gottes Huld erfiehe.
Und er sagte liebreich am Altare
Ihre Hülfe wieder einander.

Schwere Prüfung, rief er aus, erfudet ihr.
In des jungen Lebens schönsten Jahren

Stelt die Fesseln auch und eure Herzen
Einander. Hier wie Dort
Schuldlos war, so ist ihr überaus Trübsal
Keine Schuld bei Oriant. Denn so thöricht
Dante die Verleumdung Trug und Eitelkeit
Aufschaut, das eines Menschen Weisheit
Nicht mehr irren konnte. Seinen Engel
Lobte Gott derlei, euren Lobne
Doch er seine Kraft, daß von im Frieden
Und in Glück ihr wieder seid vereinigt.

Denn hat Helios hervor und sagte:
Ihrer Eltern, lieber Fliegwunder,
Festet von mir Gott und auch verlassen,
Seine hoch Geduldiger zu rufen,
Denn sie schenken herzlich im Herzen,
Doch sie und gleich Menschen wieder werden
Reich, Waisenkinder Geduldiger gab mir
Tiefen Eitelkeiten und jäh Reinen,
Die von den Eitelkeiten an den Eilen
Viel getragen werden. Wenn es Gott will,
Wag auch sie vielleicht ich den Eilen
Retten bringen. Lebt ihr und lebt.

Es geschah's. Und als dann an des Eiles
Weiter sie gelangen, lachen sie
Aus dem höchsten Lufte die hoch Eilen
Auf die Hand ich und mit Eilen
Zeigen sie ihr Glück, den lichen Eltern
Und dem Bruder noch zu sein. Der letzte
Rechtlich sie und sich ihr weiß Geduldiger
Und dann hängt er die lichen Eilen
Von den Eilen um die lichen Eilen.
Und alsdann erkennen sie die Eilen,
Als vier Jünglinge und eine Jüngfrau,
Und zur Eilen und zu dem König
Und zu Helios, ihrem guten Bruder,
Neben sie steht mit Frau und Kindern,
Führen sie zusammen sie und lichen
Rechtlich wurden sie getragen.

Als der letzte Eilen sah, daß von Menschen
Die Geduldiger waren und nur er nicht,
Weil kein Eilen lichen, da erob er
Wunderlich Geduldiger und sein Geduldiger
Wer gar trug anjehen. Sie lichen
Alle lichen um ihn der und Helios
Jeg an ihre Frau ihn, wie der Eilen,
Da er sich mit ihm spricht als Eilen,
Einen ihm Trug zu und lichen, sie wollen
Doch ihn lichen, als ob er ein Eilen ist.

Und dann hat auch Helios, der Eilen,
Ja dem Eilen die und auf des Eilen
Haupt lag er die Hand und sagte also:

Liebes Kind, noch so ist in Eilen ich,
Denn ich weiß von Gott, der seinen Eilen
Wie geduldiger, das eine die Zeit lichen,
Wie auch zu die Eilen mich mit und lichen.

So der alte Eilen und ob lichen
Eilen der Eilen sein Haupt, also wolle er
luchen.

Und sie alle lichen er viel Eilen.
Dennach lag er auf, die in den Eilen
Seiner lichen Eilen er geduldiger.
Doch zu seinem guten Bruder Helios
Denn er oft lichen, wie seine Eilen
Eilen alle die bei Eilen.
Wunderlich auch lichen sie in Eilen,
Wie in einem Eilen sich ich lichen
Eilen will lichen, die geduldiger
Denn auch er ein Eilen Eilen wurde.

Glück und Eilen waren so in Eilen
Und Eilen Eilen wieder lichen,
Wie den Eilen waren die Eilen
Doch vereinigt und von Eilen und Eilen
Jeg mit viel Eilen der Eilen lichen
Eilen und lichen der, sie zu geduldiger
Und für seine Eilen Eilen zu lichen.

Wie nach Eilen lichen der Eilen
Eilen Eilen Eilen Eilen ich
Und auch Helios, seinen Eilen, und also
Eilen er kann: Die lichen und Eilen,
Wie wist ihr, wie auf meines Eilen
Helios lichen Eilen Eilen Eilen
So lichen groß ich, daß Eilen Eilen
Eilen mit ihm lichen der. Denn will ich
Die lichen Eilen von Eilen und Eilen
Eilen lichen und die Eilen
Meinen geduldiger Eilen geben.
Helios, so sei an meiner Eilen
Da nun Eilen, wist Eilen Eilen
Die nun Eilen, Eilen Eilen Eilen
Und zu Eilen, die Eilen Eilen,
Doch ich lichen mit meiner Eilen Eilen
Doch lichen ein Eilen Eilen Eilen,
So lichen er Eilen. Und also ich.

Dennach lag er Helios die Eilen
Auf sein Haupt. Der aber lichen: Mein Eilen,
Eilen ich lichen nicht Eilen, als lichen zu lichen,
So will doch, wie Eilen er lichen lichen,
Doch geduldiger die Eilen ich lichen,
Wie nun Eilen, Eilen Eilen Eilen
Und zu Eilen, die Eilen Eilen, Eilen.

So ward Helios Eilen und gar lichen
Wie er anjehen auf seinem Eilen.

Nochmals wandte dann zu ihm der Orient,
Es mit einer Stimme zu ihm redend:

Hellas, mein Sohn und jetzt mein König,
Eine Pflicht noch lag mir ob. Ich war die
Hilfskraft mir selbst. Drum rief ich schenlich
Du für dich, um Recht zu thun
Dine Rechte der Vorseh. Du bist ich
Mauritane bin, las für die Welt
Neben nach Schicksal. Du bist dem Kaiser
Nacht entlehn, weil das Gericht zu richtet,
Nur auf Mauritane, dem hohen Kaiser,
Hält sie sich verhängt. Du keine Pflicht nun,
Ich mich selbst las einmal von der Welt.

So sprach Orient mit mir Maurin
Und dem Kaiser ritt er ohne Namen
Nach dem Kaiser, Gott selbst zu dienen.

Aber Helias mit seinem Privatrat
Zug aus Mauritane und ließ die hohe
Stimmen Tag und Nacht, bis Mauritane,
Die Herrscherin, auf Gott und Ungut
Endlich sich ihm übergeben mußte.

Wie sie nun gefaselt vor ihm stand,
Sagte Helias Helias: Du schielst
Zurück auf, an meinen beiden Eltern
Und an uns Göttern hast du recht
Du schielst, das von meinen Eltern
Sagst du hast recht, wenn der Herr
Gott ist nicht nicht und der Vater,
Denn ich selbst entlehn. Drum sei bereit nun,
Gleich den Schicksalen zu befehlen.

Alle Helias voll Jern und Herrsch.
Aber Mauritane, da sie nicht,
Ist sie nicht mehr, das ist ein
Ist die Herrscherin, die sie befehle,
Und das war, das sie vor ihrem Tode
Orient nach sich und das Helias
Ist bereit in ihrem Zerkünderin.

Helias aber sprach: Meinen Vater
Sagst du nicht mehr ich. Ja aber habe
Die Herrscherin nach meiner Herr. Du bist
Gott, das ist die Herrscherin.

Darauf ging er fort. Doch Mauritane
Wart die Herrscherin von den Herrscherinnen.

Das schöne Konzert.

Wieder von G. H. Zsch.

Ein schätzbarer Zerstörer hatte ein
ganzes Vermögen veräußert. Es kam er auf
den Gedanken, ein Konzert zu veranstalten,
von dessen Gelingen er keine Hoffe nicht
haben wollte, denn möglich war er immer ge-
wesen.

In dem Garten, wo er wohnte, war
eines Abends die Concertanlage auf seine
Festung zurück, an alle Baumkämme an-
gelehnt. Die Bewohner der Blumen und
Blätter, Käfer, Schmetterlinge und andere,
sich die verschiedenen jungen Wesen, welche
Insekten bezaubert hatten, hatten alsbald davor.
Wie sie gleich eben lagen: „Mit jeder ob-
schätzlicher Verwilligung“, da meinten viele,
das würde gewiß etwas Interessantes sein.
Und wie sie am Ende gewöhnten: „Es geschieht
sich einem solchen hohen Titel der Musik-
direktor Zister Zister“, da kamen sie außer
sich und riefen: das sieht wirklich schön,
da hat Gott und Leben sein! — Ja, und
als sie endlich die Preise der Plätze ersehen:

Kronleucht: sechs Tausend, Zerstörer: vier
Tausend, Zerstörer: zwei Tausend,
Musik: ein tausend, Musik: ein tausend,
— das sieht man sehr schön in der
— das sieht man sehr schön in der
— das sieht man sehr schön in der
— das sieht man sehr schön in der
— das sieht man sehr schön in der
— das sieht man sehr schön in der
— das sieht man sehr schön in der

Der schöne Zerstörer aber war auf allen
Ecken des Gartens und warf sich zum letzten
den Schacht, denn die gute Aufnahme seinen
Musik verstand ihm einen vollen Konzert-
saal. Zerstörer lag am Ende des Gartens vor
einem alten Brunnen, an einer Höhe, welche
an eine alte Schanze erinnerte.

Wie er sich die Zerstörer nahe, so die
Kasse geschaut werden sollte, sollte sich jeder
Kasse ein, der die Zerstörer annahm, machte,
weil die Zerstörer Bewohner vorzogen,
zu Hause zu sein.

Nur die Zerstörer, welche Wäpse eines
verehrten Baumkammes war, und daher viel
Kassens zu haben glaubte, konnte nicht

niedersehen und machte sich vorwärts auf den Weg. Nichts sah er auch ein Spinnennädchen haben, welches als lebenswunderlicher Wesenstheiler bekannt war, zumal es früher an dem Fenster eines Tuchhändlers gewohnt habe, was auf den kleinen Weichwand in der Kunst, — wie er selbst oft verächtlich, — nicht wenig wirken soll.

„Nun habe ich die Herr!“ — sagte die Schneide in Verlegenheit, das kleine Spinnennädchen. — „Ich bin meines Werkes Toppichschneidant.“ — „Erweichte hier unter blühenden Verheirathungen.“ — „und spinnst auch nebenbei Einnis die musikalische Instrumente. Ich sammle übrigens von einer adrethen Familie ab, erheben die gewöhnlichen Fliegen, welche ich mahrhaftig beste, ein meinen guten Ruf untergraben haben.“ — „Hierbei leugte das alte Spinnennädchen so tief auf, das der Damschlein vor Willeh den Hund auf dem Rücken wedelte.

Liebe erweichte nun mit weinerlicher Stimme: „Ich bin eine trauernde Witwe, welche für alle Echnen lebenswunderlich spendet. Wie ich, hatte war Damschlein, unser kühnen Geler hat verübt in allen Kunst. Er war außerdem sehr musikalisch — hier mahrhaftig die Pelame wegs ich mit Begleitung der Leute singen mochte, was bezaubernd klang. Er hat selbst zu sech an Verban und Zupferlein, und hinterließ mir Nichts als selige Erinnerungen und das Haus, welches ich ihm in Liebe fortan auf meinen Rücken trage. Ich habe es gehort, an seinen Todestag, übermalt, was mir mehr Schweißtröpfen gefloht hat, als da eben Regentropfen vom Himmel fallen, — denn die Kunst ist schön.“ — „Es regnete zwar nicht mehr, aber so leuchtete dennoch hier, wie das Spinnennädchen vorher, und sah dabei so schmerzhaft, wie irgend möglich, am Himmel.“

So sprach erweichte, denn das Spinnennädchen antwortete mit einer demüthigen Verbeugung: „Wenn Du, verlorene Frau, etwa nach dem Gemüth des Tüchtigen Trauer von Verrennen wissen, so haben wir einen Weg. Es erlauben mir wohl in der That einen Platz neben ihnen, damit wir den Fuchsen ausheilen, der und, nach der heugeligen Wahl der Herrschin in urtheilen, scheinlich zu Theil war.“

Zeitum kam nun endlich beim Verrennen an. Den Weg die Jährling hatte der Sperling mit Einnis l' nicht umschiffen. Frey und quer hatte er Stäbe mit Fuchsenklammern

gelegt, das waren die Sperlinge. In der Mitte des Hintergrundes hatte er einen alten goldenen Topf umgehört, dessen Hantel nach oben stand, welches eine Krone verhielt, — das war natürlich die Krone. In der Mitte war von freuten Entschlossen, welche an dem Einnis aufzuerstehen waren, gehort, und ich eben scheinlich verheute. Von einem Wunden soll man nicht, ich habe es in der Mitte, welche er dem Thron hatte, verheute zu haben.

Eigene Haupt Hand mit blühenden Blumen aus einem schinken musikalischen Schicht bereit an der Kiste, welche eine kleine Spinninthe war, und mit dem Einnis beim Spielen vergessen wurde.

Spinnennädchen und Schneide bejahten, richtig geübt, zusammen geübt Tulpentrenn. Einnis hatte das Gesicht von Krone, und nicht mit Krone den hohen Rücken den Thron zur Krone. Er überreichte, mit geistlichen Tücher den Weichwand, welcher ein Fuchsen war, und eben vom kleinen Fuchsen.

Der Hauptmann war außer der Fuchsen noch vor. Einnis war tagen geübt, und, welches waren es Willeh, die musikalisch haben und paffen, welches ihn langsam aufdecken sollte, denn es kam eben 3 Uhr geschlagen.

„Ohnachts! Heil!“ — sagte Einnis das Spinnennädchen. „Ja recht!“ — erweichte die Schneide, — „Ich alle seine Wandern und Einnis. Der artige Weichwand ist mir lieber, als der ganze gemeine Fuchsenklammern gesammelt genommen.“ — „Ja.“ — „naha das Spinnennädchen das Einnis.“ — „Mir Fuchsen nicht, und Fuchsen keine Kunst. Ich habe von an mir selbst erweichte.“

In diesen Augenblicke war wieder Jemand da.

„Wer ist jener Herr?“ fragte die Schneide. — „Ein Herr von Himmel, ein verheuerter Herr!“ — antwortete das Spinnennädchen. — „Erheute ein Fuchsen sehr Einnis, der sehr geübt auf den Fuchsen Tulpentrenn. Er sieht ein unheimliches Leben, ich möchte glauben und malat das einen Fuchsen bei sich, wenigstens einen Fuchsen!“

„Herr!“ — sagte die Schneide, — „Ich schauere eine Witwe die eliche Hant!“ — richtig da lag er sich in einem Einnis. Ich bewundere seinen heugeligen Krone, Einnis und aller Einnis mit Fuchsenklammern: — das war von guten Weichwand.“

Das Spinnennädchen antwortete: „Das Haus wider nun in Einnis recht, das, das Fuchsen hat nur ein wenig Fuchsenklammern.“



Das schöne Concert.

(Märchen von G. Suda)

Ich wünschte aber die Aufführung nähme ihren Anfang."

Ständlicher Weise rief jetzt Spagi: So kann esgehen! — und Alle sahen nun voll Erwartung mündchenhülle nach dem Brennen.

Große Zuspähenie von Vertheeren, hand auf dem Kehlittel. Spagi erdichen, iching mit dem Lasthabe auf den Rand des Brennens, auf dem er sah, sog darauf heimlich den Fied vor der Brennenninde heraus, und „huit! huit! huit! huit!“ schrie die vorrechte Wunde: der Himer schwanke an der Kette in die Luft: — „plumps!“ sagte dieser dennend unten im Wasser, das es so hebl dennert, die Kette flurte noch ein Wenig und damit war die Zuspähenie beendet.

Die Winkler riefen da Capo, bravo, bravo! bravissimo! Die Schwede war von Gutwuden einer Chmadi nabe. Das Zinnenmännchen declamirte: „C herrlicher Genius! e du unsterblicher Vertheeren!“ welches Gerächende, welche Haltung des Mannen bis zum Ende, wo wahrcheinlich die Pausen „plumps!“ einfielen, — Bravo — — ja das war ein effectvolles Ende: —

„Ja“ — rief die Schwede, — welche ein Rückbläthen dabei beknüpfte, — „ich bin außer mir über dieses Plumps! Ich habe nie so Gerach gehört, — der Zäner Spagi hat bereits mein ganzes Herz, denn er drängt eher auch danach, — sonst wäre es unmöglich so Lust zu halten mit dem Plumps!“ —

Der Gehath dagegen rührte sich nicht vom Fleck, und sagte gar nichts.

Ein Tregelient von Puch, hand auf dem Kehlittel, „Ne! 2!“ rief Spagi mit nachbarem Vergnügen über den Beifall des beglückten Publikums.

Er hörte wieder auf seinen Plag, iching mit dem Lasthabe das Heiden zum Anfang und drichte heimlich eine alte vertheerte Gucklame nach der Winkseite. Die King loschlich an zu heulen, bald heier, bald härlter, je nachdem sie den Wind aufging. Dann plarische plötzlich der Nagen von einer nahen Fackrinne nieder, und ein ferner Tenner ließ sich hören, der Wind blies härlter, — das war ein Schluß! — Schnell drichte der Tenner die Kanne wieder um, und das Tregelient war mit Gucklame beendet. —

„Wie im Himmel!“ schrien Spine und Schwede zugleich. „Ich habe dasu keine Worte!“ — rief das Zinnenmännchen, wobei es gerade heilig niesen mußte, das ihm die Thänen wügel aus den Augen tannen.

Die Schwede sprach aufgeregt: „Herr

Zeppichfabrikant, Ihre Thänen sind gerecht: es war auch ja während das Gucken von dem großen Puch, — ich würde auch siederlich weinen, wenn ich mein biodesen Salzwasser nicht an dem Gewebe meines seligen Baumeisters erst euklinat vergessen hätte.“

Der Gehath sagte immer noch nichts und sah, nach wie vor, unbeweglich auf seinem Zweische. —

Die Winkler dagegen applaudierten in einem fort. Zuletzt wurde der Musikdirector gerufen, — er erdichen, erdichend von Freude, auf dem Brennemande und machte viele gewandte Herbengungen, wobei er sich heimlich den Genus anemalte, der ihm durch die prell Zulienahme nachher gewidmet würde. —

Jetzt aber kam er doch in Verlegenheit. Er hatte einen Ober angeständig, den er nicht belag. In seinem Glücke sah er eben durch die Latenteis in der Achene eine Gucke sen, welche sich ein Ei gelegt hatte. Kaum hand diese auf, um ihr alteses Geschrei zu beginnen, so flurte Spagi zum Anfang.

Auf dem Kehlerrassame hand: „Zum Fekklus: Solo mit Ober.“

Hinter dem Brennen lag verborgen unter den Plättern, dem Spagi seine Frau, welche eigentlich die natürliche Tochter einer Treckstrau war. Das Klerien ihres Mannes galt ihr, denn sie wollte das Solo singen. Jetzt hat aber dürfte sie vielmehr, vor das Publikum mit vielen lieblichen Kuten: da begniste sie das ganz geschulte Haus mit dennernden Beares. Sie dante auf ihrem Kopfe eine Paumeister künlich angebracht, welche ein Läden verstellen sollte.

Jetzt wurde auch der Hummelbeeth unruhig und brumnte: „Zum Kakenwerden lames!“ — wobei er zum stiren schmalte und viele heimlichen Schnippen schlug, — se, das am Ende die Paumeisterbeeth meinte: „he ist zwar keine von denen, die sich über Andere aufbliesen, aber die Art und Weise des Gehaths habe sie doch anständig.“ —

Jetzt flurte Spagi zum dritten Male. Allgemeine Stille, denn der Ober begann. Den schrieu natürlich hinter dem Brennen die Guckner, welche der Gucke Ei mit begadeten. Sie dante sich vor dem Keigen da unter geschilt, und das Geschrei wollte kein Ende nehmen. Da wügel sich unfällig der Gehath, durch diesen Geschreien die Guckner respectvoll verstummten.

Kun King Frau Spagi ihr Solo an: „Wie! wie! wie!“ — und als sie am Ende,

bei dem Worte „Nicht“, einem ungeheuren Kriller schlug, worüber selbst Spagi vor Entsetzen beinahe das Dirigiren vergaß, war eben der Gesang wieder in's Haus zurückgekehrt. Der Gäßner Gesang begann auf's Neue. Die Spagi überlieferte aber mit ungeheurer Kraft den ganzen Ueber, machte dabei wieder anmuthige Seitenbewegungen, wie alle großen Sängerrinnen, ja, daß die Heder auf ihrem Haupte im vollen Glanze glitzte. Ja, — das war ein Mensch, — das war dem Hofrath in viel, er jubelte vor Wonne, stredte seine Arme zuletzt aus und rief: „Nicht sterbe, wenn das noch lange so fortsetzt!“ —

In Eile! — rief der Musikdirector, — denn die Gäßner wurden von einer Kage verjagt. —

Hurrah! Bravo! — Alle Musikler schrien, als ob die Gallerie einzuknien wollte. Der Hofrath warf einen Regen von Aufklappen nach der heiden Sängerin, welche mit triumphirenden Blicken noch immer diese Arie sangen.

„Was sagen Sie dazu? —“ rief ein Solo! — rief zuletzt die Schmecke, nachdem sie sich ein wenig erholt hatte; „weich! ein herrlicher Ueber!“

„Wie bagewiesen!“ — schrie das Spinnenmädchen in der größten Eile. —

Der Hofrath klappte zuletzt, da das Concert beendet war, in Spagi und seiner Frau, welche bereits am Treppen Handen und ihrer Kasse nachzählten, in der sich freilich ziemlich viele unschuldige Habschäftchen vorfanden. —

Der Hofrath hob an: „Herr Director, ich mache Ihnen meinen unterthänigsten Dienst. Verzeihen Sie.“ — wandte er sich verneigend zu Frau Spagi, — „Ich verzeihen Sie, mein verehrtes Fräulein, wenn ich es wagen zu fragen, Sie sind wohl eine schwedische Nachfah?“

Nicht getroffen! — rief Spagi. — In diesem Augenblicke schrie es aus der Gallerie unter Klatschen und Jubeln: Die Sängerin

heraus! — Der Director Spagi herauf! heraus!

Der Hofrath Hummel stellte sich zwischen die Beiden und führte sie mit tiefen Verbeugungen auf den Brunnentras, worauf er mit ungläublichem Kopfschütteln sprach:

„Gutes Publikum! — Ich bin sehr darauf sonntun dieses Künstlerpaars erscheinen zu können. Diese junge Dame ist eine herrliche Nachfah, und das ist keine Kleinigkeit. Sie hat uns entzückt, wie keine zuvor. Eine irdische Nebenabsichten wünschte ich, daß sie von Euch lebendiglich engagirt würde, damit sie uns erhalten und der Genus ihres herrlichen Gesanges noch öfter zu Theil wird. Ich werde wahrlich nicht der letzte ihrer Bewunderer sein, deshalb bitte ich Ihr, Euch zu Gunsten, hiermit in meinem Hause freie Zeit und Logis an!“ —

Als er beendet hatte und alle Drei sich unter Verbeugungen entfernten, rief Alles wieder: „Bravo!“ — auch der beschwerliche Hummel-Hofrath bekam ein donnerndes Hoch! — Nur Einer hatte im Centrum geblieben, und die Arien wollten am andern Tage wissen: „das habe das darrcheinige Spinnenmädchen gethan.“ was ich übrigens selbst mehrmals gehört habe.

Reidre hat Alles auf Orden ein Ende. So auch dies schöne Concert. Spagi und seine Frau steckten ihre Einkünfte ein, nachdem Alles höchst befriedigt nach Hause gegangen waren. Mann und Frau theilten endlich. Jedes erhielt 6 Tausendern und zwei Centner, die sie auch gleich vertheilten.

Die Trauerbotschaft, daß man Beide am andern Morgen hinter dem Janne tot gefunden habe, kam zum Schrecken aller Kunstfreunde noch früh genug.

Ein Jauchzettel, der als Kapsel unterfuchen mußte, soll erklärt haben: „Beide waren an dem übermüthigen Genießen zu vielen unschuldigen Habschäftchen gestorben.“

Es ist wahr! Ich weiß ich nicht, aber die Geschichte ist hiermit zu Ende.

Die Jägersfrau.

Märchen von Iphigene.

Es war einstend ein Hartschütz, der war schon seit acht Tagen mit der Wäpfe in dem Walde herumgezogen, und hatte auf das

Wild geschossen, ohne auch nur ein einzig Stück zu erlegen, und wie er eines Abends mühsam die Wäpfe hinwarf, da schritt ein

anderer Jäger auf ihn zu und lachte hell auf und sprach: „Heißt das ein Jäger sein, acht Tage im Wald herum schweifen ohne auch nur ein Wild zu erlegen Ha! Ha! Ha!“

Da ward der Jägerbursch mühsend, griff zur Büchse und schies auf den anderen Jäger. Doch ein höfliches Gelächter erschall aus der Pulverwolke, die den Fremden einhüllte, und der rief: „Zieh das etwa geschossen sein? Auf zwei Schritte könnt ihr mich nicht einmal treffen? Da habt Ihr Eure dumme Kugel zurück! und mit diesen Worten warf er dem Jägerburschen die eben abgeschossene Kugel zurück.

Da stand der Bursch starr vor Entsetzen: der andere aber sprach:

Wenn Du mir folgen willst, und mir angehören nach Deinem Tode, so sollst Du schießen lernen, wie ich: Siehe! Eine halbe Stunde von hier läuft ein Hase, ich weite, ich schiesse ihn, ohne zu scheitern!

Dabei drückte er sein Gewehr auf's Grotzenloch ab und sprach lachend: Komm mit mir, ich weite eine halbe Stunde von hier liegt der Hase erschossen!

Die Weiden gingen nun weit und nach einer halben Stunde fanden sie wirklich den Hase erschossen im Felde liegen.

Da rief der Jägerbursch: „Solchen Schuß habe ich niemals gesehen, und wenn Ihr mir das lehret, so will ich mich Euch gern verschreiben!“

Der Jäger sprach der Fremde, das gilt.

„Aber“ meinte der Fursch, „da ich nicht auf eine halbe Stunde Wegs sehen kann, wie soll ich das Wild erkennen?“

„Dann sage ich Dir, was es ist: was ich Dir verspreche, werde ich halten! So Du von fern ein Thier siehst, ohne es genau zu erkennen, und ich sag's Dir nicht gleich, sollst Du nicht an Deine Unterschrift gebunden sein!“

„Doch bin ich zufrieden,“ sagte der Bursch und unterschrieb.

Nun begleitete der Teufel, denn dieser war der Fremde, den Burschen immer auf die Jagd, und der Auf den jungen Schützen verbreitete sich weit und breit, so daß Hirschen und Grotzen darum stritten, wer den ausgezeichneten Schützen in seinen Diensten haben sollte, und so wurde der Bursch ein angesehener Jäger, lebte in Eud und Braud und heirathete zuletzt ein vornehmeres Fräulein!

Als er aber nun älter wurde, und seine Frau ihm drei schmale Kinder geschenkt hatte, da fing der Jäger an über seinen Post mit dem Bösen nachzudenken, und wurde un-

ruhig, rannte den ganzen Tag herum im Felde, Essen und Trinken schmeckte ihm nicht mehr, und wie sehr auch der Teufel ihm zurecht machte, der Jägermann ward nicht mehr froh.

Da redete ihm seine Frau zu, er möge ihr doch sagen, was ihm so schwer auf dem Herzen läge, und warum er so traurig sei! Der Jäger wich dem Frauen seiner Frau immer aus, endlich jedoch konnte er ihrem Zureden nicht mehr widerstehen und entredete ihr Alles!

„Wenn's weiter nichts ist,“ sagte die Frau, „so gib Dich nur zufrieden, ich will Dir schon helfen! Nur halte den Teufel beim Worte, und schiesse ja nicht eher, bis er Dir sagt, was es ist worauf Du zielst!“

Der Jäger gab nicht viel auf den Trost seiner Frau und zog am andern Morgen grade so mühsam wie am vorhergehenden Tage mit dem Teufel auf die Jagd.

Der Teufel gab sich wieder alle erdenkliche Mühe, den Jäger zu trösten, doch dieser blieb stille und traurig! Als sie auf den Abend heimkehrten, sah der Jäger von Weitem ein sonderliches Thier liegen, legte die Büchse an und frag den Teufel: „Sage mir doch schnell, was denn für ein Thier am Wege liegt!“

Der Teufel guckte hin und her, suchte und rechte, aber er konnte das Thier nicht erkennen.

Da rief der Jäger: „Nach schnell, aber unter Post ist zu Ende: so ich drei zähle und Du nennst mir nicht das Thier, sind wir geschieden!“

„So zähle wenigstens die Jehr,“ rief der Teufel, „es ist kein Vogel, und kein Wild, solch ein Thier habe ich niemals gesehen!“

„Eins!“ zählte der Jäger, „Zwei!“ „Wart noch ein Wenig!“ rief der Teufel, und guckte sich die Augen aus.

„Drei!“ schrie der Jägermann aus vollem Halse, und warf dem Teufel die Büchse vor die Füße, „Buckel! jetzt sind wir quit!“

Da knirschte der Teufel vor Wuth, spudete das Schreiben aus, und verschwand unter wildem Geheul!

Nach hand der Jäger sprachlos da, als auch schon das fremde Thier auf ihn zu kam und sich mit dem Ausrufe: „Mein lieber Mann!“ an die Brust des Jägers warf! Die Frau hatte sich dadurch unfentlich gemacht, daß sie sich mit Eury beschieden, und dann in Aethen gewälzt hatte, und so den Teufel angelodert!

Der Jägermann ward von der Stunde an ein frommer Mensch und lebte noch manches Jahr im Kreise seiner Familie!

Der entlaufene Hasenbraten.

Sagt von H. Feder.

Ein Ritter brachte einst zwei Hasen von der Jagd jurück und hieß seine Hausfrau, sie wohl zu bereiten. Diese rief, den Pfarrer zu Gaste zu laden, weil er sie schon manchmal trefflich bewirthet habe. Das gefiel dem Ritter sehr und er ließ ein reichliches Gastmahl richten. Die Frau machte sich kurtig ans Werk und lud ihre Hasen und Nichten ein. Es war am Montage und der Mann in der Kirche, als die ganze Verwandtschaft ankam. Oben war ein Hase fertig gebracht. Die Frau lud ihre Bräutinnen ein, ihn mit ihr zu verzehren, die Männer würden an dem andern genug haben. Als der eine verzehrt war, wurde auch der andere aufgetragen, und mit gutem Appetite verspeist. Mittlerweile kam der Ritter mit dem Pfarrer an. Die Frau entschuldigte sich, daß das Essen noch nicht fertig sei, da Knecht und Raab zu lange geschlafen hätten. Nun setzte sie sich neben den Pfarrer und hieß ihn trinken. Der Ritter aber, der hungriig war, und deshalb unzufrieden wurde, zog sein Messer heraus und schürfte es an einem Beinkleide. Da

fragte der Pfarrer die Frau, warum der Herr so unmutig sei. „Nun das Koch schließlich eines verdorren Umgangs mit mir beschuldigt,“ verzehrte die listige Frau. Grischoden und fürchtend, daß es ihm ans Leben gehen möchte, beschloß der Pfarrer in aller Eil seinen Gaul und trabte von dannen. Jetzt brachte ein Diener das Tischzeug und der Ritter fragte, wo der Pfarrer sei. „Der ist mit den beiden Hasen daren geritten,“ gab die Frau zur Antwort. Der Ritter fluchte und schwang sich auf sein Pferd, um dem Pfarrer die Deute wieder abzuholen. Als er diesen nahezu erreicht hatte, rief er ihm, er müsse sie ihm beileide lassen. Der Pfarrer spornete sein Ross noch mehr. „Dann laßt mir wenigstens Einen hier!“ rief der Ritter. Aber der Pfarrer hörte nicht auf ihn, sprenge auf die Kirche zu und verbarge sich darin. Nun schwand des Ritters Jörn. Er ritt nach Hause und es, was übrig geblieben war. Nun erst vernahm er was geschähen und er sagte zur Frau: „Schrey sie jurweilen gut, wenn dein Jörn dabei ist.“

Die Gründung von Antwerpen.

Erzählt von Fabricius.

Lebte da in Belgien zu Kaiser's Zeiten ein gar tapferer Krieger, Salpinus Drabon, der sich eines Tages mit seinen Freunden auf der Jagd verirrte. Lange waren sie herumgelaufen, da kamen sie eines Abends an ein großes Wasser, Elalsijs (heute Schelde) genannt, und senkrecht desselben lagen viele Schiffe und eine heile Burg.

„Se, seht und über!“ rief Drabon den an den Schiffen beladnen Knechten zu: doch der Knecht sagte: „Das darf ich nicht, denn die ganze Gegend gehört meinem Herrn, einem gar mächtigen Knecht, der seinen Freunden auf seinem Weichte kuckte.“ Da wurde Drabon mühsam und rief dem Knechte zu: „So melde deinem Herrn, daß ich mich mit ihm messen will und ihm zeigen, daß nur mein Herr Glar hier zu beschützen habe.“

Als der Knecht das hörte kam er gleich aus dem Schiffe hervor, schritt durch das Wasser auf Drabon zu und hob seine schwere

eiserne Keule, doch noch ehe der Knecht hatte damit zu schlagen, rannte ihm Drabon sein Schwert in den Leib, daß der Knecht todt niederstürzte. Drabon blieb dem Knecht die rechte Hand ab und warf diese in die Fluth, indem er rief: „Also geschehe einem Jern, der sich meinem Herrn widersperr.“ Nun wurden die Knechte bange und übergaben freiwillig Burg und Schiffe. In der Burg ließ Drabon seine Freunde, und er selbst lebte, von einem des Wegs landigen Knechte geführt, jurück nach Gent, wo eben Glar angelangt war. Als Drabon ihm alles erzählte, zog der Kaiser mit ihm vor das Schloß, und setzte ihn zum Herrn der ganzen Gegend ein, welche nach Drabon nun Deabant genannt wurde. Am Fuße der Burg entstand bald ein Dorf, dann ein Städtchen und endlich eine sehr mächtige Stadt, die nach des Knechts gewerlichen Hand Handwerpen (heute Antwerpen) genannt wurde.

Elfenmärchen.

Von Katharina Diez.

Es war in einer stillen Mondnacht, als die schöne Königin Titania mit einer ganzen Schaar junger lieblicher Elfen auf einer Reise am Rhein, in einem Garten anlangte, welchen sie zu ihrem Sommeraufenthalte bestimmt hatte. Wie süßweise Nebelstreifen schwebten die lustigen Gehalten durch die Städte des schwarzen, eisernen Nitterberges, das den stillen Raum verschloß und ihre süßenden Gewänder fließen wie leiser Luft um die hohen, prächtig rauschenden Bäume und durch das üppige Gebüsch, das sie, wie himmlische Gewächse von allen Seiten umhing.

Der Frühlings hatte eben seinen ersten Abendstimmern ausgebreitet und in dem bleichen Mondlichte starrten die kleinen, saum den Knospen entzweigenden Blättchen noch wie weisse, glänzende Schneeflocken an den Zweigen.

Da! das wird hier ein himmlischer Aufenthalt werden, rüßerte Titania, indem sie sich niederließ auf den weichen Sammt eines Grasplatzes und das Haupt lehnte an eine Linde, die in der Mitte aufgerichtet stand. Ihr Liebster, die arme Blancheheer schmeigete sich müde an das Knie der schönen Königin und die übrigen Elfen reichten sich in lieblichen Gruppen um die Feiden her und saßen sich mit neugierigen Blicken um, in der neuen Umgebung. Einige flüstereten an der Linde hinauf und wiegten sich in dem schlanken Gebüschlein, wenn sie geschmüht war, andere aber hingen an den Namen zu buchstabieren, der in großen göttlichen Buchstaben, wie eine alte Runenchrift, darauf im Mondlichte glänzte. — Im — mer — mann — immer, mann! — so flüßerte eine der andern zu —

so steht geschrieben — lest nur! — Und in einem Nu drängten sich hundert kleine Elfen, klopften um die Linde und warfen glänzende Lichtstrahlen darauf und — Immermann! Immermann! so flüßerte und flüßerte es durch alle Zweige und Blätter von leisen, frohen Geisterstimmen. —

Ein wehmüthiges Nicken sog über Titanens Antlitz und sie schaute nach dem alt-medischen Hause, das ihr gegenüber lag und wo das Fenster des kleinen Stübchens von Gelbglanz umfloßen, schimmerte, in welchem sie oft in früheren Zeiten den Dichter, der diesen Namen trug, hatte hinaus lehnend sahn in die laue Mondnacht und ihre leichten Geisterstänze belauschten. Inniger sog sie die kleine Blancheheer an sich heran und wiederholte: ja, es ist ein himmlischer Aufenthalt hier, acweicht durch die Erinnerung an eine erte Dichterfeste, die ich hier erst umschweben durfte, der ich freundliche Träume zubauchte und idene Gebilde vor sie hinauberte. — Er ist dahin der Dichter! — Doch warum sollte ich trauern um ihn? — Weiß ich doch, daß er nun mit höheren Geistern verkehrt und kein unsterbliches Leben sich weiter entfalten wird! — Ich beste, auch jetzt soll und der Sommer anmuthig umblühen in diesem Raum! Dort truben im verlassenen Hause des großen Dichters wohnen ein Paar Poeten und Maler — eheliche treue Gezeiten, mit denen unter Eins arme verkehrt und die Augen und Ohren offen haben für uns lustige Geistererscheinungen. Wir wollen sie oft ergrüen und Theil nehmen lassen an untern Spielen, wir wollen ihre Blumen büßen, daß sie immer

blühen zu den Kränzen, womit sie die Stätte des dahingegangenen Dichters in dankbarer Erinnerung schmückten. — Nichte dich auf, Blanche-Flour! und träume nicht weiter — komm! — laß uns tanzen und singen und spielen in der milden Frühlingsnacht! — Mit diesen Worten schwebte die Aee empor, ihr glänzender Sternenschleier wehte lang über das Gras; alle Götter eilten herbei und ein wunderbares Schweben, Klingen, Singen, Leuchten und Rauschen bewegte sich um das kleine Denkmal und zog sich durch die dunklen, geheimnißvollen Laubgänge.

Verwundert sahen die Bewohner des Hauses, welche wie alle solche Geister, gerne die tief in die Nacht wachen, dem seltsamen Glanz im Garten aus dem Fenster zu. — Sollte man nicht meinen, der Frühling gäbe heute den Mäcen unseres lieben Dichters zu Ehren ein glaudes Menschenfeind. — So sprachen sie zu einander und noch lang in ihren Träumen sahen sie die holden Gestalten schweben und hören ihr leisen Weisen klingen.

Bald machte sich der Einfluß der freundlichen Götter im Garten bemerkbar. Schneller entsfalteten sich die Knospen der Bäume, grüner sproßte das Gras, schon huben sich die Rosblümchen wie weiße Sternlein empor und die Weiden hauchten ihren frischen Laub den Wandernden entgegen. Titania hatte mit weicher Umnäht die verstreuten Geshäfte, welche die Pflege des Gartens erforderte, unter ihre Henschenaar vertheilt und Jede schien zufrieden mit dem Amte, das ihr zu Theil geworden, und suchte das Lob der Herrin zu verdienen. Auch gefiel es allen wunderbar gut in dem stillen, seltsamen Garten, obgleich der launenhafte April ihnen manchmal die Tage und Nächte sauer genug werden ließ: denn oft mitten in den heißen Sonnenlag jagte er trübe Nebelwolken am Himmel empor und überhäutete mit nassen Regenschauern die jarten Hügel der Wälder, das sie niederstanken, oder gar um Schosse sich vertriehen mußten in dem alten eingeichnen Tempelchen, das ihnen doch gräulich unheimlich war, mit den stillen häßlichen Göttern, die drauß gemalt waren und das mit seinem eckigen Spitz in lauten den Dach und der vielen Ananas drauf, unter dem frischen Laubwerk stand, wie ein griechengrämiger Haagerfels mit einer Zypselmüge auf dem Kopf, zwischen jungem, luthian Weid, das um ihn her tanzt und lacht und jauchzt und plauert. — Innd suchte die kleine Schaar der Götter sich die schlimme Zeit so gut es ging, zu verkürzen, sie raunerten lustig in dem

wunderlichen Ding herum, wenn es ihnen allzu naß in den Büschen wurde und machte der alte Griesgram, wie der tödliche April ihnen ein böses Geshicht, so schnitten sie ihm bald ein derbe lustigeres wieder, zum Zeichen, das sie sich nicht wollten unterdrücken lassen. — Nur Eine war unter ihnen, die mischte sich selten unter ihre fröhlichen Spiele und ließ das Kopschen noch trauriger hängen, als die jarten Blumen, die der Frest und Regen niadte.

Es war Blanche-Flour, Titaniens Liebling, die so still und einsam unter ihren Gespielen wandelte, als gehöre sie gar nicht zu ihnen und als sei ihr Alles nicht recht, was sie sah und hörte. Die Herrkönigin hatte das jarte Kind bei einem Besuch in einem vornehmen Treibhause gefunden und eine große Neigung zu ihren jarten schüchternen Wesen, mit den schönen, träumerischen Augen voll Seele, voll Poesie, ergoß. Dort war ihr die Pflege der Rosen anvertraut gewesen, aber weil sie alle das wurden, wie ihre Wangen, hatte man die kleine schwermüthige Götter Blanche-Flour genannt. — Titania hatte sie befreit von dem engen Treibhausleben, in welchem sie schmachtete, sie hoffte in freier, freier Luft, unter ihrem glänzenden Scepter würde die Götter aufleben und Rosen, roth und voll wie die Wangen der Freude, würden unter ihren jarten Götterhänden erblühen. Aber die jetzt schien diese Hoffnung sich nicht zu erfüllen, ja Blanche-Flour schien in diesem schönen Garten noch viel schwermüthiger zu sein, als in jenem Treibhause. Was ihr fehlte? — Ja, das war eine schwer zu beantwortende Frage! So schwer wie bei den meisten jungen Mädchen unseres Zeit, bei welchen es jetzt Mode geworden ist, das sie eine Zeitlang, wie man es nennt, gemüthskrank werden müssen; sich einzubilden bald wird, bald das; besonders aber, das sie nicht am rechten Plage wären und bessere Dinar zu verrichten hätten, als man ihnen in der Welt anzureichen für gut findet; sich mit religiösen Strupeln zu quälen und sich krank, fast noch dem Himmel zu dehnen, in welchem sie allein Verriedung und Genüge für ihre unendliche Echnndt zu finden hoffen. — Unsere Zeit ist eine humane Zeit und die Götter oder Pfleger jener Gemüthsbranten lassen es ihnen an etwas fehlen. Mit natürlichem Zwang werden sie bedürftig, die jarten Weien, auf Reien geichst und in Päder; in berühmten Pensionen und anständigen Familien untergebracht. Man läßt ihnen die strenggläubigsten und die aufgeregtesten Väter kennen, um sich mit ihnen zu unterhalten, die

sie mit Schriften aller Art versehen, in
 welchen sie dann lesen und studiren und singen
 und beten um Wissen und Auffklärung über ihre
 Schimmung; über Geistesheil und Unsterblichkeit
 und Gott weiß was Alles in bekommen. In-
 dem bleibt dieses Ziel gewöhnlich trotz aller
 Studirens und bis — — — — — Wie weiß alle
 Neugierigen auf ihre eigenen Erfahrungen in
 diesem Punkte ein. Zu meiner Zeit — — —
 so lagen die alten Leute war es anders — — —
 — — — Man hatte gar kein Interesse
 wie jetzt und kein Herz lag, da ich Schmerz
 und Schicksal immer dabei, und war es da-
 mals wie jetzt, Arcut und Leid wechselten stän-
 dig mit Mensch und berührten die Jugend
 wie das Alter. Ja wohl! man lammte auch
 in meine Zeit das Herz und den Schmerz!
 wie mich dünkt, man machte nicht so viel
 Umstände damit, und man hatte nicht so viel
 Zeit darauf in achten, obgleich man kaum zur
 Hälfte das zu lernen brauchte, was man jetzt
 zu wissen für nothwendig hält. Man war aber
 wie mich dünkt, mehr bedacht, das Erlern-
 te praktisch auszuüben, was freilich den ganzen
 Reichen in Anspruch nimmt und nicht ein-
 zelnen Kräfte darüber unnatürlich anspannt
 und abmattet. Trüpel und Zweifel oder gar
 Unglaube waren noch unbekante Gesinnun-
 gen. Die der frühen Jugend und für die
 religiösen Bedürfnisse reichten die Bibel und
 das Gesangsbuch. Was scheint, man fand
 in einem viel einfacheren Verlehr mit dem
 lieben Gott, wie jetzt. Er wurde einem nicht
 aufgetragen und eingegeben und kam zu-
 mal, ohne künstliche Erweichungen und wunder-
 same Bekehrungen; er fand wie ein freund-
 licher Vater neben und, von der Wiege bis
 zum Zarge; er reiste sich in uns in dem
 Leben der Natur und in den Weisheiten des
 heiligen Buches; er rächte sich strafend im
 Gewissen und gönnte uns gerne das selbige
 Verursachen einer guten Sanftlung. Jetzt — — —
 doch, lieber Himmel! das ist alter Leute Ge-
 schmack, bei welchem die Jugend die Stirne
 runzelt und für sie ist doch eigentlich mein
 Währlein geschrieben! — Verzeiht meinungen
 lieber! ich weiß wohl, lange Redereien passen
 nicht in ein lustiges Umgewand: aber die
 Zeit — die glückliche Zeit! — Ja, die Zeit
 legte die Märchenbilder an, wie ich hör-
 we mir wiederholt ihr? und der Dichter muß die
 alten wie die jungen Leute reden und mit ein-
 ander streiten lassen. Jetzt aber dünkt mich,
 ist den alten Leuten genug über gegeben und
 ich fehre zurück in meiner jungen, gleich-
 tüdigen Gleichgültigkeit.

Daß die Krankheit des Menschenwollcs
sogar unter das Ofigengeschlecht gekommen, und
wenigstens die Eine davon, die freilich
in einem Treibhause gezeihen, ergriffen, ist
wunderbarlich genug — indeß es war so und
ich erlaube nur was geschrieben. —

Die schöne Titania nahm sich ebenfalls den Zustand ihres Gefährten sehr zu Herzen, doch, als ob sie sich keinen Lusten Willkür eben nicht viel grallischer Vergnügen trauten: sie vernahm sie sich dennoch so klug dabei, daß sich mancher Mutter unierer Zaar ein Gemüth an der neuen Feinde. Die herrliche nicht ist hindern, weil es den Kopf bängen ließ und nicht so unwillig: sie nannte es nicht einen süßen Engel, weil ihm die Erde zu leicht war und es abhielt nur im Paradiesgarten wandeln wollte. Sie sagte ihm gerade zu: so lange ich nicht über einen Sonnenhauch und ich Blume eine kostbare Freude empfinden könne, so lange ich sie nicht einmal der Erde, geistliche dem des Paradieses werth und so lange ich nicht das herrliche Wesen auf dieser Erde mit sich betrachten und ihm in Demuth dienen könne, verdiene sie selbst keine Liebe und kein Gebrauchen Dabei auch sie immer noch zu thun und zu befragen, hier mußte ein weises Blüthen ertrinken mit einem fröhlichen Zittern, welchen die der Meeris gestelzt, der über ein Beadenein schwebende Jarcia, weichen, aber ein armes Schwebende zwischen, vor dem Aukriten eines achseln Wanderer und was dergleichen Tische mehr waren, zu welchen sie Zeit genug hatte, da der gleiches Amt, die Heiser der Rosen, ihr noch wenig zu schaffen gab, indem ihre Blüthe noch fern war und sich in dem kalten Frühling nicht entfalten konnte. Plancher wurde so viel ihr möglich, den Willen ihrer geliebten Heiserin zu erfüllen, denn sie war, recht aller Orillen, die in ihrem Späthorn saßen, ein garliches Wesen und wohl würdig, der Riechling der schönen Olfenfügen zu sein. Aber — es wollte doch Alles nicht kellen! — Die ichle — sie mußte nicht was? — es drückte — sie mußte nicht was? — und die Köpchen blieb achtern und ihre Wesen blau wie vor der Reife, von der Titania so viel für sie abschle!

Es war an einem noch ziemlich frostigen Aprilabend, als die kleine, schwermütige Elfe in den weichen weißen Häuten eines großen Stentbildes eingeschüllt im Gebüsch lag, während ihre Gefährtinnen um sie her tanzten und spielten. Sie blickte gern, Uranians Gr.

mahnungen beachtend, die Welt um sich der wunderlichen gefunden; aber das war ihr schlechterdings unmöglich. So hatte gegnet den ganzen Tag aber und zuweilen schlugen den recht napfalten Tropfen von den Blumen auf ihr Gesicht herunter; das war allerdings keine angenehme Empfindung. Die grauen Reigenwörter, welche umherflogen, waren eben auch nicht lieblich zu nennen und die beiden Kröten, welche sich ihr gegenüber unter dem Zelte eines Harrenkrautes eine Plätzchenstille gaben, waren ihr ganz unaussprechlich! Zum Ueberflus wühlte sich auch noch ein grauer Maulwurf in ihrer Nähe aus dem Boden und blinzelte mit den kleinen Augen recht seltsam in den Dämmerchein des Abends. In der That wusste sich die jarte Blancheffleur kaum zu lassen vor Unbehagen und ärgerte sich nicht wenig über ihre Gespielen, die so ludig sein konnten als diesem unangenehmen Plage, sie segar aus allem, was ihr so widerwärtig war, sag noch ein Blauze zu machen wussten. Den Regenwürmern hielten sie nedend kleine Stübchen hin, an welchen sie sich in posselichen Wendungen hin und her rinkelten; die beiden Kröten mussten sie an einander zu hegen, daß sie aufgeschossen von Schönheit und Augen machten so groß und seltsam, daß sich das schelmische Hölchen frant dabei lachen wollte und der alte Maulwurf — ja, der kam ihnen eben recht! Sie kühlten ihm ein zusammengerolltes Brenneblatt wie eine Mütze auf den Kopf und knirten vor ihm und sagten, er sei ihr Großpapa und habe deut' seinen Namenstag und dann boten sie ihm in Blumenbecherchen Regenwasser als Maitrank an und tanzten und hüpfen im Kreis um ihn her. Blancheffleur aber wickelte sich bei all diesen Vesseln nur noch fester in ihre Decke und seufzte und seufzte. — „Ta, hoch! welch' ein wunderbarer Ten häuflte auf einmal durch das Gebüsch! — was war das? — so jart, so töttend; so schmeiend drang dieser Ton durch den napfalten Abend, als wolle er ihn freundlich hummen und anheben einen mären Gask nicht so frohig zu empfangen. Hoch, ein zweiter Ten folgte — eben so jart und noch rührender, noch wehmüthvoller — ein dritter — ein vierter — dann erkund die wunderfame Stimme, wie in einem flagenden Gebüsch. —

Blancheffleur hatte dähig ihre Decke aus einander gemerren — sie sag lautend aufgerichtet, die kleine Hand auf's Herz gelegt, als wär' es plötzlich von einem Weil getroffen. Sie hatte ihr so red gethan diese Stimme, und doch war sie ihr so süß gewesen, als wär'

es die Stimme der Freundin, welche ihr seitde schon lange, lange; nach der sie sich deut, gerade heute so unaussprechlich gefiehl — es war ihr, als hätte diese Freundin auch nach ihr gerufen und, — ja! als müsse nun Alles, Alles anders werden! — Zugleich hörte sie ein Wispern, Zichern und Klüßern um sich her, das ganze Gebüsch schien in Erregung gekommen zu sein.

Hört ihr! hört ihr? so hieß es, die Nachtigall ist gekommen, die Nachtigall! sie war es; ja, sie war es ganz gewiß! Ich kenne ihre Stimme — ich auch! ich auch! —

Nun, der Herr Frühling, meinte ein Specht, der gravitätisch auf einem alten Aste saß, wird erschrecken sein, so früh hat er sie wohl nicht erwartet und sie nimmt es ihm gewiß sehr übel, daß er sie so schlecht empfängt!

Ja, das ist eine Geschichte! — das ist euch eine Geschichte! rief die Eifer und hüpfte wie besessen hin und her; alle Stuben sind noch nach dem Abend und nirgend ist es aufgeräumt! — der Regen hat Alles durcheinander jeriaurt! — was kommt sie auch so unangemeinet? — Und Frau Titania, schalt der Spag, ist und bleibt eine Träumerin! sie hätte wohl eine Illumination veranstalten können, oder einen Ball, oder „lebende Bilder“ mit Musikbegleitung und Declamation — das hätte sie hier in Dünelders schön lernen können! — Aber sie bekümmert sich um Nichts dergleichen, sie schwagt immer nur von Natur; Natur! — ja! es hat sich was mit der Natur, wenn sie behändig regnet und friert. Da muß man ins Theater gehen und sehn wie sie es da machen; da wird die Natur zum Audud gezeigt, wenn sie sich nicht schiden will nach dem Publikum; dem Raum der Zeit und der Beiter! — doch still, still! daß sie es nicht hört! —

Nacht auch doch keine unnötige Sorge, rief da plötzlich ein Rabe in den schwagenden Kreis; die Nachtigall hat schon längst mit ihrem Schach ein hüßes Stübchen gefunden in der Geißblattlaube dort, und ist froh, wenn ihr sie in Ruhe laßt und mit seinen Anklagen quält — sie hat sich sogar durch mich alle und ichte Achtseligkeit verbitten lassen; sie liest nicht dergleichen. —

Die wehmüthige Person! so läppelte es ganz leise hier und dort und dann verkamte das Gebüsch und Jeder suchte das eine Nachtquartier.

Auch Blancheffleur machte noch — sie hatte doch aufgerichtet bei All diesen Reden. — Alle die Nachtigall war es gewesen, die so wunderbar durch den träuen Abend gerufen,

wie eine Stimme aus schöneren Welten. — Sie hatte oft im Treibhause von ihr erdäbten hören, aber niemals noch sie selbst gesehen und ihren Gesang vernommen. Nun war sie in ihrer Nähe! — o, wie ihr das Herz schlug in freudiger Erwartung! Zum erstenmale seit ihrem Aufenthalt in diesem Garten schielte sie unter glücklichen Träumen ein und hörte die süße Stimme wie ein irdisches und trübendes Mägdlein ihr grünes Bettchen umfliegen. —

In sehnender Hoffnung und Erwartung schwanden ihr die nächsten Tage hin. Das Allernächste und Einfachste wäre nun wohl gewesen, wenn sie hinaus gegangen und sich umgesehen nach dem neuen Gasse des Gartens und seine Befantheit zu machen gesucht hätte. Indes war ihre arme Gasse von all' dem Schmachten und Trauern so trüg und matt geworden, daß sie weder Ruch noch Lust zu dem Allernächsten hatte. Sie fand es viel bequemer in ihre grüne Tede einschüllt zu liegen, von einem wunderbaren Zusammenstreifen mit der Schwärze ihrer Seele zu träumen und sich ihr Bild mehr und mehr auszumalen. Ihr süßes Gese denken war wunderbar dieses Bild ausfah! Die Farben des Regenbogens waren matt gegen die, womit ihre Träume die Flügel der himmlischen Sängern ausschmückte, sie sah die Nachtigall auf glühenden Äufern einher schweben, ihr rothes Schändelchen tauchte sich nur in die Reize der reinen und jartchen Blumen, um sich Violettendau und Hengiseln zur Speise zu holen und das Köpchen schmückte sie ihr mit einer gelbstahlenden Krone, deren sich ein Paradiesvogel nicht zu schämen gebraucht hätte. — Und so träumte sie fort und fort und es war wohl kein Wunder, daß Alles, was sie um sich her „Freuden und Reichen“ sah, und darunter allerdings manches widerliche Ge, wärm sich befand, ihr immer unerträglich wurde, neben dem Bild ihrer einsamen Träume. Die Stimme ihrer Freundin hatte sie noch nicht wieder gehört, denn Frau Nachtigall hatte viel zu besorgen in dem kleinen Häuschen, das sie sich mit ihrem Lieb baute, auch mechte wohl ihr Häuschen auf der kalten Frühling, reise etwas heiter geworden sein. Tania schien kein redtes Augenmerk mehr auf ihren Ziebling zu haben; vielleicht hatte sie Mägdlein zu schaffen und zu besorgen und die andern Vögel hatten auch ihre Hände voll zu thun bei der Fänge der vielwunderbaren Blümlin, die sich jetzt an allen Ecken und Enden aus dem Boden drängen. So wurd' es denn immer einsamer um Blandesflour und es war

ihre dies eben recht, denn Alles, was sie hörte in den schönen Träumen, kam ihr höchst anagelegen. Zum Beispiel: vieler kleine graue Vögel, der immer so geschäftig dabei lief und in ihre Gloschchen mit gar bescheidenen, aber sehr forschenden Augen sah — was will er nur? er ist mir ein unangeleglicher Gesell, gut, daß er nicht singt — er hat gewis eine Stimme wie ein Giel! — So dachte Blandesflour und wachte migmuthig das Köpchen, so oft das arme kleine Geschöpf wie ein wahrer Liebesfisch durch ihre phantastische Traumwelt fuhr. — Eines Tages aber hatten heilige Kopfschmerzen sie gequält, ihr Gemach zu verlassen und frische Luft zu atmen. Die Sonne schien warm und mild und Alles war in geschäftiger Bewegung im Garten, die Schnecken strecken aus ihren Häuschen, einzelne Vögel summen schon und hier und da fliegen Schmetterlinge wie auf leichten Geistesflügeln durch die Blumen. Mit schlaftrunkenen Augen sah die Gasse sich um in diesem frischen Leben. —

Sieh! da — sieh da! hörte sie plötzlich eine Leide neben sich sprechen, da hat sich aber Frau Nachtigall einmal einen tüchtigen Regenwurm aufgegabelt für ihren Schatz! — aber laßt! der graue Sperber will ihr ihn wieder entreißen — wie sie sich wehrt! — was sie für Augen macht! — sie nicht wahrhaftig gerath aus wie eine Aue! —

Bei den ersten Worten war die träumende Gasse aufgeschreckt — wo? wo? — um Gotteswillen sage mir, wo ist die Nachtigall? —

U! dort! erwiderte karmles die Leide, daß du die noch nicht gesehen? sie kommt doch alle Stunden fast an deinem Gemach vorbei! und, guck so neugierig hinein, daß ich gemeint hab', ihr wäret schon alte Bekannte.

Blandesflour schaute hin und sah den grauen Vögel, den verdächtig, nicht vor sich — es war die Nachtigall, sie wehrte sich bestig und ängstlich gegen den Feind, der ihr die Nahrung für das brütende Lieb entreißen wollte; sornig schlug sie mit den kleinen Flügeln um sich und ihre großen Augen funkelten vor Wuth und Aufregung. — Blandesflour aber just so unkommen bei diesem Anblick und fiel ohnmächtig in die Arme einer vorbeilenden Gelspinn. —

Wie ich mich getäuscht habe! — o, mein Traum, mein schöner Traum! — so klagte und weinte sie in der stillen Einsamkeit ihres Gemachs — das alle wäre die himmlische Sängern! der graue häßliche Vögel, der so sornig auslief und der sich mit so gemeiner Speise begnügt! — Nein — nein! niemals

mehr seh' und hier! Ich noch ihr — sie ist ein gemeines Geschöpf! — ach, es giebt doch nichts Schönes auf Erden — o war' ich doch daheim im Paradiese!

Unter diesen Klagen schwanden ihr wieder ein Paar der traumigsten Tage ihres Daseins hin. Sie sah gar nicht mehr aus ihrem Klettendblatt heraus und verschloß Aug und Ohr vor Allem, was sich indes in dem schönen Garten that, durch welchen der Frühling immer reichlicher zog und Freude und Segen spendete für alle Wesen darin: nur nicht für die arme getäuschte Blanche-Hour.

Da geschah es eines Tages, daß sich eine lange glänzende Schlange um ihren Busch ringelte. Wie es kam, daß sie bei ihrer großen Abneigung vor allen lebenden Wesen gerade einer Schlange ihr Gemach öffnete und sich bald in einem lebhaften Gespräch mit ihr befand, kann ich hier nicht untersuchen, genug, das lang verschleierte Gesicht der armen Gist wurde von den geistreichen Reden ihrer Gesprächspartnerin bewungen, die mit schmeichelnden Worten ihren schwermüthigen Klagen zuhörte.

Ich weiß, ich weiß! — ich verstehe dich ganz, sprach die Schlange, auch ich habe mich wie du geirrt, auch mich elste das Leben an mit all seinen rauben und böglichen Seiten. Aber Muth gefaßt! mein Kind, und vor Allem das falsche Ideal, den kranken Traum deiner Seele fahren gelassen! — Jener sentimentale Nachigallstern hat dich ganz irre geführt, du hast nun selbst gesehen, in welchem alltäglichen unschönen Geschöpf er gehüllt! — Diese kleine Hausmannsteele, so vertieft in ihr Nest, in ihren Schwag und ihre Jungen! — wie war' es möglich, daß sie etwas Anderes befinnen könnte, als was in dem Bereich ihres engen Lebens vergeht? Was kümmert sie die Welt? die weite arge Welt! nichts liegt ihr an ihrem Verfall, ihrer Meinung; deshalb geht sie auch immer so nachlässig in ihrem grauen Hausdreck einher. Und dabei ist sie doch so feinsinnig er, nicht Alles zu sehen und zu hören, daß es bei den Menschen um Sprichwort geworden ist: „neugierig wie die Nachtigall.“ Hast du nicht bemerkt, wie sie dem elenden Schnockchen ins Haus geht und sich darum bekümmert, wohin es frucht? — Ich glaub' sie hat manchmal ihren Staubfächer an einem Grasstamm daran, wenn der Wind ihn an ihrem Ruche auf und nieder wirft. Dabei ist sie so schnell alterirt! Ihr Schwag braucht nur einmal eine halbe Stunde von ihr entfernt zu sein;

oder sie gar mit einem gleichgültigen Blick anzuweichen: so bricht sie gleich in Klageklänge aus, das man meint, die Brust müßte ihr zer-springen. Das ist keine Künstlerie! ein ganz feinsinniges Wesen, ohne alle grobartige Weltanschauung; ohne alle flaffische Bildung, ja! sogar, was das gräßliche ist, ohne alle Religion! —

Wie ist das möglich? fragte Blanche-Hour, und ihre Stimme schien mir fromm und rein, wie die eines Engels zu sein! —

Das ist es eben, gekostet die Schlange, damit hat sie dich schwer verführt! — Frage nur den frommen Dompfaff, der da draußen im hirschen Häuschen seinen Verfall ausgießt, schlagen; er wird dir schon Bescheid sagen! Im Vertrauen gesagt, ich sehe in geheimen Verhandlungen mit dem gelehrten Herrn und könnte über Manches Auskunft geben. Deiner heiligheligen Gebieterin, der Frau Titania, wird das Reglement hier im Garten ein wenig im Zaum gehalten werden, es wird auch schon geordnet werden, daß über Leidenschaft, die Nachigall, mit ihrem verführten Eide nicht aufkommen soll. Diese Unkraut, die ich nicht scheut, das Weib, das über tödliche Lippen gar nicht kommen sollte, so dreist, so laut auszusprechen und in jedem Triller zu rufen: Liebe! Liebe! Liebe! — Mich schaudert, wenn ich denke, wie viel unschuldige Herzen sie schon damit verderben hat!

Ach, dachte Blanche-Hour, gerade dieses Wort hat mir ins Herz, als woll' es ein schlummerndes Gnad darin erwecken. — Aber sie ruhte nicht mehr zu sagen, sie war gefangen von der neuen Augen Argwohn und überließ sich bald ganz und gar ihrer Fühnung. An einem schönen Morgen sagte sie ihr aus dem stillen dufthigen Garten nach einem nahe gelegenen Gut. Dort, hatte die Schlange ihr verprochen, sie in Gesellschaft zu führen, wo sie bald ihre romantischen Grillen vergessen und ein neues Leben lernen würde. Sie kamen in einen prächtigen, feinsinnig angelegten Garten: aus reichen Warmherbeden stiegen glänzende Springbrunnen empor, in hohen Bäumen glühten schlanke, ausladende Blumen: buntfarbige Heide, gelb schimmernde Kanarienvogel weigten sich in goldenen Büschen; Papageien, Lärche und Raben schwärmten durcheinander, vor Allem aber spazierte in der Mitte ein prächtiger Hirsch einher und schaute sich um mit süßem Blicken.

Die kleine Gist, ohnedieß von dem hellen Tageslicht geblendet, schaute ganz verwirrt umher. Bald aber hatte die Schlange sie

bekannt gemacht in dem Kreise und sie fühlte wenigstens die Sympathie, in welcher sie so lange gelebt, für einen Augenblick einer wohlthuernden Aufregung weichen. Doch ganz bezaubert stand sie, als plötzlich der Pfau sein majestätisches Fächerenspiel vor ihr entfaltete, indem er die Flügel wie ein großes Rad auseinander schlug und im Glanz der Sonne die phantastischen, wunderbar gemalten Federn schillern ließ. Es war ein entzückender Anblick! Nicht wahr, näherte die Schlange der haunenden Elfe ins Ohr, das ist eine andere Schönheit als die graue Nachtigall? — Blancheur antwortete nur mit einem Seufzer. — Ja, solche Federn, solche Farben, solchen Glanz hatte sie in ihren Träumen der Nachtigall geliebt! aber diese Erscheinung war dennoch eine ganz andere; viel majestätischer, viel wunderbarer! — ja, es war mehr als sie zu träumen vermocht und hingestrichen von all dem Glanz eilte sie in dem herrlichen Vogel und bet ihm ihre Tiefen an und ihre bewundernde Liebe und Hingabe.

Der Pfau lächelte ganz herablassend auf die kleine eraltete Elfe, er schien sie für ziemlich unbedeutend zu halten, indes Verwunderung ist süß und ein Pfau verhöhnt auch die des geringsten Weisens nicht. Die Schlange hatte sie nun zwar als der lieblich der vielberühmten personifigierten Titania veranschlagt; aber darauf schien man gerade keinen sonderlichen Werth zu legen. In diesem Bereich war das lustige Wälchen der Elfen und Aeren nicht zum Behen angeschlossen, man hielt sie für unnütze Wesen und Blancheur hörte von Tingen sprechen, von welchen sie niemals eine Kenntnis gehabt.

Es waren allzumal weit gereizte und unterrichtete Vögel, die viel gesehen hatten in fremden Ländern und des Zutritts in den gebildeten Familien und höchsten Kreisen sich rühmen konnten; sie wussten Vieles von allen möglichen Schätzen der Kunst, der Wissenschaft und Industrie. Die harmlose Welt des Weibchens, in welcher die jetzt die Elfe gelebt, war hier gänzlich unbekannt; oder wurde mit Geringschätzung behandelt. Auch gar scharfe Kritiken hörte sie über die Sängler der deutschen Wälder und Hüten, von deren Ruhme man ihr so viel erzählt und denen sie selbst auf ihrer Anblingerreise hier und da mit so vieler Freude gelauscht hatte; die ihr so manchmal Treue in die trübe Seele gesungen. Sie vernahm starker aber lächelnd gar ironisch, wenn sie ein schwärmerisches Lob für einen vernahmen lies und wussten es ganz anders. Die

Nachtigall war ihnen zu gemächlich; die Treue in einseitig; das Melodische zu sentimental, die Kunst zu brutal; der Hink zu revolutionär; die Kreise zu frömmelnd mit ihrem ewigen „Trillili“ das sie zum Himmel empor schickte. — Wenn hätte Blancheur die schönen Vogel gebeten, ihr etwas zu singen; denn nach all diesem strengen Kreisläuten durfte sie wohl etwas ganz wunderbares von ihnen selbst erwarten, das all die Lieder der eben so scharf getadelten Sängler überbieten würde; aber sie war zu bescheiden, dieses das erstemal schon zu verlangen und beugnete sich mit der freien Zustimmung, daß es bei ihrem nächsten Besuche geschehen würde.

Und Tag täglich, wenn die Sonne im Mittag leuchtete, wurde die Elfe von ihrer Freundin in den prächtigen Garten geführt. Niemand bemerkte unter den Aeren dieses Verschwinden, weil um jene Zeit die Elfen, die Kinder der Nacht, schlafen und träumen in ihren düstigen Gedanken. Blancheur aber dank, wie alle Kranken der Art, die Errettung ihrer Natur umgekehrt und schon lange die schönen Nächte, wo ihre Gezeiten zu sanften rufen, oder ihren leisen Geschwätzen nachzugehen, aus lauter Verdruss vertrieben. Die Schlange beharrte sie in dieser Lebensweise, sie sagte: die dämmernde träumende Nacht langt gar nicht für dich, du mußt an den Tag, den besten Tag wo man die Dinge sieht wie sie sind und der Abend und die Nachtigall, das sind schlechte Gesellschaften für dich.

Freilich war Blancheur zuweilen sehr müde und gleichsam wie verwirrt von dem sie blendenden Tageslicht, oft hat sie ihre glänzenden Freunde, mit ihr in dunklen einsamen Gängen zu wandeln und sich zu erheben und zu sammeln von all der lauten Verschlingung des Tages Lach der Garten war viel belebt von Wesen aller Art und immer gab es was Neues zu sehen und zu hören. Dieser war, dem dieser Vorschlag gefiel, es war Jedem bang er veräume etwas in solcher Einsamkeit und ein Anderer müßte ihm während dieser Zeit den Raum ablaufen bei den Bewohnenden, die sich viel mit den bunten, schwärmenden Vögeln abgaben und ihnen allerlei Weisheiten machten. Und dieses Schwärmen selbst — ja, es war höchst pilant; sehr geistreich, wie die Schlange verurtheilte, Blancheur glaubte es gern, aber ihr Herz blieb leer und kalt dabei und schmeckte sich wie unvoll, wenn sie allein war. Oft sah jener Nachtigallsturm durch ihre Seele, wie ein Hauch, wie eine Wille, der sie Alles, Alles hätte gewahren können. — D,

wie oft schaute sie sich noch einmal diesen Ton zu hören; aber sie schaute sich diesen Wunsch auszusprechen, sie traute sich nicht sein Urtheil mehr zu. Und dann hörte sie auch die Nachtigall nicht mehr singen; da sie die Nacht immer verschleierte, wo ihr süßes Lied die einsame Stille belebte. Zudem irritirte die böse Schlange gewaltig im Garten gegen die, ihr verhasste Tängerin, ein ganzes Heer von Kröten, Töbchen und Eßkern hatte sie gewonnen, die jedesmal ein gewaltiges Geschrei erhuben, so oft sie die sanfte Stimme in den Gehäusen erhörte. Der südlische Frost, der noch immer einen hartmüthigen Krieg mit dem Frühling führte, war ebenfalls ihr entschiedener Feind, und Regen und Wind schenkten oft das jarte Geschöpf in sein Nestchen zurück. Da freilich war es traulich und lieb, es lag so heldisch geschützt von blühendem Weidern und Gelbregengewissen, was kummerte hier die Liebende alle Lüste und Begehr bei der zärtlichen Sorge für den trauten Gefährten, für die kleinen Jungen, die über ihre Schnäbellein aus den glatten Gehäusen ihr entgegen strömten.

Tie ante Nachtigall! kein Thier hat eine so christliche Liebe, eine so selbstlose Sorge für die Jungen, wie sie. Darum auch wohl ist ihre Läng so rein wie der des ungetrübten guten Gewissens; darum auch hebt eine solche Hülle von Freud' und Schmerz, von wennem vollem Wohlthun und hingender Schulsucht in ihrem Gesange, weil sie liebt, weil sie nicht träumt von der Liebe; sondern weil sie lebt für die Liebe, weil auf ihre Kreuden sie umfängen, auf ihre Gefahren ihr drohen und weil sie Muth und Wachsamkeit ihr verleiht, entgegen allen Gefahren zu widerstehen oder flugend darin unterzugehen. — Ja wohl! der Boden, auf dem die ächten Liebesblüthen gedeihen, ist ein viel bebaudeter; da, da muß der Schmerz tiefe Aehren jehen, den muß der Thranen Thau besäuen und die Gnadensegne der Frucht muß vom Himmel scheinen und die trübten Keime hervorreiben.

Vergeblich dante Blancheur auf die Gesänge ihrer schmerzlichen Freunde gewartet; sie mußte endlich erstarren, sie konnten nicht als schwachen, stützen und nachgeben, was sie von Andern gelernt, als glänzen und prunken mit der Nacht ihres Schicksals. Das alles konnte wohl dienen, auch wohl belehren und ernteden, aber — Blancheur kaufte wie immer und mehr noch, wenn sie sich nach solchen Ausflügen wieder in ihrem grünen Geleis befand und in ihrem weichen Lode wickelte. Indes war sie doch nach und nach der Günst-

ling des hohen Wians geworden, vielleicht weil sie dies mit so ungerechtem wäner Bewunderung, in Begierde, vor ihm stand, wenn er sein majestätisches Herkommen schau und das mochte ihm wohlthun, weil er sonst nur Nist und Wagnis unter seinen Gefährten kannte.

Aber eines Tages, als Blancheur wie, der in seinem Ansehen verfallen stand, entschloßte auch ihr unwillkürlich der Ausruf: o, du stolzer, königlicher Vogel! hättest du doch eine Stimme wie die kleine graue Nachtigall! —

Mit jenseitigen Augen sah der Wian die Gise an — Holz warf er sich in die Brust und: lauba! — lauba! so viel er, das es weit durch den Garten schall. Alles fuhr auf und that sehr entzückt, ebenso Jeder das Vaden bei sich verbiß — Blancheur aber ättert und bedte am ganzen Leib; entzückt sah sie aus dem Garten und als sie dahin anlangte, warf sie sich schüttelnd vom Fieberfrost auf ihr Lager nieder. Mit Schauern dachte sie daran, wie sie hier die Nachtigall mit dem glänzenden Blauschneid geschnitten und es war ihr auf einmal, als hätte das eigne Traumbild sie gelehrt und mit Speit und Schmach befallen —

Während sie so bedauert und territten von dem neuen schmerzlichen Einbrüche da lag, verbeizete sich plötzlich ein heller Schein um ihr Lager — wie ein milder Athemzug weht es um ihre heiße Banag und als sie die matten Augen aufschlug, fand Thania neben ihr und legte die sanfte Ellenband auf ihre Stirne.

Nur Scheindas hatte die schöne Fee ihren Riebling verlassen, sie wollte ihn selbst suchen und finden lehren und wußte wie es kommen würde. Jetzt aber schien es ihr Zeit zu sein mit der rechten Hülfe; mit mütterlicher Freundlichkeit neigte sie sich zu der Armen und hatte bald die Geschichte ihrer Leiden erfahren. Mit tiefer Entrüstung vernahm sie der Schlange Lude gegen die Nachtigall, welche sie trotz ihrer Sorge nicht in dem Grade gekniet hatte.

Erfüllte meine Bitte, sprach sie zu Blancheur, laß es mergen dein Geschick sein, das Geschick, in dem die Nachtigall ihr Nest gebaut, in schünen; küsse die kleinen Aebeln nach an den sich darüber bogenen Aebeln; küsse die grünen Blüthen rein von jedem Staubchen und jedem Gewürme und küsse tiefsche Thausperien in das Gras auf dem Boden. Dann wirf jureiten, erlösen diesen Gefährten, einen von verdächtigem Bild in das süße Hauschen der Liebe, sich den kleinen süßen Vogel, der dir so hübsch vorgekommen,

bloß, weil er dem Bilde seiner eigenwilligen Phantasie nicht glich, einmal so recht an in seinem Eden und Aethen. O, wie wird er dir bald schöner vorkommen in seinem grauen braumagelirten Kleidchen, als all die bunt gekleideten Geschöpfe, mit welchen die Schlange dich verleben dich. — Selbst das, was die so unheim an ihm künste, es wird dir lieb werden, weil es zu ihm gehört; sein zerniger Ruch, wenn er sich weht, wenn man ihm entziehen will, was ihm und den Seinen gehört; seine harmlose unschuldige Keuschheit, wenn er Alles begehrt, was um ihn her geschieht; die vertraute Sicherheit, wenn er sein Häuflein nicht an die Erde und den vorbei führenden Weg baut; sein Suchen der Einsamkeit, wo er keine Aaen, keine Freuden und Götter auskriecht, nicht für die bunt gekleideten Mäde der Nacht, für die Kräfte und Kerkwiler; sondern der Welt und den Herten der Weis, welche gleich ihm die Einsamkeit suchen und Riche und Schmerz kennen wie er. — O, du seltne, wunderbare Künstlerin! wenn erigen Meister der Weltharmonie selbst schielte und hingekelt in das rauschende Tüchster seiner argen Schöpfung! — wie hat man dich verläumdelt! — aber ich will dir dein Recht verschaffen! —

Titania ging und überließ Blanchefleur der Ruhe und dem stillen Nachdenken. — Am andern Morgen erfüllte die wieder neu auflebende Gite den Reich der Herrin und verlebte einen stillen Tag in dem duftenden Gebüsch, welches das kleine Nachtigallchen umschloß. Titania aber sorgte und waltete geheimnißvoll in dem Garten umher, sie hatte Unterredungen mit den Geistern der Lust und der Weisheit, welche sie als Dichtler ab nach dem Sturm und dem Regen, welche in diesem Frühling so oft den Reichen der Natur hörten; sie schmückte den Sonnenhübeln und den kleinen Ferkeln, daß sie halten die Reichen der Blumen eiliger und glänzender zu entfallen und die Blätter mit frischen Haaren überziehen. Dann schickte sie durch den kühlen Morgenwind Einklungenen aus an alle Bewohner der Thier- und Götterwelt des Gartens; sich zu schmücken zu einem glänzenden Aethen, das sie heut Abend zum Umfange des Weltmenschen zu geben gedachte.

Alles geriet in freudige Bewegung und als nun die Sonne ihre Strahlentrone in den Rhein armierte und ihr letztes Gold die Ripfel der Bäume noch umalühte, da schwebte Titania strahlend und glänzend über dem

Denkmal des verklärten Dichters und schwang gebierend ihren Ellenbogen. —

Jeder Nigist verkommte, milder Anstetten die Abendblüte und wüsten den Raum mit süßlichem Lufte, ein göttlicher Friede lag ausgebreitet über den grünen Matten, den dämmenden Laubgängen. Und wieder künste und rauschte es seltsam durch sie hin und leuchtende Künste schwebten durch die Büsche. In leichten schimmernden Bläuelchen, von Jehanniwürmchen gezogen, kamen die Offenprinzen und Prinzeßinnen angefaßten und nahmen ihre Sine ein auf den duftenden Blumenstien im Gras und auf den Beeten. Den allen Zeiten schwebte, flieg, froh, schlich, hörte und sprach es herbei: eine heile Kungertung hatte Titania nicht befragt; die arme Schwebte sah unbedürftig neben dem höchsten Offenprinzen und die graue Kungerte theilte einen Zug mit dem goldschimmernden Kater: der Zauberstab der schönen Aer ließ seinen Theil zu und Alles war Friede und Freude.

Blanchefleur aber sah in dem kühnen, schwellen halbgeöffneten Reich einer Kefe, welche die gütige Herrin statt ihrer, während ihrem müßigen Herumstreifen freudlich gepreßte hatte, eine nie gekannte freudige Abnung reichte in dem kleinen Offenreich.

Noch war das glänzende Göttern des Abends verborgen in einem weichen purpur, geränderten Wolkennetz und die freudig jubelnde Symphonie der Finken, Amseln, Meisen und Gesträucher schon verklungen: die Unse hatte ein paar schaurige Romanen geungen und einige Freide ein beiderd Allegro hören lassen.

In den Zwischenpausen, ganz unbemerkt, war auch die kleine Nachtigall herbeigeflogen, das Köpfchen tief in die grauen Mäueln geduckt, sah sie da auf einem schmalen Goldregenweig und schien die große glänzende Gesellschaft gar nicht zu bemerken, obgleich Alle auf sie binstahen, weil Titania sie als die Prima Donna des Abends angestund. — Fachte sie an ihr Lied dabei? — an die kleinen Vögelin, die sie verlassen unter südem Felsen — oder lauschte sie schon den Tönen, die noch schlummerten in ihrer Seele? und was werden sellen zur Uhr des Abends? — Wie alt und grau sie auslcht! — hörte Blanchefleur hinter sich einen Kellereisel zu einem geizigen Grasthüpfchen sprechen. — Die gemeine Teileite von der Welt! erwie, wie tiefes, und weils! ein Anstand! als dächte sie an ihren Braten in der Kufe — ungläublich, daß sie die Prima Donna des Abends sein soll! — Unwillig reichte sich Blanchefleur

um nach den Sprechenden: ach! wie lieb und holdselig kam ihr in diesem Augenblicke die Nachtigall vor in ihrer barocksten Einfalt, so verschloß sie von andern Concertsängerinnen, die sich mit heissem Aufwand auf der Bühne freigen und schon vor dem Beginn des Gesanges ihre Blicke auf sich zu ziehen be müht sind! —

Doch jetzt schlug der Kapellmeister des Abends, der begierigte Westwind auf den Busch und rief dem träumenden Vöglein zu:

Jean Nachtigall! Jean Nachtigall!
Erhebe deiner Stimme Schall!
Du himmlische Cecilia!

Der Mond, der volle Mond ist nah!

Alles hub sich unwillkürlich empor bei diesem Signal — die Nachtigall schwebte ganz ruhig aus dem Vorderzweig des Baumes, hob ein klein wenig das Köpfchen und schickte ein Paar Töne empor — leise und laut wie ein sehn, süchtiger, verlangender Seufzer. — Aber schon diese schätzerne Note schien den Himmelsfürsten erröthet zu haben, plötzlich schlug er sein Wollenzettel aufeinander und trat hervor; den Garten mit sinnlichem Glanze überflöthend. — Begierigt breitete die Nachtigall ihre Flügel aus und im Strahle des himmlischen Lichtes schimmerten sie plötzlich wie Paradieses-Schwingen um her, ihr großes Auge streute Strahlen aus, indem sie nach dem Mond blickte und nun sang sie! — jubelnd, schmetternd, kauselnd, flüsternd; bald schwelend wie in unendlicher Lieb- und Wonne, bald aufgeschwiegen in heiliger Ecmucht und Andacht — so kante der wunderbare Gesang aus der Kehle des kleinen Vögels empor zu dem leuchtenden Gesichte des Himmels und schien immer helleren Glanz aus ihm hervor zu lehen —

In lautester Stille lag der ganze Garten, kein Athemzug regte sich, nichts als das wunderfame Lied wurde gehört und Blumen und Gräser und alle Wesen schienen aufgeschloß in Wonne und Andacht. — Und Blancheffour? — sie hatte sich aufgerichtet in ihrem Reinsfelde und blickte aufrecht auf ihren Reinsfeldern und ihre Tränen trepften aus ihren Augen auf die glänzenden Blätter, Thränen der Freude, des Schmerzes, ja des Schreckens vor diesem gewaltigen Klange — denn so ist der erste Eindruck, den uns das wahrhaft Schöne macht, das er uns mit einer Art von Schrecken erfüllt: daß wir neben der Freude einen tiefen Schmerz empfinden, bei dem Gedanken: wie mancher Raliche und Unreine wie bisher für das Schöne hielten: wie lang unter Herrn gearbeitet hat und verschloßen blieb seinem wunderbaren Gindrud. Wohl dem! der De-

muth genug besitzt, dies zu befruchen und har! und freudig Alles abzuwerfen was ihm fristet, die die himmlische Wahrheit seine Seele tral. —

Blancheffour breitete ihre Arme aus und schwebte hinüber zu der singenden Nachtigall, lichtglänzend war ihre Gestalt, wie ein Vete der Freude, wie eine Geberin ewiger Jugend und Frische und segnend legte sie die zarte Geisterhand auf den süßen Vögelchen des Venzes, die melodische Gefährtin der Nacht, die Sängerin der Liebe. —

Soll ich euch nun noch weiter erzählen von der schimmernden Mondnacht im schönen Lichtergarten? — wie die Alfen so selig sangen um die geweihte Urne des hingeschiedenen Sängers, während die Nachtigall aus den Büschen die schönsten Lieder erklingen ließ, von dem Glücke der Gegenwart; von den Freuden und Leiden einer vergangenen Zeit! — Ihr könnt es euch selbst erzählen, denn ihr habt ja wohl Alle einmal eine solche Frühlingnacht voll Liebe, Gesang und Mondlicht erlebt. —

Die böse Schlange hatte sich vertragen in ein altes Gemäuer, der Kellererl und das Graubüppchen waren verschwunden, wenigstens fragte Niemand nach ihnen, der Dampfschlange ganz still aus seinem Hauie zugehört und ein natemelles Schnecken, das bei ihm gefest, wollte behaupten: daß er sich heimlich ein paar mal die Augen an einem Salzblatt abgewischt habe; indes hat er dies niemals eingesehen wollen.

Am andern Morgen aber da standen Blancheffours Rosen rothglühend im Strahl der Sonne und umgürtet von heißen Perlen, trepften, den Freudenthränen, welche die Alfe darauf gereimt.

Und Nachtigall und Rosenell lebten ein seliges Frühlingglücken zusammen, in schwerer, sicher Eintracht und Liebe. Jamer schöner fand Blancheffour die Freundin und manchmal fragte sie haunend sich selbst, wenn die Nachtigall so schlank und leicht in dem einfachen Fleide durch die Büsche schwebte: wie hob ich doch einmal den Pfau schöner finden können und den eilen Papageni und den bunten Calau? — Und wie lieblich, wie schön kam ihr jetzt Alles vor im weiten Frühlingreiche, seit sie dem Lied ihrer Seelenstimmlicher lauschte! — Frisch und leicht schreit sie über Wälder und Freiden hinweg und ärgerte sich nicht mehr über die Geispielen, wenn sie den bößlichen Maulwurf amüht fanden. — Sie grübelte nicht mehr über die Ewigkeit jenseit dieses Talains — denn jeder Augenbild war ihr ein volles, ganzes Leben; ein Athemzug der Un-

Herzlichkeit. Die Blume der Schönheit blühte immer früher und herrlicher unter ihren blühenden Händen und ihre Lust stieg mit dem Tode der Nachtigall wie ein dankendes Weib, rauchend empor zu dem ewigen Schöpfer der Natur, dem Vater aller Weisen. —

Einer der poetischen Geister aber, die in dem atemtheligen Hause nach Titians Bericht webten, hat auf Petrarca's herbstlichen Götterin dieses Gleichnißes gerade so aufge-

schrieben, wie es in dem schönen Dichtergarten passierte. Zudem er hofft, daß er manchem Liebhaber solcher heimlichen Gartengeschichten damit eine Freude macht, wünscht er zugleich allen traurigen und kranken Herzen, daß sie gleich der besten Blancheheur geheilt und durch einen frühen Nachtigallentode Liebe und Freude empfangen und erwachen in dem rechten Lebensgenusse, zu einem seligen Genügen des irdischen Lebens. —

König Michel.

Nach von D. Perchenbach.

Es war einmal ein deutscher Bauer, der hieß Michel und war mit der Weltvergnügung unzufrieden. Man allermaßen ärgerte ihn die ungleiche Vertheilung der Glücksgüter. „Es ist eine himmelstreichende Schande“, sprach er oft, „das wir armen Tagelöhner und in der Zehntenbisse auf dem Felde müssen braten lassen, während die reichen Gutedörfer nur hier und da einmal die Raie auf den Acker fieden und im Uebrigen in Reichthum und Ueberschuss leben“. Von den Statthaltern und dem Adel mußte man ihm velleute nicht sprechen, sonst wußte er sich wohl und suchte wie ein Heide. Einmal sah er besonders missmuthig bei seinem Viehstall in der Waldschenke mit tranen im Ager ein süßes Thier, als gut für seine Sinne war. Als ihn der Wirth zur Heimeinbrach drängte, weil der Abend schon hereinbrach, suchte er noch einen hübschen Krug in die Tasche des langen leinenen Kammele und verließ ihn weg. War der Weg der vielen Gräben und des reichen Baumwuchses wegen bei Nacht für einen Rückkehrer schwer ansehbar, so war er für den betrunkenen Michel völlig unmöglich. Das sah er selbst ein, darum fand er es vernünftiger, sich mit dem Rücken an einen Weidenstamm zu lehnen und in guter Kameradschaft mit seinem Krüge der Viehstallfrage auf den Grund zu gehen.

„Warum bin ich ein simpler Tagelöhner?“ lachte er; „kennte mich der liebe Herrgott nicht in einem reichen Manne machen, der in der Kutsche fährt und alle Tage Sonntag hat? Qui, warum bin ich nicht ein König, der allein zu denken und nichts zu thun braucht, als Meerwein essen und Champagner trinken? Ja, Michel, ein König! das war das rechte

Geschäft für dich. Auch, die Könige sollen leben und ich, als ihr oberster Diener auch!“

Mit diesen Strenggedanken streifte er sich der Länge nach in's Gras, den geliebten Krug glücklich im Arm haltend. Aber Wahrheitsliebe nach hätte sich nun der Tag auf seine verklärten Augen geoffnet, wenn die Geister nicht noch ein wichtiges Jägergespräch mit ihm beabsichtigt hätten. Aus seinem Krüge stieg nämlich eine wunderbare Gestalt hervor, die sich aus ihrer übergrößen Länge in eine mehr passende Breite veränderte, sobald sie dem engeren Hais gänzlich entschlüpft war. Sie hatte das Antlitz und die Glieder eines Menschen und war doch wieder so himmelweit von der fassbaren Körperlichkeit verchieden, daß Michel, trotz seiner Betrunkenheit, auf den ersten Blick erkannte, daß er es hier nicht mit Fleisch und Blut zu thun habe. Hätten ihm seine Sinne den Dienst nicht verläßt, er würde den schönsten Gebrauch davon gemacht haben; so aber mußte er weiches dem leuchtenden Weizen Stand halten.

„Es scheint, Michel“, sprach der Geist, „du hast Ahrdt vor mir. Was mit diesem unheimlichen Gefühl, daß nur geeignet ist, große Seelen in die Stöße der Götterlichkeit nieder zu ziehen? Ich habe deine Klagen oft genug gehört und bin gekommen, dir ein höheres Loos zu bereiten! Wünscht du einen Stand, welchen du willst, und dein Wunsch soll erböt werden.“

Michel wußte nicht recht, ob er träume oder wache, dachte aber doch, daß es ausseinen Fall schaden könne, wenn er seinen Wunsch thue. „Gnädiger Geist“, sprach er deshalb, „wenn ich werden kann, was ich will, so mache

wich zum Könige in einem Lande, wo einiger Frühling herrscht!"

"Dein Wunsch sei gewährt," antwortete der Geist; "doch muß ich dich weit hinwegbringen von diesem stillen Landstrich, denn der ewige Frühling ist nur jenseit des Meeres. Es ist eine lange Reise, die du nicht zu Fuß machen kannst, doch daß du selbst ein gutes Fuhrwerk bei dir, den Krug nämlich. Ich werde wieder hineinschlüpfen, lege dann den Krug fest darauf und nimm ihn zwischen die Beine; das übrige wird sich finden. Doch muß ich dich warnen, nie den Versuch zu machen, mich aus meinem Aufenthaltsort zu versetzen, sonst ist dein Glück für immer dahin."

Alsobald setzte sich der Geist wieder in die Länge aus und schlüpfte durch den engen Hals in den Krug, und dem ein so heiler Glanz strömte, daß er den Krug, den er wegen seiner Größe hatte, ohne Mühe widerstand. Er schlug ihn mit einem Stein recht fest darauf und stellte ihn vor sich hin, überlegen, ob er den unbekannten Geist im Geiste hinein lassen, oder seine Kraft noch weiter versuchen sollte. „Ja," dachte er endlich, „im Königreich wird einem nicht alle Tage gelohnt! Es gilt ja nur einen Versuch!"

Unter Furcht und Erwartung schob er den Krug zwischen die Beine. Im Nu erbeb sich dieser und Michel hing an seinem knirschenden Pfeilschnell über die Räume. Da begann er jämmerlich zu ächzen und rührte aus aller Kraft nieder; aber es ging immer höher und höher bis in die Wolken hinein, wie er auch schreien und am Krug zittern mochte. „Den Hals brech' ich sicherlich doch," dachte er, „und so bringe ich am vorräthigen gleich hinunter." Schon machte er den Versuch, den Krug heranzuziehen, aber er sah wie angst, seine Hand und mochte den Fußtritt machen, wie viel hundertmal und er ihn auch zum Tode wühlte.

Nach und nach überkam ihn aber ein Gefühl der Eiderdrei auf seinem Knie und die Furcht verwandelte sich in Freude, als es so knapp unter den Sternen beragte, daß er sie fast mit seinen Händen berühren konnte. Bald befand er sich in einem Kreise von leuchtenden Planeten, die in rasender Schnelligkeit um ihn dahinschweben, bald schwerte er über einem Meere von irakenden Eernen, die so dicht wie die Schuppen im Nixtrahl unterwühlten, bald begleitete ihn eine einzelne große Kugel, bald tauchte er in einen unendlichen Raum, wo eine ewige Flut gleichsam die lautliche Wölfe des Himmelsgrüßes vernahm.

Endlich erschloß sich ihm ein vom Stern Schönen und er versank auf seinem fliegenden Krug in süßen Schlämmer, in dem er nur noch die wirrende Bewegung empfand, die ihn weiter trug. Als er nach langem Schlaf erwachte, waren seine Lebensgriffe gesammelt, sein Auge klar, aber die Erinnerung an den Abend im Walde lag wie ein Traum hinter ihm. In die Tiefe des Bewusstseins gewahrte er, daß er sich in einer der Erde nahen Lustregion befand, denn um seinen Schenkel sammelte sich Gewölz: mit Flügelchen fuhr er bald durch dicker Schwebelken, bald durch Bogelberge, die sich unfermlich emporstreckten, bald durch nasse, langgezogene Nebelkreise. Zuletzt trat er in heitere Lust, von einem blickenden Sonnenstrahl erwidert. Da erschienen unter ihm große Wälder, Täler und Städte, aber in einem freundlichen Charakter. Schlanke Palmbäume tauchten aus den Wäldern zu ihm hinauf; die Tempel, die sich hier und dort unter hohen Säulen verhielten, glichen so wenig den Gotteshäusern seiner Heimat, daß er sich in ein Wunderland versetzt glaubte.

Der Flug seines Geistes wurde allmählich langsamer; endlich schwante er, wie ein Vögel mit ausgebreiteten Flügeln im Alpengebirge, über einem weiten Karren See, um den sich eine unzählbare Menge wundervoll geformter Felsen versammelt hatten. Das Wasser war rings von buntem Felsen eingeschlossen, deren farbige Wimper in der Luft flatterten. Vor und hinter den Felsen lagen und standen jasmone Ocheranten, Kameler, Stiefeln und Leger in unglaublicher Anzahl.

Alles Völl aber, das sich um den See ergoß, hatten, hatte in die Luft empor und streckte mit artem Geistes die Hände aus, als ob den Michel niederzuschauen sah. Auf der Mitte des Sees hielt ein bunt angelegtes Boot, das mit seinen Felsen hängig war.

Auf diese Felsen lagte der Geistesflug seinen Knie last nicht. Außerer brachten das Boot aus Land und die bunte Wellenbewegung ließ ein frohes Gekoch aus. Aus den Felsen schritten in herrlichem Juge die Wälderträger des Reiches zum Schatz, auf einem roten Sammeten eine blickende Königskrone und ein tiefes Schwert trugen.

„Herr um Schwert," bekehrte, welcher Krone und Schwert trug, an, als Michel den Fuß auf den Rand des Ufers legte, „wir wissen, daß der Himmel und nach dem Tode unsterblich Herrscher eines neuen Königreichs dem Paradiese finden würde, darum sind wir

am See versammelt, die die Herrschaft des Landes zu übergeben. Herr, über Leben und Tod, der du die Sonne mit dem Haupte deckst, lichte ein in die ewige Stadt und trage dein Volk auf deiner mächtigen Hand!"

Als er diese Worte gesprochen, legte er ihm die Krone auf's Haupt und gab ihm das Schwert in die Hand. Die Würtenträger und alles Volk aber warfen sich am Gesichte auf ihre Angesichter nieder und rutschten auf den Knien vorbei, seine Hüfte zu küssen. Diener kamen, brachten ihm einen purpurnen Königs-mantel um und hoben ihn auf einen reich geschmückten Elefant.

Unter dem betäubenden Schalle der Pfeifen und Trommen setzte sich der Zug nach der Hauptstadt in Bewegung. Käufer und Verkäufer lagen vor dem Elefanten des Königs her und suchten ihn durch ihre Kränze zu ergötzen. Die Wege waren in dicken Reihen von den Eingekerkerten des Landes be-
setzt, die alle auf der Aussicht saßen, sobald der Elefant des Königs nahte. So oft aber der Zug durch ein Thier oder eine Stadt kam, erschienen die Hirschen und brachten dem Könige reiche Geschenke an Gold und Diamanten, die seine Diener auf den Tresor der Kamelle luden.

Wegen Abend erreichten sie die Krönung, welche im lauchfarbenen Lichte von heiligen Kasketen, bengalischen Flammen, Sonnen und Feueradern glänzte. Zahlreiche Kanonenentladen ertönten den Einzug des neuen Königs an, dem die hohen Giebelthore mit freudigem Geschrei geöffnet wurden.

Jetzt hielt der Zug vor einem großen, hellerleuchteten Pallaste, vor dem die Würtenträger und das Volk sich in Spalier aufstellten und unablässig schrien:

„Heil unserem Könige! Heil dem Sohne des Paradieses!"

Reichgeschmückte Diener hoben ihn von dem Elefanten herunter und trugen ihn in goldenem Tragstuhle die Stufen der hohen Treppenhallen in das Schloß und in den Thronsaal. Eine lange Doppelreihe goldener Säulen, von denen die Statuen der früheren Könige des Reiches herabsahen, führte zu dem Thron, dessen Stufen von purpurner Seide mit goldenen Diamanten verblühend geschmückt waren. Auf der Höhe dieser Stufen stand ein selbsterleuchteter Thron, über dem sich ein golddurchwirkter Baldachin aufbretete; hier ließen ihn die Diener nieder und überreichten ihm das Scepter, auf dessen Spitze sich ein leuchtender Edelstein befand, den man von „Günigen" nannte, weil

sein zweiter von dieser Seide je auf Erden gefunden wurde.

Tasas nun Michel mit der Krone auf dem Haupte, den Königsmantel um die Schultern, in der einen Hand das Scepter, in der andern das kleine Schwert. Unter all der Pracht und Herrlichkeit kam es ihm unheimlich vor und er wusste nicht, was er in seiner neuen Stellung nun beginnen sollte. Doch zwei Dinge waren ihm klar, nämlich, daß er kein Volk doch anreden müsse, und daß er einen gewaltigen Hunger habe. So that er denn seinen Mantel auf und sprach: „Weil ich ein König bin, der vom Himmel gesalbt ist, so will ich, das mein Volk in Freude und Herrlichkeit lebe und mit einem königlichen Mahle der Krönung gemaßt werde."

Alsbald betrat er die Thronsaal mit Tischen, welche die ausgetrockneten Speisen trugen. Vor den König aber setzte man eine Tafel, die an Festlichkeit der Speisen und Getränke alle andern übertraf.

Auf ein Zeichen des ersten Ministers that sich ein kleiner Vorhang auseinander und sechs Sklavinnen, schön, wie die Engel des Paradieses, traten hervor. In den nackten Armen glänzten goldene mit Edelsteinen besetzte Spanagen, wie deren auch über den Knöcheln der nackten Hüfte glänzten. Karaffen von köstlichen Getränken standen über den Schultern die flatternden Gewänder umarmen. Jede hatte einen kostbaren Fächer in der Hand. Nachdem sie die Hüfte des Königs geküßt, traten sie hinter denselben und neigten sich, reichte der ganzen Madschil seinen Geruch er-
kundende Räucherung zu, indem sie ganze Umgebungen mit Geruch die Düfte des tropischen Klimats ertug.

Die Changanerpfaffen knieten, der Wein floß in Krügen und der König besand sich in der besten Laune. Wie der Michel sich aber in der Madschil um den Thron herum gedreht hatte, so that es jetzt der König auf seinem Thron. Den Ministern schien dieses durchaus nichts Unkönigliches, vielmehr fanden sie es vollkommen in der Ordnung und ahnten ihrem Herrscher so eifrig nach, daß sie sich bald in demselben Zustande befanden; diesem Beispiele folgten nicht weniger unterthänig die Unterbeamten und endlich waren alle so vollständig berauscht, daß sich nur noch mit Mühe ein paar nächtliche Stunden fanden, die den König in sein Schlafzimmer trugen, wo er in einem prächtigen Marneibett schlief bis zum Morgen erwachte.

Als er erwachte und sich ähndend in den

ihrenen Pflichten unterwarf, traten tiefgebeugt die Kammerdiener mit überrennendem Schritt vor ihn vor, stellten ihn in königliche Gewänder und barm um die Ohren laubend, seine Hage fassen zu dürfen.

Der König lächelte sich am liebsten noch ein paar Stunden in seinem weichen Bette geschlafen, aber er hatte noch keinen vollkommenen Begriff von seiner Macht und fürchtete sich noch ein wenig vor seinen eigenen Ministern, die ungestreitig mehr königlichen Anstand beläßen, wie er in seinem Leben je zu erlangen für möglich glaubte.

Der erste Minister brachte jetzt auf einer goldenen Schüssel Briefe mit schweren Siegeln und sprach dieses und jenes von notwendigen Reichthümern. „Hör“, sprach Michel etwas unwillig, „warum bist du König, wenn ich mich mit Geschäften plagen soll? Merke dir's ein für allemal, daß ich König und nichts als König sein will! Was die Geschäfte angeht, so wirst du es, denke ich, gelernt haben, Alles wohl zu machen, darum lege ich Alles das in deine Hand! Wohin! Komme zum Frühstück.“

Der Minister sprach: „Weil, Ihr, ich habe auf diesen Fall schon gedacht und darum eine Schrift aufgesetzt, in der ich Vollmacht erhalte, das Volk in Ew. Majestät Namen zu regieren: doch behalt ich der Unterthänigkeit des Volkes des Paradieses.“

Der König fragte seinen Namen „Michel“ mit vielen Jagen unter die Vollmacht, beschloß sich nach dieser ersten Regentenzeit mit einem zufriedenen Lächeln in den richtigen Ereignissen, welche alle Mächte bedeckten und alle in Freude und Genuß.

Der Sohn des Paradieses hatte sich im Anfang seiner Erziehung vor dem Regieren gescheut und sich im Grunde die Frage gestellt, ob er für eine so erhabene Stellung auch die erforderlichen Eigenschaften besäße: als aber in seinem Palaste ein Wahl das andere bräutete, eine Wahl die andere jahte, so stellte er sich die unausweichliche Frage, nämlich, wie er ein so großer Herr sein könne, dem Minister gleichsam die Krone auf den Kopf zu legen, da doch am Ende nichts leichter sei, als von den Unterthanen möglichst viel Geld zu erpressen, um es in Sand und Staub zu vertheilen, „Wird mich die Vollmacht wider“, sprach er darum zum Minister, „ich kann mit dem Regieren eben allein fertig werden!“

„Der Schatz hört und gehorcht!“ entgegnete der Minister, indem er sein Köpfchen in den Staub niederlegte.

Der Sohn des Paradieses schmeigte sich

allmählich um seine Sinne; gemüthliche Genüsse konnten sein Herz bald nicht mehr erfreuen und er dachte auf allerlei neue Reizmittel. In jenem Lande aber waren die Überflüsse, die denen das Blut in Strömen fließt, bei denen der Mühen dem süßenden Aufstau der Schreden fließt, eine Hauptbeschäftigung. Der Sohn des Paradieses ließ nun weitläufige Gärten für Liegen, Rhingebirge und Gärten bauen, wo die härtesten und schändlichsten Thiere zu den blutigen Kämpfen aufbewahrt wurden, die von Zeit zu Zeit unter seinen Augen stattfanden. Der Mord des Kampfes und des Blutes machten keine sehr Reize noch unerschütterlich und es dauerte nicht lange, so war er Dreyfuß im eigentlichen Sinne des Wortes. Sein Gefolge lautete einfach: Für den König und seinen Hof Geld und Genuß: für das Volk Schrecken und Unterdrückung!

Dankig gestand es, wenn er in lauter Freuden mit seinen Hofsingen durch die Straßen der Städte zog, daß er mit eigener Hand einen seiner Unterthanen, der erpöckelt auf den König lag, den Sohn des Paradieses zu grüßen. In bewusster Unachtsamkeit enthaarte. Schon begannen die Minister heimlich miteinander zu flüchern, hier und dort lobte der Aufrebe, aber der König dachte es nicht, es fanden ihm genug Schwerter bereit, ihre Unzufriedenheit niederzuschlagen. Nun bestand sich in einem Palaste eine kleine Arme weiblicher Soldaten, die wohl mit den Waffen umzugehen verstanden und mit allen militärischen Übungen auf das genaueste vertraut waren. Sie hatten die Bekleidung, die Harnisch zu bewachen und die Empfindungen der Frauen, die dort nicht selten ausbrachen, zu unterdrücken.

Die Aufseherin dieser Harnischarmee trat ein, von ihren Trabanten geleitet, in dem Speisesaal, als der König in weißer Krone saß und seinen Gemüthungen aus einer kleinen Lücke mit seinen Händen flüchtig weidete über die Tafel hinweg. „Sohn des Paradieses!“ lud sie an: „Trauen an der Pforte hat ein Mann, der sich nicht wehren läßt: er habe einen Antrag an den König, sagt er, und bittet schon seit der Morgenröthe um Gönst und Auftrieb.“

Was ihm kommen? rief der König.

Geld nachher erbrach ein Greis im Saale, dessen Bart sich bis auf die Knie hing; siebenmal gewunden schlängelte sich ein einladender Turban um seinen Kopf; die Hände mit den spitzen Lappenpanzern ragten aus weißen

Pumpbisen hervor, deren oberer Theil, nebst den Schultern, von einer gelbten Jacke bedeckt war.

„Zehn des Paradieses,“ sprach er nach der unterwürfigen Begrüßung, „ich bin alt und habe unter vier Königen gelebt; mein Auge hat Gränelbaten und Blut genug gesehen, wie aber so viel, als unter deiner Regierung. Das Volk ist heraus und kann nicht mehr geben; dennoch bringen deine Hölzer mit ihren Schwertern auf je ein, wenn sie den leeren Sidel und die magern Mäcker seigen. Es giebt kein Haus in jenem Reiche, wo keine Schraen die Thürschwellen nicht mit Blut geröthet haben. Der Zehn des Paradieses ist zum Tode geworden, und Niemand im ganzen Reiche hat heimlich genug, ihn von dem bösen Wege abzumachen. So mußte ich dann vom Rande des Grabes kommen, um dich zu warnen. Gehe die Gefahrenen wieder auf, welche die blutbesten Hände in der weissen Wäde der Wäde und des Weibhums, auf daß ich die Pforten des Paradieses nicht vor die verschließen, wenn du hingehst, an deiner Heimat anzuweilen.“

Der Greis schweig, neigte sein Haupt um Eins und wandte sich um Umföhr. Aber der König befahl ihm zu bleiben. Kein Laut war hörbar, die Hölzlinge standen hart vor Schrecken; nur des Königs Stimme brüllte während durch den Saal. In wilder Raserei griff er die Krone vom Haupte und schleuderte sie dem Greise an den Kopf, das die- r beäugte muntert und sein Luthan in der Saal stellte. Dann sprach er von seinem Throne auf, führte zu dem Greise hin und riß mit beiden Händen an seinem Harte, daß er lange Haarbüschel mit Säulen Haut in den Händen behielt. Der Greis schüttelte sich nicht, doch schies er drohende Blicke aus den Augen und sprach: „O Michel, der Geist des Königs wird mich tödten!“

Da lehnte der König noch fürchterlicher, denn ein gemeiner Unterthan hatte es gewagt, seinen Namen aufzusprechen, der ihn an seine frühere Mächtigkeits machte. Den diamanten- besetzten Thron schwingend schlug er ihm mit einem gräßlichen Rucke den Kopf ab und schleuderte diesen auf das Gemach, wo er den Greis heraus aufgestellt hatte. Noch nicht zu fassen war dem Tode der häßlichen Greis, als er den Krug vom Tische, legte ihn auf die Tafel und schrie: „Ich will doch leben, welcher Geist den Muth hat, den Zehn des Paradieses zu tödten. Das Schwerdt fuhr schnell auf den Krug nieder, daß er in zwei

Stücke zerfiel. Da hing es in den Scherben an zu stehen und zu bräuen, ein weiser Thron erfüllte den Saal und als ich wieder verlor, war das Gemach mit Bewaffneten der weiblichen Arme erfüllt, die ihn im Kreise umflossen und ihm die spitzen Lanzen entgegen- hielten.

Hinaus mit euch!“ schrie der Zehn des Paradieses voller Zorn. Aber diesmal that sein Wort nicht die gewohnte Wirkung, viel- mehr legte die commandirende Amazone Hand an die geheilte Person seiner Majestät, trat den feurigen Thron vor seinen Augen in Stücke und band ihm die Hände mit Striden auf den Rücken fest. So glanzvoll ehemals sein Gehen in die Residenz gewesen war, so schmachvoll und erniedrigend waren die Um- stände, unter denen er hinausgeführt wurde. Der Fehel der Hauptkraft begleitete ihn mit Dreck- und Schimpfgerufen und drückte ihn mit Schmutz und Pein. Die ersten Thiere, welche noch vor einer Stunde vor seinen Weite gelaufen und ihr Haupt in den Staub gekniet hatten, spieen ihm jetzt ins Gesicht und tichen ihm unter höhnlichem Gelächter zu: „König Michel, König Michel!“

Wie klein, wie erbärmlich kam er sich jetzt vor, und wie vermüthete er seine Größe mit sammt der Macht und dem Genuß! Nach einem schrecklich langen Wege kamen sie an den See an, wo ihm das Schlimmste noch vorbehalten war. Kein Boot war sichtbar, aber in der Luft mitten über dem Wasser streifte ein Oeis mit ausgebreiteten Flügeln.

Am Schade band ihm die Amazone die Stride los und entledigte ihn Zügel für Zügel seiner feurigen Kleidung, bis auf das reine Hemd. Auch dieses durfte er nicht einmal be- halten; ein Diener brachte seine Tagelöhnerlei- dung herbei und diese mußte er selbst anziehen.

Alles Volk brach in ein schallendes Ge- lächter aus, warf Steine und Sand auf ihn und die Speerweiber trieben ihn mit ihren spitzen Eisen in den See, daß er sich bald auf die Füßspitzen erheben mußte, um sein Wasser zu schnappen. Der Oeis flatterte immer tiefer und tiefer. In dem Augenblicke, wo Michel sich auf dem Punkte befand, von den Wellen ergriff und umgeworfen zu werden, ergriß ihn der grauhäutige Bege mit den Haaren und trug ihn in die Lüfte empor. Unten aber stand die Wenge, lachte und höhnte und wies mit den ausgestreckten Händen in die Luft.

Micheln blieb nicht viel Zeit zu Beob- achtungen, denn bald schwanden ihm die Sinne

und der Meier trug ihn, wie einen Leichnam, durch die Wälder.

Ob die Hölle, oder Hölleste länger gedauert hätte, das wußte Michel nicht, als er sich unter einer dicken Eiche niederließ, doch schlug ihm das Herz höher, als er sah, daß es ein deutscher Wald war, wo ihn der Meier ins Gras hatte fallen lassen; und da er nun gar erkannte, daß es derselbe Wald und derselbe Baum war, von dem er die erste Lustreise angetreten, da kannte seine Freude keine Grenzen. Er beschloß sich am ganzen Körper, ob er denn

wirklich der Michel und nicht der Sohn des Paradieses sei. Doch kam er zu der Ueberzeugung des ersten. Die Schmerzen des Weidetruges, den er im Speichelsaale seiner ehemaligen Königsbürg geträumert hatte, schienen die Kette mitgemacht zu haben, denn sie lagen neben ihm im Grase. Zur Erinnerung an seine einstige Größe nahm er sie mit sich, und wenn Jemand unzufrieden mit seinem Stande war, so zeigte er die Schmerzen und erzählte vom König Michel und seinem Ende.

Die Waldrastler Spihe.

Erster Satz von Ludwig Brehme.

Süßlich der Kreithauvacht von Tirol, dem heitern Jännerabend, saß über niedrige Höhen ein Bergklotz mit drei Spizen empor, genannt die Zerlass, aber auch, vom ehemals berühmten Wallfahrtsorte Waldrast, die Waldrastler Spihe geheiß. Von dieser dreifachen schön gruppierten Heiligenstadt geht eine der in Tirol sehr heimischen Kiefenlagen.

In jener Gebirgsgegend herrschte ein König, gar wild und grausam, und war ein gewaltiger Jäger, der eine Schaar böser und grimmiger Hunde bei sich führte. In dem, daß dieser König an sich schon so wild und grausam war, hatte er auch noch ein erzhöfliches Weib zur Gemahlin, und nächst diesem einen schlimmen Rath, die ihn in seiner Grausamkeit noch mehr bekräftigten, und ihm einredeten, die Bauern seien nichts mehr und nichts besseres als Hunde.

Häufig ritt dieser König auf seinen Jagdhägen ins Wipptal, das die Eil durchreimt, und ins Stubai Thal, das frohliche Jener begrenzen, und wo er hinkam, wurde alles verwüßt; die Heerden zerstreut und von den Hundstufen vertrieben, oder in Heiligenabgründe hinabgejagt.

Die armen Heister und Hirten, die um Gnade und Schonung flehten, wurden von der Königin mit dem Speer durchbohrt, oder niedergeworfen.

Da versuchten die Bedrängten den wilden

König, die böse Königin und den schlimmen Rath — und Gott in seinem hohen Himmel hörte den Kluch und erhörte die Verwünschung.

Die Erde bebte, die Felsen spalteten sich, der Tag kühlte sich in nachschmerzender Kälte ein. Drei Tage lang und drei Nächte lang lag alles Land von einem dunkeln Wolkennetz überzogen.

Dann erst lichte sich's.

Und wie sich's lichte, so hatten Berge und Thäler des Gebietes, wo jener König geherrscht hatte, eine andere Gestalt. Da grünte kein Baum mehr, auch kein Strauch und kein Gras. Alles war Stein und versteinert. Und inmitten aus dem Steinabgründe ragten jene drei Heiligenjaden, die mittelste der König, die zur Rechten die Königin, die zur Linken der böse Rathgeber, zu ewiger Warnung in Stein verwandelt, weil ihre Herzen so heinern und unmenslich waren, in den ewigen Aether empor.

Jetzt hatten die Thathewohner und die Hirten auf den Bergen Ruhe und Frieden, denn solch ein schlimmer König kam nimmer wieder in das Land, und die Sage, die von der Räter Munde zu der Enkel Munde übergeht, lehrt die Nachkommen das Böse überlegen, gut, milde und gerechte Beherrscher zu haben, und dafür an ihrem Haupte zu hängen mit Liebe und Treue, mit Gut und Blut, wie der Tiroler Art ist.

Die vier Brüder.

Erzählt worden von Johann B. Jingerle.

Vor vielen Jahren lebte einmal ein kleiner Bauer, der vier Söhne hatte. Als er sah, daß er die Söhne in Hause nicht mehr ernähren konnte, sagte er zu ihnen: „Ich kann euch nicht länger mehr hier behalten, wenn wir nicht alle das Hungerstich hören wollen. Geht deshalb in die Fremde und versucht dort euer Glück. Komt ein Handwerk, damit ihr euer Brot verdienen könnt.“ Die vier Purische ließen sich das nicht anmal sagen, packten ihr Gewand zusammen und zogen in die Fremde, nachdem sie vorher ausgemacht hatten, in einem Jahre wieder heim zu kommen. Jeder von ihnen schlug einen andern Weg ein: der Eine ging gegen Mittag, der Andere gegen Mitternacht, der Dritte zur Dämmerung, der Vierte zur Nacht. Als der Letzte ein Stück Weges dahinschweifend war, begegnete ihm ein Sternguter. Als dieser das laute Geschrei des Knaben sah, riefte er ihn an und sprach: „Du, warum suchst du zu ein so lange Gendel?“ — „Ja, ich lehre ein Handwerk lernen und lerne keinen Meister, der mich in die Fremde schenkt“, erwiderte der Knabe. „Du ist doch geblieben, antworte der Sternguter. Du kannst mit mir gehen und das Sternguten lernen.“ Der Bauernbub ging nun mit dem Sternguter und lernte die Kunst so klar, daß er sich bald auf die Suche zu gut verstand, wie sein Meister.

Als das Jahr fast zu Ende ging, nahm der junge Sternguter von seinem Meister Abschied, dankte ihm und wollte in die Heimat gehen. Da sagte der Meister zu ihm: „Wart ein bißchen! Du hast zwar gelernt, darfst selbst auch ein Meisterei haben.“ Er holte ein Stümchen aus einem alten Baum und gab es dem jungen Sternguter mit den Worten: „Denk dir das recht heilig, denn es hat eine wunderbare Tugend. Du kannst damit alles, was in der Welt vorkommt, leben.“ — Der Junge dankte sich ihm und machte sich auf den Weg nach Hause.

Der zweite Bauernbub war, als er allein und traurig dahin zog, in einem Knecht gekommen. Dieser nahm ihn als Lehrling an und lehrte ihn sehen, das es eine Art war.

Der Purische hatte die Lade voll begriffen

und sah, was er wollte, ohne daß es jemand bemerkte. Als das Jahr um war, nahm er vom Knecht Abschied, dankte ihm und machte sich auf den Weg nach Hause. Im ersten Knecht war zu einem Schützen gekommen und lernte das Schießen, das es eine Zeit war. Keine Schilde war ihm zu klein und kein Vogel zu hoch. Er traf auch das schwerste Ziel. Als das Jahr zu Ende ging, nahm auch er von seinem Lehrentmeister Abschied, dankte ihm und wollte der Heimat zu wandern. Da gab ihm der alte Schütze eine Pflanze zum Andenken und sagte: „Du hast keine Lade gut gelernt, darfst nicht viele Pflanze und bewahre sie gut. Es ist ein prächtiges Gewehr, das dich nie im Züde lassen wird.“ — Der junge Schütze sagte sein Verzeihen und wendete wohlgerathen der Heimat zu. Der dritte Purische hatte auf dem Weg einen Schenker getroffen, der ihn in die Fremde nahm. Da lernte er das edle Schmiedehandwerk für und fertig und erhielt, als das Jahr verwichen und der Abschied vor der Thüre stand, eine Kiste als Andenken. Der Junge nahm das kleine Ding gut auf, dankte und machte sich auf die Suche, um nicht zu spät nach Hause zu kommen. Er wanderte müder seiner Heimat zu, wo er den alten Vater und seine drei Brüder fand. Der alte Mann war froh, seine Söhne wieder zu haben, und fragte ihn, was er gelernt habe. Da sagte der Letzte: ich kann in die Fremde gehen, so gut wie Einer. Der zweite sagte, ich kann lange Finger machen, daß ich jedem Knecht gewachsen bin. Der Dritte sprach: ich bin ein Schütze und treffe immer das Centrum. Der Vierte rief: ich bin ein Schenker und habe, daß man die Nacht weiter lebt noch geist. — Darauf sagte der Vater: Wart, meine Söhne, daß ihr etwas Nützliches gelernt habt. Jetzt laßt mich aber leben, es ist in eurer Hand, wer ihr Meister seid. Dann sprach er zum ersten: „Schau, was alles auf dem Birnbaum ist, der vor der Hütte steht.“ — Da nahm der Sternguter sein Armbrust und schaute auf den Baum hinauf, und sah ein kleines Vogel, welches, in dem die Alte auf den Baum lag. Als das der Vater erdacht hatte, sagte er zum zweiten: „Zieh auf den Baum und nimm

[illegible]

Frederik warnte ihn auch unter Verbehalt gewarnt, auch die zu ihm Schreien des Haues wider in seiner Sura zurückführen durfte, mußte er die Lieder bekräftigen und aufschreiben, und sich außerdem verbindlich machen, dem Märtyrer Pöcher ein bedeutende Summe als Lohn zum überliefern.

Die erste Zeit nach seiner Wiederverzehrung ist es auch wirklich ruhig auf seiner Burg und schmerzlos, glaubt, daß er jetzt sein verdientes Recht zu dem Bismarck, und dem Kaiser völlig entzahlt hat. Dem war aber in Wirklichkeit nicht so, denn der Reichskanzler wollte nur das Schicksal vermeiden lassen, daß er wieder zum alten Hauptverleumdungsmittel im Reichsamt des Bismarck wurde. Es war nicht so, wie man später erfuhr, daß ihm das Leben, der Ehrerwerb, dabei nur Zeit gegeben und schließlich zum Wiedereintritt in den alten Zustand, wie: in der Zeit, in der er sich befindet, daß er aber den Kaiser wirklich im Herzen nicht so sehr hat zu verlassen.

Die Verdauung war zu tief in ihrer
schwachen Seele eingewurzelt und seine tief-
steinsten Anlagen beruhten nur durch Gottes
Gnaden Erhaltung, wenn sie seinen übermächtigen
Einreden nicht auf der Stelle unterliegen.
Eines Tages aber, als der Feind der hoch
am Thron mit der Ausbreitung der
Laster künftighin war, plagte ihn der Gedanke,
was er die Zeit verfließen, den fernestehenden Han-
delsmann von der Höhe herabsehen zu sehen.
Aus der bösen Eingebung ward Leben,
und er trat die schwere Wallfahrt mit Ziel,
schon auf der Ungläubigen und aus hoch!
Die unheimliche Nacht zum heiligen Schreibe-
stein, der verabschiedeten Göllesteine.
Von schmerzlicher Epilepsie litt die
entlegene Tiefe, die Glieder am Boden zu liegen.
Die Laster der Schreibe steil auf und unten
gibt's die Hand. Die unsterbliche Kraft war
aber dem unglücklichen Opfer der Dämonen
nicht minder der Herrschaft angetan.

Es dauerte aber nicht lange, da kam der Himmelskaiser persönlich über den Himmel der Erde. Er schaute und wunderte sich in furchtbaren Schauern auf seinen Lager, teurer und kostbar gewisser als ein Gold und verdienstlicher sogar den Danks der Kirche, das Höchste Zielendel möglich noch zu errichten. Sein Gewissen sah ihm aber zu Hüften und trieb ihn an, indem er sich selbstständig an seinen Tugenden das weite und erhabene. Als aber die Sanftmuth verlaufen, da griff er

Freund Hein in der Gegenwart und hoch
dem Vernehmen des Volkes. So wird der
Einsicht im Leben, vollkommen würdig, als
er nicht.

[illegible]

Freihundert Jahre später drangen die Franzosen herein und überlegten, um wieviel friedliche Maaz. Bei dieser Gelegenheit lagerte auch ein Heer der fremden Armeen im Hohen Lauberg und auch auf den Höhen und im Thale lebten bis Wackernau bei Wackernau zum Himmel empor.

Einmal bei altägyptischer Weite steht auf der Vorderschiffen ein junger Hühner in der Mitte, und hielt auf dem Schilde. Sie kam, schenke ich. Es trat ein einmal, als wir die der Erde entließen, die Hühner auf den beiden Tafen vor seine Augen. Der erlöschende Frieden, bei den Hühner nicht glaubte, erlöschend neue ein wenig, das ist ein Glück, das er sein „qui vive“ - tönen, und da die Antwort nicht folgte, währte es zu den auf mich einmal am Ende.

Die Erbschaften, die er zu Boden schütete und der mürbige Anymale einblies, den Götter und seinen Jüdeln zu bröckeln und zu untertauchen. Da überfiel ihn jenes schmerzliche Einströmen, denn vor ihm lag ein Löwengetriebe im Feintand des Zergos, als verführerischer Knochen in der Gestalt des Hergens von seiner Kugel berührt. Die geheimnisvolle Befall richtete sich aber auf, aber ihm wurde ein solches mit der Innern Rechte Stille und Klang und verschwand.

„Aber ich bin nicht, Fremdling auf unheimlichem Boden, es atmet hier der feine Hauch, Ich bin Haus, der Alter, der seine Ruhe gefunden im Grabe, das der Weber umgibt in der verfallenen Gruft. Ich war ein derbblütiger Säugling im Leben und habe ungefühl viel ungeschliffenes Blut. Und einigen schrecklichen Strafe habe ich aber aus Völkern gezogen, weil ich gemeinet in der Liebeswunde Besessener bin.“



Des Teufels Gevatter.

[Marchen von Fr. Lebricht.]

fricklichen Werkmann am Ruche der Kunne. Da traf mich des Ueberlebens Bedauern, so lange im nächtlichen Umwege auf der Erde zu wandeln, bis mir das Blei eines Schüßens die Felle durchdrungen, die ich eben dem Manne im Javel durchdröh, und nicht früher sei mir verziehen der Fickeln der Unthat."

"Du hast nun gleich die Zühne und von nun an werde ich nimmer dem Ghabe entzogen. Meinen Tausch kann ich dir jetzt nicht vergelten, doch über meinen Leib, der ich scheide, liden in der Erde, die du als Ruine über den jachigen Aellen im Westlicht erblidest, habe ich vermahnt in der Erde einen werthvollen Schatz an Geld und silbernen Münzen. Wenn du ins Innere trittst, wo ehemals die stäpde gestanden, deren Ziele du leicht magst erkennen an der Ruine des Altars, so wirst du finden die Zühne des Lausfinks aus grauem Granit. Nimm zwei Schritte dir ab nach Osten und so auch vom Altar drei hin nach Süd, dann wirst du, wo die Erde dich freuzen am Ort dich befinden, der in der Erde den Marmmen verbißt. Ghabe schick Aus senkrecht hinunter und du hast ihn erreicht. Wenn du ihn aber gehoben und sicher abgetragen, dann vergiß nicht der Frömmigkeit Werk und laß zwei Messen mit lesen zum ewigen Heile."

Mit diesen Worten entsehwand die Knochen, achalt und haunent im Gese vom Kuchthau gefundert, hand der gältliche Heilen. Die Heereskühle zog aber darauf hieser ins Land und schmit dem kühstern Leuten Miel und Woge ab, das verdiente Ghab in veruchen, während er das Gheimmis fersam im Duten verhöf.

Neckan war längh in Klammern aufgegonnen, als die Unschickungescheit auf der Wobstheit von Leipzig die Franzenen zum Kuchlung über den Rhein wog und Teufschland endlich den langerkühnen Kicken wieder brachte, dessen Egen bald allenthalben verhört wurde. So kam in den zwanzigsten Jahren des neuen Zeitalers unter anderen Kicken auch ein Franzose von andershem Kicken und bösslichen Namen in die Gegend, die ihm seiner Auslage gemäß so außerordentlich wohl gefiel, daß er sich für längere Zeit hier aufzuhalten beisch. Sein einnehmendes Welen,

sein Ghab, das er mitgebracht hatte und der Kunst, das er auch der deutschen Sprache, wennalich nur im ungeschickigen Dialekt des Ghabes, verstand, machten ihn allenthalben einen liebenswürdigen Ghab in der Kunde, so weit er sich erging.

Besonders anziehend war ihm aber die alte Burguine von weiland Teufsch. Gewandter geistlichem Andenken, und nicht selten schwand er Tage lang auf der Erde und weile sich halbe Nächte in den unbewachten Marmen, wobei natürlich niemand an etwas anderes dachte, als an eine curiose Liebhaberei des Teufsch. Am wenigsten ahnte aber irgend jemand, daß er den nächtlichen Aufenthalt dazu benutzte, an der bezeichneten Stelle nach dem Schape zu graben, den ihm der Ghab vor Jahren mitten im Treuble des Krieges verdiesen. Er mußte sein Werk aber auch so schlau in demänteln, das jedem der Argwohn fern blieb, und hatte am Ghab das Vergnügen, den Reichthum ungehört in Tage gefördert zu sehen, den er im vollgepöckten Talsden nach und nach nach Hause in den Ghabes zur Gattina brachte, den er unten bewohnte.

Zulezt meinte der Bergesherr denn, daß er sich an dem Anblick der reichenden Natur gehörig verhö, und veranstaltete, ehe er die Ghaben verhö, einen herrlichen Abchiedsschmaus, wozu er die Freunde und Bekannten, die er sich in kurzer Zeit zahlreich erworben hatte, einlad. Im fröhlichen Kreise, nachdem der Steinwein vom Teufschberge der Gasse Marienberg, Würzburg, gegenüber, dessen Aalchen ihrer einstmahligen Form wegen den Namen: „Gedebenteil" führten, den Anwesenden schon ziemlich in den Kopf gestiegen und alle mögliche Luste ausgebracht waren, nahm auch der Franzose das gefüllte Glas in die Hand und trank auf die einzigste Seligkeit des Teufsch. Gewandter, was ihm mit Unstimmenden der Reihe nach als einen gelungenen launigen Spas erklärten.

Am andern Morgen, als man die schweren Kicken des Anenden auf der Kessfluthe festschickte, läutete es in der Kirche aber zur ersten Messe, die an drei aufeinanderfolgenden Tagen für das Seelenheil eines Abgeschie denen von einem unbekanten bestritt worden waren.

Die schlauen Zwerge und der böse Müller.

Nachdem von Fabricius.

Vor vielen hundert Jahren, als noch die Zwerglein und die Feen die guten Leute beschützten, lebten einmal zwei Müller neben einander, deren Mühlen durch einen Bach getrieben wurde! Der eine Müller war ein armer junger Bursch und hieß Peter! Der andere hieß Andreas und war ein böser Mensch, der dem Nachbarn das liebe Brod nicht gönnte, obgleich der Andreas längst ein reicher Mann geworden war! Nun gerietben die beiden Müller häufig in Streit, und eines Tages lief der Peter hin zum Schlichter und beklagte sich, daß ihm der Nachbar allerlei Schaden zufüge an Haus und Mühle. Doch der Schlichter war gut bekannt mit dem Andreas und wollte es nicht mit ihm verderben, drum besam auch der Peter hier kein Recht und ganz mißmuthig kehrte er eines Abends heim, und dachte daran, wie es schlimm hergehe in der Welt und daß ein armer Mann sein Recht mehr bekomme!

Wenn das so weiter geht, dachte der Peter, werd ich noch zuletzt gezwungen, mein Haus und Mühle zu verkaufen, und auf und davon gehen müssen!

Während der Peter vor seiner Mühle lag, kam ein krummes, kleines Männlein des Wegs daher, blieb vor des Nachbarns Mühle stehen und bat um einen Rath! „Scheert Euch zum Henker, krummer Kerl!“ rief der Andreas dem Männlein zu; „an solch herumtaumelndes Gefindel geb' ich auch nicht ein Stüdlein Brod, scheert Euch Eurer Wege!“

Doch der Peter dauerte der Fremde, drum ging er auf ihn zu und sagte: „Wenn Euch mit einem einfachen Abendbrod gehiet ist, so tretet näher in mein Haus! Was Lüd und Kessel bei mir aufzuweilen hat, soll Euch gerne zu Tischen stehen!“

Das krumme Männlein ließ sich das nicht vermalen sagen, ging hinein in die Mühle, stürzte sich, und nahm dann Abschied von seinem freundlichen Wirthe. „Solltet Ihr mich jemals nöthig haben“, sprach das Männlein beim Abschiede, „so ruft mich im Felde: ich heiße Heidepud und will Euch gerne gefällig sein, wenn ich's kann.“

Der Peter achtete nicht auf diese Worte, sondern dachte bei sich

„Armer Schinder, werd Dich wohl nie, mal's gebrauchen!“

Ein Jahr war vergangen, da entstand eine außerordentliche Dürre: den ganzen Sommer über war kein Tropfen Regen gefallen, so daß der Bach, durch welchen die Mühlen im Gange blieben, ganz austrodnete, und die Mühlen stille stehen mußten. Dem reichen Müller kümmerte das wenig, denn er hatte Haus und Scheune reichlich gefüllt, aber der arme Peter geriet in große Noth, und wußte nicht wo aus noch ein!

Als er so eines Abends im Bette lag, und sich's überlegte, was er thun soll, erinnerte er sich auch des Heidepud und dachte: „Nun versuchen könnte ich es doch einmal!“ Der Peter stand sogleich auf, legte sich ins Fenster und rief: „Heidepud! Heidepud! Heidepud!“ Aber der Müller sah und hörte nichts und legte sich mißmuthig wieder zu Bette.

Nach einer Weile aber sprang der Müller wieder aus dem Bette, denn in der Mühle ging es klipp, klapp, daß es eine Art hatte! Giliß lief der Peter hinunter in die Mühle und siehe: da waren wohl tausend kleine Zwerglein an den Rädern und drehten den Mühlstein im Kreise herum, und inmitten der Mühle stand der Heidepud und summte die den Andern; der Peter blieb ganz erlaunt stehen und wagte kein Wortlein zu reden.

Als die Männlein alles Korn in der Mühle gemahlen, sagte der Heidepud zum Peter: „Nache nur bekannt, daß Deine Mühle immer fort geht, trotz dem Mangel an Wasser und wenn Dir die Leute alles Korn der Erde bringen, wir wollen schon zu Noth machen!“

Da ward der Peter außerordentlich froh und wußte nicht, wie er dem Heidepud genug danken sollte; der reiche Müller Andreas war aber auch durch den Kram in des Nachbarns Mühle herbeigezogen worden, und hatte die Worte des Heidepud mit angehört; drum rief nun der Andreas: „He! Ihr Zwerge, was schafft Ihr hier, und plagt Euch für nichts! Wenn Ihr zu mir kommen wollt und mahlen, so sollt Ihr wenigstens gut bewirthet werden!“

„Nun“, sprach der Heidepud, „der Vorschlag läßt sich hören, wenn Du uns morgen Abend sein bewirthen willst, so wollen wir zu Dir kommen!“



Das Tottenköpflein.
(Marchen von Jgnaz V. Zingerle.)

Da ging der Müller nach Hause, ließ der Schweine schlachten, und aus dem Keller holte er die besten Weine! Am Abend kam nun wirklich der Heidsieck mit seiner ganzen Schaar um Andreas: dort saßen sich die Jüngerlein in Tische, aßen und tranken, und lachten sich wohl kein; allein die kleinen Männlein hatten solchen Hunger, daß sie außer den drei Schweinen noch alles aufaßen, was der Müller im Hause hatte.

Wie nun nichts mehr auf der Tafel war,

da sprach der Heidsieck in seinen Getreuen: „Se, jetzt da wir und recht geküßt haben, wollen wir zum Nachbar aehn und arbeiten frisch drauf los, die ganze Nacht durch.“

So geschah es! Die Jüngerlein kückten durch Thür und Fenster zum Hause hinaus, lachten in des Peters Mühle und arbeiteten frisch drauf los die ganze Nacht und noch viele andere Nächte, bis der Peter ein reicher Mann ward: der böse Andreas aber ärgerte sich über den Heidsieck dergestalt, daß er starb.

Das Todtenköpflein.

Lebtes Märchen von Ignaz B. Jingerle.

Es war einmal ein blutarmes Mädchen, das von seiner Stiefmutter aus dem Hause gejagt wurde. Das arme Kind wußte sich nun nicht zu helfen und ging weiter bis es in einen großen Wald kam. Da brach bald die Nacht an und das Kind glaubte schon ohne Obdach bleiben zu müssen, als es in der Ferne ein Licht schimmern sah. Es ging auf das Licht zu und kam bald zu einem schönen Schlosse, das mitten im Walde stand. Das Mädchen wollte um eine Nachtherberge bitten und läutete an der Pforte an. Da sah ein Todtenköpflein aus einem Fenster herab und fragte: Was ist dein Begehrt? — Darauf antwortete das ermüdete Mädchen: Ich habe mich im Walde verirrt und bitte um Gottes Willen um eine Nachtherberge. Da sprach das Todtenköpflein: Du kannst zu haben. Ich spreche dir die Thüre offen, wenn du versprichst, mich über die Stiege hinauf zu tragen, denn ich kann noch hinunter fagen, kann aber nicht hinauf kommen. Das Mädchen versprach dies und allseits fagelte das Todtenköpflein über die Stiege herunter und öffnete die Thüre. Das Mädchen sagte nun „vergeßt Gott!“ nahm das Todtenköpflein in die Schürze und trug es über die Stiege hinauf. Treben stellte es das Köpflein auf einen Tisch. Damit war das Todtenköpflein zufrieden und sprach: „Jetzt geh in die Küche und lecke dir und zweien Schmarren. An Hien und Wehl ist kein Mangel.“ Das Mädchen ging in die Küche, wo es Bier und Wehl in Menge fand, und bereitete einen Schmarren Während des Kochens felen Todtenbein und allerlei Sachen aus dem Kamine herab. Das Mädchen ließ sich aber nicht irre machen und leckte und stellte den

Schmarren dem Todtenköpflein vor. Da ward er aber auf Todtenköpflein Seite allseits schwarz, auf der Seite des Mädchens blieb er jedoch schön gelb. Nachdem das arme Kind sich satt gegessen hatte, sprach Todtenköpflein: „Jetzt kannst du schlafen gehen. Um zwölf Uhr aber wird ein Höllendämon los gehen und ein Todtengerippe zu dir kommen und dich zum Bett reiten wollen. Wenn du dich dann nicht fürchtst, wird das Gerippe deiner nicht Meiter sein und du wirst dein Glück machen.“ Das Mädchen sagte gute Nacht und ging, nachdem es gebetet hatte, zu Bette. Als es zwölf Uhr schlug, ging wirklich ein Höllendämon los und das ganze Schloß älterte. Bald kam auch ein schreckliches Todtengerippe in die Kammer und suchte das Mädchen aus dem Bette zu reiten. Dies hatte aber ein gutes Gewissen und fürchtete sich nicht, deshalb konnte ihr der Geist auch nichts anhaben und mußte bald unverrichteter Sache abziehen. Nun war das Mädchen gar froh und ließ sich den Schlaf süß schmecken, bis die Sonne aufging. Da rief es sich die Augen aus und wollte schauen gehen, was das Todtenköpflein machte. Wie staunte es aber, als vor dem Bette eine wunderliche Jungfrau in schneeigen Kleidern stand und sprach: „Gott vergelte dir, daß du mich erlöset hast. Als kleinen Lehn behalte das Schloß sammt allem, was darin ist.“ Mit diesen Worten verschwand die Jungfrau und eine reiche Taube flog zum Fenster hinaus und gegen Himmel. Nun war das arme Mädchen, das die arme Seele erlöst hatte, gar reich und lebte viele viele Jahre glücklich im schönen Waldschloße.

Wie es einmal sieben Herren ergangen ist.

Nach von Fabricius.

Es lebten in alter Zeit einmal sieben Schusterfrauen in einem Orte, das waren gar böse Weiber, und das Volk mangelte von ihnen, es lesen Herren: eine alte Frau wollte auch schon in der Walzurgienacht die bösen Lieben auf feurigen Besen durch die Luft haben fliegen sehen, aber dieweil konnte man es nicht, und man wagte es auch nicht, die Herren anzuliegen, so sehr waren sie gefürchtet!

Die Bauern brachten ihnen allerlei gute Sachen zum Essen und zum Trinken, denn sie wollten es mit ihnen nicht verderben, und so lebten nun die sieben Schusterfrauen in Eas und Braue!

Bei nächstlicher Zeit gingen sie hinaus auf den Weg und kam ein müder Wanderer daher, dann beten sie ihm mit freundlicher Stimme einen Kabetrunf an, und ließ sich der Unvorsichtige dazu verleiten und trank, dann brannte es ihm wie höllisches Feuer im ganzen Leibe, und er verwich unter den größlichten Schmerzen; den Leidnam trugen die Herren dann durch die Lüfte auf den Bleckberg zu ihrem Herrn, dem Teufel.

Schon mancher war auf diese Weise aus dem Orte verschwunden und in viele Familien große Trauer gekommen; die Bauern wünschten die Herren frei, aber keiner wagte, sie anzugreifen!

Nun geschah es, daß eines Abends ein junger Mensch daher kam, der lange bei den Soldaten gewesen war, und wie nun die Herren ihm den Trank reichten, und er sich schon auf den guten Schlaf freute, da mußte er zufällig nießen! Nun hatte er von Jugend auf die Gewohnheit, jedesmal, wenn er nießte: Gott segne Dich! zu rufen.

Das that er nun auch: kaum hatte er aber das Wort „Gott“ ausgesprochen, als auch die Herren in ein jämmerliches Geschrei ausbrachen, und verschwanden!

Nun wurde es dem Soldaten unheimlich, und eiligen Schrittes ging er zu dem nächsten Orte, kloppte an das Wirthshaus und erzählte den Besfall!

Da sprach der Wirth: Hrent Euch, daß Ihr nicht getrunken habt, sonst hättet Ihr's mit dem Leben geküßt!

Der Soldat hat um nähere Erklärung und nun erzählte der Wirth ihm im Vertrauen Alles, was er wußte, wie man die sieben Schusterfrauen im Verbauch habe, die sich Samstag Abends bei der Aelteren versammelten, wie man sie aber zu sehr fürchtete, im Orte. Der Soldat trank ruhig sein Krüglein aus und legte sich zu Bette.

Am andern Tage jedoch ging er Abends (es war Just Samstag) vor das Haus der ältesten Schusterfrau, und schaute durch eine Spalte hinein in die Stube!

Da sah er die Lieben in der Stube ausgelassen umherspringen und hieße, wie sie allerlei gottlose Acten führten. Punkt zwölf Uhr aber nahm jede ihren Besen, setzte sich darauf wie auf ein Pferd, und hui! flogen die sieben durch den Kamin! Das merkte sich der Soldat und er wartete acht Tage! Als nun der Samstag wieder herangelommen, und die Lieben wieder beisammen waren, da nahm der Soldat eine furchtbar schwere Steinplatte auf die Schulter, kletterte auf das Dach, und legte den Stein quer über die Mündung des Kamins, daß dieser ganz verstopft wurde! Nun ging er wieder behutsam hinunter und wartete bis Mitternacht! Schlag zwölf Uhr bußten nun die Herren Alle in den Kamin, aber kaum war die Letzte drin, da sprang der Soldat ins Zimmer, schob einen schweren Schrank unten vor den Kamin und nun waren die sieben Herren gefangen!

Die Herren heulten fürchterlich und wollten gewaltsam oben zum Kamin hinaus, aber sie hielten sich die Köpfe blutig und heulten so heul, daß alle Bewohner des Ortes zusammen liefen! Nun erzählte ihnen der Soldat wie er's angefangen, nahm mehrere Bund Stroh, jänderte sie an mit sammt dem Schranke, und die sieben Herren stürzten eilendiglich im Rauchhänge!

Als sie nun von den Herren befreit, waren alle sehr froh und beschenkten den bräunlichen Soldaten, und alle gemaßen ihn so sehr, daß er zuletzt die Tochter des Wirths heirathete und als ein angeheuer Mann bis an sein Ende lebte.

Der Schwanenritter.

Vollsmärchen in sechs Gesängen von Ellen.

Erster Gesang.

Nicht ein Erdenküß von Gottes Gnaden
Und weithin geschleut war der König
Helias von Kiffert und Andern.
Sagen kannte, wo er ging. Der Arvel
Schwarze Brut erharb vor seinem Anblick.
Ningal im ganzen Velle herrschte Eintracht
Und die Weltfahrt aller Unterthanen
War die Frucht und Freude seines Lebens.

Und doch war er Jüngling noch. Sein Antlitz
Schön und kräftig, rierte nur des Vaters
Jarter Maaß erst, und wenn er der Herrschaft
Sorgen abgethan, hing er im Herzen
Ihm ein süß Verlangen auf, die Schwüchte
Nach verwandtem Herzen, nach dem Einklang
Gleichgestimmter Seelen, nach Erfüllung
Heilig stiller Wünsche. So kocht Liebe,
Wie es gütig die Natur geboten,
Hörte sich im menschlichen Gemüthe
Und erfüllte es früh mit süßer Ahnung.

Stumm stand einst Helias an des Schloßes
Thor, das nach dem Fluß geht, und sah häßlich
Well' auf Well' entsehn der leinen Hüsen
Und vergehn, als ob sie nie gewesen.
Alle liebt er's, nämerlich in der Zukunft
Reißverschleßnes Labrühn zu schauen
Und den Unbekand des Augenblickes
Für sich zu erwischen. Aber niemals
War solch Aergerniß in seiner Seele,
Seither Traura, der blauen Wänertrage
An den fernem Bergen hin zu setzen
Und zu seichen, ob nicht hinter ihnen

Ihm ein ungekanntes, nur geahntes
Glück beidieken sei. Es drangen Theuren
In sein Auge und als er dann aufstah,
Kochte ihm ein Schwan sich auf den Wegen,
Der ein tierlich Schiffein an das Land wag
Und durch seines schlanken Halses Reizen
Gruf ihm bei und in das Schiff ihn einlud.

Helias erkannte, daß sein Bruder
Tiefer Schwan sei, dem ein frühes Schicksal
Seine menschliche Gestalt genommen,
Doch er war ihm herrlich held geblieben
Und sprach zu sich selbst: Ties ist ein Zeichen,
Das mir Gott gesendet. Mit dem Schwane,
Meinem vielgeliebten, theuren Bruder,
Zell ich fahren, um in fremden Landen
Ehre, Ruhm und Glück mir zu gewinnen.
Nicht als König, nur als junger Ritter
Zell ich um des Lebens schönste Güter
Kämpfend angiehn. Nicht durch Fren' und
Scepter,

Tie von meinem Vater ich ererbe,
Rein, durch eigne Jugend soll der Minne
Himmellich süßen Solt ich mir erringen.
So gelock' ich denn, auf meiner Ausfahrt
Meine Königswürde zu verschweigen,
Und wenn nie die Zurecht der Liebe
Wahrh' und Solt, die Heimath zu vergehen.

Alle Helias und vor den Eltern
Und Geschwistern nahm sie fest er Abschied,
Daz, daß sie nun seiner Herrschaft prägen,
Küßte sie und wohlgeahnt trat er

In das Schiffein dann. Doch von des Schildes
Wappenstein erglänzte nur ein goldenes
Doppelkreuz, auf das er selbst kenntlich,
Doch sein Königsterg unkenntlich war.

Da trat an das Ufer noch sein Vater
Oriant und reichte ihm ein Horn dar,
Also sprechend: Nimm dies Horn, mein Helias,
Und bewahr' es wohl, denn es mag Keinem,
Der es bläß, ein Unheil widerfahren,
Aber Heil verheißt es den Gerechten.
Und nun fahre wohl. Ich aber blühe
Gott in Demuth, das er dich behüte
Und zu uns einst glücklich heimgeleite.

Mittlerweile rief zu dreien Malen
Laut und feilsamlich der Schwan, das Alle,
Die es hörten, voll Erstaunen waren.
Helias neigte sich zu ihm. Da spannte
Weil der Schwan die Flügel aus und spielte
Freudlich auf der Fluth, als ob den Bruder
Er willkommen hieße, und dann senkte
Er den stolzen Hals voll Ehrerbietung.

Da nun war jenes Ortschaft bei Allen,
Sonderlich bei Oriant und Beatir,
Dass der eine Sohn in Laub' hängen
Schmachte und der andere wache,
Und sie weinten sehr. Doch Gottes Rathschlag
Wurde so erfüllt nach seinem Willen.

Und es war in einer Morgenstunde,
Neblich blies die East, in Bäumen und Büschen
Sang der Vögel Schaar, da grüßte Helias
Nochmals mit der Hand nach seinen Lieben,
Die vom Ufer Lebewohl ihm winkten.
Und dann führte ihn mit schnellem Rudern
Fort der Schwan, das bald des Schloßes Zinnen
Helias nicht mehr sah. Betroffen stand
Nur er aber hin, wie ihn der Bruder
Jog von Fluß zu Fluß, bis auf dem Rheinstrom
Er nach Rummeg lag im Gelände.
Nieder senkte sich bereits die Sonne,
Ihre letzten Strahlen lagen golden
Auf des mächtigen Uferwandes Wipfel
Und auf Rummegs hohen Mauertönen,
Als das Schiff an's Land stieg. Da griff Helias
Nach dem Horn, das ihm ^{der} Vater schenkte,
Und ließ dreimal machtvoll es erklingen.

Zweiter Gesang.

Reichthum hielt um jene Zeit zu Rummeg
In des Schloßes Saal der deutsche Kaiser
Otto, der als erster seines Namens
In dem römisch-deutschen Reiche herrschte.
Mit Ardennerland, Namur und Lüttich
War auch Gelderland ihm zugefallen
Und nun war er mit viel Herrn und Rittersn
Dort erschienen, die Basallenside
Und des Landes Huld'ung zu empfangen,
Recht zu sprechen auch und die zu schätzen,
Ihren Unrecht und Gewalt geschehen.

Da geschah es, daß ein Graf von Franken
Auch vor ihm erschien mit böser Klage
Wider die Frau Herzogin von Villen.
Und er jagte: Herr und hoher Kaiser,
Dieser Frau Gemahl war meines Vaters
Bruder und mein Oheim. Da er auszog
Weit zu Meer, nach der Normannen Lande,
War die Ehe kinderlos. Er lehrte
Nach drei Jahren heim. Dann starb er plötzlich
Und ich weiß und sag' es laut vor Allen,
An dem Ort, das diese Frau verschoben
Nichts und ihm gab. Denn weil die Meerfahrt
Ihn von Haus verbielt, hat sie des Eh'bruchs
Schuld'ig sich gemacht und eine Tochter
War der Sünde Frucht, die nun den Anspruch

Wider Recht erhebt auf meines Oheims
Gut und Land. Darum, gerechter Kaiser,
Bist' ich, wohl der Sache auch erbarmen,
Diese Frau nach eurer Weisheit strafen
Und durch Kaiserwort des Herzogs Lande
Mir verleihen, wie mir es rechtlich zuhebt.

Es der falsche Graf, der um der Herrschaft
Lodenden Gewinn mit falschem Trumund
Sein Gewissen und des Oheims Wittwe
Irrthum belud und ruchlos also fortsetzt:

Der Gericht verhehlt sie ihr Verbrechen,
Desh ich lagn' sie jeide, doch der Kaiser
Wird Gerechtigkeit im Lande üben,
Das durch Gottes große Guld ihm ruhet,
Und es billigen, das meinen Hand'schuh
Ich vor seinem Throne niederlege
Für den Ritter, der vielleicht die Eltern hat,
Für die Freierin ihn aufzuheben
Und sie schuldlos angeklagt zu nennen.
Wog' ein Ritter für die Angeklagte
Aufstehn und den hingeworfenen Hand'schuh
Als ihr Kämpfer nehmen. Gottes Urtheil
Werd' ich mich getroß und willig fügen,
Denn wenn in des Oheims Herzogthume
Herr ich bin, soll mich kein Verwurf treffen,
Tap' ich widerrechtlich Herr geworden.

Da befohl der Kaiser, daß der Herold
Auch die Herzogin und ihre Tochter
Vor die Schranken führe. So geschah es.
Und da mochte manchem wadern Ritter
Wehl das Herz in seiner Brust erbeben,
Als das Paar erschien. In Trauerkleidern,
Wie sie seit des Vaters Tod es liebte,
Trat die Herzogin hervor. Der Kummer
Und des Grauens allwüthende Kränkung
Hatte vor der Zeit ihr Haar erbleichen
Und ihr Antlitz weiß gemacht. Doch aufrecht
Und mit freiem Gange, der der Unschuld,
Wie man sie verläumde, ewig eigen,
Trat sie vor den Thron. An ihrer Seite
Ging Helene, ihre erbe Tochter,
Lieblich, artig und sanft vor allen Jüngfran'n
Und der armen Mutter treue Freundin.

Aber mildthätig sprach so der Kaiser:
Liebe Frau, ihr habt des Grafen Klage
Schon vernommen. Wie sie euer Uebel
Abbruch thut, mag leicht ihr Leid und Leben
Gut gekündet. Denn er ist erbös,
Auf dem Weg des Rechtes sein das Urtheil
Grimmig und im Wettschlage
Für die Wahrheit seines Wortes zu kämpfen.
Das vermag ich ihm nach altem Brauche
Nicht zu wehren. Darum wünsch' ich rechtlich,
Daß ein Ritter komme, eure Unschuld,
Kalt ihr schuldlos seid, im Wettschlage
Trotzthun. Ten Ritter aufzuwecken,
Woh' ich euch die Fuß, die ihr bedürft.

So der Kaiser. Und erschrocken Mitle
Rings die Herzogin umher im Kreise,
Ob nicht für ihr Recht und ihre Unschuld
Eich ein Ritter fände. Aber schweigend
Standen sie und mit gemischten Augen,
Denn es war bereits seit sechzehn Jahren
Trot der Herzog und sein Jüngnis lebte,
Daß die Herzogin des Doppelkreuzes
Schuldlos sei, daß sie der Graf geschien.

Aber aus dem Angehört der edlen
Herzogin war bald der Schmerz gewichen,
Und zum Kaiser hingewendet sprach sie:
Herr und gnädiger Kaiser, meiner Unschuld
Und des guten Rechtes meiner Tochter
Ist das einzige Zeugnis mein Gewissen,
Das mich gänzlich freispricht. Mit der Wahrheit
Mag des Grafen Klage nicht befehen.
Das weiß Gott. Ich gebe meine Sache
Ganz in seine Hand. Wenn es ihm gut scheint,
Wird er meines Trübsals sich erbarmen
Und mir einen Obertreter setzen.

Also sprach sie. Da in ihre Worte
Klang gar freudlich durch die offenen Fenster
Plötzlich von dem Borne Helias Hosenkloß,
Drei Mal kam der Klang und also lieblich,
Bell und silberklar, wie einer fernem
Besorgende laut, daß wunderbarlich
Es der Hört Brust ergiess und Jener
Stillschweigend. Endlich voll Staunen
War der Kaiser. Von dem Thronen stieg
Trat er auf den Altan und erblickte
Helias, der in stolzer Waffenrüstung
An das Ufer stieg, dem Schwane dankend
Auch der Schwane vernichte sich und rauschend
Schloß er mit dem Schiffein rath von können.

Da erhob der Kaiser seine Augen,
Grüß an seine Brust und sagte also:
Sollte Gott, der ewiglich gerechte,
Auf der Herzogin Gehet den Ritter
Ihr zum Schutze senden? Jung und bereitlich,
Wie ein Engel, scheint er. Die Klänge
Seines Hornes lassen, als in Gott sich
Die Besorgte wandel' in ihrem Trübsal.
Auf, ihr Ritter und ihr werthen Freunde,
Sehen wir ihn gern als Gast willkommen!

Dritter Gesang.

Also stieg mit seinen Herrn und Ritters
Kaiser Otto nieder in den Schloßhof,
Um den König Helias zu beganen.
Doch er König sei, erkannte nicht er,
Doch sein Herr trieb ihn, als Gesandten
Guldweil ihn zu grüßen. Er umgibt ihn
Brüderlich mit seinen beiden Armen
Und erfreute sich des edlen Anblicks
Und der jungen Herrlichkeit des Ritters.

Von des Grafen Klage, der Bedrängnis
Und Gefahr der Herzogin erzählt er
Ihm sodann und hörte gern, daß Helias
Ruhm durch ritterliche Abenteuer
Und durch Hraundienst erringen wolle,
Seine Herkunft aber freudig verkündete.
Trum sprach er zu ihm: Mein werther Ritter,
Sucht ihr Ruhm, hier könnt ihr Ruhm erwerben,
Sucht ihr Kampf, es wartet hier ein Kämpfer,

Wollt ihr eben Frau'n mit eurem Schwerte
Hülftreich sein, ihr findet eine Frau hier,
Schwerer Unthas angeklagt. Doch schuldlos
Kann sie sich und darri mit ihrer Tochter
Gines Ritters, der ihr Ketter werde.
Komm, das ich euch zu ihr hingelasse,
Seht, ob iener Schuld ihr sie bedrückt,
Kraft, ob ihr für zu dem Gotteskampfe
Geben weilt, ob ihr Ruhm und Leben
Wagen weilt für sit. Seht ihre Tochter,
Trenn Lieblichkeit und Brautentugend
Größer ist, als Menschenjungen sagen.
Tretet ihr dann für sie ein und fügt es
Gott, das ihr im eitelichen Kampfe
Ihr Unschuld und ihr Recht erweist,
So verbiß ich euch bei Kaiserthron,
Das der Herrgott ist ihre Herrschaft
Willen will bekräftigen und Heilen,
Ihre vielgipfliche, heile Tochter,
Auch zu eurem Ehrewohl will geben,
Wenn es euch geliebt, wie ich vertraue.

So der Kaiser. Und es neigte Helias
Grußdruckvoll das Haupt und sagte, freudig
Wollt er für der angeklachten Unschuld
Recht und Sieg sein junges Leben wagen,
Denn ihm habe Gott den Sinn verliehen,
Vollziehen den Schwachen und Bedrängten.

Tamit stieg er an des Kaisers Seite
In den Thronsaal auf, wo mit der Tochter
Die Beschlüsse, der Entscheidung darrent,
Freudlich und getrost war. Denn des Harnes
Helle Klänge hatten neu mit Hoffnung
Und Vertrauen auf Gott ihr Herz durchdrungen,
Und sich zu Heile neigend sprach sie:

Nun laß Kummer und Sorge fahren,
Liebes Kind, und sei getrost Muthes,
Denn ich weiß, das Gott mit seiner Hülfe
Nach und ist, vor Schmach und zu beschirmen.
Schon in letzter Nacht hat mir ein Traumbild
Trost gebracht und mir das Herz erheitert.
Ich vermute, das ich vor dem Kaiser
Mit dem Harnes Dinge und das schuldig
Ich des Harnes geheißes werde.
Da bedachte mich, als ich bereits ich
Auf dem Scheiterhaufen angezündet
Stände. Und ich sah mit hellen Hadeln
Sich die Fenster nagen und die Hürde
Ward entzündet. Wilde, heiße Flammen
Jüngelten um mich. Da nun gedacht ich,
Dass mein Stündlein kommt und rief den Himmel
Laut um Hülfe an. Und hoch hernieder
Kam ein Schwan, der blendend weißen Schwingen
Alles regend, das die Stuhl verfluchte

Und die Flamme kurz erlosch. Ich selber
War dann frei und von der Hürde befreit.
Dass ich dich, mit heiliger Angelegenheit
Ginen jungen Ritter zu mir führe,
Der dein Ehrewohl nun werden soll.
Dann verließ ich das Traumbild, das ich gänzlich
Einen vergas und nur des feigen Trostes
Theilhaft blieb, mit dem es mich erlöste.
Aber als das Horn zu dreien Tönen
Von dem Wasser nun erklang, da ward ich
Wider meines Nachsichtes inne,
Und nun weiß ich, das und der Heiligen
Nabe ich, mein Kind. Drum sei gedächet.

Also sagte sie und mit der Tochter
Stand sie glücklich auf, um an der Thüre
Willkomm zu entbieten ihrem Ritter.
Da erschien auch mit dem Kaiser Otto
König Helias auf den Treppenhäufen,
Und sie bot ihm grüßend beide Hände
Und sprach so zu ihm: Tsch sendet Gott mir,
Denn ich sah dich schon in meinem Traume.

Aber als der Kaiser auf dem Throne
Wieder saß, trat Helias mit den Frauen
Vor ihn hin, die weil die Herrn und Ritter
Wollt Erhauen waren seiner Ankunft
Und der seinen Gedächtnis seines Wesens.

Helias sprach sodann: Mein gnäd'ger Kaiser,
Wohl ist Gottes Wille es gewesen,
Das an diesem Tag ich kam nach Romweg,
Denn ich selber hatt' es nicht beschloßen.
Dass ihr mir es nun vergönnt, der Ritter
Dietrich Frau zu sein, dank' ich euch dergleich.
Aber dich, du Schwereverklagte, frag' ich,
Kannst du mir bei dem lebend'gen Gotte
Hedlich schwören, das der argen Harnes
Hier du bist, der dich der Graf geühen?

Und die Herrgottin hob ihre Hand auf,
Legte auf das Herz sie dann zum Schwure
Und sprach so: Wenn ich der argen Harnes
Nicht frei bin, der mich der Graf geühen,
Wenn ich le nur dachte solcher Harnes,
So mag Gott, auf den ich einzig bau',
Nimmer meiner Seele sich erbarmen!

Ihr verließ Helias sodann:
Glie Frau, so danke Gott im Herzen,
Denn du hast den Kämpfer aufgefunden,
Der dich schirmen wird und deine Ehre
Und im Gotteskampfe mit Gottes Hülfe
Deinen falschen Gegner wird bezwingen.

Da verließ der Kaiser, das die Nacht schon
Alles für den Kampf bereit warde,



Der Schwanenritter.

(Märchen von Ellen.)

Tenn es soll auch mit dem nächsten Frühroth
Heil und sichtbar werden, ob der Ärmel
Schuldig sei die Herzogin, ob schuldlos
Von dem Grafen sie der Schuld geüben.

Uelaud gab der Kaiser dann dem Reichstag,
Und als Helias die beiden Auenen
Helmgeleitet, hand' verlor Unmuth
Gern der Graf, das Antlitz bleich und trozig.

Vierter Gesang.

Aus den finstern Thoren Romwas frengte
Hoch im Roth und herrlich in der Wägen
Güter Hier der junge König Helias.

Tod es brach die erste Herrgottsfrühe
Raum hervor. Ein Lichtgewebner Streifen
Zieh'n sie von des Weinbergs weiter Fläche
An den armen Himmel aufzuheben.
Leicht und luma flatterte der Nebel
Hinterdre, bis die Erde allgemach sich
Gänzlich ihres Nachtwandts entledigt
Und im reifen Reizgeschmuck erblühte.
Kings in Wald und Feld und auf den Heiden
Tag nach heil'ig Ruh'. Nur von der Reglein
Münzen Scharen und dem jungen König
Ward der erste Morg dem jungen Tag schon
Targbracht. Tenn in der beschatteten
Mauern Unge lüt nicht den Jüngling.
Allschwer und voll und allentöblich
War sein Herz und Sinn. Nur in des Frühlings
Weizgebüden, blüthenreichem Garten
Fühl' er sich so frei, um tief zu athmen
Und der Zeitzeit nicht zu erliegen,
Die Helens Bild und ihre freundlich
Heilen Werte in ihm nachzuerufen.
Nächst dacht er ihres um. Die Armut
Und der stilltrag'ne, namenlose
Schmerz in ihrem Antlitz füllte gänzlich
Ihn mit Lieb' und Mitleid. Ihr zu helfen,
Wie und wie er könne, war sein Schenken
Und halb unbewußt etwas dabei er,
Ob er wohl durch treues Minnereichen
Sie getroffen könne und erlösen.
Tenn schon war er über so ganz ergeben,
Doch er nicht sich selbst und seine hebe
Königswürde noch denken konnte.

Ta erhell zum Frühgebet das Glöcklein,
Gilia sprengt' er beim, in frommer Ermuth
Gott zu danken und um seinen Beistand
In dem schweren Kampf ihn anzusehen.

Mit den Ritters, die der Kaiser Otto
Ihm entsand, ritt er dann zum Kampffeld,
Das bereit war nach jeder Nothdurft.
Tiefverschleiert auf dem Schanzenrücken
Sah mit ihrer Mutter schon Helene,
Als er einzug in die weiten Schranken,

Und es deckte seine harte Hand fast,
Als er über dem Graus die Kasse kante
Und sie stürzen sah bei seinem Anblick.
Ta bei schmetternder Trommen stänne
Zug der Kaiser auch und sein Gefolge
Auf den Thronstuhl, der mit Gold und Purpur
Reichgezieret war. Tod mit erstem Schrecken,
Wie dem Gottesdienst gebührt, erhebt sich
Eine und gebet, daß beide Ritter
Wer ihn sämen, um den Ort zu leisten,
Tas sie rechtlich glauben, für gerecht
Tade in den Gencelkampf zu treten.

So geschah's. Dann lehrte der Herold
Jeden auf den Platz, von dem zum heilen
Kampf auf Tod und Leben ihm zu reiten
Sich bestimmte. Es folgten ihnen achsam
Alle Auen und gar fleißig schaute
Auf der Kasse Trist, der Jun' und Lange
Ort und Haltung rings die Schaar der Ritter.
Tenn wohl selten war ein inniger,
Heiseres Gebet im Gott erheben.
Als jetzt das Gebet der Schwererflagen
Guten Willen war und ihrer Todter.
Tenn sie fühlten tief, das wenn im Kampfe
In erliegen Helias verhängt sei,
Auch ihr schneller Tod der ein'ge Wunsch noch
Ihres Lebens bliebe. Wenn er siege,
Tann gedachten sie, daß ihres Hauses
Name sei gesichert. Im Kleider wollte
Tann die Herzogin nur dem Gedächtniß
Ihres Gatten Gott zur Ehre leben.
Tenn auf welches Glück kann sich Helene
Vorz voll Schüchternheit gebeime, fremde
Herrnung machte, das vermehrte einzia
Giner Jungfrau Mund getren zu finden,
Die der ersten Liebe süße Schmerzen
Fühlt in ihrer Brust. So waren beide
Liebverreg und doch voll hohen Muthes.

Auf den Wink des Kaisers gab der Herold
An des Kampfes Anfang da das Zeichen,
Und sofort im Reichen auch jubte jedes
Kitters Herz der Speeren scharen Stachel
Und brach fleißig vor, dem Reind entgegen
Recklos auf und wehlergerichtet traten
Beide Speere auf die Brust des Gegners
Und zerbrachen in viel tausend Splinter.

Schnell die Trümmer warfen in den Sand sie,
Rissen ihre Kasse mit der Linken
Starf herum und hatten mit der Rechten
Nach die guten Schwerter schon ergreifen,
Und vom lehen Sitz in ihren Sätteln,
Eilher in den Dämon, führte machtvoll
Schlag auf Schlag nun Jeder. Weisheit dröhnte
Das Gefühl von Kampfschmerz und Schwertklang.
Als dem aufgeworrenen Sand vermischte
Sich der Kampf aus beider Kasse Rühren,
Dann ihr Wiehern und ihr wildes Schnauben
Zeigte, daß des Kampfes Wuth und Hitze
Nach sie selbst ergriß. Des Schaumes Riesen
Aegen weit umher von den Gehäusen,
Lautlos machte Schmerz und Wuth sie schreien,
Und das Blut, das reichlich auf die Erde
Niederrieselte, wußt aus der Kämpfer
Und der Thiere wundgeschlag'nen Leibern.
Lange währt so der Kampf. Des Staubes
Tichte Welle barg oft ganz die Kämpfer,
Tag sie selber nur der hochgeschwungenen
Schwerter Ziel erkannten, doch der Hölle
Macht süßelte sie für ihre Wunden.

Hoch vom Schaumgruß vermochten Otto
Und die Ritter nur wie einen weiden,
Staubumhüllten Knäuel die beiden Streiter
Noch zu sehen. Doch hell im Sonnenglanz
Aus dem Unglücksnebel stauete,
Wie der Blüthglanz aus Gewitterwolken,
Aussetzten die blutbespritzten Schwerter,
Wurden Helmbuckel und der Kasse Schweiß
Sichtbar, bald zur Rechten, bald zur Linken,
Wie sie tanzend sich im Streite wandten.

Endlos schien der Kampf. Da ward ein Auflaut
Und es hat der Graf von seinem Gegner
Griff sich aus, wo er mit ihm gesprochen.
Helias blühte sein Ross und senkte
Seine Waffe. So der Graf auch, der nun
Alles sprach: Weierweiser, tapftrer Gegner,
Lassen wir den Kampf, der schon uns beiden
Überdroll genug war, Schweiß und Blut uns
Schon genug gekostet. Geht mir Frieden,
Dann will euch ich meine Tochter geben
Und als Mitgift die Axtenerlante,
Die gar reich und fruchtbar sind. Ich bin' euch.

Fünfter Gesang.

Rasch und lautlos wurden von den Knappen
Reide Reide und die blutigen Leiche
Hortgeschafft, dervell der junge Sieger
Von dem Haupte sich die Wucht des Helms
Lösen ließ, um nach dem harten Strauße
An der Morgenluft sich zu erquiden.
Doch der Kaiser Otto war inrissen

Aber Helias gedachte nicht so,
Denn sein Mund blieb ohnert hoch und herlich,
Da sein Kampf gerecht war und er einzig
Sein Vertrauen auf seinen Gott gerichtet,
Tram versetzt er mit heil'gen Jern:

Wißt du zum Ornen des Verrathes,
Den du stehst, mich machen? Rühr dich nicht
Nicht! Ich mich verban'nt, ich' ich Gewissheit
Wohlt zwischen mir und dir. Nein, wist,
Nimmer fändst du vor mir Erbarmen,
Denn vor Gottes Richterstuhl kämpft' ich
Für der Unsch' Recht, das du verläßt.
Hört von e' und wehr' ich meines Lebens,
Denn nicht länger gehe ich die Frieden!

Damit wandt' er sich zu neuem Kampfe
Und erob' sein Schwert. Doch tödlich hatte
Dieses Augenblick der Graf gemerkt
Und schlug also heftig auf Helias
Armbo, daß in dessen Hand die Waffe
Fester ward und das des Grafen weite
Schlag sie in den Sand warf. Du Verräther,
Woher die riefst Helias. Raschen Sprunges
Schwang er sich vom Sattel und drang heftig
Auf den Grafen ein. Bald um dem Haldberg
Hatt' er ihn erfasst, den er ihm abriß,
Dann am Harnisch oben ihn ergreifend
Und vom Ross ihn niederdrückend, wandt' er
Aus der Rechten ihm das Schwert, das gänzlich
Wehrlos und besetzt er war. Da schrie
Von der Graf um Gnad' an. Los mich leben,
Nicht er, so soll dir mein Ross gehören
Und ich selbst will dir selbigen werden.

Nein, versetzte Helias, du Verräther
Sollst mir nicht entinnen! Stieh, Verräther!
Meinen Sieg soll mir dein Tod bringen,
Eilher sei fortan vor dir die Unschuld.

Dann verhaselte mit einem Streiche
Helias Helm und Haupt des falchen Grafen,
Daß er in den blutigen Sand rabinank
Und den Tod erlitt von seinem eignen
Schwert, das er wider Gott erhob.

An der Herzogin und ihrer Tochter
Zingelst, mit ihnen Gott zu danken
Für den Sieg des Schülers ihrer Unschuld.

An die Schranken trat er dann mit Weiden
Und zu Helias gewendet sprach er:
Oder Gottesfreier, tapftrer Sieger,

Ehr' und Reich sei Gott, die dieser Frauen
Tanz, die du von Schmach und Tod errettet,
Und die Guld und Freundschaft seines Kaisers!

Trauf umfing er ihn wie einen Bruder
Und hielt lange ihn in seinen Armen
Zu der Herzogin und ihrer Tochter,
Deren Augen nach so schwerem Jammer
Aus der Thränen langverlorenen Kaskad
Still erloschen, hinwachten dann sich Beide
Und der Kaiser sprach mit frechem Lene:
Ohe, hohe Herzogin von Bollen,
Gott hat euch durch diesen jungen Ritter
Seine Hand gereicht, um euch dem Gend
Und dem Schlingen giftiger Verläumdung
Zu entzieh'n, drum laßt Gott uns leben,
Der wohl Keiden schickt nach seiner Weisheit,
Aber dann zum Sieg hilft dem Gerechten.
Reines hohen kaiserlichen Amtes
Schickt und Ärende ist es nun, in alle
Ehr' und Würd' euch wieder einzusetzen,
Neu euch mit dem Herzogthume Bollen
Zu beehren und für alle Zeiten
Meinen Kaiserthum euch zu verheihen.
Laß geschieht hierdurch nach meinem Willen,
Doch dem jungen Ritter möget selbst ihr
Tanken, wie es euch das Herz gebietet.
Mehr als Abnenrüm und Glanz des Namens
Ehret ihn die That, zu der in Gnaden
Gott ihn hat berufen und gesendet.

So der Kaiser und mit Freudenthränen
Sprach die edle Herzogin dagegen:
Gott, dem allgerechten Herr der Menschen,
Tanz ich jetzt und immerdar die Güte,
Laß durch diesen Ritter seinen Dank er
Und gesendet. Guck, mein gnäd'ger Kaiser,
Tanz ich, was ihr ihn den Kampf verachtet
Und mit unserm Haupte Recht und Würde
Neu verliehen. Guck, unserm edlen Ritter,
Ach, ich kann euch nicht mit Worten danken,
Doch ich bitte euch in aller Demuth,
Nehmt mein Herzogthum Bollen und Alles,
Was verheben mein war und mein durch eure
Starke Begehrd von Neuem wurde,
Nehmt es an zu eurem Eigenthume.
Doch mir selbst vergönnt, wie ich gelebte,
In des Kiechers Stille Gott zu dienen.

Er verlegte Helias erlöthend:
Gehet Frau, wenn Gott zu eurer Rettung
Nicht gesandt und mir den Sieg verliehen
Ueber euren Gegner, so begehrt' ich
Gute Erdengüter nicht zum Lohne,
Macht und Herrschaft nicht, so sie im Herzen
Und nicht glücklich machen. Doch weil gütig

Ihr mich ansieht und voll Zuversicht euch
Mir vertraut in dem Weiselsampe,
O so gebt der Mutter schöne Gabe,
Gibt mir eure Tochter zur Gemahlin,
Denn ich hoffe, daß sie meiner Minne
Nicht unwider ist und ihre Liebe
Und ihr Leben gern mir anvertraut.

Also sprechend fasste er Heliens
Zarte Hand, die sie ihm milig reichte,
Und ließ vor ihr auf ein Knie sich nieder,
Doch sie hob ihn auf, und mit der Mutter,
Die den Überlegen gern erbeilte,
Rührte Otto ihm die Brust empor,
Die im Uebermaße selgen Glückes
Gleich und wieder roth an seine Brust sank.

Kaiser Otto aber sprach: Dem Arunde,
Denn ihr seid mein Freund und sollt es bleiben,
Und der Herzogin von Bollen Widam,
Die der Jahre Reiz im Kiecherreiden
Wohnen will, verleiht' ich ihre Freundschaft
Gern zu Lehn und Helias von Bollen
Seid hiniert gemannt, da euren wahren
Namen ihr gelobt habt zu verheimlichen.
Gutes neuen Herzogthumes Bollen
Reinbrief will ich heute noch besiegeln.
Aber morgen schon, so will und wünsch' ich,
Huldigt mir nach der Basallenweise
Und dann soll euer mit Recht und Ehren
Gut Hochzeitstisch begangen werden.
Tessen, bin' ich, daß nach dieses Tages
Schwerer Prüfung ihr nun alle festlich
Und getreu sein werdt. Jetzt zu der Messe
Artemum Dienste laßt vereint und geben,
Tanz zu bringen Gott für seine Gnade.

Und wie Kaiser Otto anbehielt,
So geschah es. Helias und Helens
Rührte selbst ihr kaiserlicher Gemach
Zum Altar und vierzehn schöne Tage
Währte dann das Hochzeitlich. Nicht jedes
Hohen Königs oder Kaisers Hochzeit
Ist in deutschen Landen alle glänzend
Und so feierlich vollbracht und selten
War ein junges Paar so unbeschreiblich
Hochbeglückt wie Helias und Helene.

Danach unter heißen Segenswünschen
Nahmen sie von Kaiser Otto Urlaub,
Um nach Bollen, Helias neuer Heimath,
Hinzuziehen. Sie kamen froh und glücklich
Bis zur Gränze hin. Doch als im Walde
Sie dann ritten und die Nacht hereinbrach,
Also daß der Knapentreif die Adeln
Nicht entzünd und der Weg beleuchteten,

Drauf die Pferde gingen, führten plötzlich
Aus dem Dämmer der ersten Kunde,
Die sich anseht in Helene's Blick
Ihres Freundes Tod zu rächen. Sühnig
Suchten sie selbst die Aaskelträge
Hinzukühen, das im tiefen Dunkel
Helias sie und seine junge Gattin
hängen möchten. Aber schnell besonnen
Hatte eine Hand mit der Rechten
Der ersten und führte mit der Linken
So sein quies Schwert, das beider Seiten
Seine Gegner schicksal niederhingen.
Jeder Streich des vornehmkommen Helias
War ein Todesstreich. Nur seine Hand
Versteckte, doch ließ sie doch ihn leben,
Doch nach seinem Angriff schon die Hände
Zu noch schimpflich tieferer Klucht sich wandten.

Tod den Mörder zu folgen, war ihm
Zu gering. Die Frauen hatten bald sich
Von dem Schreck erheit und unerschrocken
Langten sie um Mitternacht zu Eilen
In dem Schloß an, wo Herrn und Diener
Beil Beierung der Geheiter hatten.

Einen Monat nun hielt mit Helene
Helias seinen Tod, um seiner Graten
Und des Diensthells Guld'ung zu empfangen.

Sechster Gesang.

Seihen Jahre hatte mit Helene
Helias des seligen Herrnsriedens
Sich erfreut, der und die Welt vergaßen,
Ihre Forderung und verdachten selbst
Und der dinst aus gottwohlgefalliger
Ode Schicksal entsprach. An ihrer Seite
Blühte auf, gar lieblich sonder Gleichen,
Klug und fromm, ein Töchterchen, das Ida
War benannt und so der Eltern Stolz war,
Doch sie gern auf weichen Elternfüßen
Reiseter Bericht. Nun aber hatte
Wohl Helene durch Heyens Reizger
Ehre bewungen nicht nach seiner Herkunft
Helias zu betragen, im Orselmen
Aber wurmt' es sie, als seine Gattin
Doch nicht völlig sein Vertrau'n zu haben,
Und sie wachte endlich, das ein Recht er
Ihr verheißte. Ta an einem Kistei,
Als Luthamandent er mit ihr und Ida
Am dem Weiber stand, vermochte nicht mehr
Ihre Neugier sie zu bewirgen;
Wie gar vielen Frauen denn am Meisten
Das zu thun gelehrt, was am Strengsten
Ihnen nicht zu thun geboten wurde.

Und er war gerecht und streng und eifern,
Wo es Recht that, das bald alle Eltern
Sich begiebt um den neuen Herrscher
Schmeicheln, die Niedertracht und Dohheit
Aber feig im Dunkel blieb verbergen.

So nun führten sie ein schones Leben,
Doch mit Freunden, bald allein. Doch einstmals,
Als sie heiter mit einander saßen
Und Helene frag, wie doch mit seinen
Eltern es bewandt sei und von wannen
Er gekommen, als der Schwan zu Romweg
In dem Schiff ihn an das Land gelohren,
Da verhielt er sich lang' er sich der Antwort
Und hat sie dann ernst, dergleichen niemals
Wieder ihn zu fragen. Denn es ziemte
Frauen Weisheit nicht. In Jacht und Eile
Allegit dem Gatten zu vertrauen,
Ei der Gattin Wilsch. Wenn solche Auskunft
Ja sie von ihm freier, werd' alldaher er
Von ihr scheiden und nicht wiederkehren.

Da erkannte seinen Namenstells sie,
Junges ihr eitel Herr und also lehren
Wiedlich sie und glücklich mit einander.
Ihre Mutter aber schied sich gänzlich
Von der Welt und diente Gott im Kloster.

Und so lud mit Klagen und mit Schmeicheln
Sie zu fragen an, mit andern Dingen
Ihren Wunsch vermengend, andre Wünsche
Ihrer Bitte zulegt, als die Reizger.

Da erlöste Helias. Belümmert
Schauf' er auf Helene hin und Ida,
Die er mehr wohl als sein Leben liebt,
Und dann sagte er mit mildem Ernste:

Arnes Weib, du wüßtest es, das niemals
Du mich also fragen durdest. Jege
Wird man wieder einsam sein mein Leben,
Und auch deines. Denn in kurzer Zeit wird,
Nicht zu belen, hier der Schwan erscheinen.
Dann verlaß ich dich und hier in Eilen
Ziehst du nie mich wieder. Hört nach Romweg
Nicht er mich, vor allen Herrn und Knechten
Von dem Kaiser Urlaub zu erlösen
Und zu seinen Eltern heimzuführen.

Als Helias, und seine Graten
Sich sehet er rufen. Doch Helene
Wachte bitterlich und vor den Ältern
Klagte sie ihr großes Leid und sagte:

Wohle mir, ihr Herrn und lieben Freunde,
Nun verließ ich meinen theuren Schatten,
Denn zu viel hab' ich getraut und kenne
Meinen Sinn und meinen Mund nicht zwingen.

Nach der kleinen Töchterlein erstatte
Nun viel Helios's Händ' und sagte:
Ach, mein lieber Vater, hab' Erbarmen!
Ich mit mir und meiner guten Mutter,
Vas und nicht allein! — Ach, nicht von uns,
Zieh ich meinen Vater schon verlassen
Nur bin noch so jung! Ach, wenn du verstädest,
Wohle tell' auch mir väterlein Waite
Werden in der Welt dann? Ach, bleibe bei uns!

Aber Helios sprach, als er sie alle
Klagen hörte: Sei nicht so bestimm't,
Vieh's Kind, ich kann nicht bei dir bleiben.
Doch für dich und deine gute Mutter
Will ich sorgen. — Darum sei geduldet!

Nach als sie er sprach, sah mit dem Schiff man
Auch den Schwann schon auf der Rhod' erscheinen,
Da er sich neigte, daß am Ufer
Sah das Schifflein stand. Am seine Brust lag
Helios' Weib und Tochter dann und küste
Lustlich sie und sprach: Nun ist die Zeit da,
Da ich scheiden muß. Ihr Herrn und Freunde,
Dus nach meiner Bitte nun, geleitet
Ihr mein Weib und Töchterchen in eurer
Ehr zu dem Kaiserhof nach Kromwea.
Oh wirt mir den Urlaub, den nach Götter's
Katholik ich erbit, nicht verweigern
Und des Land, das seinen Schwag ich wieder
Anbeten muß, verwalten lassen.
Sie ihm gut scheint und wie sich's gebührt.

Danach schied er trauerreichen Herzens
Sich von ihnen Allen, die am Ufer
Wenend und mit Händeringen standen
Tsch der Schwann schlug heulend mit den Flügeln
Nur die Rhod', als Helios in das Schiff sat,
Dann er wies, das die Zeit gar bald nun
War erfüllt, wo er des Danks entbehren
Und zum Menschen wieder werden sollte.

Helios stand aufrecht in dem Schifflein
Nur mit aufgeschwemmten Hüftelpaare
Jes der Schwann ihn fort. Und als Helios
Nur die Rhod' sah, als Helios in das Schiff sat,
Dann er wies, das die Zeit gar bald nun
War erfüllt, wo er des Danks entbehren
Und zum Menschen wieder werden sollte.

Doch Helene konnte lutz in Willen
Nun noch weilen. In der Fahrt nach Kromwea
Dortin Kette ihrer bald um Lauer
Nur dann eile in der Herrn Beileitung
Sie mit ihrem Töchterchen zum Kaiser.

Der empfing sie freundlich und verwundert
Dus er an: Ist Helios gegangen
Denn ich er frant, das mit der Tochter
Ihr allein vor mir erscheint, Helene?

Doch sie wart sich in des Kaisers Höfen
Nur mit Tadeln sie besangt und hat
Ach, mein anh' der Herr und aller Kaiser,
Wozu auch doch in einer großen Güte
Klein und meinen armen Kinde erbarren,
Denn wenn eure Macht mir legt nicht beisteht,
So verliert ich meinen heimgeliebten,
Allerhöchsten Mann, den ihr doch selber
Mir araben. Er ist nicht gegangen
Nur auch frant nicht, das mit meiner Tochter
Ich allein vor euch erbeite. Ach mir,
Ich, ja ich allein hab' es verdrüßet,
Dus in großen Heideck und unheimlich
Meiner Unruhe er von mir schiedet
Nur nach seiner Gemuth lebet. Weil Leidelich
Hab' ich wider ihm Wehet abendelt,
Dus er fremd mir sah, nach Haus und Eltern
Hab' ich ihn befragt und weiterwieg
Nur ihn belibet und gerungen,
Alle er Willen nun verläßt für immer.

Freundlich batte Lutz sie erbeiten
Und sprach Treu' ihr zu, da auf dem Rheinstrom
Kam der eile Helios' geliebten,
Und als am das Ufer ihn der Schwann lag,
Zien er in sein Horn zu treuen Mälen.

Lutz sprach: Ich höre euren Muten!
Ja, verheißt meinet ihr, ich wüßte,
Dus er läme, aber ach, er kommt nur,
Dus er Urlaub sich von euch erbit
Und dann von mir geh, um nach Willen
Sie zurückzuführen. Doch, mein Kaiser,
Ich verheißt noch, das ihr auch eure
Hebe Weisheit ihn bewegt zu bleiben.

So trat Helios ein und überließ
Gepie seinen laienlichen Freund er,
Der ihn freu' umhug. Treu' Helios sagte:
Heber Herr, ich mus in eure Hände
Allen wieder gehn, brühen Herrlichkeit
Ich fertan nicht führen moa. Ich sehr
In mein Heimathland urrid, von dem ich
Zieht als Götter's Hand bisher mich führt.
Duch bleibe ich mein Weib und Kind nun,
Die urrid ich losse, was als gute
Vater ihr der Weiden musst' seget.
Nur, meine Tochter, sei binstet nun
Dus ich sehr. Eurer Müt' und Gnade,
Dus ihr Will und Freie sei für glänzlich
Anrecht. Und wie ihr einst mich selber

Zum Altar geführt, so wolle sie baldreich
Nimm' eurer Mitter euch verabschieden,
Der ein treuer Herr auch sei in Eilen.
Doch ich selber seh' es nunmal wieder.

Aber Kaiser Euse sagte herzlich
Helias bei der Hand und ernsthaft sprach er:
Helias, eurer Jugend, wenn euer Witz da
Schwarz, von Weis und Kind und Land zu
führen,

Es gehet, daß ich einen Widichwar
reizen darf, der mit'er Treu' und Pflicht ist,
und den keiner niemals da geschworen.
Von dem Weis, daß er zur Eh' erwählt hat,
Soll der Mann nicht sagen, daß ist Gottes
Heil'ger Wille. Sieh auch mit Erbarmen
Leine Tochter an und ihrer Thränen,
Ihrer hübschbedürftigen Jugend denke,
Auch vergiß nicht, daß noch schwerem Trugsal
Deine Herrschaft du zu Heil und Segen
Hast geführt, daß treu dein Volk dir anhängt
Und dich schwer vermisst. Ich nicht von dannen,
Weis in beiden Herzo, Gatte, Vater, —
Wisse noch, daß dich dein Kaiser liebt,
Nicht als Herr, er daret als dein Freund dich.

Aber diech und ernst und unerschütteret
Sprach dagegen Helias: Mein Kaiser,
Wenn ich wider deine Freundschaft
Und dein kaiserlich Gebot schertlich
Weis' auf meinem Sinn, wenn du es Unrecht
Nennst, daß ich von Weis und Kind mich scheide
Und das Land verläßt, dessen Herrschaft
Tu mir einst gegeben, so vergiß mir
Und bedenke, daß mich Gottes Wille
Aust von hier. Ich kann nur Gott gehorchen,
Sieh, dort kommt der Schwan schon, der mich
abruft

Wies Helias, und auf dem Rheinstrom
Sahen sie den Schwan mit seinem Schiffelein
Und vernahmen, daß er laut und hellum
Drei Mal rief, als ob er Helias rief.
Da sprach Euse: Wenn es also Gottes
Wille ist, daß du von uns verziehst,
Es gehet uns Allen, daß in Demuth
Einem Rathschlag wir uns unterwerfen,
Trum, Gelieber, siehe hin in Frieden!

Wie ein Reuder diech ihm unarmend,
Ob er ihm dann Urlaub. Aber Helias
Küpte mit viel Thränen noch Helene
Und sein Tochterchen und schenken Vanges
Schritt zum Strom er nieder in das Schiffelein,
Dah der Schwan sofort von dannen führte.

Dah danach dann, als mit seinen Viden
Triant beisammen lag, erdote
Vant der Silberflang von Helias Horne
Durch ganz Eiferort dahin. Als aber
Alt und Jung zum Strom und getrenntkommen
Hingen Alle, sonderlich die Mitter
Und Gleichrichter Helias, um viel Fragen
Summen um den Obr, doch erst und freundlich
Schloß Helias zurück und sagte:

Eine Zeit wird kommen, wo in Frieden
Wir mit' einander werden, dann berichte' ich
Mein Bericht euch. Aber meine Sendung
Hab' ich jetzt noch nicht vollendet, noch steht
Mir ein Gotteswerk bevor zu thun.
Denn im Traume hat mir Gott verheißen,
Meinen Bruder aus dem Schwanenleibe
In erlösen sezo, daß als Mensch er
Mit uns wandle. Trum, geliebte Mutter,
Laß die Bücher bringen, die vor Zeiten
Aus dem Silberfettlein uns gerettet,
Das am Hals' er trug; laß auch den Goldschmied
Herbeibringen, der die besten Bücher
Hat gefertigt. Und was Helias sagte,
Das geschah sofort. Dann lag ein steinlein
Aus den beiden Beckern schnell er schmecken,
Und als es geschmecket, hieß er Alle
In die Kirche zum Altar ihm folgen,
Ankündend für den Bruder dort zu sein.
Alle beteten, dervell der Priester
Laut die Messe sang, doch in sein Horn ließ
Helias, daß der Klang gar lieblich tönte.
Und ein Knausen scholl. Da von dem blauen
Himmel hoch hernieder flog der Schwan nun
In die offne Kirche und am Altar
Sankt er sich zwischen seine Mitter
Und Gleichrichter hin. Kauch hauch der edle
Helias auf, trat zu dem Schwan und dängte
Ihm das Silberfettlein um. Der Joubet
Wich loslich und blühend wie die Aehren,
Jung und schön, ein harter Auerjüngling,
Stand, der eben noch ein Schwan war, pfeßlich
Nun im Kreis von Mitter und Gleichrichter.

Wie umarmen Alle ihn voll Gnaden,
Weilen Gott für seine große Gnade
Und der Priester diech zur heil'gen Christen.
Tauf' ihn niederknien. Da gab sein Vater
Ihm den Namen Eusewich. Und sellich
Wurde ihm und Helias zu Eltern
Dann ein Mend vollbracht, denn jetzt waren
Triant und Beatrice erst mit allen
Sieden Kindern froh vereint. Sie waren
Von der falschen Matadrame Unbait
Nun erlöset und ihrer Folgen ledig.

Als das Ach sich dann in Erde neigte,
Trat in seinen Eltern und Geschwistern
Helias und hat sie, ihn zu hören.
Alle lauschten still, als von der Aulafahrt
Er nun sprach und von dem Abenteuer
An dem kaiserlichen Hof in Kourven,
Wie im Gotteskampfe er den kaiserlichen
Grafen überwand, wie Kaiser Otto
Ihm ein Herzogthum und eines Herzogs
Lehner gab, wie glänzlich er anwies,
Doch das Gottes Wille ihn berufen,
In sein Heimatland zurückzuführen
Und den Bruder aus dem Tann zu lösen.
Aber nun beacht' er, sich des Thrones
Und der Weltlust gänzlich zu begeben,
Denn er sei des Kampfes überdrüssig.
Mit dem Abschied eilen Tann der Reichen,
Der mit jedem Menschen neu erwache.
Nütze, die Bitternis der Gemüther
In Palästen und in niedern Hütten
Anzuschauen, schen' er in Gott sich einig
Und so wolle am einsam stillen Walde,
Wo ihn einst der Gemitte aufsuchen
Und ergehen, er in's Kloster gehen,
Dass sein Vater dort erbaut. Die Kreuze,
Wäge Triant sie nicht wieder tragen,
Ob er seinen lieben Bruder Emmerich
Ten mit Weisheit Gottes Huld begnadet.
Ich nun möchte sie nicht Kummer drücken,
Eondern Gott erkennend gern ihm Urlaub
Geben zu der Heimkehr nach dem Walde.

Denn umarmt er sie und Alter Frauen
Wunden noch, weil er der Welt entlagte,
Der so seinen Sinn und so gerecht war,
Doch sie eilen seinen Rath und Willen.

König nun von Vilsfert und Alanden
Bude Emmerich und seine Herrschaft
War wie Helias Herrschaft reich an Tann
Triant und Dietric aber wollten
Nicht von Helias scheiden und erbaten
Sich's von ihm, mit ihm im Wald zu weiden.
So geschah es. Denn es war ihr Herr auch
Von den Bitternissen ihres Lebens
Innerlich ermanet und voll Sehnsucht
"ach der Weisheit" im Waldesfleher.

Und es war zur Weihnachtszeit. Der Winter
Hatte Wald' und Alze mit Schnee bezaubert,
Als mit seinen Eltern Helias aufbrach.
Anstehen in harte Gewandung
Und mit Säben in den Händen, schritten
Züchtlich sie dahin, Schritte freckend,
Wie die Kirche vorbrecht. Und sie waren
Kamenes besudelt in ihrem Harn,
Denn sie suchten Gottes heil'ge Hölle.

Also kamen sie zum Waldesfleher
Und der alte Helias, den um Abte
Triant ermahnt, blieb sie willkommen
Und gekniet in Gottes Dienst sie,
Der der Dürste leitet ist auf Erden.

Der rothe Christian.

Nach von Wils. Albert.

Nur gar langer Zeit lebte in einem
kleinen Orte der kräftige Wollenschmied
Konrad, ein gar geschickter Meister, in dessen
Werkstätte drei tüchtige Gesellen vom frühen
Morgen bis zum späten Abend die Hämmer
schwangen.

Unter diesen Gesellen war auch der Christian,
ein gar tüchtiger Arbeiter, immer der Geschund
der Zeit in der Schmiede: doch wie sich der
Christian auch plagte, es mochte ihn Niemand
heilen wegen seiner rothen Haare. Die Puben
nannten ihn freitend den Feuerkopf, und wenn
er sich des Meisters Lehner, der schönen
Gestalt, mit einigen wenigen Worten näherte,
dann drehte sie ihm lachend den Rücken und
ließ sich von ihm aufpassen: die älteren

Leute warfen im Verheischen sogar Anstöße
Blicke auf des Christianen rothes Haar und
bekehrten sich.

Der rothe Christian war ein braver und
guter Mensch, doch wie er's auch beagnen
mochte, die Zeit in der für sich zu gewinnen,
es half ihm Alles nichts, man konnte den
Feuerkopf nun einmal nicht heilen und dabei
blieb's, und wie ihn die Menschen so gar be-
leied von sich hielten, da ward es dem Christian
gar schlimm ums Herz und ein Tag er zann-
tagte hundentlang allein in seiner Kammer,
und trübselig vor sich hin.

Es kann's nicht fertigen, dachte der
Christian: mir ist's zu eng in dieser Welt,
mir ist des Leides zu viel für mich allein, ich

kann's nicht länger ertragen; sein freundlich's Wort hör' ich das ganze Jahr durch und Sonntag, wenn ich jeder freit und lustig hinaus läuft in den Wald; dann muß mir die Brust schier zerbrechen vor ditzem Weh! Sieh's denn unter'm weissen Himmel Niemand, Sieh's denn leben mögt' und demich vertrauen könnt', was mich im Herzen quält bei Tag und bei Nacht!

Wie der Christian so vor sich hin sprach, da kam des Schäfers trummer Fiedel, ein Nadel von sechzehn Jahren, des Weges daher, schaute mitleidvoll auf den Schwaidgesellen und sagte freundlich „guten Tag!“ doch der Christian stand in sich verunsichert und hörte sie nicht, und sah auch nicht, wie aus der Fiedel blauen Fluge eine Träne hinabperlte über die bleichen Wangen. Die Fiedel war ein gar gutes Mädchen und hübsch von Angesicht, sie hinterlief nur ein klein zornig, und da nannten sie alle im Orte die traurige Fiedel.

Langsam hand der Christian oben am Heister, doch als er endlich die schöne Gertrud mit ihrem Haar und dem silbernen Antlitz hin- ausgucken sah in den Wald, da nahm auch er seine Fiedel und ging ihnen nach! Trauben hatten sich alle unter einen Baum gelagert und der lange Michel lag mitten im Kreise und erzählte allerlei graunliche Geschichten; die Mädchen drückten sich ängstlich an die Burschen, die schöne Gertrud schloß sich an den Alt- geiessen, und der rothe Christian schaute betrübt auf die Vögelin, die Paarweise über seinem Haupte auf den Heften stöhnten, und marmelte vor sich hin: Nur ich bin allein!

Nun erzählte der lange Michel eine neue Geschichte von einem Riesenblosse, das wohl dreißig Ellen von denen in einer wilden Gegend stünde; darinnen sei bei vielen Jahren ein wunderbares Heulen gefangen, mit gel- benem Haar, und wenn es gelinge sie zu be- freien, dem gehöre all das Gold, das Silber und die Weidheine, die in der Burg bewahrt, der könne das Nadel mit dem goldenen Haar heirathen, und der angesehene Mann im ganzen Lande werden. Und, schloß der Michel, sie wird eben heirathen, der sie erlöset, sey er gar trumm wie des Schäfers Fiedel, oder feurer, roth wie der Christian.

Da lachten Alle laut auf und schauten auf den Christian, der vor den Michel hin- sprang und rief:

Sagt an, wo ist das Schloß? Wäre ich ein Ritter und ich hier doch zu Hufe und während ihrer tausend Meilen, ich wüßte sie all bekämpfen, und die arme Jungfrau erretten,

die ebenfalls über Jugend verheiratet in dem Schloß und sich vergebend hinaussehen in die Welt, nach einem liebenden Geheiß! Sagt an, wo ist das Schloß?

Wo das Schloß steht, lachte der Michel, müß wohl bin als Ritter, der's Rätsel rasig auslösen doch zu Hufe mit keinem rothen Haar als feuriger Ritter!

Und wie sie alle wiederum über das Michels Räthsel laut aufschrien, da kramte der Jern in des Christams dunklen Kasse und er rief laut auf:

Da steht Ihr da und lacht und habt kein Michel mit einem Geheiß, das darinnen gefangen liegt in dem Riesenblosse, und ich vielleicht Tag und Nacht abquält in Gram und Sorgen und wartet, ob denn keiner im weiten Land das Heer hat, sie zu befreien; da steht Ihr da und lacht! Ihr Dienen solltet weinen über das Unglück Eurer Mitmenschen, und Ihr Bursche, seht Ihr Christen nicht und Eures Gleichen lachst nach der Fiedel's Wort, so würdet Ihr mich viel verstoßen über meine Worte!

Wie nun der Christian so ausgeredet hatte, da trat der Pfarrer, der andrerorts alles mit angehört hatte, in des Kreises, ergriß des Christams Hand, und sagte:

Der Christian hat Recht, denn so Ihr Christen wäret, wie ich's gehört, so würdet Ihr ihn nicht verstoßen, denn es steht ge- schrieben: Liebt Euren Nächsten!

Da schloßen Alle tief beklümmt von vornen, und wie der Christian allein war, mit dem Pfarrer, da sagte Jener:

Ich dank Euch, Herr Pfarrer, von ganzem Herzen! Es ist das erste Mal in meinem Leben, daß mir einer so treu und herzlich gerathet! Seht Herr Pfarrer, Ich will's Euch sagen, mir ist's gar schlimm ums Herz, denn was ich auch thun und tunen mag, um ihnen zu gefallen, es mag mich Niemand lehren im Ort. Längst war ich fortgegangen in die weite Welt, doch was soll's helfen, mein rothes Haar geht überall mit mir so aus Weg und Ziel und die Mädchen sind überall die Fiedeln. Wie geh's gar schlimm Herr Pfarrer, und weil Ihr's gut mit mir meint, so sagt mir, wie ich's ändern kann! Was soll ich thun?

Nur Gott vertrau'n! entgegnete der Pfarrer und drückte dem rothen Christian die Hand; dann ging er weg.

Der Christian kramte die Allhegen gegen eine Fiedel und schaute auf die Gegend, die im schönsten Abendhimmel vor ihm lag. Die Vögelin flogen lustig um ihn herum, und der

guten Worte des Harterd eingehend, ward es dem Christian leichter und heize —

Sie nähme Jelen, murmelte der Christian vor sich hin, und wär' er trumm wie die viele and' reth wie ich! Th wär ich ein Ritter und ich ich doch in Kess! —

Die Sonne war untergegangen, da stand der Christian noch immer an der Fide, und wie er hinausschaute in die weite Heine nach der Gegend hin, wo nach seiner Meinung das Niemandliche lag, da erblickte hinter ihm ein lautes Lachen, und wie sich der Christian umdrehte, stand ein Mensch da in rothem Mantel gehüllt, den Hut stiel in die Augen gedrückt und sprach:

Wärst Du ein Ritter und läst doch in Kess, so wärst Dein altes Geld und Christen und Silber und die Jungfrau ebendrein! Fort hinten liegt's wohl dreißig Meilen weit in einer weißen Gegend! Sie wird sehen nehmen und wär' er trumm wie die Viele oder gar reth wie der feurige Ritter! de! de! de! Nur schau' mir nicht so regend ins Angesicht! Ich mein's gut mit Dir und wenn Du mich willig anderst, so kann's Dir gut ergehen in der Welt und Du sollst ein Leben verbringen wie ein großer Herr oder gar der Kaiser.

So sprach, was ist Quer Begehrt? frag der Christian.

Mein Begehrt? lachte der Andere, ich will Dich glücklich machen. Ich habe Deinen Vater und Deine Mutter gekannt, und seitdem sie gestorben sind, ist Dir keiner gut als ich! Du hab' ich Dich weinen hören, bei nächtlicher Zeit in Deinem Kämmerlein, oft hab' ich Dich sitzen sehen bei Deiner Bibel, doch was nuset Dir's? Auf Gott vertrauen, sagt der Herr Harterd, nun ja, er mag es sagen, denn es ist sein Handwerk! doch sag mir, bist Du nicht mit all Deinem Göttervertrauen der rethe Christian geblieben, den keiner leiden mag, und wie Du auch in der Bibel bin und hergelesen, bist Du darum nicht der rethe Christian, dem jeder aus dem Wege geht, und der daheim sitzen muß eintiglig und lümmelich, wenn jeder Dand des Sonntags mit seiner Frau daher komt und jubelt! Und wenn Dir auch der Herr Harterd die Hände drückt, und Dir jemand sagt: Braver Christian, auf Gott vertrau! kann er Dir darum die rethen Haare festnehmen vom Kopf und Dich lustig und fröhlich machen und kann er vielleicht eine Fien zwingen, die von Herzen gut in sein, daß sie Dich nehme aus Deiner rethen Haare, und Dich recht lieb hat, zumit so's an Dir er,

fülle, was geschrieben steht: „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei! de!“

Dem Christian ließen die besten Schweiß tropfen an der Stirne herunter, der Andere legte vertraulich den Ellenbogen auf seine Schulter und fuhr fort:

Stand's denn, ich wüßte nicht wie Dir's kuppert unterm Kinn und wie Du Dir's tausentmal in einem Tode jurast! Nur ich bin allein! Ja! so! es ist eine schöne Sach in der Welt, die jeder arme Mann haben kann, wenn er sich den ganzen Tag plagt hat, dann geht er Abends heim zu seiner Frau, oder wenn es ein Jungweib ist, so trifft er hinterm Hause den Schen, und da plaudert's und lacht's noch Hundstang und jedes Kind verläßt den Kummer und den Gram, und lacht und scherzt, und wenn's spät wird, da geht's dem Viechen noch einen Schmaß, und noch Ginen und der Bub legt sich vergnügt aufs Bett und denkt: Sie ist mit doch gar heutig gut und denkt noch in dieser Minute an mich, und die Frau schaut noch von ihrem Fenster spät bis in die Nacht gegen die schönen Sternlein und denkt so bei sich: Oh ist mit doch heutig gut, der liebe Bub! Und ist dann ein Jährlein um, denn achn's kien' jagt zur Kirch und der Bub süßt die glückliche Braut beim ins Haus und nach Jahr und Tag, da sterbet Vater und Mutter im Haus herum, daß es eine wahre Lust ist. Aus der rethe Christian, den keiner leiden mag, der legt sich Abends eintiglig zu Bett und kann sich mit wie die Anderen sagen: „Sie ist mit gar heutig gut und denkt noch in dieser Minute an mich.“ Der rethe Christian, der saust sich die rethen Haare aus, und wie's ihm auch puchet und fliehet in seinem Herzen rum, das Vieh hat für die ganze Welt, so kann er's doch nicht sagen: Es geht auf der ganzen Welt ein ew'ges Gesicht, das mir gut ist und noch in dieser Minute an mich denkt! Doch? hab' ich recht? Hast weder Lieb noch Aernst, hast nichts als die alte Bibel, die Dir nichts nützt.

Da hielt's den Christian nicht länger; er sprang auf und rief: Auerbach! Hier hab' Recht! doch sagt an, wie kann ich's ändern?

Wie Du's ändern kannst? Wenn Du kein schau bist und mir selbst in Altem. Doch wer seid Ihr? frag der Christian. Laß das fragen auf sein! meinte der Andere, es Du dem Meister Auerbach denkst oder mir, es gilt Dir gleich, doch wenn Du mir angehören willst, so schau ich Dir ein anderes Haar und ebendrein das Niemandliche mit Welt, Silber und Christen. Willst eine

Probe mit mir machen, so frann in der ersten Nacht des nächsten Monats darüber in den Wald und aus dem versteinerten rothen Christlan wick ein murrend und laßiges Paria herzu.

Was schreit mich das Geste, — und Silber und Goldstein! rief der Christlan. Was mir im Herzen weh that, das wist Ihe nicht.

Au! lachte der Andre, wenn ich nun noch eckstein machte, das die Purtschen Dich denden von weis und weis um die schöne Gestrud.

Die Gestrud? rief der Christlan, die Gestrud weisich Du mir schaden? Oh, so Du das machen konntest, weis ich Alles stum was Tu weisich. Die Gestrud, ja der bin ich gut, und wenn ich für mit dem Mitzgeßen zusammen ich, dann über der Hammer in meiner Hand, das ich ihn geschellen nicht an seinem Dien!

Und warum stehst Du's nicht? frag ge-lassen der Andre.

Warum ich's nicht that? rief der Christlan, es steht geschrieben, Du sollst nicht werden!

Oa ha ha! lachte der Andre, was gehst Dich an was geschrieben steht, es steht auch drinnen. Wie! Deinen Nächsten wie Dich selbst und liebt Dich wie ein Mitzgeß? Na überleg Dir's und wenn Du mich nötigst hast, Du weisst mich zu ändern, kümmer Dich nicht darum, was da geschrieben steht, das Du höflich wirst und ein dergleichen liebes stehst.

Bei diesen Worten verrieth der Andre und der Christlan blieb allein. Die heißen Schweisströpfen liefen ihm übers Gesicht und er murmelte zwischen den Zähnen: Ja warum stehst Du's nicht und schreist mich an das was geschrieben ist, ich, den Niemand mag und will, so gut und rechtstehen ich auch bin. Weis ich's denn weis ich die Menschen, so will ich ein recht schlechter Dad werden, und ihnen Alles mit Bösem vergelten.

Die Augen rollten dem Christlan im Kopfe herum, als er sich auf den Heimweg machte! Wie er durch die Schwärze schlich in seine Kammer zu schlafen, da quäl er krampfhaft den schweren Schwelchhammer, und ging unterhin hinaus! In der Kammer drinnen lag ich den Mitzgeßen im tiefsten Schlaf: der Christlan schaute ihn eine Weile an, wie er da ruhig und sorglos schlief und wie der Christlan nach langem Kampfe den Hammer hoch schwang gegen den Schlafenden, da murmelte dieser im Traume: „Du sollst nicht töten!“

Nun sang der Christlan an zu pfeifen und zu heben, und wie er sich rechts und links umwandte,

da glaubte er das Bild seiner Mutter zu ge-wahren, die ihn stierend ansah und er hing an gar bitterlich zu weinen!

Als der Christlan am andern Tage über-dachte, was er versagt, und wie nah er dem Verderben gerwin, da schaute er sich vor sich selbst und er wagte es nicht, das Auge emporzuheben gegen die Mitzgeßen. Er hämmerte den ganzen Tag ununterbrochen drauf los, als wolle er durch die Arbeit sein Ge-wissen beschwichtigen, und als das Aeu-ßerste erschlagen, und Alles zum Abschluß geben wollte, da sagte er zum Mitzgeßen:

Anten Weis! da, ich hab Dich noch zu sagen.

Wie die Beiden allein waren, da fiel der Christlan dem Anten um den Hals, schloß ihn um und sagte:

Gerecht wirst Anten, ich bin Dir gram gewesen wegen der Gestrud und hast dieses Eimen gegen Dich, doch hast ich, Du wirst mir's nie nachhalten und wenn's Dir recht ist, so las und gute Freunde sein in Zukunft.

Der Mitzgeße aber hing an zu lachen und meinte:

Ich weiß mir was Du damit sagen willst, Du hast mir nichts Böses than, auch sollst es Dir schlecht bekommen, wenn Du's verstanden weisich, aber Freundlichkeit mach ich mit Dir nicht. Dich hat Gott geschnitten mit Deinem rethen Haar, das ich Jeglicher soll haben vor Dir! Ich kennst das, da war meines Vaters Bruder, der hatte auch solch rethes Haar, und der ist auch richtig am Halsen gestorben, denn wie ihn mein Großvater aus dem Hause ge-lacht, weil sein rethes Haar Unglück brachte über Haus und Hof — er's wurd's Bich krank und nachher brannte die Schwere ab — da ging er hinaus in die weite Welt, ward ein La-gedich und ein Berier und hat am Halsen wie's recht war.

Aber, meinte der Christlan, hat man ihn nicht verjauchert vom Hause in die weite Welt, so war er doch vieldeutiger als ein reth-schaffener Mensch in seinem Heu schlafen.

Nicht weisagst! meinte der Anten, das noch mehr Unglück ins Haus kommen war! Nein, denn ich werde recht schlafen, und es-ichen ich Dir nicht gram bin, denn Du hast mir nichts angethan, und ich Dich auch nicht fürcht', so mach ich doch mit Freundlichkeit mit Dir, denn Dich hat der liebe Gott geschnitten, das ich Jeglicher vor Dir haben soll. Gehab Dich wohl!

„Noch eine Weile“, Anten?“, sagte der Christian betrübt, glaub's nicht, daß es alle ist, weil ich verloh'n haare habe. Zieh Anten, wenn Du willst, wie es mir noch ums Herz ist, denn ich hab' weder Arcumt noch Erb, ihr würdet mich nicht von Euch los'n! Warum gleich immer den Menschen so vernünftigen, o' Ihr Euch die Mühe gibt, ihn zu kennen. Ich bin hiöberan immer treu und ehlich gewesen und mach's mit wie der andere Mensch, der Peter, der nie in die Kirch' geht und Karten spielt, mit allerlei unnütz Ding treibt und doch noch Ihr den Peter und mich nicht!

Der Peter? meint ihr dessen der Anten? ja, darüber hab' ich auch schon gedacht, der Peter hat sich sehr unangenehm bei uns gehalten; er schließt immer ganz absonderlich auf, wegen herum, doch thut er seine Arbeit und ist mit von Gott gesegnet mit rothem Haar wie Du! Drum laß uns mit mehr Geduld reden, thu Deine Arbeit und geh ruhig vor Dich hin, so wird Dir Keiner Ginas in den Weg legen! Seit vier Jahren sind wir tagtäglich beisammen, und warum willst du denn Freundlichkeit mit mir machen? Das gefällt mir gar nit!

Wie der Christian allein war, da dachte er so bei sich: Mir ist mein Recht zuzubekommen, denn ich war beinahe ein schlechter Mensch gewesen, und drum will ich Alles erdulden, als Strafe Gottes für mein böses Sinnen. Den Kopf in die Hand erhöht lag der Bauer, sepi' gar wunde Stunden in einer Ecke der Schmiede, bis Mitternacht, und eben wollte der Christian hinaus in sein Kämmerlein, da öffnete sich die Thüre und der Schmiedegeselle Peter trat herein mit einem Fremden, in welchem Christian brinn' Scheine des Feuers in der Stirn ablesend den bösen Rathgeber aus dem Walde erkannte.

Der Christian blieb ruhig in der Ecke sitzen, zu hören, was die Beiden sprachen.

Wie grüßte, meinte der Peter, wenn Ihr's ehlich mit mir meint, so mag es sein! Mich quälte, daß der Missethäter die Gerechtigkeit der Schmiede frisst und alle die Guldin, die der Meister droben in der schweren Kiste hat und ich verstoß mein Sach so gut wie der Anten und soll noch gar mein Lebenslang als schlechter, armer Geselle in der Welt herum laufen.

Nun, lachte der Andere, kannst es ja ändern wenn Du willst, verzeih' ich dir, so seßst Du ein Leben führen besser denn der Kaiser, ich geh Dir ein Ringlein, wenn Du

das am Finger traghst, so wird die Gerechtigkeit dir gut sein müssen und den Missethäter verzeihen.

„Um!“, sagte der Peter, daß ich mir schon ganz recht aber . . .

Nun? aber?

Ja ich kann's mit so grad heraus sagen!

Nun, so will ich Dir's sagen, laßt die Fremde. Bist ein gar schlauer Mensch und denkst du bei Dir: Was nützt mich die Gerechtigkeit allein, der Knecht ist noch ein gar tüchtiger Meister und kann noch manches Jahr leben und so bald ich immer noch was von der schlechten Welt und die schweren vielen Guldin, die ich droben in den alten, bösen Kiste? Geht denkt Du nicht alle? Nun, Du schweigst! Bist ich nicht machen! Geh Du ein kleines Leinwand, in Du das dem Meister gehst, wird er sich hängen und noch der Menschen hast Du die Schmiede, die Gerechtigkeit und die Guldin bei! he! he! So Du willst, geh hinaus in die Kammer, der Keinen Leinwand und geh ich mit zum Untergang, daß Dir's nicht ist und wenn der Mond voll ist, so lassen binden in den Wald an die große Kiste, da wollen wir's richtig machen, wenn's Dir nun hängt um den Hals und keine Leinwand!

Meine Leinwand? der Meister? lachte der Peter, nicht einen Pfennig! Geh! ich drum! Glaubst du mir drum wie die anderen Leute, so will ich gleich hinaus in die Kammer und geh' Dir den Leinwand!

Und wie nun der Peter hinaus ging, da klopfte der Fremde herum und schrie: So ist's recht, erst den Peter, dann den Christian und zuletzt wird der Anten verzeihen, dann hab' ich die alte Zeit!

Das seht Ihr nicht! rief der Christian und indem er hervorlief, griff er nach dem schweren Schmiedehammer und schlug einen gewaltigen Schlag nach dem Fremden Hinterbacken, daß der über die Erde als eine nichte geschoben, und lachte:

Schlag zu Christian, und dann geh' hin, auf zum Meister Knecht und erlöste's ihm Wert für Wert, so wird Dir's doch besser gehen, weil Du der rechte Christian bist. Gehst Du wohl!

Mit diesen Worten verabschiedet der Knecht, als eben der Peter herunter kam mit dem Leinwand. Als der den Christian sah, erschrad er gar sehr, doch dieser sprach:

Peter! Du hast ein weißes Sinnen, und ich möchte dem Meister sagen, daß er sich löst, doch willst Du meinetwegen am frühen Tag Dein Dündel schenken und auf immer von

kannem gehn, so fer es kann, und ich will
schweigen!

Der Peter aber hatte sich mittlerweile ge-
sagt und lachte laut auf: Laßt immerhin, es
wird Tur's selbst glauben! bist Tu nicht der
rechte Christen! bist und wenn ich's nicht,
wird Tu hinaus um Hund und ich hieh!

Das ließ nimmermehr geschehen! rief der
Christen und es ist's nicht, das dem Meister
eben der Christen ein Hund geübt, erwidert
ich ich mit meiner Hund!

Ich nun sagte der rechte Christen den
Peter am Halse, das dieser laut aufschrie und
der Meister, die Christen und der Antonsamen
herbeigekommen und rufen sie aufeinander!

Nun erzählte der Christen Alles Wort
für Wort, doch der Peter sagte:

Glantz's ihm nicht Meier, der ich ein
gar böser Dursch und wie ich heimkommen,
da las er noch in der Ofen da und meine,
wie sollten den Christen aus dem Hage
schaffen, damit er nicht die Christen sein, und
wie ich's nicht weiß, da ist er gar wenig
werden und das mich ansehn!

Tu rief die Christen bewachen:

So mag's kin, Vater, denn ich hab's
weil merk, wie der Christen mich ansehn
hat, so oftmal wenn er mirredig, und ich
hab's Guch oft genug geist, dem sein rothes
Haar bringt noch Unglück über uns.

Dem Christen waren die Gedanken in die
Augen getreten wie er sah, das ihm Niemand
glaubte, doch als auch die Christen also sprach,
da warf er trotz den Kopf in die Höhe und
rief:

Das mag's Guch Gott verzeihen, Christen,
was Ihr in dieser Stunde an mir thut, ich
hab's nicht verdient um Guch, denn ich bin
Guchherlich gutgewesen, und bin mein Leben
hingegen für Guch, mit dem, um Erlaubnis,
doch nun Ihr so sprechen aus einem bösen
Heren, nun darf ich Ihn, das Ihr mir nicht
ansehen soll, und ich Guch nicht bekommen
hab' um Guch!

Tu wurden sie Alle noch böser gegen den
Christen und der Meister schalt, er solle um
Stunde noch sein Knechten schmecken, und sich
hinausgehen aus dem Haus!

Und wie die Zehn eben hoch aufging am
Himmel, und Alles trüblich ward draussen im
Feld, wie die Vögelin lutha umherwirren in
der Luft und das Kirchenschildlein um erhen,
male erschalle, da sang der rechte Christen
hinaus um Hause und in seinem Herzen
wüthete ein gar böses Zinnen!

Der rechte Christen lief hinaus in den
Wald, und warf sich auf die Erde. Da blieb
er liegen gar manche Stunde bis zum Abend!
Er schaute er hin nach der großen Erde, wo
er den Lungen getroffen und wie der Christen
immer bleicher und bleicher ward, und die
Erntetief stand im Weiden, da sah der Dursch
plötzlich den Lungen herauswachsen aus der
Erde. Der legte sich neben den Christen hin
als es nichts verfallen wäre, und sagte:

Nun Christen, wie geht's um Grund
beim Meister Kommt! Nicht in der Schwere bist
Nun, weil Ihr doch alles wisst, sagte
rührer der Christen, was fragst Ihr lang!

Nun ja freilich weiß ich's: meine der
Kobber, doch ich's nie mehr, das ich davon
sch'! Tu schmeckt! Nun, ich will ich die
Gind rufen! Ich's aus in die weite Welt
mit Donner Stiel und sag' den Knechten: Ich
bin der Christen, ein gar guter Mensch und ein
freier Dursch, ich gar sehrden Gering
bin in die Erde und mag Guch alle von
Heren leiden, der Meister Kommt hat mir
Unrecht gethan, der Vater ist ein böser Dursch,
und ich bin der Guch. Geh' bin und sag's
aller Welt, und jeder wird die antworten:

Ja, ist es ich schon möglich! und so
werden auf Dein rothes Haar schauen, und
Du sagst: Tu ist es ich schon möglich, aber
sie werden sich vor der Idere sehen lassen,
und sich befeuern vor Du, und seiner wird
sich weiten, anderwärts wie hier! Gehat!
Dich weh!

Und wie der Lange fortgehen wollte, da
hielt ihn der Christen fest und sagte:

Noch ein Wortlein! Suchet mir, wie ich's
machen soll!

Auf Guch verman'n, lachte der Lange und
hinausgehen in die weite Welt, sich von
Allen weggehen lassen und schließlich um
Galen herden zu der Antons Vater Bruder.
Biel Glück auf die Zeit! und daß mir vorher
noch was in sagen, so komm um Mitternacht
daher!

Der Lange verstand wie er gekommen
und der Christen marmerte vor sich hin:
Gientlich um Galen herden, wie der Antons
Vater Bruder! Tu sprach der Christen
auf, und ging stillen Schrittes hinaus aus
dem Walde, und rief einmal über das Andere:
Mir ist's ja eng in dieser Welt, was soll ich
beginnen!

Da hörte er plötzlich eine weibliche Stimme,
die ein Weiblein sang, und wie er näher ging,
da sah er des Schlers traurige Weib da sitzen
auf der Weide!

und sang er manchmal an, an dem Gelingen seines Vorhabens zu zweifeln, dann dachte er an das Lieb der Marie und tritt richtig weiter. Diese Tage war er schon fortgeritten, da kam er in eine wüsthende Gegend, und auf dem Abend gemeldet er endlich auf hohem Arden eine Burg, gar furchtbar groß und ganz von Glas, so daß er hinein schauen konnte! Da lag in einem großen Saale ein wunderthätiges Fräulein, die war gar betäubt und weinte sehr. Und wiederum sah er gar viele Riesen denn mit Ketten und Keulen bewaffnet! Als diese den feurigen Christen gewahrten, erheben sie ein fürchterlich Geschrei, und stürzen aus der Burg! Der Christen aber lag sein leuchtend Schwert, befehl seine Seele zu Gott und sprang gegen die Riesen an, doch diese riefen ihm schon von weitem zu:

Steh! Steh! Schwer ein, Herr Ritter, es ist nicht von Riesen, denn so Ihr kommt die Jungfrau zu helfen, gehen wir sie Euch von Herzen gern, denn Ihr seid der feurige Ritter und gegen den dürfen wir nicht kämpfen.

Der Christen aber sagte:

Es Ihr doch rechtlich mit mir meint und nichts Böses gegen mich habt, werth Eure Waffen weg und laumme Eurer der von Euch zu mir!

Da warfen die Riesen abgesehlt die Keulen und Herte fort, und Einer von Ihnen trat vor und sagte:

Gnädiger Herr Ritter, wir wollen nicht Böses gegen Euch, sondern Euch unterthan sein mit Leib und Leben, denn wißt, in früher Zeit hat einmal ein feuriger Ritter und errichtet aus großer Noth, als wir im Kampfe waren gegen die furchtbaren Riesen im Norden, und seit jener Zeit haben wir gelobt, dem feurigen Ritter unterthan zu sein.

Und wie er ausgesprochen, da kamen auch die andern Riesen herbei, haben den Christen vom Pferde, und trugen ihn hinein ins Schloß! Wie er da vor die gelangene Jungfrau trat, und ihr die Freiheit verbandete, da ward sie gar froh und sagte:

Ich hab Hand und Herz geliebt demjenigen, der mich befreien wollt hier aus der Gefangenenschaft, und arme will ich's halten! Doch hab ich dachin den Fräulein gelassen, der nicht wis, wo ich hinnehmen bin, und dem ich noch von meinem Herrn ant bin! Doch will ich Euch folgen, wenn Ihr wollt, Herr Ritter, denn ich hab's arbeits!

Da antwortete der Christen:

Las behüte Gott, daß ich Euch fell von dannen führen mit mir! Ich hab' arge Zinnen

gegen die Menschen und drum wollt ich's lieber gut machen, und aber mein Leben gern hingegen, Euch zu erretten, doch auch ich hab' was Liebes dabei; drum, wenn's Euch recht ist, geleit ich Euch hin nach Hause und siehe dann meines Wegs!

Da belien die Riesen viele Erde voll Gold und Edelstein und schenken sie dem Christen, der ins Alles auf ein Pferd, und ritt mit der Jungfrau von dannen in ihre Heimath!

Da war gar großer Jubel und der Vater jener Jungfrau, ein reicher Graf, wollte den Christen gar nicht mehr loslassen, doch so weh es ihm that, mußte er ihn endlich ziehen lassen, und der rothe Schmiedegesse machte sich auf den Heimweg.

Unterweg stiegen noch die Riesen zu ihm, die wollten sich gar nicht mehr von ihm trennen und dem feurigen Ritter auf immer unterthan seyn.

Nun machte sich der Christen mit ihnen auf den Heimweg, und feurig schlug ihm das Herz unter dem eisernen Wamms, wenn er das Klackeln der krummen Hefe vor sich hörte, und hier und da vor sich ihn murmelte:

Pald bin ich nicht mehr allein!

Und wie er nicht gar weit mehr von der Heimath war, da sah er einen Mann am Wege sitzen, der gar betrübt den Kopf in die Hand stüßte. Der Christen ritt hin zu ihm, und frag was ihn quälte, und wie der andere empfindete, da sprang der Christen vom Pferde und rief:

Anton, bist Du's wirklich?

Gewis bin ich's, entgegnete ihm der Alte, gefelle mir gar's gar schlecht! Halt ich auf Dich arbeits, so wär's besser, denn laum warst Du fort, da mocht mich die Gerechtigkeit nicht mehr und ob ich mich auch gequält, und Ihr's arbeits, doch ich nicht mehr leben könnt ohne sie, sie hat mir den Rücken gemeldet, und ist dem Peter ant gewesen und auch der Meister mocht den Peter besser denn mich, und nach laum acht Tagen, da hat er's Rinalin geschickt mit der Gerechtigkeit und wie ich sie hab zur Ruch' gen sein, da schmeißt mir ins Herz und da hab ich mein Kinnel schneit und bin ant und davon gegangen!

Als der Alte rief so ausgeredet hatte, bei ihm der Christen um den Hals und küßte ihn und sagte:

Anton, ich hab's ehlich mit Ihr gemeint, und es ihm mit gar weh, Dich so im Gend zu sehen! Und doch Tu mich auch von Dir weggewesen, wie ich Ihr Freundschaft ange-

tragen, so will ich Dir's darum doch nicht entgehen. Nicht viel hält's gelebt, so war ich zum Meider werden an Dir, und nun sollst Du mich mit mehr verlassen; was ich doch, schiedst Dir zur Hälfte und Du sollst immer bei mir sein! Verzeih' mir's, wenn ich Dir gram war wegen der Gertrud und dann böses Zinnen gegen Dich, doch bist ich, Du wirst mir's nicht nachbilden und wenn's Dir recht ist, so laß mich gute Freunde sein in Zukunft.

Da konnte sich der Allgeist nicht länger halten, er fiel dem Christen um den Hals und sagte: Verzeih' mir's auch Christen, denn als ich Dich von mir schied, da wußt ich nit, daß Du so ein harter Purck se- wesen, doch jetzt soll mich Keins mehr r'n- z abdrängen im ganzen Leben, doch dabeim kann ich nicht leben, wo die Gertrud ist, drum laß mich ziehen!

Doch der Christen redete dem Allgeisten so lange zu, bis er wieder mit umkehrte, und unterwegs erzählte er ihm Alles, was ihm be- gegnet die auf's Feinste und sagte schließlich: Anton, mach's wie die Vögel, vertrau' auf Gott, er leidet dich noch alles gut.

Und wie die Wunden der Peinath näher kamen, da war eine große Menne Wiste draussen vor der Thore: der Christen ritt hinein, nachdem er sein Wäse an einem Baume aufgeschleppt, und als er nach der Wiste frag, da sagte man ihm, der habe dem Meider Keutis ein Zeichen eingegeben, woran er erkennen sei, und hänge nun vom Richtwege den den Wunden zum Beispiel. Das Haus aber, worin die graue That geschah, hatte man sammt der Schwärze angezündet, daß kein Stumpf noch Fiel davon stehen bleiben sollte.

Der Christen hatte den Anton mit den Wunden und den Schänen zurückgelassen und ritt allein in den Ort hinein, und wo er Ginen sehen sah, frag er nach dem rothen Christen, und jedes antwortete ihm:

Der ist längst auf und davon gelaufen in die weite Welt, das war ein gar arger Purck und blüht noch schon lange am Galgen.

Nur der Harter sagte: Ihr sucht den rothen Christen? Ja, das weiß der liebe Gott, wo der steht, die Menschen hier im Ort haben ihn nicht gemacht wegen seiner reihen Haare und da ist er auf und davon gegangen in die weite Welt, es war kein übler Purck und mir hat's recht viel gethan um ihn, daß er verschwunden!

Und wie der Christen noch weiter ritt, da sah er die Gertrud sitzen, die raute sich

das Haar auf und weinte gar jämmerlich! Da ritt er auf sie zu und sagte:

Gertrud! Guck ich gar Bittres wider, loben, doch verzeihst nicht und vertrau' auf Gott, er wird's bestentlich um Beien lenken. Ihr habt nicht abgedt auf guten Rath und seht selbst in Euer Unathid gegangen, doch ist noch nicht alles verloren! Guck den weil in die Kirch und betet Gind für Euren Vater, anhalt hier zu sitzen und Guck's Haar auszurufen, denn daran ist nichts mehr zu ändern!

Nun gab der Christen seinem Pferde die Sporen und ritt so schnell es alina, hinaus zur Thälerwiese, und als er da war Vöse sitzen sah, so sagte er:

Gott um Guck, könnt Ihr mir nicht lazen, wo ich den rothen Christen finde?

Da schaute die Vöse auf den fremden Ritter und sagte unter Thränen:

Wenn Ihr den sucht, so findet Ihr ihn nicht, denn er ist hinausgegangen in die weite Welt und wird wohl nimmer wiederkommen, doch hoff' ich, es geht ihm gut, denn ich schalt jeden Sonntag Gind für ihn ein in der Kirch.

Das thut Ihr wirklich? meinte der Christen, so seid Ihr ihm wohl von Ginen auf?

Die Vöse aber antwortete nicht und fing an gar blüen zu weinen: der Christen stieg vom Pferde und sagte:

Warum ist er denn fest von hier und nicht bei Euch geblieben, wenn Ihr's so gut mit ihm meint?

Was soll er hier thun? schlochte die Vöse. Auch mich mag Keiner, denn ich bin die trumme Vöse und die's nit genug, wie die Fuben mich verweisen, mich mag Keiner, und doch bin ich nicht traurig darüber, denn wenn der liebe Gott mich so geschaffen, so hat er seine absonderliche Mithat gehabt, und man darf nit gegen ihn klagen!

Da schlug der Christen sein Wäse um und rief:

Vöse! liebe Vöse!

Christ hat der liebe Gott seine absonderliche Mithat dabei gehabt, daß er Dich nit hiel und beständig gemacht wie die andern Vöen, damit ich durch Dich soll besser werden und lernen auf Gott vertrau'n! Jetzt laß ich nit mehr ab von Dir und so Du willst, wirst Du glücklich sein, denn am frühen Morgen bis zum Abend will ich Dir's lazen wie Du mich auf der guten Weg gebracht, um wie ich Dir esse verlaß noch ich bin und was ich hab!

Und wie ein Jahr vergangen, da sah es lustig aus im ganzen Dorfe! Die Kieken hatten eine große Kirch gebaut und viele Häuser, so daß Jeder sein Eigenthum hatte im Orte! In der Schmiede arbeitete der Anton fleiß drauß, bis ihn sein Weib, die Gertrud, zu Hause rief, und wo der reiche Christian sich schon ließ, da zog jeder seine Mäße und dankte ihm im Stillen. Und als die neue Kirche fertig war, da hing der Christian seine Kühlung hinein und sein Schwert, und sagte:

Ich geh' es weher ich es genommen, ich will nit mehr seet von hier, Herr Parrer, und wo Gind ist auf weit und breit, dem's schlecht ergicht, so schickt zum rothen Christian, das ich ihm helf. Die Kieck aber lehrte ein jedes Kintlein im Ort das Lied vom Göttertraum und auf jedem Weg und Zieg sangen's die Kleinen:

Denn er umfahet die ganze Welt,
Die er in seinen Händen hält,
Mit ewig junger Liebe.

Rose-Marie.

Märchen von B. Herchenbach.

Es war einmal ein Bauer, der hatte einen ungetauften Sohn, der hieß Lüdertich und machte seinem Vater viel Kummer und Herzeleid, und es verging fast kein Tag, wo zwischen dem Lüdertich und seinem Vater nicht eine Fänserei vorfiel. Da geschah es eines Tages, daß der Lüdertich mit einer Karre Waizen in die Stadt geschickt wurde, um sie zu verkaufen und das Geld nach Hause zu bringen. Das war dem Lüdertich ein Auftrag so recht nach dem Herzen. Er verkaufte nicht allein den Waizen, sondern auch Vord und Karre dazu. Da hatte er nun einen recht strammenbeutel; mit dem ging er in's Wirthshaus und spielte mit nichtsnutigen Gesellen Karten und Würfel, bis der letzte Heller verspielt war. Was sollte er nun thun? In ein fremdes Land gehen, wie er's anfangs vor gehabt, das ließ sich jetzt nicht mehr machen, weil kein Jährzahl da war. Er machte sich also auf und ging wieder nach Hause. Der Vater forberte ihn soseich das Geld ab und fraate nach Vord und Waizen. Da gab der Lüdertich eine trocke Antwort und sprach: Ich hab' alles beim Karten verspielt und noch Schulden dazu gemacht. Da wurde der Vater blaß und blau vor Schrecken und Aerger und rief in seinem Zorne aus: So woll' ich, daß dich der Teufel hole!

Der Teufel mußte sich ganz in der Kabe aufzuhalten haben, denn kaum war der gräßliche Wunsch dem Munde des Vaters entkehn, so flirrten die Gloscheiten des Aemters entzwei und der leidhaftige Satan stand vor dem Lüdertich, der ein jämmerliches Weichrei erhob und sich unter den Tisch verkroch. Der Teufel

aber freute sich, so wohlfeilen Kaufes an eine Menschenseele zu kommen, scharrte ihn mit dem Hufeisen unter dem Tische hervor, warf ihn über die Schulter und zog zu demselben Loch wieder hinaus, wo er hereingekommen war.

Der Vater stand mit verblümmten Gesicht dabei und wunderte sich, daß sein götteslästlicher Wunsch so bald in Erfüllung gegangen sei. Staunen und Schrecken wichen aber zuletzt von ihm und da er Neue über sein Thun empfand und es doch nicht ändern konnte, so redete er sich ein, der Lüdertich habe sein Schicksal verdient, und über Kurz oder Lang würde ihn doch der Teufel geholt haben.

Mit diesem Gedanken ging es noch eine Weile gut; wenigstens gab er sich den Trost, als sei er ganz zufrieden damit, das es so gekommen sei, aber des Nachts, wenn die Leute schliefen und er sich vor Klammern zu schämen brauchte, dann weinte er recht bitterlich und bat den Teufel inständig, ihm den Lüdertich wiederzubringen.

Als er einmal lauter als gewöhnlich laute, meinte, hob eine glühende Hand den Bettvorhang hinweg; der Satan stand vor dem Weinenden, lachte böhmisch und sprach: Wie magst du alter Narr dich um den Nichtsnut so anstellen, der dir all sein Leben um Verdruss gemacht hat? Kannst aber den Lüdertich wiederbringen, wenn du mir die Rosenmarie gibst, denn den Fuder krieg ich doch einmal sicher; auf der Erde ist kein Kraut gewachsen, das ihn vor der Hölle retten könnte.

Der Bauer fuhr ob solchen Ankommens erschreckt von seinem Bette auf; denn die Rosenmarie war ihm an's Herz gewachsen, weil

ne schön und lieblich und ihrer seligen Mutter Ebenbild war.

Er schlug ein Kreuz vor dem Bösen und herrschte ihm zu, sich zu stellen.

Das that der auch gehorsam, lachte aber so unbändig, daß die Knechtin in ihrem Bettchen, das dicht neben dem des Vaters stand, davon erwachte. Sie riefte die kleinen Knechtchen nach dem Vater, sah ihn mit den klugen Augen an und fragte, warum der Vater so häßlich gelacht habe. Der Bauer nahm die Knechtin in die Arme, preßte sie an sein Herz und vergoß die bittersten Thränen.

Da fragte die Knechtin, warum er weine? Ach, gab er zur Antwort, du kannst das nicht verstehen und wenn du es auch verstanden, so könntest du mir doch nicht helfen.

Knechtin sah ihn an und sprach: O, ich verstehe es gewis und vielleicht kann ich dir auch helfen, denn so eben lag mein Schutznadel neben mir, der hielt mich fest in den Armen und sagte mit leiser ins Ohr: Knechtin, dein Vater ist unglücklich und du sollst ihn wieder glücklich machen.

Als das der Bauer hörte, erzählte er der Knechtin die schreckliche Geschichte mit dem Lüderlich und wie er sein eigenes Leben gern hingeben würde, um ihn aus des Teufels Krallen zu retten; das sei aber dem Satan nicht genug, der wolle die Knechtin haben oder den Lüderlich behalten.

Als er so gesprochen hatte, brach er von Neuem in Thränen aus und riß sich die grauen Haare aus dem Kopfe. Knechtin aber lächelte und sprach: Wenn der Teufel wieder kommt, so sag' ihm: Ja, du kannst die Knechtin kriegen!

Der Vater schüttelte mit dem Haupte und antwortete: Wenn er verzeut eines von meinen Kindern haben muß, so soll es wenigstens nicht das Beste sein.

Da lächelte Knechtin noch einmal und fragte: Wer ist härter, der Teufel oder mein Schutznadel? Du mußt aber wissen, daß mich der Schutznadel nicht im Zügel läßt. Fürchte dich darum nicht und flue, was ich dir gesagt habe! Tann legte sie sich wieder in ihr Bettchen und schlief.

Dem Bauer aber gingen die Worte seines Kindes im Kopfe herum und er dachte, daß sie wohl Recht haben könne, und wenn er das genau und wahrhaftig wüßte, dann wage er gar nichts dabei, vielmehr erhalte er den verfluchten Lüderlich zurück und verlöre die Knechtin doch nicht.

Die Gewissensbisse um seinen Zorn von eben den Tag zu Tag größer und da er es endlich gar nicht mehr aushalten konnte, so rief er in Wetters Namen den Teufel herbei und sagte ihm: Da liegt die Knechtin; bringst du mir den Lüderlich wieder, so kannst du die mitnehmen.

Da, sagte der Teufel, ihr Bauernweib seid selbst dem Teufel zu klug. Du Schlauskopf, weißt recht wohl, daß ich jetzt keine Gewalt über sie habe, weil sie noch rein und unschuldig ist. Willst du mir sie aber bis ins 1ste Jahr verwahren, so soll der Teufel gelten.

Da wurde dem Bauern angst um's Herz, denn er fürchtete, die Knechtin könne auch schlecht und nichtsnutzig werden, wie ihre Brüder.

Der Teufel aber war sehr angedunten, schaute ihn an und sprach: Wie lange soll ich meine Zeit verlieren? Weinst wohl, ein Teufel habe seine Zeit zu verlieren und könne sie bei jedem Lump verlieren. Mach's kurz, denn ich komme nicht noch einmal! Der Bauer fürchtete, der Teufel könne Wort halten, darum sagte er mit zerknirschtem Herzen: Ja, ich will's thun; bringe mir nur recht bald den Lüderlich.

Im Handumdrehen war der Wille des Bauern erfüllt: es war accurat, als habe er ihn an der Gde stehen gehabt und ihn von da nur herbeigeholt.

Dem Bauern brach halt eines Kreuzzugs, schreie der kalte Angschweiß aus, denn er dachte, jetzt werde der Teufel sein Schermesser herausholen, ihm einen Schnitt in die Pulsader machen, die krumme Hahnenfeder hineintauchen und sie ihm zur Unterschrift darreichen. Der Teufel merkte wohl, mit welchen Gedanken er sich trug, darum riefte er höflich die Junge am rechten Mundwinkel heraus und sprach: Schmid, schnad, geschrieben oder nicht geschrieben, 's gilt doch! Ja früher, da war's freilich so: Mein Großvater hätte sich ein Gewissen daraus gemacht, die Knechtin zu belohnen, wenn er es nicht verbrocht und versiegelt gehabt hätte; aber wie klüger die Menschen, theils geschickter der Teufel.

Hört war er.

Der Lüderlich lag am Bette seines Vaters auf den Knien und hob die Arme stehend empor; und er sah so elend aus, als ob er nicht halb satt gescriet hätte. Und der Mäden war ihm ordentlich krumm, weil er in der Hölle den ganzen Tag den jungen Satans den Hufeisen hatte wischen müssen, damit sie auf Kirmessen, bei Hochzeiten und Wäitagen anständig erscheinen konnten.

Erst grüßte es den Vater noch ein wenig und er sörgerte lange, dem Luderlich eine Hand zu geben, weil er fürchtete, sich daran zu verbrennen; aber die Vaterliebe ist noch härter als der Teufel — und so zog er ihn denn zuletzt an seine Brust und sagte: Luderlich, es ist dir Alles verziehen! Nun sage aber auch, daß dich der Teufel nicht um weitemale holt!

Dem Luderlich hatte in der That nichts Besseres paßiren können, als auf ein paar Jahre vom Teufel geholt zu werden, denn alle Nüchternheit war ihm rein aus der Seele herausgeschwefelt und geseuert und es war nichts drin geblieben, als die Reue und die besten Vorläge: die hatten durchaus kein Feuer fangen wollen und waren auf diese Weise zur Reue seines Vaters unverbrannt geblieben. Gleich am andern Morgen ging er in den Stall, punzte das Pferd und zog mit dem Pflug auf den Acker. Es war jetzt ein edelstlicher Regen in dem Teufelsjungen, und nach wenigen Jahren hatte er durch seinen Fleiß doppelt und dreifach wieder eingebracht, was er früher verhaslet und verlerndet.

Die Kosemarie bußelte und spielte in Garten und Feld, und ward von Jahr zu Jahr größer und schöner, die zuletzt aus dem Kinde eine schmale Jungfrau wurde, die im ganzen Dorfe nicht anders genannt wurde, als: die schöne Kosemarie.

Ihren Vater schlug das Herz vor Furcht gegen die Alpen, wenn er sie mit leichtem, fliegendem Fuße über die Wiese gleiten sah, oder wenn sie mit ihrer reitenden Stimme Haus und Hof erfüllte. Anders war es mit den jungen Burken, die konnten sich gar nicht satt an ihr sehen und hören und vergnügen fast vor Zehnucht, wenn sie vorüberkam. Auch manches seine Zartherrchen vergaßte sich in ihr Gesicht und machte ihr allerlei Gemplimente: Bräutchen, die von Paridoli dufteten, Sträußchen, die im Gemächshaus gemachden waren, Ringeln und Tüscheln und noch viele andere Dinge, worfür mir die Dinte nicht hinreicht, kamen der Kosemarie zugewandt.

Die Kosemarie aber war ein verhängnis Märchen und wußte recht wohl, daß der Teufel nur seine Kallstunde damit auswart, um sie in seinen Netzen zu fangen: deshalb rührte sie fern von den Weibchen an, sondern ließ sie von der Waad in eine kleine Kammer auf einen Baufen werfen und hina jedesmal wieder den Schlüssel herabstia zu ihrem Halse. Je weniger man sie auf dem Landboden sah, desto mehr fand man sie in der Kirche und an den sieben Fußgallen, so daß Mancher im Dorfe

sagte, sie sei frömmere als nothwendig und werde sich noch durch den Himmel hinauf durch beten.

So kam endlich die Zeit heran, wo sie das ausgemachte Alter hatte. Der Vater war mittlerweile grau und gebrechlich geworden. Er meinte Tag und Nacht um sein Kind: auch Luderlich, der um den Tauschhandel wußte, grämte sich über das Schicksal seiner Schwester und die beste Mäßigkeit schenkte ihm wie gehackte Hebelspäne. Kosemarie aber blieb vor wie nach guter Dinge und verließ sich auf Gott und ihren Schutzengel, der sie bis dahin so getreulich vor aller Sünde bewahrt hatte.

Unterdessen war der erste Mai gekommen und das war just der Tag, auf den ihr Vater mit dem Teufel einig geworden war. Kummervoll legte sich der Bauer zu Bett und zog die Vorhänge zusammen, schaute aber vergeblicher Weise durch die Oeffnung nach Kosemarie's Bett, um zu sehen, ob sein Kind wirklich vom Bösen geholt würde.

Sobald Mitternacht vom Thurme geschlagen hatte, öffnete sich die Zimmerdecke und der Satan ließ sich an einem Spinnraden herab, der oben am Balken hing. Nun, Alter, sprach er, hab' ich den Kalender nicht richtig im Kopfe? Laß das Greinen sein und gleich mir die Kosemarie! Meine Großmutter freut sich außerordentlich auf die Bekanntschaft des schönen Kindes!

Dem Bauern flapperten die Knie.

Der Teufel aber schritt an das Bett der Kosemarie und wollte sie auf seinen Rücken pflanzen, wie früher den Luderlich; aber er stand plötzlich, wie auf Nesseln, denn neben der Kosemarie lag einer, der strahlte wie die Sonne, und der Satan winderte ob des Glanzes mit den Augen und zog das Maul so schief, daß es ihm den Ohrlappen berührte. Der aber neben der Kosemarie lag, das war einer, der früher mit ihm im Paradies gewesen und den Herrn treu gelieben war, als er aus Hölle muth abhiel.

Schlummeres hätte dem pyßigen Patrene nicht paßiren können. Ein paar mal strich er sich verlegen den langen Fingerring, dann näherte er sich dem Bett des Bauern und sprach: Spieluh und Bettläger, ist das christlich Wort abhalten? Was thut der Glanzende da bei der Kosemarie? Schäume dich deiner Niedertracht! Schide ihn fort oder ich hole auch vor gelegenen Stunde allekammt, dich, die Kosemarie und den Luderlich! Zehn Jahre laß ich dir die Urben und Widen obendrein verhängeln.

Dem Vater war es am liebsten, daß es so kam und er sah den Huthandsbrühen des Obheubten mit großer Gemüthsruhe zu. Sein Leben dauerte noch eine Weile fest, als endlich die Keimarie erwachte und mit kindlicher Freude ausrief: O Vater, im Himmel war es schön! Der Strahlende erhob sich von ihrer Seite und entwandte zum Schreien des Vaters, zur Freude des Satans. Mit laßem Sprünge handt er an ihrem Bette und wollte sie in seine ausmankergerichten Hidermansfügel stellen. Aber wider sich er auf ein Hinderniß, denn um den Hals der frommen Keimarie hing ein Kettenkranz, der ihm wie ein scharfes Schwert in die Augen stach.

Verdachtlos kumpenagündel, flüchtete er, ihr seit eigentlich noch zu leicht, das auch ein rechtschaffen der Teufel heilt!

Keimarie aber sprach: Gräme dich nicht, verprochen ist verprochen: geh' nur heran, ich selge dir.

Da wurde der Teufel ungemein bößlich, machte einen tiefen Büßling und stieterte dann an dem herabhängenden Eymmentaden wider durch die auflarrende Studende hinein.

Keimarie aber ging in die Kammer, wo die Parischell-Brüchen und die übrigen Geichten lagen, dank sie in einen Büßel und ging zum Haupte hinaus. Vor dem Terte ober handten in langer Reihe die sieben Heiligenhäuschen oder Kuppeln: bei jedem derselben kniete sie nieder und befaß in andächtigen Gebete ihre Seele dem Herrn. Ihr zur Seite aber kniete der strahlende Engel mit gefalteten Händen und zum Himmel erbeugten Augen. Der Teufel aber bummelte vor ihr her und ließ unwillig stehen und schimpfte wie ein Irdbelude, daß sie so lange an den Bildhöden bestie.

Als sie ihr Gebet geendigt hatte, schritt sie müßig dem Teufel nach und kam bei dem blauen Wendelstein auf ein weites Feld, wo sie als Kind häufig Gien und Klaristosen gespüßt hatte. Der Teufel war weit voraus und winkte ungeduldig mit dem Finger. Keimarie aber wurde von etwas Anderm aufgehalten, an das der Teufel wahrscheinlich nicht gedacht hatte: Witten auf dem Felde stand ein Kreuz, daneben ging ein Mann, in einen schwarzen Mantel gehüllt, auf und ab, der hatte einen schweren Grenzstein unter dem Arme und rief: Wo ich' ich ihn bin? Wo ich' ich ihn bin? Als Keimarie in seine Nähe kam, schlug er den schwarzen Mantel ausmanker und zeigte einen Keib, der über und über glühend war, wie ein geheuerer Rad-Tien.

Ach, dachte Keimarie, das ist einer, der in seinem Leben die Grenzsteine verrückt hat und nun auf Erlösung beßti. Ach, konnte ich ihm helfen!

Saum hatte sie diesen mitleidigen Wunsch in sich aufleien gefüßt, so sah sie eine glänzende Kunde sich durch das Feld hinziehen und am Ende derselben ein Koch: und da der glühende Mann jetzt wieder sammerte: Wo ich' ich ihn bin? Wo ich' ich ihn bin? so sagte sie: Zep' ihn dierher! und reiste mit dem Amare auf das Koch. Der glühende Mann stellte sich an ihre Seite, schaute das Koch und die Kette an, winkte freudig mit dem Kopfe und setzte den Stein an seine Stelle. Mit einem jubelnden „Welt leb'n's!“ ging er in ein weisses Wößchen auf und schwebte zum Himmel, wo Keimarie ein freudiges Jauchzen zu vernehmen glaubte.

Reichten Herrens schritt sie dem Walte zu: rechts und links öfneten sich Schichten, in denen hecke Baumstämme kimmerten. Pögllich hörte sie das Tosen eines Flusses: mit einem Zuge war es hinter ihr und letzte seine Berberäste auf ihre Schultern, aus den schmauenden Mäßen Feuer und Klammern in ihren Kaden bland.

Sie wußte gleich, daß es einer seiner Unglücklichen war, der in richtiger Lust dahingestorben, von ihr seine Erlösung erwartete. Deshalb berührte sie mit dem Keimkranz seinen eikernen Fuß und sprach im Geben ein frommes Gebet. Soalds felen die Kette von ihrer Schulter und über den Wämmen schwebte ein weisses Wößchen dem Himmel zu.

Nach einiger Zeit trachte ein Wolf auf sie zu, der öfnete seinen Kaden, um sie zu verschlingen. Keimarie mußte weß, daß es kein gewöhnlicher Wolf, sondern ein Hundwölfer war, der sein Leben am Hochverichte ausgebaudet hatte und nun seiner Erlösung entgegenah.

Mit unerschrockenem Muthe streckte sie ihm die Hand aus dem Keimkranz in den Kaden, und plöglch war der Wolf verschunden und ein weisses Wößchen schwebte gegen Himmel.

Wo hälst du dich auf, rief der Wolf? So frute dich doch: ich bin lange von Haus weg und meine Gremutter wartet mit Schmerzen!

Jetzt ging es seil bergab: Keimarie hatte Ruhe, sich auf den Äßen zu halten. Ringsumher war es schwarz und unbewohnt, und wenn sie sich beim Hinabkriechen auf die Erde stüßte, so glaubte sie mit der Hand auf Wolke und Lumen zu treffen. Endlich kamen sie in

einer tiefen Schlucht an und der Teufel rief: Halt! Wir sind zur Hölle! Hast du noch etwas mit der Erde anzumachen, so thu' es bald, denn es geht jetzt hinunter in meine Reiden.

Ich will nur noch von meinen Lieben Abschied nehmen, gab sie zur Antwort, und rief mit lauter Stimme: Alle, die mich lieben, kommen mir zu Hülfe!

Da kniete es in den Büschen; ein Mann in schwarzem Mantel, ein Pferd und ein Wolf umschlitten den Teufel und Kosemarie.

Der Satan stieß einen fürchterlichen Aush aus und sprach: Das kommt vom Jaudern, nun ist das Lumpengefindel auch los und wendet sich gegen mich; aber ihr sollt sie mir nicht entreißen: sie gehört mir und keinem Andern.

Der Mann aber und die zwei Biere ließen und ließen auf ihn ein, daß er wie rauchend heulte und trotz seiner Furcht vor geschweigten ließen sie mit dem Rosenkranz zu sich heranrücken.

Kosemarie stieß einen Angschrei aus, daß es in dem Thale widerhallte. Da öffnete sich

der Himmel und über der Schlucht schwebte in hoher Luft ein Kranz von Engeln. Einer davon senkte sich mit flammendem Schwerte herab und stieß es dem Teufel in den flammenden Nacken. Da klappte die Erde auseinander und Satan stürzte in den trauensvollen Schlund. Der Engel aber nahm das Bündel aus Kosemarie's Händen, schleuderte es dem Teufel nach und sprach: Nimm die Schlingen, in der du die Unschuld fangen willst, mit dir in die Hölle. Der Schlund klappte zu und Kosemarie befand sich plötzlich auf einer vom hellen Sonnenlicht beleuchteten blumigen Wiese, wo Bräuer und Vater ihr mit freudigen strahlenden Gesichtern und ausgebreiteten Armen entgegenkamen.

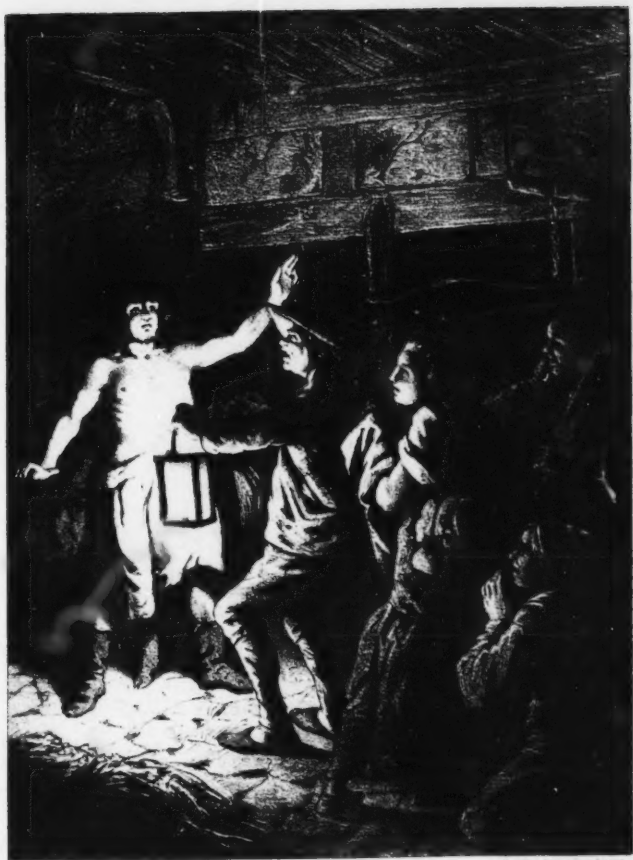
Was nun weiter aus den beiden geworden, das mag Jeder sich so schön ausmalen, wie er Lust hat: ich aber habe es fast, mich noch länger mit dem Satan herumzubringen, sondern will mich lieber aufs Die legen und eine recht schöne Geschichte ausdenken, worin nichts Schreckliches und Gruseliges verkommt.

St. Martin im Stalle.

Märchen von H. Becker.

Ein reicher Bauer feierte lustig und wohlgemuth die Martininacht mit Weib, Kind und Gesinde. Sie aßen recht macker und tranken noch mehr, so daß sie bald von Sinnen kamen. Schlaue Liede nahmen die Gelegenheit wahr, brachen ein Loch in den Viehhall und einer der Gesellen schlüpfte hinein. Pflösch schlugen die Heubunde an und der Bauer ging mit einer Laterne in der Hand nach dem Stalle, um zu sehen, was sich dort begeben. Der so übernatürliche Lieh warf die Kleider ab und trat dem betrunkenen Bauer in Adams Tracht entgegen. Da ihm die Kinder und das Gesinde fehlten, so machte der Lieh über das Vieh und die Bauern Kreuze über Kreuze und murmelte dazu, als spräche er den Segen. Hier auf winkte er den Bauer zu sich heran und sagte: „Ich bin St. Martinus und hierhin gekommen, Euer Vieh zu segnen, weil Ihr an meinem Festtage so viel Wein gepiept habt. Euer Vieh ist gegen Liebe und Krankheiten bewahrt, auch werde ich ferner Euch gnädig sein. Setzt nur das Heu ruhig fort und laßt Euch nicht im geringsten hören.“ Der Bauer

weinte vor Freude und schloß sich glücklich, daß St. Martinus ihn so großer Ehren würdig erachtet habe. Er blieb die Laterne aus und ging wieder ins Haus zurück. Hier verhängte er seiner Frau das Erscheinen des Heiligen und forderte Alle auf, ihm zu Ehren macker zu trinken, denn heute sei ein Festtag, tag für ihn angeboren. Die Frau mußte noch einen alten Käse herbeischaffen, damit der Wein desto besser schmecke und so waren sie lustig und guter Dinge bis an den hellen Morgen. Als der Bauer seinen Kausch ausgeschlafen hatte und in den Stall kam, um nach dem Vieh zu sehen, fand er, daß der Lieh ihm Kühe und Kinder weggetrieben und ihm das leere Nachsehen gelassen hatte. Er heulte jämmerlich und die Kinder mit ihm. Die Frau schalt ihn aber einen Heil über den andern und meinte, wäre er nicht selbst so ein argeres Kind gewesen, so hätten ihre Kinder noch im Stalle. Der Bauer nahm sich das zu Herzen und hat St. Martinus wenig Ehrfurcht mehr bezeugt.



St. Martin im Stalle.

(Sage von N. Höcker.)

Peter Dimringer von Staufenberg.

Heldensagen, erzählt von Ellen.

Der langer, lenger Zeit lebte in der
Ottensau ein junger Ritter, schön, tapfer und
in jedem Stände preiswürdig, der hieß Peter
Dimringer und war von dem Staufenberger
Stamme. Hab und Gut seiner Väter war
ihm sehr zugetheilt, also daß er bereit als
Jüngling frei schalten konnte und weit umher
kam, durch Siedeln und Ritterfeld Obre und
Nidre zu erwerben. Das gelang ihm überaus
und in Kampfen, Ungarnland, Baiern, Franken
und viel andern Länden ward sein Name
rühmlich und hochgeehrt. Inmal aber gegen
die Heiden auch hatte er mannslich und mit
viel Muthelichkeit gekämpft, also, daß es bei
den Sarracenen von ihm hieß:

Das ist ein Herr, wie er soll sein,
Nicht zu groß und nicht zu klein,
Sein Herz ist lauter, seiner Mann,
Sein Erer zu kurz nicht, nicht zu lang,
Das ist ein rechter Rittermann.

Inzwischen aber war Herr Peter Dimringer
schönen Frauen und Jungfrauen gar umgeben
und diente ihnen, wie er vermochte, allwege.

Wenn er noch so zernig war
Und sah ein Fräulein schön und klar,
Verschwanden für den ganzen Tag
War sofort sein Ungemach.

Also stand er auch bei der Frauenwelt in aller
Achtung, wie denn die Ehrenist von ihm berichtet:

Der versagte, werthe Mann
Legt immer reiche Kleider an,
Die seinem Leibe stünden wohl,
Und wenn ich mehr ihn rühmen soll,
Vieltriele konnte er gar viel
Und alle Arten Saitenspiel;

So mocht' er froh die Zeit vertreiben.
Lesen konnt' er auch und schreiben;
Das lernt' er schon in jungen Tagen,
Dazu auch lirtchen, heiten, jagen,
Kennte dieser Ritter gut,
Das schuf ihm immer frischen Muth
Und frohliche Tage.

Nun höret was ich weiter sage.

Nach allerlei Rath und Abenteuer war
ein Herr Dimringer auf seiner Feste Staufen-
berger mit guten Römern hochgemuth zu-
sammengeworfen und hatten gericht und viel
geredet von der Welt Lauf und wie sich alle
Linge oft so wunderlich schidten. Das war
ver Pfaffen, wo alle Creatur frühlich wird.
Als nun der heilige Tag anbrach, erhebt sich
der weise Ritter in aller Herrgutsfröhe und
sprach zu seinem Volksharpen:

Geb, bereite mir ein Pferd,
Und welches ich dein Herz begehrt,
Das magst du dir beirren;
Wie will'n auch Ruchach reiten,
Da will ich hören Besse,
Auf daß dich Gott verzeihe
Meiner Länd' ein gutes Theil.
Denn leider hab' ich immer feil
Gehaaten Leben und Leib
Um Ehr' und manch' schön Weib,
Zu um weltlichen Ruhm.

Also sprach der Herr in freudem Sinne
und der Knacht that gehorham, wie ihm befohlen,
brachte auch Gut, Manet, Seyer und Schwarz
herbei, werauf sie dann aufstiegen. Danach
schickte Dimringer seinen Knappen voraus, um
allein und in Ruhe sein gewohntes Gebiet zu

sprechen, wie er es gern that, und tritt so langsam zurück.

Der Knappe war aber den Burgweg schnell hinunter gekommen und da er bis zum Walde gelangte, der in frisch grünem Laube stand und von der Vöglein Gesang, lustiglich wiederholte, lag da ein großer Stein am Haag. Darauf sah ein gar schön Jungfräulein ganz allein und das Abenteuer sagt,

Daß Gott auf dieser Welt kein Weib
geschuf, das schöner war von Leib
als dieses, und so hart und reine
von Fleisch und von Weibene.
Ein holder Bildniß sah man nimmer,
Denn wie der klaren Sonne Schimmer
Mit lichten Strahlen sonnenreich
Ihn Glanz der Sterne löschet so gleich,
So schien das werthe Fräulein gut
Vor allen Frauen dochgemuth. —

Da gedachte denn auch dem Knappen
anders nicht, als daß sie aus dem Himmel
reich sei oder aus dem Paradiese gekommen
und gehöre zu der Engel Schaar. Von Palmat-
seide rotensfarb war ihr Gewand und vom Ge-
wand selber lichten Schein manch weniglicher
Greisheit und Gelbgesichtes, das fürwahr so
schöner Frauen würdig war.

So war nun der Knappe voll Staunen,
da er das Fräulein sah, zumal sie ihn gar
held grüßte, mußte indes sein Köpfelein weiter
traben lassen, denn sein Herr kam nahe hinter
ihn zur selben Zeit, hülte aber gar gern das
heide Bildniß länger betrachtete.

Während nun der Knappe nach höflichem
Grüß voranritt und sich neugierig umschaut, kam
Herr Timinger heran, sein Morgenröthel für
sich hinziehend. Da sah auch er die Schöne
auf dem Steine allein dastehen, gar kühnlich
und lieblich, also daß fuge all Kümmeris
und Sündenleid aus seinem Sinne entwich.

Von ganzem Herzen ward er froh,
Mit Juchzen sprach er zu ihr so:
Gott grüß euch, Frau, in aller Eucht,
Gott grüß euch, hochgeliebte Frau,
Ich grüß euch, allerschöndes Weib,
Die Seele so gewand und Leib,
Die jemals sah dies Erdenthal,
Ich grüß euch, Herrin, tausendmal!

Da erhob sich das Jungfräulein und wie
sie zu ihm an sein Knie trat, geriet sein Herz
in Brand und mit Inbrunn hörte er ihre Worte:

Gott dank es dir im Himmelreich,
Daß du so hold mich grüßest gleich.

Er aber sprang schnell vom Fieße, bot
ihr die Hand zum Grusse und fragte sie mit

edelm Anstande, wie es geschehen sei, daß sie
so allein am Waldehaag auf dem Steine ge-
setzt wäre. Sie schaute ihn mit gutem Auge
in's Antlitz und verlegte mit derohem Lächeln,
darüber ihm sah der Alton benommen ward:

O Freund, ich wartete hier dein!
Denn glaub' es bei der Treue mein,
Daß du mir sehr am Herzen liegst,
Seit du zuerst ein Weib bestiegst.
Ich dachte stets nur dein zu prägen
Auf Straßen und Stegen,
In Stürmen und Streiten
In allen Zeiten.
Wo man am Hof dich sehen sah,
Sorg' ich, daß dir kein Leid geschah.
So gelang dir, Ritter werth,
Alles, was dein Herz begier:
Mander wohl erschlagen ward,
Dich schützte meine Weigermar.
Wie am hell'gen Gottesgrabe
Freu ich dich beühnt habe.
Schüß' ich dich in jedem Land
Stets mit meiner freien Hand.
Schwaben, Baiern, Ungarland
Haben drum dein Lob erkannt,
Ich beschützte dich in Preußen,
In Italien, vor den Meusen,
In England bewahrt ich dich,
In Frankreich auch gar tinnerlich,
In Neapel, in Kamparten
Wußt' ich deines Heils zu warten.
Wohin dein Herz nur trug Pöglert,
Da war ich allzeit bei dir
Und doch gewahrtst du mich nie,
Nun, lieber Freund, schau' du mich hier,
Rechtlich woll' ich bei dir sein,
Darum wartete ich dein
Auf diesem Stein
Allein.

Alse sprach sie noch gar viel Schönes
und Gütes und dem Ritter war, als ob er
ihm der Himmel aufgethan, wußte aber nicht,
wie er mit der Schönen dran war, sonnt's
auch nicht ersähen über den Anblick ihrer
heben Lichtleiten. Endlich bedankte er sich
ihrer Huld und Gnade und sagte:

Großes Heil ist mir geschehn,
Daß ich auch euch durfte sehn
Und nach manchem Ringenach
Sob' erlebe diesen Tag.
Wär' ich nach dem Willen mein
Stets von euch begnadet sein.
All mein Leben, jung und roth,
Will ich weih'n euch bis zum Tod.

Denn es war der Ritter bereits in solcher Liebe entzündet, daß er einzig gedachte, wie er der Jungfrau theilhaft werden und sie zur Geliebten gewinnen und ehelichen möchte. Nur darauf ging allein sein Sprechen und Werben aus; sie sagte ihm aber, was gar verwunderlich ist:

Hör, wie ich beschreide dich,
Wann du willst, so hast du mich,
Deine Liebe will ich sein.
Doch du kannst mich nimmer frein.
Leben sollst du ohne Noth
Nächst bis an deinen Tod.
Gutes, was dein Herz begehrt,
Wird dir all von mir gewährt,
Das bis an den jüngsten Tag
Nicht dich je betraben mag.
Aber werd' ich also dein,
Darff du keine And're frein,
Stimmst du doch ein ehlich Weib, —
Höre, was ich jezo sage, —
So erfuhrst dein stolzer Lieb
Tarnach an dem dritten Tage.
Niemand kann's dann wenden mehr,
Trum bedenk' dich wohl vorher.

Bei solcher Beschreibung hätte sich nun wohl gar Mancher ernstlich bedacht, aber doch um Heidenkeit gebeten. Denn in Heirathsachen soll man achtsam sein. Das that aber niemals, wer in heißer, aufrichtiger Liebe brennt. Also sagte auch Ritter Lünzinger ohne Säumen und mit zitternder Stimme nur die Worte:

Krau, ist diese Rede wahr?
Ja, sprach das schöne Fräulein klar,
Ich will dir Gott zum Bürgen geben
Und dazu mein Veth und Leben.
Wenn ich dir nicht sage wahr,
So beste Gott mir nimmerdar.

Lünzinger war damit bernüht, küßte ihre weiße, weiche Hand und sprach:

So sei mein Weib, wie ich dein Mann,
Gott nehm' auch ich zum Bürgen an.
Der nie ein treues Herz verließ
Noch seiner Hülfe darben lies,
Er half ihm stets aus aller Noth,
Leib und Seel' hört sein Gebot.
Er mag' an uns auch gnädig thun,
Krau, ich bin entschlossen nun,
Mein Veth und Leben
Zu eien dir zu geben,
So lang mir Gott das Leben läßt.

Danach umarmte er sie und küßte ihren rothen Mund, was sie herzlich erwiderte. Sie

sagte eine Weile auf dem Zeighe am Walde, bag, staudend und leidend, wie Verliebte thun und thun sollen, und waren also selig, wie die Schornitz vermeldet, das Lieb und Liebes, glück so groß nie früher ward gefunden noch späterhin, als zu der Stunden die Seligen hatten beide. Dazu zwitscherten und floßen um sie in die Frühlingsbrödel und der Wind strich durch die Blumen der Heide. Bald aber verabschiedete sie ihn mit diesen Worten:

Nun sey dich wieder auf dein Veth
Und scheide von mir, Ritter werth.
Du bist auf einem Weisegange,
Ich find' je, wehr ich dir es lange.
Der Zöhrer will ich selig sein.
Staua, Trauter, dieses Ringelein
Es liegt ein Edelstein darin,
Wie schenken nie der Lag verblein.

Der Ritter that den Ring alsbald an den Finger, wo er hell funkelte im Schein der Sonne, und hing ihn dafür ein goldenes Ketten um, so er selbst am Hals zu tragen gewohnt war. Das nahm sie in Züchten mit Freundschaft und bat ihn, ihr nun Urlaub zu geben, wonach er sagte:

O Krau, mag es nicht anders sein,
So thut ich den Willen dein.
Doch daß ich von euch scheide hier,
Das ist zu großem Leide mir.
Als je vordem mir ist geschehn,
Wie soll ich nun dich wiedersehn?

Aber sie lächelte gar süß, sah ihn mit ihren klaren Augenlein lustvoll an und sprach, wobei sie ihm sein güldenes Haar von der Stirne strich:

Du heissgeliebter guter Mann,
Das erste Küssen ist gethan,
Nun reit und hör die Messe,
Das Gott dein nicht vergesse.
Ward dir der Segen dann ertheilt,
So reite heimwärts unverweilt,
Verlangt sodann dein Herz nach mir,
Dann bin ich alsbald bei dir.

Der Ritter war ein Mann starkmüthig und sinngestrich, deshalb kamen nicht viel wunderbare Gedanken in sein Herz, was auch sein müniglich Glück nicht zuließ.

Er sprach: So will ich reiten,
Sie sprach: Das thu bei Zeiten,
Schnell mußt des Weges du nun fahren,
Das Gottes Hülfe wir erfahren.
Wie er nun von ihr Urlaub nahm,
Immer ging und reitete kam,
So lachten diese beide

Auf der bekümmten Halde
Einander hold und freundlich an,
Das schöne Weib den schönen Mann,
Wobei sie nach Gelüsten
Sich ausermessen küßten.

Der Abschied fiel ihm gewaltig schwer,
so daß er wohl leicht die Messe verpaßt hätte,
war auch schon das zweite Rüten im Gange.
So fragte er sie endlich:

Nun sagt mir, schönste aller Frauen,
Wem soll ich euch hier anvertrauen?

Denn er vermeinte nicht anders, als daß
ihr Geleit und Knappentrost in der Nähe
wären oder im Walde verborgen. Des lächelte
sie aber und versetzte:

Mein Veb, hab keine Sorg' um mich,
Wohin ich will, da fahre ich,
Gott hat die Gnade mir gegeben,
zu führen ein gar freies Leben
Auf Schloß und Burg, in Feld und Wald,
Das kommt dir auch zu Gute bald.

Also rief der Ritter sein gutes Thier, das
er gewöhnt hatte, lebende zu ihm herzulassen,
wenn er „Geleit“ rief. Das stellte sich denn
auch willig ein, wemach er flink aufsaß.

Danach ritt er mit dem Knappen, der
sein gewartet hatte, spornstreichs durch den
Wald, bis er das Kirchlein ersah, sprang ab
und kniete am Altare nieder, da man anhub
die Messe zu sagen. Und als nun das Amt
begangen war, rief der tugendreiche Ritter
Gott im Himmel an, jumul aber die heilige
Gottesmutter und betete also:

Maria, Himmelkönigin klar,
Die allezeit meine Zuflucht war,
Mein Bestand bei der Feinde Trug,
Mein Gottesheil und Himmelsschutz,
Nuch heut' geb' ich in deine Hut
Dir Leib und Seel' und Ehr' und Gut.
Wohin ich fuhr in weiter Welt,
Auf dich war stets mein Sach gestellt.
Ich bin dein treuer Rittersmann,
So nimme auch jetzt dich meiner an.
Wo hoher Frauenkreuz mich
Verstrickt hat gar unthätlich,
So daß ich, wo ich geb' und steh',
Nicht ihr holdes Antlitz seh,
Sich Wägnlein, liebreichen Mund
Und Auglein voll Zerknarrund,
Die weisen Jünnlein, die sie zeig,
Wenn sich ihr Sinn zum Rachen neigt.
Des Reibes seine Wohlgeruch
Und all die Reize mannichfalt
Auch hier im reinen Gotteshaus
Verlangt mein Herz nach ihr hinaus.

Bergleib mir, Himme'Mönnigin,
Erhalte du mir Leib und Sinn.
Ich nahm ein Weib und das doch Feins,
Ich nahm kein Weib und habe eins,
Sie folgt mir nicht, ist doch mir nah,
Wenn ich sie wünsche, ist sie da.
Ich hab' mein Leben, jung und rorh,
Ihr angelobet bis zum Tod,
Tu wahre mich vor Leib und Schuld,
Erhalt' uns Reid' in deiner Huld.
So bin ich denn in Gottes Namen
Ihr heilig anvertraut. Amen.

Solches Gebet hatte ihm gar wohlgethan,
daß er sich jeder Sünde frei hielt und getrost
wieder aufsaß heimzureiten. Das ging schnell,
so daß der Hengst schäumte und der Knapp
über die Gile und den Hüter seines Herrn
gar verwundert war. Der Ritter aber ging
dabeim alsbald in sein bestes Gemach, ließ
einen Tisch und zwei Stühle hinstellen die
köstlichsten Speisen und guten Wein, dazu
Blumen, Früchte und allerlei Fezzerei auf-
tragen und hieß danach Pinner und Kämmer-
linge hinausgehn. Es war ihm aber um's
Herz, wie nie zuvor, wie es denn Jedermann
zu sein pflegt, wenn er sein Hochzeitsfest be-
geht, absonderlich aber Herrn Düniringer von
Zaufenberg, der allein im Gemach war und
den Kiegl wohl vor die Thüre geschoben hatte.
Danach aber, wie die Ehrenstunde vermittelte,
faltete der Ritter still seine Hände und sprach:

O großer Gott im Himmelreich,
Hät' ich die Schöne sonder Gleich,
Die ich fand auf dem Steine,
Hier bei mir ganz alleine.

Somit wollte er den Ring küßen, den sie
ihm verkehrt hatte, da ging von dem Edelsteine
des Ringes ein lieblich reinfarbtes Licht aus,
daren er halberlei gebendet ward. Und dem-
nach stand sie vor ihm in ihrer Lieblichkeit,
wie er sie Vorauss im Walde gesehen hatte.
Er umfing sie gar zärtlich und sprach:

Gegrüßt sei, schöne Herrin mein,
Sollst Gott und mir willkommen sein,
Nun sei mein Weib und du bist mir. —
Sie sprach: Mein Braud, Gott lobne die!

Danach lezten sie sich an den Hochzeits-
tisch, waren ansehnlichen glücklich und, wie
geschrieben steht,

Gatten auch gar Kurzweil viel
Mit der süßen Minne Spiel.

Also hatten die Beiden ein freudlich Hoch-
zeitsfest, sprachen von manchen Tingen lustiglich,
scherzten und lachten, stießen mit ihren Gläsern
an, wenn Eins trinken wollte, und wenn sie

sich in rechter Liebe in die Augen gesehen hatten, lüsten sie sich darnach. —

Die Schöne hub darauf mit fröhlichem Lachen, wobei sie immer ihre schönen Zähne sehen ließ, zu dem Ritter an:

Mein lieber Freund und bester Mann,

Wir haben nun dies Glück erlangt,

In Frieden bis zum letzten Tag,

So daß uns Niemand scheiden mag,

Wenn du gütlich und unerschrockt

Stets also thust, wie ich gesagt.

Dazu war er gar geneigt, schob Feller und Besal beiseit, ergriß ihre Hand und verneigte:

Schönste Herrin, habe Dank,

Dein bin ich mein Lebentlang,

Alles Alles williglich,

Liebe, die ergeb' ich mich,

Mein gewaltig sollst du sein,

Weg bin ich elusig dein.

Sie sprach darauf:

Lieber, was dein Herz begehrt,

Geld und Gut sei dir gewährt,

Aller Reichthum mander Art,

Den die Götzen einst erwarb,

Still vergarben und verlorst,

Daß kein Anderer ihn erdacht,

Ist nunmehr zu Gottes Ruhm

Unter Heer und Eigentum.

Wir freun uns mit ihrem Geld,

Da sie selbst es nicht gewollt.

Dessen bin ich ledentreu,

Trum sei du es ebent.

Was du willst, erdeltich von mir,

Wenn und welch' ich's dir.

Und so geschah es, Timinger war an Liebesglückseligkeit und allen Gütern dieser Welt ein reicher Mann und da er nicht Grund hatte zu sparen, sondern allwege freigiebig war und gregulmäßig, so war er geachtet weit und breit von Tag zu Tag mehr. Viel Gede gesellen sich zu ihm und erfuhr, daß er ein mildes Herz in seiner Brust trug. Aber von seiner bewußten süßen Minne erfuhr Niemand ein Sterbenswörtlein, es blieb aber also, wie er im Kapelchen beim Veten gesagt hatte:

Sie solst mir nicht, ist doch mir nah,

Wenn ich sie möchte, ist sie da.

Tarüber ließe sich nun Viel reden und schreiben, was sich aber Jeder nach Belieben ausdenken mag. War bald aber zog der Ritter wieder hinaus und kam in Länder, die er schon früher durchzogen, und in fremde, die er noch nicht gesehen. Ueberall wurde er mit

Freunden empfangen und vielgesehen, denn er hatte stets eine auserlesene Schaar von Grafen, Herren und Diensthaimannen um sich, die ihn ehren, wie sie durch ihn geehrt wurden. Zumal wurde er aber von schönen Frauen und Jungfrauen gern gesehen, die von ihm sagten

Und rühmten, er dankte sie

Die Welt in rechter Weise.

So steht geschrieben, aber dann wird auch berichtet, daß allseit die Schöne, die er im Waldeebach gefunden, sein Herz belesen und es ihr kein ander Weib abtrümmig zu machen vermerkt habe

Webin er auch der Kunde fuhr,

In sie in Liebe dacht' er nur,

Und wünscht er, daß sie bei ihm wär',

So war sie aus der Lust davor.

Nun geschah es aber einst, daß er nach langer Ausfahrt wieder in der Ortenau eintrach und auf Schloss Zantenberg herrliche Gastereien und Gelage veranstaltete. Da kamen eines Abends, als Tanz, Sang und Saitenspiel stille waren, seine Freunde und Anverwandten zu ihm, nahmen den vortierthen Ritter allein und redeten so zu ihm:

Freund, Gut und Ehren hast du viel,

Doch ist das nicht das Lebens Ziel,

War manche Jungfrau wird gerufen,

Du sollst eine dir erwählen

Und heim als deine Gattin führen,

Wie deinem Stande mag gebühren.

Las' ihn', wir Alle bitten dich,

Du bist ein Held gar rittersch,

Wählst du die Jahre zu vermehren?

Las' keine Erben hinterlassen!

Das war' in alle Ewigkeit

Kürzacht' garh' Hammer und viel Leid.

Wohl mander darf in deutschem Land

Gut gern die seiner Lecker Wand,

Trum ihn' nach Freunden Haß und Lech',

Du gieb' es und uns selbst viel Ehr,

Erleben wird es auch uns recht.

Es wird das Leben dir verichen

Und Kinder finden dir zu Rügen.

Ueber solche Reden und Rathschläge er sprach Ritter Timinger gar sehr und wurde himmervoll in seinem Sinne. Danach entschloß er sich und erwählte also:

Ihr lieben Freunde! und Ritter werth,

Habt allzeit mich beobachtet,

Doch kann ich mich nicht also gewinnen.

Mein Sang treibt mich zu andern Dingen,

Als die zum Eheband gehören.

Der würde traun mir bald verschören
 Mein jegig' Ithum und Lebenszeit.
 Das ich mir noch erhalten will.
 So lang' ich heis' ein junger Mann,
 Lebt mir ein freies Leben an.

Mit solcherlei Red' und Antwort sprach
 er sich von der Freunde Rathschlägen lebzig,
 also daß er eine Zeitlang Ruhe hatte, heim-
 schließlich draussen mit den Rittersn mit seiner
 Schönen erzeute. Es verging aber nicht gar
 lange Zeit, da brachten sie einen Brief und dem
 Timringer nahe anverwandt. Vor dem hatte
 der Ritter von Jugend auf viel Ehrfurcht,
 wie vor einem leblichen Vater, setzte ihn steth
 oben an bei dem Schmause und so hörte er
 geduldig, wie der Alte allerhand Reden führte
 und endlich sprach:

Timringer, mit den Freunden dein
 Verloffen all' wir insgemein,
 Daß du in Frieden seist und hörst
 Und eine Bitte uns gewährst.

Da schaute der Ritter ernsthaft aus seinen
 Augen und sagte so:

Viel Bitten ist nicht an der Zeit,
 Zu jedem Ding bin ich bereit.
 Das weißt ihr auch, steth ich gern,
 Was ihr gebieten mögt, ihr Herrn.
 Nur Eins! Ich will kein ehlich Weib,
 Und sollte man von meinem Leib
 Die Haut darum in Riemem schneiden.
 Den Ghestand will ich vermeiden.
 Das sag' ich Allen im Voraus.
 Bei meinem Eid, es wird nicht draus.
 Trum laßt die Reden unterleiben.
 Wollt ihr mich nicht von euch verreiben.

Alle Ritter, so diesen kräftigen Auspruch
 vernahmen, waren aufmerkamen bekümmert,
 müßten aber stille schweigen. Auch der weisse
 Alte erwiderte ihm nur:

Timringer, sei nicht ungehalten.
 So will ich gern bei mir behalten.
 Was ich mit treuem Vaterfinn
 Dir sagen wollte verzeihen.
 Es war ja nur zu deiner Ehre,
 Nicht meinst ich, daß dich's so bekümmere.
 Schaffst dir mein Wort falsch Ungemach.
 Wieherher Freund, so laß ich's nach.

Wie nun Alle schwiegen, war Trübsal
 und Verdruß in sie gefahren, so daß Keins
 mehr trinken wollte und bald Urlaub nahmen.
 Auch war die Nacht schon vergeudet, so rief
 Timringer den Lehnknappen, ihm den Leuchter

vorzutragen in sein Gemach. Sie stiegen die
 Treppen hinauf und danach schlief der Ritter
 auch alle das Dienstvoik zu schlafen, schloß
 seine Thüre wohl und sprach:

Gut' ru' ich dich in Noth und Pein,
 Du beihageliebte Herrin mein.
 Im Herzen trag ich viel Bekümmert.
 Nach dir, nach dir ist mein Begehrt. —
 Ob' er das Wort zu Ende sprach,
 Sein Lieb ihm in den Armen lag.

Aber sie wußte schon von seiner Bedräng-
 niß, tröstete ihn lieblich und süßiglich, wie
 gute Frauen allzeit thun sollen, wenn das
 Gemüth des Herrlichen verdüstert ist, und
 sagte so zu ihm:

Mein gutes Lieb, du kümmerst dich,
 Ich weiß es schon, es ist um mich.
 Nun ist mir um uns Beide bang,
 In unsrer Lieb' ist unser Brang.
 Des Bundes Treue Schoß,
 In all' unsern Leiden Schoß,
 Denn nimmst du die ein ehlich Weib
 Verleitetst du deinen Lieb,
 Dein junges Leben giebst du hin,
 Dann ist auch mir nur Tod Gemein.
 Weh mir und dir, daß auf dem Strich
 In Liebe ich gewartet dein!

Wie die Schöne also klagte und die besten
 Thränen ihr unaufhörlich in den Schoß
 fielen und auf ihre vereinigten Hände, da
 wurde Timringer wieder starkmüthig und ge-
 tröstete sie:

Mein Lieb und Leben, sprich nicht so.
 Verzage nicht, sei wieder froh.
 Denn es wird allmählich gelingen,
 Zum Ghestande mich zu zwingen,
 Untruen berecht man mich nicht;
 Der Treue angelobte Pflicht,
 Kein Weib zu sein auf meinem Pfad,
 Ich halt' es, bis der Tod mir naht.

Des wurde sie wieder fröhlich, küßte ihm
 beide Hände und lehnte ihr Haupt an seine
 Schulter. Danach aber sagte sie:

Hör' meinen Rath, sie werden viel
 Sich mühen, zu bringen dich an's Ziel,
 Auf daß du ganz dir ihre seist
 Und ihrer Töchter eine freist.
 Nun höre mich und thu so fein,
 So mögen wir geborgen sein.
 All' deinen Freunden anvertrauen
 Wieb es mit Worten zu verheuen,
 Daß dir ein Weib verbunden sei,
 Die allzeit dir nothe sei.
 Weßin du führst ich sei bei dir,

Was du bedürft, es sei von mir,
In höchster Noth, in tieffter Qual
Sei ich dein trauens Gekambl.
Vermelte frei, wie bißheran
Wir es gehalten, lieber Mann;
Doch überdenk dich die Noth,
So ist der Tod dir nimmer fern.

In solcherlei Weise ratheten sie viel mit einander, bis nach der Hand ihre Herzen wieder fröhlich wurden. Da aber die Nacht entwich und der Tag wieder anbrach, nahm die schöne Frau Urlaub von ihrem Ritter und ging in die Kust fort. Timminger erhub sich auch bald danach und sprach sein Morgengebet recht von Herzens Grunde, wie er das in guter, alter Sitte gelehrt war.

Wenige Zeit nach diesem geschah es, daß die Fürsten und Herrn von Teutschland gen Frankfurt zogen, um allda einen neuen Kaiser zu küren. So war viel Volks dort und alle Heerführer, denn Jedermann, auch Bischof und Dienstknecht, intensenheit aber viel Frauenzimmer, die und andere, suchte die halbe Welt, so in deutscher Sprache redete, alle dorthin. Und sie sagten abschänkt, es sei dem neuen Herrn des Reichs zu Ehre, hatte aber Jeder sein Eigenes dabei. So aber rühten auch fonderlich Herr Timminger und gab an dreißig Ritter neu Gewand, Roß, Harnisch und edles Waffenzeug, daß sie im Geleit mit ihm zögen und ihn bei Hofe ehrten.

Tessen waren die Bettlern untreu und wie verzagte, so sag sie meinten, ihn mit ihrem Rath zu erwarten zu müssen, und sprachen also:

Viel lieber Freund und Ritter werth,
Der Kaiser wird genug geben,
Du sollst die Hefle melken,
Denn du magst nicht erliegen
Die Kosten, die da herbig sind,
So viel zahlt nicht ein Fürstenthum.

Timminger war aber anderen Sinnes und sprach zu ihnen:

In's Blaue rathet ihr hinein,
Ich soll hier heimlich kleiden? Nein!
Was ich dort Güter mag verzehren,
Es wird mir Gott noch mehr bescherten
Und seine Mutter, zart und werth,
Die ichen gar Manches mit bescherten.

Also ritten sie selbstreißig mit viel Dienstmännern und Knappenvoll gen Frankfurt, wohin viel Jureiten war aus allen deutschen Marken und Kandidatien. Der Ritter wurde aber hochgeehrt, wie er durchkam, und da sie zum Mainthore in die Kust zögen, war es

ein köstlicher Anblick, so daß von ihm gesagt und gesungen wurde:

Jährlich, das ist der werthe Held,
Der stas sich auf die Wage stellt,
Sein Leben und sein Gut nicht spart.
Er ist getrost zu jeder That,
So weit man Ritter hat gelobt,
Was keiner leichtlich ihm verlobt.

Da nun die Wahl vollbracht und die Krönung im Gange war, trugte auch der junge Kaiser, wie der ungeratete Ritter sei, der so schön und ritterlich und reich vor Allen hervorhabe?

Unversehens sprach sein Jwerg:
Timminger von Staunenberg;
Ritterlich kommt er gekrönt,
Weg der Himmel ihn bewahret.
Jedem kühnen that er's gleich,
Manchen Armen macht er reich,
Es daß kein sein Gut verliert,
Ob er mancher Mutter Kind.

Also empfang der Kaiser den Herrn Timminger augenmaßen quada, ging ihm mit Ansehen entgegen und dankte ihm, daß er mit so viel Aufwand und Gesele in diesem Ehrenzuge nach Frankfurt gekommen sei. Auch gegen des Ritters Gesele war er leutlich und gesprächlich, worauf denn bald Reiten und Ziehen anhub. Als nun aber schon mancher in den Land abtracht war, daß ihm das Blut zu Mund, Nase und Ohren heroverströmte, ritt auch Timminger in die Kampfthat, was Jeter, männlich freute, abschendlich aber Frauen und Jungfrauen. Wer es wachte, ihm den Speer zu bieten, wurde aus dem Sattel fliegen, nur die blutigen Ritter schenke Timminger, freute sie leicht und ließ ihnen vom Ehre und Freude zu Theil werden. Er ritt aber mit so heiligen Sitten und so gerecht alkeit, daß die Frauen insgemein von ihm saaten:

Er ist so stark wie milde,
Wird so mit Dwort und Schilde,
Dat so turnirt und gerant,
Dah ihm der Preis wird erkant,
Der best Held des Laas zu sein,
Dah mag' er sich getrost erkan.

So wurde Timminger als Sieger von den Herolden ausgerufen und war keiner, der gegen den Spruch murte. Der Kaiser freute sich selbst des ritterlichen Mannes, beschied ihn an seinen Thron und sprach:

Ich gräß euch Ritter sehran,
Ihr seid ein braver Rittermann,
Dereun wird's euch zu keiner Zeit,
Lag ihr bißher gekrönt sein.

Dimringer verlegte dagegen mit hoher
Zucht, wobei er sich höflich neigte:

Mein hoher, edler Fürst, verzeiht,
Ich that nur meine Schuldigkeit,
Ich und die lieben Freunde mein
Sind euch zu Ehren hier allein,
Denn kamen wir mit Willen gern,
Denn wir bedurften solchen Herrn,
Solch edlen Kaisers, frei und stark,
Zu schirmen jede deutsche Mark.
Wenn ihr eint und das Vaterland
Schützt der Männer Herz und Hand.
Wir sind euch allezeit gewärtig
Zu jedem Dienste bold und fertig,
Danaach dann wollt den Heiland oben
Und eure treuen Ritter loben.

Solche Rede that dem Kaiser und Jeders-
mann, der sie in dem großen Römertale
vernehmen konnte, gar wohl und es ward ein
beifällig Murmeln all der versammelten Frauen
und Herrn vernommen. Der Kaiser sprach
aber wieder:

Di-ringer, werther Ritter mein,
Ich will schon jetzt euch anständig sein
Und Allen, die euch anverwandt,
Denn also ist es nun bewandt,
Laß ich ein einzig Mädchen habe,
Die ist gar schön durch Gottes Gabe
Und gar und lieblich von Gestalt,
Dazu erst achtzehn Jahre alt.
Königt sind die Eltern ihr gestorben,
Denn habe ich das Noth erworben,
Zur Ehe sie euch anzufragen,
Ich denk, ihr werdet's nicht verschlagen.
Dazu verzeig' ich euch, ich will
Verleihen euch des Landes viel,
Auch Ausrüstung — wer kann es hindern? —
Sollt ihr danach sammt euren Kindern
Mit meiner helden Ruhme erndten:
Sie hat schon Güter viel in Kärnten,
Was ich dazu euch will verleihen,
Soll eines Fürsten würdig sein
Und euch erweisen, Ritter werth,
Laß euer Kaiser recht euch ehn.

Wie sehr nun alle Anwesenden über diese
hebe Gnade des Kaisers freudig waren, der Ritter
wurde bleich und sahl, das Wort erhard ihm
im Munde, so daß ein allgemeines Entsetzen
war. Gütliche Fürsüchen aber traten zu Dim-
ringer heran und vernahmten ihn:

Herr, wie mögt ihr also thun?
Da der Kaiser will geruhen,
Also kühnlich euch zu ehren,
Kann es euch doch nicht beschweren,

Gehet ihm Antwort, frei und frank,
Seid geröst und sagt ihm Dank.

Auch der Kaiser selbst war voll hohen
Unwillens und fragte den Ritter:

Dimringer, sag mir an, warum
Siehst du also bleich und kumm?
Reinst du vielleicht, ich spüre dein?
Ich schwör' es bei der Krone mein,
Du sollst mein junges Mädchen nehmen,
Der sich kein Herzog würde schämen.

Danaach hatte sich Herr Dimringer von
seinem ersten Schrecken erholt, war wieder in
sich selber gekommen und sagte mit Bescheiden-
heit also:

Mein Herr, wollte mir verzeihen,
Das Fräulein, hoch und rein,
Sollt gehen einem Mann,
Der sie mit Ehren freien kann,
Der auch ihr ehelich sei,
Mir ist zu fürzlich sie und frei,
Mir würd' es nicht gebühren,
Die Ehe heimzuführen.

Als der Kaiser das vernommen hatte,
Verlegte er folgende:

Benimm, als' ich sie einem Ancht,
Es dünkte billig sie und recht,
Sie würd' ihm unterthänig sein,
Das weiß ich von der Ruhme mein.

Aber Dimringer fiel wieder in sein
Schweigen zurück und die bei ihm ständen,
Glaubten zu sehn, daß seine Glieder zitterten.
Wachten aber alle Fürsten und Herren gar
erregt und sagten, der Dimringer handle wie
ein unthätiger Mann, daß er des Kaisers hohe
Gnade so feierlich verachte.

In der großen Verwirrung hub da ein
alter Herzog und Freund des Kaisers an:

Man frage doch den Ritter frei,
Ob er vielleicht vermählt schon sei?

Da schaute Herr Dimringer sich auf
diesen Herzog und sagte danach zu dem Kaiser:

So meld' ich es denn unverzagt,
Ja Herr, es ist, wie dieser sagt:
Ich hab' ein wohnsitzliches Weib,
Die hat den allerhöchsten Keis.
Denn je ein menschl'ich Auge sah,
Viel Liebes mir von ihr geschah,
Wo ich sein mag immerdar,
Nimmst sie mein in Güte wahr
Ich, sobald ich will, bei mir,
Alles Gut hab' ich von ihr,
Mehr als wohl ein Fürst verzehret,
Wird von ihr mir gern beschert,
Still und heimlich ist sie mein.

Ander konnte es nicht sein,
In höchster Noth, in tiefer Qual
Ist sie mein traurigst Gethier
Doch nehm' ich ein elckl' Weib,
So erlirht mein junger Leib
Tanach an dem drinigen Tage.
Also ist es, wie ich sage.

Hierüber wurde das Erbauen und der
Schreden immer größer, also das vereins Gethie
sich zu befeugen anhuben und Jeder füllte
blich, um zu vernehmen, was nun kommen
würde. Ein Bischof aber rief vernehmlich
auf den Ritter ein und sagte:

So zeigt uns, wir bitten euch,
Zethane Herrin, ichen und reich.

Herr Düringer verstopfte:

Schwerhöriger Herr, das mag nicht gehn,
Denn sie list sich von Niemand sehn,
Nur von mir, von mir allein,
Als nur ein einzig bei ihr sein.

So entsant auf diese Worte viel durch-
einander Sprechern und Schrein. Der alte
Herzog rief laut:

So ist sie nicht ein reches Weib
Und du verliereh' Seel und Leib.

Der Kaiser aber verbarg sein Antlitz mit
der Hand und ließ sich von dem Herzog auf
des Saales andre Seite führen, wohin das
kaiserliche Gefolge und viel Andre mit den
Frauen zumal nachsetzten. Der Bischof aber
trat nahe an den Ritter heran und sprach:

Düringer, bis zu dieser Art
Schmeit ihr ein guter Christ,
Seid ihr nun so gelünet,
Sag ihr den Leut' minner?
Von allen Frauen, rein und zart,
Von Allen, was je Gutes ward
Kienchen erlirht und gelungen,
Danen fied ihr verdungen.
Der Leut' hat zum Weibe
Sich umgeben von Keibe,
Ihm fied ihr ewiglich verloren.
Hein Frauen hab' ihr versprochen,
Der Leut' in der Helle
Ist euer Schatzgelelle. —

Also behörnte ihn der Bischof und Alle
drangen gewaltig auf ihn ein, zumal aber
seine Bettern und Freunde, führten ihn abseits
in eine Kapelle, beiten viel mit ihm und
ließen nicht ab Tag und Nacht, wovon Viel
zu sagen wäre.

Tanach aber endlich wurde der gute
Ritter verzagten Sinnes und irrte an seiner

Schönen, also das er eines Verzagens laut
und frei erklärte, wie geschrieben steht:

Was mein Kaiser beien mich,
Will ich leisten williglich.

Und zur Stunde wurde ihm die Kaiser-
mühne inelagat mit viel reichem Gut und
Lehen, also das wider Kröblichkeit berichte,
aber der Ritter war bleich und blieb unfroh.
Balt aber sprach er:

Heim will ich ichen zum Etoman,
Tert geht das Krölein mit zur Frau,
Denn zu der alten Monarchat
Schelm mich eine Stimme ruft.
Tert well'n wir hochzeit halten,
Denn mög'n wir Gnaden walten!

Der Kaiser gab dann Wort und Wille
und nachdem die Zeit gar kurz sehgeschilt war,
das man ihm seine fürstliche Braut wüßten
selte, zog Herr Düringer mit seinen Mittern
und Mannen heimwärts.

Auf dem Staufenberger Schloße wurde
nunmehr viel zu der Hechheit gerüet und
Alles war bald in Glanz und reicher Her,
wie in einem Fürstenthume.

Seine Schöne hatte Düringer lange
nicht zu sich wüßten mögen, denn wenn er
auch auf der Priester und Vaten Zureden
endlich nicht mehr Furcht hatte, der Ehestand
würde ihm in dreien Tagen den Tod bringen,
so wußte er doch, das sie ihm um gebrochene
Treue zürnen müße. Dazu war er aus Liebe
zu ihr, von der er lassen selte, wie trant in
Herz und Gliedern. Eines Abends aber
sprach er doch:

O Frau, mein Sehnen steht nach dir,
Ich bitte dich, komm her zu mir.

Damit war sie auch bei ihm, umschlang
ihm ihre süßenweißen Arme und rief weinend:

Ich Düringer, herzlichster Mann,
Was hast du dir und mir gethan!
Dein Wort verbricht's du freventlich,
Nun komm das Unglück aber dich.

So wurde dem Ritter bei diesen Worten
weh um's Herz, er wellte sich aber stark
halten und sprach also:

Vorwürde bin ich nicht gewohnt,
Auch jetzt sei ich damit verhöhet,
Nicht gerne se ich, das du weinst,
Denn sage frei mit, was du weinst.

Er stellte sich ihr also mit kahlen Worten
dar, doch war er innerlich voll Reue und
halben Reue, das er von Kaiser,
Fürsten und Bischöfen um Treubruch sich
hatte bereuen lassen. Sie sprach aber weiter:

Dimringer, lieber Mann, o weh.
 Du nimmst ein ander Weib zur Eh,
 Wirst eine Andre neben mir,
 Ein christl'ch Weib, weh dir und mir!
 Denn, wie ich sagte, wirst's geschehn,
 Aus diesem Leben mußt du gehn,
 Als wird dein Lob der Ehekund,
 Mein Herz auch wird nicht mehr gesund
 Denn wisse, wenn hernach zum Heile
 Versammelt sind die Hochzeitsgäste,
 Dann zwängt mich's hin zu dir, ich muß
 Dich sehen lassen meinen Fuß.
 Dem Zwange bin ich unterthan,
 Ich kann nichts ändern daran.
 Hat meinen Fuß dein Aug' gesehen,
 So laß nicht viele Zeit vergehn,
 Dann ist's dir, weil das Stüblein kommt,
 Daß dir nicht frommt und mir nicht frommt,
 Auf einen Beistell' der in Alle,
 Der dir das Sacrament ertheile.
 So orn' es, damit deine Seele
 Den Weg zum Himmel nicht verfehle.
 Und Sey dich frohe mildgütlich.

In seine Hut befiel ich dich.
 Nach diesen Worten war die Schöne fort
 und Herr Dimringer in viel sorglichen Gedanken allein. Wohl getroßete er sich mit den Verheißungen seiner Freunde, daß ihre Treue mit Gottes Hülfe nicht solle in Erfüllung gehn, verbrachte aber eine klägliche Nacht und beischied andern Morgens viel Freunde und Ritter zu sich, zumal auch den Bischof, daß er durch ihren Zuspruch gekräftigt würde. Und sie kamen alle gern zu ihm, denn es war ihnen der Ritter lieb und werth, absonderlich wegen seines wunderbaren Schicksals mit der Schönen. Sie blickten danach auch bei ihm, bis der Hochzeitsgast mit der kaiserlichen Ruhme heranfam und beiteren ihn auf, so gut es ansehn wollte.

Das Hochzeitsfest war aber überaus herrlich und der Bischof selbst trauete das junge Paar mit viel salbungsvollen Worten und viel Gebet. Da sie nun danach bei Tische saßen, Frauen und Herrn, soviel ihrer gekommen waren und der Ritter Dimringer seine halbe Braut neben sich hatte, daß Alles eine große Lust schien, da geschah, was gar vermercklich zu sagen und zu hören ist. Es entsand nämlich über der Tafel oben an der Decke des Gemachs ein grau Weisches und aus dem ragte da plötzlich, als Alle danach hinsah, ein Menschenfuß hervor. Von dem steht geschrieben:

Nacht war er sichtbar bis an's Knie.
 Auf Orben war ein schöner Nit,

So weit man suchen mag, zu sehn,
 Das mußte Jedermann gesehen.
 Er hatte lieblich lichten Schein,
 War blendender als Eisenstein,
 Und Herrn und Frauen erlarmten klar,
 Das auch der Fuß lebendig war.

Als nun aber Herr Dimringer den Fuß sah und Alle voll Staunens waren und starr vor Schreden, sprang der Ritter auf, hub an sein Haar zu zerren und seine Kleider zu zerreißen. Dabei schrie er überlaut:

O weh, o weh mir armen Mann,
 Nun kommt mein Todesstichsal an!
 Nun wird Euch Allen offenbar,
 Taß ich bin alles Heiles bahr,
 Nach bleibet jetzt mein Wangeroth,
 In dreien Tagen bin ich todt.

Danach sprangen alle Gäste auf und liefen hin und wieder, diemelt der Fuß von des Ritters Schönen und das graue Weis, sein verwandten. Gislische aber stiegen in die oberen Gemächer, zu sehen, wie der Fuß durch die Decke möchte gekommen sein, fanden aber kein Loch oder Zeichen. Somit kamen Alle überein zu sprechen:

O Dimringer, du werther Mann,
 Das hat der Böse dir getan!

Tamit war Weisen, Längen und Singen mit einem Male vorbei, viel schöne Frauen und mancher kuhne Ritter weinten gar betrübte Thednen und war eine große Verdrözung allzumal. Dimringer sprach aber zu dem Heu-lein, das stierend und bleich dastand:

O Kräulein, zart und müniglich,
 Er gute Gott debate dich,
 Erbaum' sich dein in dieser Noth,
 Für dich unarmt mich nun der Tod.
 Die verlegte mit Scuzfen und Schluchzen:
 Ach, guter Herr, gehabte euch wehl,
 Vom Himmel Gott euch trösten soll,
 Er und die zarte Mutter sein,
 So mögt ihr noch bequemt sein.

Danach wieder machte sich der also schwer heimgeschuchte Ritter klar, schaute in dem weiten Saale umher und sprach:

Nun bin' ich, Herrin zart und fein,
 Beist all die thuren Freunde mein,
 Tzu die Frau und hohen Herrn,
 Die mich hiehergebracht von Fern,
 Euch beisthen, wenn ich nun vererde
 Und dand hier vor euch erstehe,
 Daß bei den Khnen ritterlich
 In Zuchten sie begraben mich,

Tenn ach, was ich verlassen habe,
Belehret mich noch in meinem Grabe.

Ueber das Alles künnte sich und weinte
Das Fräulein so sehr, daß Herr Dimringer
sie trösteten dieß in ihr Kämmerlein, dieweil
e. den Reichern mit großer Reu beichtete und
Gott anpfehlte. Aber sie wollte ihn nicht
verlassen, sondern hielt sich still während des
heiligen Mutes beichte. Als das gesan war,
hub Dimringer wieder an und sprach:

Ihr Freunde seht bei Zeilen
Mir jetzt das Bett bereiten,
Denn mit dem Tod zu ringen,
Doch wird er mich bezingen,
Er ist ein härterer Held als ich
Und streckt mich bald hin sichtlich.
Wie ich's auch wohl verdient hab',
Denn ruhet mit auch gleich das Grab.
Legt mich hinein als fremden Knecht
Und thut mir all mein Gutes recht.

Dieweil aber nun Alle, so um den Ritter
standen, zumal aber das gute Fräulein um
ihn und seinen nahen Tod bitterlich weinten,
tröstete er sie mit Worten, wie er es ver-
mochte, und sagte weiter:

Mein Bild wird trüb und schwer mein Sinn,
Das Leben schwindet mir dahin,
Denn bitt' ich, lieben Brüder mein,
Laßt sie euch anempfehlen sein.
Nacht ihrer allzeit richtig Licht,
Gott ihr, was sie mir einbracht,
Und herr' ich auch schon trüb dahin,
Ehrt sie als Stauferherzogin.

Tenn er gedachte, da sie ihm angetrauet,
daß sie also auch seine eheliche Frau sei, und
ihre Ehestandsgut und was ihr zu käme behalten
sollte, aber sie versetzte dagegen:

O Dimringer, mein liebster Mann,
Die Ehebande thut mir nicht an,
Was ich an Gut hiehergebracht,
Es werde nimmermehr gekrat.
Ich gönne' es all den Freunden dein,
Tenn deines würdig mocht' ich sein,
Dir schenke Leib und Liebe ich,
Nun läßt das Leben du um mich.
Und werd' ich Wittwe, eh' dem Welt,
So soll den dir geweihten Leib
Nun nimmermehr ein Mann berühren.
Wenn sie von hier ins Grab dich führen,
Erhöret auch mir die Ruß am Leben,
Dann will ich mich der Welt begeben

Und in ein einsam Kloster fahren.
Nicht selber dorthin zu bewahren,
Auf das mich nimmermehr ein Mann
Mit Tugen leben mag heran.
Da will ich bitten Gott für dich
Und seine Mutter wohn' gleich.
Die Maad, die unten Herrn abgar,
Zu nehmen deiner Seele wahr.

Darüber dankte er ihr mit zärtlichen
Augen und rührte ihre Hand, die er schielte.
Also blieb die edle Jungfrau treulich bei ihm
an seinem Lager und auch viel Freunde, Ritter
und Dienstmannen. In und um das Stau-
ferberger Schloß wurden viel Thronen um
ihn geweiht unter frommem Gebet, Jeder ging
ihm einher, der Ritter aber lag stille und
hatte sein Herz auf Gott gestellt. So ver-
gingen Nacht und Tag bis zum dritten Morgen.
Da hieß er sein Bett also stellen und die
Kaiserin aufstehen, daß die liebe Sonne einziehen
und süßliche Morgenluft auf ihn anwehte.
Da hieß er Alle bei sich eintreten und sprach:

Wo ich ihr alle, die ich adelt' —
Sie sind mir, sprachen sie betrübt,
Zum Bett traten sie heran
Und hieben von dem thuren Mann,
Das Fräulein dann ihr Mändchen reiß
Zum allerleichten Aus ihm her.
Dann sprach er: Lieben Brüder mein,
Ihr müßt nun ihre Schürer sein.
So herr' ich leicht. Im Morgenroth
Nehmt jense mich dahin der Tod
Zu dir, o Jungfrau sonder Aelre,
Empfang du meine arme Seele! —

Und als er so geredet hatte, erfolg' sein
Bild und der Tod kam schnell heran, sein ritter-
lich Herz still zu stellen. Danach rangen Alle
die Hände und weinten laut und bitterlich.

Nach wieder dreien Tagen wurde er in
den Sarg gelegt und in seiner Väter Gruft
getragen, feierlich und wie es einem frommen
Ritter gebührt. Seine arme Frau zog wieder
in ihr Land und ging in ein Kloster, wo sie
ein geistlich Leben führte bis an ihr Ende.
Gehört und geklagt wurde aber in allen
deutschen Landen und noch nach vielen Jahren
gehört:

Es ist der beste Ritter tot.
Der je den Fuß dem Stierreich bot.
Groß Glück erlitt' er und groß Leid.
Gott geh' ihm ewige Seligkeit.

Die Rose vom Seelgenthal.

Märchen von W. Herchenbach.

Im Oberbergländ an der Siez giebt es in Wäldern und Thälen viele hundert heimliche Plätzchen, wo Sage und Märchen goldiger als anderswo die Hügel entfallen. Eines von den Märchen, dessen Schauplatz Seelgenthal gewesen, wollen wir den Lesern hier erzählen. Das Seelgenthal war eine breite Thalschlucht, nach der Siez hin offen, zu beiden Seiten aber von hohen Bergen eingeschlossen, die am Ende des Thales in einem spitzigen Winkel zusammenstießen. Das Thal machte den Eindruck, wie ein Hafen, in dem man, vom Brausen des Meeres ermüdet, zu plötzlicher Ruhe gelangt. Wie es zu dem romantischen Namen gekommen, werden wir im Verlaufe der Geschichte vernehmen. Zu jener Zeit war dort nichts vorhanden, was ihn im entferntesten rechtfertigen konnte: In der äußersten Spitze dehnten sich ein paar lumpfige Fische aus, in denen Schilf und Köhrlach wuchs und die zur Sommerzeit von unzähligen Kröschchen bewohnt waren. Hin und wieder stand ein Fleck sauren Grases, das seiner Unangenehmkeit wegen vom hungrigen Vieh verschmäht wurde. An den Berg lehnte sich eine kleine Hütte, deren Wohnwände keine erfreuliche Aussicht boten; aus dieser Hütte trat jeden Morgen eine alte häßliche Frau, mit wackeligem Kopfe, welche eine junge Siez am Seile führte, die, abgemagert und verschrumpft, die Fischen bereich, zuweilen ein Hälmchen abwickelte, dann aber bis zum Abend sich in den Schatten eines Strauches versteckte, bis die Alte sie wieder in die Hütte zurückbrachte. Nachts machte ein einsamer Wanderer seinen Weg über den Berg, so konnte aus dem Thale heraus ein flüchtiges Seufzen und Wimmern, das ihn ängstigte und zu größerer Fülle antrieb. Von diesem Seufzen erhielt das Thal allgemach den Namen: Seufzerloch und „Seelgenthal“ hörte man nur noch hin und wieder von einem, dem der neue Name zu graulich war. Man kannte es eigentlich nur von der Höhe herab, denn hin, ein wagte sich Niemand, und der Weg, der früher hindurch geführt haben sollte, war längst mit Dornen und Gestrüpp bewachsen.

In den rauhen Gebirgen, die höher nach Norden hinaufzogen, wohnte ein fester Jägerburich, der Kaufereien und Aberglauben über Alles liebte und vor dem Teufel nicht bange

war; der kam einst spät in der Nacht aus der Stadt zurück, wo er seine Beute verkauft und mit lustigen Gesellen hinter dem Schoppen gekostet hatte. Als er an die Siez kam, lag der Nachen auf der entgegengekehrten Seite und all sein Rufen vermochte den Rähmann nicht aus dem Schlafe zu wecken. An Klüßen sparte er's auch nicht, was aber seinen besten Erfolge hatte; auch war das Bergwasser so hoch angeschwellen, daß ein Durchwatzen unmöglich war.

Kurz entschlossen warf er das Gewehr über den Nachen und schloß sich zur Rückkehr an, als plötzlich hinter einem Weidenstrauche ein Nachen hervorkam, der im Mondenscheine glühte und auflief, als ob er aus einem Stücke weißen Silbers geschnitten sei. Ein Rähmann war nicht darin, dennoch bog er sich um den Strauch herum und hielt am Ufer hülfe: eine kunstreiche Kette schlängelte sich von selbst um den Pfahl, der jetzt plötzlich im Sande steckte.

Wußte der Jäger auch nicht recht, was er davon halten sollte, so war er doch der Mann nicht, der sich von einem schwimmenden Kahn in Furcht lassen ließ, sondern sprang beharrlich hinein und griff nach der Ruderklinge. Der Nachen schon verdreht, aber er konnte ihn mit Blumenschnur an seiner Kraft nicht in gerader Richtung halten; dem Laufe der Natur entgegen durchschnit er in schiefen Linie das Wasser freimautwärts und hielt beim Eingange in das Seufzerloch stille. Weiter wickelte sich die Kette um den Pfahl und der Jäger strang hinaus.

Ich habe mir all mein Lebtage keinen Feind umjensei erreichen lassen, sprach er, und wenn ich auch den Rähmann nicht sehen kann, so will ich mir doch auch jetzt nichts schenken lassen. Mit diesen Worten zog er den birchledernen Beutel aus der Hosentasche und warf ein kleines Silberstück in den Nachen, der sich alsobald vom Pfahle löste und verschwunden war, ehe er der Richtung folgen konnte.

Über den Berg konnte er jetzt ohne einen großen Umweg nicht mehr nach Hause gehen; auch wandelte ihn die Lust an, einmal durch das verräucherte Thal zu wandeln, an dessen Eingange er sich befand. Geheuer war es eben nicht umher, denn das Seufzen und Wimmern



J. W. Kallmeyer del.

1874. J. W. Kallmeyer del.

Die Rose vom Seeligenthal

(Märchen, von W. Herchenbach)

mett, das zum Kamm des Berges nur schwach emporstieg, könnte hier viel lauter und angstlicher.

An den Thoren wird es dir nicht gehen, dachte er, trage ich doch eine gewichte Schur um den Hals, die vor des Teufels Ränken schirmt! Weran denn! Und er legte den Fuß hinein, aufmerksam nach Rechts und Links spähend, ob er nicht denjenigen erwahren könne, von dem das Zischen und Wimmern ausginge. Aber mit dem Fehn hatte es gute Wege: der Wind verschwand und es wurde dunkel, wie in einem Sack, so das er mit seinem Hirschfänger vor sich her fühlten mußte, um nicht in Löcher und Gruben zu fallen. Keit hatte er den mühsamen Weg bis zur Thalstiege zurückgelegt, als er in einen der Hebridensteine hineinklumpste und bis an die Brust in den tiefen Kevale versank. Je mehr er sich anstrengte, seiner gefährlichen Lage zu entkommen, desto tiefer sank er hinab, bis ihm zuletzt das Wasser am Kinn stand. So soll ich im Eusefisch sterben, dachte er, und meine Mutter wird keinen Menschen auf der Welt haben, der für sie arbeitet und sie in ihren alten Tagen versorgt? E, die gute Mutter! Dieser Gedanke war ihm härter als der Tod. Es konnte nur noch ein paar Sekunden dauern, bis er rettungslos versank, darüber machte er sich keine Täuschung. Da er mit den Händen bereits die Pforten der Ewigkeit berührte, so sprach er im Herzen ein inbrünstiges Gebet und schloß die Augen zum Sterben.

In diesem verbängnißvollen Augenblicke plätscherte etwas vor ihm im Reich, das sich seinem Gesichte näherte. Ehen konnte er den Gegenstand nicht, weil es zu dunkel war, aber gleich darauf fühlte er, daß eine Hand sich auf sein Haar legte, dieses erstarrte und ihm wie eine Feder aus dem Schilamm zog. Das mußte die Hand eines furchtbaren Riesen oder Jambereis gewesen sein, denn mit einem Ruck befand er sich eben auf dem Berge und fühlte den Fied unter den Füßen, der seinen Feste stützte.

Am Morgen kam er zu Hauke an, wo er der Mutter mit solcher Herzeninnigkeit um den Hals fiel, als habe er sie heute nach jahrelanger Trennung zum erstenmale wieder. Winterm-Frage-halten war seine Sache nicht, und seiner Mutter konnte er besonders kein Wörtchen verschweigen, darum erzählte er ihr auch sein heutiges Abenteuer.

Die Mutter beachte ihm ängstlich zu und als er geendet, heb sie mit einem schweren Zentur an: Gottes Hand hat nicht über

dir gewaltet, mein Robert, sonst wüdest du jetzt nicht mehr unter den Lebendigen weilen, denn du mußt wissen, daß dort Mander sein Leben einbüßte, der in vorwählig Keuter in das Thal drang und dem alten Kesselflicker weide in die Hände fiel.

Roberts Neugier wurde durch die Erwähnung des alten Kesselflickers erregt und er fragte seine Mutter, welche Verwandlung es mit demselben habe.

Es ist dir besser, Robert, gab sie zur Antwort, wenn sie dir ein Geheimnis bleibt: dein tollkühner Muth würde dich verlieren, zum zweitenmal ins Zochentbal zu gehen und dich dem Verderben auszuliefern.

Robert aber ließ der Mutter keine Ruhe, bis sie nach langen Sträuben ihm folgende Geschichte erzählte:

In Galtaner wohnte einst ein Geschlecht, der von Ferk zu Ferk zog und unter freiem Himmel sein Gewerbe ausübte. Manchmal blieb er Monate lang aus, rachtete dann ein paar Wochen in seinem Häuschen und zog wieder auf die Wandererschaft. Einmal stritt er in einem fernem Lande umher und schlief des Nachts in den Wäldern, wenn es ihm bis zum nächsten Ferte zu weit war. Da gestellte sich ein häßliches Weibebild zu ihm, das beständig mit dem Kopfe schielte und nicht im besten Rufe stand. Das Sprichwort sagt: Gleich und gleich gesellt sich gern! und so mußte es die häßliche Bräutle wohl gewittert haben, das auch der Kesselflicker der beste Feind nicht war. Ehen nach einigen Tagen verjagten sie sich wechslend durch, bielten aber wie Ketten zusammen, wenn sie einen dritten gemeinschaftlich eurfen konnten. Es dauerte nicht lange, so hatte sie die Kesselnugigkeit so fest mit einander verbunden, daß sie sich nicht mehr lassen konnten.

Einst laurten sie in der Nacht um ein Feuer, das sie im Walde angezündet hatten, als schmeiles Fiedetrappel sie aus dem Halbschlummer wedte. Drei Keiter mit verbrüllten Gesichtern flogen bei dem Feuer ab, und legten der Bräutle ein kleines liebtliches Mädchen in den Schoß.

Bräutle, sprach der eine, dieses Kind ist eine Prinzessin, die wie aus dem Königliden Pallast entführt haben, weil sie untern Thüchten im Wege steht. Wir liehen sie am Leben, weil es wahrscheinlich ist, daß wir sie später noch einmal brauchen; doch darf Niemand ihren Aufenthalt kennen, deshalb bringen wir sie dir. Ziehe mit ihr hinweg, weil fern, wo sie der Arm des Königs nicht erreichen kann.

Dieser Beutel mit Goldstücken ist eine Abschlagszahlung für deine Mähe: du erhältst das hundertfache, wenn sie achtzehn Jahre alt ist; das tausendfache, wenn sie dann so schön ist, wie sie es zu werden verspricht.

Brigitte streifte die Hand nach dem Beutel aus und versprach sie trau zu pflegen und zu einem guten Kinde zu erziehen.

Hm! eingegrabte der Ritter, gut braucht sie nicht zu sein, nur schön, sehr schön!

„O, lachte die Hässliche und wadelte ganz vergnügt mit dem Kopfe, so ein recht nichtswürdiges Ding aus ihr zu machen, wird mir freilich mehr Freude bereiten, und ihr nehmt mir's nicht krumm — auch verheiß ich das besser.“

Die Reiter strengten hinweg; Brigitte machte sich über das Kind her, wickelte es aus dem Bündel los und stierte sich über den Glanz und die Pracht des Widelzuges bald die Augen aus dem Kopfe. Das wird Gold geben, sagte sie zu dem Kesselschinder, wenn wir es verkaufen. Der schlaueste Bucherer zählte ohne Krautzen seine hundert Thaler für die Widelzchnur allein. Sieh nur, die Mauslast, wie sie an den Händen mit Gold und Perlen beizt ist!

Da dem Kesselschinder einleuchtete, daß sie durch das Kind, wenn es bis zum achtzehnten Jahre verbergen bliebe, gemachte Leute würden, so beochn sie selbst aus und gingen der Heimath zu, wo sich die Leute über die häßliche Frau des Kesselschinders und ihr schönes Kind nicht wenig wunderten. Des Gerches wurde noch mehr, als sie angingen, in Saud und Brand zu leben und Alles mit blanken Goldstücken bezahlen. Das Gold ging indes auf, das Widelzeug war längst verlaufen und das böse Ehepaar mußte seine Arbeit wieder aufnehmen. Rufe, diesen Namen hatte man ihr gegeben, trug den Bleibsalz und das Koblenbecken, wenn sie umherging. Obgleich ihr Leib mit schwammigen Puppen bedeckt war, so leuchtete sie doch von Schönheit, und die Leute traten überall in die Büren, um sie zu sehen, wenn sie mit dem Bleibsalz und dem Koblenbecken in ein Dorf kam. Waren sie dabeim, so wollte sie oft ganze Tage im Seeligenthal, das zu jener Zeit in paradiescher Schönheit grünte und die Berge umher mit Wohlgerüchen überlufte. In den warmen Sommernächten blieb sie oft die ganze Nacht unter den Reizen, gebühnen liegen, hörte dem Gesange der Nachtigall zu und schaute in die Sterne. Die Verliebten nannten sie deshalb nicht anders als: Die Rose vom Seeligenthal.

Da es dem Kesselschinder einst recht schmal ging, so nahm Brigitte der Rose die Granatschnur, das einzige, was sie von ihrer früheren Herrlichkeit noch besaß, vom Halse und ging damit zu einem Goldschmied, um sie zu verkaufen. Als der Goldschmied die Schnur sah, rückte er unter Ausdrücken des Erstaunens seine Brille besser urrecht und beschaute sie wohl eine halbe Stunde lang; dann sprach er: Frau, ihr habt da einen Schatz, den Mancher um ein Königreich nicht hingekren würde. Das ist eine Zauberfeste, vermuthlich welcher man denjenigen, der sie von Kindesbeinen an getragen, in eine Fiege verwandeln kann.

Brigitte sah ihn lauernd an und fragte: Und was muß man thun, um diese Verwandlung zu bewirken?

Der Goldschmied antwortete: Wenn man sie dem Träger um Mitternacht vom Halse nimmt und spricht: Laß du zur Fiege werden! so ist die Verwandlung geschehen. Derjenige aber, der sie in Händen hat, lebt so lange, als der Zauber dauert.

Als Brigitte diese Worte vernahm, riß sie dem Goldschmied die Granatschnur aus der Hand und eilte nach Galdauen, wo sie alsbald der Rose die Schnur wieder umband, um die Zauberwirkung nicht zu schwächen.

Rose ward mit der Zeit aus einem Kinde eine Jungfrau: wenn sie im Seeligenthal umherirre, gleich sie einer Fee und entzückte Jeden, der sie sah.

Nun geschah es, daß ein mächtiger Ritter sich in demselben Thale eine Burg erbaute und mit seinen Mannen und Weiben seinen Einzug hielt. Einst wandelte er beim Abend-scheine an den Teichen umher, wo die glänzenden Goldfischechen umherchwammen. Da gewahrte er die schöne Rose, welche sich über das Wasser beugte und den Fischen mit den Augen folgte. Sie wandte sich um und, den schönen Jüngling gewahrend, wollte sie entfliehen. Er aber ergriff ihren Arm und fragte: Bist du die Rose vom Seeligenthal?

Die Reute nennst mich so, gab sie zur Antwort, doch bin ich nur des Kesselschinders Tochter von Galdauen.

Und magst du auch eines Kesselschinders Tochter sein, sprach der Ritter, so bist du schöner, als ich je ein Weib gesehen, und wäre ich nicht ein Ritter, so müßtest du mein Gemahl werden und dürftest mich nimmer wieder verlassen.

Da senkte Rose den Kopf und begann heftig zu weinen: Ach, jammerte sie, Herr

Ritter, warum sprachst ihr solche Worte? Nun darf ich nicht mehr zurückkehren in das liebe Thal und muß in's Haus in der elenden Hütte verkommen.

Und warum darfst du nicht zurückkehren, mein Schwag? fragte der Ritter verwundert.

Kete sprach: Zeit ich euch gehen, ist mir das Thal lieber, als je und doch sollen die Leute nicht sagen, ich laufe dem Ritter nach.

Der Ritter ergriff ihre Hand, zog sie auf eine Leinwand nieder und suchte sie zu trösten. Aber Kete weinte immer bestiger und seine Worte schienen ihren Schmerz nur noch zu vergrößern.

Die Liebe des Ritters zu dem schönen Mädchen wuchs mit jeder Minute, und als er noch einmal ihre königlichen Züge, ihre fein gekämmte Hand, ihren seidnen Haarwuchs angeschaut hatte, da sagte eine innere Stimme zu ihm: Liebes Mädchen hat eures Blut in den Adern und ist nimmer die Tochter der böslichen Brigitte. Was hindert mich, sie zu meinem Weibe zu machen? Und er bewachte sich in Kete hemmel und sprach: Kete, so du mein Weib werden magst, brauchst du nie das schöne Thal zu verlassen. Sieh, ich liebe dich, und ich fühle, daß nie eine andere als Herrin auf meiner Burg wehnen darf. Ta ließ Kete einen Freudenstreich aus, legte ihre Hand an des Ritters Schulter und küßte sie: Lein auf ewig!

Da nahm der Ritter einen Geldreiß und suchte ihn seiner Braut an den Fingern Kete nicht heim, sprach er, sondern bleibe bei mir, denn die Brigitte will mir nichts Gutes, weil ich sie einmal die Schlosswache hinaufwarf, als sie ein Gleichmilde in der Halle geschrien hatte. Kete blieb also bei ihm, und der Ritter gab ihr ein Gemach im hohen Thurm, damit sie von der bösen Mutter nichts zu fürchten habe.

Nun geschah es aber in verwichen Nacht, daß die beiden Ritter, welche ihr einst das Kind in den Windeln gebracht hatten, an ihre Hütte stießen, um die Jungfrau zu holen.

Steh auf, Brigitte, sprach der eine, geh und die Jungfrau! Mein Karren ist schwer mit Gold beladen, und er gehört dir, sobald die Jungfrau in meinen Händen ist.

Brigitte sprang auf und ging nach Hofens Streu. Als sie dieselbe leer fand, hat sie die Ritter sich zu gedulden, sie werde Kete aufsuchen. Dann wandelte sie hinweg zum Zelliengthal. Wie sehr sie aber auch ruhen mochte, nur der Wiederhall von den Bergen gab ihr Antwort. In Verzweiflung raulte sie sich das struppige Haar aus und kam am Morgen

mit der Vertheidigung zurück: Die Kete sei verschwunden.

Die Ritter schwenkten einen Stab, sie wollten die alte Hete mit sammt dem Hetschlied an den höchsten Giebelbaum aufhängen, wenn bis zum Abend die Jungfrau nicht herbeigekommen sei.

Sie suchte den ganzen Tag, bog jedes Kessengebüsch aus einander, rief sich selber und drang sogar in die Burg ein. Der Ritter dachte ihr auf ihre Kräfte den Rücken und die Hete mit der Hundspitze.

Blau angelauten vor Wuth und Zorn sich sie in's Gebirge, um den wüthenden Reitern nicht in die Hände zu fallen. Der Hetschlied, dem die schlechten Streiche am liebsten waren, wenn seine Frau dabei war, mußte sich nun gefallen lassen, allein gebängt zu werden. Die Ritter aber galoppirten hin, wie, Niemand erühte wehen.

Brigitte, der die reiche Bezahlung entgegen war, setzte Gist und Galle und suchte alle Dörfer und Städte nach der Kete ab: natürlich war ihr Fortgehen umsonst. Als sie sah, daß sie sich verzweifeln mußte, beschloß sie, ihren Wadelstich wieder nach Galtauen zu tragen. Sie kam über den Berggründen am Zelliengthal und sah von oben Kete am Thurmthor sitzen. Und der Ritter lag ihr gegenüber, scherte und lachte und wuschte ihre zuweilen an den gelbten Haarloden.

Brigitte dachte sich in's Gebüsch, damit sie nicht gesehen würde und ründete auf Hand und Fuß den Berg hinab. Als sie an der Gasse verließ, kam, wie der Leichnam ihres Mannes an einem Aste hängend, sah sie hinauf und murmelte: Lebich du schlechter Kerl noch, du wüthst genug einen Karb, aber sie bist du Kump immer gewesen, wenn man dich am nächsten brauchte, warst du nicht zu haben.

Als die Nacht eingebrochen war, ging sie wieder auf den Berggründen und sah unverwandt nach dem Thurm. Eine Kammerersee brachte Licht und stellte es vor Kete hin, der Ritter aber erhob sich und verließ das Thurm, gemach. Sobald sie allein war, begann sie schlüpfen in ruhen: Kete, liebes Kind, geh mir ein Stück Brod, ich sterbe vor Hunger!

Kete erkannte die Stimme ihrer Mutter. Wie viel Böses sie auch von ihr erduldet hatte, so ward ihr Herz doch von Mitleid ergriffen und sie öffnete das Fenster und sprach: Liebe Mutter, ich kann euch jetzt nichts geben, denn mein Gemach wacht über mich, und wenn er euch entdeckte, so liege er euch in den Thurm

werfen. „O mein Kind, leuchte Bräutle, so soll ich vor Hunger umkommen, während du im Ueberflusse lebst! Gott möge dir die Härte gegen deine Mutter vergeben!“

Da traten der jungen Gräfin die Thränen in die Augen und sie anگریخته: „Mutter, ihr sollt nicht umkommen, so lange ich euch etwas geben kann! Kommt heute Nacht heimlich in den Schloßgarten, so will ich euch mehr bringen, als ihr eßen könnt.“

Deß war die alte zufrieden. Leise glitt sie vom Berge hinab und versteckte sich in einem der vielen Rosenbüsche im Schloßgarten.

Am Mitternacht war der Ritter in tiefen Schlaf versunken. Rose erhub sich leise, nahm einen Schinken aus dem Rauchfange, ein Brod aus dem Kasten und stieg in den Garten hinab. Bräutle frech aus dem Rosenbüsche hervor und fiel der jungen Frau mit erbeudelter Jänselkeit um den Hals. Als sie nun die Granaatschmuck unter ihren Händen fühlte, unterte sie vor dachstatter Freude und drückte auf das Schloß, das es aufsprang. Kalte riß sie die Schürze an sich, kramte die Arme in die Erde und geistete: du nichts, würdige Schlinge, jetzt bist du in meiner Hand und selbst mir nicht noch einmal entzinnen. Da du mich um Geld und Gut betrogen, so will ich dir deine menschliche Gestalt nehmen und du sollst wie ein Thier Gras weiden, bis ich dich von deinem Zaubrer löse!

Rose erschrock über solche Worte und ließ einen lauten Schrei aus. Sobald der Graf den Schrei seiner Gemahlin hörte und sie nicht an seine Seite fand, sprang er empor, griff sein Schwertschwert von der Wand und schloß sich an, seiner Rose zu Hülfe zu eilen.

Bräutle aber, die seinen Ueberfall fürchtete, sprach rasch die Zaubrerformel aus: Das du zur Jiege weichst! Da stand nun plötzlich ein kleines Jüdelin vor ihr, das mit betrüben stehenden Augen zu ihr empor sah. Der Ritter kürzte alsbald mit dem Schwerte auf sie zu und fragte rasch: Wo ist deine Tochter? Sie zeigte mit dem Finger auf das Jüdelin. Er glaubte, daß sie seiner speiten wolle und suchte im Grimme das Schwert gegen ihre Brust. Wo glitt machtes an ihr ab? Bräutle aber lachte böhmisch und sprach: Nicht du die Jiege so sehr, die in Wahrheit dein Weib ist, so meißt du nicht allem, bis sie erlöst ist, um alle Tage zu sehen, wie ich sie auf die Weide treibe und städtlich mit ihr thue! Diesen Wunsch ererbten die bösen Geister und von Stunde an wandelte der Ritter zur Nachtzeit kussend und weinend durch das Thal, am

Tage aber sah er unsichtbar auf einem Steine und sieht mit schwerem Herzen nach der Jiege. Die Burg aber ist im Laufe der Jahrhunderte gefallen, das schöne Thal verodet und zum Sumpfe geworden.

Die Mutter hatte ihre Erzählung beendet. Robert aber hatte von jenem Tage an seine Ruhe verloren: wo er ging und stand, verfolgte ihn der Gedanke an die Rose vom Ertelgenthal und eine geheime Stimme rief ihm beständig zu: Robert, du mußt die Jiege erlösen! Nach und nach verlor sich das frische Roth von seinen Wangen, die Fröhllichkeit verschwand und er ging tiefsinnig und träumend umher. Wie er aber den Zaubrer der Jiege brechen könne, das wollte ihm all sein Denken und Sinnen nicht enthüllen.

Es mochte seit jener Zeit ein Jahr verfließen sein, als ihn zur nächsten Stunde kein Weg abermals an die Jiege brachte, und wie vor einem Jahre, so war auch heute der Jährenmann nicht nach zu bringen. Aber siehe, da bog wieder der silberne Kahn um den Weidenstrauch herum und hielt am Ufer, wie damals. Robert ließ in der Erinnerung an jene Nacht ein kalter Schauer durch die Glieder, dennoch sprang er hinein. Der Nachen ging stremautwärts und legte sich wie zum erstenmale am Eingange zum Ertelgenthal fest. In Roberts Seele entstand nun ein Kampf, ob er durch das Thal gehen oder den Umweg machen sollte. Die schaurigen Geister, die er hörte, ließen ihn das Letztere wählen: schon bog er leimwärts, als er sich am Rande festhalten mußte. Er blühte um und sah einen weigen Dunst, in dem sich in schwachen Linien die Gestalt eines Ritters mit entblößtem Schwerte abzeichnete. Die Gestalt streckte ihren Finger nach der Thallänge aus, ihm gleichsam bedeutend, daß er dorthin seinen Weg nehmen sollte. Das ist die Hand, dachte Robert, die mich aus ein Unfall wiederlöst. Und er ging im Vertrauen auf Gott weiter, immer darauf bedacht, nicht in den Sumpf zu geraten. Ihr geht irre, rief eine Stimme hinter ihm, hier ist der Weg!

Robert wandte sich um, ein däßliches Weib mit wachendem Kopfe, das eine Jiege am Stride führte, zeigte mit dem Finger in gerader Richtung. Robert aber sah genau, daß dies direct in den Sumpf führte und sprach: Wie mögt ihr mich irre leiten, das ich mein Leben riskire!

Die Jägere kam herbei, schaute Rudolph wehmüthig an und rief sich den Kopf an seinen Westmannstiefeln. Ich weiß, was du sagen willst, armes Thier, dachte der Jäger: gedulde dich, mit Gott werde ich die Hölle bringen!

Wen jetzt an war es mit der Hölle vollends aus; er aß und trank fast nicht mehr, sondern suchte überall die Leute auf, von denen das Gerücht ging, daß sie etwas mehr verstanden, als Ersten essen. So kam er einmal in eine große Stadt, setzte sich vor dem Thore auf einen Felsstein und stierte abwartend in die verkehrsreiche Gasse. Da legte ein Greis mit langem Barte die Hand auf sein Haupt und sprach: Jüngling, was schilt dir, und welches Geschick hat deiner Stirne vor der Zeit Furchen eingegraben? Da kutschte Hebert auf, erzählte dem Greise seine Abenteuer und bat um seinen Rath.

Kein Verlangen ist groß, daß dieser nur Antwort, doch sei dir um deines Kummer's willen abhelfen! Nimm dieses Kreuz, das einst am Hals einer Propheetin gehangen, und lehre nach Zeeligenbal zurück. Gellmat es dir, daß ich die Bräutle um den Hals zu hängen, sie muß sie die Gessandten heraus, eben: du weißt dann, was dir zu thun bleibt. Merke dir aber, daß der Bräutle nicht mit Gewalt beizukommen ist, sondern nur mit List.

Unter vielen Danksaugungen nahm der Jäger Abschied von dem Greise und richtete seinen Weg nach dem Zeeligenbal, wo ihn, wie die beiden erst-male, der Nachen aufnahm. Gleich beim Eingange fand Bräutle und schaukte ihn an: Was weißt ihr um dritten-male in meinem Thale? Weht hinweg, sonst wartet euer der Tod.

Hebert erinnerte sich der Worte, welche ihm der Greis gesagt hatte, daß der Bräutle nur mit List, nicht aber mit Gewalt beizukommen ist. Hinterlist und Verstellung kamen ihm hart an, lieber wäre er einem rechtschaffenen Kampfe mit einer Wildfrau entgegengegangen, da er aber wußte, daß es einmal nicht anders war, so sagte er sich ein Herz und sprach: Ich fürchte den Tod nicht, wenn ich euch beugen kann, ihr habt mein Herz gefangen und ich kann nicht von euch lassen!

Bräutle besah den schmutzen Jüngling zerknien bis unten; ihr Herz fühlte sich geschmeichelt und sie entgegnete: Geht es nicht hübsche Jungfrauen genug in den Bergen für einen schönen Jägermann? Warum denn sucht ihr die alte Bräutle um Zerstücker auf?

„Weil mir die schönste Jungfrau häßlich scheint im Vergleich zu euch. Nehmt meine Werbung an und das Zerstücker wird wieder seinen Namen „Zeeligenbal“ erhalten! Wollt ihr aber die Treue meiner Liebe erproben, so gekniet mir, bei euch zu verweilen.“

Sei es, sprach Bräutle, wehe euch aber, wenn ihr mich betrogen hätt! Sie schritt mit der Jägere vor ihm her und trat in die Hölle, wo das Lammchen sich in einer Ecke zusammenkauerte. Ziehst du, stilles Ding, sagt, sie höhnend in dem Thierchen, der schöne Purche vom Gebirge wirft um meine Hand, wenn du in Thiergestalt wandeln wirst bis in Ewigkeit.

Was spricht ihr mit dem unvernünftigen Vieh, ich will Rudolph, kommt lieber in meinen Arm und preist der Liebe!

Da setzte sie sich liebestrunken auf seinen Schooß und wusch ihm in den schwarzen Locken. Zieh, mein Schatz, sprach Rudolph, ich habe dir ein Kleines mitgebracht, um welches mancher Auerhahn beneiden würde. Reiche deinen Hals her, daß ich es als erstes Pfand der Treue dir abhänge. Da streckte sie dem Jünglinge den gelben Hals hin und ließ sich das Kreuz umbinden.

Ein Strahl der Äreute floß über das Antlitz des Jägers. Bräutle, sprach er, wiege mir die Gessandten, wenn du die Gassen in eine Gasse verwandelt hast.

Sie schnellte wie von einem Schlangenschiff getroffen empor und freischte: Nichts würdiger, du hast mich betrogen! Nimm das Kreuz von meinem Hals!

Zachte, zachte, mein Liebchen, spottete Rudolph, eben um der Schmutz willen hab' ich dir's umgehängt, und wäre ich Thier genug, sie dir abzunehmen, so würde ich sie nimmer in meine Gewalt bekommen. Ich trage aber ein so abentheuerliches Verlangen danach, daß ich sie haben muß und wenn die Welt untergeht. Bräutle seute sich, nachdem sie alle Drohungen erschöpft hatte, auf's Bitten und Aechen. Doch vergebens! Nichts! Du mir die Schmutz nicht gleich, sprach er, so rufe ich Heister zu Hölle, die mächtiger sind, als dein Jäuber, die dich in Staub zermalmen und in die Weiten der Eise streuen.

Mit einem gräßlichen Aechen rief sie jetzt dem Schmutz aus dem Auen und warf sie dem Jünglinge vor die Füße. Der hob sie auf und näherte sich der Jägere. Bräutle warf sich freischend zwischen ihn und das Thier; er aber hob sie mit kräftigem Arm und drückte dem Lammchen die Schmutz um.

Raum hatte er seine Hand zurückgezogen, so starr die Kote in strahlender Schönheit vor ihm und ergoz sich in heiße Dankesworte. Alsbald trat ein gewappneter Ritter mit entblößtem Schwerte herein, der flog der Kote fauchend an den Hals. Nachdem er sie lange in seinen Armen gehalten, wandte er sich zu Rudolph und sprach: Alle meine Reichthümer sind nicht groß genug, dir zu lohnen; mein Herr aber wird die ewig dankbar schlagen. Sieh, das Seufzerloch ist wieder ein Seeligenmal geworden; mir aber ist der Ort, wo mein Weib so schmählich mißhandelt wurde, auf ewig verbleibt, darum sei alles dein Eigenthum auf ewige Zeiten.

Robert sah durch das Fensterchen, Venz und Schloßgärten strahlen wieder in vollem Reize der Schönheit. Da beugte er ein Knie vor dem Grafen, ihm seinen Dank auszusprechen. Der aber schlug ihm dreimal mit

der harten Klinge auf die Schultern und sprach: Sieh auf mein Loth, ich schlage dich um Ritter vom Seeligenmal!

Nachdem Robert alle geahet war, nahm er das Kreuz vom Hals der Brigitte und überreichte es der Gräfin. Als ihre Hand das edle Metall berührte, öffnete sich das Kleider und ein Pergamentblättchen fiel zu Boden, auf dem geschrieben stand, das Kote eine Königslecher aus dem Lande Palmala sei und von den Grafen des Reichs gemäß einer alten Prophezeiung in jenem Lande erwartet werde.

Freudig zog der Ritter mit seiner Gattin zum Lande Palmala, wo Kote die Krone empfing.

Brigitte wurde noch in derselben Nacht von dem Kesselfischer zur Hölle abgeholt. Robert aber zog mit seiner Mutter auf das Schloß und wurde ein heimatlicher Mann, dem es nie an Geld und Freudigkeit des Herzens fehlte.

Der Ring des Akbar.

Morgenländische Sage von H. Kaufmann.

Der große Kaiser Akbar, welcher in Allahabad seine prächtige Residenz hielt, sag eines Tages im Gespräch mit dem Rajah Veerbul:

„Was würdest du wohl thun,“ fragte Akbar denselben, „wenn dich ein großes Wundersgeheimniß bereifen sollte?“ — „Ich würde mich der Lust und Freude hingeben,“ erwiderte Veerbul.

Am andern Morgen ließ der Kaiser den Rajah nochmals rufen und gab ihm einen kostbaren Ring: „Diesen Rubin, Veerbul, bewahre mir, bis ich ihn zurückfordere!“ — Veerbul versprach es und gab den Ring seiner Tochter zur Verwahrung, die alle Tage ihm in eine Truhe, welche mit drei überaus kostbar gearbeiteten Schlössern versehen war. Um diese Zeit wurde ein durch seine Schamlosigkeit berühmter Dieb eingekerkert und sollte zur Strafe für eine Reihe Schandthaten getödtet werden. Diesen ließ Akbar vor sich kommen und sprach: „Ich schenke dir das Leben, wenn es dir gelohnt, einen kostlichen Rubin, den ich dem Rajah Veerbul anvertraut, zu erlangen und mir wieder zurückstellen!“ Der Dieb machte sich zum Versuch anheischig und berieth sich mit einem alten, durchtriebenen Weibe, durch dessen Mitwirkung ihm früher schon mancher Streich gelungen war. Die Alte rathete es so einzurichten, daß sie bei der Tochter Veerbuls

in Dienste trat, und es gelang ihr bald, sich durch ihr kluges, einschmeichelndes Benehmen so das Vertrauen des unbekannten Mädchens zu gewinnen, daß sie neben vielen anderen Geheimnissen auch das höchste Geheimniß des Hauses, den Platz, wo Akbars Ring verbergen war, in Erfahrung brachte. Das war für die kluge Herrin schon genug; sie wußte sich bald die Schlüssel zu jener Truhe zu verschaffen, und voller Genuß cillte der Dieb zu Akbar, diesem den Ring zu überreichen und sich das Leben schenken zu lassen. Akbar aber war den Ring in den Streum Jumra und ließ dann den Veerbul rufen: „Wie ist der Ring, den du mir bewahren solltest?“ Veerbul ging nach Hause, um ihn zu holen, aber der Ring war fort, und jede Mühe, ihn oder seine Spur aufzufinden, vergeblich. „Nun, wo hast du den Ring?“ fragte der Herrscher, als Veerbul zurückkehrte. „Der Ring ist fort“ erwiderte der Rajah, „aber in vierzehn Tagen sollst du ihn wieder haben!“ — „Gut, bringst du ihn jedoch binnen solcher Frist nicht zurück, so ist es um dein Leben geschehen!“ — Nun eilte Veerbul nach Hause, und Alles, was dasselbe vermochte, wurde aufgegeben, um vierzehn Tage unter formäbrenten Ergötzlichkeiten, bei Spiel, Tanz und Schmaus zu verbringen. Tag und Nacht scholl der Festjubel, am zwölften Tage aber

war Beerbuls Vermögen so aufgebraucht, daß ihm nicht einmal genug übrig geblieben, um für die beiden letzten Tage die nöthigsten Nahrungsmittel kaufen zu können. Am vierzehnten Tage aber fing die Tochter eines Aischers im Juma einen wunderschönen Fisch, brachte ihn in ihrem Vater und sprach: „Wie dauert mich der arme Beerbul! Zeit zwei Tagen hat er keinen Fischen mehr genossen, — soll ich nicht diesen Fisch ihm zum Frühstück bringen?“ — Der Vater gab die Erlaubnis dazu; als aber

Beerbuls Tochter den Fisch bereitet und aufgetragen, fand sich beim Zerlegen desselben der verlorne Ring des Alkar. Auser sich vor Freude lief Beerbul in den Palast: „Siehe, Alkar, wie ich Wert gehalten! Meine Kräfte ist abgelaufen, aber auch der Ring ist da!“ — Der erlauchte Kaiser beschenkte den Besarmen auf's reichliche, so daß er wohlhabender wurde als sonst; nur sich aber zog Alkar aus dieser Geschichte die Lehre, es sei im Umlauf besser sich zu freuen, als weislich zu versagen!

Montjardin.

Sage, erzählt von Fabricius.

In dem schönen Lande Belgien, nicht weit von dem bekannten Barreete Spa, liegt auf einem hohen Felsen die Ruine Montjardin, an welche sich folgende Sage knüpft:

Vor gar langer Zeit, als das Schloß Montjardin noch fest und treugnd auf dem steilen Felsen stand, lebte dort ein gar böser Mann, der unter allen Ritters der Zeit der Gottloseste und Grausamste war! Der Ritter von Montjardin war von Alt und Juna, von Groß und Klein gelüchelt und gehaßt; mit seinen Nachbarn lebte er in feinem Unfrieden, beraubte die Pilger und Kaufleute, die rubigen Wegs dahin zogen, mißbandelte die Bauern, und wenn sich die Leptern in besagten wagten, ründete er ihnen Haus und Hof überm Kefse an, oder ließ sie gar aufknüpfen!

Dem Montjardin aber ward es trotz allem Gelag und Treiben mit der Zeit auf seiner Bura zu enge, und er beschloß zu heirathen. Zu diesem Zwecke warb er um die Hand mehrerer Weibkinder, aber er wurde abschlägig beschieden, denn Keiner der benachbarten Ritter wollte in eine Verbindung seiner Tochter mit dem allgemein verhassten Montjardin willigen!

Seitdem ward er nur noch mehr entartet, und seine Frau, und seine Mäthen der ganzen Umgegend war über vor seinen Mißhandlungen. Da führte ihn der Zufall eines Tages in ein benachbartes Kloster, und als die Nonnen zu eben beginnenden Mefschritten, bemerkte Montjardin darunter ein hübschendes junges Mädchen von sieben Jahren.

Nicht achtend der Heiligkeit des Ortes, schritt der Ritter fogald auf sie zu und forterte die Amalberga (so hieß die Nonne) auf, ihr Gelübe zu brechen und ihn auf seine Bura

zu folgen! Diese wies sein Begeh mit Entfaffung zurück und schwur heilig und fest, eher sterben als ihr Gelübe brechen zu wollen.

Diese Antwort brachte den Ritter zur Wuth und noch am selben Abend zog er mit seinen Knechten vor das Kloster und forterte gewaltsam, daß man ihm Amalberga ausliefern sollte! Als dieses Begeh von der Abtiffin abge schlagen wurde, zogen die Knechte des Montjardin mit lanzen, schweren Ketten zum Thore, schlugen ein Loch hinein durch welches sie unter weitem Lärmen in das friedliche Kloster drangen. Die wenigen Klosterknechte wurden nach kurzem Kampfe niedertrampelt und nun trat vom Ritter die Abtiffin entgegen, gefolgt von allen Nonnen.

Treibt die Gottesstolzung nicht weiter! bat die Abtiffin, und laßt dem Himmel was des Himmels ist, setzen Euch Gottes Strafe nicht erdlen fell! Aber der Montjardin lachte hell auf, ließ die heilige Frau mit dem Schwerte nieder, bis die sitzende Amalberga an sich, trug die halb Tönnachtige mit sich fort, schwang sich mit ihr auf sein Pferd und ritt davon!

Auf Montjardin ankommen ließ er Amalberga in ein prächtiges Gemach faden, und erklärte ihr in den glühenden Worten seine Liebe.

In dieser Zeit wandte sich Amalberga im Gebet an die Mutter Gottes und bat, sie doch von hieser Schmach zu erlöfen!

Darob ergrimmte der Ritter noch mehr, doch als er Gewalt brauchen wollte, hielt Amalberga ihm ein kleines Marienbild entgegen, das sie stets am Halse trug.

Da schlug der Ritter unter gräßlichen Mäthen mit dem Schwerte nach dem Marienbilde; doch hatte er das heilige Bild noch nicht berührt, als ein Blitz hernieder fuhr vom Himmel, ge-

folgt von einem schrecklichen Donnererschlage, worunter das Schloß gewaltiam zusammenbrach!

Nach Rahe und Tag fanden die Hirten unter den Ruinen des Schloßes die Leichen von Montjardin und Amalberga. Erstere entsetzt und zerfressen, Letztere aber jugendlich frisch und schön, als wenn sie erst eben verstorben wäre. Auch das Marienbildchen fand man und die Hirten stritten lange hin und her, wem es gehören sollte, und konnten nicht einig werden. Endlich gingen sie zum Pfarver und baten ihn

um Entscheidung, doch der sprach: Es gehört Keinem von Euch, drum soll es Keinem von Euch zu Theil werden, sondern Gottes Theil!

Leß waren die Hirten zufrieden! Aus den Trümmern des Schloßes bauten sie über dem Grabe der Amalberga ein Kirchlein, worin das Marienbildchen noch heutigen Tages zu sehen! Nach ihnen erhielt die Kirche den Namen „Gottesheil“, (Dieupart) und dient noch heute vielen Gläubigen zum Ziele ihrer Wallfahrten.

Die Erdmännchen.

Märchen von W. Perchenbach.

Es war einmal ein reicher Müller, dem Alles glückte, was er anfang. Busch und Wiesen gehörten ihm bis an die Berge, welche das schöne Thal begrenzen, in dem seine Mühle lag. Er war ein recht munterer Gesell in den besten Mannesjahren und dachte nicht daran, sich in das Ehejoch zu spannen. Da passierte es ihm aber einmal, daß er etwas zu tief in die blauen Augen einer jungen Hirtin sah. Mit einem Male war es mit der Fröhllichkeit zu Ende und man konnte ihn mehr in den Thalschluchten finden, wo Marilise ihre Heerde hütete, als in der Mühle, und es dauerte nicht gar lange, so verbreitete sich im Thale die Neuigkeit, der Müller freit die Marilise.

Ob solcher Neuigkeit freute sich Jeder, der es hörte, denn die Marilise war nicht allein eine überaus schöne, sondern auch eine fromme und fleißige Jungfrau, die überall Aechtheit und Heiterkeit verbreitete, wo sie sich sehen ließ. Eben auf dem Berge aber, zwischen Wachelderhauden stand ein großes Gehöfte, das der alten Bilse wachörte und wovon sie mit ihrer häßlichen Tochter Anne, Käthe unter Schelten und Klätschen Haus hielt. Sein Mensch amq gern an dem Gehöfte vorüber, selbst am lichten Taac nicht, denn die Bilse stand in schlimmem Rufe und hieß bei Jedermann eine Hure.

Der Platz, wo das Haus stand, war unheimlich qunz und es gab Leute, die mit eigenen Ohren allerlei schrecklichen Rumor vernommen haben wollten, wenn sie genöthigt waren, ihren Weg an ihrem Anreisen vorbei zu nehmen. Die Wiek hinter der Scheune zeigte im Frühjahr, wenn das Gras sprieß, weite gelbe Kreidringe, auf denen kein Halm gedieh, während ringsumher Alles im üppigsten

Buche stand. Dort, hieß es, hielten die Huren in den Mainächten Tanz und der Bilse hurriger Hausband erwachte dann zu einer menschenähnlichen Figur mit Schweiß und Pferdesfuß.

Tief Bilse nun konnte es nicht leiden, daß der Müller die Marilise nehmen wollte, und nicht die gelbe Anne-Käthe. Eines Tages machte sie mit dem Kornrade auf dem Kopfe zur Mühle hinab, Gelegenheit zu suchen, dem Müller ein Licht aufzuhalten und der Marilise die Suppe zu verfallen. Eben kam der Müller mit hahigen Schritten über den Steg, seiner Braut nachzujulen, die mit ihren Heerden am Gehirgsrande vorüberzog. Bilse trat ihm in den Weg und sprach: Halt Müller, lauf der schlechten Dirne nicht nach, sondern höre, was die Bilse dir zu sagen hat. Dem Müller war die Begegnung nicht angenehm und er wäre gern ohne Antwort vorübergegangen, aber Bilse machte mit ihrem Stede einen Strich quer über den Steg, und nun war es dem Müller, als hände ein Berg vor ihm, den er nicht überschreiten könnte.

Sieh! mal Müller, hob die Bilse wieder an, die Marilise ist arm und häßlich, wie eine Regelscheuche im Wäuenthele, und sie reunt andern Furichen nach und lacht über deine Dummheit. Warum reirnst es dir so, dich an sie zu hängen? Willst wohl erst durch Schanden klug werden? der Warum kommst du nicht zur Anne-Käthe? Ist doch ein andres Mensch als die Kuddirtin, und hat Hagen in der Trube, Leinwand im Kasten und ein hübsches Anreisen. Alles, was die Bilse hat, das gehört ihr, wenn ich den Kopf niederlege; und wenn du sie nimmst, so ist's dir.

Ob solchen Aninnen schnell dem Müller der Kamm und sein Jörn überweg seine Furcht



R. Oppenheim del.

Lith. Zent. v. Krieger & Co. Düsseldorf

Die Erdmannchen

(Märchen von W. Herchenbach)

und Scheu vor der Here. Geh, alte Bittel, polierte er heraus, laß' euer Korn in der Herrnmühle mahlen, mir aber bleibt vom Leibe und laßt die Marille ungegessen, sonst sollt ihr den Mäher von einer Seite kennen lernen, die euch nicht gefällt.

Wile lachte verächtlich und entgegnete: Still, Müller, die Wile ist kein Kind, das sich hänge machen läßt. Naach du mich nicht zum Freund, so mußt du mich zum Feinde nehmen und das wird für dich ein schlechter Handel, drum folge meinem Rathe und flieh den Berg nicht fort, wenn er zum Tha' kommt.

Geh zum Teufel, Ruchte der Müller: ich mag mit Heren nichts zu thun haben!

Da trat die Wile bei Seite und ließ den Müller passieren. Sobald er sie nicht mehr sehen konnte, nahm sie den Sack vom Kopfe und schüttete die Körner in den Bach. Da wurde das Rind in einem Zumpfe, in dem Kreben und Unken mit häßlichem Geschrei umherwachten: das Mähelrad stand stille und der Bach brach sich im Walde eine neue Bahn.

Als nun der Müller nach Hause kam und sah was geschehen war, da fuhr der helle Jörn in ihm auf und er schwur nun, der Here zum Treibe die Marille zu nehmen, möge es gehen, wie es wolle. Und was er geschworen hatte, das hielt er auch: schon am nächsten Sonnitage wurden sie in der Kirche getraut, und es gab eine fetze Hochzeit, sondern auch die nächsten Nachbarn eingeladen waren. So recht mitten in der Frechlichkeit hoch der Ginsterbalken sein Glas in die Höhe, einen Trunk, trank auf das Brautpaar und dessen glückliche Zukunft auszubringen. Der Ginsterbalken wußte sein Werk zu thun: er sprach wie ein Buch, der Schmelzer hätte es wahrhaftig nicht besser gesagt. Es gab einen erdentlichen Verlaßsturm, wie man sonst nur im Stadttheater zu hören gewohnt ist. Keiner war glücklicher als der Müller: er nahm das hohe Reichthum voll veredelter Brantwein, mit Marille anzuheben. Kaum aber berührten sich die Gläser, so sprangen sie mit einem Krachen, wie wenn eine Kanonenkugel durch ein Gewächshaus gefahren wäre, auseinander. Dergleichen geschah bei den Gästen: die erdredenen Trunktrichter blickten nur noch den Fuß der Gläser in der Hand: der Ginsterbalken aber hatte statt dessen einen Krach gehört, der laut nachseht seinen Händen entchlüßte und sich ungenirt vor Marille aufblähte.

Die Ginsterbalken hob mit ängstlichem Geschrei auseinander; Hüte und Stöße zurück-

lassend eilten die Männer dem Aufgange des Thales zu, sich wenig um die Weiber kümmernd, die in kläglichem Jammer hinter ihnen verblieben.

Den armen Müller traf jetzt Schlag auf Schlag: es regnete Unglück: Bald gab es die Kübe reiche Milch, bald hatten sie auch ein Klee vertreiben und mussten geheden werden oder schließlich sterben, bald kam die Bedrängnis unter die Schweine, bald frassen die Feldmäuse die Saat auf. Marille kranke von Stunde an und des Müllers Jährlichkeit war nicht im Stande, sie auch nur für eine Minute zu erheben.

Es war es denn kein Wunder, daß es von Jahr zu Jahr unzufrieden und ein Stück Land nach dem andern verkauft werden mußte, bis — jetzt noch der Acker übrig blieb, der ihm das Leben sauer machten. Wenn er im Walde Holz fällte, kam ein Hase, der schnurperte um ihn herum und ließ sich weder durch Treiberte, noch durch Steinwürfe vertreiben. Immer kehrte er wieder zurück, und wenn der Müller Abends heim ging, dann ließ der Hase ver- aus, setzte sich an jeder Ecke des Weges auf die Hinterpfoten, machte Wäandchen und schaute den Müller mit ein Paar Augen in's Gesicht, die wie Karfunkel leuchteten. Das weite war eine große graue Kage, die legte sich des Nachts auf Marille's Brust und war mit Schlägen und Zügen nicht zu verdrängen. Und wenn nun der Mann vor Müdigkeit einschlief, dann legte sich die Kage auf den Mund der Frau und benahm ihr den Athem, das sie in wenigen Minuten im Schweige gebadet war und vor Angst stöhnte: Jesus! Maria! Jesus! Dann sprang die Kage auf und spazierte bis an den Morgen auf dem Rande der Bettfläche umher. Sobald aber der erste Strahl des anbrechenden Tages in die Stube fiel, war sie verschwunden.

Einst, in der späten Nacht, begab es sich, daß die Marille besonders schlecht war. Da ergriff den Müller die Angst, sie möge gar sterben, und er betete vor dem Bette liegend den Heiligen. Das Unthier von Kage spulte draußen zwischen den merkwürdigen Sammelrädern umher, ließ sich aber heute ausnahmsweise in der Schlafkammer nicht sehen.

Die Mariliese war während des Gebetes in Schlaf gefallen und athmete gesunder, als je. Mit erleichtertem Herzen fand der Müller auf und machte zum Schlusse das Kreuzzeichen. Da klopfte es draußen an der Hausthüre. Verwundert über den späten Besuch schob er das kleine Fenster zurück und sah hinaus. Da stand ein winziges Kerlchen, nicht viel größer als eine Wehrhube, das hat mit schelmischer Stimme: Ach, Müller, laß mich deinen großen Dienstaussfel, denn mir wollen Kraut fressen und haben kein Geldhirr. Der Müller war ein gutmüthiger Mensch, der nicht an Betrug und Hinterlist dachte, darum sprach er: der Kessel steht branten in der Delmühle, da magst du ihn holen und brauchen, so lange du Lust hast.

Ach, sprach das Männchen, du siehst: ich bin klein und schwach und könnte ihn nimmer fort-schleppen; du mußt ihn mir tragen. Der Müller begann sich nicht lange, sondern stieg sogleich die Treppe hinauf, nahm den Kessel auf den Rücken und hat das Männchen, ihm vertragen.

Ach, seufzte dieses, ich bin so schrecklich müde vom weiten Weg, laß mich mit aufsteigen. Auch das ließ sich der Müller gefallen und schritt mit dem Kessel und dem Männchen wieder fort. Es ging bergauf und ab, bald durch einen Summ, bald über eine Wiege, wohl an die zwei Stunden. Endlich sprang das Männchen, welches sich's in dem Kessel bequem gemacht hatte, herab und sprach vergnügt: Sey ab, hinten kommen meine Brüder, die werden ihn schon weiter tragen. Der Müller that, wie ihm geheißen, schaute aber mit offenem Munde verwundert in den Wald hinein, denn da kam eine ganze Prozession von kleinen Männlein, die accurat ausluben, wie das eine, welches er getragen hatte: ein jedes hatte eine kleine blauleuchtende Fackel in der Hand, und sie sangen alleamt ein lustiges Lied, wovon jede Strophe mit den Worten endigte: *Grümännchen sind froh.*

Der Kessel ist do!

Das war aber auch alles, was er von dem ganzen Völkchen verstand. Sobald die Männchen bei dem Kessel ankamen, ranzten sie dreimal um denselben herum, schwenkten ihre kleinen Hütchen in der Luft und juchsten und lertten an dem Kessel, das er sich bewege und vor ihnen berrutsche, bis er sie aus den Augen verlor.

Der Müller stand noch eine Weile und zerbrach sich den Kopf über das sonderbare Völkchen, dann schlug er den Heimweg ein und legte sich neben seine Mariliese, die noch immer sanft schlief. Die Kage spazierte zwar wieder über den Strand, aber er war so

daran gewöhnt, daß er sie wenig beachtete und einschiel.

Am andern Morgen, als er die Thüre aufmachte, um zur Arbeit zu gehen, da stand zu seiner Verwunderung der Kessel blank gescheuert vor der Hausthüre und unten drin war ein Häufchen Zeug, das wie Kraut aus-sah, und daneben lag ein Zettel, darauf stand: *Medicin ist dies.*

Für trankte Marilise.

Da trug der Müller den Kessel hinauf in die Schlafkammer und Mariliese mußte die Geschichte von den Grümännchen hören und von dem Kraut essen. Sobald sie ein wenig davon verchluckt hatte, färbten sich ihre Wangen, ihr Herz wurde froh und sie lächelte dem glücklichen Müller seit langer Zeit zum ersten Male wieder an. Da war es dem Müller nicht anders, als sei eine Kiste in seinem Herzen aufgegangen und er eilte so froh und glücklich in den Wald, als wenn ihm die Männlein ein ganzes Königreich geschenkt hätten.

Das wäre nun schon Alles gut gewesen, aber der vernünftige Hase umkreiste ihn wieder den ganzen Tag, machte auf dem Heimwege an den Krümmungen des Weges Männchen und ärgerte ihn über die Nasen. Grimmig schleuderte er die Art nach ihm, aber das war vergebliches Beginnen: der Hase hing sie in seinen Vorderesforten auf und legte sich daran in die Höhe, als ob er Schilfwache stände. Zu Haupte fand er auch die abschauliche Kage wieder. Die Mariliese geimelte zwar und ward wieder froh und munter, wie in früheren Jahren, aber der Müller magerte sichtlich ab, weil ihn seine zwei Feindiger nicht verließen.

Unterdes schenkte ihm Mariliese ein Töchterchen, das war schön wie eine Maiblume und hatte zwei Augenlein, wie zwei Sterne, die am blauen Firmamente des Himmels schwimmen. Das war eine große Freude, aber die Kage wurde noch größer, weil die Kage jetzt immer um die Wiege strich und jeden unbedachten Augenblick benutzte, sich dem Kinde auf den Mund zu legen und ihm den Athem zu benehmen.

Der Müller trauete seinen Rath, feste aber sein Vertrauen in die Grümännlein, die seine Frau geheilt hatten, und er fand in der Nacht auf und ging hinaus, sie im Walde zu suchen und ihnen seine Noth zu klagen. Sonderbarer Weise hatte er den Weg vergessen, den er damals mit dem Kessel genommen hatte; von allem Besinnen ließ es ihn frans im Kopfe herum und er setzte sich im Tüdtich auf einen Erdbügel und meinte bitterlich. Nachdem er

sich recht satt gereicht hatte, wollte er den Heimweg einschlagen und lief dabei von ungefähr: „Ach, ihr guten Gutmännchen, helft mir doch!“

Kaum hatte er so gerufen, da stürzte sich der Hühner und das Gutmännchen, das er einst getrauen hatte, froh mit seiner Axtel hervor und stand gerade vor ihm auf den kleinen Füßen. Was willst du Müller, habst du an? hast du für deinen Dienst nicht deine Bezahlung erhalten? Was kommst du denn, und zu hören?

Der Müller sagte sich ein Herz und erzählte nach der Ehre seine Leiden. Das Gutmännchen blickte aufmerksam zu, und als er geendet hatte, sprach er: Warte ein wenig! schlüpfte in den Berg hinein und kam bald mit einem kleinen, scharfen Hantkeil zurück. Der Hase, sprach er, kann von seiner gewöhnlichen Art verwendet werden, weder Stein noch Wasser kann ihn tödten; trittst du ihn aber mit diesem Keil, so erhält er einen Entsetz, der sich in seinem ganzen Leben nicht wiederholt. Sieh aber wohl zu, daß du richtig siehst, sonst hat der Hase Gewalt über dich und kann dich tödten. Jetzt war das Mündchen.

Der Müller eilte frühlich nach Hause. Am andern Morgen steckte er das Keil in sich und ging wie gewöhnlich in den Wald. Der Hase war schon da und schenkte es recht darauf angesetzt zu haben, ihn auf den Tod zu ärgern, denn je schlimmer, wie heute, hatte er es noch nie gemacht. Der Müller stürzte vor Begierde, seinen Wunsch zu thun, aber der Hase schien Lügen zu sprechen zu haben, denn er gab sich den ganzen Tag keine Mühe. Heute machte sich der Müller etwas früher auf den Heimweg, um zu seinem Wurf gehöriges Licht zu haben. Der Hase sprang vor ihm her, der Wackelstich zu, wo er sich bei der Wegbiegung auf den Hinterfüßen setzte, das war der rechte Augenblick. Der Müller ergriff sein Keil, maß vorsichtig die Entfernung und schleuderte dann seine Waffe. Mit einem festerbaren Pfischen durchschlug es die Luft, der Hase wurde aufmerksam und wollte dem Wurf entgegen, aber es war zu spät: eines der aufgeborenen Vertheile war getroffen und abgeschlagen, ehe er seinen Hühner thun konnte.

Das Thier that einen Schrei, der auf ein Haar einer Meerkatzenstimme glich; und als sich der Müller bückte, um sein Keil aufzunehmen, da lag daneben eine ungeliche Frau, hand mit ihren Armen dran. Er hob sie auf und steckte sie zwischen dem Beile in die Tasche. Dem Plutiputen folgend, gelangte er auf den Berg, wo das Anwesen der Wölfe lag.

Trinnen hörte er Stöhnen und weisendend das Jammern der Anne Käse.

Da ward es dem Müller graulich und er eilte nach Hause, wo er die abgeschlagene Hand in den Wankstufen legte. Einige Tage kam die Wunde nicht und die beiden Geleise trennten sich, von der Plage befreit zu sein; auch der Hase ließ sich nicht mehr sehen.

Doch, sie hatten sich zu frühe getrennt: einst erwachte sie ein Schnarren an der Wand, und als sie die Augen aufmachte, gewahrte sie die Wunde, die auf drei Wunden umherbuckelte und mit den Strahlen an dem Wankstufen klappte, wera die Hand lag. Nun wieder, beiten sich ihre Wunden jede Nacht; und es war hier schlimmer als früher.

Der Müller hatte ein recht Vertrauen in den Gutmännchen und ging wieder hinaus, ihren Rath zu befolgen. Diesmal wußte er den Weg und that wirklich seinen Ruf.

Hast du die Hand noch, fragte das Gutmännchen. Der Müller sagte: Ja! Und da machte das Gutmännchen ein ruhiges Gewicht und sprach: Gehe nach Hause, verschleße die Thüren sorgfältig, verstopfe eine jede Ritze, mache dann ein tüchtiges Feuer auf dem Herde, hänge den Kessel an den Hals und lege die Hand hinein. Siehe wohl zu, daß du den Spülappen dicht um den Kessel legst, damit kein Dampf herauskommt. Hüte dich aber, die Thüre oder das Fenster zu öffnen, möge draußen vorgehen, was da wolle. Wenn du dieses Alles wohl befolgst, kann weißt du für immer von deiner Plage befreit sein.

Sperntricks eilte der Müller nach Hause, schloß alle Thüren und Fenster und verstopfte die Ritzen mit Werg und Baumwolle; dann that er die Hand in den Kessel, presste den Spülappen um den Kessel und begann zu heizen, als ob er Gien schmieden wollte.

So dauerte nicht lange, so hing es in dem Kessel an zu braten. Da kloppte Jemand mit dem Finger an das Küchenfenster und sprach: Müller, mach mir einen Augenblick auf; mich dürstet nach einem Trunk Wasser. Der Müller aber that es nicht, sondern fuhr fort zu braten. Da wurde der Kessel unruhig und schlug mit dem eisernen Ringe gegen die Hausstube, daß die Marielle erwachte und ihren Mann bat, doch nicht so hartnäckig einen Trunk Wasser zu verweigern. Der Müller aber sprach: Frau, verdirb mir die Ruhe nicht; ich muß eine Hefe braten!

Da schickte die Marielle und der Müller kochte und kochte, daß die Flamme über dem Kessel zusammenschlug. Draußen aber jam-

merzte und wimmerte es zum Erbarmen, bis die Stimme endlich schwächer und schwächer wurde und zuletzt ganz verstummte.

Am andern Morgen erzählten sich die Leute, die alte Waise sei in der Nacht vom Teufel geholt worden und die Anne-Käthe läge vor einem hässlichen Asche und jammerte, daß es die Seele erbarmen möge.

Von dem Tage an kehrte das Glück in die Mühle zurück und blieb den liebenden Gatten gewogen; sein Unheiß hörte mehr ihren Schlummer, das Mädchen aber, das der Vater, wie seine Mutter, Mariette genannt hatte, ward von Tag zu Tag schöner und frischer, so daß man nicht anders meinte, als sei ein Engel in die Mühle eingelebt.

Eines nur kummerte den Müller noch, nämlich, daß der Bach so weit abseits der Mühle floss. Ginnal nun konnte er in der Nacht nicht schlafen, denn es dünkte ihm ein schrecklicher Karm in dem alten Mühlgraben und in dem frühen Mornen des Baches zu herrschen. Da steckte er den Kopf zum Fenster hinaus und sah sein blaues Wunder: Wohl hunderte Erdmännchen standen mit aufgeschürzten Heien in dem Moraste und warfen mit kleinen Spaten den Muth hinaus. Da er aber wußte, daß sie nicht gerne beobachtet wurden, so legte er sich nieder und erwartete in großer Unruhe den Morgen.

Der Müller und Mariette standen mit Sonnenaufgang vor der Thüre; Thränen der Freude rannen aus ihren Augen, denn der Bach floß wieder in seinem alten Bette, und das Mühlrad, das so lange still gestanden, drehte sich lustig unter dem Gewichte des Wassers. Es dauerte auch nicht so lange, so sandten sich die Mählgäste ein und der Müller wurde in wenigen Jahren wieder ein reicher Mann.

Nun waren in einem Jahre die Birnen sehr schlecht gerathen und der Müller dachte mit Schmerzen, daß die Erdmännchen vielleicht Mangel hätten an ihrer Lieblingskost; darum legte er aus Taubarbeit den großen Kessel bis an den Rand voll Kraut und schleppte ihn hinaus in den Wald zu dem Erbhügel. Lange hatte er gerufen, ohne Antwort zu bekommen; da sah er sich endlich kurz, grub ein Loch in den Hügel und zog den Kessel hinein. Da drinnen war es wundervoll. Es gab wohl an tausend Kümmerchen, mit Fischchen, Stübchen und Benden; aber Niemand war da.

Den Müller reichte das aber wenig an, denn er brachte ja den Kessel mit dem Birnfrucht nicht aus Giegnung oder Habguth, sondern aus einem guten, dankbaren Herzen, und

so dachte er denn: Sie werden ihn schon finden! und ging vergnügt nach Hause.

Als aber die Erdmännchen heimkamen und den Kessel mit dem Birnfrucht fanden, da wurden sie über die Käsen froh und sprangen und hüpften lachend um denselben herum. Doch plötzlich schlug ihre Lust in Trauer und Wehrniß um, als sie gewahr wurden, daß Niemand durch den Erbhügel gebrochen sei und ihre Wohnung betreten habe; denn ihre Saugungen und Wehräusche erlaubten ihnen nicht, länger an dem liebgewordenen Orte zu verweilen, der von den Augen eines Menschen entbeiligt war. Da saßen sie plötzlich schweigend auf den krummen, untergeschlagenen Beinchen und wären gerne gestorben, wenn dies überhaupt bei Erdmännchen möglich wäre. Endlich sprang einer von ihnen auf und sprach zornig: Das Gend haben wir dem Müller zu verdanken, den wir aus Mangel und Noth retteten. Nichts da, sprach ein anderer, er hat's gut gemeint und kennt unsere Gehege nicht. Das meinen auch die übrigen. Sie erheben sich unter Seufzern und Wehklagen und machten sich zur Abreise in ein fernes Land fertig.

Der Müller stand in der Nacht, da er nicht schlafen konnte, am Fenster und dachte mit Vergnügen daran, wie die Erdmännchen schmausen würden; da sah er im Walde einen hellen Schein; er fürchtete, daß der Wald brenne und wollte schon hinabellen, seine Leute zum Löschen zu wecken; doch war der Schein so absonderlich, daß es nicht wohl ein Brand sein konnte. Und das war es auch wirklich nicht, sondern es kamen in langer Procession die Erdmännchen mit blausüßenden Kadeln aus dem Walde hervergezogen. Das rümmelte und mochte, als ob ihrer eine Million seien, und in der Mitte führten sie den Kessel mit dem Birnfrucht. Als sie in die Nähe der Mühle kamen, grüßten sie hinauf, und wenn sie auch recht traurig waren, so waren sie doch ihre Kärpeln in die Höhe. Bald waren sie im Walde verschwunden; der Müller sah nur noch in den Baumkronen den Widerschein der blauen Kadeln. Als nun am andern Morgen der Müller ins Acker trat, um die Anspitzen seiner kleinen Acker zu sehen, da war der Weg von dem Hügel an bis in den fernsten Wald mit einem Streifen von den wunderthätigen Heilkräutern besetzt, die hernach manchen armen Mann von schwerer Krankheit heilten und das Andenken der guten Jünger Jahrbunderte lang im Andenken der Bergberechner hielten.

Die Weihnacht.

Von Auguste Tenhaeff.

Im Himmel arbeiteten die Englein sehr fleißig, denn der heilige Weihnachtsabend nahte heran. Einige besselerten Puppen mit schönen Anzügen, andere schnitzten Spielsachen aus Holz, oder kuden Breieln und Zuckerbieren. Auch beisteten sie A. B. C. Bücher und malten Händchen auf den Umschlägen derselben. Als Alles fertig war, legten sie die Sachen in Körbchen und gingen damit an die verschlossene Pforte des Paradieses, wo sie um Einlaß baten.

Der Engel der dort, mit dem Schwerte in der Hand, Wache hält, fragte: Was suchet ihr hier? — „Apfelfaden und Nüsse für die Erdenkinder,“ antworteten sie. Da öffnete sich die Pforte. Die Äpfel und Nüsse des Weihnachtsbaumes schmecken ganz anders als die, welche gewöhnlich auf Erden wachsen, und das kommt daher, weil die Engel sie im Paradiesgarten geerntet haben. Als sie sich mit den süßlichen Früchten mit goldenen Schalen beschnitzten hatten, trennten sie sich sacht. Einige gingen hierhin, andere dorthin und Viele kamen zu einer großen Stadt, wo die Kinder am andern Morgen ganz besonders beschenkt werden sollten.

Es war dunkle Nacht, als sie durch die Straßen eilten und nur einzelne Sterne schimmerten am Himmel. Die Menschen schliefen ruhig und fest, und träumten von den Freuden des morgigen Tages. Die Hauptstraßen verlassen lenkten die Engel ihren Weg, rechts und links, in dunkle Gassen hinein, die, obgleich sonst niemals erhellte, vom warmen, heiteren Lichte beleuchtet wurden, das die himmlischen Wesen um sich verbreiteten. Nicht

minder erglänzten bei ihrem Eintritt die niedern, dumpfen Hütten, in welche sie einklopfen. Die Kinder der Armen ruhten dort auf hartem Lager: sie empfanden den sie umgebenden Glanz und schlugen, vor seliger Freude, im Schlaf die Händchen zusammen: sie träumten von hell erleuchteten Sälen mit sammetnen Stühlen, worauf sie sich setzten, und von duftenden Blumen, womit sie spielen durften.

Die Engel langten aus ihren Körben allerlei Sachen hervor, um die Kinder damit zu erfreuen. Es fand sich aber kaum Platz für die Gaben in der ärmlichen Wohnung, denn nur ein Tisch und ein Stuhl waren da, worauf sie etwas legen konnten. Die goldenen Äpfel und Nüsse mußten sie unter den Tisch werfen, wo die Kinder sie, am nächsten Morgen, mit lautem Jubel zusammen suchten.

Hierauf trugen sie ihre Körbchen nach den großen Häusern, und da fanden sie Raum genug. Schöne Weihnachtsbäume waren aufgestellt und diese schmückten sie herrlich mit Perlen und Früchten und hingen Pregelein, Kuchlein und hellleuchtende Lichtlein an die Zweige. Unter den Bäumen legten sie Moos, worin bald Schafe aus Heu gequiekt werden, die von eben solchen Hirten geschützt wurden. Letztere sollten an diejenigen erinnern, die einst auf dem Felde ihre Herden hüteten, als sie die göttliche Botschaft vernahmen. Auch einen Stall, ähnlich dem zu Bethlehäm, wohin die Hirten wanderten, schlugen die Engel auf. In diesem Stalle stand eine Krippe, worin ein Christkind aus Moos geformt lag, und auch Maria und Joseph, die das Kindlein froh betrachteten, standen, aus Moos gebildet,

dabei. Noch viele solcher lieblichen Geschenke legten die Engel umher und harrten dann auf das Erwachen der Kinder.

Unterwegs warteten auch der Engel des Mitleids und der Engel der Zufriedenheit durch den Strafen. Beide hatten einen schweren Korb angefaßt, in welchem wollene Wämöchen, Strümpfe und Schuhe für die armen Kinder lagen. Als sie die niedern Hütten betraten, weinten die Engel, denn es war kalt und feucht in denselben, und viele Kinder schliefen auf Stroh. Da nahm der Engel des Mitleids Moos und füllte die Lächer und Spalten der Fenster aus, damit die kalte Luft nicht mehr hineindringe; auch legte er warme Kleider vor das Bett der armen Bewohner, womit sie sich am Morgen bekleiden konnten. Der Engel der Zufriedenheit trocknete seine Thränen und sprach: So wenige der Gaben auch sein mögen die ihr erhaltet, und so arm auch eure Hütte ist, so sollt ihr morgen doch reich sein, als viele in großen Palästen. Dann beugte er sich über die Kinder, küßte sie und hauchte Zufriedenheit in ihre Herzen.

In dieser Nacht durfte der Hüter des Paradieses die Pforte unbesetzt lassen. Weit öffnete er die Thore; da strömte Paradiesluft über die ganze Erde und manch krankes Menschenkind, das die Luft einathmete, wurde gesund in dieser Nacht. Gedanken voll Liebe und Güte, gegen die, aus dem Paradiese verstoßenen Menschen, bewegten den Hüter desselben, einen Zweig von dem Lebensbaum, der in der Mitte des Gartens stand, abzubrechen, und mit dem Wohlgeruch, der von ihm ausströmte, die schlafenden Kinder zu erquickten. Tiefe hatten, bei ihrem Erwachen, die Erinnerung eines unaussprechlich seligen Glückes, das sie genossen, und behielten darnach die Ahnung zukünftiger, noch unverkannter Freuden, durch ihr ganzes Leben.

Zuletzt wanderte einsam durch die Straßen der Stadt der Engel des Todes. Erbarmen verkündete sein mildes Auge; Friedepalmen hielt er in der Hand und weiße Geränder trug er auf dem Arme. So ging er eilend in die Häuser hinein, wo seine Hülfe willkommen war. Hier und da lag ein Kind krank auf dem Bette. Die Sterne war ihm glühend heiß; die zarten Mienen zuckten in Fieberhäuern; sein Auge konnte den Vater und die Mutter nicht mehr erkennen, aber indem es brach, sah es den freundlichen Engel des Todes, der liebend seine Arme nach ihm ausbreitete. Mild beugte er sich zu dem

leibfranken Kinde nieder, berührte seine Lippen sanft und befreite es, mit einem leisen Auf, von allen Schmerzen die es erduldet.

War es also geschehen, denn warf er den Kindern schnell ein weißes Gewand über und trug sie weit fort, bis zur offenen Thüre des Paradieses; da setzte er sie nieder und ließ sie hineingehn. Das thaten sie mit Freuden und ergößten sich an den Früchten und Blumen des Gartens; nie hatten sie zuvor ähnliche gesiehn. Auch Weihnachtsbäume erhielten sie hier, aber viel reicher geschmückt und heller erleuchtet, als die auf Erden waren, und in Mitten solcher Herrlichkeit vergaßen sie bald alles frühere Leid und spielten harmlos miteinander. Gott der Herr besuchte die Kinder im Paradiesgarten, wie er einst Adam und Eva besucht hatte, und da sein Auge mit Wohlgefallen auf ihnen ruhte, wurden sie ganz verklärt. Ihre irdischen Leiber verwandelten sich zu himmlischen Gestalten, die mit den Engeln den Allmächtigen umhweben durften und eine Freude genossen, die die Erdenkinder noch nicht zu verstehen vermochten.

Und wie also die Engel in dieser Nacht ihr Werk vollendet hatten, erschien das Christkind in wunderbarer Schönheit, auf Wolken ruhend, am Himmel. Da erhellte sich die Finsterniß; Millionen Sterne drangen durch das Dunkel hervor und reibten sich zu einem Strahlenkranz um sein Haupt. — Auch das Christkind hielt, gleich den Engeln, ein Korbchen mit Weihnachtsgaben in der Hand, es war mit Rosen und Lilien gefüllt, die es auf die Erde niederstreute. Unzählige Engeln trugen die Blumen herbei, so daß das Korbchen nicht leer und die ganze Erde damit bedeckt wurde. Wer aber auf Erden eine Kiste aufhob, dessen Herz wurde von Sünden rein und wer eine Kose fand, der fühlte sich mit göttlicher Liebe erfüllt.

Nur wenige Menschen aber, achteten am Morgen, dieser Himmelsblumen. Einige stiegen sie mit den Füßen fort, andere legten sie mit Beinen zusammen und nur hin und wieder hob ein altes Mütterchen die Verachteten auf, stellte sie in ein Glas vor ihr Fenster und rußte nicht, welch einen süßlichen Schatz sie herbeigetragen hatte; auch wohl ein Kind hob sie auf und wand sich einen Kranz daraus, und dieser wollte niemand.

Wie nun vom Thurm der Stadt die Glocke Mitternacht verkündete, blieb der Wächter auf demselben, nach altem Brauche, den Weihnachtsgesang: Eure sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden und den Menschen

ein Wohlgefallen. Da erleuchtete sich die Kirche und die Glocken riefen zum Gebete. Hier und dort sah man eine Hausbüre sich öffnen, und über Rosen und Lilien wanderte manche fremde Christenseele zum Gotteshaufe.

Kaum drangen am nächsten Tage die ersten Strahlen des Morgenlichtes durch die Fenster, da häuften die Hähne auf den A. V. G. Wäldern und die Kinder erwachten. Sie sprangen munter aus den Betten und ihre kleinen Herzen klopfen, vor seliger Erwartung der Freuden, die jetzt ihrer warteten.

Als sie die über Nacht gebrachte Verschönerung entdeckten, riefen einige: Ach wie schön ist das; wie kommt es mir unerwartet! Andere: Was ich erhalten habe, wünsche ich mir; wie doch das Christkind alles wußte was ich dachte! Nur einige Kinder, gerade die, welche am meisten bekümmert waren unzufrieden, warfen die Sachen durcheinander und konnten nichts finden, das ihnen gefallen hätte.

In den Hütten der Armuth war aber der Jubel nicht geringer an diesem Morgen. Ein rothwangiger Knabe warf sein zertrümmertes

Wämschen hoch in die Höhe und rief: Nun fahre Wind durch alle Pöcher, ich liebe diese warme Jacke an! — Ein Mädchen setzte sich auf eine alte Kiste und bis vergnügt in einen goldenen Apfel. Die Eltern fanden die Kinder kaum wieder: sie hatten die schmutzigen Werktagsgewänder ausgezogen und saßen in den neuen so schön aus. Heute brauchten sie auch nicht zu arbeiten und blieben nach der Kirche den ganzen Tag bei den Kindern zu Hause, ließen sich von ihnen etwas vorlesen und das Weib, nachts, das sie in der Schule gelernt hatten, herlesen. Die Mutter der armen Kinder steckte ein großes Stück Fleisch in den Topf, was einen sehnlichen und angenehmen Geruch durch die kleine Hütte verbreitete. Am Nachmittag kamen die Nachbarn zusammen und tranken Kaffee miteinander und die Kinder hörten dem Gespräch zu.

Wenn an diesem Tage ein Kind dem andern auf der Straße begegnete, so fragten sie sich: Was hat dir das Christkindchen gebracht? Und an den freudstrahlenden Augen und dem freundlichen Lächeln des Mundes sah man, daß es Keines vergessen hatte.

Die wunderbare Grige.

Märchen von W. Perchenbach.

Am der Düne lag ein Dörichen im Schimmer des Abendrothes; braune Matrosen saßen auf den hölzernen Bänken vor den Häusern und schauten über die ruhige See hinaus, folgten mit dem Finger auf die Segel, die am fernem Horizont aufschwanden oder riefen den auf dem trocknen Meeressande spielenden Kindern zu, sich nicht zu tief an's Wasser hinabzuwagen, da die Fluth bald zurückkehren werde. Auf einem umgeschülpten Rahne erzählte ein alter Schiffscapitain von seinen Reisen und Abenteuer im Süden und Norden. Um ihn herum hatte sich eine Gruppe von Jünglingen und Mädchen gesammelt, die seinen Worten andächtig lauschten und ungeduldig der Fortsetzung harrten, wenn er mit Stahl und Funder die Pfeife wieder anbrannte, die über die Gekühr ein ausging.

Dalt war es ganz dunkel geworden und nur die Lichter aus den Fischerhütten warfen einige schwache Strahlen darüber, als sich plötzlich alle Gesichter nach der Landspitze wendeten, auf welcher der verwünschte Thurm stand. Seit Jahr und Tag hatte man den

Thurm als eine alternde Ruine gekannt, aus deren Fensteröffnungen Tag für Tag mehr Steine herabkrödelten. Dach und Thüren hatte von den Lebenden niemals einer gesehen. Man nannte ihn nur den verwünschten Thurm und kümmerte sich um den Steinbauern nicht viel.

Alle Augen waren jetzt auf diesen Thurm mit äußerster Spannung hingekleidet, denn er stand plötzlich da, wie aus einem einzigen Steine geschlossen: kein Stückchen Mörstel fehlte, große Fensterscheiben strahlten eine solche Helle aus, daß selbst der Felsen, auf dem er sich erhebt, in weißem Lichte glänzte. Im Innern bewegten sich Gestalten hin und her und eine rauschende Musik trug ihre Klänge bis in's Dorf.

Die Schauer waren lautlos; Niemand wagte ein Wort zu sprechen, bis endlich der alte Kapitain mit gedämpfter Stimme sagte: Es ist nicht das erste Mal, daß ich ihn so sehe und ich weiß Geschichten von dem Thurne da, die einem die Haare fräuben machen.

Kaum hatte er das gesagt, so erloschen die Lichter, die Musik verstummte, die alte

zerfallene Ruine stand wieder in der Schweigen. Nach und zeigte ihre Gestalt und ihre Umrisse nur durch eine größere Dunkelheit dem Auge.

Lange waren Alle stumm geblieben; endlich aber sagte die Reugler und die Mädchen drangen in den Capitain, seine Geschichten von dem Thurne zu erzählen.

Ich sollte es eigentlich nicht thun, gab er zu Antwort, denn diejenigen, welche den Thurn bewohnen, sind nicht von Fleisch und Blut, wie ihr und ich, und es bringt nichts Gutes, wenn man von Geistern spricht, die ungesehen hinter einem stehen und mit lauschen. Wie von einem electrischen Schläge getroffen fuhren die Köpfe herum und die Hühnermädchen schauderten bis ins Herz hinein; aber so sind die Wälder, obgleich sie vor Furcht zittern, wenn vom Teufel gesprochen wird, so lesen sie ihn doch muthwillig nicht am Fenster vorbeigehen ohne die Gardine aufzuheben und seine Gestalt zu prüfen. Der Capitain mochte wohl aber übel wollen, er mußte erzählen und begann folgende Geschichte:

Es kann jetzt so seine 60 Jahren sein, als ich zuerst als Kajütenjunge auf's Schiff kam. Ich war damals ein Thunischkind und Denaub; deshalb bekam ich auch gleich in den ersten 8 Tagen mehr Schiffwerg zu kosten, als mir lieb war, aber es bezugte doch meinen schlimmen Sinn und machte mich geschmeidig und gehorsam, so daß ich bald das gerade Gegenstück von dem wurde, was ich im Anfange gewesen. Ich wurde nach und nach der lieblich auf dem Schiffe und stieg schneller in die Höhe, als ich erwartet hatte. Wie viel Jahre ich auf dem Meere umhergeschwehrt hatte, das wußte ich wahrhaftig selbst nicht, denn was kümmernte mich Tage und Monate. Die weite See, das war mein Element; zuweilen ein Sturm, das war meine Freude und Sehnsucht, was darüber hinaus noch in der Welt war, das kümmernte mich so bluternig wie ein neugeborenes Kind. Indessen gab es doch einmal so viel Sturm, das ich das Ende herbeiwünschte, denn unter Schiff geriet auf eine Felsbank und ging mit Mann und Maus unter; ich allein ergriß eine Planke und ließ mich treiben. Es war ein schlimmes Fahrzeug und es ging mir so übel, als sei sie mit meinen Händen verwachsen. Hunger und Entkräftung raubten mir endlich das Bewußtsein und ich hatte nur eine sehr undeutliche Vorstellung, daß ich preisvoll

hinabsinke, ohne jemals den Meeresgrund zu erreichen.

Wie lange ich auf den Wellen umhergeschlagen wurde, weiß ich nicht; ich erwachte endlich wie aus einem Traume und wurde gewahrt, daß ich auf dem Sande jener Land, junge lag. Ringsum herrschte Nacht und Dunkelheit, vor mir aber stand das Schloß, wie wir es eben gesehen und dieselbe Nacht erscholl.

Mich hungerte und durstete und ich versuchte, mich zu erheben, um im Schloße als Schiffbrüchiger Tranf und Speise zu fordern; da öffnete sich das Burgthor, ein überaus schönes Fräulein, in prächtiger Gewänder gekleidet, trat heraus und rug in jertischen Schalen und in kunstvoll gefassten Gläsern beides, wonach ich verlangte. Dies schenkte dir die Geister des Thurnes, sprach sie mit einer Stimme, die wie liebliche Musik auf mein Ohr tönte; geniesse, aber nabe dich der Burg nicht, in die nur der ungekrast eindringen kann, der bereit ist, sein Leben im Dienste eines Andern zu opfern.

Verwundern war sie; nur ein heller Lichtschein blieb zurück, der wie Thau emporstrebte und sich in der Höhe in ein roßes Wölkchen zusammenballte.

Speise und Tranf hatten mich wunderbar gestärkt und als ich auf meine Füße sprang, gewahrte ich mich vom Kopfe bis zu Füßen in einer neuen Seemanns Kleidung. Mein erstes Gefühl war Dankbarkeit gegen die Bewohner des geheimnißvollen Thurnes und besonders gegen das ätherische Wesen, das mich vom Hungertode gerettet hatte; aber allmählig stieg die Reugierde in mir auf und ich wurde von einem unwiderstehlichen Trange getrieben, mich zu nähern und durch die hellen Fenster zu schauen. Anfangs kroch ich auf Hand und Fuß, dann erhub ich mich und eilte, wie vom Sturme gepeitscht, bis ich vor dem Thore stand. Aber schwindelte mein Kopf, nedte mich meine Phantasie oder war es Wirklichkeit: In dem Augenblicke, wo meine Hand das Thor öffnen wollte, wich dieses zurück; ich that einen Sprung, ohne es haften zu können. In rasendem Laufe eilte es vor mir her; meine Kräfte begannen zu schwinden; ich sank zu Boden. Da fand das Schloß still, das schöne Fräulein erschien am Fenster und sprach mit wehmüthiger Stimme: Verwegene, du hast dein Glüd mit Füßen getreten und es nur meiner Fürbitte zu danken, daß dich die Geister des Thurnes nicht geißelt haben. Dann erschienen zwei Riesen, sagten

mich, trugen mich an's Gehade und legten mich in ein kleines Boot, das sie mit starken Armen in die See schleuderten, wo ich von Neuem dem Ungeheime des Meeres preisgegeben war, bis ich an einer unbekannten Insel landete, von wo aus ich erst nach mehreren Jahren! mein Vaterland wieder erreichte.

Der alte Capitain schrie: die Unschelenden atmen noch auf und bleiben nachtsend auf dem Sande liegen, bis Jan, ein junger kühner Burche, fragte: Nicht wahr, Capitain, in dem Thurne sitzt es Reichthümer die Menge, und wenn sich einer unsterblich machen könnte, der würde über Herr werden und sein Leben lang genug haben.

Der Capitain antwortete: Ich glaube! Margarita, seine Tochter aber sprach: Um Glanz und Reichthum wollte ich nicht mein Leben wagen und mit Geisern verleben. Jan lächelte mitleidig und bat den Capitain um genauere Aufschlüsse. Dieser aber schwieg beharrlich.

Den vier Stunden an hatte Jan keine Ruhe mehr: sobald der Abend einbrach schlich er an der Küste umher und umkreiste den Thurn, aber er blieb dunkel und düster. Ein fallender Stein, der Schrei einer Eule, das war das einzige Geräusch, welches er von der Ruine vernahm. Bald verlor er alle Lust an seiner gewöhnlichen Handthierung, schlich wie ein Schatten durch das Dorf oder sah ganze Nächte auf dem Felsen und studierte über die Kunst, sich unsterblich zu machen. Der Herbst war herangefommen, die wenigen Sträucher am Gehade schüttelten ihr Laub ab und die Ruine stand trostloser als je auf ihrem Felsen. Jan hatte die Kunst, sich unsterblich zu machen, noch nicht erlernt, aber er gab die Hoffnung nicht auf. In einer Nacht heulte ein furchtbarer Sturm über das Meer: Jan lag in einem Winkel des Gemäuers gefauert, den Kopf in die Hände geküßt, da hörte er plötzlich neben sich Musik. Er hob den Kopf in die Höhe und gewahrte das Schloß in vollem Glanze. Gerade über ihm befand sich ein Pallon, von dem tropische Blüthen einen süßlichen Geruch zu ihm niederströmten. Ein freundlicher Schauer sagte ihm, seine Gedanken wirbelten, und so hätte er in seinem Nautische fast nicht bemerkt, daß sich dicht neben seiner Nase ein Förtchen öffnete, aus dem ein Kiesel, mit einer unabweisbaren Anziehung bewaffnet, heraustrat und als Wache die Runde machte.

Jan besann sich nicht lange, einzu treten, als er durch das offene Förtchen die Reichthümer sah, die in hellen Sälen aufgeschichtet lagen: er schlich hinein, gierig nach den Augen die Haufen Geldes verschlingend, die ihm überall entgegenstarrten. Keine lebende Seele beglückte ihm: er besann sich unter all der Herrlichkeit allein und Niemand hinter ihm, zu nehmen, so viel er zu tragen vermochte. Auch die Musik verkümmte allgemach und sang nur noch in kaum hörbaren Tönen vom hohen Meere herüber.

Langsam wachte er, etwas auszuwachen und schaute mit ängstlichen Blicken umher: da aber die Ruhe durch sein Geräusch unterbrochen wurde, so schwandten seine Gedanken und er begann seine Taschen mit dem blinkenden Gelde zu füllen: sie füllten ihm aber nicht genug; doch glücklicherweise lag ein Sack daneben, in den er seine Schätze packte. Während er mit einer Hand voll Geldstücke nach der andern hincinwarf, erledigten allgemach die Lichter auf den zahllosen Kronleuchtern an der gewölbten Decke. Ein Flämmchen nur noch schimmerte in grünem Lichte: da rollte ein dumpfer Donner über seinem Haupte, Blitze zuckten durch das Gemach, häßliche, langhügelige Riesen aus den Wänden und streiften ihm Gesicht und Hände. Von Furcht und Schrecken ergriffen eilte Jan mit seinem Sack hinaus und seiner Wohnung zu. Am andern Morgen fanden ihn die Seelente tot auf seiner Schwelle liegen. Den Sack hielt er noch fest umschlungen, aber das Geld hatte sich in barte Kiesel verwandelt; sein Gesicht und seine Hände waren verbleicht, seine Augen standen weit vor den Höhlen.

Zur selbigen Zeit begab es sich, daß der alte Capitain gefährlich erkrankte. Margarita hatte bei allen Ärzten weit und breit Rath geholt, aber keiner war unter ihnen, der für seine Krankheit ein Heilmittel wußte. Das gute Kind weinte sich die Augen fast aus und suchte Tag und Nacht die Heiligen um Hülfe an. Der Kranke suchte sie zu trösten und sprach: Für den Tod ist kein Kraut gewachsen! Einmal muß ja doch sterben sein! Ach, suchte Margarita, sollte es denn kein Mittel in der Welt geben, das die die Gesundheit wieder brächte?

Ich kenne nur eines, entgegnete der Capitain, aber, wer es heilt, der muß sterben. Wo kann man es finden? fragte sie mit Haß.

Im verräutheten Thurne! gab er zur Antwort: aber um den Preis meines Lebens

mag ich nicht gefunden; lieber will ich sterben, bis zum Ende der Welt.

Wiederum war eine stürmische Nacht; die Frauen der Seelente fanden an den Fenstern und schauten mit ängstlicher Besorgniß auf das Meer, dem sich ihre Gatten am Morgen zu einem entfernten Fischzuge vertraut hatten. Margarita aber schlief, sobald der Vater für einen Augenblick die Augen geschlossen hatte, in einen weiten Regenmantel gehüllt, der Landspise zu und betrat festen Schrittes das alte Gemäuer, durch dessen Fensterböhlen der Sturm heulte.

Kein Licht schimmerte, keine Musik erscholl, wie damals, als sie der Erzählung ihres Vaters gelauscht. Traurig, daß auch diese letzte Hoffnung schwand, stand sie an einer verfallenen Fensterbrüstung und schaute auf die des Wellen hinab, die sich am Fuße Thurmes brachen. In weiter Entfernung schien ein Lichtschimmer auf dem Wasser zu tanzen, der, sich allmählig vergrößernd, näher kam. In wie trauriger Gemüthsstimmung sie sich auch befand, so wurde doch ihre Aufmerksamkeit von dem Schimmer gereizt. Es dauerte nicht lange, so ward derselbe zu einer Wolke rothigen Lichtes, durch welches feenhafte Gestalten hindurchschimmerten, getragen und auf den Wellen geschaukelt von einer ritzigen Muschel, die sich zu einem Kabinen wölbte.

Mit zauderhafter Schnelligkeit schoß der Kahn der Landspise zu; nur wenige Minuten und die lustigen Gestalten sprangen an's Ufer und hielten ihren Einzug in die alte Ruine, die plötzlich in wunderbarem Glanze und der Schönheit eines neu erbauten Schlosses leuchtete. Margarita sah sich in der marmornen Fensterbrüstung eines weiten Saales, dessen Wände aus geschliffenem Spiegelglas bestanden, die ihr Bild von allen Enden zurückstrahlten.

Von dem purpurrothen Sammetpolster eines schwellenden Thrones erhob sich ein Jüngling und winkte, ihm zu folgen. Zaubernd schwebte ging sie hinter ihm her und betrat einen noch weit geräumigern und prächtignern Saal, wo die Schätze versammelt waren, von denen Jan einst seinen Tod geküßt hatte.

Nimm, sprach der Jüngling, so viel du tragen kannst, es wird dich reich und glücklich machen.

Nicht um Geld und Gut bin ich gekommen, antwortete Margarita, sondern um von den Geistes dieses Thurmes das Leben meines Vaters zu erlösen.

Thörichtes Kind, entgegnete der Jüngling, du weißt nicht, um was du bittest; das Leben

deines Vaters würde dein Tod sein. Nimm und genieße! Im Genuße allein liegt Wahrheit und Lebensglück.

Margarita schüttelte traurig mit dem Kopfe. Da trat ein anderer Jüngling zu ihr und führte sie in paradiesische Gärten, wo der ewige Frühling herrschte. Die Luft war von den süßlichsten Wohlgerüchen erfüllt, die buntenfarbigen Vögel klappten auf den Ästen der Bäume und die süßlichsten Früchte wiegten sich an den Zweigen.

Der Jüngling bog einen Ast herab, brach eine duftende Frucht und sprach: Isst und du wirst schöner sein, als die Engel; in ewiger Jugend und Gesundheit werden deine Tage schwinden und man wird dich die Königin der Erde nennen.

Ah, sprach sie, ihr gebt mir Schönheit, Jugend und Reichthum, während ich den Tod suche, um meinem Vater das Leben zu erhalten.

Da öffnete sich eine goldene Thüre, aus der Musik und Gesang erscholl, süßlicher als ihr Ohr jemals vernommen. Auf einem Throne aus glänzendem Elfenbein saß ein Jüngling, schön und huldvoll, wie ein Engel, und um seinen Thron reihete sich ein Kranz schöner Wesen, deren Fuß niemals die Erde berührt zu haben schien.

Margarita dachte nicht anders, als hier sei der Himmel.

Der Jüngling stieg vom Throne, nahm die glühende Krone von seinem Haupte, drückte sie auf Margaritas Koden und sprach: Du bist es, die ich seit mehr als tausend Jahren suche, um bereuen zu können die Meere durchschiffte und Hof halte in einer Burg, die zu schlecht ist für meinen geringsten Diener. Komm, sei meine Gattin, ewiges Glück soll dein Lohn sein. Die Geister sollen sich zu deinen Füßen werfen und du sollst über sie herrschen, wie der Herr über seine Sklaven. Was nie einem Sterblichen zu Theil geworden, du sollst es im vollen Maße haben.

Margarita schüttelte wehmüthig das Haupt und sprach: O Herr, nicht werth bin ich der Ehre. Reite meinen Vater vom Tode und nimm zum Danke mein junges Leben.

Der Herr sprach feierlich und sanfter: Du stehst um des Vaters Leben und weißt, daß es nur mit deinem Tode erkauft werden kann; thörichtes Beginnen! Er ist alt und dem Grabe verfallen. Laß ihn sterben und lebe du an meiner Statt in ewig ungetrübter Bohnen.

Ich kann nicht! äuferte Margarita. Ich habe keinen andern Wunsch, als sein Leben; alles Uebrige hat für mich keinen Werth.

Da stampfte der Hüft mit dem Fuße auf den Boden. Ein ungeheurer Riese trat ein, dem der gekrümmte Jüngling befehl, das hals-
starrige Mädchen zu enthaupfen.

Willig, fast freudig entblöste sie den schönen Hals und stierte nieder, offenen Auges den Schlag erwartend, der ihrem Vater die Genesung, ihr selbst aber den Tod bringen sollte. Mit aufgeschrienem Himmeln ergriß der Riese das scharfe Schwert und hielte zu gewaltigem Gieße aus.

Margarita empfahl ihre Seele dem Schöpfer: schon war die Schenke dem Nacken nahe, als der Geisterfürst rief: Halt! Sie hat die Probe glänzend bestanden! Man führe sie zu der Wundergeige.

Da trat die Jungfrau zu ihr, die einst dem Caputain Speise und Trank an das Meerestücher gebracht hatte, ergriß Margarita's zitternde Hand und führte sie in einen dritten Saal, an dessen Wänden tausende von Geigen hingen.

Eine unter diesen Geigen, sprach die Jungfrau, heilt von jeder Krankheit und erweckt selbst die Toten zum Leben. Alle die andern aber bringen Unheil und Verderben und verpesten den Körper desjenigen, der ihre Klänge hört. Wähle nun eine von ihnen.

Da ergriffte Margarita, denn die Geigen waren alle gleich und sie wußte nicht, welche sie wählen sollte. In ihrer Hirtensangst schrie sie zu Gott, er möge sie nicht verlassen, sondern ihr das rechte Instrument in die Hände gerathen lassen. Dann stand sie ruhig und ohne Zagen auf und deutete mit dem Finger auf ein ganz unscheinbares Instrument, über dessen Saiten die Spinnen ein Netz gewebt hatten.

Die Jungfrau küßte Margariten auf die Stirne und sprach: Keine Wahl war die richtige: lebe wohl! Die Lichter erloschen, die Musik verstummte, Margarita bestand sich wieder an der verfallenen Maueröffnung; aber sie hatte das Mittel in Händen, das ihrem Vater die Gesundheit und das Leben wiedergeben sollte. Nur war sie noch im Unklaren darüber, auf welche Weise dieses geschehen würde. Indem sie nachdenkend über die Kluth hinschaute betäubte sie mit dem Begegnen die Geige: ein wunderbarer Ton entrang sich den Saiten und jittersie, wie das Gebot eines Engels, von der verfallenen Wölbung zurück. Noch einmal fuhr sie über die Saiten und noch wunderbarer erfuhr der Ton: sie fühlte, wie von dem Klange ihr Herz hüpfte und

ein unwiderstehlicher Drang nöthigte sie, zu spielen und zu gehen.

Freude im Herzen eilte sie hinab nach dem Dorfe: die Zechunde schwammen an's Ufer und streckten ihren Kopf aus dem Wasser, den süßen Klängen zu lauschen; im Dorfe aber fuhren die Riegel von den Hausthüren, Jung und Alt eilte auf die Straße und folgte der Spielerin. Der Kapitain hatte in den letzten Tagen gelegen: der Ton der Geige aber nahm alle Krankheit von ihm und er kam Margariten schon unter der Handthüre entgegen.

Past verbreitete sich das Gerücht von der wunderbaren Geige in allen Dörfern, und wenn irgendwo Jemand gefährlich erkrankt war, dann mußte Margarita kommen, mit den Tönen ihres Instrumentes ihn zu heilen.

Viele Jahre vergingen: der Ruf der Geige war bis in ferne Königreiche getrunnen und Tausende hatten durch sie die Gesundheit wieder erhalten, da begab es sich in einer Nacht, daß die schöne Jungfrau des verurtheilten Thurnes an ihr Bett trat und sprach: Morgen, wenn die Sonne im Osten glüht, wird ein König aus fernem Lande kommen, um durch die Kraft deiner Geige zu genesen. Heile ihn nicht, denn seine Krankheit ist die Folge eines wüthen Lebens, wem er seinen Geist befehdt und seinen Körper geschwächt hat. Sobald du für ihn deine Geige tönen lässest, wird sie auf ewig ihre Kraft und so dein Leben verlieren.

Als sie erwachte, tasteten schon die Bäume vor ihre Thüre: in einem derselben lag der König, schön wie die Maienföhne, aber lahm und gebeugt an allen Gliedern. Als Margarita ihn sah, ergriffte sie eine glühende Liebe für den schönen Jüngling: die Katholik-Liebe der Jungfrau waren vergangen: mit steppeuden Herzen und glühenden Wangen setzte sie den Beugen an. Die Töne quollen mit Kraft und Herrlichkeit aus den Saiten: die Begleiter des Königs waren sich in den Staub und beugen den Herten des Himmels an: nur der König fühlte keine sanfte Reizung, sondern stierte mit wüthenden Blicken auf die schöne Spielerin. Margarita aber verzog alles um sich her und sah nur ihn, dem die Töne glühten. In der Ferne schwebte die Jungfrau verlorb und drehte mit dem Finger; aber Margarita war allen Bemerkungen taub, denn die Leidenschaft hatte alle ihre Urtheilskraft geschwächt. Ihre Brust hob und senkte sich in Wuth, ihre Augen traten aus den Höhlen, eine Aderkrippe überzog ihren ganzen Körper.

Plötzlich verdunkelte sich der Himmel, ein furchtbarer Donner Schlag schmettete aus der Luft, ein gewaderter Schwefeliger Oth fuhr auf das Haupt des Königs und erschlug ihn. Die Geige zerstückelte in tausend Stücke, die Saiten wurden zu Schlangen, die sich um Margaritens Arm ringelten, der flammende Bogen in ihrer Hand entsendete zündende Blitze, die in's Meer niedersieften und Hai und Walbfisch erschlugen.

Margarita stieß einen schrecklichen Schrei aus und sank leblos zu den Füßen ihres Vaters nieder, der sich schluchzend über ihren todtten Körper warf. Der verwundete Thurm prasselte mit furchtbarem Krachen zusammen, die großen Quadesteine rollten in die Meeresfluth hinab und leuchteten aus der Tiefe wie brennende Lampen. Auf der hohen See aber sah man einen aufgescheimigen Kahn verschwinden, der die Genossenschaft des Thurmes in andere Zonen hindübertragte.

Die verlorene Prinzessin.

Märchen von Ludwig Bunt.

Vor vielen langen Jahren lebte einmal ein sehr guter, reicher Fürst, der so überaus von seinem Volke geliebt wurde, daß Keiner etwas that, was ihn hätte betrüben können. Dieser Fürst verheirathete sich mit einer schönen, königlichen Prinzessin, die ebenso reich und gut war, wie er selbst.

Am Hochzeitstage war das ganze Land in freudiger Aufregung, und Alles jubelte: „Hoch, das edle Fürstenpaar!“ — Aber die junge Fürstin war auch herzlich gut, und bald überstieg die Liebe des Volkes für sie, die, welche es für den Fürsten fühlte. Sie suchte das Volk überall auf und strebte es schnell durch Rath und That zu verdrängen: sie half die Armen durch reiche Gaben empor und pflegte die Kranken mit eigener Hand.

So kam es, daß bald im ganzen Lande kein Unglücklicher war, und selbst der Tod schien aus demselben verbannt, denn keinen brach ein Herz unter seinem eifrigen Haupte.

So lebte der Fürst mit seiner Gemahlin, und auch das Volk, im Genuße des heitersten Friedens, die nach einiger Zeit das Glück noch bedeutend vermehrt wurde: Die Fürstin schenkte dem Lande ein allerliebstes, geundtes Prinzchen.

Da schallte nun Jubel von allen Seiten. Der Fürst, ganz bingerissen von Vaterfreuden, erließ dem Volke für ein ganzes Jahr den Zehnten und ließ eine mondenlange Feier ansetzen, wobei Jedem Wein, Kuchen und Braten gereicht wurde.

Wichtig aber, als noch die Stimmen des Jubels zum Himmel schallten, wogte, wie

mächtiger Strom, eine unheilvolle Trauerfluth durch das Land.

Der Tod hatte die schönste Blume geknickt — die Fürstin war todt —

Da erfasste die Trauer jedes Herz und Niemand hatte den Muth sich empor zu richten.

Der Fürst verließ sich in seine Gemächer, und er wäre wohl gerne gekrochen, wenn ihn nicht noch ein theures Glied in der Kette des Lebens zurück gehalten hätte — und das war sein liebes, kleines Prinzchen. Als sich sein Schmerz etwas gemindert hatte, ließ er das mutterlose Weisen in seine Zimmer bringen und seit der Zeit lebte er nur für das Kind.

Zwölf Wärterinnen und zwölf Ammen, wozu sich die besten Damen des Landes freiwillig stellten, waren stets abwechselnd um das Prinzchen: aber der Fürst trug es selbst am liebsten auf seinen Armen.

Das Prinzchen wurde in Purpur und Seide gekleidet und der Fürst ließ ihm eine diamantene Krone machen, die man auf einem Purpurkissen ihm voran trug, und als Zeichen, daß es schon Verlust erlitten, ließ ihm der Fürst ein schwarzes Ringlein an einen Finger heften. In den Ring war ein Stein gesetzt, der ein ganzes Königreich am Werth hatte, und der einen solchen Plan von sich gab, daß die Wärterinnen ein Tuch darüber deckten, um nicht Augen zu schmerzen zu bekommen.

Das Prinzchen wuchs schnell heran und bald lief und plauderte es so allerliebst, daß sich alle Welt darüber wunderte. Es trug schon seine Krone selbst und lief so bis ins vierte Jahr hinein.



J. May 1876

Lith. Just v. Arnig & Co. in Düsseldorf

Die verlorene Prinzessin.
(Märchen von W. Herchenbach.)

Die Ammen und Wärterinnen wurden nun mit reichen Geschenken entlassen, nur drei alte Gräfinnen blieben im Schloß zurück, um das Prinzesschen auf fernem zu überwachen.

Nun wurde das Prinzesschen aber eine Prinzessin und der Fürst versuchte ihr den schwarzen Ring vom Finger zu streifen; aber es ging nicht, denn er war fest eingewachsen und der Fürst wollte ihn nicht mit Gewalt herunter bringen lassen, weil er fürchtete dem Kinde Schmerzen zu machen. So blieb denn der Ring an der Hand der Prinzessin sitzen.

Nun hatte aber die Prinzessin allen Willen, und da ihr Niemand ein böses Wortchen sagen durfte, so wurde sie eigenhändig, und oftmals sogar gegen die alten Gräfinnen recht unartig.

Der Fürst hatte sie zu lieb, um sie je zurecht zu weisen, und so wurde sie eine recht vergessene Prinzessin.

Eines Tages wollte sie durchaus allein im nahen Park spielen, und da es ihr nicht gleich gemährt wurde, weinte sie viele Stunden, bis endlich der Fürst, von ihren Thränen befüßt, ihrem Verlangen nachgab.

Die Prinzessin legte nun ihre Krone ab, damit sie recht frei war, und lief eilig in den Park. Die drei alten Gräfinnen schlichen aber in einiger Entfernung hinter ihr her, um sie im Auge zu behalten.

Die Prinzessin merkte das, und durstig verheddte sie sich im Gebüsch und alobald suchten die Gräfinnen vergebens und in aller Angst umher.

Als diese nun suchend weit genug fort waren, kam die kleine Prinzessin wieder hervor und sammelte sich nun vergnügt umher.

Als sie schon lange gespielt und eine Menge Blumen gepflückt hatte, lief sie tiefer in den Park hinein.

Da kam des Weges daher eine Jägerin-Bande, und da die Prinzessin niemals so braune Geschichten und so launiges Volk gesehen hatte, blieb sie neugierig stehen und betrachtete den Zug.

Da war die Sonne gerade einen Strahl durch das schattige Gebüsch auf die Prinzessin und bligte in dem reichen Steine, im schwarzen Ainalin.

Ein altes, höfliches Jägerin-Weib sah den Glanz und gleich kam dieses auf die Prinzessin zu, und besah ihre kleine Hand mit Wohlgefallen; dann hielt sie ihr kleine, geschmückte Spielachen hin und streichelte ihr die zarten Wäddchen.

Die Prinzessin war ganz erschaut, doch ließ sie sich Alles von der böslichen Alten gefallen, aber plötzlich fühlte sie sich von ihr erheben, und als sie nun laut schreien wollte, steckte ihr die Alte den Fingel eines Tuches in den Mund und ließ eilig mit ihr ins dicke Gebüsch.

Als die Gräfinnen die Prinzessin nicht fanden, liefen sie mit großen Geldstücken ins Schloß und meldeten dem Fürsten, daß sie die Prinzessin verloren hätten.

Der Fürst suchte eilends zusammen und verlor fast die Besinnung. Dann ließ er gleich alle Diener kommen und mit ihnen durchsuchte er den Park.

Nach allen Richtungen wurde Such und Strauch durchstöbert, überall rief der Fürst den Namen seiner Prinzessin, doch man fand nie nicht; man suchte bis zur Nacht und durch die Nacht, doch nirgend war eine Spur zu finden.

Da verzweifelte sich der Fürst in seine Gemächte und jammerte, und verschmähte viele Tage Besize und Trank.

Nach allen Richtungen wurden Boten ausgeschickt; viele harte Ritten boten dem Fürsten ihre Dienste an und zogen in alle Lande um die Prinzessin zu suchen.

Doch als sie alle ohne sie zurück kamen, gab es wieder im ganzen Lande eine tiefe Trauer.

Der Fürst glaubte nun, die Prinzessin wäre ihm durch einen Zauber entzogen, und alsbald ließ er alle Zauberer von nah und ferne zu sich laden und setzte sie um Hülfe an. Er versprach ihnen die reichste Belohnung und ließ sie alle in seinem Schloße wohnen, das er ihre Bemühung schon kannte.

Aber es war vergebens: Keiner konnte Auskunft über die verlorene Prinzessin geben, und nun fühlte sich der Fürst in seinem Reichthume arm, wie ein Bettler.

Die kleine Prinzessin war indessen weit fort, in einem anderen Lande, und weinte sich die blauen Augenlein roth. Als sie auf den Armen der Alten zu der Bande gebracht war, eilte diese, so sehr sie nur konnte, davon; über die Grenze, immer die geheimen Wege bis zur Nacht.

Unterwegs hatte das Jägerinweib die Prinzessin in ein schuppiges Tuch gewickelt, das die prächtigen Kleider nicht zu sehen waren, und als sie müde gemeint war, schlief sie, trotz Angst und Jammer, auf den Armen der

Alten ein. Erst am Abend, als die Banke in einen großen Wald kam, erwachte sie, und da sie sich von den fremden Gesalten umgeben sah, fing sie bitterlich zu weinen an und rief nach ihrem Vater. Die Alte sagte ihr, daß sie am andern Tage zum Vater zurück sollte und damit tröstete sich die Prinzessin. Einige Zigeuner hatten Feuer angemacht, andere spannten die leichten Zelte auf, und bald wurde gefeiert und gebraten, was die Banke sich am Tage geraubt und gebeutelt hatte.

Jitternd saß die Prinzessin in einer Ecke, und die Augen aller sahen begierig nach ihren Händchen, an welchem der Stein, beim Schmelzen des Feuers, helle Strahlen warf.

Bald vertriehen die Zigeuner ihre Abendbrot und auch der Prinzessin wurde, in einem kleinen Holztischchen, davon geschickt; doch sie schob es weinend zurück und dachte reuevoll, wie oft sie im väterlichen Schlosse die schönsten Redensarten eigenjünglich verknäht hatte und traurig sank ihr Köpfchen auf die Brust herab.

Nach dem Essen kam die häßliche Alte wieder zur Prinzessin, sagte sie gar unlanft an und zog ihr die prächtigen Kleider aus. Die Prinzessin meinte und bat, ja sie sträubte sich sogar wie zu Hause, doch es half nichts, die Kleider wurden ihr alle abgerissen und dafür wurde sie in schlechte Lumpen gehackt.

Dann griff die Alte hastig nach dem Händchen und verlor das schwarze Ringlein vom Finger der Prinzessin zu streifen. Sie riß so sehr an dem sarten Finger, daß die Prinzessin laut aufschrie; doch der Ring ging nicht herunter.

Da sagte eine raube Stimme: „schneide ihr den Finger ab! was ist viel daran gelegen!“ —

Nun schrie die arme Prinzessin von Neuem, und wirklich kam der, welcher eben das Entsetzliche gesagt hatte, mit einem Messer heran. Der Mund wurde ihr zugehalten, doch in dem Augenblicke löste sich der Stein aus seiner Hölle, und die Alte hielt ihn lachend in ihren brennenden Händen.

So war die Prinzessin der Gefahr entkommen, doch sie fiel fast beunruhigt auf einige alte Gerüstbalken nieder.

Die Zigeuner alle, Jung und Alt, umtanzten fröhlich das Feuer, bis sie sich zuletzt um daselbe lagerten und einschliefen.

Die Prinzessin aber schlief nicht; sie dachte an ihren Vater und bereute tief allen Eigensinn, den sie jemals gezeigt hatte.

Nach ebe der Morgen graute stand das Zigeunervolk auf und rüstete sich zum Abmarsch.

Die Alte aber kam wieder zur Prinzessin, beschmierte ihr das feine, schöne Gesicht mit einer trüben Flüssigkeit, verkaufte ihr das gelebte Haar und verwandelte sein helles Gold in ein schmutziges Braun. Dann band sie die Prinzessin in ein grobes Tuch und besetzte sie sich auf dem Rücken.

Nach Augenblicken zog die Banke, vorsichtig schleichend, doch eilig davon. —

Im Rande des Fürsten saß in einem großen Walde ein alter Einsiedler, dem der Fürst einst durch seinen Muth das Leben gerettet hatte. Dieser Mann verstand sehr viel von der Zauberei, doch er wendete seine Kunst immer nur zum Guten an. — Er war dem Fürsten so recht von Herzen ergeben und schon lange hatte er gehofft, dem Herrn einmal einen recht großen Dienst erweisen zu können. Eines Tages erzählten Hofsoldaten ihm von der verlorenen Prinzessin und von der Trauer des Fürsten.

Da wurde er aufmerksam, und seit jener Zeit dachte er nach, ob er die Prinzessin dem Fürsten nicht zurück bringen könne.

Er erkundigte sich im Geheimen nach den Kennzeichen, und als er damit bekannt war, zog er aus dem Rande fort und suchte überall nach der Prinzessin umher.

Viele Jahre zog er vergebens herum und schon wollte er nach seiner einsamen Klausur zurück kehren, da traf er einst eine wandernde Kunstkreiter- und Seiltänzer-Gesellschaft, in demselben Gasthause, in welchem er übernachtet wollte.

Er mußte in demselben Zimmer verweilen, in dem die Kunstschaff mit ihrem ganzen Anhang war.

Müthig setzte er sich in eine Ecke und überließ sich seinen Gedanken. Da geradete er sich gegenüber ein wunderschönes, bleiches Mädchen, das zusammen geknien da saß, ohne an dem Treiben der Uebri gen Theil zu nehmen.

Der alte Eremit ließ seine Blicke lange auf dem Mädchen ruhen, da geradete er bei einer Handbewegung desselben, einen kleinen schwarzen Ring an einem Finger.

Sein Auge bligte vor Freude; das konnte nur die Prinzessin sein. Er wollte zu der Schönen gehen, um sich Gensheit zu verschaffen, da kam ein Mann der Gesellschaft zu ihr und holte sie in den Kreis. Dort forderte man sie auf, daß sie singen sollte, und als sie sich weigerte, sprach eine bärte Stimme:

„Ist ich deinen Treu beugen?“ — Da hörte ihr Weigen auf: sie sang mit einer Stimme, so weich und lieblich, daß selbst die reben Männer, welche sie umgaben, laufend den Athem an sich hielten.

Es schien dem Allen auch, als ob ein Engel über ihr schwebte, der ihr Melodie und Text in die Seele hauchte.

So sang sie:

„Dem Heimatland verpfand die zarte Keit
In rauhe Ströme, wo nur kalte Lüfte
Verwehen ihre jugendliche Luste,
Da leht ihr sie entblüht bald im Meere.“

„Die Heimat nur kann ihr die Schönheit geben;
Da draußen prangt sie in des Todes Bläse.
Ihr wähnt, daß sie der Heimat wohl verache;
O nein! ihr Leben all ist nichts Scharf und Leben!“

„Mich laßt ein Schmerz bei ihrem harten Vort;
Oern gab' ich sie dem Heimatleben wieder,
Doch Thränen nur, nur Thränen fallen nieder,
Du arme, arme tebselnde Keit!“ —

Als sie gendete hatte, kam sie traurig in ihre Cde zurück, und Niemand hinderte sie daran.

Der Fremist mochte nicht, dem Mädchen sich zu nahen, weil er befürchtete seine Abicht zu verrathen.

Der Schwarm besaß sich bald nachher zur Ruhe und mit ihm auch das bleiche, schöne Mädchen. Da vermandte sich der Alte in ein kleines weißes Mäuschen und lief um Lager des Mädchens und lupte ihr am Gewande, daß es erwachte.

Als jenes das Mäuschen sah, wollte es schreien, doch als es aber eine Stimme hörte, die leiste: „Hill! Hill!“ rief, da dorchte es auf.

Und der Einsiedler sprach aus dem Mäuschen: „Fürchte dich nicht! ich will dich erretten, wenn du die verlorene Prinzessin bist!“

Das Mädchen aber sprach: „Ach nein, ich bin keine Prinzessin, ich bin nur eine arme Waise!“

Und als der Alte nun wieder aus dem Mäuschen frag, wie es an den Ring gekommen sei, da wußte das Mädchen nichts zu sagen, nur das wußte es, daß es lebenslang bei den Teilhängen gewesen war.

Da lief das Mäuschen traurig fort, und als der gute Alte am nächsten Morgen das schöne Mädchen wieder sah, da wurde es ihm ganz wehmüthig, daß er sich getäuscht hatte;

doch eine Ahnung sagte ihm immer wieder, daß das Mädchen die verlorene Prinzessin sei.

Die Kunstreiter zogen bald weiter, aber der Einsiedler richtete sich mit seinem Karthe so ein, daß er jene am Abend immer wieder einbette, und in dem Hause blieb, wo die Andern übernachteten.

Wenn Alle schliefen ging er wieder als Mäuschen zum schönen Mädchen, um es auszusagen.

Doch die Kleine gab immer nur dieselbe Antwort: —

Und dennoch war jenes schöne, bleiche Mädchen die verlorene Prinzessin. Lange war sie von der Jaguerbande herum geschleppt worden, und das alte, bössliche Weib hatte sie wahrhaft tyrannisch behandelt; denn sie hatte den werthvollen Stein verloren, und suchte sich dafür an dem armen Weien zu rächen.

Die Prinzessin hatte sich zuerst in ihr Weidich ergaben, denn so sehr sie sich auch bemühte, der Bande zu entlaufen, es wollte ihr nicht gelingen. Ihre Vergangenheit kam ihr zuletzt wie ein Traum vor, und dann gab ihr die Jaguerin einen Zunderstank, wonach sie endlich die Vergangenheit ganz vergaß.

Da kamen die Jaguer eines Tages mit den Kunstreitern zusammen, und während die Prinzessin schlief, wurde sie für einige Silbtstücke an die Kunstreiter verkauft.

Als die Prinzessin erwachte glaubte sie selbst was man ihr sagte, daß sie die Weise einer Kunstreiterin war.

Doch der alte Einsiedler ließ sich nicht betören. Einmal gab ihm der Ring an der Hand des Mädchens beinahe Gewisheit, — obgleich dem Ringe auch der werthvolle Stein fehlte — und anderseits überzeugte ihn das ganze Weien des Mädchens, daß es von hoher Abkunft sein mußte.

Als er aber sah, daß er so nicht ausrichten konnte, erkundigte er sich genau nach dem Wege, den die Gesellschaft nehmen würde, und dann zog er eilig nach seiner Einsiedelei zurück. —

Der Fürst sah noch immer einsam und in tiefer Trauer in seinen Gemächern, und selbst die schönste Jahreszeit konnte ihn nicht belauer stimmen.

Nun hatte er aber die Krone der Prinzessin noch, und um diese lieber zu verwahren, ließ er einen besondern Kasten machen, in dem er sie verschloß; täglich stand er vor dem Kasten und weinte und hellte sich das niedliche Köpfchen vor, welches die Krone einst getragen

hatte. Er fürchtete so sehr diese letzte Erinnerung an die Prinzessin zu verlieren, daß immer hundert Mann Wache vor dem Zimmer stehen mußten, in welchem die Krone war.

Der alte Ginkiedler mußte diese Krone aber haben, um die Prinzessin zu befreien. Er dachte: wenn sie die Krone wieder erkennt, dann werde ich schon weiter helfen.

Er verwandelte sich deshalb in einer Nacht in einen großen Vogel und flog durch ein Fenster in den langen Corridor, wo die Soldaten Wache hielten. Er hatte sich aber vorher einen feinen Staub unter die Federn genommen, der, wenn er ihn von sich schüttelte, Alles in tiefen Schlaf versenkte.

Kaum war er nun im Fenster angekommen, da flog er auch gleich hastend durch den Gang, zwischen die Soldaten, und machte einen solchen Staub, daß keiner den andern sehen konnte; alsbald schloßen die Soldaten, der Ginkiedler nahm seine rechte Gestalt an, öffnete die Thüre zum Schatzkammer, und die Krone war im nächsten Augenblicke in seinen Händen. Flugs wurde er wieder zum Vogel; er nahm die Krone in den Schnabel und wie ein Pfeil flog er seiner Klausurerei zu.

Als der Fürst am nächsten Morgen erwachte ging er gleich, die Krone zu sehen, denn er hatte in der Nacht von seiner Prinzessin geträumt; als er nun die Krone nicht fand, wurde er vor Schreck zu Tode krank.

Alles wurde aufgehoben, den Thäter zu ermitteln; doch an den alten Ginkiedler dachte man nicht; der war auch gleich fortgeritten, die vermeintliche Prinzessin zu finden.

Außer der Krone hatte er ein Pulver zu sich gesteckt, das er dem Mädchen geben wollte, um die bewauberten Geister der Erinnerung wieder zu wecken.

Schon am nächsten Tage fand er das schöne bleiche Mädchen wieder; es war fräulich, und hatte zurück bleiben müssen, während seine Gefährten dem Volke ihre Kunst zeigten. Die Schöne war allein und sah gedankenvoll in einen Becher, in welchem die Wirtin aus Mitleid einen Tranl bereitet hatte.

Der alte Ginkiedler benutzte die Gelegenheit; schnell machte er sich unsichtbar und streute leise das Pulver in den Becher.

Als die Prinzessin den Tranl ausgetrunken hatte, beschloß sie sich selbst, denn sie kam sich ganz verwandelt vor.

Der Alte hatte sich unterdessen ihr gegenüber hingelegt und spielte, wie von ungefähr, mit der Krone.

Da fiel der Blick der Prinzessin auf die Krone und plötzlich sprang sie auf den Ginkiedler zu, riß ihm die Krone aus den Händen und rief: „Die Krone ist mein eigen!“

Da freute sich der alte Ginkiedler unaußsprechlich; er fiel ihr zu Füßen und rief mit Thränen in den Augen: „Sei gegrüßt, meine hohe Prinzessin!“

Nun erzählte er derselben Alles, und die Prinzessin weinte vor Freude, daß sie nun ihren Vater bald wiedersehen sollte. Ihre Kindheit trat wieder lebhaft vor ihre Seele, und der Zauberer mußte ihr von der Heimath vieles erzählen.

Nun ging es aber nicht, daß die Prinzessin gleich fort konnte, denn die Kunstreiter würden sie zurück gebolt haben, daher machte der Alte den Vorschlag, daß die Prinzessin bleiben sollte, während er die nöthige Hülfe schaffen, und gleichzeitig dem Vater von ihrem Wiederfinden benachrichtigen wolle.

Die Prinzessin stimmte dem bei; sie verdeckte ihre Krone und der Ginkiedler flog in der größten Eile als Vogel davon.

Der Alte kam windisch schnell in das Land seines Fürsten, und da er erfuhr, daß der Fürst krank sei, so ging er selbst bei vielen Ritters umher, theilte ihnen das Ereigniß mit, und suchte sie um Hülfe an.

Als bald kamen auch dreihundert Ritter fort, um die Wiedergefundene zurück zu holen und dem geliebten Fürsten die Gesundheit mit der Tochter zurück zu geben.

Die Kunstreiter-Gesellschaft war inzwischen nach einer großen Stadt gekommen, und dort sollte die schöne Prinzessin zum ersten Male als Tänzerin sich zeigen; bisher hatte sie nur immer singen müssen, aber die Andern glaubten einen größeren Zulauf zu haben, wenn sie, die schönste, auch mit tanzte.

Die Prinzessin weinte Thränen des bittersten Schmerzes; sie glaubte schon, daß ihre Befreiung noch weit in die Länge gezogen würde, und nun, da sie wußte wer sie war, wollte ihr ihr Ziel sich schwer beugen.

Sie prangte in glitzernden Kleidern und das Volk wartete mit Ungeduld auf ihr Erscheinen. Sie hatte die Krone zu sich gesteckt, und eben als sie heraus treten mußte, setzte sie sich dieselbe auf den Kopf.

Mit nassen Augen und ganz verwirrt trat sie hervor; das Volk jubelte ihr laut entgegen, ob ihrer Schönheit. Sie war aber auch schön, und der Glanz der Krone warf einen wunderbaren Schein um ihr geliebtes Haupt.

Da sprengten auf einmal die dreihundert Ritter heran, und ehe die Prinzessin noch wusste, wie es geschah, waren sie alle von den Hosen gesprungen und hatten sie umringt.

Die andern Tänzer und Keiser, und auch das Volk, waren ganz bestürzt, doch der alte Ginnkeler erählte in kurzen Worten die ganze Geschichte, und ein neuer Jubel des Volkes schallte zum Himmel empor.

Nun wurde die Prinzessin in ein festbares Gewand gehüllt, auf ein Ross gehoben und süßlich ginstig der Heimath zu. Als sie nach dem Vater fragte, habe man ihr, daß er an der Grenze seines Reiches sie erwarte.

Und so war es auch. Während der Zauberer mit den Ritters fort waren, hatte sich die Nachricht im ganzen Lande verbreitet; und als der Fürst das Glück erfuhr, genas er zur Stelle, und eilte mit einer großen Menge seiner Untertanen dem geliebten Kinde entgegen.

An der Grenze des Landes trafen sie sich, und Vater und Tochter lagen sich lange weinend in den Armen, während die Anwesenden immerfort: „Hoch! hoch!“ jubelten.

Als der Fürst die Prinzessin endlich aus den Armen ließ, trat der alte Ginnkeler hervor, verneigte sich vor ihm und sprach: „Mein „heher Herr! nun habe ich einen kleinen „Theil von meiner Schuld abgetragen: den „andern nehme ich mit ins Grab!“ —

Aber der Fürst schloß ihn in seine Arme und hat ihn für immer bei ihm zu bleiben und in die alte Stille stimmte auch die Prinzessin mit ein.

Der alte Ginnkeler aber dankte für die gute Weinung und ging fröhlich nach seinem stillen Walde zurück, wo ihn später der Fürst und die Prinzessin oft besuchten.

Unter dem Jubel des entzückten Volkes langte der Fürst mit der wiedergefundenen Prinzessin im Schloß an, und das ganze Land theilte die Freude des geliebten Herrschers.

Die Prinzessin hatte allen Gimmium verloren und die Schule des Lebens hatte sie zu einer weiten Regentin erhoben, denn als solche starb sie in einem hohen Alter, geliebt und betrauert von ihrem ganzen Volke. —

Der Vogel Mattasrah.

Marchen von B. F. F. F. F.

Eines Sonntags Nachmittags saß der arme Johannes allein in seiner Stube und hatte den Kopf in die Hand gestützt. Frühe Gedanken gingen ihm durch den Sinn, denn die Unthätigkeit eines Freundes, für den er Bürge geworden und der heimlich entflohen war, ohne seine Gläubiger zu betrüben, hatte ihn um sein ganzes Vermögen gebracht; und nun war er ein Bettler. Frau und Kinder waren zur Kirche, um bei Gott Trost zu suchen. Er aber gab sich der Verwirrung hin und gedachte, seinem Leben ein Ende zu machen. Was soll mir die Welt, sprach er vor sich hin, in der ich für schwere Mäßen und Arbeiten nur Ruh und Vergnügen erlähne habe? Besser ich lege Hand an mich selbst und gehe dem schrecklichen Tode, das mich erwartet, freiwillig aus dem Wege.

Der ihm lag die geladene Pflanze; der kranke Lauf blühte in dem Sonnenlichte, welches

durch die geöffnete Thüre in die Stube drang. Es muß sein! sprach er dumpf, griff die Tod bringende Waffe und sog den Hahn zurück, daß es knachte. Schon hefte er den Lauf in den Mund und legte den Finger an den Trigger, als ein Vogel kuckelhartere und sich mit hellem Gesänge auf sein Arm setzte.

Sonderbar! der Unglückliche, der eben im Begriffe war, sich zu tödten, war, der letzte die Werdwaffe aus der Hand, um nach dem Vogel zu hängen. Aber, wie vertraulich sich auch das Thierchen auf seinem Schooße nieder gelassen hatte, so ließ es sich doch nicht fangen, sondern fraß auf den Rand eines Kessels. Johannes stieg auf einen Stuhl und dachte so seiner habhaft zu werden. Das schlug aber um zweienmale fehl: der Vogel flatterte zur Thüre hinaus, setzte sich draußen auf einen Nageleisendbaum und sang:

Ich bin der Vogel Mattafräz.

Mein Nektar ist von Spiegelglas.

Als Johannes diese Worte hörte, stieg eine alte, halbverrückte Erinnerung in ihm auf; er besann sich, daß seine Großmutter ihm oft von dem Vogel Mattafräz erzählt hatte, doch konnte er den Inhalt ihrer Erzählungen nicht wieder zusammenbringen, wie sehr er sich auch bemühte. Je weniger ihm aber einfiel, desto begieriger wurde er, den Vogel zu besitzen, darum lief er hinter ihm her, kletterte auf die Apfelbäume und sprang wieder hinab, wenn der Vogel hinwegflog.

Das Todtschießen und der Lebensüberdruß waren nun rein vergessen, hatte er doch wieder ein Ziel, wenn auch nur ein beiseitiges, vor sich, dem er unablässig nachsagte. Ohne daß er es merkte, war er in den Wald gerathen und vertiefte sich hinter dem Vogel her immer weiter in das Gehölz. Größtenteils vom Laufen und Klettern legte er sich unter einen Baum und saug sam die Nabe über ihn, so überfiel ihn auch wieder die Betrübniß und er sprach: Warum renne ich überdies hinter dem Thiere her? Alles soll mir mißglücken, nicht einmal einmal ein Sperling würde in meinen Beiß gelangen, geschweige denn der Vogel Mattafräz. Für mich hat die Erde keine Gaben mehr! So will ich denn mein Halstuch zum Stricke machen und mich an diesem Baume erhängen.

Mit diesem unglücklichen Vorsatze stieg er auf den Baum und grünte einen Ast, ob er wohl stark genug sei, ihm zu tragen. Schon hatte er den Hals in der Schlinge und war im Begriff, den Knoten an dem Ast über sich festzuschlingen, als Mattafräz mit ängstlichem Geräusch in seinen Bereich begann:

Ich bin der Vogel Mattafräz.

Mein Nektar ist von Spiegelglas!

Mein Mutter und mein Schwesterlein

Die warten schon drei Tage dein!

Da band Johannes das Halstuch los, denn ihm zweifellos befiel die Felle in dem Vogel seinen Entschluß zum Selbstmorde. Die Tage gina wieder von vorne an, aber eben so erfolglos, wie das erstemal, und als er sich erschöpft und schwermüthig niedersank, schalt er sich abermals einen Narren und nahm sich sich vor, sich nicht um drittemale betheben zu lassen. Nachdem er etwas zu Atmen gekommen war, maß er mit dem Auge die Entfernung, welche ihn von dem verüberrauschenden Fluße trennte. Er hatte es so ausgeklügelt, daß er einen gewaltigen Anlauf nehmen wollte,

in dem er sich selbst nicht hemmen konnte, wenn auch der Vogel noch einmal seine verführerische Stimme erheben sollte. Nichtig nahm er dann auch einen tüchtigen Anlauf und gab seinem Sprunge eine solche Kraft, daß er von dem hohen Ufer deutlich hinabflog. Aber sein Leben stand heute in einer höhern Hand, er sprang über den Fluß hinweg auf das andre Ufer und kletterte dort in's Gehölz hinein. Vor ihm aber sah wieder der Vogel Mattafräz auf einem Ast, sah ihn klug an und sang:

Ich bin der Vogel Mattafräz

Mein Nektar ist von Spiegelglas!

Mein Mutter und mein Schwesterlein

Die warten schon drei Tage dein.

Der arme lebensmüde Johannes hatte das erste und zweitemal die einsamen Worte weniger beachtet; sie waren an seinen Ohren vorbeigeklingen, wie Töne eines unbekannten Instrumentes, bei denen man keinen Sinn und Zusammenhang zu vermuthen berechtigt ist. Jetzt war das auf einmal anders, die Worte klangen so scharf und bedeutungsvoll, daß es nicht gut möglich war, sie zu hören ohne zu grübeln, was sie wohl zu bedeuten haben möchten. So grübelte auch Johannes hin und her und verfuhrte sich noch einmal die Geschichten seiner Großmutter in's Gedächtniß zu rufen; aber wie er auch sinnen mochte, er war am Ende so weise, wie im Amange. Etwas aber war gewiß: Der Vogel hatte deutlich und vernünftig gesprochen, hatte ohne alle Zweideutigkeit erzählt, wie er heisse, daß er eine Schwester, eine Mutter und ein Nest von Glas habe. Und die Schwester und die Mutter des Vogels warteten schon seit drei Tagen auf ihn. Drei Tage? Das war just so lange, als er mit den Gedanken des Selbstmordes umging! Was mochten sie ihm wollen? Woher ihn kennen? Wenn ich nur wenigstens wüßte, wo sie zu finden sind, dachte er, so könnte ich nachfragen. Es war aber gerade, als ob der Vogel Mattafräz auf diese Betrachtungen gewartet hätte, denn alsbald that er seinen Schnabel auf und sang:

Die Mutter wehnt nicht weit von hier.

Johannes kommt und lege mir!

Sogleich flog er vom Ficus herab und wandte sich dem tiefen Walde zu. Johannes schritt hinter ihm, sich manchmal bennend, ob das Alles Wahrheit oder Lüge sei. Bald gelangten sie an eine Lichtung, die sich rings um einen Fichtenberg herumflänzte, der sich wie ein Fuchsbau aus der Lärme erhob.

Mattatrasa setzte sich auf einen der gewaltigen
Eichbäume, welche den Zugang zu dem Nichten-
berge verarbeiteten und lang:

Ich bin der Vogel Mattatrasa!

Mein Nestchen ist von Spiegelglas;

Komm Jünger, schlich auf die Nichtenburg

Und laß auch den Johannes durch!

Da rutschte ein rothes Zwerglein von
einer Tanne hernieder und trampelte mit
kleinen Sprüngen den Berg hinab. Johannes
hielt den Zwerg anfangs für ein Eichhörnchen,
so klein war er: und erst, als er wahrnahm,
daß er ein vollständiges Menschengegend, Arme,
Hände und Beine hatte, kam er zu dem Schluß,
daß es doch in der That und wahrhaftig ein
Zwergengleiches in der Welt gäbe, dem doch
viele verhängte Leute widerträchen.

Der Zwerg aber that wie ein alter Be-
kannter, drückte dem Johannes die Hand und
sagte: Seit drei Tagen wartet man auf dich!
Na, 's ist gut, daß du endlich da bist! Und
als er das gesagt hatte, stopfte er dreimal
mit dem kleinen Absteig auf einen blinkenden
Kieselstein. Sodoch dachte sich ein Stück von
dem spigen Berge, mit sammt dem Kalen und
dem schlaun Nichtenbaume, der auf ihm stand,
im Kreisbogen, und vor ihnen wurde ein
Drathgitter sichtbar, welches der Zwerg öffnete
und den verblüfften Johannes hineintrieb:
auch der Vogel Mattatrasa schlüpfte durch die
Thüre. Alsbald schloß der Zwerg das Gitter
und der Berg fuhr wieder zusammen. Nun
befand sich Johannes in dem hoblen Nichten-
berge. Mit Verwunderung gewahrte er, daß
die Wände von unten bis in die hohe Spitze
mit kleinen Vogelnestern aus Spiegelglas
bedeckt waren, wovon das eine fast das andere
berührte. Aber alle diese Nester hingen nicht
unendlich durcheinander, sondern bildeten
von unten nach oben gerade Linien, so daß
das letzte, welches alle Nester schloß, wie der
Knopf einer Kuppel in der höchsten Spitze
hing. Auf diesem Kestel lag ein Vogel, roth
wie Blut, auf sieben Eiern, die wie gelbe
Glocken unter ihm lagen. Mitten in dem
Berge aber lag ein scharlachrothes Ei auf
dem Boden und ein grüner Vogel mühte sich
unablässig, es mit dem Schnabel zu erschaffen:
da es aber viel zu dick war, so drückte sich das
Ei nur immer im Kreise umher und kam nicht
von der Stelle. Dieser Vogel war Mattatrasas
Schwester, und der rothe, der auf den sieben
Eiern lag, das war seine Mutter.

Sobald die Schwester Mattatrasa und die
Mutter Mattatrasa des Johannes anstich,
wurden schrien sie beide zu gleicher Zeit:

Johannes lag der Mattatrasa

Das Ei der Mutter Mattatrasa

Schnel hinter Hand ihr auf den Kopf

Und stoß ihr dreimal längs dem Kestel.

Johannes nahm das Ei mit der linken
Hand und legte es der Mattatrasa auf den
Kopf, wo es unbeweglich, wie darauf fest-
gewachsen, liegen blieb: auch stieß er ihr
dreimal an dem Kestel vorbei und dachte,
was es nun wohl geben würde. Mattatrasa floh
sogleich zu der Spitze des Berges empor,
wo ihre Mutter Mattatrasa auf den sieben
gelblichen Eiern lag und schüttelte es ihr
zu den sieben unter die Flügel.

Johannes wurde nun vom Schale über-
mächtig und sah sich nach einem Plätzchen um,
wohin er seine Glieder legen könnte: da schüttelte
der Vogel Mattatrasa sein Glieder und es
regneten eine solche Menge Aasflüßchen her-
unter, daß es ein entsetzlicher Berg wurde,
auf dem Johannes ohne viel Aasflüßchen sich
hinlegte, die Augen umschloß und in einen
tiefen Schlaf fiel. Das war aber kein
gewöhnlicher Schlaf, denn er dauerte ohne
Unterbrechung 3 Monate Tag und Nacht.
Der Johannes aber wußte nicht, wie lange
er in den Federn gelegen hatte, als er endlich
erwachte und die Augen riß. Wie er nun zu
der Wölbung aufschauete, sah er, daß das schwar-
ze Ei auseinandergerissen und eine unablässige
Menge kleiner Vögelchen sich daraus entwickelten,
die gleich den ganzen Aasflüßchen mit auf
die Welt brachten, unter der Mutter Mattatrasa
herverflogen und sich der Reihe nach in die
Nester von Spiegelglas legten. Es waren
gerade so viel Vögel als Nester und keines
schloß über, und als der Johannes die Nester
geschloß hatte, wußte er auch genau, wie viel
Vögel aus dem rothen Ei gekommen waren.

Eine Stunde lang lag er in Betrachtungen
auf dem Aasflüßchen, schaute bald nach der
Mutter Mattatrasa, bald nach der Schwester
Mattatrasa, bald nach dem Vogel Mattatrasa,
bald nach den Vögeln in den Nestern. Als
er nun noch einmal über sich sah, da vorfanden
alle die sieben Eier mit einem Knall aussein-
ander und aus jedem kam ein purpurner
Vogel mit einem goldenen Kränzchen auf dem
Kestel. In demselben Augenblicke legte auch
jeder der übrigen Vögel ein Ei, die durch
das Spiegelglas hindurch anschauen waren,
wie eine Kugel von purtem Golde.

Nun entstand ein großer Vogeljubel in
dem hoblen Berge, alle flohen zur Kuppel
hinauf, küßten die Mutter Mattatrasa und

liebsten ihre sieben Jungen. Nach und nach wurde es düster im Berge, aber die Gier in den Hühnern glänzte auch im Dunkel.

Da rief der Vogel Mattatras:

Johannes nun isten wir alle fest.

Herrst nur immer diesen Ort.

Denn all die goldenen Eierlein

Zu jedem die zu eigen sein

Jetzt öffnete sich der Berg und die Sonnenstrahlen drangen ein wenig in das Dunkel. Johannes sah, daß die Vögel, deren Mattatras, seine Mutter und seine Schwester sich zum Abzug geeinigt hatten. Aufschriebe sich um erscholl und der Zug setzte sich in Bewegung. Sobald Mattatras durch das Draßgatter hüpfte, verwandelte er sich in einen König, der auf dem Haupte eine mit Diamanten besetzte Krone trug und in der rechten Hand einen kostbaren Scepter hielt; er strahlte über und über von Gold und glänzendem Harnisch und ritt auf einem feurigen Hapen, der sich zwischen den Ästen bäumte und in die gelbe Cantare biß, daß es knirschte. Die Mutter Mattatras hatte sich in eine alte Königin verwandelt, die auf einem sanften Feller einherritt; die Schwester Vallasas war eine strahlende Prinzessin geworden, die auf mutigem Hosen nachpfergte, daß die kostbaren Schabracken im Wind flatterten. Alle die übrigen Vögel verwandelten sich in Schwerdmänner und Lanzenträger, welche sieben junge Prinzen in der Mitte führten.

Die Reiter waren verichunden, Johannes aber starrte ihnen noch immer nach. Unendlich kam er zur Besinnung und erinnerte sich, daß er ein reicher Mann geworden war und nun sein Grund mehr verlor, sich zu tödten. Alsbald nahm er eines von den Hieren und zog es in seiner Hand, es war in der That geräthlich, und kein Zweifel an der Echtheit des Geldes konnte aufkommen. Da herrte er mit frechem Herten alle Talschen voll und ging hinaus. Der Hand der rotte Hiera, gab ihm ein kleines silbernes Hämmerchen und sprach: Wenn du Gold bedarfst, so schre an diesen Ort zurück, schlage dreimal mit dem Hammer an diesen Rieselstein und der Berg wird sich öffnen. Frage und ferche aber nie in deinem Leben nach dem, was du hier gesehen, wenn dich um Zwietmal sein Vogel Mattatras ertellen kann. Doch darfst du so viel erzählen, als dir lieb ist. Das versprach der Johannes gern.

Der Hiera war pöglisch verichunden. Johannes nahm sein Messer aus der Talsche,

wanderte heimwärts und Schnitt von Zeit zu Zeit ein Kreuz in den Stamm eines Baumes, um später den Rückweg zu dem Hühnerberge zu finden.

Als er zu Hause ankam hatte er einen langen Bart, den er erst abschneiden mußte, ehe Frau und Kinder ihn als Vater anerkennen wollten, den sie längst tot glaubten. Als er aber die goldenen Eier aus den Talschen langte und seine Geschichte erzählte, da war des Jubels kein Ende, und der Älteste Duke nannte sich aus Liebermuth Mattatras und die Tochter Vallasas und beide ritten die Mutter nicht anders als Mattatras.

Die Kunde von den goldenen Eiern verbreitete sich, wie ein Rausschrei und Groß und Klein kam dorthin, sie zu sehen. Zu der Zeit aber führte der König des Landes einen Krieg, der viel Geld und Menschen kostete, so daß die Schatzkammer leer ward. Die Reichen waren unzufrieden, daß der Krieg noch immer kein Ende nahm, denn sie mußten in ihre Talschen greifen und geben, so lange sie hatten.

Da hörte der König von dem Johannes und seinen goldenen Eiern, schickte einen Hosen an sein Haus und ließ ihn in den Ballast heilen. Johannes fürchtete sich vor dem König, weil er nie mit einem so vornehmen Manne gesprochen hatte. Der König aber war launisch, und als Johannes seine Geschichte erzählt hatte, sprach er: Johannes, geh mit deine goldenen Eier, ich lasse Geld daraus prägen, um den Krieg fortsetzen zu können; dir aber will ich Zinsen zahlen und das Geld zurücknehmen, wenn der Krieg vorüber ist.

Johannes willigte freudig ein: täglich ging er mit seinem silbernen Hammer hinaus, schlug den Kreuzen, die er in die Baumstämme geschnitten hatte und that die drei Schläge; dann öffnete sich jedesmal der Berg und Johannes schleppte, so viel er tragen konnte, nach der Königsburg, dan es ein großer Haufen wurde, über den das Herz des Königs sich erstreckte.

Da nun der Johannes durch seine goldenen Eier in der Gunst des Königs von Tag zu Tag wuchs, so reiste sich der Reich in den Herzen der Höslinge und sie schmiedeten ein Gemwelst, wie sie ihn verderben möchten. Gerade an dem Tage, wo er das letzte Reich ausgehenen, traten sie vor den König und sprachen: Der Johannes ist deiner Gunst nicht werth, denn er ist ein Dieb und ein Betrüger. Zur Zeit, als deine Schatzkammern voller Geldbaren lagen, ist er zur Nachtheil eingebrochen, hat deine Schätze gestohlen und sie

dann heimlich in goldene Eier umgeschmeltzen. Jetzt lebst du dir dein Eigenthum und siehst zum Vorne für seine Nichtwürdigkeit bei dir in höherer Gnade, als deine treuen Diener.

Als das der König hörte, ward er vernünftig, schickte den Büttel und ließ ihn in den ersten Kerker werfen und mit einer Kette an die Mauer schmieden. Da lag nun der Johannes Tag und Nacht und ärmte sich über den Unstand der Menschen und die Unbehändigkeit des Reichthums. Wer weiß, ob ihm nicht von Neuem allerlei Gesanken gesommen wären, und er sich an der Kerkermauer den Kopf eingerannt hätte, wenn nicht zu guter Stunde sich ein Trichter bei ihm eingeschunden hätte. Einmal nämlich, da er so recht von Herzen über sein Schicksal lamentirte, that sich die Mauer voneinander und das reiche Zwerglein trat herein, setzte sich auf sein Knie und sprach:

Edl' kein Weib Johannes, fass' Muth und Vertrauen, denn dein Schicksal soll sich bald zum Bessern wenden. Sieh, Könia Mattäus, den du vom Jäuber erlöst, schickt dir diesen Ring, der die geheime Kraft hat, daß er alle Fesseln löst, alle Ketten bricht und alle Mauern öffnet. Geheite ihm den Ring an den Finger und war frei.

Johannes erprete alldah die Kraft des Ringes, indem er damit seine Ketten an Armen und Hüften berührte. Sie fielen in Stücken zu Boden: er stand frei in dem niedrigen Gemölde. Vor Freude stehend berührte er nun mit seinem Ring die Mauern; auch hier that der Ring seinen Dienst, sie öffneten sich und ließen den Gesangenen hindurch. Es war Nacht: er besah sich in den königlichen Gärten. Entschlossen, sich vom Könige sein Recht zu verschaffen, schritt er auf den Ballast zu, wo die Riegel sanken und die Thüren aufsprangen. Nachdem er viele Gemäcker durchschritten, trat er in das Vorgemach des königlichen Schlafzimmers, wo den Höslingen, die ihn in's Gefängniß gebracht hatten, die Pforten oblag, zu wachen, daß sie zu jeder Stunde der Nacht um Dienste des Königes bereit wären. Aber sie adleten ihrer Pflicht nicht, sondern lagen auf den Pölkern umher und schliefen.

Johannes ging an ihnen vorüber, trat vor das Lager des Königs und sah ihm in's Angesicht. Da erwachte der König, und da er den von ihm Mißhandelten vor sich sah, dachte er, er sei gekommen, ihn zu morden.

Johannes aber sprach: Fürchte nicht, mein Fürst! Sieh, die wachen sollen, schlafen im Vorgemach. Damit mein Fürst nicht un-

bewacht den Schwertern seiner Feinde Preis gegeben sei, mußte ich meinen Kerker brechen, um statt ihrer deine Person zu beschützen.

Als das der König hörte, wurde er von Laß und Verwunderung ergriffen und sprach: Bei meiner Krone, dein Herz ist edel und einer solchen That nicht fähig! Man hat mich betrogen und listig hintergangen! Weht hat man dich betrogen und mich fälschlich angeklagt, antwortete er: aber willst du mir gnädig sein, so ziehe mit sammt deinen Höslingen morgen bei Tagesanbruch mit mir hinaus in den Wald und ich will dir den Berg zeigen, wo ich meine Schätze geholt habe. Fürstest du dann meine Worte nicht wahr, so magst du mir thun, wie einem Dieb und Mörder.

Raum dämmerte der Morgen, so befahl der König seinen Höslingen, aufzustehen, um zu dem Wunderberge zu gehen. Der König ritt mit Johannes voraus, immer den Kreuzen nach: die Höslinge folgten in großer Erwartung. Endlich bahnten sie die hohen Fichtenbäume erreicht, flogen ab und banden ihre Pferde im Gebüsch fest. Johannes schlug mit seinem übernen Hammer dreimal auf den blinsenden Felsstein und der Berg öffnete sich wie träuer. Alle traten ein und gelangten in den innern Raum mit Hades. In Aller Erschauern fand sich Johannes Ausgange bewahrt: noch lag der Ackerbau auf den Wänden und — verwüdet sich selbst Johannes runderete — in jedem Acker wieder ein goldenes Ei.

Der König umarmte ihn vor den bösen Höslingen und trat mit ihm aus dem Berge: viele aber blieben noch zurück und fielen über die Reiter her. Jeder wollte so viel mit schleppen, als er konnte: darüber gerietten sie in Streit und biden um sich, daß die Reiter von den Wänden herabstürzten und auf dem Boden verbrachen. Da geschah aber etwas, was sie nicht erwartet hatten: Mit der ersten Zeder, die zu Boden fiel, schloß sich der Berg und drinnen entstand eine schreckliche Scene: Die Raumtiedern auf dem Ausbuden belebten sich und eine jeds wurde in einem Geier, der über die Weltgerigen her fiel und sie verschluckte.

Das Getümmel des Kampfes, das Schmerz, geschied der Höslinge drana bis draußen vor den Berg. Johannes, von Mitleiden ergriffen, wollte ihnen zu Hülfe kommen: darum schlug er mit dem Hammer auf den Felsstein: aber er brach wie Spreu entzwei und schnellte wie ein abgekochter Weiz über die Spitze des Berges.

Eine Weile hörte man noch das Kampf-
getümmel und Geschrei, dann bedeckte die Erde
und der Berg mit seinen Fichten kürzte unter
furchtbaren Donner zusammen.

Der König aber machte Johannes zu
seinem Schatzmeister, erhob ihn in den Adel-
stand, und zahlte ihm später alles auf Heller
und Pfennig zurück.

Der Perrückenmacher.

Von Fabricius.

Einſtens lebte in Flandern ein Perrücken-
macher, der wegen seiner Arbeit weit und breit
in der Gegend berühmt war, und gar viel
Geld verdiente. Je reicher aber der Perrücken-
macher wurde, je mehr dürstete ihn nach Geld!

Nun kam eines Tages ein Fremder zu ihm
und verlangte, ob man ihm binnen acht Tagen
hundert Perrücken machen könne.

„Hundert Perrücken binnen acht Tagen!“
sagte der Meister, „das geht wahrhaftig nicht!“

„Nun, so will ich zu einem andern Meister
gehen,“ sprach der Fremde und wollte sich
entfernen.

„Haltet ein!“ rief nun der Perrücken-
macher, der eine solche Gelegenheit, viel Geld zu
verdienen nicht ungenutzt vorbeiziehen lassen
wollte, „ich will Euch die Hundert liefern!“

„Bedenket wohl, was Ihr sagt,“ entgegnete
der Fremde, „denn liefert Ihr mir die Perrücken
nicht zur sechzigsten Stunde, so sollt Ihr mir
tausend Gulden als Entschädigung zahlen!“
Seid Ihr aber zur Zeit fertig, so empfanget Ihr
von mir für Eure Mühe zweitausend Gulden.“

Les Handels wurden die Beiden einig und
der Fremde entfernte sich.

Da fing nun der Perrückenmacher mit
seinem Gesellen an Tag und Nacht zu arbeiten,
doch als der siebenste Tag anbrach waren erst
zwanzig Perrücken fertig. Nun ward es dem
Meister schlimm zu Mute, denn er dachte an
die tausend Gulden; doch sein Geselle sprach:

„Meister, ich weiß ein Mittel Euch zu
helfen! So Ihr mir zum Lohn Euer Fächer-
lein zum Weibe gebt, will ich die fehlenden
Perrücken bis Morgen schaffen!“

„Wie wolltest Du das machen?“ rief der
Meister.

„Das ist meine Sache!“ entgegnete der
Geselle, „sagt kurzweg, gebt Ihr auf meinen
Vorschlag ein, Ja oder Nein!“

„Nun meinestwegen!“ sagte der Meister,
„wenn Du mir bis Morgen die achzig Stüd-

Perrücken machst, sollst Du meine Tochter
haben!“

Der Geselle ging nun nach dem Abendbrot
hinauf in seine Kammer, und bat den Meister,
sich rubig zu Weile zu legen!

Tiefen aber plagte die Neugierde; er schlich
hinauf bis an die Kammer, und schaute durch
eine Ritze in der Thüre.

Da sah er seinen Gesellen, der stand mitten
in der Stube, und rief dreimal:

„Herbei Ihr kleinen Zwerglein, Ihr sollt
Euch hier beisehen!“

Und emsig schaffen bis zum Tag, wie's Euch
die Her wird beisehen!“

Da kamen durch das Fenster gar viele
kleine Männlein geflogen, und fingen an zu
schaffen und zu arbeiten, daß nach einer halben
Stunde die Perrücken fertig waren. Der Ge-
selle legte sich rubig auf's Ohr und schlief bis
zum hellen Morgen. Als er nun die Perrücken
herunter brachte zum Meister, that dieser sehr
erstaunt.

„Nun gebt mir Euer Fächerlein!“ sagte
der Geselle. „Dass ich ein Narr wäre,“ erwie-
derte der Meister, „kannst Dich Deiner Wege
schweren, ich kann nun Perrücken machen trotz
Dir!“

Da ging der Geselle traurig weg. Der
Fremde holte selbigen Tages die Perrücken und
bestellte noch hundert Andere unter derselben
Bedingung.

Der Meister ging den Vorschlag ein, stellte
sich Abends in seine Kammer und rief:

„Herbei Ihr kleinen Zwerglein, Ihr sollt
Euch hier beisehen!“

Und emsig schaffen bis zum Tag, wie's Euch
die Her wird beisehen!“

Da kamen nun wirklich die kleinen Männ-
lein, aber jedes von ihnen mit einem tüchtigen
Knüttel, und da fingen sie an unbarmherzig
auf den Meister loszubauen.

Der aber jammerte: „Hört auf! so war's
nicht gemeint!“

Die Zwerglein aber lachten: „So hat's und die Hec gegeben! — und prägelten nader drauf los.“

„Am Gotteswillen,“ schrie der Meister, „was muß ich denn thun, um Euch los zu werden, ich halt's ja nicht mehr aus.“

„Du mußt Deine Tochter dem Gesellen geben, wie Du's versprochen hast,“ lachten die Männlein und prägelten immer härter, daß die Knüppel entweiß brachen auf der Schulter des Meisters. „Unten steht der Geselle vor dem Hause und ist gar betrübt!“

„Von Herzen gern,“ schrie der Meister. „Ich will — aus! — ja gerne alles — aus! aus! — thun was Ihr wollt!“

Da riefen die Zwerglein den Gesellen herauf, und der Meister gab ihm die Hand seiner Tochter! Darüber ward der sehr veranußt, und nun lebten sie zusammen bis an ihr Ende, und wurden gar reich, denn die Hec beschützte den ehemaligen Gesellen immerfort, weil er ein braver Mensch war und blieb, bis an seinen Tod!

Wie Pappeln geschoren werden.

Marchen von R. Becker.

Eine Gemeinde in der Gifel hatte viele Pappeln um einen Weiber herum stehen, welche alljährlich geschoren wurden. Als die Zeit dazu nun wieder gekommen war, kamen die Bauern überein, daß Einige auf einen Baum steigen sollten, von welchen der Erste sich an den Gipfel des Baumes hänge, der Zweite aber an den

Ersten und so weiter, bis das sich der biegsame Baum zur Erde berge, wo dann die Lebigen ihn bequem scheren könnten. Als nun mehrere an dem Baume hingen, sprach der oberste: Haltet fest, ich muß einmal in die Hände spielen. Plumps lagen sie alle im Weiber und die Pappeln blieben ungeschoren.

Falkenberg.

Eine heilige Sage von Fabricius.

Nicht weit von Jannement in einer wüsten Gegend erhebt sich hoch in die Welsen die Ruine Falkenberg. Aus der wandernde Bauer an dieser Gegend vorüber, so beschleunigt er seine Schritte, ein Gebet vor sich hin murmelnd: denn nächtliche Wandrer wollen in jenen Ruinen gar schlagliche Löhne vernehmen, und gar Seltsames dort gesehen haben. Die Sage erzählt über jene Ruine folgendes:

Im Jahre 1400 lebte auf diesem Schlosse die edle Frau von Falkenberg mit ihren beiden Söhnen Renigald und Robert, der erstere ein frommer, sanfter Jüngling, der zweite ein rauher und wüster Geselle! Beide aber gleich geschickt in der Handhabung der Waffen!

Der Graf von Clerve hatte damals ein großes Turnier ausgeschrieben, in welchem die beiden Brüder Sieger geblieben waren, und Beide hatten die Freie aus der Hand der schönen Gostfriede, des Grafen Tochter, empfangen.

Auf dem Heimwege ritten die beiden Brüder die lange nebeneinander und sprachen manches Wort über die junge Gräfin! Besonders war dieses von Zeiten Renigalds der Fall, der mit seltener Verehrtheit die Reize Gostfriedens schätzte. Doch Robert fiel ihm in die Rede und sagte:

Ich bin der Ältere und verlange darum, daß du mir nachsehest, denn ich bin gereit um die schöne Gostfriede in Monatsfrist zu freien.

Renigald entgegnete sanft: So sie dich mit verliebt, will ich gerne zurück stehen, denn ich will kein Weib, das mich nicht von Herzen liebt. Wir wollen die Entscheidung in ihre Hände legen!

Robert erklärte sich mit diesem Vorschlage einverstanden, weil er innerlich überzeugt war, seinen Bruder zu verdrängen.

Nach vier Wochen ritten die Brüder in großem Aufzuge, gefolgt von allen ihren Man-

nen nach Gleebe zum Grafen, und erklärten ihm, daß Beide die Tochter liebten, und der Graf zwischen ihnen entscheiden sollte.

Ihr seid mir Beide lieb und werth, antwortete der Graf, doch liegt die gewünschte Entscheidung nur in den Händen meiner Tochter. Bleibet Beide auf meinem Schlosse und Verjenige, welchem es gelingt die Liebe meiner Tochter zu erwerben, sei mir als Schwieger, sehr willkommen!

Lange verweilten die Brüder im gräßlichen Schlosse: Robert bot Alles auf, die Liebe der Gräfin zu erwerben, doch sah er allubald, daß seine Bemühungen vergebens waren, und die Gräfin ihm seinen Bruder Kenigald vorzog.

In Roberts Zanterem lechzte es, als Kenigald zu ihm ins Zimmer trat: Kenigald hielt seinem Bruder die Hand hin, doch dicker schloß nicht ein, sondern rief:

Weiß ichon was du mir zu sagen hast, hast das Läubchen fürte gemacht?

Ja Bruder Robert, erwiderte Kenigald, Gottfriede liebt mich, doch hoff ich, es soll uns nicht entweichen! Gähne sie dich voranzogen, so würde ich die ein guter Bruder geblieben sein, ich hoffe du wirst mir auch ein guter Bruder bleiben.

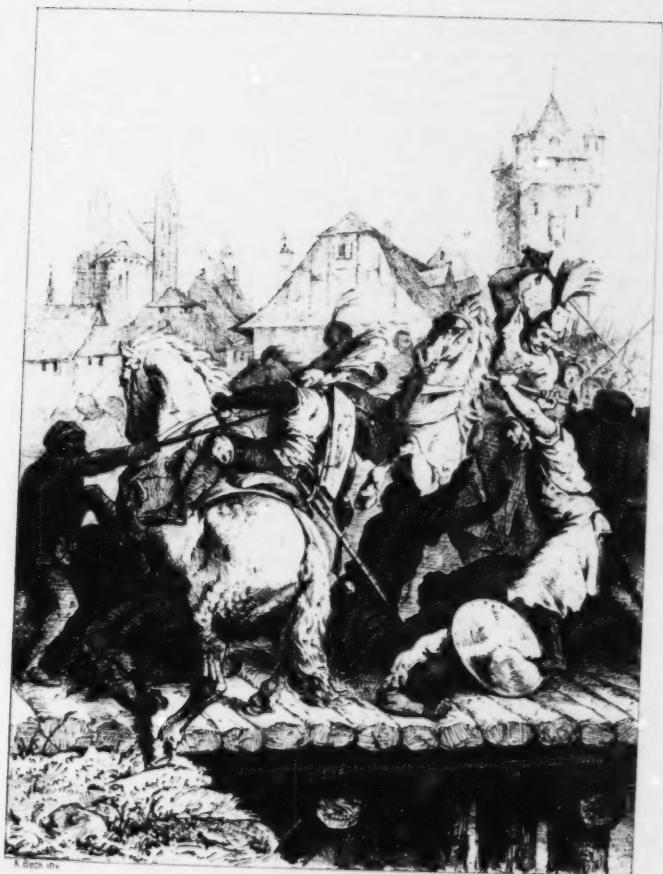
Guter Bruder hin! guter Bruder her! rief Robert, wünsche dir viel Glück, im Uebrigen Gott befehlen.

So weißt du nicht auf meiner Hochzeit bleiben? rief Kenigald, den Bruder beim Arm erfassend. Doch Robert stürzte ohne alle Antwort zur Thüre hinaus, warf sich auf sein Ross und ritt auf und davon!

In Gottes Namen denn! dachte Kenigald! Endlich kam der fühlliche Tag der Hochzeit, und Kenigald führte seine liebe Gattin heim nach Falkenberg! Kaum jedoch hatten sich die Gatten zu Bette begeben, da rasselte es im Zimmer! Kenigald wollte aufspringen, da sank er von einem Felsce getroffen zu Boden: in demselben Augenblicke erlöste ein herzersehnender Schrei durch das Zimmer! Trotz der tödtlichen Wunde sprang Kenigald auf, und der Mord, der eben ins Zimmer schen, zeigte ihm seine Gattin in ihrem Blute schwimmend auf dem Lager! Zugleich gewahrte Kenigald eine dunkle Gestalt, welche die Thüre des Zimmers zu erreichen suchte! Seine ganze Kraft zusammen nehmend, stürzte sich Kenigald auf den Mörder! Ein furchtbarer Kampf entspann sich, doch mit Riesenkraft erfasste Kenigald den Mörder und presste ihm die Gurgel zusammen! Da beschien auch der Mord das Antlitz seines Gegners und als er in ihm seinen Bruder erkannte, steigerte sich Kenigalds Wuth noch mehr! Mit der letzten Lebenskraft sagte er Robert, schenkte ihm durch das Fenster hinab in den Abgrund, und brach dann selbst sterbend zusammen.

Am anderen Morgen fand man die drei Leichen, und die alte edle Frau von Falkenberg ließ sie in eine Gruft senken, ging ins Kloster und ließ die einst so stolze Burg von Falkenberg abreißen.

Das ist die Sage von Falkenberg: die in der Nähe wohnenden Bauern fügen hinzu, daß noch heute der Mörder seine Ruhe im Grabe gefunden, sondern bei nächstlicher Zeit durch die Ruinen schleiche unter entseßlichem Weh' geklage.



Speier
(Hist. Sage von Ellen.)

Die Errettung der Stadt Spier.

Historische Sage von Ellen.

Es ist schon öfter vorgekommen, daß die Geschichte den Namen eines niederträchtigen Verräthers aufbewahrt und den eines Ehrenmannes vergessen hat. Ein solcher Verräther war Berthold Fuchs, seiner Zeit Bürgermeister der alten Stadt Spier und ein gar reicher und mächtiger Herr, und ein solcher Ehrenmann war ein armer Bauer, der in der Vermarkung von Speier ein bescheidenes, arbeitssames Leben in der Stille führte, ungelannt und ungenannt war, aber ein treues deutsches Herz in der Brust trug.

Ich will die Sage erzählen, wie sie uns von einem Dichter, der mit Fleiß den alten Geschichten unseres Volkes nachsorget, berichtet worden ist, Idermänniglich, dem Verrath ein Grauel und treuer Sinn für das gemeinsame Beste eine Freude ist, zu Ruh und Frommen.

Vor langen Jahren, als die Ritter und Herren noch gemaltig im Lande hausten und es für ihr Gottesrecht hielten, von dem Schweiß der Bauern und dem Fleiß der Städter sich in arger Eufz gütlich zu thun, hatten sie Fehde mit der guten Stadt Spier, in der Handel und Wandel blühte, und gedachten, wie sie sich ihrer demächtigen könnten, sie ausplündern und unsäbar machen.

Krieger machen es nicht anders, aber dazumal hieß solcheslei Unwesen ritterlich Werk und war hochangesehen.

Anschläge mancher Art waren schon von ihnen angesetzt, um die Stadt zu überumpeln, aber Spier hatte gute Mauern und Gräben und die Bürger waren auf ihrer Hut, also daß die Anschläge immer vereitelt wurden.

Es gelang es ihnen endlich, den Bürgermeister Berthold Fuchs, der zu einem adlichen Geschlechte gehörte, aber selbst sich aus der

Reihe adlich gekünnter Männer ausgestrichen hat, auf ihre Seite zu bringen. Sie baten ihm Geld und Ehren jeder Art versprochen, wenn er behüßlich wäre, daß sie in Spier eindringen, und von der Deute sollte er ein gutes Theil dazu haben.

Geld und weltliche Ehren vermögen Viel und so gab denn auch Berthold Fuchs dem Ritters Wort und Zusage, daß sie sich Speiers sollten demächtigen können.

Er suchte also die Verhöf der Bürger einzuschläfern und befohle die Ritter mit ihren Reihgen an einem gewissen Tage, an den Grenzmarken Speiers heimlich sich einzustellen, dann wolle er selbst heimlich und sie nach der undersachten Stadt führen.

So geschah es. Von verschiedenen Seiten her ritten die Herren mit ihrem Aufseß und Knechten an die bezeichnete Stelle im Walde, wo es einsam und undereiten war, und hielten das Verhöf für sicher actua, also daß sie schon glaubten, baldigst Meister von Spier zu sein, und die Trinkschöner munter herumgehen ließen.

Das Zusammenreiten und Jubiliren in Waffen, mitten im Walde, hatte aber ein Bauer bemerkt und es war ihm wunderbar vorgekommen, also daß er Verdacht schöpfte. Wachte sich also mit seinen Söhnen in der Nähe zu thun und wartete ab, was weiter passieren möchte.

Und richtig, nach einigen Stunden sah er auch Herrn Berthold Fuchs, den er als Bürgermeister von Spier wohl kannte, auf einem Seitenpferdchen plöglich heranbringen und war nicht wenig überrascht, zu sehen, daß die Ritter den Bürgermeister der ihnen verhassten Stadt so gar dertlich willkommen hießen.

Lauschte also und vernahm den neuen Anschlag, daß die Ritter in der Dunkelheit sich der Stadt bemächtigen sollten, und wurde der Verrätherei inne und erboß in seinem Herzen. Sofort gedachte er, in der Stadt Kunde zu geben, daß man sich wehren könne, führte seine Eliere etwas abseits, daß man ihn nicht vermessen möge, falls er beobachtet wäre, und lief dann, so schnell ihn seine Beine tragen mochten, nach der Stadt zu.

Der Weg war aber heiß und die Sonne brannte, daß ihm bald der Schweiß vom ganzen Körper herabließ. Aber er lief und lief, als wolle er mit seinem Schweiß in die Wette laufen. Herzlopfen und Nilsstehen, Durst und Hunger, Nichts scheute er, denn es stand als heilige Pflicht vor seiner Seele, die gute Stadt zu retten. Auch bedachte er, daß nur er der Retter werden könne. Denn weit und breit traf er Niemanden, dem er die Verrätherei getrost hätte offenbaren dürfen.

Endlich erreichte er die Stadt und stürzte auf den Pförtner des Thores zu, dem er athemlos und nur mit wenigen Worten sagen konnte, welches Unheil die Stadt bedrohe.

Schnell wurden Glocken und Trommeln gerührt, alle wehrfähige Mannschaft zusammengerufen, die Thore wurden verrammelt, Wacht-

posten ausgestellt und also die Gefahr voll Gott- und Selbstvertrauen erwartet.

Die Ritter zögerten nicht. Wie ein Donnerwetter stürmten sie mit andröhnender Nacht auf die Stadt los, der Bürgermeister Berthold Fuchs unter ihnen, aber wie wurden sie getödtet. Woblbewaffnet, stürzten ihnen die tapferen Bürger entgegen, Speiß und Schweret wurden wader geführt, wie vordem Zimmerart und Mauerfelle, und besonders auf der Brücke gab es einen Kampf, blutig und grausam, so daß Ritter- und Bürgerblut durcheinander in Strömen floss.

Aber die Bürger blieben siegreich. Mit viel Verlust mußten sich endlich die Ritter zurückziehen; nur der verruchte Berthold Fuchs zog nicht mit ihnen, denn die Bürger hatten ihn gefangen genommen, führten ihn in die Stadt, und während er früher auf dem Bürgermeisterstuhle gethront hatte, wurde ihm jetzt in einem Verließ ein Kläpchen angewiesen und bald der Proceß gemacht.

Der redliche Bauer hat aber seinen Lohn im Himmel geerndet, denn kurz nachdem er dem Pförtner die Gefahr gemeldet hatte, versprang ihm ein edles Gefäß in der Brust und ein Blutsturz machte seinem Leben ein Ende. Sein Gedächtniß aber hielten die Bürger hoch in Ehren.

Märchen und Sagen.

Inhalts-Verzeichniß.

Titelblatt illustriert von Prof. C. Schüren.

	Seite		Seite
Udant ist der Welt Vahn von Ludwig Besch- lein, illustriert von A. Schöner	1	Als und Biankose von Ellen, illustriert von Edu. May	75
Die drei Prinzessinnen von R. Hoder, illustriert von B. Dauter	6	Das Marmorstück von W. Herchenbach	85
Der Teufelsbaum von W. Herchenbach	9	Die geschlozene Kammerleber von Dr. J. R. Vogl	91
Leinewebers Büßheim von W. Albert	13	Die Geschichte vom starken Hamms von R. Hoder	93
Herzog Heinrich und sein Löwe von Ellen	22	Der betrogene Teufel von Fabricius	94
Biankürchen von Dr. J. R. Vogl	25	Motel-Sagen:	
Sage von der 'Lidianshöhle' im Zellerthale	22	4. Das Korn auf dem Speicher. 5. Die Teufelskirche. 6. Der Helsenahmen.	96
Der wunderbare Teufel von H. Becker, illu- striert von A. Beck	32	Schneider und König von Fr. Ledrecht, illu- striert von C. Heimer	97
Kaiser Rothbart von Ellen	36	Herr Claf von Amara George, illustriert von J. W. Wallander	110
Ein Märchen von zwei Brüdern von Ludwig Beschlein, illustriert von C. Heimer	41	Motel-Sagen:	
Die Postkote und der Fiennig von W. Herchen- bach	42	7. St. Nicolau. 8. Die Glode von Gohem. Der Rieft Ruth von Ludw. Beschlein	120 121
Motel-Sagen von R. Hoder:		Die beiden Musikanten von W. Albert, illu- striert von J. B. Soderlans	126
1. Das weiße Täubchen	47	Die drei Königskinder von Theod. Colshorn	136
2. Das Merckstein	48	Die böse Schusterfrau von Fabricius	138
3. Die Kirche zu Weinhausen	48	Die Goldmisset von W. Herchenbach, illustriert von C. Hansen	139
Der Almpuz von Ludw. Beschlein, illustriert von C. Hansen	49	Der wunderbare Kläger von Theod. Colshorn	144
Hans Jörg, der Kesselfüßler von W. Albert	56	Prinzessin Rutha von Fr. Ledrecht	145
Die beiden Fudel von Fabricius	69	Der Zieferbader von Ammerpen von Fabricius	153
Der Sucht und der Windhund von Theodor Colshorn, illustriert von C. Hoffer	71	Das Mädchen vom Zee von W. Herchenbach, illustriert von C. Sackmiller	155
Die himmlische Note von Ludw. Beschlein, illustriert von J. Sey	73	Tannee von Ludw. Beschlein	160
		Annerle von Auguste Tenhacff	161

	Seite
Der verlorne Hammer von Friedr. Voigt, illustirt von L. Pesl	165
Das Märchen von der neugierigen Nagd von Fabricius	167
Die Siegel von A. Hoder	168
Orient und Beatrix von Ellen	169
Das schöne Concert von Gust. Süss, mit Illustration von G. See	187
Die Jägerfrau von Theobald	190
Der entlaufene Fasnachtsbrat von A. Hoder	192
Die Gründung von Antwerpen von Fabricius	192
Elfenmärchen von Katharina Diez	198
König Michel von B. Herchenbach	206
Die Waldräuberin von E. Schrein	208
Die vier Brüder von Zingerle	209
Des Leufels Gevatter von Fr. Fedbrecht, illustirt von O. Süssner	211
Die schlauen Jünger und der böse Müller von Fabricius	214
Das Todtenköpflein von Zingerle, illustirt von A. Oppenheim	215
Wie es einmal sieben Hegen ergangen ist von Fabricius	216

	Seite
Der Schwabenritter von Ellen, illustirt von J. Sey	217
Der rotke Christian von B. Albert	227
Kose-Marie von B. Herchenbach	236
St. Martin im Stalle von A. Hoder, illustirt von A. Oppenheim	240
Peter Dimringer von Staufenberg von Ellen	241
Die Kose vom Ziegenhof von B. Herchenbach, illustirt von J. W. Walander	252
Der Ring des Altes von A. Kaufmann	258
Rautjardin von Fabricius	259
Die Erbsenmädchen von B. Herchenbach, illustirt von A. Oppenheim	260
Die Weismacht von Auguste Lenhaeff	265
Die wunderbare Feige von B. Herchenbach	267
Die verlorne Prinzessin von E. Schrein, illustirt von J. Sey	272
Der Vogel Kattafsch von B. Herchenbach	277
Der Ferkelmacher von Fabricius	282
Wie Pappeln geichoren worden von A. Hoder	283
Hallenberg von Fabricius	283
Speier, historische Sagen von Ellen, illustirt von L. Pesl	285

EINZUGS-GRUSS

DEN HOHEN

VERMÄHLTEN.

28. OCTOBER 1858.

MEININGEN.

Heil EUCH! Wir hören Geisterstimmen tönen,
Die weihend segnen EUERN Bund, den schönen
Mit heiligen Grüssen der Unsterblichkeit.
GEORG, LUISE ELEONORE blicken
Hernieder mit der Seligen Entzücken
Und sehn verjüngt den eigenen Bund erneut.

EX FLAMMIS ORIOR.

Zwei Herzen die sich, Gott-erkoren, fanden,
Erneu'n die Einung liebender Verwandten,
Die beiden Häusern junges Glück enthält.
Das alte Phönixwort ist wahr geworden.
Und wiederhallt in feiernden Accorden,
Und ÄLTERNWONNE sieht es schön erfüllt:

EX FLAMMIS ORIOR.

VERKLÄRTE schauen aus den lichten Zonen
Des Vaterreichs, wo gute Engel wohnen,
Und stimmen in den frohen Zuruf ein:
In unsern Ruf, mit dem EUCH wir begrüßen, —
Des Leides Schmerz-Erinnerung zu versüssen,
Zur Perle jede Thräne EUCH zu weihn.

EX FLAMMIS ORIOR.

Für manches Herz wird Prüfung auserkoren,
Doch wird auch Läuterung aus Schmerz geboren,
Und ächtes Gold bewährt sich in der Gluth.
Verjüngte Liebe heilt die frühen Wunden,
Von milder Hand des Ewigen verbunden,
Und ruft mit neuerwachtem Lebensmuth:

EX FLAMMIS ORIOR.

Je treuer wir am TREUBEWÄHRTEN hangen,
So froher wir mit innigem Verlangen
Dem Stern von EUREM Glück entgegenseh'n.
In alter Treue bleiben wir ergeben,
Und Freude darf gewinnen frisches Leben,
Und phönixgleich hervor aus Flammen geh'n.

EX FLAMMIS ORIOR.

EUCH grüsst der Jubel eines schönen Landes;
Hoch freuet sich des neugeschlungenen Bandes
Ein biederer Volk, das deutsch und treu gesinnt.
Und Alle flehen zu dem Quell der Gnade,
Dass IHR, den ÄLTERN gleich, auch EUREM Pfade
Den Segen Gottes fort und fort gewinnt!

EX FLAMMIS ORIOR.

Das walte GOTT! Und Heil EUCH, Heil und Segen!
Bringt Liebe mit, denn Liebe kommt entgegen
Mit lauterer Lohr flammendem Erguss.
Gesegnet sei das heilige Band, das neue!
Seid hochbeglückt durch LIEBE, seid's durch TREUE,
Und HOFFNUNG bring' EUCH ihren Phönixgruss:

EX FLAMMIS ORIOR.

Ludwig Bechstein.